

Herbstabende und Winternächte.

Gespräche

über

Deutsche Dichtungen und Dichter.

Von

Ludwig Ettmüller.

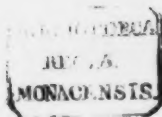
Erster Band.

Achtes bis zwölftes Jahrhundert.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1865.



Frauen

Mathilde Wesendonck

freundlich gewidmet.

NO. 101740
1915
JAN 10
1915



Vorberathung.

Da wäre ich denn, meine Gnädigste, sagte Freiherr Wilmar von Hausen zur Gräfin Irmgard in das Zimmer tretend und die ihm mit einem freundlichen Lächeln von ihr entgegengestreckte Hand küssend, da wäre ich also, um Ihre Befehle in Empfang zu nehmen. Aber das muß ich sagen, ein ganz besonderes Gelüste haben Sie da wieder einmal bekommen, meine wunderfame Freundin. Sie wollen laut Ihrem Briefe für diesen Herbst und Winter auf Forstede gelehrte Abendgespräche veranstalten, um, wie Sie sich bescheiden ausdrücken, die Werke unserer Dichter, der ältern und ältesten wie der neuern und neuesten, etwas genauer kennen zu lernen, als Sie dieß bis jetzt vermochten. Beim heiligen Hugbert! ich fürchte fast, Sie gedenken in die höchst ehrenwerthe Zunft der Mäusstrümpfe zu treten. Statt hoch zu Roffe an unseren gesegneten Jagden Theil zu nehmen und Ihre Wangen durch die frische Luft des Forstes höher färben zu lassen, wollen Sie vermittelst Tinte und Papier zierliche Herren und Frauen hervorbringen und das Buchverzeichnis der Leipziger Messe mit anschwellen helfen. Oder täusche ich mich, meine Gnädigste?

Ja, mein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, da täuschen Sie sich wirklich, wenn Sie dergleichen zu glauben geruhen, erwiderte Irmgard, den Freiherrn zum Sopha führend und neben ihm sich niederlassend. Beruhigen Sie sich nur! Ich will weder geistliche Schauspiele schreiben, wie die selige Nonne Frothsweith zu Sandersheim, die Michte Kaiser Otto's des Ersten, noch sehr irdische Romane, wie die erlauchte Gräfin Hahnshahn, die, weil sie so fleißig

literarische Eier legt, eigentlich wohl Hennehenne oder Huhnshuhn heißen sollte; weder heideudufende Romanezen und Balladen dichten, wie die Drosche-Hälschhoff, noch sehnüchtige Rondscheinslieder singen wie — Sie wissen schon, wen ich im Sinne habe — obwohl ich den Frauen den Männern gegenüber das Recht und die Befugniß zu dichten und zu schriftstellern gewahrt wissen will. Nein, da beruhigen Sie sich nur; dieser Ehrgeiz liegt nicht in meinem Herzen. Aber der Meinung bin ich, daß jede Frau, die auf etwas Höheres als auf die Herrschaft in der Küche und am Theetische Anspruch macht, kurz die mit Recht zu den Gebildeten zählen will, auch noch etwas mehr wissen sollte, als was man heute zu speisen habe, wenn man gestern das oder jenes genossen hat, und daß sie etwas mehr kennen sollte, als die literarischen Klütben und Grashalme des Tages, und mehr gelesen haben, als Schiller und Goethe, Friedrich Richter und Rückert. Daß ich es Ihnen also ganz einfach und kurz sage: mein Streben geht einzig dahin, mich mit den Werken der hervorragenden Geister unseres Volkes in alter und neuer Zeit etwas gründlicher, als dieß gewöhnlich geschieht, bekannt zu machen, und dieß zwar auf die bequemste Weise. Bequem einmal müssen wir Frauen dieß billig haben. Und dazu habe ich mir folgenden Plan ausgedacht, wenn sie die Güte haben wollen, mir geduldig zuzuhören. Aber entschuldigen Sie mich, werther Freund, wenn das mir Wichtige mich einen Augenblick das Ihnen jetzt vor allem Nöthige vergessen ließ. Der Morgenritt wird Ihre „Begierde der Speis“ und des Trankes,“ wie begreiflich ist, erregt haben; erlauben Sie mir also zuvor diese zu stillen. Mein Oheim kam soeben von seinem Feldgange zurück, den er, wie Sie wissen, jeden Morgen macht, und es wird ihn freuen, wenn Sie ihm beim Frühstück Gesellschaft leisten wollen. Nachher können wir dort oder hier die Behandlung unseres Gegenstandes weiter führen. Sie werden auch sonst noch einige Bekannte am Tische antreffen, die seit den letzten Tagen auf unserer alten Burg sich einstellten, um den Winter mit uns in Gemüthlichkeit, so gut es gehen mag, zuzubringen. Und das ist für meinen Zweck sehr förderlich, folglich mir sehr angenehm.

Mit einer Verbeugung reichte Gräfin Irmgard dem Freiherrn ihren Arm und führte ihn aus ihrem traulichen Erkerstübchen im südlichen Thurne nach dem eine Treppe tiefer liegenden Speisessaale, wo sie mehrere Frauen und Herren bereits um einen runden Tisch gereiht antrafen.

Da wir mit allen, welche den heiteren Kreis um den Tisch herum bildeten, später in nähere Verührung kommen, so wird es gut sein, wenn wir schon jetzt ihre vorläufige Bekanntschaft zu machen suchen. Sämmtliche Glieder der Tischgesellschaft waren näher oder ferner mit einander verwandt, wie sich schon aus dem traulichen, zwanglosen Wesen, das an dem Tische herrschte, schließen ließ. Der Thüre gegenüber, auf einem Armstuhle, dessen hohe, braun gebeizte Lehne in Spitzbogenstul zierlich geschnitten war, saß der alte Graf Anshelm von Hünenberg, der Oheim der Gräfin Irmgard, ein Mann, der sich sehr wohl erhalten hatte, obwohl er den siebenziger Jahren nahe war. Sein leichtgeröthetes Antlitz ward von schneeweißem, in halblangen Locken getragensem Haupthaare und dichtem weißem Barte noch mehr hervorgehoben. Trotz seines Alters war seine Gestalt stramm und aufrecht und lebhaft leuchteten seine blauen Augen, sobald er an einen der Mahlgenossen das Wort richtete. Er hatte die hohe Schule zu Heidelberg und Göttingen besucht, sich zwar daselbst keiner der sogenannten Fachwissenschaften hingegeben, wohl aber sehr verschiedenartige Vorlesungen über mannigfaltige Gegenstände mit reger Theilnahme und deßhalb auch mit großem Gewinne gehört, darauf bis zum Rückzuge der Franzosen aus Rußland in stiller Zurückgezogenheit auf seiner Stammburg gelebt und dann als einer der ersten den Lüpowschen Jägern sich angeschlossen. Nach dem Frieden, den auch er durch sein Blut mit erkauft hatte, hielt er sich eine Reihe von Jahren in der Hauptstadt des Landes auf, in hoffnungsvoller Erwartung der Dinge, die da versprochener Maßen kommen sollten, aber mit wenig befriedigter Wahrnehmung der Dinge, die da wirklich kamen. In Staatsdienst trat er nicht, obwohl man ihm verschiedene und glänzende Anerbietungen machte. Im Jahr 1818 hatte er sich mit seiner Base, einer Schwester der jetzt an seiner

Seite sitzenden Frau von Teufenstein vermählt, seine ebenso geistreiche wie schöne Gemahlin aber im ersten Kindbette verloren, worauf er sich mit dem ihm von ihr geborenen Sohne auf seine Stammburg zurückzog, um, durch nichts gestört, einzig der Erziehung des Kindes und der Erinnerung an die Dahingesehene leben zu können.

Sein Sohn war zu einem kräftigen jungen Manne herangewachsen und in diesem Augenblicke zur Vollendung seiner Bildung auf einer Reise durch Skandinavien begriffen, von der man ihn jedoch in nächster Zeit zurück erwartete. Italien und Frankreich hatte er früher bereist; jetzt kam es ihm darauf an, germanische Sitte und Lebensweise in ihrer ungetrübten Entwidlung kennen zu lernen.

Dem alten Grafen zur Seite saß, wie eben bemerkt ward, seine Schwägerin, die verwittwete Freiin von Teufenstein, eine Frau von sechszig Jahren, die noch deutliche Spuren einstiger hoher Schönheit an sich trug. Geist, zugleich aber auch große Gutmüthigkeit sahen ihr aus den Augen. Sie waltete hier als eigentliche Frau vom Hause und übte mit ruhiger Milde und Gelassenheit alle Pflichten einer solchen, das Große und das Kleine mit gleicher Liebe umfassend, während ihre Nichte, die Gräfin Irmgard, sich, wenn es anging, gern von den kleinen Lasten des Tages freimachte, um sich ihrer Neigung zu geistiger Beschäftigung ungestörter hingeben zu können. So lange ihr Gemahl lebte, der in österreichischen Kriegsdiensten stand, war sie ihm von einer Stadt zur andern gefolgt, und so eigentlich niemals und nirgends recht heimisch geworden. Um so wohler that es ihr, jetzt endlich eine bleibende Heimath gefunden zu haben, da sie für feste Heimathlichkeit von jeher große Neigung hatte, und das Stätige, wenn auch Beschränkte dem Wechselvollen und Mannigfaltigen bei weitem vorzog.

Ihr zur Linken stand Fräulein Berta von Lunkhofen, die sich gerade von ihrem Stuhle erhoben hatte, als die Beiden eintraten, um die mit Fleisch belegten Teller herumzubieten und die Tassen mit Thee zu füllen, was sie jedoch nicht hinderte den Eintretenden einen freundlich lächelnden Blick zuzuwenden, von dem man nicht mit Gewißheit sagen konnte, ob er mehr ihrer Freundin, der Gräfin

Irmgard, oder deren Begleiter galt. Sie war die Tochter der jüngeren Schwester des Grafen, wie Irmgard die der älteren, und pflegte mit jedem Herbst auf Burg Forstede zu erscheinen, um den Winter bei ihrem Oheime zuzubringen, und sie zog diesen stillgemüthlichen Kreis bei weitem der rauschenden Hauptstadt vor, wo ihre Eltern lebten. Sie war um fünf bis sechs Jahre jünger als Irmgard, hatte wie diese dunkelblaue Augen, aber nicht goldblonde Haare wie sie, sondern tiefschwarze. Sie war eine kühne Reiterin und nicht minder gewandte Schlittschuhläuferin, und beides machte ihr den Landaufenthalt bei ihrem Oheime immer ganz besonders angenehm, da sie mit ihm bald in den weitausgedehnten Forsten jagen, bald auf dem den Fuß der Burg bespülenden See halbe Tage lang zierlich auf ihrem Stahlschuhe dahin schweben konnte, ohne befürchten zu müssen, auf unliebsame Weise in den Mund der Menschen zu kommen. Aber diese Lieblingsbeschäftigungen hinderten sie keineswegs, des Abends am gemüthlichen Kamine ein Wort mitzusprechen, wenn die Unterhaltung geistige Erzeugnisse beschlug. Oft freilich gerieth sie dabei mit Irmgard in den lebhaftesten Streit, da nicht selten beide gerade entgegengesetzten Ansichten huldigten, wobei dann immer die Frau von Teufenstein mit gewohnter Wilde schiedsrichterlich eintrat und ausgleichend den Frieden herstellte.

Gegenüber am Tische saßen das Fräulein Küngold von Herblingen und der Freiherr Künrich von Stoffeln, die zu den anderen eigentlich weder recht sich schidten noch sich auch in ihrer Gesellschaft recht behaglich fühlten. Küngold war Hoffräulein, sie fühlte aber in sich den Stoff zu einer vollkommenen Obristhofmeisterin, und dieß oder etwas ähnliches wäre sie denn auch von Herzen gern gewesen; aber der Reid ließ, wie sie sagte, ihre Verdienste nicht aufkommen. Sei dem nun wie ihm wolle; zum Hoffräulein eignete sie sich ganz vortrefflich. Auf Forstede gieng es ihr bei weitem nicht anständig genug zu und daran nahm sie begreiflicher Weise Anstand, obwohl sie das niemals äußerte, denn das wäre auch wider den Anstand gewesen, sondern nur in ihrem Innern dachte. Künrich aber fühlte sich nur behaglich im Umgange mit seinen Standesgenossen,

den Gardeofficieren, da er dort niemals genöthigt war, sich in Gebiete zu versteigen, wo er weder heimisch war noch auch sich einleben wollte. Am liebsten sprach er von Pferden und Hunden oder von den Uniformen aller europäischen Heere und von der Form und Zahl ihrer Knöpfe. Höchst entzückt würde er daher gewesen sein, wenn irgend ein uniformabänderungslustiger Fürst, zumal einer der mächtigeren, in dieser wichtigen Angelegenheit ihn um seine Meinung und seinen Rath gefragt hätte. Daß dieß leider bis jetzt noch nicht geschehen war, das schrieb er einzig dem Umstande zu, daß es bei jedem Heere augenscheinlich genug Leute geben mußte, welche dieselben Kenntnisse besaßen. Wie ernst er es mit diesem Gegenstande nahm, geht daraus hervor, daß er sich fünfzig zwölf Zoll hohe Puppen hatte fertigen lassen, denen er eigenhändig die Uniformen schneiderte. Das dazu nöthige Zeug verschaffte er sich dadurch, daß er in den Tuchhandlungen und bei den Schneidern allerhand Reste und Abfälle kaufte, auch wohl seine Bekanntinnen um schädliche Beiträge ansprach. Der Gardehauptmann also wie das Hoffräulein fühlten sich auf Forstede nicht an ihrem Plage, beide waren aber durch ihre Verhältnisse genöthigt, alle Jahre einige Male die Gastlichkeit des alten Grafen, ihres, wenn auch entfernten, Verwandten in Anspruch zu nehmen. Wenn es sich nun traf, daß sie beide zugleich in ihre Verbannung gehen konnten, wie sie es nannten, — was sie denn auch, wenn es nur möglich war, zu bewirken suchten, — so machte es sich noch und sie verlebten manche vergnügte Stunde mit einander. Waren sie freilich einzeln, und wie sie sagten, einsam hier, so hätten sie vor langer Weile sterben mögen, und die Frau von Teufenstein hatte dann beide Hände voll zu thun, wenn sie die ungnädige Laune des gnädigen Fräuleins auch nur einiger Maßen besänftigen wollte.

Dieß war die Gesellschaft, zu welcher jetzt Gräfin Irmgard den Freiherrn Wilmar führte.

Aha! rief der alte Graf, indem er dem Freiherrn seine Hand lächelnd entgegenstreckte, ich merke, es wird Ernst mit dem Todten-gerichte, das meine gestrenge Richte diesen Herbst hindurch hier zu hegen gedenkt. Herzlich schüttelte Wilmar die ihm dargebotene

Hand und nahm darauf den ihm von der Frau von Teufenstein angewiesenen Stuhl ein, nachdem er derselben unter herzlichem Morgengruße die Hand geküßt, den übrigen Tischgenossen aber seine Verbeugung gemacht hatte. Ja wohl, bester Oheim, entgegnete Wilmar, vorausgesetzt, daß Sie den Malberg anweisen und den Richtern Ihren Schutz erteilen.

Das soll geschehen, sagte lächelnd der alte Herr, zumal da ich fest überzeugt bin, unsere Todtenrichter hier werden weder so griesgrämische Murrköpfe sein, wie die der griechischen Unterwelt, noch auch so priesterlich beschränkt, wie die im alten Aegypten. Darüber beruhigt mich schon der Umstand, daß auch Frauen mit zu Gerichte sitzen werden, was übrigens nur billig ist.

Da haben Sie ganz Recht, gnädigster Herr Graf, sagte mit sichtbarem Bewußtsein seiner Würde der Hauptmann Rünrich von Stoffeln, ja, über Verse und Romane und andere Dinge von gleicher Wichtigkeit dürfen die Frauen immerhin richten, zumal wenn sie sich dafür enthalten, über ungleich wichtigere Sachen zu urtheilen, Sachen, von deren Wichtigkeit dieselben — ich bitte um Entschuldigung, meine Gnädigen — denn doch keine genügende Einsicht haben, wie z. B. über die Angelegenheiten des Militärs und Aehnliches.

Wir sind Ihnen für dieß Zugeständniß sehr dankbar, erwiderte nicht ohne ein spöttisches Lächeln Gräfin Irmgard, und ich zum wenigsten verspreche Ihnen feierlichst, daß Sie niemals von mir ein Urtheil über die Knöpfe Ihrer Uniform oder über die rothen Aufschläge derselben zu befürchten haben sollen.

Wie Sie doch auch gleich böse werden können, meine schöne Muhme; und doch, das werden Sie mir einräumen, ist die Uniform des Militärs gar keine Sache, worüber jeder Mensch ein Urtheil hat. Ich getraue mir zu behaupten, daß Napoleon die Preußen bei Jena nie geschlagen hätte, wenn sie nicht durch die verdamnten Höpfe, die dreieckigen Hüte und langen Samaschen verunstaltet worden wären. Mit den ähnlich gekleideten Franzosen konnten sie bei Aßbach schon fertig werden, und sie wurden es auch; aber mit den ganz anders uniformirten Soldaten Napoleons

war es ein ganz anderes Ding. Das behaupte ich, und ich weiß, daß mich darin Niemand widerlegen wird.

Davor sind Sie ganz sicher, bester Herr Hauptmann, nahm Freiherr Wilmar das Wort, eben als Gräfin Irmgard antworten wollte. Ja, der Zopf spielt, und nicht nur in der Kriegsgeschichte, seit den ältesten Zeiten schon eine sehr bedeutende Rolle. Es ist wirklich staunenerregend, was alles schon von dem Dasein oder Nichtdasein eines Zopfes abgehangen hat. Das preussische Heer verlor seine Zöpfe, nachdem es von den Franzosen war geschlagen worden, und schlug dann, wie sich von selbst versteht, eben weil es zopfslos war, die Franzosen. Simson dagegen schlug die Philister allemal, so lange er seines Zopfes sich erfreute, ward aber von ihnen geschlagen, und zwar mit Fäusten, sobald er seinen Zopf verloren hatte. Hieraus ergibt sich unwiderlegbar die kriegerische Wichtigkeit der Zöpfe, und es wäre gewiß sehr ersprießlich, wenn alle jungen Männer, welche auf die goldenen oder silbernen Schulterdecken Anspruch machen, bei der Prüfung auch die Frage zu beantworten hätten, warum der bezopfte Simson immer gesiegt habe, der zopfslose aber geschlagen worden sei, während doch gerade umgekehrt das preussische Heer, so lange es Zöpfe trug, von Napoleon geschlagen ward, dann aber, als es den Zopf abgelegt hatte, ihn besiegte. Ja, ja, es ist völlig klar, einzig vom Zopf hing es ab, ob man siegte oder unterlag.

Aber, meine Herren, warf Fräulein Verta rasch ein, als Wilmar eben Athem holte, um einen neuen Satz zu beginnen, ist es denn auch erlaubt, Frauen beim Frühstück von Zöpfen zu unterhalten, selbst wenn es kriegerische „Schicksalszöpfe“ wären? Daß Sie mir nur nicht gar noch auf die politischen Schicksalszöpfe kommen und etwa tiefelehrt und hochersprießlich zu erörtern beginnen, daß einzig darum unsere lieben Deutschen heutzutage zur allgemein gewünschten Einheit nicht gelangen können, weil sie den alten Reichszopf nicht los werden oder nicht fahren lassen wollen, und doch, wie es scheint, Niemand finden, der geneigt wäre, besagten Hauptschmuck sich anheften zu lassen. Bitte, liebe Ringgold, helfen Sie mir doch freundlich die Herren erbitten,

ein anderes für uns anziehenderes Gespräch auf die Bahn zu bringen.

Sie entschuldigen gütigst, entgegnete Rüngold, indem sie ihren Fächer zierlich in Bewegung setzte, wenn ich mir erlaube, auch in dieser Sache einigermassen anderer Ansicht zu sein als Sie. Zwar, was der Herr Baron vorzubringen geruhten, ist mir — ich darf versichern, ohne meine Schuld — nicht völlig klar geworden; eben so weiß ich mir, aufrichtig gestanden, bei Ihrem politischen Schicksalszopfe und Reichszopfe kaum etwas vernünftiges zu denken; aber was der Herr Hauptmann vortrug, das war eben so richtig und tiefgedacht als schön ausgesprochen. Mir zum wenigsten ist es völlig klar geworden, und es scheint mir noch ganz und gar nicht widerlegt zu sein, wenn es überhaupt widerlegbar ist.

Ein dankbarer Blick Rünrichs belohnte Fräulein Rüngold, und schon rüstete er sich zur ferneren Erhärtung seines Sages, denn er strich sich den Schnurrbart zurecht, als ihn Frau von Teufenstein gutmüthig dieser Mühe überhob, indem sie sagte: Aber Sie lassen ja den Thee ganz kalt werden, lieber Vetter; das ist nicht recht! Auch thun Sie dem mittelalterlichen Küchenkunstwerke meiner Nichte sehr wenig Ehre an; denn Ihr Teller ist, wie ich leider sehe, noch immer voll. Oder sollte gar Ihre so rühmliche Stellung am Hofe Ihres durchlauchtigsten Herrn und die dadurch Ihnen zu Gebote stehenden feinen Genüsse Sie für unsere Ländlichkeiten ober, wenn Sie lieber wollen, Irmgardische Mittelalterlichkeiten unempfindlich gemacht haben?

Keineswegs, keineswegs! entgegnete, sich verneigend, Rünrich, und zum Beweise der Wahrheit seiner Versicherung begann er mit beiden Kinndäcken zu arbeiten, so daß in kurzer Zeit seine Tasse und sein Teller völlig geleert waren. Nein, gnädigste Tante, fuhr er jetzt fort, nachdem er seinen Bart getrocknet hatte, Sie thun mir Unrecht mit Ihrer, auf Ehre! grundlosen Vermuthung. Sie wissen ja selbst, daß ich seit jeher die größte Achtung und Vorliebe für alles Mittelalterliche hege und gepflegt habe. Ist doch das Mittelalter die glückliche Zeit, da der Adel noch unbestritten

die ihm gebührende Geltung hatte, und da weder die Gansfeder dem Pfauenschwefel, noch die Elle dem Schwerte den Rang streitig zu machen wagte. So kann ich es nur von ganzem Herzen billigen, daß unsere anmuthige Freundin die Abende dieses Herbstes den Werken der ritterlichen Dichter des Mittelalters zu widmen gedenkt, wie mir vor einigen Tagen bereits ein geistvoller Mund im Vertrauen mittheilte, und ich sage gern meine Theilnahme und meinen Beistand zu. In der That, ich freue mich sehr darauf, da ich überzeugt sein darf, nur echt Adeliges da zu hören zu bekommen. Eigentlich ist doch alles und jedes, was Bürgerliche schrieben, für uns wenig angemessen, und der Adel sollte es sich zum Gesehe machen, nichts zu lesen, was nicht einen Mann von altem Adel zum Urheber hat.

Ich bin Ihnen im Voraus sehr verbunden für Ihr Versprechen, sagte lächelnd Irmgard, obwohl ich leider sagen muß, daß wir es wohl auch mit Gedichten zu thun haben werden, deren Verfasser dem Volke und nicht dem Adel angehörten. Diese Gedichte werden Sie also schon mit in den Kauf nehmen müssen. Aber es kann leicht kommen, daß uns Ihre ohne Zweifel höchst gebiegene Kenntniß des Mittelalters und seiner Sitten und Einrichtungen sehr erwünscht sein und unsere Dankbarkeit fordern wird; denn Ihre von Ihnen selbst mit so rühmlichem Freimuth bekannte Vorliebe für das Mittelalter läßt doch nichts anders erwarten, als daß Sie dasselbe Ihres einbringenden Forschungstriebes für würdig erachtet und folglich ihm Ihren Fleiß zugewendet haben.

Der edle Freiherr erröthete etwas, in Verlegenheit über den ihm in Aussicht gestellten Dank; denn ihm fiel plötzlich ein, daß er seine ganze Kenntniß des Mittelalters einzig dem Turnirbuche Rügners und den Romanen von Epief und Genossen zu verdanken habe. Doch faßte er sich bald, und er beschloß, den Ruf seiner Kenntniß des Mittelalters durch möglichstes Stillschweigen zu wahren, eingedenk des Bekenntnisses des alten Weisen: er habe oft bereuet, geredet, nie, geschwiegen zu haben.

Ich weiß nicht, sagte der alte Graf mit seinem gewöhnlichen feinen Lächeln, während der angegebene Entschluß in Rünrichs

Geiste aufdämmerte, ich weiß in der That nicht, ob unser kriegerrischer Herr Vetter bei einer eingehenden Besprechung der ritterlichen Tichter des Mittelalters seine Rechnung so ganz bestätigt finden werde, wie er sich dieß ohne Zweifel verspricht. So weit ich sie kenne, begte keiner von ihnen Gefinnungen und Anschauungen, wie sie den Adel unserer Tage nur zu häufig erfüllen.

Da mögen Sie ohne Zweifel vollständig recht haben, bester Herr Graf, nahm Baron Wilmar das Wort; auch ich glaube nicht, daß irgend einer jener Ritter bis zu der richtigen Ansicht durchgedrungen war, der Adel solle zwischen Fürst und Volk Mittler sein und die Rechte beider mit gleicher Treue schützen und schützen, was doch heute unbestritten die Bestimmung und Aufgabe des Adels sein muß, wenn er lebensfähig sein will. Aber daß man im Mittelalter zu dieser Ansicht weiter gelangte noch auch gelangen konnte, das war doch nur Folge der eigenthümlichen Gestaltung des damaligen Staatslebens, folglich nicht Schuld des Adels.

Nach meiner Ansicht, nahm Fräulein Kängold mit Stolz und Selbstgefühl das Wort, nach meiner unerschütterlichen Ueberzeugung, wenn Sie mir gestatten diese auszusprechen, hat der Adel niemals diese Aufgabe gehabt, die Sie die Güte haben ihm zuzuweisen, noch hat er sie jezt. Seine ausschließliche Bestimmung und zugleich seine Ehre ist es und kann es nur sein, die Höfe der Fürsten zu zieren, den Fürsten mit hingebender Treue zu dienen und um dieselben einen schützenden Wall zu bilden, den die Wogen des Auf- ruhrs und der Empörung zu durchbrechen nicht vermögen, von dem sie vielmehr mit Schimpf und Schande zurückweichen sollen. Dann aber hat er auch dafür zu sorgen, daß die höchsten und allerhöchsten Ohren vor dem ägenden Gifte gemeiner, niedriger Jungen bewahrt bleiben.

Ich danke für die Rolle, die Sie uns da zutheilen, entgegnete mit edlem Jorn Irmgard. Freilich, der Adel war Stütze der Throne in jenen Zeiten, da dieselben mehr durch die Faust als durch den Kopf gestützt werden mußten. Einst freilich stützte der Adel den Thron; jezt aber ist leider der Thron nur gar zu

oft des Adels Bärenhaut und Lotterbette. Wo Landstände sind, bedarf es weder adeliger Gränzwächter zwischen Monarchie und Despotie, noch flimmernder Sterne, damit die fürstlichen Sonnen das Volk nicht gar zu sehr blenden. Und Ihr adeliger Wall zum Schutze der Fürsten und ihrer Rechte! Ich schäme mich dieß zu berühren. Wie oft hat er sich nicht nur allzuerbrechlich erwiesen? Wer war es denn, der den unglücklichen Kaiser Heinrich IV. so schmachvoll im Stiche ließ, als die weltlichen und geistlichen Fürsten unter seinem trotzigen Sohne Heinrich ihn so hart bedrängten und entwürdigten? Wer stand zu ihm, und wer verließ ihn? Wollten nicht einzig die Bürger der rheinischen Städte mit ihren Mauern und Leibern ihn decken? und war es nicht der Adel, der ihn seinen Feinden preisgab? Waren nicht alle die Befehlshaber, die 1809 die preussischen Festungen den Franzosen so schmähtlich auslieferten, vom ältesten und reinsten Adel? Soll ich der Beispiele noch mehrere anführen? Nein! ich schäme mich. Nur zu viel Recht haben diejenigen, welche da behaupten, der Adel sei eine Frucht des Staates; Früchte aber haben eine Zeit der Blüthe und des Faulens. Im Mittelalter besaß der Adel körperliche, wie die Geistlichkeit geistige Ueberlegenheit. So war es ehemals. Aber nur wenn von Vorrechten die Rede ist, die der heutige Staat nicht mehr gewähren darf, spricht der Edelmann: „So war es ehemals.“ Und so gleicht denn der Adel dem Epheu, der die Eiche, die den Staat stützt, versteckt, schmückt, aber auch — aussaugt. Aber das gnädige Hofräulein ist, wie wir bereits vernahmen, ganz anderer Meinung, und sie theilt vielmehr die Ansicht jenes Grafen Solms, der einst sich äußerte:

„Gott zuvor und die wehrhaft Hand
Wird uns behalten das Vaterland,
Welches ist das Römisch Reich
Mit seinem Adel arm und reich —“

folglich weder Bürger noch Bauern gekannt zu haben scheint; — nicht aber diejenige eines Grafen von Erlamünde, der, als ihm ein Postjunker zurief: „Ihr seid aus dem edelsten und ältesten Geschlechte der Thüringe,“ antwortete: „Und wenn ich so adelig

wäre, daß mir die Nebhühner aus der Nase flögen, was hülfte mir das ohne Verdienste!"

Gräfin Irmgard hatte sich warm gesprochen und mit hochgerötheten Wangen stand sie vor ihrem Stuhle. Der alte Graf Hünenberg lächelte, indem er seine Tasse gemächlich leerte; Wilmar blickte staunend zu seiner Freundin Irmgard hinüber und wußte ihren Eifer in dieser Sache sich nicht recht zu erklären; Fräulein Berta begann ein schallbares Liedchen leise zu trillern; die Frau von Teufenstein sah bald Irmgard mißbilligend, bald Rüngold tröstend an; der kriegerische Hauptmann strich seinen Bart in einiger Verlegenheit; Fräulein Rüngold endlich erhob sich, schob ihren Stuhl zurück und indem sie sich in ihrer ganzen Höhe aufrichtete, sagte sie mit einem bedeutsamen Blick auf den Hauptmann von Stoffeln: Ein Haus, wo man so über den Adel denkt, ist für ein Fräulein, welches die Ehre hat Hoffräulein zu sein, kein schicklicher Aufenthaltsort; und auch für einen Edelmann, der seinem Fürsten als Krieger zu dienen gewürdigt wird, kann es nur schmerzlich sein, unter einem Dache zu weilen, wo man seiner pflichtschuldigen Gesinnung so unbedacht und rücksichtslos entgegentritt. Ich werde daher, Herr Graf von Hünenberg, mit Ihrer Erlaubniß dem Kutscher den Befehl geben anzuspannen und mich nach der Residenz zurückzufahren. Hierauf verneigte sie sich vor dem Grafen, dem Hauptmann und der Frau von Teufenstein und schritt ohne die anderen eines Blickes zu würdigen, mit Aufbietung aller ihr möglichen Erhabenheit zur Thüre hinaus.

Der Hauptmann Rünrich von Stoffeln rückte auf seinem Sessel verlegen hin und her und wußte nicht sogleich, sollte er der zürnenden Ungnädigen folgen oder bleiben. Das Aufgeben einer so gut besetzten Tafel, wie die des alten Grafen, war keineswegs nach seinem Geschmade; hinwiederum fand er es sehr bedenklich, dem Hoffräulein gegenüber eine für ihn leicht gefährlich werdende Blöße zu geben. Endlich kam er zu einem Entschlusse. Er wollte ihr folgen, aber nur für jetzt aus dem Zimmer; Aug' in Auge mit ihr wollte er alle seine Beredsamkeit und allen seinen Einfluß auf sie anbieten, um sie zum Hierbleiben zu bewegen. Es mußte

gelingen, zumal wenn Frau von Teufenstein seine Bemühung unterstützte, worauf er mit Sicherheit rechnete; denn er wußte so gut als das Fräulein selbst, daß man sich am Hofe über ihre Abwesenheit nicht eben sehr grämte. Auch war es ihm so gut wie allen andern bekannt, daß sie mit Irmgard gar nicht ernstlich brechen durfte; denn ohne deren großmüthige und reichliche Unterstützung würde es um die langen Hoffschleppkleider des Fräuleins wohl schlecht gestanden haben. So erhob er sich denn, gürtete seinen jungfräulichen Säbel um, nahm den befiederten Hut und schritt mit den Worten: Rein, Fräulein Rüngold darf von unsern lieben Verwandten eines raschen Wortes wegen nicht im Zorne scheiden! mit eiligen Schritten zur Thüre hinaus nach dem Zimmer des Hoffräuleins.

Aber, liebe Nichte, begann jetzt die Frau von Teufenstein mit vorwurfsvoller und doch sanfter Stimme zu Irmgard, du bist doch wohl mit deinen Aeußerungen ein wenig zu rücksichtslos vorgegangen. Gewiß, es war nie deine Absicht, die Base zu kränken, und es ist dir, davon bin ich überzeugt, von Herzen leid, daß sie durch deine Worte sich gekränkt fühlt. Da ich dich sicher annehmen darf, so will ich mir alle Mühe geben die Gereizte zu besänftigen.

Ich weiß nicht, entgegnete Irmgard, wie Rüngold durch ganz allgemein gehaltene Behauptungen, wie die meinigen doch waren, sich beleidigt fühlen kann. Etund es doch ihr frei mich zu widerlegen und mich, wenn sie es vermochte, eines Bessern zu überzeugen. Ihre eigene Aeußerung über den Adel ist für diesen, wie ich die Sache ansehe, bei weitem beleidigender als alles, was ich jagte, für sie. Uebrigens bedarf es keiner Versicherung erst, daß es meine Absicht niemals war, sie zu kränken oder gar zu beleidigen. So thue denn nur immer dein Möglichstes, liebe Tante, die Jornmüthige in eine Sanftmüthige umzuwandeln.

Die würdige Frau von Teufenstein gieng sofort hinaus, um auf die hochgehenden Wogen des hoffräulichen Jorhmeeres das beruhigende Del ihrer milden Worte auszugießen; die zurückbleibende Gesellschaft aber verharrete eine Zeit lang in einer gewisser Maßen verlegenen Schweigsamkeit. Die Unterhaltung war durch

den schroffen Ausbruch des Hoffrähnleins einmal gehört und Niemand wußte sogleich die rechte Saite anzuschlagen. Da begann der alte Graf von Hünenberg: Ich habe zu den Herzensergießungen meiner liebenswürdigen Nichte geschwiegen, aber nicht etwa, weil ich alles gut heißen möchte, was über und gegen den Adel gesagt ward. Daß der Adel eine größere Bedeutung noch hat, als Irngard ihm scheinbar zugesiehen will, geht schon daraus hervor, daß jedes Jahr eine große Menge Unadeliger für die drei Buchstaben eine Menge Geldes mit Freuden zahlt. Wenn welcher verständige Mann würde wohl für eine durchaus werthlose Sache so viel gutes Geld geben? Unterschied der Stände wird stets stattfinden; er ist nothwendig und folglich von der menschlichen Gesellschaft unablosbar. Freilich verhalten sich der ursprüngliche Adel und der heutige sehr ungleich zu einander. Da es nun im Mittelalter böhsche, ritterliche, adelige Dichtungen gibt, im Gegentheile zu denen der Volksdichter und bürgerlichen Meisterfinger, so dürften einige geschichtliche Bemerkungen über den Adel unter den gegebenen Umständen, da wir uns ja mit der Dichtkunst des Mittelalters beschäftigen wollen, ganz wohl am Platze sein. Jedes alte, echte Volk gliederte sich bekanntlich dreifach. Es bestand aus Edlen, Freien, Unfreien. Die Könige, wo deren vorkommen, sind allemal aus den Edlen hervorgegangen. Ein Adelsgeschlecht, das sich durch Tüchtigkeit, und zwar meist durch kriegerische Tüchtigkeit, vor den andern auszeichnete, kam dadurch, und nur dadurch, an die Spitze des staatlichen Vereines, und die Dankbarkeit des Volkes war es, welche diesem Geschlechte das Ansehen und die Geltung des Ahnherrn in den Enkeln treu und heilig bewahrte. Das sogenannte Königthum „von Gottes Gnaden“ entstand weit später. Seine Quelle ist die Krönung der römischen Kaiser durch den Pabst. Da der Kaiser, wie man leicht begreift, sich nun nicht wohl „Kaiser durch des Pabstes Gnade“ nennen konnte, obgleich nach der Meinung Gregors VII., Innocenz III. und anderer Pabste der Kaiser nur Kaiser durch des Pabstes Gnade sein sollte, so nannte er sich Kaiser durch Gottes Gnade, wogegen der Pabst nichts einzuwenden hatte. Die übrigen Könige der Christenheit, die sich dem Kaiser

gern in Allem gleichstellten, nahmen demnach auch das „von Gottes Gnaden“ an, und so bekamen nach und nach diese drei Worte eine ganz andere Bedeutung, als sie ursprünglich hatten. Im Gegensatz zu den alten Königen, die durch das Volk gewählt und später noch zum wenigsten vom Volke bestätigt wurden, wollte man bald von diesem Rechte des Volkes nichts mehr wissen, und will es auch heute nicht. Aber zurück zu den alten Königsgeschlechtern. Ein solches waren bei den Ostgothen die Amalunge, bei den Westgothen die Balthunge, bei den Baiern die Agilulfinge, bei den Franken die Merowinge, bei den Westsachsen in England die Aerdlinge, d. h. die Nachkommen von Amala, Baltha, Agilulf, Merowe, Aerdil. Alle diese, wie überhaupt alle alten Adelsgeschlechter, führen ihren Ursprung auf einen Gott, und zwar auf Wodan zurück, und eben ihre im Volksglauben begründete Abstammung von einem Gotte war es, die auch ihren Adel begründete. So entsprechen die echten Adelsgeschlechter der Deutschen den Heroengeschlechtern der Hellenen. Diese Gestaltung der Sache änderte sich aber, als das Christenthum angenommen ward und zu gleicher Zeit der feudale Staat aufkam. Die Königsgeschlechter traten mehr hervor, die Adelsgeschlechter zurück. Neben dem alten Adel entstand der feudale, d. h. derjenige, dessen Ansehen und Geltung nicht auf seiner göttlichen Abkunft, sondern auf seinem Leben beruhte. Manche dieser Adelsgeschlechter sind aus den Freien, manche sogar aus den Unfreien hervorgegangen; denn auch Unfreie, die in den Hofdiensten der Könige standen, erhielten von der Gunst derselben nicht selten Lehen Güter. Der Hofdienst abelte gleichsam und der Grundbesitz gab Vermögen, Reichthum, Einfluß. Eine dritte Adelsklasse erwuchs aus dem Ritterstande. Ritter waren ursprünglich Alle, welche zu Hofs Kriegsdienste thaten. Das konnten aber nur die Vermöglichen, denn Hofs und Rüstung mußte jeder selbst stellen. Die Ritterwürde war niemals erblich, gieng vom Vater auf den Sohn nicht über, mußte stets erworben werden. Aber die Nachkommen derer, die Ritter waren, schieden sich bald von den Gemeinfreien und bildeten eine Menschenglasse, die sich Adel beilegte. Aus dem Feudal- und Ritteradel ist der heutige

alte Adel, sind sogar alle Fürstengeschlechter entsprossen. Selbst das älteste und berühmteste aller neuen Fürstengeschlechter, das der Karolinge oder Pippinge, stieg aus dem Hofdiensthadel empor. Die letzte und neueste Adelsklasse bildet der Briefadel; denn als die Fürsten sich des Rechtes anmaßten den Adel zu ertheilen, was sie ursprünglich keineswegs hatten, so entdeckten sie darin sehr bald eine ergiebige Einnahmequelle. Es war für sie begreiflicher Weise weit bequemer und angenehmer, statt eines Lebensgutes ein Stück beschriebene und bemalte Eselshaut zu ertheilen und sich dafür noch bezahlen zu lassen. So braucht es jetzt weder göttliche Abkunft noch Verdienst, um adelig zu werden, sondern nur Geld. Zeit aber der Adel nicht mehr auf göttlicher Abkunft, kriegerischer Thätigkeit und Verdiensten beruhet, hat er auch seine sittliche Bedeutung verloren. Seine Bedeutung besteht nur noch in den Vorrechten, die er hat, und die begreiflich die Fürsten, so lange sie können, ihm bewahren werden, weil sonst diese Waare ihre Anzugskraft verlieren würde.

So verhält es sich heut zu Tage mit dem Adel und eben hieraus ergiebt sich auch, weshalb die Einen, wie unsere erlauchte Gräfin Irmgard, selbst wenn sie zum Adel gehören, den Adel beschelden und nicht mehr gelten lassen wollen, die Andern immer und immer wieder für ihn die bald scharfen, bald stumpfen Speere einlegen, wie wir dieß von unserem heute sehr ungenädigen Hoffräulein und ihrem getreuen Trabanten, dem Herrn Hauptmann, zu sehen das Vergnügen hatten.

Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Auseinandersetzung, Herr Graf, sagte schallhaft lächelnd Fräulein Berta; aber gut ist es immerhin, daß Ringgold dabei nicht zugegen war; Sie würden sich ihre tiefste Mißbilligung zugezogen haben. Nun begreife ich auch, wie es kommt, daß man an Allen, die sich für ihr gutes Geld ein solches Stück beschriebene und bemalte Eselshaut gekauft haben, sowohl in unserer als auch in bürgerlicher Gesellschaft, wie ich schon oft zu bemerken Gelegenheit hatte, immer eine gewisse Blödigkeit wahrnimmt, gleichsam als fühlten sie, daß sie weder dahin noch dorthin gehören, und als wären sie sich bewußt, eine

Lächerlichkeit begangen zu haben. Ja, ja! wie die Kutte keinen Mönch und der Lorbeer keinen Dichter macht, so macht auch solch ein Stück Eselshaut nicht sofort einen Adligen, und aus dem neuen Baron glöht nur zu oft der alte Heringshändler, Pfasterstreicher, Rechtskünstler, Federfuchser oder gar Kuppler hervor. Bei dieser Sachlage freilich ist dem Adel kaum mehr aufzuhelfen, selbst dadurch nicht, daß man die hervorragendsten Männer bürgerlichen Standes in den Adel aufnimmt, ohne daß sie dafür bezahlen müßten; vielmehr wunderte ich mich, wie ein Göthe, ein Schiller und Andere sich die Ertheilung des Adels gefallen lassen mochten.

Sie vergessen der Vorrechte, deren der Adel sich noch erfreut, sagte Wilmar, und der Schwäche, die auch dem Hervorragendsten anhaften kann. Aber bitte, bester Herr Graf, Sie sind heute so beredt, bitte, halten Sie uns noch, gleichsam als eine ebenfalls zur Sache gehörende Fortsetzung, einen Vortrag über die Orden, die man zu Ehren oft wunderlicher Dinge, wie des Widerfelles und der Tamenstrumpfbänder, des Elephanten und des Nordsterns, der Hasen tödtung und der Falkenbeize, und zur Belohnung der verschiedenartigen Verdienste und Nichtverdienste gestiftet hat, und die jetzt sogar bei den Türken Beifall und Nachahmung gefunden haben.

Ueber die Orden, erwiderte der alte Graf, kann ich kurz sein und es bedarf dazu auch wohl keiner besonderen Beredsamkeit. Die Orden hatten ursprünglich keineswegs weder den Zweck noch die Bedeutung, die sie jetzt haben. Ursprünglich hießen sie „Gesellschaften,“ und die ältesten derselben reichen nicht über den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts hinaus. An den Höfen der Fürsten berichte damals, wie auch wohl jetzt noch oft, die größte Langweile, und zwar um so unbestrittener, je weniger ein Fürst befähigt war, seine freie Zeit durch Beschäftigung mit Wissenschaft oder Kunst auszufüllen. Die Langweile war aber zu allen Zeiten lästig und so ist es ganz begreiflich, daß man auf Mittel sann, sich ihrer zu entledigen. Demzufolge bildete der eine und der andere Fürst um sich einen Kreis geistverwandter Männer, den er seine „Gesellschaft“ nannte. Den Kern derselben bildeten selbstverständlich immer die dem Fürsten angenehmsten Hofmänner und zum Zeichen ihrer

Verbindung trugen sie eine goldene Kette mit irgend einem von dem Fürsten nach Reizung gewählten Schaustück, welches zuweilen wohl noch auf einen anderweitigen Zweck hindeuten mochte. Kam ein fremder Gesandter oder ein fahrender Ritter an solch einen Hof und wußte er sich die Zuneigung des Fürsten zu erwerben, was nicht immer besonders schwierig war, so ward er in die Gesellschaft aufgenommen oder, wie man sich auszudrücken beliebte, der Fürst gab ihm seine Gesellschaft. Mit mancher solchen „Gesellschaft“ wurden freilich wohl auch hie und da politische oder kriegerische Zwecke verbunden, wie es mit der Gesellschaft des goldenen Bliehes der Fall war, und das war dann gewisser Maßen eine Anlehnung an die alten geistlichen Ritterorden. Ein Kaiser, wenn ich nicht irre war es Rudolf II., theilte sogar allerhöchsteigebändig goldene Ordenszeichen für einen Fürstenverein, der sich verpflichten sollte jedem Kriege zu entsagen und alle Streitigkeiten durch Nichterspruch entscheiden zu lassen. Er hatte jedoch das betrübende Unglück, daß die meisten Fürsten, denen er seinen Orden übersandte, denselben ihm zurückschickten. Es lag nahe und man kam auch bald darauf, Verdienste um den Fürsten durch Aufnahme in seine Gesellschaft zu belohnen, und da die hervorleuchtendsten Verdienste des Adels kriegerischer Art waren, so wurden nach und nach aus den Gesellschaften der Fürsten Anstalten zur Belohnung kriegerischer Tapferkeit. Es giebt heute noch Orden, die nur dazu da sind. Da man jedoch bald nicht umhin konnte, anderartige Verdienste um die Staaten und Fürsten den kriegerischen gleichzusetzen, so wurden theils neue Orden gestiftet zur Belohnung nichtkriegerischer Verdienste, theils kriegerische Orden auch an solche vergeben, deren Verdienste nicht kriegerischer Art waren. Es ließe sich gegen die Orden nichts Erhebliches einwenden, wenn man nur bei deren Verleihung immer mit der gehörigen Umsicht verfahren wäre und verführe; aber dieß war und ist leider nicht immer der Fall, und so haben ganz begreiflich die Orden in den Augen der Verständigen ihre Bedeutung fast gänzlich verloren. War zu oft sind sie nur ein und zwar keineswegs unschädliches Spielzeug kindischer oder lächerlicher Eitelkeit.

Aber besser Oheim, die Damenorden, zu welcher Gattung gehören denn die Damenorden? fragte Fräulein Verta. Wenn ich die Jungfrau von Orleans, die La Hache, die Jungfrau von Saragossa und einige andere, die in dem Befreiungskriege gegen Napoleon mit zu Felde zogen, ausnehme, kenne ich keine kriegerische Frauen. Nach dem gemeinen Sprachgebrauche dürften sogar kriegerische und zänkische Frauen gleichbedeutend sein.

Nun, lächelte Graf Hünenberg, kriegerische Frauen gab es schon noch außer den Genannten. Die griechischen Amazonen sind ja weltbekannt und ohne Zweifel haben alle unsere Frauen hier die Gedichte vom böhmischen Nägdekriege und vom Jungfrauenbeere Karls des Großen gelesen, oder nicht? Die Damenorden jedoch sind ganz und gar nicht zur Belohnung kriegerischer Verdienste der Frauen gestiftet, sondern — aber ich weiß bei Gott selbst nicht, welcher Art die Verdienste einer Frau sein müssen, damit sie würdig sei, in einen Damenorden aufgenommen zu werden. Doch lassen wir das. Irmgard hat, wie wir hörten, heute noch anderes zu thun, als Angriffe gegen den Adel zu richten und Bemerkungen und Ansichten über Adel und Orden und dergleichen Dinge anzuhören. Wir haben uns zwar heute bereits bei weitem länger beim Frühstückstische verweilt, als sonst es zu geschehen pflegt; dennoch würde ich es für das Beste erachten, falls Sie sich nämlich noch nicht ermüdet fühlen, wenn wir gleich jetzt und hier das Nöthige über die gewünschten gelehrten Abendunterhaltungen besprechen; es wäre denn, daß unsere ebenso anmuthige als gelehrte Veranlasserin die Sache ihrer eigenen Entscheidung vorbehalten wollte.

Ganz und gar nicht, besagte Oheim, entgegnete Irmgard mit der freundlichsten Miene. Im Gegentheil, dürfte ich mich überreden, daß dieser Gegenstand für Sie nicht allzu unbedeutend wäre, so würden uns Ihre Winke und Vorschläge, wie die gelehrten Abendunterhaltungen, wie Sie sie zu benennen die Güte hatten, etwa am zweckdienlichsten einzurichten sein dürften, nur höchst angenehm sein können und meinen herzlichsten Dank verdienen. Ich will sogleich befehlen, daß Tassen und Teller entfernt werden, dann können wir beglücklich die Sache vornehmen.

Schnell ward abgeräumt. Während des Abräumens giengen die Einen im Saale auf und ab, die Andern traten in ein Fenster und blickten hinans über den See. Nein, sehen Sie nur, flüsterte Kräulein Berta dem an ihrer Seite stehenden Baron zu, das Herz des gestrengen Hoffräuleins muß noch nicht den gewöhnlichen ruhigen Schlag wiedergewonnen haben; sie bedarf noch der sanften Bewegung auf den Wellen des Sees, um die Wogen ihres Herzens ganz zu besänftigen, und der Herr Hauptmann ist so freundlich, das Schifflein zu rudern. Wenn es nur nicht zu der gesuchten noch eine ungesuchte Abkühlung giebt! Ich würde wahrhaftig großes Bedenken tragen, mich dem Herrn Hauptmann zur Führung im Rähne anzuvertrauen. Nun, so viel zum wenigsten ist sicher, daß sie nicht fortgeht, und daß die Klappen des Herrn Grafen heute noch nicht ihretwegen sich ermüden sollen. — Aber kommen Sie, die Berathung soll beginnen! Hiemit gieng sie zu ihrem Sessel und der Baron Wilmar folgte.

Nun denn, begann der alte Graf, sich in seinem Stuhle bequem zurücklegend, nachdem Alle wieder ihre Sessel eingenommen hatten, nun denn, so beginnen wir nur die Berathung! Da zunächst die deutschen Dichtungen des Mittelalters den Gegenstand der Abendgespräche abgeben sollen, so, denke ich, haben wir vor allem besondere Wortführer zum wenigsten für die einzelnen Dichtungsgattungen zu bezeichnen, da wir kaum so glücklich sein dürfen, für die besonderen Geistesrichtungen, die innerhalb der Gattungen zur Erscheinung kommen, einen Vertreter aufzutreiben. Wenn ich darf, so möchte ich den Freiherrn Wilmar freundlichst ersuchen, unsere Beschlüsse kurz aufzumerken, das dürfte uns später von Nutzen sein. Wilmar schiedte sich an, den Bleistift zu hanthaben und der alte Graf fuhr fort: Die Hauptgattungen der mittelalterlichen deutschen Dichtung sind, wie ich mich von früherher noch erinnere, dieselben wie bei allen andern Völkern, welche die Dichtung nicht einseitig nur geübt haben; es giebt also eine epische, lyrische, dramatische und didaktische Gattung, wie die Gelehrten sie benennen, oder erzählende Heldengedichte, für den Gesang bestimmte Lieder, Schauspiele und Lehrgedichte. Innerhalb dieser

Hauptgattungen giebt es aber nun besondere Unterarten, die sehr von einander abweichen und deren jede, wie gesagt, ihren besonderen Vertreter verlangt, wenn die Sache für den Einzelnen nicht allzu ermüdend werden soll. Auch zieht wohl die Neigung den Einen dahin, den Andern dorthin, und wer z. B. über die Volksdichtung die gründlichste und vortrefflichste Unterhaltung zu führen wüßte, kann vielleicht, wenn er über die Kunstdichtung reden soll, die Aufgabe mehr als bedenklich finden.

Da wird es, sagte Irmgard, ohne Zweifel am Gerathensten sein, wenn unser Schriftführer die Hauptgattungen aufzeichnet und die Unterarten sofort darunter bemerkt. Wir sehen dann, wen wir etwa zum Vertreter der Gattung oder der Art bezeichnen können. Beginnen Sie also, bester Herr Oheim, mit den epischen Dichtungen, und Sie, lieber Wilmar, setzen den Namen des Mannes, der das Wort darüber zu führen hat, an die Seite der Gattung oder Art. So kommen wir, meine ich, am leichtesten und kürzesten zum Ziele.

Ich werde Ihrer Weisung nachkommen, meine Gnädige; aber wenn nun — und man kann nicht wissen, was sich ereignet — eine Frau oder ein Fräulein, und nicht ein Mann, zur Wortführerin für eine Gattung oder Art belieben sollte, so werden Sie mich ohne Zweifel bevollmächtigen, auch deren Namen an die bestimmte Stelle zu setzen?

Was? rief da Fräulein von Lunkhosen mit halb vorwurfsvollem, halb herausforderndem Tone, eine solche Last könnten Sie auf unsere schwachen Schultern legen? Wäre das wirklich Ihr Ernst? Dafür kenne ich Sie doch allzu ritterlich. Ziehen Sie also immerhin Ihre Anfrage zurück; von mir, das glauben Sie nur, wird die begehrte Vollmacht Ihnen niemals ausgestellt. Wir taugen zum Zuhören und allenfalls hie und da eine, wie's kommen mag, gute oder schlechte Bemerkung mitlaufen zu lassen, aber nicht das Hauptwort in so wichtig-ernster Sache zu führen. Das Gesagte soll ganz besonders von mir gelten; denn ob nicht Gräfin Irmgard bei ihrem reichen Wissen zur Uebernahme eines solchen Amtes berechtigt und mithin auch verpflichtet sei, darüber wird sie wohl das Schlußwort sich selbst vorbehalten.

Nein, erwiderte Irmgard, du redest dich nicht frei und hüllest du dich auch in den Mantel einer dreifachen Bescheidenheit. Manche Riesen der Sage legen drei Panzer an, einen über den andern, aber das schützt sie nicht vor den Schlägen des Kampfes; und somit rathe ich auch dir, dich lieber auf das scharfe Schwert deines Geistes zu verlassen, als auf irgend einen Mantel, und wäre es auch die Tarnlappe vom Horte der Zwerge. Aber ich kenne dich, Liebchen; es beliebt dir einmal zu scherzen und du würdest mit vollem Rechte uns zürnen, wenn wir so unbillig sein könnten, dich der Würde eines Selbstlauters zu berauben und zur Rolle eines Mislauters zu verurtheilen.

Nun höre mir einmal Einer! entgegnete Verta. Du sprühst ja schon jetzt die Funken deiner Gelahrtheit von dir, daß wir wohl thun, die Augen zu schließen, um nicht geblendet zu werden. Ich sagte schlecht und recht meine Meinung, und du wirfst mir dafür in einem Athem einen dreifachen Riesenpanzer und eine Klappe vom Horte der Zwerge an den Kopf. Ist das freundlich von dir?

Ei Liebchen, sagte Irmgard, hast du etwa eine Beule davon getragen? Komm her, ich will sie dir bekreuzen, daß sie sich niederlege und deine schöne Stirne nicht verunziere.

Gieb Friede! ich unterwerfe mich dir auf Genade oder Ungenade, entgegnete Verta; denn wenn du so fortfährst, so kommen wir heute schwerlich zu Ende und morgen auch nicht. Bitte also, bester Herr Graf, den Faden der Beratung in Gottes Namen weiter zu führen. Ich lebe der frohen Zuversicht, daß die Herren mit mir gnädiger verfahren werden, als es unsere gestrenge Gelahrtheit hier im Sinne hat.

Die epische Hauptgattung, fuhr der Graf hierauf fort, scheidet sich in das Volksepos, das ritterliche Kunstepos und in das geistliche Epos oder die Legende. Für diese Dreieit brauchen wir drei Wortführer und ich bitte nun, diese gefälligt zu bezeichnen.

Ich denke, sagte Gräfin Irmgard, das Volksepos überweisen wir am füglichsten dem Professor Haspinger und die Legende dem würdigen Sohn des H. Benedict, dem P. Leodegar. Für beide wird die Sache nicht zu mühsam sein, denn beide sind, wie ich

weiß, des Stoffes vollständig mächtig. Auch haben wir beide früher schon zugesagt, nur hat der Erste die Erfüllung seiner Zusage an ihm dazu nöthige Ferien, der Andere an die Erlaubniß von Seiten seines Abtes geknüpft. In acht Tagen, glaube ich, beginnen für Gaspinger die Ferien, und die abtliche Erlaubniß wird, wie ich hoffe, mein gütiger Oheim dem P. Leodegar auswirken; es bedarf dazu gewiß nur einer freundlichen Bitte an den hochwürdigsten Herrn.

Die übernehme ich, sagte der alte Graf, und wenn man auf Gaspinger rechnen darf, so sind zwei Stellen besetzt.

Und was das ritterliche Kunstpos betrifft, nahm das Fräulein von Luthpofen nicht ohne eine gewisse Schallhaftigkeit plötzlich das Wort, so versteht es sich doch ganz von selbst, daß nur ein ritterlicher Mann da ein würdiger Wortführer sein kann. Dazu erlaube ich mir denn, wenn auch undorgreiflich, den Herrn Baron Wilmar von Hausen in aller Demuth vorzuschlagen. Sollten ihm was ich nicht fürchten will, die nöthigen Kenntnisse in Betreff der Mäntel und Klappen, der Stiefel und Sporen aus- oder abgehen, so wird ihm ohne Zweifel sein gelehrter Freund, der Freiherr Künrich von Stoffeln, Gardehauptmann in Dunkelbergischen Diensten, mit seinem reichen Vorrathe aushelfend beispringen. So haben wir gewiß nur etwas höchst Vollkommenes zu gewärtigen.

Sehr verbunden, meine Gnädigste, entgegnete Wilmar, zugleich lächelnd sich verneigend; aber ich möchte mir lieber einen andern Gegenstand ausbitten und für den eben in Frage stehenden unsern verehrten Herrn Grafen hier vorschlagen. Er ist bei weitem gründlicher als ich mit diesem Gegenstande bekannt, und wir können unmöglich einen bessern Wortführer uns wünschen. Ob er den mir gütigst verheißenen Hilfsmann annehmen oder ablehnen will, das bleibt natürlich seinem Ermessen überlassen.

Gewiß will der Herr Baron von Hausen also die Lehrdichtung übernehmen, fuhr Berta in gleichem Tone fort, da das ritterliche Epos ihn weniger anzusprechen scheint. Nun, Lehren erteilt er, wie man weiß, gar zu gern. Auch hat er, in manchen Dingen zum wenigsten, ganz entschiedene Lehrgabe. Zum Ueberflusse ver sprechen wir noch, Irmgard und ich, den uns zu erteilenden

Lehren, soweit es uns gefällig sein wird, auf das Gewissenhafteste nachzukommen.

Wahrlich, sagte Wilmar, wenn ich mehr das Angenehme meiner Aufgabe im Auge hätte, zumal bei der verheißenen Folgsamkeit solcher Schülerinnen, — als das Beste der ganzen Gesellschaft, so könnte ich mich leicht versucht fühlen, auf so lothenden Vorschlag einzugehen; aber ich bin nicht selbstsüchtig und so will ich das mir angetragene Amt gern einem Andern und Würdigern überlassen. Was ich mir ausbitte, ist das mittelalterliche Schauspiel und zu dem will ich auch sogleich meinen Namen setzen, falls Sie nämlich mein Anerbieten nicht ablehnen.

Angenommen! rief sogleich Gräfin Irmgard, vorausgesetzt, daß mein des Gegenstandes allerdings ganz kundiger Oheim die Güte hat, sich der verschmähten ritterlichen Epik anzunehmen. Ohne Zweifel ist er dafür in unserem Kreise der geeignetste Wortführer, wie Baron Wilmar ganz richtig bemerkt hat.

Was ich weiß, bin ich gern bereit mitzutheilen, erwiderte der alte Herr. Für die drei Arten der Epik wären also die Wortführer gefunden; eben jedoch kommt mir in das Gedächtniß zurück, daß es noch eine vierte Art gibt, das Thierepos; am besten aber wird es wohl sein, wenn wir die Entscheidung über die Wortführerschaft hierbei bis zur Gegenwart der beiden gelehrten Herren verschieben. Oder sind Sie anderer Meinung?

Alle stimmten bei und der Graf fuhr fort: Epos und Drama wäre also versehen und wir haben uns zur Vertheilung der Lyrik zu wenden.

Hierbei wird uns die Zutheilung der Wortführerschaft kaum sehr schwer fallen, sagte Wilmar; die ritterliche Kunstlyrik übernimmt nach gewohnter Huld Gräfin Irmgard, das Volkslied aber Fräulein Verta. Daß das geistliche Lied dem gelehrten Herrn Vater zufalle, versteht sich wohl von selbst.

Gräfin Irmgard war sofort damit einverstanden, Verta aber wollte sich sträuben; jedoch auf die von Allen unterstützte Bemerkung der Frau Gräfin, daß sie, die täglich ja Volkslieder mit so tiefem Verständnisse und darum auch so ansprechend singe, darüber

auch am gediegensten werde zu sprechen wissen, fügte sie sich und nahm an.

Die Vertheilung der Lehrschrift endlich war bald gemacht, indem Gaspinger die volksthümliche und ritterliche, Leodegar aber die geistliche zu übernehmen ersucht werden sollte.

Mit der Zutheilung der Gegenstände wären wir also fertig, jagte der alte Graf, und es bleibt nur übrig, zu sehen, woher wir die nöthigen Bücher nehmen wollen.

Meine Büchersammlung, antwortete Irmgard, wird das meiste zu bieten im Stande sein; was aber mir abgehen sollte, ohne daß Ihre Bibliothek, bester Oheim, auszuheilen vermöchte, das wird uns wohl Professor Gaspinger von seiner Universitätsbibliothek, Pater Leodegar aber aus der seines Klosters zu verschaffen im Stande sein. Nach beiden Orten kann man ja täglich zweimal vermittelt der Eisenbahn gelangen, also hat der Bezug der Bücher keine Schwierigkeit. Wir wollen demnach mit gutem Muthe das Unserige thun, vor Allem aber die nöthigen Briefe rechtzeitig abgehen lassen, dann dürfen wir uns wohl, beliebt es dem Himmel, den besten Erfolg versprechen und unterhaltungsreichen nicht nur, sondern auch belehrenden Herbstabenden entgegensehen.

Erster Abend.

Am neunten Abende nach der mitgetheilten Verathung treffen wir die uns nun bekannte Gesellschaft, vermehrt durch die Herren Professor Haspinger und Vater Leodegar, im runden Zimmer des westlichen Burgturmes auf Jorsted. Selbst das gestrenge Hoffräulein Küngold von Herblingen und folglich auch ihr getreuer Schatten, der Hauptmann Künrich von Stoffeln, waren zugegen, woraus sich ergibt, daß Fräulein Berta gelegentlich der Seefahrt am Berathungsmorgen richtig schloß, es sei ohne Zweifel der milden Zusprache der Frau von Teufenstein gelungen, die empörten Gemüther wieder zu besänftigen. Allzu schwer mochte es ihr wohl nicht geworden sein, da sie, wie wir bereits sahen, an dem Hauptmann einen heimlichen Verbündeten hatte, wenn er auch scheinbar auf der Gegenseite stand. Doch hatte Küngold eine Bedingung gemacht, die wir später wohl kennen lernen.

Ueber die beiden Theilnehmer an der Gesellschaft, die wir bis jetzt nur dem Namen nach kennen, genügen für jetzt wenige Worte; denn in Betreff ihrer geistigen Eigenthümlichkeit werden wir durch sie selbst nach und nach den besten Aufschluß erhalten. Professor Haspinger war ein Mann zwischen fünfzig und sechszig Jahren und von mittlerer Größe. Sein schlichtes, blondes Haupthaar war bereits dünn, gieng hie und da in das Weiße über, und auf seinem Scheitel machte sich schon seit längerer Zeit eine kahle Stelle bemerkbar, die ihn nöthigte, sein Haupt mit einem schwarzen Kappchen zu bedecken, da er leicht an Kopfschmerz litt. Sein Gesicht trug deutliche Spuren geistiger Anstrengung und seine blauen Augen

hatten ihren früheren Glanz verloren und erschienen, war er in ruhiger Gemüthsstimmung, matt; ihr Ausdruck änderte sich jedoch sogleich, sobald er geistig angeregt ward. Der Pater Leodegar mochte zehn Jahre weniger zählen als der Professor, war von hoher Gestalt, die durch sein schwarzes Ordenskleid noch mehr gehoben ward, und von höchst anmuthigem Benehmen, welches bekanntlich die Benedictiner vor allen andern Mönchen auszeichnet. Hier war keine Spur von dem verschlagen lauernden Wesen des Jesuiten, von der zutäppischen Hoffärtigkeit der Bernhardiner, von der ländlichen Naturwüchsigkeit der Franciscaner. Er war ein Mönch, aber ein Mönch, der seiner Zeit nicht feindlich gegenüberstand, sondern ihren wohlbegründeten Ansprüchen in Allem gerecht zu werden suchte; ein Mönch, der einsah, daß die Welt nicht mehr von den Klöstern aus zu leiten und zu gängeln sei; ein Mönch, der die Vorzüge seiner Geistesbildung recht wohl zu würdigen wußte und es für tadelhaft hielt, Nothheit des Geistes hinter zur Schau getragener Weltverachtung zu verstecken.

Der runde Tisch, der im geräumigen Thurmzimmer stand, ward von einer ab der gewölbten Decke hängenden Lampe hell beleuchtet und trug eine Menge in rothen Maroquin eingebundener Bücher. Um ihn herum stunden neun Stühle für die neun Theilnehmer und zwar so gereiht, daß der jedesmalige Wortführer oder Vorlesende die Mitte einnahm. Im Kamine brannte lustig ein helles Feuer und auf einem Nebentische sang der von neun verschiednen geformten Tassen umgebene Theekessel sein leise lodendes Lied. Auch an Backwerk fehlte es nicht; aber wer sich an Thee und Backwerk Laben wollte, mußte sich dorthin begeben; denn es war beschlossen, den runden Tisch von Tassen freizuhalten. Nachdem Alle Platz genommen, eröffnete Gräfin Irmgard die Sitzung, indem sie sich also an Professor Gaspinger wandte:

Kun, werther Herr Professor, Sie haben die Freundlichkeit gehabt, die Besprechung zunächst der volksthümlichen deutschen Heldegedichte in unserem Kreise zu übernehmen. Wir hoffen sämmtlich nicht nur viel Neues und Unbekanntes, sondern auch viel Schönes darüber von Ihnen zu hören, und ich darf Ihnen wohl

ohne Zweifel die aufmerksamsten und dankbarsten Zuhörer und Zuhörerinnen versprechen; denn sind auch nur die Männer wißbegierig, so sind wir Frauen doch zum mindesten neugierig. Freilich wollen Einige behaupten, daß beide Begierden nicht selten einander gleichen sollen wie ein Ei dem andern.

Auf den letzten Theil Ihrer Anrede, gnädigste Gräfin, will und kann ich mich jetzt nicht einlassen, erwiderte Haspinger. Er wäre der Gegenstand einer tiefgehenden philosophischen Untersuchung; wir aber wollen uns mit den mittelalterlichen Dichtungen für dieß Mal beschäftigen. Wenn Sie aber erwarten, da viel Neues und Schönes zu hören, so muß ich leider sogleich bemerken, daß aus dem ersten Zeitraume, der etwa mit dem Jahre 750 unserer Zeitrechnung beginnt und mit dem Jahre 1150 schließt, nur wenige Denkmäler uns erhalten sind, und auch diese wenigen meist nur in Bruchstücken. Größern Reichthum bietet uns der zweite Zeitraum von 1150 bis 1300, und der dritte von 1300 bis 1500 dar; dennoch sind auch viele Schriftdenkmäler dieser Zeiträume für uns verloren.

Erlauben Sie, daß ich Sie unterbreche, sagte Fräulein Berta; Sie erhalten hiermit gleich einen Beweis unserer Neugier; aber woher weiß man denn, daß überhaupt jemals mehr vorhanden war, als wir heute noch besitzen? Ich sollte doch meinen, was einmal schriftlich aufgezeichnet war, und von den wirklich guten Dichtungen gab es doch gewiß mehr als eine Aufzeichnung, das sollte doch an dem einen oder dem andern Orte sich erhalten haben.

Die Kriege und Fehden des Mittelalters, die Zerstörung und später die massenhafte Aufhebung der Klöster, die allgemeine Einführung der viel Pergament erheischenden Orgeln, leichtsinnige Buchbinder und andere unbedachtsame Menschen — alles dieß zusammen hat gewiß vieles, was vorhanden war, vernichtet, erwiderte Haspinger. Aber in beiden Zeiträumen, zumal dem ersten, ist manches auch wohl nur mündlich fortgepflanzt, niemals schriftlich aufgezeichnet worden. Zu schreiben verstanden im ersten Zeitraume nur die Geistlichen und auch im zweiten und dritten waren nur wenige Laien des Schreibens kundig; die deutschen Geistlichen jedoch

hatten großen Abscheu vor dem deutschen Heidenthum, das in der frühesten Heldendichtung herrschte, und so enthielten sie sich der Aufzeichnung und der Vermehrung der Aufzeichnungen. Die heidnischen Schriften des griechisch-römischen Alterthums schienen ihnen nicht gefährlich und waren es auch nicht. Anders verhielt es sich jedoch mit dem deutschen Heidenthum, welches bekanntlich bis heute noch nicht ganz aus dem Volke hinaus ist. Man war begreiflich darauf bedacht, diesen so viel als möglich alle Nahrung zu entziehen; wie hätte man es durch Aufzeichnung heidnischer Gedichte stützen mögen? Später als auch die Dichtungen christlich geworden, wirkten andere Ursachen. Von jeher haben sich die Deutschen, und zumal diejenigen unter ihnen, die sich vorzugsweise die „Gebildeten“ nannten, durch Verachtung des Heimischen und durch Hinneigung zu dem Fremden ausgezeichnet, ganz im Gegensatz zu den Hellenen, die nur das Ihrige achteten. Aber eben darum haben auch die Hellenen eine Höhe der Kunstbildung erreicht, die den Deutschen wohl immer unerreicher bleiben wird, zum wenigsten so lange, bis sie gelernt haben, das Ihre wie es sich gebührt zu achten.

Sie haben da nicht unrecht, sagte der alte Graf von Hünenberg, und besonders der deutsche Adel, der vor Allem hätte deutsch sein sollen, begünstigte mit Vorliebe das Undeutsche. Dieß zeigen schon die adeligen Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, und das zeigt auch heute noch der Adel. Doch ich bitte Sie fortzufahren.

Die Nichtadeligen sind darin leider hinter dem Adel nicht zurückgeblieben, sagte Haspinger. Doch lassen wir das. Ich habe Ihnen, mein Fräulein, wie ich glaube, bewiesen, daß so manches zu Grunde gehen konnte. Daß aber so manche jetzt verlorene Dichtung einst vorhanden war, das bezeugt der Gothe Jorrand oder Ibordand, der Longobarde Paulus, der Sohn Warnefrids, der Sachse Widukind und andere, die gothische, longobardische, sächsische Gedichte theils erwähnen, theils sogar deren Inhalt mittheilen. Ebenso weiß man nach Eginhards Mittheilung, daß Karl der Große die alten Heldenlieder der Franken sammeln ließ, und das erhaltene Bücherverzeichnis der Abtei Reichenau enthält ebenfalls einige Bände altdeutscher Gedichte. Günstiger als bei den

Deutschen des Festlandes gestaltete sich die Sache bei den Angelsachsen und Scandinaviern, bei denen schon die abgeschiedene Lage und die Entfernung vom Weltverkehr die Bewahrung der alten einheimischen Dichtung begünstigte, obgleich auch diese vieles eingeübt haben. Es war also durchaus kein Mangel an einheimischen Heldengedichten, und wenn alles erhalten wäre, würden nur wenige Völker mit uns an Reichthum daran sich messen können.

Nach meiner Ansicht, sagte das Hofräulein, indem sie sich lächelte und dem Hauptmann einen kühnheitsbewußten Blick zuwarf, hat man diesen Verlust nicht eben allzusehr zu beklagen; mir in der That ersetzt ein Dumas, ein Eugene Sue, ein Balzac den Verlust mehr als hundertfältig.

Da Niemand sich bemüht hat, den hingeworfenen Handschuh aufzuheben, so erhielt der Baron von Stoffeln keine Veranlassung, seinen Schild über das Fräulein zu halten; Haspinger also fuhr fort: Des aus dem ersten Zeitraume Erhaltenen ist demnach, wie gesagt, nicht viel, und in das Gebiet der Heldendichtung gehört nur das Bruchstück des Gedichtes von Hildibrand und Hadubrand. Allein bevor ich dieses Gedicht einer näheren Betrachtung unterwerfe, erachte ich es für angemessen, über die Dichter des ersten Zeitraumes und die äußere Gestaltung ihrer Dichtungen im Allgemeinen einige kurze Bemerkungen Ihnen vorzutragen.

Bei der so reich uns gebotenen Geistesnahrung, sagte Baron Münrich, kann es nicht schaden, wenn wir uns auch nach einiger Leibesnahrung umsehen; wäre es auch nur, um das Gleichgewicht zwischen Leib und Geist aufrecht zu erhalten. Wenn daher eine der Damen mir Gesellschaft am Theetische dort leisten wollte, so würde ich mich ihr zur größten Dankbarkeit verpflichtet fühlen. Ein Soldat mit leerem Magen, wissen Sie, schlägt sich schlecht.

Sogleich erhob sich Rüngold und beide schritten so stolz dahin, als ob sie „vereint ihr Jahrhundert am Theetisch in die Schranken fordern“ wollten. Haspinger aber fuhr fort:

In dem späteren Mittelalter, auf jeden Fall seit dem zwölften Jahrhunderte, gab es Männer, die aus der Uebung der Dichtkunst

ihren Lebensberuf machten. Man nannte sie „fahrende Leute,“ weil sie von Stadt zu Stadt, von Burg zu Burg, von Dorf zu Dorf auf ununterbrochener Wanderung waren. Sie bildeten sogar junfartige Vereine; von einer rheinischen und einer österreichischen und bairischen Dichterschule lassen sich im dreizehnten Jahrhunderte sogar sichere Belege nachweisen. Sie sind es, denen wir die Erhaltung und Fortbildung der deutschen Heldensage zu verdanken haben. Handschriften, die den „Fahrenden“ gehörten und aus denen sie die Gedichte vortrugen, kommen zwar kaum vor dem fünfzehnten Jahrhunderte vor; dennoch muß es auch ältere gegeben haben, wenn man nicht annehmen will, daß sie in den früheren Jahrhunderten die Gedichte ausschließlich im Gedächtnisse aufbewahrten und mündlich weiter verbreiteten. Schon der Reichtum der deutschen Heldensage im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte spricht für das Dasein der Fahrenden in früheren Zeiten; denn von wem hätten die späteren dieselbe überliefert erhalten, wenn nicht von ihren Junftgenossen? Und wirklich lassen sich auch einige Zeugnisse für deren Dasein beibringen. So z. B. bestimmt das alte Gesetz der Werriner und Thüringer den Volksängern ein höheres Wergeld als den Gemeinfreien, welche Bestimmung zugleich ein Zeugniß ist für die hohe Achtung, in der die Fahrenden im siebenten und achten Jahrhundert noch standen. Später freilich änderte sich das; je mehr der Staat zum Polizeistaat ward, desto tiefer sank das Ansehen der Fahrenden, die nach und nach den Gauklern und Spielleuten gleichgestellt wurden und als Rechtlose nur Scheinbuße am Schatten des Beleidigers erhielten, wie Grimm in den Rechtsalterthümern angemerkt hat. Auch das beweist die hohe Achtung und gleichsam die Unverletzbarkeit der Volksänger, daß König Alfred der Große und König Olaf von Norwegen kein Bedenken trugen, als Sängern verkleidet, der erste im Heerlager der Dänen, der andere in dem der Angelsachsen aufzutreten. Man darf sich daher auch nicht wundern, wenn man sich der Volksänger vorzugsweise gern als Boten bediente.

Bitte, sagte Irmgard, was ist Wergeld? Das Wort verstehe ich nicht.

Unter Wergeld, erklärte der alte Graf, versteht man die Buße, die für die Tödtung oder Verwundung eines Menschen nach deutschem Rechte gezahlt werden mußte. Man kaufte gleichsam damit den Verwandten des Erschlagenen das Recht der Blutrache, wie dem Verwundeten das Recht sich zu rächen ab. Das Wergeld für die Tödtung eines Freien betrug in der Regel 300 Solidi oder Schillinge, also etwa 100 Thaler; das für die Tödtung eines Edlen das dreifache, also 900 Schillinge. Bei Verwundungen aber ward die Höhe der Buße nach der Wichtigkeit des verwundeten Gliedes bemessen, jeder Finger z. B. hatte seine Buße, so wie Nase, Ohren und Augen. Neben der Buße mußte aber auch noch dem Staate Strafe für den gebrochenen Frieden gezahlt werden. Genügt Ihnen dieß?

Da Irmgard sich befriedigt erklärte, so sprach Haspinger weiter: Andere Beweise bieten uns die angelsächsischen Gedichte des achten bis zehnten Jahrhunderts. In einem erzählt Widsith, ein solcher Jährender, von seinen Fahrten. Er sagt unter Andern:

So durchfuhr ich viele fremde Lande,
über den großen Grund. Gutes und Uebles
lern' ich kennen da.
Drum mag ich singen und sagen wohl,
melden vor der Menge in der Meihalle,
wie mich die Edlen mit Ehren bedachten. —
Wenn Schilling und ich in schallender Rede
vor unserm Siegesfürsten Sang erhoben,
hell zur Harfe der Hall ertönte:
dann manche Männer, muthesstolze,
mit Worten sprachen, die es wohl verstanden,
daß sie niemals süßern Sang noch hörten. —
So schreitend wandern durch des Schicksals Nacht
der Leute Lusterreger durch der Lande viel;
Bedürfniß kündend, Dankwort sprechend,
wohl im Süden oder Norden sangverständigen Mann
sie treffen, der nicht träg im Geben ist,
und vor den Edlen Ehr' erwerben will.

In einem andern Gedichte beklagt ein solcher Jährender, Deor (d. i. Thier) geheßen, sein Mißgeschick, indem er sagt:

Der Heteninge Säng' er war ich, hochgeschätzt,
dem Herscher theuer, und war Thier mein Name.
Der Winter viele weilt' ich wohlverspflegt
beim holden Herrn, bis daß dem Herrand nun,
dem lieberfahnen Mann das Landrecht ward,
daß mir der Edlen Obherr eh verlich. —

Rom Erzbischof Adalbert von Bremen endlich berichtet der Geschichtschreiber Adam von Bremen: „Nur selten ließ er Säng' er vor sich, obgleich er sie zu Zeiten für nöthig erachtete, um die Sorgen des Tages etwas zu erleichtern.“

Ich entdecke da, sagte Wilmar, eine merkwürdige Uebereinstimmung zwischen den Germanen und Hellenen; die Jährenden scheinen mir ganz das zu sein, was bei den Griechen die Rhap-soden waren.

Ganz recht, erwiderte Haspinger; einzelne konnte man sogar den Homeriden gleichstellen, nämlich diejenigen unter ihnen, die nicht bloß Ueberliefertes vortrugen, sondern selbstthätig umgestalteten, folglich dichteten, was ohne Zweifel viele unter ihnen thaten.

Aber Ihre Belege, werther Herr Professor, sagte Irngard, beziehen sich, wenn ich nicht irre, nur auf Norddeutsche; für unsere süddeutschen Stämme scheint mir damit noch nichts bewiesen.

Für diese, entgegnete Haspinger, ist es wohl, wie mich dünkt, Beweises genug, daß gerade sie im zwölften und dreizehnten Jahrhundert die Träger und Bewahrer der Heldensage sind. Ich gedachte bereits der rheinischen und österreichisch-baierischen Eingerschulen und ich füge jetzt noch in Bezug auf eine weit frühere Zeit hinzu, daß seit den Tagen des h. Bonifacius auf den Concilien und in den Capitularen der fränkischen Könige der Volksgesang zunächst den Geistlichen, dann aber auch den Laien verboten ward, ohne Zweifel, weil er heidnisch war. Und wenn der alamannische Benedictiner Otfrid, zweite Hälfte des neunten Jahrhunderts, in der lateinischen Widmung seines „Christ“ an den Erzbischof Liutbert von Mainz, sich also vernehmen läßt: „Da zuweilen der

Klang unnützer Dinge (Heldenlieder) manchen würdigen Männern zu Ohren kam und der unklausche Gesang der Laien (Liebeslieder) die Heiligkeit derselben beunruhigte: so ward ich von gewissen des Andenkens würdigen Brüdern und zumal von einer ehrwürdigen, heftig in mich bringenden Frau, Namens Judith (der Witwe Ludwig's des Frommen?) gebeten, daß ich für sie einen Theil der Evangelien in deutscher Sprache niederschriebe, damit der Gesang derselben das Spiel der weltlichen Stimmen einigermaßen tilge, und sie, gefesselt in der Süßigkeit der Evangelien in deutscher Sprache, dem Klange unnützer Dinge auszuweichen wüßten," — so ist damit auch für Süddeutschland das Vorhandensein der Volksfänger und zugleich der Heldendichtung und des Liebesliedes erwiesen.

Zugestanden, lieber Freund, sagte da Vater Leodegar. Aber wenn diese fahrenden Leute so verbreitet, ja sogar in feste Gesellschaften gegliedert waren, so steht doch gewiß auch zu erwarten, daß sie eine gemeinsame, ihr Geschäft genau bezeichnende deutsche Benennung getragen haben; denn da Dichten und Dichter vom lateinischen *dictare* und *dictator* herzuleiten ist, so ist die Benennung Dichter sicher nicht die ursprüngliche.

Ganz richtig bemerkt, werther Freund, erwiderte Haspinger. Die älteste und zugleich edelste Bezeichnung war, je nach der Mundart, bei den Niederdeutschen *sköp*, bei den Oberdeutschen *seuof*, in der Mehrzahl *sköpös*, *sköpäs*, *seuofä*, welches Wort von *skapān*, *scapan* herzuleiten ist und denjenigen bezeichnet, der geschaffen hat.

Ei, sagte da der Benedictiner, das stimmt ja ganz zur lateinischen, aus dem Griechischen stammenden Benennung, denn *poëta*, *ποιητης* bezeichnet den, der gemacht hat, und *poëma*, *ποιημα* das Gemachte.

„Hus! Hus! Waldmann, sah!“ stieß da plötzlich der edle Hauptmann von Stoffeln heraus. Er hatte, nachdem er sich an Thee und Badewerk sattfam erlabt, sich im Stuhl bequem zurück gelehnt und war nach und nach in einen sanften Schlummer gefallen. Und zwar stieß er seinen Jagdruf so kräftig heraus, daß Fräulein Aüingold, die nach einer geheimen geistigen Wahlverwandtschaft

ebenfalls einem süßen Schlummer sich hinzugeben begonnen hatte, ganz erschrocken von ihrem Stuhle an des Hauptmanns Seite emporfuhr, während Rünrich, immer noch träumend, gleichsam für einen Mitjagenden hinzusetzte: „Ein kapitaler Bod, den ich da geschossen habe! Auf Ehre, ein Staatsbod!“ Ein allgemeines unbezwingliches Gelächter, in das selbst die Frau von Teufenstein mit einstimmt, ermunterte aber endlich den edlen Traumnimrod.

Sie garstiger Mann! rief ihm da Fräulein Rüngold zu, Sie wissen ja, wie schädlich mir der Schreck ist! Zur Buße gehen Sie gleich und sagen meinem Kammermädchen, daß sie mir sofort einige meiner Schreckpillen bringe. Wie mir das Herz pocht!

Der edle Traumjäger gieng, und bereits lange schon hatte die Jose die Schreckpillen ihrer Gebieterin eingehändigt, und das Gespräch war schon längst wieder aufgenommen, bevor er zurückkam und auf seinen Sessel am Tische sich niederließ. So war er denn, was ihm nicht unerwünscht war, der Nothwendigkeit überhoben, eine Entschuldigung vorzubringen, die man ihm übrigens auch sehr gern erließ.

Andere, minder edle Benennungen, fuhr Haspinger fort, nachdem das Gelächter sich gelegt hatte, waren bei den Angelsachsen gligmen, glivmen, gleómen, was Lustmänner, Freudenmänner bedeutet. Bei den Deutschen galt singari, sangari, Singer oder Sänger; auch findet sich, besonders in verächtlichem Sinne, spilman. Daß auch zuweilen Frauen in ihrem Geleite sein mochten, geht daraus hervor, daß die ältere Sprache auch die Benennung spilwip kennt. Die letzten Trümmer der ganzen verkommenen Genossenschaft sind die noch auf unsern Jahrmärkten auftretenden Absinger greulicher Mordgeschichten, wobei gewöhnlich eine Frau mit einem langen Stabe auf die bildliche Darstellung des Vorfalles zum deutlicheren und eindringlicheren Verständnisse des Gesanges hinweist.

Traurig! sagte Irmgard. Diejenigen, denen ehemals die besten des Volkes lauschten, die von Königen und Fürsten geehrt wurden, sind jetzt kaum gut genug, den Janpagel der Jahrmärkte zu unterhalten. Aber es ist so: das Edelste sinkt am leichtesten, und wenn

es einmal sinkt, dann auch am tiefsten. Tie ihm innerwohnende Kraft vermochte zwar nicht das Verkommen zu verhindern, aber sie vermag gegen die völlige Vernichtung mit Erfolg anzukämpfen.

Aber, werther Herr, ergriff Berta das Wort, wie stund es um den Vortrag der fahrenden Leute? Traten sie als Erzähler auf, wie bei den Arabern die Märchenerzähler, oder sangen sie?

Vaspinger antwortete: Darüber kann ich Ihnen die zuverlässigste Auskunft geben; sie sangen, und zwar im Alterthum mit Begleitung der Harfe, wie schon die früher mitgetheilten Stellen bezeugen, später, seit dem dreizehnten Jahrhundert, der Geige. Hieraus erwuchs für die Fahrenden eine zwiefache Aufgabe. Einmal hatten sie das Gedicht zu schaffen, und dann die Weise, nach der es gesungen ward, zu erfinden. Hierbei kommen wir nun auf eine wichtige Frage, die noch keineswegs entschieden ist, nämlich auf die Frage: Waren die ältesten Gedichte strophisch abgefaßt oder nicht? Sämmtliche Lieder der Edda, Otfriids Christ, der ja dadurch die Volkslieder verdrängen wollte, alle Gedichte der Fahrenden des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, mit Ausnahme der wenigen, die sich das höfische Epos zum Vorbilde nahmen, sind strophisch; dagegen sind alle angelsächsischen und deutschen stabreimenden Gedichte des siebenten bis neunten Jahrhunderts nicht strophisch. In der früher mitgetheilten Stelle aus Widsiths Erzählung sagte dieser: er möge singen und sagen. Wird hier schon zwischen dem Vortrage strophischer und nichtstrophischer Gedichte unterschieden? Gesungen werden können auch nichtstrophische Gedichte, ja selbst die Prosa; aber der Gesang wird dann ein anderer, und seine Begleitung durch die Harfe eine andere sein, als bei strophischen Gedichten, und dieses Anderssein scheint ganz schädlich durch sagen im Gegen-
satz zu singen, zum Vortrage strophischer Gedichte, ausgedrückt.

Auf Ehre! rief da Hauptmann Rünrich, wenn ich vor der Front stehe und rufe: „Schultert 's Gewehr!“ so weiß ich wahrlich nicht, ob ich rede oder singe; aber eine Strophe sind die Worte einmal nicht, das weiß ich.

Ganz recht, sagte das Hofsfräulein. An mir selbst zwar habe ich das noch nie erfahren, denn ich weiß immer, ob ich rede oder

singe. Aber wenn die gnädigste Prinzess mir zuruft: „Ach, liebe Verblingen, reichen Sie mir doch einmal das Glas Wasser!“ so weiß ich in der That nicht, ob ich es gesagt oder gesungen nennen soll, so melodisch perlen die Worte daher, und dennoch bilden sie keine Strophe, wie etwa das herrliche Gedicht: „In des Waldes tiefsten Gründen, Unter Bäumen ganz versteckt, Schläft der Räuber allerfeinsten, Bis ihn seine Laura weckt.“

Um manchen Mund schwebte wieder ein bedenkliches Lächeln, aber der alte Graf sagte: Ich glaube nicht, daß das so eben Gehörte hieher gehört; denn etwas anderes ist es, mit Absicht und Bewußtsein singen, und in Folge einer unbewußten falschen Modulation der Stimme singen. Aber fahren Sie fort, werther Professor, bis Sie es für geeignet finden, eine kleine Unterbrechung eintreten zu lassen, denn der Thee dort will auch nicht vergessen sein.

Ich bin sogleich mit den allgemeinen Bemerkungen zu Ende, sagte Haspinger, und dann mag ganz füglich eine Pause eintreten, bevor wir das Gedicht selbst vornehmen. Nur wenige Worte über Versbau und Stabreim bitte ich noch in Geduld anzuhören. Der alte epische Vers besteht aus vier bis acht Hebungen, zwischen denen je eine Senkung, eine oder zwei unbetonte Silben, sich findet. Von unsern heutigen Versen unterscheidet sich der alte zu meist dadurch, daß einzelne Senkungen auch fehlen dürfen, ohne daß der Vers dadurch in seiner Zeitdauer geändert würde. Dieser Vers nun, oder die Langzeile, wird regelmäßig in zwei Hälften geschieden, die dagegen durch den Stabreim oder die Alliteration mit einander verbunden sind. Zu Anfange der Hälften dürfen wieder eine, zwei, höchstens drei unbetonte Silben stehen, die als Aufstakt, Vorschlag betrachtet und nicht zur Vershälfte gerechnet werden. Der Stabreim ist ein Anlautsreim, z. B. Haus und Hof, Etod und Stein, Kind und Regel, Wind und Wetter alliteriren. Gesetz ist nun, daß, wenn ein Reimwort mit einem Mitlauter anhebt, volle Gleichheit desselben im andern Reimworte verlangt wird, wobei sp, st, sch stets für einen Mitlauter gelten. So ist Etod und Stein richtig, aber nicht Sand und

Stein. Beginnt ein Reimwort dagegen mit einem Selbstlauter, so müssen die damit durch Stabreim verbundenen Wörter verschiedene Selbstlauter haben. Toppellauter werden dabei als einfache betrachtet. So alliteriren richtig alt und edel, aber nicht alt und Adel; richtig ein und aus, aber nicht auf und aus. Noch ist zu merken, daß nur die höchst betonten Silben, also die im Sinne wichtigsten, durch den Stabreim verbunden werden dürfen, und daß die zweite Vershälfte immer nur einen Stabreim, die erste nie mehr als zwei haben darf. Als Beispiel mögen dienen die Zeilen Wolsfeds:

Einen Armring mir da Galsbild schenkte,
 Der Edlen Obherrin, Audwins Tochter.
 Ihr Lob langte durch der Lande viel,
 Wenn ich im Sange sagen dürfte,
 Wo ich unterm Himmel holdest weiß
 Goldgeschmückte Frau Gaben reichen.

Nemitz, Verehrteste, wären die nöthigen Vorbereitungen vollendet. Ich wünsche nur, daß ich Ihre Geduld nicht allzulange in Anspruch genommen habe.

Man gieng zum Thee, wobei die Wirkung des Stabreimes auf das Ohr den Gegenstand des Gespräches bildete. Der alte Graf war der Ansicht, unser Endreim sei dem Anreim vorzuziehen, weil er mehr in das Ohr falle, wogegen Irmgard geltend machte, der Stabreim sei feiner und edler, und ein gewichtiger Vorzug desselben bestehe darin, daß durch ihn die im Sinne bedeutsamen Wörter kräftig hervorgehoben würden, während der Endreim auch bei den besten Dichtern häufig unrein sei und eben so oft auf im Sinn nicht eben wichtige Wörter falle, ja nicht selten zu Gleichwörtern dränge. Diese Schwächen des Endreims wurden nun zwar zugegeben, aber Vater Leodegar meinte, zu Gleichwörtern dürfe die Alliteration wohl eben so häufig verführen als der Endreim, und Haspinger gab zu, daß bei minder guten Dichtern dieß freilich der Fall sei. Der Streit hatte, wie es gewöhnlich der Fall ist, kein entscheidendes Ergebnis; aber Irmgard nahm sich vor, nächster Tage in einem Stabreimenden Gedichte sich zu versuchen und Berta

beschloß, doch einmal zu leben, ob sie nicht ein Gedicht zu machen im Stande sei, dessen Endreime die angegebenen Fehler nicht an sich trügen. Künrich und Künigold waren aber zweifach unzufrieden, einmal wegen der um vieles kürzern Dauer der Theestunde als sonst, und dann weil das gewöhnliche Gespräch beim Thee ihnen mehr behagte, als das heute geführte. So fand denn der leise geklüßerte Vorschlag des Hoffräuleins, den Rest des Abends bei Kartenspiel und traulichem Gespräche auf ihrem Zimmer zuzubringen, bei dem Hauptmann sehr willfähriges Gehör.

Als die Uebrigen alle ihre Sessel am runden Tische wieder eingenommen hatten, nahm Haspinger aufs neue das Wort:

Das Gedicht, das wir nun betrachten wollen, behandelt ein zur Sage des ostgothischen Königs Theodorichs gehörendes Ereigniß. Nicht zwar er selbst, der in der späteren Helden Sage schlechtweg Dietrich von Bern (Verona) heißt, ist der Held der Begebenheit, sondern sein Erzieher und Schaarmeister, der alte Hildibrand, dem sein Sohn Hadubrand feindlich entgegentritt. Wie Dietrich zum Geschlechte der Amalunge, so gehört Hildibrand zu dem der Wälsinge. Die Sage läßt Dietrich nun, in Widerspruch mit der Geschichte, vor seinem Gegner, den unser Gedicht gleich der Geschichte Doakar nennt, andere Sagen aber Ermanarich heißen und als seinen Oheim bezeichnen, aus Italien fliehen und im Osten bei Attila Schutz finden. Auf dieser Flucht nun begleitete ihn auch Hildibrand, der eine junge Gattin nebst einem unerwachsenen Sohne zurüdließ. Nach dreißig Wintern kehrt Dietrich zurück, um sein Reich wieder zu erlämpfen, und in seinem Gefolge Hildibrand. Hadubrand ist während der Zeit zum Helden herangereift und tritt dem, wahrscheinlich die Vorhut des Heeres führenden Vater, den er nicht kennt und auf Gerüchte hin längst todt wähnt, wohl als Hüter der Mark, nach späteren Sagen in Garten, d. i. am Gardasee, feindlich entgegen, ihm den Eintritt in das Reich der Goten verweigend. Mit dem Augenblicke, wo beide Helden inmitten ihrer Gefolge einander zum Einzelkampfe herausfordern, beginnt das Gedicht. Die dem Kampfe vorangehenden Wechselreden der Gegner, so wie ein Theil des Zweikampfes selbst bilden den

Inhalt desselben. Es ist also leider nur ein Bruchstück. Eine, wahrscheinlich im Kloster zu Fulda, zu Anfange des neunten Jahrhunderts gefertigte Handschrift, die verschiedene geistliche Schriften in lateinischer Sprache enthält, trägt es auf den äußeren Seiten ihrer Deckblätter. Das Gedicht selbst ist jedoch, wie seine Sprachformen darthun, zum mindesten in den Anfang des achten Jahrhunderts zu setzen. Die Heimat des Dichters ist nach eben denselben im östlichen Hessen oder westlichen Thüringen zu suchen, vorausgesetzt, daß das Gedicht nicht bloß in die Mundart jener Gegend umgeschrieben ward. Ob der Dichter Heide oder Christ war, läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen; doch würde vielleicht ein christlicher Dichter jener Zeit und Gegend den Ausdruck Irmingot, d. i. großer Gott, Weltgott, kaum gewagt haben, da er zu deutlich an die von den heidnischen Thüringern und Sachsen einst hochgeehrte Irminsäule, die Karl der Große bekanntlich zerstörte, erinnert. Wie dem sei, die Darstellung des Dichters ist noch unberührt von christlichem Einflusse. Es lautet:

Ich hörte das sagen Sangersfahrene,
daß auf sich riefen zum Einzelsampfe
Hildibrand und Hadubrand zwischen den Herren beiden
des Sohnes und des Vaters. Ihr Schlachtgeräth sie richteten,
rüsteten ihre Ringhemden, rühten ihre Schwerter an,
die Rämpen, über's Kriegsgetwand, da sie zum Kampfe ritten.
Hildibrand da sagte Heribrandes Sohn —
er war unter den Helden der hehrere Mann,
der erfahrungsreichere; zu fragen er anhub
mit Freundes Worten, wer sein Vater wäre
in der Männer Bolle, „oder welcher Magschaft¹ du bist:
wenn du mir den Einen nennest, lenn' ich die Andern schon,
Kind im Königreiche: kund ist mir all Erdenvoll!“
Hadubrand da sagte, Hildibrandes Sohn:
„Das sagten einst mir unsere Leute,
alte und weise, die die Welt schon lichen,
daß Hildibrand hieße mein Vater, ich heiße Hadubrand.“

¹ Verwandtschaft, Geschlecht.

Einst er gen Osten wach, stehend Oboakers Haß,
 hin mit Dietrich und der Degen vielen.
 Er ließ verlassen hier im Lande sitzen
 sein Weib in der Wohnung, unerwachsen noch den Sohn,
 erblos¹ sein Boll: hin nach Osten zog er.
 Darben sodann auch Dietrich sollte
 weiland meines Vaters: das war so freudlos² ein Mann!
 Oboakern blieb er unversöhnlich,
 der Helden herlichster, in Haß ergrimmt,
 bis sein dann Dietrich selbst auch darben mußte.
 An Volles Spiße war die Fehd' ihm stets zu lieb;
 kund war er durch Kühnheit kühnen Männern:
 Nicht wähn' ich, daß am Leben noch der Leute Führer."
 Hildibrand da sagte, Heribrandes Sohn:
 „Bezeuge mir's du, Irmingott, oben vom Himmel,
 daß Du niemals noch wie jetzt mit so naheverwandtem Ranne
 Worte wechseltest, wie, ich wähn' es, ich Dir bin."
 Da wand er sich vom Arme die gewundenen Ringe
 aus Kaisergold³ gefertigt, wie sie ihm der König gab,
 Der Hunen Heerfürst: „Nun aus Huld Dir geh' ich sie!"
 Hadubrand da sagte, Hildibrandes Sohn:
 „Mit dem Geere soll man Gab' empfangen,
 Ort wider Ort⁴ denn! also ist's der Edlen Brauch.
 Du bist dir, alter Hun, ein übermäßig schlauer,
 umspinnst mit Worten mich, willst mit dem Speer mich werfen:
 du bist so alt, weil stets du übest hinterlist!
 Das sagten also mir Seefahrende
 nach Westen über'n Wendelsee,⁵ daß er im Walsfeld sank:
 Tobt ist Hildibrand, Heribrandes Sohn!"
 Hildibrand da sagte, Heribrandes Sohn:
 Wohl an deinem Schilde ich es schauen kann,
 daß du daheime habest Herren guten,
 daß du als Flüchtling nimmer noch die Fremde sahst!
 Weh nun, waltender Gott, Wehgeschick sich naht!

¹ Der Erbgüter beraubt. ² Der Verwandten beraubt. ³ Byzantinisch
 Gold. ⁴ Spiße gegen Spiße; der Vater reicht die Armringe dem Sohne an
 der Spiße seines Speeres dar. ⁵ Das mittelländische Meer.

Der Sommer ich wallete und der Winter dreißig.
 wo man mich immer scharte in der Schügen¹ Volk:
 doch vor keiner Lohnburg man mir Wunde band:
 nun soll mein süßes Kind mich mit dem Schwerte hauen,
 morden mich mit seiner Mordart, oder ich ihm zum Rörder werden!
 Doch müßlos magst du nun, wenn deine Macht dir taugt,²
 gewinnen Waffen an so werthem Manne,
 rauben ihm die Rüstung, wenn ein Recht du hast.
 Der sei doch nun der Verachtetste der Hseute.³
 der dir zum Streit sich streube, da dich des so stark gelüftet.
 Der Kampf denn müße der Kämpfen entscheiden,
 wer heute sich des Eisenkleides entäußern solle,
 oder dieser Brünnen⁴ beider walten.“
 Da ließen zuerst sie die Eichen⁵ fliegen
 mit scharfem Schuß, daß sie in den Schilden stalen:
 dann stachen sie zusammen (die Steinschilde⁶ barsten).
 hieben heißgrimm die bellen Schilde,
 bis das Schirmholz ihnen zerscheitert war,
 zerhauen samt den Häuten⁷ . . .

Ja, ja! sagte Leodegar, als Happinger das Gedicht vorgelesen hatte, dieß ist eine Dichtung von hohem Kunstwerthe, und um so mehr ist zu bedauern, daß sie nicht vollständig erhalten ist. Sie ist durch echt antike Darstellung ausgezeichnet. Alles greift wie mit Nothwendigkeit in einander und drängt wie von selbst auf den bestimmten Ausgang hin. Ueberall sichere, feste Züge, nirgends Ueberflüssiges, Halbes. Kernhaft und treffend sind die einzelnen Gedanken und so ebenmäßig in ihren Bestandtheilen gegliedert, daß jedes Wort aus dem Gesichtspunkte des Ganzen berechnet erscheint. So hat sich ein Herausgeber des Gedichtes, Feufner, über dasselbe ausgesprochen, und, ohne Zweifel, man muß ihm beistimmen.

¹ Den Heer Befende. ² Wenn du stark genug bist. ³ Hsigothen. ⁴ Ringpangzer. ⁵ Die aus Eichenholz gemachten Heere. ⁶ Die mit Edelsteinen geschnittenen Schilde; doch kann staimbort auch Kampfschild bedeuten. ⁷ Die Schilde waren aus Lindenholz, und mit Thierhaut überzogen; darum bedeutet linde, wie statt Schirmholz im Gedichte steht, den Schild.

Und welche epische Ruhe ist über das Ganze verbreitet, warf Irmgard ein, mag die Darstellung sich in ruhigen oder erregten Gefühlen bewegen. Besonders aber ist mir aufgefallen, was um so mehr Anerkennung verdient, je weniger es, so viel ich weiß, im Mittelalter üblich war, daß der Dichter mit seiner Persönlichkeit nie hervortritt.

Darin, sagte der alte Graf, zeigt sich gerade die Größe des Dichters. Aber auch in dem edlen Charakterbilde, das er uns in dem alten Helden vor Augen führt, erkenne ich einen Beleg für die Höhe, worauf der Dichter als Mensch steht. Wenn wir in den ritterlichen Heldengedichten meist nur der Hervorhebung von Eigenschaften begegnen, die mit einem edlen und großen Charakter nicht so innig zusammen hängen, z. B. der mehr körperlichen Tapferkeit, dem kriegerischen Muth, der äußeren feinen Weltfite, so ist dieß bei diesem Dichter anders. Die Züge, die er dem Charakter seines Helden verleiht, beweisen die Hochschätzung dessen, was die sittliche Natur des Menschen Großes und Edles hat. So hebt er gleich anfangs an dem Helden hervor die Ehrwürdigkeit des Alters und die weise Besonnenheit, die durch ein Leben, reich an Thaten und Schicksalen, gewonnen wird.

Und wie weiß der Dichter, nahm Wilmar das Wort, die Tugend der Tapferkeit, die nothwendige Grundlag' jedes Heldencharakters, durch den Verein mit andern sittlich großen Eigenschaften zu adeln und zu heben! Er läßt in den Reden und dem Benehmen des alten Helden das vollste und sicherste Gefühl seiner Heldenstärke hervorleuchten, aber nirgends legt er ein einseitiges Gewicht darauf, nirgends läßt er dem Helden ein Wort entschlipfen, das einer Prahlerei ähnlich wäre oder rohen Troß auf sein Heldenthum verriethe. Selbst den kränklichsten Vorwürfen gegenüber bewahrt der Held das edle Maß in Wort und Handlung, eine seelengroß, sichere Selbstbeherrschung. Endlich zeigt uns der Dichter an seinem Helden ein wahrhaft menschlich fühlendes, von seiner schrecklichen Lage tief ergriffenes Vaterherz, aber zugleich ein großes, in ruhiger Fassung über das Schicksal erhabenes, das keinen Augenblick vergißt, was die in ihm angehaftete Heldenehre gebietet.

Das Endergebniß Ihrer Urtheile ist also, sagte Haspinger, daß der Dichter einen Heldencharakter hinstellte, in dem die Tugenden des Kriegers mit den Tugenden des sittlich großen Menschen zum schönsten Einklange verschmolzen sind. Aber Eines haben Sie noch nicht berührt: die bei aller ihrer Kürze meisterhafte Anordnung des Kampfes. Wir können darin wahrnehmen, daß nur der letzte Act des Kampfes fehlt mit dem, was der Dichter an den Ausgang des Kampfes anknüpfte. Der Kampf war ein vierfacher, ein Kampf mit Wurfspeeren, mit dem Speere zum Stoß, mit dem Schwerte und mit dem Streitbeile oder der Mordart. Sie erinnern sich dabei wohl an den berühmten Kampf des Diego Ordonno Lara gegen den jüngsten Sohn des Arias Gonzalo im Cid.

Nun erst, nahm Irmgard wieder das Wort, fühle ich ganz die Vortrefflichkeit des Gedichtes; um so mehr beklage ich den Mangel des Schlusses. Aber sagen Sie, bester Professor, Sie wissen, wir Frauen verlangen immer nach dem Ende einer Geschichte, und manche von uns sollen sogar, wie ich gehört habe, bevor sie ein Buch vorn zu lesen beginnen, das Ende einer sehr ernstern Prüfung unterwerfen; sagen Sie also, ist nicht etwa der Ausgang des Kampfes zwischen Vater und Sohn in einem andern Gedichte dieses Sagenkreises angedeutet? Es wäre doch zu schrecklich, wenn der Ausgang wäre wie im Cid.

Ihrem Verlangen, werthe Frau Gräfin, sagte Haspinger schallhaft lächelnd, kann leicht entsprochen werden; denn zufällig behandelt das älteste und das vielleicht jüngste Gedicht der deutschen Helden Sage denselben Gegenstand, wenn auch, wie sich von selbst versteht, in durch und durch verschiedener Weise. Ist es Ihnen genehm, so lese ich Ihnen gern das kurze dem fünfzehnten Jahrhundert höchstens angehörnde Gedicht vor, da ich es bei mir habe. Wir brauchen uns ja keineswegs an die zeitliche Aufeinanderfolge der Gedichte zu binden und können, was dem Inhalte nach zusammen gehört, auch gleich zusammen nehmen. Auch das ist in mancher Beziehung lehrreich.

Der Vorschlag fand allgemeine Billigung und Haspinger las:

Ich will zu Land einreiten, sprach Meister Hildebrand,
wer kann den Weg mich weisen gern Bern wohl in das Land?
Der ist mir unkund worden viel manchen lieben Tag:
in zwei und dreißig Jahren ich Fraun Uoten niemals sah.

Wilt du zu Land einreiten? sprach Herzog Amelung.
Was begegnet dir auf der Gaide? ein schneller Degen jung.
Was begegnet dir auf der Marke? der junge Hildebrand.
Und rittest du selbstwölster, von ihm du würdest angerannt.

Nun wahrlich, rennet er mich an in seinem Uebermuth,
ich zerhau' ihm seinen grünen Schild, es kommt ihm nimmer gut;
ich zerhau' ihm seine Brünne mit einem Schirmschlag,¹
daß er es seiner Mutter ein Jahr wohl klagen mag.

Rein du, sprach von Berne der edele Dieterich,
das solt du wahrlich lassen; nun höre, Meister, mich:
Du sprich ihm zu in Minne wohl durch den Willen mein,
daß er dich lasse reiten, so lieb ich ihm möge sein.

Da sprach der alte Hildebrand: das kām' mir eben recht!
Sollt' ich den Degen bitten, das stünde traun mir schlecht;
ich wollt' ich mit ihm fechten mit unverzagtem Muth;
des soll er nicht entbehren: vielleicht daß gern er's thut.²

Da er ritt durch Garten wohl in des Berners Mark,
er kam in große Arbeit durch einen Helben stark;
von einem jungen Helben ward er angerannt.
„Nun sag' an, du viel Alter, was führet dich in dieses Land?

Dein Harnisch strahlt so helle, als leist du Königes Kind,
du machst mich jungen Helben mit sehenden Augen blind.
Dahem du solltest bleiben und haben gut Gemach,
dahem an einer heißen Bluth.“ Der Alte lachte da und sprach:

„Sollt' ich daheme bleiben, wo man man freundlich pflegt?
mir ist, so lang ich lebe, zu reisen auferlegt,
zu reisen und zu kämpfen bis auf meine Hinnensfahrt.
Das sag' ich dir viel jungem, darum so grauet mir mein Bart.“

¹ Schulgerechter Festschrieb. ² Rämlich: mich reiten läßt.

„Deinen Bart, den will ich raufen, das sag ich dir, alter Mann,
daß rinnen über die Wangen dein Blut man sehen kann.
Aufgeben deinen Harnisch mußt du und grünen Schild,
und mußt sein mein Gefangner, ob du länger leben wilt.“

„Meine Brünne und mein grüner Schild beschützten oft schon mich.
Der deinen Rede mich verdreht; nun wohl, so wehre dich!“
Sie ließen von den Worten und zückten scharfe Schwerter.
Was die Helden begehrten, des wurden sie da wohl gewährt.

Ich weiß nicht, wie der Junge gab dem Alten einen Schlag,
daß der alte Hildebrand von Herzen sehr erschrak;
da sprang er eiligst rückwärts, wohl sieben Klafter weit.
„Nun sag an, du viel junger, den Streich lehrte dich ein Weib!“¹

„Sollt' ich von Weibern lernen, das stünde traun mir schlecht,
in meines Vaters Lande lebt mancher Ritter wohl und Knecht;
ich habe Ritter und Grafen an meines Vaters Hof:
was nicht bis heut ich lernte, das lern' ich auch wohl noch.“

Hildebrand war listig. Zu schirmen² er begann,
bis er dem jungen Helden das Schwert untertann.
Er erwischt' ihn in der Mitte, da er am schmalsten was
und schwang ihn hinterrucke wohl an das grüne Gras.

„Wer sich reibt an altem Kessel, der empfängt gerne Nam.³
Also geschieht dir jungem wohl an mir altem Mann.
Nun wohl, sag' an, du junger, deine Beicht' ich hören soll,
bist du ein junger Wölfling,⁴ so magst du genesen wohl!“

„Was sagst du wir von Wölfen? die laufen durch das Holz.
ich bin aus Griechenlande⁵ ein junger Degen stolz.
Meine Mutter heißet Ute, eine edle Herzogin,
und Hildebrand der Alte der viel liebe Vater mein.“

¹ Nämlich seine Mutter Ute; ihr hatte wohl Hildebrand bei seiner Abreise aufgetragen, den Sohn diesen Hieb zu lehren. ² Kunstgerecht sechten. ³ Schmutz.
⁴ Das Geschlecht, zu dem Hildebrand und Hadebrand gehörten, trug den Namen der Wölflinge, wohl in Bezug auf den der Sage nach blindgeborenen Ahnherrn des Geschlechtes. ⁵ Unteritalien.

„Heißt deine Mutter Ute, eine edle Herzogin,
so bin ich es Hildebrand, der liebe Vater dein.“
Den Helm er ihm entstrickte, ¹ er küßt ihn an den Mund:
„Nun muß des Gott gelobet sein, wir sind noch beide gesund!“

„Ach Vater mein, die Wunde, die ich dir habe geschlagen,
die wollt' ich dreimal lieber an meinem Haupte tragen.“
„Nun schweige still, trautlieber Sohn, der Wunde wird gut Rath,
seit daß Gott uns beide hier zusammen geführt hat.“

Das währte von der None ² bis zu der Vesperzeit.
Da saßen sie zusammen und ließen von dem Streit;
freundliches Fragens keiner nicht vergaß:
seit ritten zu der Burg sie, darauf da der junge saß.

Er führte ihn mit Gewalte vor die Burg hin dann.
Da sah man auf der Zinnen seine Mutter Ute stahn.
Er führt an seinem Helme von Gold' ein Kränzelein,
er führt an seiner Seite den viel lieben Vater sein.

In seinem Saal' er setzte ihn oben an den Tisch,
er bot ihm also freundlich das Wildbrät und den Fisch.
Uten daucht' es fremde, der Frauen hochgemuth:
„Mein Sohn, den deinen Gefangnen, den halt bu daß in Gut!“

„Nun schweige, liebe Mutter! Ich will dir Mährer sagen,
er hätte mich auf der Haide beinahe gar erschlagen.
Nun höre, liebe Mutter: gefangen sollte sein
Hildebrand der Alte, der viel liebe Vater mein?“

„Ach Mutter, liebe Mutter, nun heut ihm Zucht und Ehr'!“
Da hub sie an und schenkte und trug's ihm selber her.
Da hatt' er in dem Runde von Gold ein Ringelein,
das ließ er in den Becher der viel lieben Frauen sein.

Aber hier haben wir ja eine ganz andere Auffassung der Sage,
rief Irmgard aus. Das geistige Wesen des Vaters ist gänzlich

¹ Auflösen. ² Die neunte Stunde des Tages, drei Uhr nach Mittag.

ein anderes. Wenn er im alten Gedichte alles thut, den unglückseligen, ja frevelhaften Kampf zu vermeiden, und nur gezwungen zum Schwerte greift, so ist er hier der Urheber des Kampfes. Auch nicht von ferne giebt er sich dem Sohne zu erkennen.

Ohne Zweifel, sagte der alte Graf, die Sage hat eine ganz andere Wendung erhalten. Darum auch fragt Hildebrand erst als er den Sohn in seiner Gewalt hat, ob er ein Wölsing sei, zu seinem Geschlechte gehöre, worauf Hadubrand Mutter und Vater nennt und dadurch die friedliche Lösung herbeiführt. Diese ist nun wohl auch der ganzen Haltung dieses Gedichtes angemessen, da der ganze Kampf nur eine vom Vater angestellte Prüfung des Sohnes war. Darum schließt auch das jüngere Gedicht heiter, während das alte gewiß einen entgegengesetzten Ausgang hatte. Eben die von Irmgard hervorgehobene Frevelhaftigkeit des Kampfes, die wohl das Heidenthum, nicht aber das Christenthum ertrug, war es wohl auch, die eine so völlige Umgestaltung der Sage hervorrief.

Das ist völlig auch meine Ansicht, sagte Wilmar. Ganz gewiß, die Anlage des alten Gedichtes läßt bei der unglücklichen, nicht zu hebenden Verblendung des Sohnes einen ähnlichen Ausgang des Kampfes erwarten, wie ihn im persischen Schahnamah die Sage von Rüstem und Sohrab hat. Ob aber, wie bei Ferdußi, der Sohn erliegt, oder ob im deutschen Gedichte der Vater den Kampf mit dem Leben büßen mußte, das weiß ich nicht zu sagen.

Und doch läßt die ganze Anlage des alten Gedichtes den Ausgang des Kampfes ahnen, sagte Haspinger, wenn anders der Dichter, was wir von ihm wohl erwarten dürfen, Gerechtigkeit übte. Die größere Schuld bedingt auch die größere Buße. Nicht aber der Tod war die schwerere Buße, sondern das niemals zu tilgende Bewußtsein, der Mörder des Vaters geworden zu sein, und zwar durch eigene Schuld. Daß im alten Gedichte aber der Sohn der Schuldigere ist, mithin er die schwerere Buße zu tragen hat, darüber kann kein Zweifel walten. Auch enthält wirklich noch das jüngere Gedicht eine, wenn auch dunkle, Andeutung des ursprünglichen Ausganges des Kampfes. Hadubrand nämlich ist völlig unverletzt geblieben, während Hildebrand eine Wunde davongetragen

hat. Nun wird von einer oder gar von zwei Wunden Hildebrands in andern Quellen berichtet, daß sie nie geheilt seien, bis an seinen Tod. So erzählt der Prosaanhang zum alten Heldenbuche, der zum Theil auf erhaltenen, zum Theil auf nicht mehr erhaltenen Gedichten beruht, zum Theil aber auch aus dem getrübbten, in Verwirrung gerathenen Gedächtnisse des Verfassers hervorgegangen ist: da liefen die Helden alle zusammen und schlug je einer den andern zu Tode (nämlich in der großen Schlacht in Epels Burg), ausgenommen Hildebrand, der errettete sein Leben mit großen Schlägen; doch wurden ihm zwei Wunden in das Haupt geschlagen. Dieselben Wunden wollten nie heilen bis an seinen Tod. Früher aber hieß es: „König Gunthers Sohn der erschlug den alten Hildebrand vor der Stadt Bern (Verona); da wurden auch alle Helden erschlagen,“ und am Ende: „darnach ward abermals ein Streit be-
 redet, der geschah vor Bern. Da ward der alte Hildebrand erschlagen von König Gunther, der war Frauen Krimhildens Bruder. Und da kam je einer an den andern, bis daß sie alle erschlagen wurden.“ — Wie wenig nun zumal die beiden letzten Behauptungen mit der echten Sage, (die von keinem Kampfe zwischen den Amalungen und Gibikingen (Ostgothen und Burgunden) vor Bern etwas weiß, übereinstimmen, ist jedem klar, der die Sage kennt. Man sieht deutlich, es widerstand der spätern Zeit, den Vater durch den Sohn verwunden oder gar tödten zu lassen; daher ließ der eine den alten Helden die tödtliche Wunde in einem früheren Kampfe empfangen; der andere erdichtete willkürlich einen neuen Kampf und zugleich einen nirgends sonst erwähnten Tödtter Hildebrands; der dritte endlich gab diesen unbekannten Helden auf, und setzte dessen Vater an die Stelle desselben, ohne dadurch sich verirren zu lassen, daß dieser Vater — König Gunther — vor Hildebrands Heimkehr bereits seinen Tod gefunden hatte. Unser jüngeres Gedicht ist also soweit wenigstens der Wahrheit treu geblieben, daß es den Sohn zum Urheber der Wunde des Vaters macht. Aber auch dieß scheint mir schon eine Milderung des herberen Ursprünglichen, und zwar eine Milderung in Folge der späteren Christlichkeit der Helden. Ich zweifle nicht, im alten Gedichte fand

Hildebrand seinen Tod im Kampfe selbst durch die Hand seines Sohnes, und den Schluß des Gedichtes bildete eine gewiß eben so tief ergreifende Klage des Sohnes über den von ihm erschlagenen Vater, dessen Versicherungen er nun erst, da es zu spät war, Glauben schenkte, wie im persischen Gedichte es die Klage des Vaters über den von ihm erschlagenen Sohn ist. In dieser Ansicht bestärkt mich auch der Umstand, daß in keinem Gedichte weiter von Hildebrand die Rede ist. Mit der Tödtung des Vaters war begreiflich seine kaum begonnene Heldenlaufbahn beschloffen.

So wären wir mit der Aufgabe für diesen Abend fertig, und ich schließe mit dem Wunsche, daß Sie das von mir Vorgetragene zum mindesten des Anhörens werth erfunden haben mögen.

Zweiter Abend.

Die Gesellschaft hatte sich zur festgesetzten Stunde im gleichen Zimmer versammelt und die gleichen Sitze eingenommen, nur Professor Haspinger und Pater Leobegar hatten getauscht, weil der letzte diesen Abend der Vortragende war.

Erwarten Sie nicht, begann er, heute so Gediegenes und so Treffliches zu vernehmen wie an unserm ersten Abende. Einmal ist der Stoff, der heute den Gegenstand unserer Unterhaltung zu bilden hat, nicht von der Art, daß er sich mit dem Behandelten messen könnte, und dann habe auch ich weder die tiefgehende Kenntniß noch die einnehmende Beredsamkeit, wodurch mein sehr geehrter Freund Haspinger ausgezeichnet ist. Ich muß also nach beiden Seiten Ihre Rücksicht schon in Anspruch nehmen.

Der Gegenstand, womit wir diesen Abend es zu thun haben, ist die christliche Epik des früheren Mittelalters. Bei deren Betrachtung machen wir nun gleich die Bemerkung, daß je näher die christlichen Dichter der alten, überlieferten Art und Weise sich anschließen, sie auch desto genügender sind; je weiter sie sich davon entfernen, desto steifer, unbeholfener, trodener erscheinen sie. Dieß hat seinen guten Grund. Das Christenthum trat nicht nur als etwas fremdes an das Volk heran, es setzte sich auch gleich von Anfang an in Widerstreit mit der alten Bildung, in welcher das Volk herangewachsen war. Es mußte seiner Wesenheit nach alles Volksthümliche bekämpfen, schon weil dieß auf heidnischer Grundlage beruhete und tief im Heidenthum wurzelte. Wenn wir in Hellas und in Rom mehr Duldsamkeit gegen das Heidenthum sehen,

so war das eine Folge einmal der bei weitem höheren Bildung, deren beide Völker in ihrem Heidenthume bereits sich erfreuten, und der das Christenthum nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen hatte; dann aber auch des Umstandes, daß das Heidenthum in Hellas und Rom bereits längst in sich selbst zusammengestürzt war, und fast keine gläubigen Anhänger mehr hatte. Hier war das Heidenthum ein überwundener, und zwar ein im Bewußtsein des Volkes überwundener Gegner. Es war bereits todt, und so brauchte das Christenthum gar nicht darauf auszugehen, dasselbe zu tödten. Ganz anders verhielt es sich bei den Deutschen. Hier fehlte nicht nur die Achtung gebietende heidnische Bildung, sondern das Heidenthum stand auch noch in voller Lebenskraft und zählte die Menge gläubiger Anhänger. Es ist bei der Belehrung Deutschlands ja nicht zu übersehen, daß die Heiden immer erst den Christen im Kampfe unterlegen sein, die heidnischen Götter also als schwächer denn der Christengott sich erwiesen haben mußten, bevor das Volk von jenen sich abwandte und diesem zufließ. Man setzte immer bei den Göttern voraus die Macht zu geben, sei es nun den Sieg oder andere Güter. Sahen sich die Gläubigen getäuscht, so schwand leicht der Glaube an diese Macht und an die Götter selbst. Ein merkwürdiges Beispiel hiervon erzählt uns Beda II, 9 bei der Belehrung des Königs Cadwine's von Northumbrien. Dieser war bereits durch seine christliche Gemahlin, Aedhelburg, auch Eadæ (deutsch: Zeiða, d. i. die Sanfte) geheissen, eine Tochter Adelfyrhts Königs von Kent, zum Zweifeln und Wanken gebracht worden, und diesen Umstand wußte der h. Paulinus sehr klug zu benutzen. Da nun der König durch die Belehrungen des Geistlichen, welche dieser durch einige Vorfälle kräftigt zu unterstützen wußte, so ziemlich gewonnen war und in einer Versammlung seiner Edlen die Frage vorbrachte, ob man nicht von nun an den Gott der Christen verehren wolle, dessen größere Macht er an sich selbst erfahren habe; da sagte der heidnische Oberpriester: daß unsere Götter taub und machtlos sind, das, o König, weiß ich schon seit langem. Wer hat sie wohl frömmere verehrt als ich? Wer hat ihnen mehr Opfer dargebracht? und doch haben sie mir nicht gegeben, warum

ich sie gebeten habe. So will ich denn der erste sein, der ihr Haus und ihren Hof zerbricht.“ Hierauf bestieg er ein Streittroß, nahm einen Wurfspeer in die Hand (was dem Priester beides nicht erlaubt war), sprengte gegen den Göttersitz und warf grimmig den Speer in des Hauses Wand, worauf es dann niedergerissen ward; das Volk aber, da die Götter dies nicht rächten, fiel dem Christenthume zu.

Ja! sagte da der alte Graf, die Menschen waren immer begerlich. So erinnere ich mich auch eines Vorfalles bei der Belehrung der Sachsen an der Weser. Damals gab man jedem, der sich taufen ließ, ein weißes Gewand, als das erste Geschenk Gottes. Da kam denn an einem Tauffesttage ein sächsischer Graf und begehrte der Taufe. Man nahm ihn freundlich auf, aber, weil man gerade kein fertiges Kleid mehr hatte (es hatten sich nämlich mehrere zur Taufe gestellt, als man erwartete), so gab man ihm nur ein Stück weißes Zeug mit dem Auftrage, das Kleid daraus zu Hause sich fertigen zu lassen. Da brach jedoch der Graf in die lästerlichsten Flüche aus. „Sechsmal, sagte er, habe er sich schon taufen lassen, jedes spätere Kleid sei zwar schlechter gewesen als das frühere; aber ein solcher Lappen wie dieses Mal sei ihm noch nie geboten worden.“ Damit warf er das Stück Weißzeug hin und schritt ungetauft von dannen.

Alle mußten lächeln. In der That, sagte Wilmar, mit der Belehrung vor der Taufe scheint man es damals allerdings weniger genau genommen zu haben, als man es wohl hätte nehmen sollen. So habe ich einst gelesen: Als Wolfram, Bischof von Sens, im Jahr 697, versehen mit Empfehlungsschreiben des fränkischen Königs Hildibert nach Friesland gieng, um das Volk hier zu belehren, erhielt er in Folge dieser Briefe vom Herzog Neddobo die Erlaubniß zu lehren und zu predigen. So taufte er denn nach und nach eine große Menge Volkes und darunter auch Neddobo's Sohn Ingram oder Inghaban. Endlich entschloß sich denn auch der alte Neddobo selbst, die Taufe zu nehmen. Wollfraban war höflich erfreuet darüber und ließ sogleich eine große Wanne mit Wasser gefüllt in das Zimmer bringen, und während der Herzog

sich entkleidete um in die Wanne zu steigen, predigte der Bischof über die Worte: „Viele sind berufen, aber nur Wenige auserwählet.“ wobei er die Freuden des Himmels höchst berechtigt schilderte und diejenigen bezeichnete, die da Hoffnung hätten in den Himmel einzugehn. Schon hatte Heddbodo einen Fuß in der Wanne, als er plötzlich den Bischof mit den Worten unterbrach: Sage mir deutlich, was für Leute sind in dem Himmel? „fromme Geistliche, Mönche und Nonnen, war die Antwort, und auch wohl einige Laien, wenn sie hier das Beispiel und die Lehre der Geistlichen befolgten.“ Und wo sind meine Vorfahren, die alten Herzogen der Friesen, und die anderen tapferen Helden? „die sind alle in der Hölle, wo Heulen ist und Zähnklappern,“ lautete die Antwort. Nun, sagte der Herzog, so will ich doch lieber sein, wo meine Vorfahren sind und andere Helden, als an einem Orte, wo nur Leute sind wie du! und damit zog er den Fuß aus der Wanne und blieb ungetauft.

Fehler mancher Art mögen freilich begangen worden sein, sagte Leodegar. Wir dürfen aber die Glaubensboten nicht zu hart beurtheilen, wenn sie hie und da ungerecht gegen Tugenden wurden, nur weil deren Träger Heiden waren. Es galt eben die Bekämpfung des Heidenthums. Erst als das Christenthum vom Heidenthume nichts mehr zu befürchten hatte, konnte es nach und nach gerecht gegen das Volksthümliche werden und ward es auch, und von der Zeit an treten uns auch nicht nur die alten Gegenstände der Dichtkunst, zum Theil in neuer Fassung und Gestaltung entgegen, sondern es kommen auch neue Stoffe zu dichterischer Behandlung; kurz, es tritt eine neue Blüthe der Dichtkunst in das Leben. Die Dichter der christlichen Epen scheiden sich nun, schon nach der äußeren Gestaltung ihrer Gedichte, in zwei Reihen. Die älteren bedienten sich, wie ihre heidnischen Vorfahren, des Stabreimes, und ihre Gedichte schließen sich in der sprachlichen Darstellung mehr oder minder genau den früheren an. Bei dieser Anschließung war aber das Hinübernehmen heidnischer Anschauungen unvermeidlich, und so versuchten die jüngeren Dichter für ihre Dichtungen sich eine neue Dichtersprache und eine neue äußere

Gestaltung zu erschaffen, gerade wie es Otfrid im siebenzehnten und Alopstod im achtzehnten Jahrhundert thaten. Sie gaben den Stabreim auf und führten, nach dem Vorgange lateinischer Dichter, den Endreim ein. Das Besondere dieser Reimung besteht nun darin, daß nicht, wie heutzutage, die Ausgänge der Verszeilen durch den Reim mit einander verbunden sind, sondern die Mitte jedes Verses mit dem Ende desselben. Da nun der neue epische Vers, der Otfridische, also genannt, weil Otfrid ihn, wenn nicht erfand, so doch zuerst in einem umfangreichen Gedichte anwendete, nie mehr und nie weniger als acht Hebungen hat; so kommen auf jede Hälfte vier Hebungen. Einzelne der Senkungen können auch hier fehlen, wie bei den Stabreimzeilen. Wo die Senkungen da sind, bestehen sie nur selten aus zwei Silben, meist nur aus einer. Auch hier können am Anfange der Vershälften eine oder zwei Silben als Auftakt stehen; sie stehen folglich außerhalb des Versmaßes.

Sagen Sie uns doch, hochwürdiger Herr, unterbrach Irmgard den Vortragenden, wie waren denn die Reime damals beschaffen? Da die meisten unserer Dichter heute noch damit es leider wenig genau nehmen, so denke ich mir die Reime des neunten und zehnten Jahrhunderts noch viel roher; oder sollte die Reimkunst sich seit tausend Jahren ganz und gar nicht vervollkommen haben?

Die Reimkunst des neunten und zehnten Jahrhunderts, erwiderte Leodegar, war scheinbar allerdings noch roher als die heutige; allein sie beruhete auf festen Gesetzen, was heute nicht der Fall ist. Aber eben darum konnte der äußerst genaue und reine Reim des dreizehnten Jahrhunderts aus dem ungenauen, freien Reime des neunten Jahrhunderts hervorgehen. Der von den Dichtern des neunten und zehnten Jahrhunderts gebrauchte Reim ist, wie gesagt, nach unserer Ansicht ein ungenauer, und er ruhet stets auf der letzten Silbe der beiden Vershälften, und hiebei herrscht meist Gleichklang. Aber nun können in den Reim hineingezogen werden die vorletzte Silbe, wenn sie lang, und sogar die drittletzte, wenn sie kurz ist. Dabei nun wird aber weder völlige Gleichheit der Selbstlauter noch der Mitlauter verlangt. So ergeben sich denn vier Arten von Reimen.

Es ist gut, sagte da Verta, daß Sie sich anschicken uns Beispiele vorzuführen. Wir zwar, die ich keineswegs die Absicht habe in der edlen Reimkunst mich zu versuchen, könnte es am Ende gleichgültig sein, ob Sie uns die Sache durch Beispiele anschaulicher machen oder nicht; aber meine Freundin Rüngold wird Ihnen für die Beispiele gewiß dankbar sein. Ich erkenne es an dem tief-sinnigen Ernste ihrer Miene, wie einläßlich sie sich mit dieser Sache im Geiste beschäftigt, und deßhalb zweifle ich nicht, sie hat sich bereits entschlossen, ihre genädigste Prinzess, die, wie sie sagt, die Verse sehr lieben soll, in kurzem mit einem nach den Regeln des neunten Jahrhunderts gereimten Lobgedichte zu überraschen, was ganz unbefritten auf unsere schlichten Abendzeitvertreibe ein glänzendes Licht werfen müßte.

Wenn ich jemals mich für würdig erachten sollte, erwiderte das Hoffräulein, die erhabenen Tugenden und Vorzüge Ihrer Durchlaucht, wie sie es sehr wohl verdienen, in einem Poëm zu feiern, so würde ich mich dabei, wie sich von selbst versteht, nach französischen Vorbildern richten und keineswegs nach den frommen und einfältigen Mönchen des neunten Jahrhunderts. Ich kann also der verlangten Beispiele füglich entrathen. Dennoch bin ich weit davon entfernt, andere Damen, die vielleicht zu anderen Zwecken sich deren zu bedienen wünschen, derselben zu berauben; und so mag denn immerhin unser auch im Heidenthume so wohl erfahrener geistlicher Herr, die schwachen alten Reimversuche näher beleuchten.

Ich bin Ihnen für die mir so huldvoll ertheilte Erlaubniß überaus dankbar, meine Genädigste, entgegnete Leodegar; aber wenn ich von der mir gewordenen, wie billig, Gebrauch mache, so geschieht dieß eigentlich mehr meinethwegen als gewissen Damen zu liebe. Doch auch dieß, wenn Sie wollen. Denn mein Abt hat mich aus-ersehen, ein gereimtes Psalmbuch für alte hochmüthige Hoffräulein auszuarbeiten, und dazu, dünkt mich, schickt sich die alte Reimart ganz vortreflich. Da ich mich aber nicht gern mit meinem Tasfalten begnüge, so möchte ich Sie in der That gern über Ihre Meinung darüber bitten. Sie wissen, wir einfältigen Mönche sind verpflichtet unseren Oberen gehorsam zu sein.

Das edle Hofsfräulein konnte vor Zorn kein Gegenwort jezt hervorbringen, und so fuhr Leodegar ruhig und gelassen fort: So ergeben sich also, sagte ich, vier Arten von Reimen, nämlich:

- a) Gleiche Selbstlauter und gleiche Mitlauter, z. B. al: sal: harto: dwarfarto; worahta: worahta.
- b) Gleiche Selbstlauter und ungleiche aber verwandte Mitlauter, z. B. wtp: strit; lds: gröz; niheine: heime; giwelti: henti.
- c) Ungleiche aber verwandte Selbstlauter und gleiche Mitlauter, z. B. wachoröt: diot; mârû: armêrû; gâhi: wihi.
- d) Ungleiche aber verwandte Selbstlauter und ungleiche aber verwandte Mitlauter, z. B. wolta: santa; stunton: wurton; worolti: dretenti.

Da eigentlich nur die letzte Silbe als Reimsilbe betrachtet ward, so nahm man es mit den vorübergehenden um so weniger genau. Sie erkennen hieraus, wie unvollkommen die Reimkunst vom neunten bis zum dreizehnten Jahrhundert war, und wie wenig sich schon deshalb die meist dazu noch ungelenten gereimten Verse mit den zierlichen Stabreimenden messen konnten.

Freilich, sagte da Irmgard, wenn unter den christlichen Reimdichtern nicht ganz besonders begabte Männer waren, Männer von ungewöhnlicher Schöpferkraft, so mußten ihre Gedichte wohl weit hinter den ältern, alliterirenden zurückstehen.

Sie waren alle fromme Ordensleute, erwiederte Leodegar, indem er die Augen nieberschlug, und zwar wohl meist Ordensbrüder von mir, Benedictiner. Aber wir wollen ihnen ihre Beschränktheit ihrer Frömmigkeit und ihres strengen Ernstes halber zu Gute halten. Ihnen lag vor allem an der Reinheit des christlichen Glaubens und an christlicher Gesittigung. Von Jugend an im Kloster erzogen, kannten die meisten wohl auch von der Welt nichts weiter als ihr Kloster nebst den Geboten ihres Glaubens, und so dürfen wir uns eben nicht sehr darüber wundern, daß die meisten ihrer Gedichte uns heutzutage nicht befriedigen.

Wenn die Sache sich so verhält, sagte der Hauptmann von Stoffeln, so wundere ich mich nur, wie man sie durch Orden

auszeichnen konnte. Ich bin zwar der Meinung, daß man nur kriegsrische Verdienste durch Orden belohnen sollte; wenn man aber es anders zu halten für gut findet, so sollten doch immer Verdienste da sein.

Ei, bester Herr Hauptmann, entgegnete ihm Verta mit schallhaftem Lächeln, die Leute von denen die Rede ist waren wirklich Kriegsleute; es waren die Krieger der streitenden Kirche.

Wenn das ist, finde ich es allerdings ganz in Ordnung, wenn man ihre Verdienste durch Orden belohnte, sagte Künrich; aber davon ist, wenn ich recht gehört habe, nichts gesagt worden.

Allerdings, lieber Vetter verhält es sich so, nahm der alte Graf lächelnd das Wort, wenn auch der hochwürdige Herr dort etwas andere Ausdrücke zur Bezeichnung derselben Sache wählte; im übrigen war gar nicht von Ritterorden, sondern von Mönchsorden die Rede. Die Mönche tragen zwar meist auch ein Kreuz, aber nur die Aebte tragen es als äußere Zierde.

Sie mögen wohl recht haben, bester Herr Graf, sagte Leodegar wehmüthig lächelnd, und manchmal ist das Kreuz der Mönche gewiß schwerer als dasjenige der Ritter und der Aebte. Doch lassen wir das nur; ich wende mich jetzt zu den älteren, den stabreimenden Gedichten und bitte zunächst um Ihre Aufmerksamkeit für den alt-sächsischen Heljand oder Heiland.

Wissen Sie uns nichts über den Dichter desselben mitzutheilen? fragte der Graf von Hünenberg. Ich erinnere mich noch dunkel einmal gehört zu haben, daß eine eigenthümliche Sage von ihm vorhanden sei.

Es giebt eine, antwortete Leodegar, aber sie erscheint zuerst bei Glacius Illiricus, dessen Katalog der Zeugen der Wahrheit zu Basel im Jahre 1562 erschien. Nachdem Glacius gesagt, daß Ludwig der Fromme einem bei seinem Volke berühmten sächsischen Dichter die Abfassung dieses Werkes übertragen habe, setzt er hinzu, man behaupte, dieser Dichter, früher in der Dichtkunst gänzlich unerfahren, sei durch ein nächtliches Gesicht ermahnt worden, daß er die Lehren der h. Schrift zu einem Liede (cantilena) in seiner Sprache mit entsprechender Modulation verarbeite. In den

beigegebenen lateinischen Versen wird die Erzählung noch mehr ausgeführt: der Dichter sei Viehhirte gewesen, und als er einst unter einem Baume bei seiner Herde ermüdet eingeschlafen sei, habe ihn eine Stimme vom Himmel herab den Befehl zugerufen. Der Viehhirte habe gehorcht, sein Gedicht mit der Erschaffung der Welt begonnen, nach Durchlaufung der fünf Weltalter sei er zu Christus gelangt, der die Welt mit seinem Blute erlöst habe. Diese Erzählung aber ist nun überaus verdächtig, nicht nur, weil sie nicht über das Jahr 1562 hinaufreicht, sondern auch, weil sie fast zu genau mit der Sage vom angelsächsischen Dichter Caedmon, die bei Beda Buch IV. Cap. 24 der angliſchen Kirchengeschichte zu lesen ist, übereinstimmt. Von Caedmon sind nun Theile des alten Testaments in dichterischer Behandlung vorhanden, das neue fehlt; vom altſächſiſchen Dichter dagegen müßte das alte Testament verloren gegangen sein, wenn man dem Berichte des Glacius Glauben zu schenken geneigt ist. Alles dieß zusammen genommen hat nun bereits zu der Vermuthung geführt, beide Werke, das angelsächſiſche Alte Testament und das altſächſiſche Neue dürften urprünglich zusammen gehören und das angelsächſiſche nichts sein als eine Umschreibung aus der altſächſiſchen Mundart in die angelsächſiſche, oder umgekehrt, eine Vermuthung die man wohl auf sich beruhen lassen muß, bis der Beweis dafür genügend geführt ist. Nach Schmellers Ansicht, der den Heliand zuerst herausgab, dürfte das altſächſiſche Gedicht wohl schon unter Karl dem Großen gefertigt worden sein, und zwar, wenn auch nicht vom h. Einbiger selbst, so doch vielleicht von einigen seiner Schüler, entweder im Kloster Werden oder im Kloster Mimisgarðasford oder Münster. Was den Inhalt des Werkes betrifft, so beruht dieser auf der Evangelienharmonie des Ammonius von Alexandrien, auch Tatian genannt, welche im Jahr 546 von Victor, Bischof von Capua, in das lateinische überſetzt ward. Die Grundlage bildet das Evangelium Matthäi; einzelnes ist den andern Evangelien entnommen. Wenn sich nun aber auch die altſächſiſche Bearbeitung an den Ammonius im Ganzen anschließt, so entbehrt sie doch auch manche Erzählungen, z. B. das Geſpräch Chriſti mit der Samariterin, die Geſchichte des

verlorenen Sohnes, vom ungetreuen Haushalter, von Zachäus, vom Könige, der seinem Sohne die Hochzeit rüflet, vom barmherzigen Samariter, vom guten Hirten, von den zehn Jungfrauen u. s. w. Warum diese Stüde wegblicben, begreift man nicht; Schmellers Ansicht über die Verfasser erhält dadurch aber einiges Gewicht; denn es ist möglich, daß derjenige Mönch, dem die Bearbeitung dieser Stüde übertragen ward, entweder im Rückstande blieb oder auch nur Ungenügendes leistete, was man nicht aufnehmen wollte.

Zur Mittheilung habe ich den Abschnitt gewählt, der vom Untergange der Welt und dem jüngsten Gerichte handelt, und zwar nicht bloß deßhalb, weil uns gerade dieser Abschnitt Gelegenheit giebt, nicht nur den Dichter des Hellsand mit andern Dichtern des neunten Jahrhunderts zu vergleichen, sondern auch weil dieser Gegenstand von den geistlichen Dichtern des neunten bis zwölften Jahrhunderts vor andern bevorzugt ward, er uns mithin die Eigenthümlichkeit eines Dichters am ersten noch erkennen läßt, da gerade bei diesem Gegenstande Gelegenheit war, selbstthätig zu schaffen, die man denn auch benutzte. — Da ich jedoch nicht die Gewandtheit meines Freundes Haspingers besitze, so habe ich mir erlaubt von dem Stabreime Umgang zu nehmen und ich gebe die Stelle in einfachen Jamben wieder; ich konnte mich dabei um so inniger an den Wortlaut der Urschrift anschließen. Sie lautet:

Da giengen ihm die Jünger zu.

Wie lange, fragten sie ihn heimlich, soll bestehn
noch diese Welt in Wonne, eh die Wendung kommt,
und daß der letzte Tag des Lichtes scheint durch
die Wolkenhülle? wenn ist deine Wiederkunft
in diesen Mittelgart, ¹ dem Menschenvolle hier
Gericht zu halten, Todten und Lebendigen?
Du guter Herr, das hörten gerne wir von dir,
o Christus du, du waltender, wann das werden soll.
Drauf Antwort ihnen Christus der Allwaltende
ertheilte mild und freundlich, er den Fragenden:
Das hat verborgen allen Gott der Gute ganz,

¹ Erde.

des Himmeleriches Vater, und verhehlet gar,
 der Walter aller Welten, daß kein Menschenkind
 es wissen mag, kein einziges, wann die große Zeit
 in dieser Welt erscheint, noch auch wissen es
 die Engel Gottes, die vor seinem Angesicht
 fortwährend stehen; diese selbst vermögen es
 mit Worten nicht zu sagen, wann das werden soll,
 daß er auf diesen Erdkreis kommt, der mächtige Herr,
 das Menschenvölk zu richten; nur der Vater weiß
 es einzig, er, der Heilige dort im Himmel; sonst
 ist's allen ganz verborgen, den Lebendigen
 so wie den Todten, wann er zu dem Tage kommt.
 Doch mag ich euch verkünden, welche Zeichen hier
 erscheinen, eh er zu dem großen Tage kommt,
 auf diesen weiten Erdkreis: An dem Monde wird
 es kund und an der Sonne: beide werden schwarz,
 bedeckt mit Finsterniß. Die Sterne fallen auch,
 die hellen Himmelleuchten, und die Erde bebt,
 die Welt erzittert: solcher Zeichen werden viel.
 Es tobt der große See so wild, der Meerstrom bringt
 mit seinen Wogen Schrecken allem Erdenvölk.
 Dann vorret auch die Menschheit durch die große Noth,
 das Volk durch Furcht, denn nirgends ist es Friede dann.
 So mancher Streit wird über diese ganze Welt
 haßvoll erhoben, ingrimm; Volk zieht über Volk
 mit Heeresmacht; mit Fürsten streiten Fürsten; Krieg
 erhebet sich und großer Mord so vieler dann
 und offne Fehde: das ist traun ein schrecklich Ding,
 daß jemals sollen Menschen stiften solchen Mord!
 Dann große Seuche kommt auch über diese Welt,
 das größte Menschensterben, so viel auch durch Eucht
 auf Erden starben. Siehe, Menschen liegen rings,
 sie sinken hin und sterben, enden ihren Tag,
 mit Leichen Alles füllend. Dann kommt übergroß
 ein Hunger, heißgrimm, über alles Menschenvölk,
 ein Nahrungsmangel. Nicht ist dieß die kleinste Qual,
 die hier erstehn auf dieser Erde soll, bevor
 der Tag kommt des Gerichtes. Wann die Zeichen ihr

erblickt auf dieser Erde, dann auch wißt ihr,
 daß dann der Tage letzter zu den Leuten naht,
 der große zu den Menschen und des Himmels Sturz
 und Gottes Kunst, des mächtigen Herrn, in seinem Glanz.
 Ein Vorbild dieser Zeichen mögt erkennen ihr
 an diesen Bäumen: Wann sie knospen und erblühen
 und Blätter zeugen, treiben Laub: dann wissen auch
 der Menschen Kinder, daß darauf der Sommer naht,
 der warme, wonnerfüllte, und des Wetters Glanz.
 So wißt ihr auch an diesen Zeichen, die genannt
 ich habe, wann der letzte Tag den Leuten naht.
 Fürwahr, ich sag' euch deutlich, daß dieß Volk nicht soll
 vergehn zusamt der Erden, eh' erfüllet ward
 mein Wort, erwaht. Die Wende kommt nicht noch der Fall
 des Himmels und der Erde, und es steht mein Wort,
 das heilige, fest forthin und wird erfüllet ganz
 an diesem Lichte, wie ich vor den Leuten sprach.
 So wachet wahrſam, denn es kommet euch gewiß
 der Urtheilstag, der große; eures Gottes Nacht,
 die Stärke des Gewaltigen und die schwere Zeit,
 das Ende dieser Erde. Trum sollt wachen ihr,
 daß er im Schlaf euch unvermuthet nicht, im Bett'
 euch überrasche plötzlich, noch bei Trevelthat,
 der Schuld bewußt. Rudspelli¹ kommt in düst'rer Nacht.
 So wie der Dieb dahersfährt in Verborgenheit
 zu seinen Thaten; so dem Volk auch kommt der Tag,
 der letzte dieses Lichtes, eh' es jemand weiß.
 Gerade so auch kam die Fluth in alter Zeit,
 die da mit Wasserströmen tilgte alles Volk
 zu Noahs Tagen; aber Gott beschirmt' ihn sammt
 dem Hausegenſinde vor der Fluth, der heilige Herr.
 Und so auch kam das Feuer heiß vom Himmel her,
 das dort die hohen Burgen rings um Sodom
 mit schwarzer Loth' umwogte, grimm, begierdevoll,
 daß Niemand anders da genas als Loth' allein:
 des Herren Engel führten ihn hinweg zusamt

¹ Der Vernichter der Materie, das Feuer.

den Töchtern Wein auf einen Berg; das Andre ganz
 des Feuers Gluth vertilgte, Leute so wie Land.
 Wie plötzlich dieses Feuer kam, wie jene Fluth,
 so kommet auch der letzte Tag. Vordenken soll
 drum dem Gerichte jeder, das ist große Noth
 jedweden Menschen: darum sorgt in eurem Muth.
 Denn wenn's geschieht, daß Christus kommt, der Waltende,
 der große Menschensohn, mit Gottes Kraft, der Könige
 Gewaltigster, in seiner Macht zu sitzen, und
 zugleich mit ihm die Engel, die dort oben sind,
 die heiligen, dort im Himmel: dann soll alles Volk
 der Menschenkinder kommen, die lebendigen,
 so viel der Menschen wurden aufgenähret hier
 an diesem Lichte; alles, alles Volk er soll
 hier richten dann, ¹ der große Herr, nach seiner That,
 die Menschenkinder. Die verlornen stellt er dann,
 die fluchbeladenen Männer zu der linken Hand,
 zur rechten aber schreidet er die seligen,
 begrüßt die Guten, spricht zu ihnen solches Wort:
 Kommt ihr, die ihr erkoren seid, empfanget nun
 das mächtige Reich, das gute, das bereitet steht,
 das da den Menschenkindern vorbestimmt ward
 vom Anfang dieser Welt an. Euch es weihete selbst
 der Vater alles Menschenvolks; ihr solltet nun
 genießen dieser Güter, walten dieses Reichs,
 des weiten, denn ihr thatet meinen Willen oft,
 ihr folgtet gern mir, war't mir eurer Gaben mild.
 Wenn ich bedrängt von Durst und Hunger war, vom Frost
 befangen, oder auch in Banden lag, beklemmt
 im Kerker, oft dann kam mir Hülfe zu von euch;
 Ihr wartet mir im Herzen mild und suchtet mich.
 Dann spricht entgegen also ihm dieß Volk: Mein Herr,
 du guter, wann wohl wardest du von solcher Noth
 bedrängt, befangen, wie du vor dem Volke sprichst,
 du Mächtiger meldest? Wann erblickte dich ein Mensch
 in solchen Nöthen, der du allem Volk gebeu't,

¹ Bei Jerusalem.

der Güter aller waltest, die gewannen je
in dieser Welt der Menschen Kinder? — Er dann spricht,
der Gott, der Waltende: Was ihr thatet jemals hier
in eures Herren Namen; was an Gütern ihr
zu Gottes Ehre gabt der Menschen einem, die
hier die Geringssten stehen, hier in dieser Schaar,
und die aus Demuth Arme waren, weil sie mein
Gebot erfüllten: was von euren Gütern ihr
zum Ruhm mir ihnen gabet, euer Herr empfing
es selbst; dem Himmellönige kam die Hülfe zu.
Drum euren Glauben lohnen will euch nun der Herr,
der heilige, und das ewige Leben giebt er euch.
Zur linken Hand sich wendet der Gewaltige dann,
der Herr zu dem verlornen Volke, sagt, daß sie
nun büßen sollten ihre That, ihr Frevelwerk.
Nun sollt ihr, spricht er, fahren, ihr Versuchten ihr,
hin in das ewige Feuer, das bereitet ward
dem Gegner Gottes und der Feinde Haufen für
ihr Frevelwerk, denn niemals halfst ihr mir, wenn mich
der Hunger quälte grimmvoll, oder Durst, wenn ich
gewandlos gieng in Jammermuth, in großer Noth;
nie hatt' ich von euch Hülfe, lag in Banden ich,
wenn Fesseln meine Glieder drückten; wenn mich hielt
das Lager, schwere Krankheit; nie mein wahr ihr nahmt,
des Siechen, nicht war werth ich, daß ihr dachtet mein:
drum sollt ihr leiden in der Höl' in Finsterniß!
Dann spricht das Volk entgegen ihm, das arme, so:
Weh! Gott, du Waltender, wie magst du nun sprechen so
zu diesem Volke, reden so zu dieser Schaar!
Wann je bedurftest Menschen du, der Männer Gut,
so viel an Gut sie hatten einst durch deine Gunst
auf dieser Erde? Darauf also spricht der Herr:
Wann ihr die ärmsten hier der Menschenkinder, die
geringsten dieser Mannerschaar in eurem Stolz
verachtetet, sie haßtet wohl in eurem Ruth,
beraubtet eurer Liebe sie: dann thatet ihr
das Gleiche eurem Herren. Ihr versagtet ihm
was ihr an Gütern hattet, darum will nicht euch

empfangen Gott der Walter, euer Vater; nein,
in's Feuer ihr sollt, in Todes Tiefe, dienen dort
den Teufeln, grimmigen Feinden, denn ihr thatet so.
Nach diesen Worten scheidet sich das breite Volk,
die Guten und die Bösen. Die Verfluchten ziehn
zur heißen Hölle schmerzefüll, wo Strafe sie
empfangen, die Verdammten, Uebel endelos;
doch aufwärts führt der hohe Himmelskönig sie,
die lautern Völker, in das Licht der Ewigkeit:
dort ist bereitet ewiges Leben gutem Volk.

Nun, sagte Jrmgard, die Darstellung ist nicht übel, wenn
auch einigermaßen breit. Von der Gedrängtheit des alten Liedes
von Hildibrand und Hadubrand sticht sie bedeutend ab; man hört
hier gleichsam den an das Predigen gewöhnten Mönch.

Ohne Zweifel, entgegnete Hespinger. Aber nicht nur die Dar-
stellung im Allgemeinen leidet an Breite, sondern auch die einzelnen
Verse der Urschrift überschreiten durch die Zahl ihrer Hebungen oft
bei weitem das gewöhnliche Maas stabreimender Zeilen. Freilich
könnte dieß auch durch den starken Gebrauch des Artikels und der
Possessivpronomina, wie sie die Prosa verwendet, herbeigeführt sein.
Uebrigens ist schon früher bemerkt worden, daß alle diese geistlichen
Dichtungen nur ein schwacher Abglanz der früheren weltlichen seien.
Und dieß gilt nicht nur von den deutschen im engeren Sinne des
Wortes, sondern auch von den im Ganzen höher stehenden angel-
sächsischen.

Ihre Uebersetzung hörte sich recht gut an, hochwürdiger Herr,
sagte Fräulein Verta, und ich glaube alles verstanden zu haben.
Nur zwei Wörter blieben mir dunkel, und um deren Erklärung
möchte ich Sie bitten, nämlich Mittelgart und MudsPELLI.

Diese Wörter, mein Fräulein, wurden mit Absicht beibehalten,
antwortete Leodegar, denn sie gehören dem deutschen Heidenthume
an. Gerade solche Wörter, welche der Gebrauch der alten Dichter-
sprache unwillkürlich mit sich brachte, erweckten heidnische Vor-
stellungen, und hierin liegt der Grund, warum man den Stabreim
samt der ganzen alten Dichtersprache aufgab. Uebrigens wird

das nächste Gedicht uns neben einer Menge heidnischer Vorstellungen auch diese beiden Väter wieder bieten, und dann wird auf alles dieß näher einzutreten sein. Wir können uns sogleich ihm zuwenden, wenn Niemand mehr rücksichtlich des Heljands eine Bemerkung zu machen oder eine Frage zu stellen hat.

Ich möchte mir nur die Frage erlauben, sagte Fräulein Aungeld, ob das nächste Gedicht nicht einen angenehmeren Gegenstand behandle. Ich darf Ihnen wohl gestehn, daß es mich bei der Schilderung des jüngsten Gerichtes bald kalt bald warm überlaufen hat. Für feinfühlende, zartbesaitete Tamen ist Weltuntergang und Weltgericht wohl kaum ein angemessener Gegenstand der Betrachtung außerhalb der Kirche. Ach! Niemand scheidet ja gern von der holden Gewohnheit des Taschens! Die Schilderung war aber um so graunhafter, als nirgends gesagt ward, daß bei dem Gericht doch wenigstens die schuldigen regards genommen werden.

Reinen Sie vielleicht, fragte der alte Graf mit Unmuth, daß, wie man zwischen Seligen, Hochseligen und Höchstseligen unterscheidet, man auch zwischen Verdammten, Tiefverdamnten und Tiefstverdamnten unterscheiden solle?

Das Hoffräulein biß sich auf die Unterlippe, fand sich aber nicht bewogen eine Antwort auf die versängliche Frage zu geben, sondern sagte nur, sie habe das nicht so gemeint.

Da Niemand weiter weder etwas zu bemerken noch zu fragen hatte, fuhr Leodegar fort: „Das Gedicht Ruspilli oder vom Weltende, das Sie nun werden kennen lernen, ist, von ein paar Zergensprüchen abgesehen, das einzige habreimende Gedicht in hochdeutscher Sprache, das uns erhalten worden ist, und schon deßhalb ist es von nicht geringer Bedeutung. Es beweist, daß nicht nur die niederdeutschen, sondern auch die oberdeutschen Stämme sich einst des Habreimes in ihren Dichtungen bedienten und im Ganzen die gleichen religiösen Ansichten hatten, was vor Auffindung dieses Gedichtes bestritten ward. War man doch sogar geneigt, den eigentlichen Deutschen alle Götter abzusprechen und diese einzig für Skandinaviern gelten zu lassen. Wie das Lied von Hildebrand und Hadubrand einst in eine Handschrift eingetragen ward, die es aufzunehmen

anfänglich nicht bestimmt war, so geschah es auch mit diesem Gedichte. Der Bischof Adalram von Salzburg hatte nämlich des h. Augustins Tractat gegen die Juden von einem Meister der Schreibkunst auf das zierlichste abschreiben lassen, um dem Könige Ludwig dem Deutschen ein Geschenk damit zu machen. Ob der König dadurch etwa von irgend einer Begünstigung der Juden abgehalten werden sollte? ich weiß es nicht. In dieser Handschrift nun hat eine Hand des neunten Jahrhunderts den breiten Rand der Blätter besetzt, um unser Gedicht darauf zu schreiben. Diese Hand war, wie schon der Anblick der Schrift lehrt, wohl mehr des Schwertes als des Schreiberohrs gewohnt. Hieraus nun, wie aus dem Umstande, daß diese Handschrift niemals aus dem Besitze Ludwigs kam, vielmehr sie seiner Gemahlin vererbte, welche sie nach seinem Tode mit sich in das Kloster St. Emmeran nahm, hat Schmeller, der vor etwa dreißig Jahren das Gedicht entdeckte, geschlossen, daß höchstwahrscheinlich Niemand anders als König Ludwig selbst der Verunfalter dieser Prachthandschrift gewesen sei. Uns hat er dadurch freilich ein Gedicht von solchem Werthe erhalten, daß wir ihm für seinen Frevel an der Handschrift nur Dank wissen können. Aber wenn Ludwig der Deutsche das Gedicht auch geschrieben hat, gedichtet hat er es nicht. Es war vielmehr wohl nur eines von denen, die er in seiner Jugend, wie man weiß, in sein Gedächtniß aufzunehmen genöthigt war. Und wirklich bezeugt auch des Gedichtes Beschaffenheit, daß es nicht nach einer Vorlage, sondern aus dem Gedächtnisse niedergeschrieben ward. Dafür spricht ferner, daß der Schreiber einen nach Inhalt verwandten Vers aus dem Heimgedicht Otfriids, das ihm gewidmet ist, an geeigneter Stelle einflocht. Daß aber unser Gedicht älter als Otfriids Werk sei, geht, abgesehen von Form und Inhalt, auch schon daraus hervor, daß Otfried einen Vers desselben buchstäblich in sein Gedicht aufnahm.

Den Inhalt der von Ludwig niedergeschriebenen Stabreimenden Zeilen bildet eine christliche Lebrichtung, welche die Vorstellungen jenes Zeitalters vom Untergange der Welt durch Feuer und vom jüngsten Gerichte unter sittlichem Gesichtspunkte behandelt. Merkwürdig ist für uns dieses Gedicht besonders aber dadurch, daß es

uns zeigt, wie fest unter dem Volke die alten heidnischen Vorstellungen vom Weltbrande haften und mit den biblisch-christlichen sich mischten; denn die hier gebotene Schilderung vom Weltende trägt unverkennbare, selbst bis auf die Worte übereinstimmende Züge heidnischen Glaubens. Nach diesem sollten einst die waltenden Götter in einem gewaltigen Kampfe, zu welchem alle bis dahin niedergehaltenen feindlichen Mächte sich erheben, den Untergang finden. Infolge dieses Kampfes tritt auch Zerrüttung und Untergang des Weltgebäudes ein. Die Sonne erlischt, die Sterne fallen vom Himmel, die Erde hebt und die Berge wanken. Dieß alles bewirkt Surtur, d. h. der Schwarze, Dunkle, auch Ruspill, Ruspelli, d. h. Vernichter der Materie, geheißten, der in der Edda als der Beherrscher der im Süden des Weltraumes gedachten Feuerwelt auftritt, unterstützt durch sein in Gluth leuchtendes Heer. Endlich entzündet sich die Erde und da ihre Stütze, bei den Scandinaviern die Esche Yggdrasil, bei den Thüringen und Sachsen höchstwahrscheinlich Irminsul geheißten, ebenfalls niedergeworfen wird, so sinket sie in das Meer hinab. Nachdem der Brand aber dadurch sein Ende gefunden hat, taucht die Erde neubegrünt wieder empor, ein neues Götter- und Menschengeschlecht entsteht und eine neue Sonne und ein neuer Mond wandeln darin an der Wölbung des Himmels. Von dieser hochdichterischen Schilderung des Weltendes hat der mit der heidnischen Dichtung noch sehr wohl bekannte Verfasser unsers Gedichtes manche großartige Züge auf die Darstellung des jüngsten Gerichtes und des Weltunterganges nach christlicher Ansicht, deren Quelle bekanntlich die Offenbarung des Johannes ist, übergetragen. Elias, den die Offenbarung nicht einmischet, vertritt in unserm Gedichte, wie auch anderwärts, die Stelle des heidnischen Gottes Thunar, der Antichrist die der erdunggärtenden Schlange Lörmungandr; sehr bedeutsam wird er daher auch warg, d. i. Schlange, Wolf, überhaupt reißendes Thier, genannt. Dem Satan fällt dagegen die Rolle Surturs oder Ruspellis zu, nicht minder schädlich, da beider Element das Feuer ist. Auch sonst heißt der Teufel ja der Schwarze und er wohnt, wie Surtur in der Feuerwelt, so im Feuer der Hölle. Da der Kampf sämtlicher

Götter gegen die feindlichen Gewalten, der dem Weltende vorausgeht, hier, und zwar nothwendiger Weise, in einen Zweikampf des Antichrists mit Elias umgewandelt ist, so bleibt natürlich auch Satan selbst unbethätigt: sein Gegner hätte nur Gott selbst sein können. Die Darstellung und Ausdrucksweise unsers Dichters spiegelt im Ganzen noch die Kraft, Frische und Erhabenheit unserer alten Volksdichtungen wieder, wenigstens in weit höherem Grade als der Heliand. Leider fehlt auch dieser Dichtung Anfang und Schluß; der erste jedoch, da das Verlorene kaum mehr als drei Zeilen beträgt und alle diese Gedichte auf ziemlich gleiche Weise anzuhören liebend, ist leicht zu ergänzen. Das hat denn auch mein Freund Haspinger zu thun versucht, dessen Uebertragung in das Neudeutsche ich Ihnen nun vortragen werde.

Erlauben Sie mir noch die eine oder die andere Frage, bevor Sie beginnen, jagte Irmgard. Ich glaube, daß wir Frauen das Gedicht gründlicher zu verstehen im Stande sein werden, wenn einer der Herren die Freundlichkeit haben will, unserer Unwissenheit zu Hülfe zu kommen. Ach wir armen Frauen haben so vielerlei zu lernen, daß all unser Wissen nothwendig Stückwerk bleibt. Freilich wäre es wohl besser, meine ich, wenn wir manches, das wir gelernt haben, hätten ungelernt sein lassen. Was aber liegt uns näher als das Alterthum unsers eigenen Volkes, sein Glaube, seine Sitten, seine Sprache, seine bürgerlichen und häuslichen Einrichtungen? Ach! wir verstehen uns wahrlich selbst nicht, wenn wir davon keine Kenntniß haben.

Was Sie beklagen, ist allerdings beklagenswerth, entgegnete ihr Haspinger; aber nicht nur die Erziehung Ihres Geschlechtes leidet an diesem Gebrechen, sondern auch das unserige. Auch bei uns wird noch aller Stoff der Bildung mühselig aus der Fremde herbei geholt. Darum aber ermangeln wir auch der kräftigen, durch und durch deutschen Männer, wie sie noch das sechzehnte Jahrhundert in so reicher Fülle aufzuweisen hatte. Ich erkenne gar nicht die große bildende Kraft, die in den Werken der Hellenen und Römer liegt; aber daneben wird das Mittelalter zu wenig berücksichtigt. Selbst die meisten unserer Gelehrten haben

nur mangelhafte, oder wohl auch gar keine Kenntniß unsers Alterthums und seiner Schriftwerke, und sie lieben es, dasselbe eine finnere und barbarische Zeit zu schelten, obgleich sie sich gerade dadurch selbst als Barbaren zu erkennen geben, wenigstens im Sinne der Griechen und Römer, die vor Allem das Ihre schätzten. Ich bezweifle sehr, daß die alten Hellenen und Römer geneigt sein dürften, sie nach Gefinnung und That als Ihresgleichen anzuerkennen. Aber sie finden es bequemer, in ihrem Wahne zu verharren als ihre Augen zu öffnen, und doch hat bereits Lachmann es ausgesprochen, daß unsere sämtlichen Dichtungen sich zu denen des Mittelalters etwa verhalten wie der durchlauchtige deutsche Bund zum deutschen Reiche der Hohenstaufen. Es ließe sich noch vieles darüber sagen; aber so viel wenigstens ist klar, daß ein Reid, wozu die Lappen aus allen Zeiten und Ländern zusammengebettelt werden, ein sehr buntes und interessantes Ansehen gewinnen muß. Doch lassen wir das; legen Sie uns lieber Ihre Fragen vor.

Nun denn, sagte Irmgard, wie verhält es sich eigentlich mit den Göttern, die im Kampfe gegen feindliche Gewalten mit diesen zugleich den Untergang finden? Ist diese Annahme nicht ganz und gar im Widerspruch mit dem Begriffe der Göttlichkeit?

Allerdings nach unserem Begriffe vom Wesen der Gottheit, aber nicht nach dem des Heidenthums. Auch die Hellenen wußten von der Vernichtung eines älteren Göttergeschlechtes durch ein jüngeres, und auch dem Führer dieses jüngeren Geschlechtes, dem Zeus, war der Untergang bestimmt, wenn er sich mit der Thetis vermählt hätte. Volksglaube und Ansicht der Weltweisen stehen einander nicht selten ursprünglich entgegen, und die letzte hat nach und nach in den ersten Eingang gewonnen und denselben dann umgestaltet. Wie nun die hellenischen Götter ja nur durch den Genuß von Nektar und Ambrosia in demselben Zustande sich erhalten, in dem sie sind oder gedacht werden; so bewirken die skandinavischen Götter — ob auch die der anderen deutschen Stämme, das läßt sich zwar vermuthen, aber aus unsern dürftigen Quellen nicht beweisen — dasselbe durch den Genuß von Äpfeln, die ihnen Jdunna aus goldener Schale reicht. Unsterblichkeit, d. h. ewige

Dauer ist also keineswegs notwendige Eigenschaft heidnischer Götter, auch sind sie nicht allmächtig, denn über ihnen waltet das Schicksal, die Nothwendigkeit, bei den Hellenen die drei Töchter der Anagte, die Moiren Klotho, Lachesis, Atropos, bei den Deutschen die drei Jungfrauen aus Thursen = oder Niesengefchlechte, die Nornen, d. h. Spinnerinnen, Wuraja, Werdhandi, Skuld, deren Namen das Gewordene, das Jetztwerdende und das Werden-sollende bedeutet, also Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft bezeichnet.

Dies genügt uns in Betreff der Götter, sagte Verta; denn wollten wir mehr wissen, so müßten Sie nothwendig in die einzelnen Göttermeythen eintreten, und das würde uns von unserem eigentlichen Zwecke abführen, so unterhaltend und belehrend es auch sein mag. Aber wie steht es um die feindlichen Gewalten, die den Göttern im Kampfe entgegentreten und, wie sie die Gegner tödten, so auch den eigenen Untergang finden? Dies gehört, wie mir scheint, hier zur Sache, und darüber möchte ich Sie um Auskunft bitten.

Vor den Göttern, Asen oder Ansen, bekund nach Annahme der Germanen bereits das Geschlecht der Thursen, d. h. der Dürren, Durstigen, und Jötune, d. h. Esser, bei den Hellenen das der Titanen oder Giganten. Unter den Thursen und Jötunen hat man aber die wilden, ungebändigten Naturkräfte zu verstehen und zwar als vernichtende, weil unbezähmt wirkende. Mit diesen Urkräften gerathen die Götter als weltordnende Mächte gleich nach ihrer Geburt, ihrem Erscheinen, in Zwiespalt; denn eben ihre Aufgabe ist es, die Welt zu ordnen und jene Kräfte dieser Ordnung dienstbar zu machen. Die Götter treten gleich zuerst, merkwürdig genug, in Dreizahl auf, bei den Germanen Wödan, Hoenir, Lódhur oder Loki, bei den Hellenen Zeus, Poseidon, Aides, bei den Indern Brahma, Wischnu, Schivan. Die germanische Dreieit heist in späteren Quellen auch Wödan, Wili, We. Die deutschen Namen sind zum Theil dunkel. Wödan zwar bedeutet den Alles durchdringenden, und Lódhur läßt sich als den Glühenden deuten, wenn man den Namen auf lohan lohen, unser lohen, zurückführt, oder, wenn man Lódhur, Lodur zu schreiben hat, als den Erzeuger. Dann gehörte der Name zu leodan, wachsen, wovon auch unser

lotter, das alte lotar gehört. Er scheint Gott der thierischen Zeugkraft gewesen zu sein. Aber Hoenir bleibt ungewiß; er kann den sich Anschließenden, den Gesellen, Gefährten bezeichnen, nach dem altnordischen hoenask; aber auch den Erniedrigten oder sich Erniedrigenden, nach dem gothischen hauns; oder endlich den zornigen, höhnennden, nach dem altdeutschen hōni. Uns entgeht eben die Grundbedeutung von hauns, hōni. Wili und We bedeuten Lust oder Wohlwollen und Heiligkeit, von wiljan wollen, und wihan, weihen.

— Diese drei Götter nun erschlagen den alten Thursen Ymir, d. h. den Kauschenden, und bilden aus seinem Haupte das Himmelsgewölbe, aus seinen Knochen die Felsgebirge, aus seinem Fleische die weiche Erde, aus seinem Haare das Gras, aus seinem Gehirne die Wolken, aus seinem Blute das Meer. Fortan ist Feindschaft zwischen den Asen und Thursen. Neben diesen erstehn aber den Göttern auch noch andere Feinde und zwar aus ihrem eigenen Kreise. Einer der Asen nämlich ist böseartig, immer auf Verderben sinnend, und es ist dieß Loki, der Beschließer, Beendiger, der auch Lodbur heißt. Er vermählt sich neben seiner Gemahlin Sigyn, deutsch Sigunja oder Sigvinja, auch noch mit der Niesin Angarboda und zeugt mit ihr den Wolf Fenrir, die Schlange Jörmungandr und die Todesgöttin Hel, deutsch Helja, Hella, woraus unser Hölle verderbt ist. — Das dritte Geschlecht der Götterfeinde bilden Surtur und seine Schaaren. Diese bewohnen Muspillsheim, die Heimat des Feuers, wie die Jötune Niflheim, die Heimat des Rebels, auch Utgardr, äußere Wohnung genannt. Alle diese erscheinen zum Verrichtungskampfe.

Schon früher hat Vater Leodegar, wenn ich mich recht erinnere, von einem Reiche des Feuers geredet, und Sie fügen jetzt ein Reich des Rebels hinzu, sagte Irngard. Da muß ich Sie schon wieder um Belehrung bitten. Sie sehen abermals, wie wenig wir Frauen von den Dingen wissen, die einst die wichtigsten und heiligsten unserer Vorfahren gewesen sind. Ich möchte nur wissen, ob die heutigen Griechinnen eben so wenig Kunde haben von der Mythologie ihrer Ahnen, als wir von der unserer? Die griechische Götterlehre ist uns freilich auf das gewissenhafteste angelehrt worden; von der deutschen jedoch hörten wir nie ein Wort.

Was die Griechinnen betrifft, so kann ich Ihnen aus Erfahrung sagen, erwiederte Haspinger, daß alle, die der Bildung sich rühmen, sehr wohl darüber Bescheid wissen, und zwar vielleicht gründlicheren als die Männer. Um Ihnen aber über die Reiche des Feuers und des Nebels die gehörige Auskunft geben zu können, muß ich auf die Schöpfungsgeschichte zurückkommen. Sie erinnern sich noch an die Tödtung Ymirs durch Wödan und seine Brüder; also vernehmen Sie weiter. Bevor Himmel, Erde und Meer gebildet war, gab es nach dem Glauben unserer Väter weit im Norden ein großes Reich des Eises und des eiskalten Nebels, Niflheim, Jötnaheim, Heimat des Nebels und der Niesen genannt, der alte Sitz der Grimthursen, oder Eisriesen. Dem gegenüber, weit im Süden, lag das Reich des Feuers, die Heimat Rudspelli's, des Vernichters der Materie, d. h. eben des Feuers. Zwischen beiden Reichen befand sich ein großer leerer Raum, Ginnunga gap, Schlund der Täuschungen, genannt, das Chaos oder die Gähmung der Hellenen, der leere Urraum. In diesen Schlund wälzten sich nun von Norden her Eisströme, von Süden her aber flogen Feuerfunken. Durch die Berührung beider entstunden Salzsteine und zugleich die Kuh Audhumbla, die sich durch Beleden dieser Steine nährte. So lebte sie denn nach einiger Zeit einen Mann aus dem Gesteine hervor, den Bur oder Buri, den Wohnenden, Seienden, dessen Sohn Bór, der Getragene, die Besta oder Bestla, die Tochter des Niesen Völthorns heirathete und mit ihr den Wödan, Wili und Wé zeugte. Hier in diesem Ginnunga gap nun errichteten sie das Weltgebäude, das in drei große Räume sich theilt, in Asgardr, die Götterburg; Midgardr, Midjungards, Mid-dangard, Mitilgart, die Burg der Mitte, auch Mannahaimr, Menschenheimat, genannt; und Utgardr, die äußeren Wohnungen, im Besitze eines jüngeren Thurfjengeschlechtes. In die Todten theilen sich Wödan, Freyja (Frauea), Thór, Gefion, Nán und Hel. Wödan und Freyja theilen sich in die im Kampfe Fallenden; die zu Wödan Gehenden kommen nach Valhalla in Asgard; die zur Freyja, nach Folkwangr (Flur des Volkes) oder Seftymnir (an Eipen geräumig), oder Vingolf (Haus der Freunde); Thór waltet

über die Seinen, die Knechte (Ackerbauer?) in Ibrödeheim; zu Gessien kommen die Jungfrauen, zur Män die Ertrinkenden, und zur Hel endlich alle an Krankheiten Sterbenden. Ihr Sitz ist Näsströnd, Todtenstrand, und der liegt in Näsheim. Noch tiefer, in der Mitte von Näsheim ist auch der Ort der Strafe, Hvergelmir, rauschender Strudel, oder Hvergelmir, der alte Strudel, genannt. In ihn ergießen sich die Flüsse der Unterwelt, und er beherbergt zugleich mit Schlangen und anderem Gewürm Meuchelmörder, Meineidige und Verführer von Ehefrauen. Hiemit werden wohl alle Ihre Fragen beantwortet sein, zwar kurz, wie es uns geboten ist, aber doch, wie ich glaube, genügend. Und zwar habe ich mich, wie Sie ohne Zweifel bemerkt haben, der skandinavischen Ueberslieferung bedient, da uns die deutsche abgeht; es haben aber wohl bei den Deutschen im Ganzen die gleichen Vorstellungen geherrscht, wie das erhaltene Nithilgart allein schon beweist, wenn auch einzelne Benennungen verschieden gewesen sein mögen. So mag denn nun Freund Keodegar das Gedicht vortragen.

Noch nicht, rief da schnell Berta; noch sind Sie uns Auskunft über den Stützbaum der Erde schuldig. Sie sehen, wir erlassen Ihnen nichts.

Aber, meine Theure, nahm da Fräulein Kringold das Wort mit verwurfsvollem Tone, Sie bedenken gar nicht, daß es Frauen giebt, deren Gehirn weit zarter construirt ist, als das Ihre zu sein scheint. Ach Gott! mir geht es von allen diesen Dingen wie ein Mühlrad im Kopfe herum, und wenn ich diese Nacht nicht die beängstigendsten Träume habe, will ich mich glücklich preisen.

Ich muß Ihnen ganz und gar bestimmen, meine Genädigste, ließ sich der Hauptmann von Stoffeln vernehmen; aber nicht nur zarten Frauen, auch wohl Männern darf es etwas schwall im Kopfe werden bei solchem verwünschten Zeuge. Schon deshalb dürfen wir es wahrlich den Velehrern Dank wissen, daß sie uns vom Heidenthume befreiet haben.

Lassen Sie nur noch ein klein wenig Muth, mein Fräulein, wandte sich Faspinger an Kringold, ich werde mich so kurz als möglich fassen; dann wird auch der Herr Hauptmann nicht umhin

können, ein so glänzendes Beispiel sich zu Herzen zu nehmen und mit männlicher Entschlossenheit auszuharren. — Unter der Erdstüße dachte man sich einen gewaltigen Baum. Nach dem Glauben der Scandinavier war es eine Esche mit drei Aesten und drei Wurzeln, von denen die drei Welträume Asgard, Midgard und Jötunheim je ein Stück, einen Ast und eine Wurzel bergen. An seinen Aesten nagen Hirsche, an seinen Wurzeln Schlangen. An jeder Wurzel liegt ein See, die wiederum mythologische Beziehung haben, der Urdharbrunnen bei den Göttern; an ihm halten sie täglich Gericht; der Hvergelmir bei den Riesen; der Brunnen Mimirs (des sich Erinnernden, des Weisen) an der Marke von Mitgard. Der altnordische Name dieser Esche, Yggdrasil, bedeutet das Ross Yggs, d. i. Wodans. Bei den heidnischen Deutschen hieß sie wohl auch Irminful, die Weltsäule. Ich glaube nicht, daß man bei der Irminful an den göttlichen Irmino, den Stammvater der Erminonen, Ermunduren, d. i. Thüringe, zu denken habe, noch weniger aber an den geschichtlichen Arminius, d. i. Arminius, Erminius, den Cherusker. Ich bemerke nur noch, daß nach der Edda die Todten der Hel es sind, die sich beim letzten Kampfe an den Baum werfen und ihn zu Falle bringen.

Wir sind Ihnen, nahm der alte Graf das Wort, alle für Ihre Erörterungen zu Danke verpflichtet; doch möchte ich, bevor das Gedicht zum Vortrage kommt, Sie, oder vielleicht noch mit besserem Rechte, unsern hochwürdigen Freund, den Pater Leodegar bitten, uns über den Antichrist und seinen Gegner Elias einige Worte zu gönnen. Ich irre mich wohl nicht, wenn ich annehme, daß beide in der alten Kirche von größerer Bedeutung waren, als sie heutzutage sind.

Ihr Verlangen, Herr Graf, das ich ganz gerecht finde, betrifft einen Gegenstand der christlichen Gottesgelahrtheit, erwiederte Gaspinger, und somit können wir gewiß keinen besseren Erklärer finden, als den von Ihnen genannten. Er ist ohne Zweifel mit diesem Gegenstande bei weitem vertrauter als ich es bin, der ich nur wenig Veranlassung hatte, mich mit den Kirchenvätern zu beschäftigen.

Die Lehre von dem Antichrist, den man auch zu einem Endchrist umgedeutet hat, sagte Leodegar, beruhet bekanntlich zunächst auf der Offenbarung des Johannes des Theologen. Von den Kirchenvätern haben besonders Lactantius und Augustinus die Geschichte des Antichrists behandelt. Unter den späteren Schriftstellern ist zunächst wohl Adso, der vor 954 sein „Büchlein vom Antichrist“ schrieb, und Anselm von Canterbury, der 1109 starb, und in dessen Elucidarius das zehnte Capitel des dritten Buches vom Antichrist handelt, zu erwähnen. Die jüdisch-christlichen Uebersieferungen vom Antichrist ziehen sich durch das ganze Mittelalter hindurch, und manche schwärmerische Gemüther fanden darin Stoff für Weissagung oder Bußpredigt. So kam es, daß sie auch häufig dichterische Behandlung fanden, und zwar bei uns vorzüglich im zwölften und vierzehnten Jahrhundert. Das heitere dreizehnte Jahrhundert wendet sich von diesem Gegenstande einer ernsten und trüben Zeit ab und benützt ihn höchstens zu Anspielungen. So aber wird erzählt: Der Satan, um das Reich Christi doch noch endlich zu zerstören, verführt das Eheweib eines Mannes aus dem Stamme Dan. In Babylon gebiert die als Jungfrau Ausgegebene den Sohn des Teufels. Dieser wird von seinem Vater im Verborgenen aufgezogen, mit reichen Kenntnissen versehen und mit der Kraft Wunder zu thun ausgerüstet. Nachdem er dreißig Jahr alt geworden ist, tritt er selbst auf den Schauplatz; doch haben bereits von ihm ausgesandte Boten unter Juden und Christen Anhang gewonnen. Im Tempel zu Jerusalem läßt er sich beschneiden und verkündet nun, er sei der verheißene Messias, der das Reich der Juden wiederum aufrichten werde. In Folge davon strömen ihm von allen Seiten Juden zu, aber auch viele Christen lassen sich durch Lehre, Wunderthaten und Geld gewinnen. Wer jedoch sich ihm nicht anschließet, der wird graunvoll zu Tode gemartert. Um die Gläubigen zu stärken, werden nun Elias und Enoch von Gott auf die Erde herabgesandt und ihre Thätigkeit hat solchen Erfolg, daß alle Juden sich zum Christenthume bekehren. Darüber ergrimmt der Antichrist und läßt beide mit dem Schwerte hinrichten. So glaubt er nun seine Herrschaft für immer gesichert zu haben,

zumal da ihm alles Volk wiederum zufällt. Doch nur drei und ein halbes Jahr sollte ihm nach Gottes Beschluß zu toben und zu wüthen verstattet sein, und diese Zeit über bleiben denn auch die beiden Ermordeten auf der Straße in Jerusalem unbegraben liegen. Da, am Ende dieser Zeit, läßt er sein Zelt und seinen Stuhl auf dem Oelberge aufrichten, von welchem Christus einst gen Himmel fuhr. Aber die Strafe nahet sich. Nach den Einen wird er durch das Schwert eines Engels getödtet, nach den Andern tödtet ihn und seine Anhänger ein Donnerschlag. Alles was lebt ist fünf Tage lang vor Schreck verzagt, und alles schweigt drei Tage hindurch. Nun wendet sich alles Volk wieder zu Gott, und er gestattet denen, die den Antichrist angebetet hatten, vierzig Tage zur Reue und Buße, bevor das Weltgericht beginnt.

Diese Auskunft ward völlig genügend erfunden und dem zu Folge Leodegar nun ersucht, das Gedicht vorzutragen. Er begann also:

Jeder bedarf es, aller Menschen,
 der auf Erden hier Uebles wirkte,
 daß er durch Gottes Genade Genesung suche,
 rette seine Seele aus des Satans Händen,
 eh der Tag kommt, der ihm den Tode hingiebt.
 Denn sobald die Seele ihrem Sitze enteilet
 und sie den Leichnam liegen läßt,
 so nahet ein Heer ab des Himmels Sternen,
 ein anderes aus der Hölle: die kämpfen hart um sie.
 Sorgen mag die Seele, bis der Sieg es austreibt,
 zu welchem der Heere sie geholet werde;
 denn wenn sie des Satans Gefinde gewinnt,
 das leitet hin sie, wo ihrer Leid nur harret,
 in Feuer und in Finsterniß: das ist traun ein fürchtbar Loos!
 Wenn aber die sie holen, die vom Himmel kamen,
 und sie der Engel Eigenthum wird,
 die heben hold sie auf in der Himmel Reich:
 da ist Leben ohne Tod, Licht ohne Finsterniß,
 sorglose Wohnung, wo Niemand Siechthum kennt.
 Wenn im Paradiese der Mann Paß gewinnt,

Heimat im Himmel, da kommt ihm Hülfe genug.
 Drum ist es dringende Noth, Bedürfniß traun
 der Menschen jeglichem, daß sein Gemüth ihn treibe,
 Gottes Willen gern zu leisten
 und der Hölle Feuer fern zu halten,
 der Verdammniß Fein. Darbeut Satan dort
 herbe, heiße Lohen: drum mag's zu Herzen nehmen,
 sehr es besorgen, der sich in Sünden weiß.
 Weh dem, der in Finstern soll seine Frevel büßen,
 brennen im Brandpfuhl! Das ist traun ein bitter Loos,
 daß der Mensch schreiet zu Gott, und ihm Schuß nicht kommt.
 Auf Gnade harret die hart bebrängte Seele:
 nicht steht in Huth sie mehr des Himmelsköniges,
 denn nicht war ihr Wirken in der Welt darnach.
 Wenn dann der mächtige König zur Malsatt¹ entbietet,
 allwo man finden soll der Völker jedes:
 dann wagt kein Erdgeborener dem Aufgebot zu trophen,
 daß hin nicht Männiglich zur Malsatt eile.
 Da soll er vor dem Richter zur Rede stehen
 um seine Thaten all bei Tag und Nacht.
 Das hört erwähnen ich die Weltgeschickes Rundigen,
 daß der Antichrist werde mit Elias kämpfen.
 Der Wütherich steht gewaffnet: dann heben sie den Weltkampf an.
 Die Kämpfer sind so kräftig, der Kampfszweck so bedeutsam:
 Elias streitet um das ewige Leben,
 will den Gerechten das Reich begründen,
 drum wird ihm helfen der des Himmels waltet.
 Der Antichrist steht neben dem Allfeinde,
 an des Satans Seite, der ihn auch versenken wird:
 auf der Malsatt wird er verwundet fallen,
 versucht sich hat er sieglos da.
 Doch wähnen auch weise Priester,
 daß der Sieger im Kampfe versehrt doch werde.
 Wie nun des Elias Mut auf die Erde träufelt,
 so entbrennen die Berge, kein Baum verbleibt
 auf dem Boden stehn. Die Bäche vertrocknen,

¹ Gerichtshätte.

das Meer verflüchtet sich, es flammt der Himmel,
 der Mond, er fällt, es brennet Mitleidart,
 kein Stein besteht auf Erden. — Wenn nun der Straftag in das Land
 mit Feuer fährt, die Völker heimsucht,
 dann Mag dem Mag¹ nicht helfen vor dem Rudspell kann.
 Wenn alles verbrennet der breite Regen,
 und alles zerseget Feuer und Sturmwind,
 wo sind die Marken² dann, um die man mit den Mägen stritt?

(Die Marken sind verbrunnen, die Seele steht bezwungen,
 weiß nicht womit sie büße, daß sie nicht zur Hölle müße.)
 Drum ist es für den Mann so gut, wann er zu der Malsstatt kommt,
 daß er jeden Rechtsstreit recht entscheide:
 dann nicht darf er sorgen, wenn er vor dem Sühner tritt!
 Nicht weiß der Erdensohn was er ernten wird,
 wenn er den Gang des Rechtes um Gabe beugt,
 noch daß der Hölle Vogt dabei so heimlich steht,
 der in Rechnung bringet Reben und Thaten,
 alles, was man Uebles einst begangen,
 und daß er rüget alles, wenn er zum Gerichte kommt:
 O daß der Sterbliche nie sich bestechen ließe!
 Wann das himmlische Horn hallend erklinget,
 und der sich aufmacht, der das Urtheil fällt,
 und den Lohn ertheilet Lebenden und Todten:
 dann erhebt sich mit ihm der Heere größtes,
 das ist so kühn, daß Niemand es bekämpfen mag;
 dann fährt er zu der Malsstatt, der er die Marken setzte,
 dann hegt er das Gericht, von dem man immer redete.
 Dann über die Erde Engel fahren,
 wecken die Völker, weisen sie zur Malsstatt,
 dann wird Männiglich aus dem Nober auferstehn,
 lösen sich von des Hügels Last und wieder seinen Leib empfahn,
 daß er all sein Recht bereben möge
 und Lohn nach seinen Thaten ihm ertheilet werde.
 Wenn zu Gericht der sitzt, der da Recht sprechen
 und den Lohn ertheilen wird Lebenden und Todten:
 dann steht im Umkreis rings der Engel Menge

¹ Verwandter dem Verwandten. ² Grenzgaue.

und guter Menschen so große Schaar:
 bemänteln kann da nichts ein Menschenkind.
 Da wird die Hand bekennen und das Haupt gestehn,
 der Liebe¹ jegliches bis auf den letzten Finger,
 was unter den Menschen er für Mord verübte.
 Niemand so listig dann ist, der erlügen etwas möge,
 daß er verhehlen könne der Handlungen eine,
 daß sie dem Könige nicht verlämbet werde,
 wofern er nicht mit Almosen Alles vergolten
 und mit Fasten die Fehle gebüßt hat;
 denn sündenrein ist, der gebüßt, wenn er zum Sühngerichte kommt.
 Drauf wird dann her getragen das hehre Kreuz,
 woran der heilige Christ erhöht ward.
 Dann zeigt er die Male, die in der Menschheit er empfing,
 die er um dieser Leute Schuld am Leibe trägt.

Ohne Zweifel bietet dieses Gedicht noch so manche Erinnerungen, deren Boden das Heidenthum ist, nahm jetzt der alte Graf von Hünenberg das Wort. Dieß ist aber um so wunderbarer, als man, erinnere ich mich recht, den Verfasser für einen Baier hält, ihn also einem Volksstamme zutheilt, der bereits längst zum Christenthum belehrt war. Bei einem sächsischen Dichter würden mir diese Dinge weniger auffallen. Dahin gehört denn auch wohl, daß Elias und der Antichrist sich mit Waffen messen, da nach der christlichen Darstellung Elias nebst Enoch, der hier ganz fehlt, nur durch Lehre thätig sind und ihres Erfolges wegen den Tod der Blutzengen erleiden. Auch daß die Erde durch das auf sie träufelnde Blut des Elias in Brand geräth, scheint mir ein heidnischer Zug, wenn auch die nordische Voluspá davon nichts erzählt.

Ihre Ansicht, Herr Graf, ist wohl die richtige, sagte Haspinger. Dem Elias wird bekanntlich noch heute von den Südslaven Bliß und Donner beigelegt, er vertritt also den alten heidnischen Donnergott, den Peraun der Slaven, Perkunas der Lithauer, Zairguneis der Gothen, Zeus Keraunios der Hellenen. Der Grund davon

¹ Glieder.

liegt wohl darin, daß Elias auf einem feurigen Wagen soll gen Himmel geholt worden sein. Er ist also der Herr des feurigen Wagens. Auch dem Thór wird ein Wagen beigelegt, kein Reitroß, wie den andern Göttern. Nun wissen wir aber, daß der Athem des Donnerers glühend ist; denn wenn Thór in seinen Bart hauchet, so blühet es, und der Vliß heißt deshalb Thórs Bartrede. Ferner wird dem Dietrich von Bern, der in einer Reihe von Sagen als Bekämpfer der Riesen an Thonars Stelle getreten ist, ein Feuerathem zugeschrieben: weshalb soll nicht auch Thonars Blut feurig gewesen sein, so daß es die Erde zu entzünden vermochte? Leider ist, wie Sie recht bemerkten, die Voluspá, wie an andern Stellen, so auch in der Beschreibung des Götterkampfes, lüdenhaft, was schon die jüngere Edda zeigt; die mehr bietet als die Voluspá. Diese nennt als kämpfende Götter nur den Odin (Wödan), den Freyr, den Vidar und den Thór, also nur vier, von denen noch obendrein zwei, Odin und Vidar, auf einen Gegner, den Wolf Fenrir, kommen, während sie sechs Gegner anführt, nämlich den Wolf Fenrir, den Jörmungandr, den Surtr, den Loki, den Hrymir und den Hund der Hel, den Garmr. Nach der jüngern Edda kämpfen aber sechs Götter: Odin, Thór, Freyr, Tyr, Vidar, Heimdallr, denen Fenrir, Jörmungandr, Surtr, Loki und Garmr entgegentreten. Hier fehlt Hrymir, dessen Gegner jedoch auch die Voluspá nicht nennt, so daß er vielleicht gar nicht als Kämpfer, sondern nur als Ruderer des Schiffes thätig ist. Auch in der jüngeren Edda sind Odin und Vidar Fenrirs Gegner; es ist also hier ein Kampf von sechsen gegen fünf. Es bleiben also von den Asen am Kampfe unbetheiligt: Valdr und Hödhr, welche beide bei der Hel weilen und erst nach der Verjüngung der Erde wieder erscheinen, Vöenir, der als Geisel bei den Wanen lebt und ebenfalls erst später zurückkehrt, ferner Bragi, Forseti, Hermodr, Ullr und Wali, alles Götter, die nirgends kriegerisch erscheinen. Von den beiden Wanengöttern, die bei den Asen leben, Niördhr und Freyr, theilhaftig sich nur dieser am Kampfe. Der Ase Loki oder Lödhr ist zu den Feinden abgefallen, zu denen er auch durch seine Mutter gehört.

Wir verirren uns wiederum sehr tief in die Göttersage, ließ sich da Baron Wilmar vernehmen, und ich fürchte fast, das Mühlrad im Haupte unserer hochgefunten Verteidigerin dürfte sich aufs neue in drehende Bewegung setzen. Auch der Herr Hauptmann, der bis jetzt in schweigender Aufmerksamkeit verharrte, könnte vielleicht, da von einem Kampfe die Rede ist, über Waffen und Hertschmuck der Streitenden Auskunft von uns verlangen, die wir genügend zu ertheilen wohl kaum im Stande wären; darum erachte ich es für vorthailhaft für uns, wenn wir so rasch als möglich uns von der Göttersage abwenden, und das kann um so süglicher geschehen, als wir es in unserem Gedichte nur mit einem Zweikampfe zu thun haben. Ich erlaube mir also auf etwas anderes aufmerksam zu machen. Das alte Gedicht enthält Stellen, die sich allernächst auf Lebensereignisse Ludwigs des Deutschen zu beziehen scheinen, z. B. wenn das Gedicht sagt: Wann Feuer und Sturmwind alles zerstört hat, wo sind dann die Gränzländer, um die man einst mit seinen Verwandten stritt? Bezieht sich dieß nicht geradezu auf die Kriege der Brüder Karl, Lothar und Ludwig? Und gerade hier ist jene die Antwort enthaltende Stelle aus Otfrieds gereimtem Christ eingeshaltet. Auch die folgende Stelle, die von dem ungerechten Richter handelt, paßt sie nicht ganz auf den König, der nach altem Brauche öffentlich im Reiche zu Gerichte saß? Wie ist dieß zu erklären, wenn Ludwig nur der Schreiber, nicht der Verfasser des Gedichtes ist?

Ihre Fragen sind nicht ohne Schein, entgegnete Leobegar; dennoch glaube ich nicht, daß diese Stellen hinreichen, den König als den Verfasser des Gedichtes zu bezeichnen. Vielmehr mochten sie wohl nur, die auf ihn, eben seiner Vergangenheit wegen, einen gewaltigen Eindruck machten, ihn bewegen, das in der Jugend erlernte Gedicht jetzt im Alter in einer nachdenklichen Stunde nieder zu schreiben. Gerade die aus Otfried entlehnte Stelle spricht gegen die Annahme, Ludwig sei auch der Verfasser des Gedichtes. Wäre er der Dichter, so hätte er die Antwort auf eine Frage seines Gedichtes gewiß nicht anders woher, und zumal in einer ganz andern Form, entlehnt. Hatte nicht schon Karl der Große die Kinder

Karlmanns seines Bruders mit Gewalt vertrieben? nicht Ludwig der Fromme mit seinen Söhnen Kriege geführt? So konnte denn wohl auch ein Dichter, der nicht König war, diese Sünden nicht selbst begangen hatte, ihrer in seinem Gedichte gedenken, ihrer vielleicht mit Absicht und zu wohlbeuuhstem Zwecke gedenken.

Das Gedicht ist schön, auch wenn Ludwig der Deutsche sein Verfasser nicht ist, sagte Gräfin Irmgard, indem sie sich von ihrem Stuhle erhob. Aber da wir heute mit der geistlichen Epik doch nicht zu Ende kommen, denn die Zeit ist bedeutend vorgeschritten, so erlaube ich Sie, mir an jenen Tisch dort zu folgen. Unser geistlicher Freund wird wohl die Güte haben, am nächsten Abend uns die Fortsetzung zu geben, wofür wir ihm so wie für seine heutige Mühe immer dankbar sein werden.

Dritter Abend.

Nachdem alle die gewohnten Eise eingenommen hatten, ergriff Pater Leodegar das Wort. Der Dichter, der uns heute zunächst beschäftigen wird, begann er, ist der Alamanne Otfrid. Nicht etwa, daß er zu den ersten Dichtergrößen gerechnet werden dürfte, seine Dichterkraft ist nur eine mäßige; aber er ist der Vater der deutschen Reinkunst, wie bereits gestern Ihnen gesagt ward, und schon deshalb verdient und fordert er unsere Beachtung. Er ward für die deutsche Verskunst des Mittelalters etwa dasselbe, was Opiß für die unserer Zeit ward, der bekanntlich eben auch kein besonders hervorragender Dichtergeist war.

Otfrid mag etwa um das Jahr 820 herum in Alamannien geboren worden sein, irgendwo an dem Bodensee. Seine erste Erziehung erhielt er wohl in Sanctgallen, der in jener Zeit hochberühmten Benedictinerabtei, — denn Schulen gab es bekanntlich damals nur in den Klöstern, — wo er wohl auch mit Hartmuot, der im Jahr 872 als Abt daselbst starb, und Werinbert, zweien Mönchen dieses Klosters, Freundschaft schloß, eine Freundschaft, die sein ganzes Leben hindurch gedauert zu haben scheint. Später ward er ein Schüler des berühmten Hrabanus Maurus, Abtes zu Fulda, welcher im Jahr 856 als Erzbischof von Mainz starb. Wir dürfen daraus schließen, daß, wenn er nicht aus einem vornehmen Geschlechte abstammte, er für einen besonders begabten Jüngling gegolten haben muß. Wahrscheinlich war es eben auch Hrabanus, der ihn bewog, in das elsassische Kloster Weissenburg einzutreten. Ob er hier nun der Schule vorstand oder sonst eine

Würde im Kloster bekleidete, wissen wir nicht, aber es ist wahrscheinlich, weil nur zu einem dieser Zwecke Mönche aus anderen Klöstern herbeigeholt wurden. Hier nun mag er etwa um das Jahr 870 sein umfangreiches Gedicht verfaßt haben. Daß er mit dem fränkischen Königshause in näherem Verhältnisse stand, geht schon daraus hervor, daß die Wittve Ludwigs des Frommen, Judith, es war, die, wie er selbst angiebt, ihn aufforderte sein Werk zu dichten, und daß er dasselbe dann dem Könige Ludwig dem Deutschen widmete. Neben dem Könige ist es noch dem Nachfolger Hraban, dem Erzbischofe Liutbert, dem Bischofe Salomon von Constanz und den beiden genannten Sanctgaller Mönchen gewidmet. Hieraus darf man wenigstens folgern, daß Otfrid als ein in der Dichtkunst ganz besonders erfahrener Mann galt, und daß seine Dichtung damals für ein höchst bedeutendes Werk angesehen ward. Ohne Zweifel hatte er sich wohl schon, bevor er den Auftrag zu seinem Werke erhielt, als Dichter einen Namen gemacht, was um so eher geschehen konnte, als man sich damals in den Klöstern und Klosterschulen, wenn auch nur zum Zwecke des Cultus, sehr eifrig mit Dichtkunst und Musik beschäftigte. Dieß ist alles, was wir über Otfrid wissen. Sein Todesjahr ist unbekannt.

Otfrid theilte sein Werk in fünf Bücher, von denen das erste Christi Geburt und Jugendleben, das zweite sein Auftreten in der Welt und seine Lehre, das dritte seine Wunder, das vierte seine Leiden und seinen Tod, das fünfte endlich seine Auferstehung und Himmelfahrt enthalten. Die Reihensfolge der einzelnen Ereignisse innerhalb der fünf Bücher ist willkürlich; manche sind ganz übergegangen. An die Darstellung der geschichtlichen Ereignisse sind erläuternde Betrachtungen im Geiste jener Zeit angeknüpft, die meist eigene Abschnitte bilden und mit einem „moralisch,“ „allegorisch,“ „mystisch“ überschrieben sind.

An unserem ersten Abende ward bereits erwähnt, daß Otfrid durch seine Dichtung eigentlich die Volkslieder zu verdrängen bezweckte. Das wird ihm nun zwar wohl nicht gelungen sein; aber wir können hieraus schließen, daß, da er seine Verse für den Gesang bestimmte, es wohl auch Volkslieder in ähnlicher oder selbst

gleicher Form geben mußte. Denn die geistlichen Dichter liebten es, und zwar auch noch weit später, den landgängigen Eingeweisen kirchliche Gedichte unterzulegen. Da die äußere Gestaltung der Ottfridischen Dichtung bereits besprochen ward, dürfen wir uns gleich ihr selbst zuwenden. Ich wähle auch hier den Abschnitt vom jüngsten Gerichte (eine eingehende, gleichsam ein Etüd für sich bildende Schilderung des Weltunterganges hat Ottfrid nicht gegeben), weil dieser Gegenstand zu freierer Bewegung und zu eigenen Gedanken Veranlassung bot, er folglich eine Vergleichung dieses Wertes mit anderen, die wir bereits kennen, ermöglicht, wir also hierbei ansehen, wie sich Ottfrid zu anderen Dichtern jener Zeit verhalte, was um ihn gerecht zu würdigen nöthig ist. Den ersten Abschnitt gebe ich in einer Nachbildung der Ottfridischen Form, den zweiten aber in ungebundener Rede, weil es sehr mühselig ist, Ottfrids Verse metrisch genau zu übertragen; ja man kann sagen, es sei völlig unmöglich, weil unsere Sprache nicht mehr die vollklingenden Endungen der Wörter hat, auf denen bei Ottfrid meist der Reim beruhet. Uebrigens leistet uns hier eine prosaische Uebersetzung die gleichen Dienste, ja in mancher Beziehung, da man sich dabei wörtlicher an die Urschrift anschließen kann, größere. Ottfrid nun läßt sich also vernehmen:

So hat er über den Weltring verkündigt ein Tagebing,¹
 ein viel schweres Gericht: darum zu sorgen ist uns Pflicht.
 Dir sag' ich hier es überlaut, nirgends lebt ein Gottestraut,²
 der irgend was erfinne, daß fern er sei dem Ringe.³
 Dahin auch kommen danne die Unglückseligen alle,
 die hier man sah erfüllen den ihren Muthwillen.
 Schwer ist es zu sagen: den je ein Weib getragen,
 (es erschrickt das Herze mein): er muß beim Gerichte sein.
 Sie mühen nach einander all ihr Thun bekennen,
 alle, die hier stehn im Ring: das ist jammervolles Ding.
 O wohl in diesem Falle denselben Menschen allen,
 die hier sind wohlberathen und sicher ihrer Thaten:

¹ Tagesfahrt zum Gericht. ² Mensch. ³ Die zu Richtenden stehn im Kreise.

Doch jent, die verbrecen, die wissen nichts zu sprechen,
 womit sie sich beschützen, und das ihnen möge nützen.
 Denn Buße dafür nimmer ist, das glaube mir, zu dieser Frist;
 entgehen mag da keiner, wird da begriffen einer;
 Er muß ohn' allen Widerstand, wenn man als Bösen ihn erkand,
 dulden in alle Ewigkeit der Höllestrafen Qual und Leid.
 O wohl in diesem Falle denselben Menschen allen,
 die hier sind wohl berathen und sicher ihrer Thaten.
 Weist du, wie von dem Gericht Gottes Vorverkünder spricht?
 von ihm also spricht sein Wort: große Strenge herrsche dort.
 In ihm da man lesen mag, daß es ist des Hornes Tag,
 bitterer Schmerzen Aufschlung, vielen, traum, Beängstigung.
 Tag ist's auch des Hornes und des Engelgalmes,¹
 sie blasen hier im Lande, zu brechen Grabes Bände.
 Tag auch ist's der Finsterniß und der Windebraut, gewiß!
 die bringen dann zu Falle die Sünderfüllen alle.
 Tag ist's auch des Hornes und des Klagegalmes,
 mehr ich nicht dir sagen mag: davon ist erfüllt der Tag.
 Du laßest einst wohl das Wort, wie der Herr bedrohte dort:
 damit ermahnt' er alle, bevor der Himmel falle.
 Wer der Menschen ist im Land, der da leiße Widerstand,
 wenn er's dazu führet,² daß sich der Himmel rühret,
 Wenn er ihn zerspaltet und zusammen faltet,
 (nimm es wohl in deinen Muth!), wie man einem Buche thut?
 Nicht der Tag ist schattenreich, gar nicht andern Tagen gleich,
 daß man im Gemüthe verborgne That besitze;
 Leider wird das nicht bedacht, in Erwägung nicht gebracht:
 sich zeigen ohne Wanken die kleinsten Gedanken.
 O wohl in diesem Falle, denselben Menschen allen,
 die da sind wohlberathen und sicher ihrer Thaten;
 Doch jene, die verbrecen, die wissen nichts zu sprechen
 womit sie sich beschützen und das ihnen möge nützen.
 Nicht lösen da von dieser Noth reiche Kleider, Gold roth,
 nicht helfen Purpur oder Samt noch Silber aus der Richters Hand;
 Nicht mag Diener oder Knecht dem Herren helfen vor dem Recht,
 auch das Weib nicht noch das Kind: für sich selbst in Angst sie find;

¹ Auferweckungsruf der Engel. ² Wenn Gott es dahin führt.

Nichts hilft dem reichen Manne in des Gerichtes Banne;
in gleichen Sorgen alle stehn die jezt hin zum Gerichte gehn.
Ich berg' es keinem, sicherlich, hier sorgt männiglich für sich,
jeder sorgt für sich allein: alles andre dünkt ihn klein.
Herren, Knechte, Arm und Reich, dahin kommen alle gleich:
denen nur ist froh der Muth, die hier lebten fromm und gut.
O wohl in diesem Falle denselben Menschen allen,
die da sind wohl berathen und sicher ihrer Thaten!
Niemand da bestechen kann, noch auch Zeilschen hilft dem Mann,
ob einer es versuche zu tilgen sich im Buche.
Nun warst einst doch du so reich, Niemand war dir darin gleich,
wolltest du's versuchen, ha! sich dein Schatz ist nicht mehr da;
Denn gerecht ist im Gericht Gott, der hier das Urtheil spricht,
selbst er richtet, sag ich dir, kein Gesandter, glaub es mir.
Trum wohl in diesem Falle denselben Menschen allen,
die da sind wohl berathen und sicher ihrer Thaten;
Doch jene, die verbrechen, die wissen nichts zu sprechen,
womit sie sich beschützen und das ihnen möge nützen.

O Gott! rief Ringold aus, ist mir's doch, als hörte ich
unsern geheimen Oberhofsprediger.

Freilich kann Otfrit den Prediger nicht verläugnen, sagte
Haspinger; man muß aber erwägen, daß wohl das Predigen eine
Hauptbeschäftigung für ihn mit sein mochte; und so mag es kom-
men, daß er auch nur gar zu oft in den Ton des Predigers ver-
fiel. Indes ist das immer noch hinzunehmen, weit unerquicklicher
wird er noch, wenn er glaubt seine Gelahrtheit zeigen zu sollen.
So ergeht er sich weilläufig über den römischen Egiptarius, unsern
Ester, bei der Schilderung der Weinkrüge auf der Hochzeit zu
Kanaan; und bei der Erzählung der Himmelfahrt Christi nennt er
einzeln die Sterne, über die der Heiland emporgestiegen sei. Nicht
die Anführung der Sterne an sich ist hier undichterisch, wohl aber
die Art und Weise, wie er es thut. Und so ließe sich noch manches
rügen. Aber es ist auch bereits gesagt worden, daß Otfrit keines-
weges zu den besonders hervorragenden Dichtern gehört; nichts
desto minder schulden wir ihm für sein Werk den größten Dank.
In der That, die Geschichte unserer Sprache würde an einer sehr

empfindlichen Lücke leiden, wenn wir die 15,000 Verse Otfrieds nicht hätten. Trotzdem dürfte die Frage ganz am Platze sein, ob Freund Leodegar mit seinem Vortrage fortfahren solle oder ob wir uns einem andern Gegenstande zuwenden wollen.

Ei, erwiderte Irmgard, Sie werden uns doch nicht für so flüchtige, leichtgefinte Wesen halten, für Wesen, die bei einer ernstern Ermahnung, und wäre es auch eine Predigt, sogleich lange Weile fühlen? Ich ersuche also unsern geistlichen Freund fortzufahren, jedoch nur, wenn es den Andern, Frauen und Herren, genehm ist; denn selbstherrisch aufzutreten, soll mir, so Gott will, immer verhaßt bleiben. Dazu weiß ich auch, daß unser Freund mir gern das Stüd, das wir noch zu hören hätten, zur Durchlesung auf meinem Zimmer anvertrauen wird, wenn die Gesellschaft es vorzieht einem andern Gegenstand sich zuzuwenden.

Irmgard hat ganz recht, wenn sie wünscht, daß mit dem Vortrage fortgefahren werde, sagte der alte Graf von Hünenberg. Wer etwas zu treiben sich vornimmt, soll es mit Ernst und Eifer treiben, oder gar nicht anfangen. Nicht alle Blumen können und sollen Rosen sein; sie sind darum nicht minder zu beachten. Wären alle Dichter gleich dem großen Shakespeare, so wäre es mit dessen Ruhme vorbei, denn Niemand hätte dann Ursache an ihm etwas Besonderes zu bewundern. Damit sollen keineswegs die schlechten Dichter verteidigt oder gar ermuntert werden; aber die minder guten sind nothwendig, auf daß die guten als gute erkannt und gewürdigt werden können.

Ich stimme ebenfalls für Fortsetzung des Vortrages, sagte jetzt der Herr Hauptmann der herzoglichen Leibgarde, der mit großem Ernste und gedankenvoller Stirne zugehört hatte. Ich bin eines schweren Mergers los geworden durch diese Schilderungen des Weltunterganges, und das freut mich nicht wenig. Man läßt, so viel ich mich erinnere, die Engel, die doch ein Heer genannt werden und deßhalb auch in Legionen eingetheilt sind, die Todten mit Posaunen aus dem Grabe erwecken. Das ist mir immer anstößig gewesen, und jetzt weiß ich, daß die Angabe falsch ist. Hornbläser sind sie, nicht Posauner. Die Posaune mag in die Kirche passen

und allenfalls auch zur Nachtparade; in das Feld und in die Schlacht paßt sie nicht. Und jetzt bin ich auch fest überzeugt, daß die Mauern von Jericho nicht mit Posaunen, sondern mit Hörnern umgeblasen wurden, wenn es auch so noch immer feststeht, daß diese Festung erbärmliche Mauer: gehabt haben muß. Unsere Festungsmauern werden freilich weder Hörner noch Posaunen zu Falle bringen; dazu gehören zum wenigsten Achtundvierzigpfünder. Also, bitte, hochwürdiger Herr, fahren Sie nur fort; es mag vielleicht noch dieser oder jener Irrthum dadurch berichtigt werden. Ich freue mich, auf Ehre, ich freue mich.

Da die Fortsetzung von Niemand beanstandet ward, so nahm Leobegar sein Heft wieder zur Hand. Was nun folgt, sagte er, ist, wie ich bereits bemerkte, in Prosa übersezt; es wird also der Reiz des Reimes zum mindesten entbehrt werden. Dafür möge, wenn möglich, ein genaueres Anschließen an die Urschrift Ersatz leisten, obgleich unsere heutige Sprache es nicht vermag, alle Wortfügungen und Wortstellungen Otfrids wiederzugeben. Sein uns sehr auffälliges, ihm aber ganz zur Gewohnheit gewordenes Weglassen gewisser Fügewörter z. B. mag freilich ursprünglich durch den Versbau bedingt gewesen sein; aber seine Sprache war noch so formenreich, daß sie es ihm ermöglichte, was unsere uns nicht thut. So hören Sie denn, wie Otfrid weiter geht:

Erzählen will ich nun im Einzelnen das schreckliche Wunder, das Gericht selbst, das der Welt gemeinsam ist.

Er selbst schilderte es so und beschrieb es so seinen Jüngern und sagte ihnen selbst, wie schrecklich es sein werde.

Gottes Sohn selbst kommt dazu vom Himmel herab, mit großer Macht, mit der Engel Menge.

Mit großer Menge kommt er; mit ihm all sein Geleite, daß er forsche mit Ehren, was die Menschen jemals thaten.

Das meinten dort die zwei Männer, die weißen, schönen, die da sagten, daß, sobald er wolle, er auch kommen werde.

Das will ich hier nun erzählen allen unsern Lieben, daß jeder Mensch deshalb immer in Sorgen sei.

Der mächtige König selbst sitzt heilich zu Gericht; doch ist, wie ich
 sage, der, den alle Welt sieht.
 Sein Stuhl ist allen andern ungleich; wie wird, das sage ich dir, solches
 Gericht mehr früher oder später.
 Da sitzen seine Golden, die er hier im Leben selbst erzog; und sie sind
 sehr gewaltig durch ihre Thaten.
 Dahin fährt auch all der Engel Menge; sie kommen alle dazu in Furcht
 und Angst.
 Vor seinen Augen stehn alle Menschen, böse und gute; Angst ist in
 ihrem Gemüthe.
 Kein Mensch ist, der einst geboren ward, oder jetzt es wird, oder noch
 es werden soll, der nicht dahin komme.
 Alle erscheln sie von des Leichnams Halle, von dem faulen Lager, ihre
 Thaten zu bekennen;
 Aus der Asche empor und aus der Brandasche, aus dem Grunde der
 Erde, wann immer auch es werden soll;
 Mit demselben Gebeine, sie ganz und gar selbst, mit Fleisch und mit
 Haut, und wenn sie's auch nicht wollen.
 Die scheidet er wahrlich zu beiden seinen Seiten, wie ein Hirte der da
 hütet und seines Viehes waltet.
 Nicht darfst du danach fragen: sie beginnen da nicht zu zanken, zu zürnen,
 zu schelten oder etwas der Art zu sprechen;
 Ober das, etwas da entgegen die Menge murmele; sondern sogleich bilden
 sie den Kreis, wie der Herr es befiehlt.
 Sie scheiden die Vermengten sogleich nach allen Seiten; Niemand einigt
 es innen, wie seine Kraft es meint.
 Sich scheiden da nach Leib und nach Alter fürder die hier einander
 liebten; das glaube du mir.
 Die Mutter von dem Kinde, das sie's nicht mehr finde; und der Vater,
 das ist wahr, scheidet sich von ihnen da.
 Da scheiden sich auch wahrlich der Herr und der Diener von aller Liebe;
 diesen Worten glaube mir.
 Die hier im Leben sehr liebe Verwandte waren, in zarter Minne; nicht
 mögen sie das dort zu erkennen geben.
 Wie der Herr es selbst gebot, nur so soll es sein; keiner ist im Kreise,
 der da entgegen ringe.
 Nicht mögen sie's zuwege bringen, das da nicht vernommen werde, was
 sie einst immer liebten und emsig übten.

Mancher Süßigkeit weinen die hinten nach, die hier verschuldeten, daß andere sie nicht auch genoßen.

So scheidet sich, wie ich dir sage, die ganze Welt; Freund von Freunde mit großer Angst.

So stellet er die Guten mit frohem Gemüthe rechts im Kreise bei diesem Gerichte.

Da sind die Linken mit Jammer behaftet; sie unterlassen es nicht, sie sinken wie die Ziegen.

Der König beginnt anzuschauen mit genädigen Augen die da zur Rechten seines Wortes harrten.

Sie wenden auch zu ihm die Augen und stehn in Furcht; es liegt ihnen schwer im Gemüthe, wie er über sie gebieten werde.

Mit Händen und mit Augen beginnen sie ihn anzuschauen, wie er sein Wort meine, und was er ihnen ertheile.

Er beginnt sie anzureden mit süßen Worten, mit großer Liebe, mit seiner eigenen Stimme.

Kommt, spricht er zu ihnen, die ihr Getreute meines Vater seid, seine Gefegneten und meine lieben Holden.

Empfahet das Reich, das er gründete, das er bereitete: Vor Anbeginn der Welt hat er euch dahin berufen.

Ihr habt es verdienet, meinen Willen erfüllet; ich lohne dort euch dafür mit Liebe in Wahrheit.

Ihr stilltet mir wahrlich Durst und Hunger; in das Haus auch nahmest du mich auf, daß ich nicht umherirrete.

Ihr duldetet es nicht um Gottes willen, daß ich nackt gieng; ihr habt auch Gott zu Liebe Krankheit in mir gelindert.

Wenn ich im Kerker war, besagtet ihr das, besuchtet mich aus deshalb: nichts gebrach mir jemals von euch.

Ward es, daß ich starb, euer jeglicher ward danach, daß man mich erhöhe und schön begräbe.

Mit Demuth geben sie dem Könige Antwort; sie sehen sein Reich, die hohe Herrlichkeit.

Sie erschrecken in ihrem Herzen: Wer mag das glauben, Herr, daß man jemals dich so gesehen habe?

Dich jemals als Todten austrug, oder Nothheit dich berührte, Durst und Hunger? Wie mochte das je geschehen.

Daß uns zu Sinne käme, dich bedränge Schwäche, Verbannung oder Kerker?

Daß je das geschehen konnte, das ist weit über unsern Glauben, daß in solcher Noth dir ein Mann jemals diene.

Der hehre König spricht: ich sage es euch wahrlich, ich soll es euch ganz künden, das wißt ohne Zweifel:

Meine Glieder es fühlten und mir wurden die Werke zu Theil, was ihr meinen lieben Brüdern thatet.

Die Linken er auch nun anredet, wirft ihnen ihre Bosheit vor, fährt sie an mit schrecklichen Worten,

häßt sie an mit schrecklichen Dingen, mit schmerzlichem Bedrange und mit schwerem Angriffe.

Jornig er zu ihnen spricht: Verflucht ihr seid von Gott; fahrt von dieser Süße in die ewige Strafe!

Wißt das fürwahr: dem Teufel ist sie bereitet; mit ihm genieße sie in Noth der ihm diene.

Nicht fand ich an euch etwas Gutes noch Liebes mir zu Troste im Leid, das ich duldet, wie ich hier meinen Lieben sagte.

Nie wahrlich stilltet ihr mir Durst und Hunger; ihr kleidet mich nicht, tröstet mich nicht in Krankheit.

Wenn ich starb, war Niemand der mich begrübe; in das Haus ihr auch mich nicht führtet und freundlich mich nöthiget.

Jeder es mir versagte, warum ich euch hat; dafür soll man euch wahrlich nun sehr schwer lohnen.

Sie beginnen sich zu ängstigen, wollen sich entschuldigen: er treibt sie alle von dannen; nichts ist ihre Rede.

Mit sehr betrübten Herzen gehn sie hinweg; die Teufel treiben sie in Qualen, die ihnen nie weichen.

Sie haben in Wahrheit zweifalt Ungemach: des Himmelreiches sie darben und in Feuer sie hausen.

In dem Himmel aber fahren von dannen die trauten Diener Gottes, die rechten und die guten mit fröhlichem Gemüthe;

In ewige Bönne fährt dieß Adelgeschlecht, in dauernde Freude; sie verdienen das hier.

Durch diesen ehrwürdigen frommen Dichter fühle ich mich in der That vollständigst befriedigt, nahm jezt Fräulein Ringold das Wort, laum daß Leodegar genedigt hatte. Ohne Zweifel entstammte er einem höchst edlen Geschlechte; denn er hat, obgleich er leider Rönch geworden ist, dennoch nicht vergessen, welche Müd-

sichten dem Stande, dem er entsproß, überall und immer gebühren. Alle seine Seligen gehören, wie er es so kühn und zugleich so schön ausspricht, Adelsgeschlechtern an, und von den Andern behauptet er, sie hätten den Geruch der Hölle verbreitet; eine überaus feine, aber wohlbegründete Bemerkung. Daß er dieß so offen und ohne alle Bemäntelung geradezu herauszusagen sich gedrungen fühlte, das freut mich von ihm. Wahrlich, hochwürdiger Herr, Sie werden mich sehr verbinden, wenn Sie mir eine gute Uebersetzung seines herrlichen Gedichtes verschaffen. Ich bitte Sie darum; ich brenne nicht nur dasselbe ganz zu lesen, denn ich bin überzeugt, die nobelsten Sentiments in reichster Fülle darin noch zu entdecken, nein, ich kann es auch kaum erwarten, bis ich die Ehre haben werde, meine allergnädigste Prinzess mit diesem sublimen Autor bekannt zu machen.

Auf allen Gesichtern spiegelte sich staunende Verwunderung über diesen Ausbruch der adeligen Gefühle des Hoffräuleins, und diese Verwunderung wollte eben einem starken Drange zum Lachen weichen, als Vater Leodegar sich also an das Fräulein wandte:

Die gewünschte Uebertragung des alten Gedichtes in das Deutsche sollen Sie haben, meine Genädigste; aber ich bedaure, Ihnen sagen zu müssen, daß, wie der Grund Ihrer unerwarteten Anerkennung des Dichters auf einem kleinen Irrthume beruht, Sie sich auch in Ihren Erwartungen getäuscht finden werden. Denn wenn Osfrid die Frommen ein Adelsgeschlecht nennt — und dieser Ausdruck allein hat wohl Ihre Begeisterung für den alten Mönch erweckt — so meint er damit kein Adelsgeschlecht oder gar sämtliche Adelsgeschlechter des heiligen Römischen Reiches, wo nicht der Christenheit. An den Adel durch Geburt denkt er hier eben so wenig, als Gott beim Weltgerichte wohl darauf sehen wird, sondern einzig an den durch Tugenden erworbenen Adel, der wie bekannt, keineswegs von der Geburt abhänget. Er denkt dabei einzig des alten Spruches: Edel ist, wen seine Tugend adelt.

Alle gönnten diese Zurechtweisung dem hoffärtigen Hoffräulein; sie selbst aber ward bald roth, bald bleich, und als alle ihre hülfesuchenden Blicke, die sie ihrem Ritter, dem Hauptmanne, zusandte,

wirkungslos blieben, — er war sehr eifrig beschäftigt, einen kleinen Helm aus Lindenholz zu schnitzen und vermied es, das Fräulein anzusehen, — so sagte sie endlich mit einer gewissen tropigen Verbißtheit: Ich nehme das freie Recht der Auslegung eines Dichters für mich ebenso befugt in Anspruch, als Sie das thun, hochwürdiger Herr, und ich bin trotz Ihrer Eintrede immer noch fest überzeugt, den Dichter recht verstanden zu haben. Hätte er das ausdrücken wollen, was Sie von Ihrem Standpunkte aus für gut finden ihn sagen zu lassen, so hätte er gewiß nicht das entscheidende Wort *Adel* gebraucht; er konnte ja eben so gut *Zugend* sagen. Also ich bleibe bei meiner Auffassung des Dichters, denn sie ist die allein richtige. Oder glauben Sie etwa, er habe denen zur Linken nicht aus guten Gründen den häßlichen, aber sehr bezeichnenden Geruch beigelegt? Wann hat man je solch ein Parfüm an dem *Adel*, auch dem ärmsten, bemerkt? Nein, und tausendmal nein! Kurz, ich habe recht, denn Alles spricht für meine Auffassung.

Da sich das genädige Fräulein auf das freie Recht der Auslegung beruft und so triftige Gründe für ihre Auslegung zu haben wähnt, sagte Haspinger, so wird es freilich wohl unmöglich sein, sie für eine andere zu gewinnen. Wir thun daher auch am besten, sie bei ihrer Ansicht zu belassen, wahren uns aber ebenfalls das Recht, bei unserer Ansicht zu beharren; und somit lassen wir, denke ich, diesen Gegenstand fallen.

Thun wir das immerhin, nahm jetzt Gräfin Irmgard das Wort; es bleibt uns noch anderes genug zu besprechen. Wenn ich z. B. Otfrieds Darstellung des Gegenstandes mit den andern uns vorgetragenen vergleiche, so fällt mir nicht nur die Breite des Alamannen auf, sondern auch, wie häufig er selbst hervortritt mit Frage oder Ermahnung; die Wirkung davon ist bei ihm eben der gerügte Predigtton. Von epischer Ruhe, vom Aufgeben der eigenen Persönlichkeit ist bei ihm nicht viel zu merken, er verstößt demnach schon gegen das erste Gesetz der epischen Dichtkunst. Die ganze Schilderung trägt bei ihm bei weitem mehr ein subjectivisch-lyrisches Gepräge.

Ich wüßte nichts gegen Ihre Beurtheilung des Dichters vorzubringen, erwiderte Leodegar, und wenn Sie hinzusetzen, Otfrid hätte besser gethan, rein lyrischen Stoffen, denen er gewachsen gewesen wäre, sich zuzuwenden, statt sich an einen Gegenstand, dem er nicht gewachsen war, zu wagen, so werde ich Ihnen auch da nicht widersprechen. Die Lehre des alten römischen Dichters: „Wohl es erwäge, was die Schultern zu tragen vermögen und was sie verweigern“ gilt für alle Dichter und für alle Zeiten.

In der That, nahm der Graf von Hünenberg das Wort, es war, so oft es auch geschah, immer ein Mißgriff, wenn man das Leben des Heilandes zum Gegenstande eines Epos machte. Nicht das Leben eines Mannes, seine That nur ist des Epos würdiger Gegenstand. Wo aber das Leben eines Mannes statt der That Lehre, und statt der äußeren Handlung Leiden darbietet: an einem solchen Leben verschwendet der epische Dichter seine Kraft vergebens. So alt diese Lehre ist, so häufig wird sie, selbst jetzt noch, außer Acht gelassen. Dem Leben des Heilandes aber fehlt zum Epos gerade das, was jedes Epos haben muß: äußere Handlung, und so mußte auch Alopstock, der übrigens eben so wenig ein Epiker war wie Otfrid, an diesem Stoffe scheitern. Oder liest man etwa heute seinen Messias noch? Damit leugne ich jedoch nicht, daß nicht einzelne Ereignisse in des Heilandes Leben für epische Behandlung geeignet seien, aber das Ganze ist es nicht. Diese Einzelheiten könnten herausgehoben und im Styl der alten epischen Legende schlicht und einfach erzählt werden, wobei nur zu vermeiden wäre, daß man nicht die Belehrung allzu sehr als Hauptzweck hervortreten lasse. Am Ende des Mittelalters und in neuerer Zeit sind solche Begebenheiten mit Glück behandelt worden.

Und dennoch, sagte Gaspinger, so wenig auch Otfrid Epiker war, dennoch wagt er nur äußerst selten seine eigenen Gefühle als solche auszusprechen. Besonders warm und schön aber thut er es einmal im achtzehnten Abschnitte des ersten Buches, wo von der Heimkehr der Magier die Rede ist. Ich will die wenigen Zeilen in der Ursprache Ihnen mittheilen, damit Sie auch wissen, wie seine Sprache klang. Er sagt daselbst:

Wismüller, Herbstharbste und Wintermächte. I.

Wolaga ellenti, hartô bistu herti,
 thû bist hartô slu ewâr, thaz mögên ih thir in olawâr.
 Mit arabeitin werbent thiê heiminges tharbent:
 ih habên iz funtan in mir: nie sand ih liades wiht in thir.
 Ni sand in thir ih andar guat suntar rozagaz muat,
 sêragaz herzâ joh managfaltâ amerzâ.

Bitte, sagte Berta, das klingt schön; man hört den Schmerz des Heimwehs recht vernehmlich herausklingen. Der arme Rönch mochte sich wohl auch in seinem elsassischen Kloster nicht ganz heimisch fühlen und stark mochte es ihn wohl dann und wann nach der Heimath seiner Kindheit hinziehen. Ach, die vergift sich ja niemals! Ich glaube zwar diese Worte so ziemlich verstanden zu haben, dennoch möchte ich Sie bitten, dieselben uns in unserer heutigen Sprache mitzutheilen.

Gern, sagte Haspinger, so hören Sie also:

Weh, o Weh, du Fremde, du bist gar zu herbe,
 du bist schwer, ach sehr und gar, das kann ich sagen dir süßwahr.
 Mit Kümmernissen werden die der Heimath darben:
 das erfand ich wohl an mir: Nicht fand ich Liebes je in dir;
 Nicht fand in dir ich ander Gut, außer kummervollen Muth,
 im schwerbetrübten Herzen manigfaltê Schmerzen.

Sie erkennen hieraus, daß Otfried zu fühlen und Gefühle auszudrücken verstand; hätte er dieß nur öfter gethan, sein Gedicht würde dadurch nur gewonnen haben. Allein dazu war er zu sehr durch den Gegenstand seiner Arbeit befangen. Aber es wird Zeit, daß wir uns bei dem frommen Benedictiner beurlauben. Die mitgetheilten Stücke lassen seine Begabung wie seine Art und Weise hinlänglich erkennen und wir haben unsere Aufmerksamkeit heute noch einem andern Gegenstande zuzuwenden.

So nahm denn Leodegar sein Buch wieder zur Hand und begann also:

Das Lied, das Sie jetzt vernehmen werden, ist zwar ein Siegeslied, ein Lied auf den Sieg des austrasischen Frankenkönigs Ludwigs III. über die heidnischen Nordmannen, ersochten in der Schlacht bei Saucourt im Jahre 881, gehört jedoch nichts desto

weniger seiner ganzen Haltung nach in das Gebiet der geistlichen Dichtung. Da König Ludwig am 5. August 882 starb, vom Dichter jedoch als noch lebend gefeiert wird, so ergibt sich hieraus, daß dasselbe wohl noch in dem Jahre des Sieges selbst gedichtet sein wird. Später als der Todestag des Königs darf dessen Entstehung auf keinen Fall angesetzt werden. Der Verfasser ist Hugobald, Mönch im Kloster des heiligen Amandus bei Valenciennes, ein Mann, der zu dem besungenen Könige in näherem Verhältnisse stand und auch als lateinischer Dichter noch bekannt ist.

Die Raubzüge der Nordmänner, unter welchem Namen Dänen, Gauten, Schweden und Norweger begriffen werden, begannen schon sehr frühe, häufiger aber und massenhaft erst seit der berühmten Brävaldsschlacht zu Anfang des achten Jahrhunderts, und noch umfangreicher, seit Harald, der Haarshöne die kleinen Stammhäuptlinge theils verdrängt, theils sich unterworfen und die Einbererschaft in Norwegen im Jahr 862 gegründet hatte. Seit dieser Zeit fühlten sich die freiheitsstolzen und kampfgehaltigen Standinavier in der Heimath nicht mehr heimisch und man kann ihre Wikingszüge, wie sie selbst sie benannten, als die letzten Zuckungen der germanischen Völkerwanderung betrachten. Diese Züge nun hatten eine zwiefache Richtung; sie giengen entweder nach Westen (vestrvegr), zuerst nach England, dann nach Frankreich, Spanien, Italien bis nach Griechenland und Vorderasien; oder nach Osten (austurvegr), nach Finnland, Ouenland und Gardariki, d. h. in das heutige Rußland. Feste Niederlassungen gründeten sie in Rußland (das Reich von Novogorod), in England (nördlich vom Humber), in Frankreich (die Normandie), und in Italien (Neapel und Sicilien); ja von hier aus schickten sie sich bereits an, das oströmische Reich zu erobern und Constantinopel zu ihrer Hauptstadt zu machen. Ihr Verfahren war im Ganzen überall dasselbe. Auf ihren Langschiffen, Drachen geheißen, ließen sie in die Mündungen der Ströme ein und besetzten dieselben, indem sie verschanzte Lager errichteten. Von hier aus drangen sie in das Innere der Länder ein, raubten so viel sie konnten, schleppten die Beute in ihr Lager und zogen auf neuen Raub aus, bis ihre Schiffe gefüllt waren,

worauf sie dann nach der Heimath zurückkehrten, wenn sie durch die Verhältnisse gehindert wurden, bleibende Eise sich im Auslande zu gründen, oder durch sonstige Bande an ihre Heimath sich gefesselt fühlten. Die Führer der Flotten, oft Abkömmlinge edler Geschlechter, legten sich gewöhnlich den stolzen Namen der Seekönige bei, indem sie die weite See als ihr Reich betrachteten.

Einen solchen Raubzug nun unternahmen sie auch im Jahr 881 nach Frankreich, machten große Beute, wurden aber vom austrasischen Könige Ludwig III. auf der Rückkehr überrascht, geschlagen und der Beute wieder entledigt. Den Schreden, den ein solcher Raubzug bei der schlechten Verfassung des Frankenreichs unter Karls des Großen Nachkommen überall erweckte und die grenzenlose Zerrüttung, die in Folge desselben eintrat, lernen wir aus dem Gedichte selbst deutlich erkennen. Ein Sieg über die allgefürchteten Nordmannen war demnach allerdings wichtig genug, um durch ein Lied verherlicht zu werden. Den Standpunkt des Dichters bezeichnet übrigens seine Ansicht von der Begebenheit, nach welcher er das Unheil nicht der schlechten Verwaltung des Reiches zuschreibt, sondern dem Zorne Gottes über die Unfrömmigkeit der Franken. Gott, sagt er, habe die Nordmannen gesandt, um die Franken dadurch an ihre Sünden zu erinnern und zur Buße zu ermahnen. Das Lied nun lautet:

Einen König weiß ich, geheßen ist er Ludwig,
 der Gotte gerne dienet: ich weiß er ihm es lohnet.
 Kind ward er vaterlos: des kam ihm sofort Trost:
 sein nahm sich an der Herr, sein Erzieher ward er.
 Er verlieh ihm Tüchtigkeit, treu Gefind in Freud' und Leid,
 hier den Stuhl in Franken: Genieße des er lange!
 Alles dieß er theilte dann unverweilt mit Karlmann,
 seinem Bruder, all das Gut und was ihm erfreut den Muth.
 Als dieß Werk vollendet war, sandte Gott ihm Prüfung dar,
 ob so jung er Mühsal tragen möcht' und Leides Dual.
 Grimmer Heiden Volk ließ er plötzlich gehen über Meer:
 ließ der Franken Kinder mahnen ihrer Sünden.
 Diese flugs Verlorene wurden, jen' Erlorene,
 Züchtigung erduldeten der es einst verschuldete.

Der zur Stunde war ein Dieb und er nicht des Todes blieb,
 streng zu fasten der begann, ward seitdem ein frommer Mann.
 Dieser übte Lug und Trug, jener schritt im Räuberzug,
 zuchtlos lebt' ein dritter dann: doch jezt büßte Jedermann.
 Der Gebieter war da fern, wirr das Reich bis in den Kern,
 sehr erzürnet war ihm Christ: leider, des entgalt's zur Frist.
 Doch erbarmte dessen Gott, denn er sah die ganze Noth,
 und den König hieß sofort reiten er zum Unheilsort.
 „Auf, mein König, bringe Schutz meinem Volk vor Feindes Trug;
 denn des Nordmanns grimmes Schwert hat das ganze Land verheert.“
 „Herr, sprach Ludwig schnelle, sieh, ich bin zur Stelle,
 und nicht hindre mich der Tod dir zu leisten dein Gebot.“
 Urlaub nahm zu Gott er drauß, schwang des Krieges Banner auf,
 ritt dahin in's Frankenland, wo den Nordmann bald er fand.
 Dankten alle Gott sofort die des Königs harreten dort,
 riefen laut da: „König mein, lange harren wir schon dein!“
 Laut aus frohem Muthe Ludwig sprach der Gute:
 „Tröstet Euch, Gefellen, meine Nothgestallen;¹
 Wist es, her mich sandte Gott, und er selber mir gebot,
 daß ich muthig stritte hier in eurer Mitte
 und mich selbst nicht spaarte, bis ich euch bewahrte.
 Nun will ich, daß mir folgen alles Gottes Holden;
 sehet unsers Lebens Frist schenkt, so lang' er will, uns Christ;
 will er unsre Hinnensfahrt, deren hat er auch Gewalt.
 Wer mit Kraft und Schnelle leistet Gottes Willen,
 kommet er gesund davon, wird von mir ihm reicher Lohn;
 bleibt er im Gesechte, seinem Geschlechte.“
 Nahm den Schild da und den Speer, muthig ritt er vor dem Heer,
 wollt' zu Schanden machen seine Widersachen.²
 Da nicht wahrte, traun, es lang, daß den Nordmann auf er fand;
 lobte Gott wohl dafür laut, da er, was er wünschte, schaut.
 Hei! wie kühn der König ritt, sang ein frommes Lied damit;³
 dann erklang im Chor der Ton: „Kyrie eleison!“
 Der Sang da war gesungen, der Kampf nun ward gerungen;
 das Blut schien durch die Wangen: da die Franken rangen.

¹ Helfer in der Noth. ² Gegner. ³ Während er gegen den Feind ritt.
 Alter Brauch.

Muthig socht da Männiglich, Niemand so wie Ludwig;
 Schnelligkeit und kühner Muth war vererbt dem König gut.
 Diesen da durchschlug sein Schwert, dessen Stich durch jenen fährt;
 seinen Feinden sonder Wank schenkte, traun, er bittern Trant:
 jedem Sohn des Weibes weh ihm hier des Leibes!
 Sei gelobt die Gotteskraft, Ludwig ward sieghaft;
 allen Heiligen sagt' er Dank, sein ward der Siegeskampf.
 Und aber König Ludwig war des Streites selig;
 kampfbereit er immerdar war, wo dessen Noth war.
 Wolle Gott ihm mehren seines Reiches Ehren!

Sie haben recht gethan, hochwürdiger Herr, sagte Irmgard, als Leodegar geendet hatte, daß Sie dieses Lied den geistlichen Dichtungen zugewiesen haben. Ein Laie würde ohne Zweifel den Sieg ganz anders gefeiert haben.

Daran zweifle ich nicht im Geringsten, erwiderte ihr Hespinger. Dennoch hat unser Mönch es versucht, sich, so gut er es vermochte, dem Volksliede zu nähern. So ist z. B. dem Volksliede glücklich abgelauscht das Gespräch des Königs mit Gott, wenn man nicht lieber will, daß Hugbald dem Vorgange des Alten Testaments folgte, und sein Gespräch mit dem ihn erwartenden Heere der Franken. Der Kampf selbst freilich ist arm und dürftig ausgestattet. Aber eine lebensvolle Kampfschilderung zu geben, lag auch wohl gar nicht in seiner Absicht, selbst wenn er, woran ich übrigens zweifle, dieß vermocht hätte. Die Auffassung der ganzen Begebenheit ist eben die beschränkte kirchliche, nach welcher jeder Krieg eine Strafe für die Sünden der Völker ist; und somit mußte der Schwerpunkt des Gedichtes auch anderswohin fallen. Auch die Form desselben ist eine kirchliche, nämlich die der Sequenzen, wie die unter die zweizeiligen Strophen eingemischten dreizeiligen beweisen, eine Form, aus der später die Leiche hervorgingen, worüber bei der höfischen Lyrik ausführlich zu handeln sein wird. In ganz anderem Geiste wußte 57 Jahre später eine ähnliche Begebenheit ein angelsächsischer Dichter, der wohl auch ein Geistlicher war, darzustellen. Dessen Gedicht, das die Sachsenchronik aufgenommen und somit uns erhalten hat, will ich Ihnen jetzt zum Schlusse

unserer heutigen Sitzung vortragen. Seine Vergleichung mit dem Ludwigsliede giebt zu mehr als einer Bemerkung Veranlassung und zeigt den Angelsachsen bei weitem unbefangener und geistig freier als den Franken. Es feiert den Sieg des westsächsischen Königs Hedhelstän über den nordmännischen König Anlaf (Oleifr), der in Verbindung mit dem Schottenkönige Constantin in Northumbrien eingefallen war und bei Brānanburg oder Brunnanburg im Jahr 938 geschlagen ward. Seine Form ist die alte slabreimende, die sich in Engelland weit länger als in Deutschland im Brauche erhielt. Es lautet:

König Hedhelstän, der Edlen Heerfürst,
des Burgvolks Baugvertheiler,¹ und sein Bruder auch
Edmund der Hedheling² ehrreichen Ruhm
mit Schwertes Schneide im schweren Kampfe
bei Brunanburg errangen. Die Brustbeschürmer
zerhieben sie, die Heerkampfschilde mit der Hammer Werke,³
Edwards Abkömmlinge. So war's ihnen angeboren
von den Mägen her, daß sie im Mordkampfe oft
wider der Feinde jeden die Fluren beschützten,
Hort⁴ und Heimath. Die herben fülen,
der Schotten Schützen und der Schiffe Krieger,
gefällt die Fische. Das Feld erwogte
von der Männer Blute, seit zur Morgenzeit
des Herren hohes Zeichen,⁵ die Himmelleuchte,
im Grau der Wolken über die Gründe glitt,
Alles belebend, bis das edle Geschöpf
sich in die Wogen senkte. Mit Wunden lag da,
vom Geere durchbohrt, wie der goldhaarige
neidgrimme Nordmann, nimmer sich erhebend,
ob dem Schilde durchschossen, so der Schotte auch,
müde Nordes Saat. Mächtig verfolgten
mit der Wadern Wehrkraft die Westsachsen

¹ Baug ist Hals- oder Arming. ² So hieß besonders der Thronfolger bei den Angelsachsen. ³ Den Schwertern. ⁴ Den Hort des Volkes, das Beschützung desselben. Davon wissen alle alten Sagen. ⁵ Die Sonne ist der Heerschilde Gottes, den er am Himmel aushängt.

auf der Fäße Spur der Feinde Rotten;
 hieben hinterein auf die Heerfluchtschnellen
 tapfermüthig den Tag hindurch
 mit malmender Nordart. Die Myrte¹ versagten
 hartes Handspiel den Helden keinem
 derer die mit Anlaß über der Eiten Weg²
 an der Langschiffe Bord das Land aussuchten,
 zum Falle bestimmt im Gesechte. Fünfe lagen
 Könige junge auf der Kampfstätte,
 mit Schwertern erschlagen, so wie sieben auch
 der Carle³ Anläse, Unzahl des Herres,
 der Schiffer und der Schotten. Geseucht ward fernhin
 der Nordmannen Fürst, durch Noth getrieben
 an Seeschiffes Bord. Mit schwacher Menge
 (das Boot durchschnitt die Bucht) der Gebieter entwich
 über die lichte Woge, sein Leben rettend.
 Schlachtküchtig auch der Schlaupf eilte
 nordwärts in sein Königreich Constantinus.
 Der haargraue Heerfürst nicht erheben durste
 der Schwerter Gemenge; er ward der Sippen bar,
 der Freunde beraubt auf der Vollkampfstätte,
 geschlagen in der Schlacht. Den Sohn er ließ
 auf dem Wahlsfelde von Wunden durchsurcht
 mit zerrissnen Ringen.⁴ Nicht durste rühmen sich
 der haargreife Herrscher der Heerlampfvoerte,
 der alte ungetreue. Auch Anlaß nicht
 mit den Trümmern des Herres trogen durste,
 daß im Streite sie die stärkern wären,
 auf der Heerlampfstätte der Helmyertrümmung,
 des Waffengemenges, das auf dem Wahlsfeld sie
 übten wider Edwards Abkömmlinge.
 In genagelten Schiffen der Nordmann gieng
 blutbespritzt auf der Brandung Roffen⁵

¹ Die Bewohner von Mercia, dem Harlande. ² Das Meer. ³ Jarie, Grafen. ⁴ Ringharnisch. ⁵ Schiffen. Aus dinnes mere weiß ich, wenn es nicht eine Benennung des Meeres zwischen Engelland und Irland ist, nichts zu machen; ich lese daher dinnes (d. i. dynnes) merum.

über die dunkle Fluth Dublin zu suchen,
 unmuthvoll traun, der Iren Landschaft.
 So die Brüder auch beide zusammen,
 der Herscher und der Kebheling, die Heimath suchten,
 der Wessachsen Land, ihrer Wehrkraft froh;
 ließen hinter sich den Heerfall theilen ¹
 den schmutziggefiederten schwarzen Raben,
 den Hornschnäbler, und den häßigen ²
 Har, den asterweißen, ³ des Kases genießen,
 den grätigen Geerhabicht ⁴ und das graue Thier
 den Wolf des Waldes. Nie ein Wahlfeld trug
 auf diesem Eilande seit alten Zeiten
 der Gefallenen mehr, wie uns vollberühmte
 Altvordere sagen, seit von Osten hier
 die Angeln und Sachsen Einfahrt nahmen,
 über breite Brandung die Britten suchten,
 wader in Waffen die Wältschen bezwangen,
 ruhmstolze Neden das Reich erwarben.

Das ist freilich ein ganz anderes Siegeslied, als der klostertümlich-fromme Gesang Hugberts, sagte, nachdem das Gedicht beendigt war, Wilmar; man hört ihm noch die mannhafte Lust am Kampfe an, und sein Verfasser, wenn er wirklich ein Mönch war, was jedoch keineswegs ausgemacht ist, mag wohl erst in späteren Jahren, nach einem thatenreichen Leben, in das stille Kloster eingetreten sein. Auch hier läßt sich noch deutlich erkennen, wie gewaltig die alte Dichtersprache gewesen sein muß. Aber wir haben uns heute wohl schon länger hier am Tische verweilt, als wir es voraussehen, und so verlasse ich mir, für jetzt weitere Bemerkungen zu machen oder Fragen zu stellen. Somit erhob sich die Gesellschaft und schritt, der Hauptmann voran, hin zum Theetische.

¹ Die im Heere Gefallenen. ² Mit befiederten Beinen. ³ Weißschwänzig.
⁴ Hiezigen, jänischen Kampfhabicht.

Vierter Abend.

Es war Abend geworden, und zwar früher als gewöhnlich. Draußen stürmte und tobte es, als ob die Windsbraut mit dem wilden Jäger ihren Hochzeitsreihen tanzte. Wild schlug dazu der Regen gegen die Fenster und schauerliche Stimmen umheulten die Thürme der alten Burg. Auch der See, der sonst so ruhig und harmlos zu ihren Füßen lag, schleuderte jetzt seine empörten Wogen hoch an dem Burgfelsen empor. Innen aber im hochgewölbten Zimmer herrschte Heimlichkeit und Stille und hell leuchtete das Feuer im Kamine. Die Gesellschaft war versammelt und Leodegar begann:

Was Sie diesen Abend und zwar unter sehr angemessener Begleitung des laut hornenden oder heulenden Sturmwindes vernehmen werden, gehört zwar eigentlich nicht zur geistlichen Dichtung, wenigstens nicht zur christlichen. Auch sind gewöhnlich nur die Eingänge der Stücke erzählend. Dennoch, da die Sache mit der Kirche einst in Verbindung stand und wohl hier und da auch jetzt noch steht, so mögen diese Gedichte, wenn Sie wollen als Anhang, gegeben werden. Es sind Zauberlieder und Segensprüche, ursprünglich heidnisch, später aber von der Kirche aufgenommen und, so gut es gehen wollte, verchristlicht. Sie lassen sich, so weit wir sie bis jetzt kennen, in drei Abtheilungen theilen. Die eine soll heilen, die andere schützen oder retten, die dritte gar Uebles zufügen. Die letzte ist begreiflich am schwächsten vertreten, da sie keineswegs geeignet war, von der Kirche aufgenommen zu werden. Sie trugen sämmtlich im Heidenthume den Namen bei den Sachsen

galdor, in der Mehrzahl galdru, bei den Oberdeutschen galstar; der sie Singende oder Murmelnde hieß galari, galdari, galstarari, die Sangerinn aber galstararä; das Vermögen, durch Lieder zu zaubern, galdoreraft. Alle diese Wörter stammen von dem Zeitworte galan, göl, singen, woher auch die Zauberfängerin der Nacht, die Nachtigal, nahtigala, ihren Namen hat. Neben galan galt auch das abgeleitete galön, galöta, und galstarön, galstaröta, und die Zusammensetzungen bigalan (bigöl), bigalön (bigalöta), bigalstarön (bigalstaröta), letztere sämmtlich in der Bedeutung besingen. Nach dem Glauben aller Heiden waren es die Götter, die alle Krankheiten schickten, deren Entstehungsgrund man nicht kannte, und sonach konnte auch nur bei ihnen die Heilung gesucht werden. Die Vermittler der Heilung waren daher zunächst auch die Priester gudjans, gotan, die Priesterinnen gudjóns, götön, oder die „weisen Frauen“ hagatösi, hagazösi, die vom Hag, vom Wald Umschlossenen, die Waldfrauen. Aber wie diese durch ihre Sprüche heilen und schützen konnten, so verstanden sie es auch nach Umständen, die Uebel herbeizuführen. Als nach der Befehung die heidnischen Götter, weil man deren Nichtdasein nicht glaubhaft machen konnte, in Teufel umgewandelt wurden, wurden auch ihre Diener Teufelsdiener und die hagazösi wurden Hexen, Hegen. Da es nun Aufgabe der Kirche war, den Teufel immer und überall zu bekämpfen, so begreift man, wie christliche Geistliche durch Heilsprüche zu heilen, durch Segensprüche zu schützen, und zwar Menschen, Vieh und Acker, sich bewogen fühlen konnten. In den ältesten Sprüchen erscheinen noch die Namen heidnischer Gottheiten, diese sind also heidnisch; später wurden dafür die Namen Christi, der Maria und verschiedener Heiligen eingeführt. Aber auch die heidnischen Sprüche sind von christlichen Geistlichen trotz ihrer Scheu vor dem Heidnischen ausgezeichnet worden, so daß es fast scheint, als hätten sie manchmal den Teufel durch den Teufel vertreiben wollen. Ursprünglich waren alle Sprüche metrisch abgefaßt und in ihnen hat sich, da sie formelhaft wurden, auch der Stabreim am längsten erhalten, selbst da noch, als die metrische Form zerrüttet oder gar vernichtet ward.

Später tritt auch hier der Reim ein, und zwar Innenreim und Endreim.

Aber, hochwürdiger Herr, rief plötzlich Künigold, als Leodegar Athem schöpfte, sagen Sie mir doch geschwind, ob solche Sprüche wirklich auch leisten, was man sich von ihnen verspricht?

Berta stieß Irmgard heimlich an und ließ um ihren Mund ein leises Lächeln erscheinen, das ihr gar nicht übel stund und das von ihrer Freundin still erwidert ward; Leodegar aber antwortete:

Es ist kein Zweifel, daß man ehemals an die Kraft derselben glaubte und daß das gemeine Volk wohl auch heute noch daran glaubt. Wohl möglich, daß, wenn auch nicht die Sprüche halfen, so doch der Glaube geholfen habe. Sie wissen ja, daß es in der heiligen Schrift heißt, „der Glaube winne Berge versetzen“ und „dein Glaube hat dir geholfen.“

Also, sagte das Hoffräulein, darf man nur fest glauben, daß der Spruch helfe und er hilft. Ob es nun der Spruch oder der Glaube thue, das kann gleichviel gelten. Es genügt, wenn nur die gewünschte Wirkung eintritt. — Aber ich weiß nicht, woher es kommt, das Licht hier am Tische macht mir Augenschmerz; ich will mich doch in jene Ecke dort begeben, wo, wie ich hoffe, das Licht mir weniger belästigend sein werde.

Während Berta Göthes Worte: „Und mit Geistes Stärke thu ich Wunder auch,“ mit halbleiser Stimme vor sich hinsang, erhob sich Künigold, begab sich in die Zimmerrede rechts vom Kamine, ließ sich dort auf einen Stuhl nieder, nahm heimlich ein zierliches Merkbuch aus ihrer Arbeitstasche, zog den Bleistift heraus und machte sich zum Schreiben fertig. Was sie aber schrieb, ob Sprüche oder nur Bemerkungen darüber, das erfuhr an diesem Abende Niemand.

Unser Gegenstand, fuhr inzwischen Leodegar fort, böte Anlaß und Gelegenheit, die Nachseite des menschlichen Wesens zu berühren, über Glauben und Aberglauben, Wunderkuren, Geisterberufen und Geisterbannen zu reden; aber wir haben es hier nur mit den Sprüchen in schönwissenschaftlicher und literarischer Beziehung zu thun, denke ich, indem wir sie als Gedichte einer besonderen

Gattung betrachten und nur als Gedichte. In dieser Hinsicht ist es aber wohl am zweckmäßigsten, dieselben nicht nach der früher genannten Einteilung zu betrachten, sondern ihrem mutmaßlichen Alter nach. Es ist freilich möglich, daß der am spätesten ausgezeichnete Spruch seinem wesentlichen Inhalte nach eben so alt ist, als der am frühesten niedergeschriebene; allein wir haben es jetzt vor Allem mit der Form zu thun und so beginne ich mit denen, die im neunten, zehnten Jahrhunderte bereits mögen ausgezeichnet worden sein. Ihr Eingang ist, wie ich bereits bemerkte, meist erzählend und es könnte wohl sein, daß diese erzählenden Verse zum Theil aus nicht mehr vorhandenen Gedichten entlehnt wurden. Daß ich hiebei auch auf die Angelsachsen, die an solchen alten Sprüchen vielleicht am reichsten sind, Rücksicht nehme, das wird bei Ihnen, denke ich, keiner Entschuldigung bedürfen. Gleich der erste Spruch gehört diesem Volke an. Hören Sie ihn; er soll gegen das oft plötzliche Eintreten des Stochens im Haupte helfen. Nimm, so beginnt die prosaische Vorschrift, Feberfuge (Bitterklee oder Fieberwurz, deutschen Ingwer), die rothe Kessel, die durch das Haus einwächst, und Wegbreite; walle es in Butter. Bei der Anwendung aber sprich:

Laut waren sie, o laut, da sie über'n See ¹ ritten,
waren einmüthig, da sie über's Ariland ritten,
die schafttragenden Weiber: schirm du dich nun da:
vor diesem Reizjorn du genesen mühest!

Es stunden unter Linde, ² unter lichtem Schilde
dort die mächtigen Weiber; ihre Macht ³ sie bereiteten
und sie gellende Geere sandten.
Ich ihnen andern auch will senden
fliegenden Flein ⁴ vorn entgegen.

Aus! kleiner Speer, wenn er inne sei!

Saß ein Schmied, schlug Sachs ⁵ so kleines:
Eisens Wunde verwerbe ⁶ schwinde.

Aus! kleiner Speer, wenn er inne sei!

¹ Hügel, zumal Grabhügel. ² Schilde. ³ Sie schickten sich an, ihre Zaubermacht zu üben. ⁴ Pfeil, Wurfspeer. ⁵ Messer. ⁶ Höre auf zu sein.

Sechs Schmiede saßen, schmiedeten Geere,
 wärkten Bahlfeldspere mit Wunderkünsten:
 Aus! Speer, nicht inn, Speer,
 wenn hier inne sei Eisens Theil;
 Hagtyssen Werk, es soll haften nicht.

Wärest du in's Fell geschossen, wärest du in's Fleisch geschossen,
 wärest du in's Blut geschossen, wärest du in's Gebein geschossen,
 wärest du in's Lieb¹ geschossen: nimmer sei dein Leib zerrissen!
 Ob es wäre Asengeshoß, ob es wäre Aelbegehoß,²

ob es wäre Hagtyssengeshoß: nun will ich helfen des.
 Dieß dir zur Buße des Asengeshoßes; dieß dir zur Buße des Aelbegehoßes,
 dieß dir zur Buße³ des Hagtyssengeshoßes: ich will dir helfen des.
 In den Forst hin fahren die die Kleine sandten!⁴
 heil im Haupte sei du! Gott nun helfe des.

Nimm das Sachs und wirf es in das Wasser.

Dieser Heilspruch, sagte der alte Graf, als Leodegar geendet hatte, bedarf für mich wenigstens noch einiger Erklärungen. Zunächst scheint er mir christlich; denn Gott wird zur Hülfe gerufen gegen Asen, Aelbe und Hagtyssen, die also bereits als Teufel gedacht sind; oder meinen Sie nicht?

Allerdings hat der Schreiber wohl an den christlichen Gott gedacht, antwortete Leodegar; dennoch könnte unter dem helfenden Gotte auch ein heidnischer, etwa Wödan, ursprünglich gemeint sein; denn gerade diesen Gott werden wir später in einem Spruche als Helfer und Heiler genannt finden, obgleich ebenfalls auch ein Gott der Urheber des Schadens war. Doch, wie gesagt, ich will Ihrer Ansicht hierüber nicht entgegentreten und erwarte Ihre weiteren Fragen.

Ohne Zweifel sind die reitenden, schafttragenden und Speere werfenden Weiber des Einganges und die später genannten Hagtyssen oder Hegen die gleichen Frauen, sagte der Graf. Nun kenne ich zwar wohl die Hegen als Reiterinnen, aber nicht als Speerträgerinnen, Weerschleuderinnen. Was wissen Sie uns hierüber mitzutheilen?

¹ Lieb. ² Asengeshoß, Geshoß der Götter; Aelbegehoß, Geshoß der Elfen. ³ Besserung, Heilung. ⁴ Die Hagtyssen.

Das Verhältniß dieser Weiber ist auch mir nicht völlig klar, antwortete Leodegar; aber vielleicht vermag Freund Haspinger uns hierüber Aufschluß zu geben.

Nach meiner Ansicht, antwortete dieser, haben wir es hier mit den Wunschnädchen Wodans, den Valkyrien, zu thun, die bekanntlich wie auf der einen Seite eine höchst anmuthige, so auf der anderen eine sehr grauenhafte Erscheinung bilden. Da sie sich nun auch hier in ihrem böartigen Wesen offenbaren, so mögen sie als Hagtyffen, Waldweiber, bezeichnet sein, kurz als Hexen. Uebrigens gibt Ettmüllers Abhandlung: „Ueber die weisen Frauen der Germanen, Zürich 1858,“ über diese mythologischen Wesen den genügenden Aufschluß.

Aber was ist es mit dem Speer, den der Heilkünstler den Hagtyffen entgegenstehend will, wie er drohet, fragte Irmgart, und was haben die Waffenschmiede hier zu bedeuten?

Es ist bekannt, antwortete Haspinger, daß die Heiden glaubten, feindliche Gewalten auch mit irdischen Waffen bekämpfen zu können. So wurden bei Verfinsterungen der Sonne oder des Mondes Pfeile abgeschossen, um die Wölfe, die da Sonne und Mond zu verschlingen drohen, zu verzagen. Nicht anders soll auch hier der abgeandte Pfeil oder Beer die Hagtyffen vertreiben. Wahrscheinlich ward er nach Norden hin geschossen, „denn vom Norden her kommt das Böse,“ wie das altfriesische Gesetz ausdrücklich sagt. Was die Schmiede betrifft, so sind die gemeint, welche dem Besprecher die Waffen gegen die Hagtyffen liefern. Für jetzt bedient er sich nur des kleinen Sackes oder Messers, das, wie wir in der Schlußprosa erfahren, in das Wasser geworfen wird. Wie er sich dessen aber zur Heilung neben den Kräutern und der Butter bedient habe, das leider erfahren wir nicht; und doch dürfte gerade hierin das Hauptverfahren bei der ganzen Heilung liegen. Die sechs andern Schmiede sollen ohne Zweifel den Hagtyffen andeuten, daß, wenn sie dem kleinen Messer nicht weichen wollten, der Besprecher auch noch stärkere Waffen gegen sie in Bereitschaft habe. Sechs Schmiede werden vielleicht erwähnt, weil der Besprecher annahm, daß sich sechs Hagtyffen hier zur Schädigung vereinigten. Die

Waldryen erscheinen meist zu drei, sechs, neun, zwölf, vierundzwanzig. — Aber nicht nur mit den Hagtyffen will es der Besprecher aufnehmen; auch höheren Gewalten glaubt er sich gewachsen; deshalb werden die Aelbe und sogar die Asen, die Götter, genannt. Die Aelbe scheiden sich bekanntlich in die durch ihre Schönheit berühmten Lichtälbe, deren Wohnort Alfheim heisst, und in die Dunkelälbe, die sich manigfach mit den Zwergen berühren und wie diese in den Steinklüften der Erde hausen. Beide stehn in der Mitte zwischen Asen und Menschen und erweisen sich gegen die lezten bald freundlich, bald feindlich. Der kleine Speer endlich, der hinaus soll, ist der Veranlasser der Stichschmerzen im Haupte des Kranken, den ihm entweder die Hagtyffen oder die Aelbe oder gar die Asen zugesandt haben.

Hiemit glaube ich den Galderspruch Ihnen so verständlich gemacht zu haben, als er es mir selbst ist, und wenn Niemand etwas hinzuzufügen hat, so kann sich Pater Leodegar einem zweiten Spruche zuwenden.

Ich lasse, sagte Leodegar, die beiden Merseburger Sprüche folgen, weil der erste uns die gleichen Frauen wieder vorführt. Sie sind im zehnten Jahrhunderte niedergeschrieben worden, doch reicht der erste schon seinen Sprachformen nach weit über dieses Jahrhundert hinaus. Er zumal hat nun eine sehr verschiedene Erklärung sich gefallen lassen müssen; die eine wird durch Grimm, die andere durch Wadernagel vertreten. Zwischen diesen wird man zu wählen haben; ich stimme, was mich betrifft, zu Grimms Erklärung, wenn auch in Einzelnem von ihm abweichend. Doch Sie sollen beide Erklärungen hören, dann mögen Sie selbst wählen. Der Spruch, der dazu dienen soll, einen Krieger aus der Gefangenschaft zu befreien oder ihn davor zu bewahren, lautet:

Einstmals sahen Iðisi auf der Erde Scheibe;

diese Haft befesteten, die das Heer lähigten (hemmten),

jene klaubten nach Kopfbinden (Blumentränzen):

Entspring den Haftbänden, entsfahr den Feinden!

Grimm versteht nun unter dem Haft der zweiten Zeile die gesammten Götter, die bekanntlich im Altnordischen durch höpt,

bönd und haptbönd bezeichnet werden. In der Merseburger Handschrift findet sich nun die alte, entsprechende Wortform hapt und nicht die gewöhnliche gänge und gäbe hast: freilich deut sie auch heptidun statt hesitun, so daß man auf pt für st kein zu großes Gewicht legen darf. Unter dem Heere (heri) verstand nun Grimm die Einherjar, d. h. die Helden Walkhallas. Seiner Ansicht nach sigen die Walkvrien von ihren Hossen ab, um die im Uebungskampfe befindlichen Götter und Helden zu scheiden, während Wadernagel nicht Götter (hapt) und Einherjar (heri) anerkennen, sondern nur Haste, Banden, Fesseln und ein gewöhnliches Kriegsheer hier finden will. Das dritte streitige Wort ist nun das von mir durch „Kopfbinden“ übersetzte kunioviddi, welches Wadernagel durch Aniebande, Anieffeln deutet gegen Grimm, der Kränze darunter versteht. Sider ist nun, daß das entsprechende angelsächsische Wort cynevidde, restis, redimiculum, also Kopfband, Haartbinde bezeichnet, und das deutsche kunaviddi, catena, ebenso gut auch den Brustschmuck, torques, und die Stirnbinde bezeichnen kann, als eine gewöhnliche Kette. Dazu kommt noch, daß die Menge angelsächsischer mit cyne zusammengefügter Wörter alle auf edle Geburt und hohen Stand hinweisen, kein einziges aber auf Anie. Auch scheint es mir, daß das eläbön, klaben, wohl vom Pflücken der Blumen, aber nicht wohl vom Abbrechen der Holzwiden zum Fesseln gebraucht werden kann. Also bei den Blumenkränzen wird es sein Verwenden haben, auch wenn man keine Götter und keine Einherien annimmt. Nun kann ich mich zur ersten Zeile wenden, in deren Deutung ich von Grimm und Wadernagel abweiche. Die Worte der Urschrift lauten: Eiris sázun idisi, sázun hera duoder. Der mangelnde Stabreim zeigt schon, daß man erä statt hera (hierher) lesen müsse, und damit fällt auch die obenhin durch nichts zu begründende Deutung des duoder durch „dahin, dorthin“ weg. Nun findet sich aber im Angelsächsischen ein das hochdeutsche duoder völlig deckendes thöðher, sphæra: ja selbst Graf hat ein thöthareid (I, 132) jusjurandum, verzeichnet, welches Wort dem altnordischen hringeidr, dem auf den heiligen Ring geschworenen Eid, in der Bedeutung entspricht. Und somit

wird erst duoder als „der Erde Kreis, der Erde Scheibe“ gerechtfertigt sein. Idis, in der Mehrzahl idisl, bezeichnet Frau vornehmer Abkunft, ist also zur Bezeichnung der göttlichen Walkyrien passend gewählt. Zum Schlusse bemerke ich nur noch, daß die letzte Zeile keinen Stabreim, sondern Endreim hat (haptbundun: vlgandun), kurz ein ostfriedischer Vers ist. Weiset das nicht darauf hin, daß die drei ersten Zeilen entlehnt sind?

In der That, sagte Baron Wilmar, das leuchtet mir ein; denn nehme ich an, alle vier Verse seien vom gleichen Verfasser, so begreife ich nicht, warum nicht alle entweder den Stabreim oder den Endreim haben. Das erklärt sich aber, wenn der Verfasser der Heimzeile die drei alliterirenden irgendwoher entlehnte. Und somit lassen sich auch wohl beide Deutungen vereinigen; man kann die Grimms als die esoterische, die dem alten Gedicht zukommende, die Wadernagels als die exoterische, die dem Spruche als Befreiungsspruche vom Verfasser der letzten Zeile gegebene bezeichnen. Ich denke mir den ursprünglichen Sinn der drei ersten Verse etwa so: Einst saßen Walkyrien, sie saßen auf die Erdscheibe ab von ihren Rossen, um die im Kampfe begriffenen Götter und Einherier zu trennen. Tiefe hielten die Götter zurück, jene hemmten die Helden, noch andere pflückten inzwischen Kränze. Ungelenk dagegen nimmt sich die exoterische Erklärung aus: Einst saßen Frauen auf die Scheibe der Erde. Die einen hesteten Haste (Vanden), die andern hielten das Heer zurück, die dritten pflückten Ketten. Sieht man nicht, daß die ersten und die dritten da genau das Gleiche thun? und doch soll jede der drei Gruppen ihr besonderes Geschäft haben, weil sonst die Theilung in drei Gruppen widersinnig ist.

Alle stimmten der von Wilmar deutlicher dargelegten Deutung Leodegars bei und dieser fuhr fort: Der zweite Merseburger Spruch soll gegen die Fußverrenkung eines Pferdes helfen; er lautet:

Höl und Wödan fuhren zu Holze:

da ward dem Fohlen Balvers sein Fuß verrenket.

Da besang ihn Einthgund, Sunna ihre Schwester,

da besang ihn Frija, Folla ihre Schwester,

da besang ihn Wödan, wie er wohl es konnte,

wie die Beinverrenkung so die Mutverrenkung,
 so die Sitzverrenkung (die Lähmung er heilte):
 Wein zu Beine, Blut zu Blute,
 Eid zu Eidern, als ob sie gekimet seien!

Bei diesem Spruche handelt es sich nur um die Deutung der Namen, d. h. der genannten Götter, und da hat Grimms Ansicht Aller Anerkennung erlangt; ich kann sie diesmal nicht theilen. Er nimmt nämlich an, Föl (die Handschrift hat Phol, aber schon der Stabreim *suorun*: Föl zeigt, daß Fol, nicht Phol, geschrieben werden muß oder daß hier *ph* = *f* und nicht = *pf* ist) und Valter bezeichnen einen und denselben Gott, und das scheint mir unstatthaft. Denn wer hat denn den Fuß des Hosses verrenkt, wenn Föl und Valder derselbe sind? Es sieht ja nicht: das Hoss Valders hat sich den Fuß verrenkt, sondern: dem Hoss Valders war Fuß verrenkt. Der Verrenker muß also gegenwärtig sein und so kann nur Föl sein. Also drei Götter (wie ja immer drei zusammen, nur Thonar geht oder fährt allein), Wodan, Valder und Föl reiten in den Wald, ohne Zweifel um das Erwachen der Natur aus dem Winterschlaf zu befördern. Aber das ist einem der drei Götter zuwider und der kann nur Föl sein. Er hat also hier die gleiche Rolle, die sonst Loki hat, obwohl Loki und Föl kaum zusammen fallen, vielmehr verschieden sind. Jeder der Götter ist also einmal genannt, und damit Valder nicht zweimal genannt werde, sagte man nicht Föl, Valder, Wodan fuhren zu Holze, da ward dem Fehlen Valders sein Fuß verrenket; ganz nach der beliebten Kürze des Alterthums. Ich erinnere nur an *vit Scilling*, wir beide Schilling, uns Adame uns Beiden dem Adam statt wir Beide, ich und Schilling, uns Beiden mir und dem Adam. Auch die lateinische christliche Umgestaltung eines sehr ähnlichen Spruches spricht für die Dreizahl. Sie lautet: Petrus, Michael und Stephanus ritten über Feld. Da sagte Michael: „Dem Hoss Stephanus ist es angethan.“ Gott segne es, Christus segne es, und es freße Gras und trinke Wasser. Daß freilich hier nicht Petrus der Schädiger sein kann, versteht sich von selbst. Die drei Heiligen hier werden die Götter Wodan (Petrus), Thonar (Michael), Fró (Stephanus)

vertreten, wie auch anderwärts. Valder als ein Sonnengott und Wödan als Gott der Stürme zur Tag- und Nachtgleiche haben auf das Herankommen des Frühlings Einfluß; Föl, der dies Herankommen hindern will und deshalb das Roß des Sonnengottes lähmt, muß eine Wintergottheit, Frostgottheit sein. Zur Erklärung weiß ich nichts anzuführen, als daß es im Angelsächsischen ein Favl gibt, welches mit „unreiner Geist, immundus spiritus,“ übersetzt wird. Föl verhält sich zu Favl aber wie Söl, die Sonne, zu Sanil, Savil, oder wie das deutsche böt zu gotthischem band, oder göz zu gant. Aber genug über die Buchstaben, gehn wir zur Sache zurück. Da das Roß des Sonnengottes gelähmt ist, kann der Frühling nicht erscheinen und die Weltordnung ist gestört. Daher die Sorge für die Wiederherstellung dieses Rosses. Von den Göttinnen, die, obwohl vergebens, ihr Galderlied singen, kannten wir bisher nur Sunna, Fríja und Folla, nicht aber Einthgund, die ihrem Namen nach eine Kriegsgöttin, eine Walkyrie, sein könnte. Aber da sie Schwester der Sonne heißt, was man nur hier erfährt, so würde sie besser zu einer Mondgöttin sich eignen. Der Name drückt „wandernde Kriegerin“ aus, läßt sich also auch auf den Mond beziehen. Auch davon weiß man sonst nichts, daß Fríja, die Gemahlin Wödans, und Folla Schwestern seien; als Dienerin der Fríja ist die Folla sonst bekannt. Da die Bemühungen der Frauen wirkungslos bleiben, so tritt Wödan selbst ein und ihm, dem mächtigsten Gotte, dem Erfinder des Zaubers, gelingt es denn auch, das Roß zu heilen. Die beiden letzten Verse enthalten die für ähnliche Fälle geltende Formel. Zu Bein ist etwa ein „füge sich“ hinzuzudenken. Diese beiden Verserburger Sprüche nun tragen durchaus nichts Christliches an sich, sie sind im Gegentheil völlig heidnisch und der zweite ist ganz besonders durch die Anzahl seiner Götternamen ausgezeichnet. Darin stehn eben diese beiden einzig da; denn alle anderen bis jetzt bekannt gewordenen deutschen Sprüche bieten nur Heidnisches neben Christlichem dar, wenn das erste nicht gänzlich getilgt ist.

Das ist allerdings merkwürdig, sagte Haspinger, und um so mehr, als es so leicht war und auch wohl oft geschah, die Namen

christlicher Heiliger an die Stelle der Götternamen zu setzen. Und doch durften die Götter, die ja hier Helfer sind, nicht als Teufel bezeichnet werden, wie z. B. in der altjüdischen Abwehrungsformel: „Ich entsage dem Teufel und allen Teufeleien und allen Teufelwerken und Worten, dem Ihmar und Bödan und dem Sachanot und allen den Unholden, die ihre Genossen sind.“ Wäre man überall so unbefangen gewesen, wie der Merseburger Schreiber es war, wir wüßten mehr von unserer alten Götterlehre.

Selbe Mischung von Heidnischem und Christlichem wird uns der nächste Segensspruch recht deutlich zeigen, nahm Leodegar wieder das Wort. Er gehört wieder den Angelsachsen an und soll einen Krieger auf seinen Heerfahrten vor allem Unheil schützen.

„Ei! beßer Herr Hauptmann, rief da raich Berta, da müßen Sie ja recht genau aufachten; denn wer weiß, ob Sie nicht einmal solchen Spruch mit Nutzen brauchen könnten.“

Ich denke, erwiderte Künrich, indem er sein kleines Schmismesser für eine Weile ruhen ließ, heutzutage haben alle diese Sprüche ihre Kraft wohl eingebüßt. Ich wenigstens habe nie gehört, daß unsere Krieger etwas anderes zu ihrem Schutze bedürfen als ihre Tapferkeit.

Und das unerschütterliche Bewußtsein, rief das Hofsfräulein aus ihrem Winkel hervor, daß sie mit ihrer wanklosen Hingebung an die Fürsten für die gerechte Sache kämpfen.

Ich zweifele, Herr Hauptmann, daß alle ihre Standesgenossen Ihre Ansicht theilen, sagte Wilmar; denn man weiß ja, daß die Müssen, als sie durch Deutschland zogen, kleine geweihte Messingtäfelchen trugen, und daß im schweizerischen Sonderbundskriege nicht nur die Fahnen der Sonderbündischen von Jesuiten und Kapuzinern geweiht wurden, sondern auch einzelne Streiter allerhand Amulette bei sich führten; ja ganze Abtheilungen ließen sich segnen, auf daß sie von den feindlichen Augen beschützt blieben.

Der Hauptmann von Stoffeln wollte antworten, fand jedoch nicht sogleich das, was schädlich zu sagen wäre, und das Hofsfräulein hob schon ihr Haupt, um ihrem Freunde beizuspringen; allein der alte Graf, der dieses Gespräch beenden wollte, entschied, daß

das von Baron Wilmar Gesagte wohl nur auf die Menge und nicht auf die Offiziere Bezug habe, und ersuchte den Vater Leodegar fortzufahren. Dieser begann also:

Ich mich in diesen Gurt beschließe und in Gottes Huld befehle
wider den schreckenden Stich, wider den schreckenden Schlag,
wider den grimmigen Graus, wider den gramen Schred,
wider den großen Angstsched, der allen leid ist,¹
und wider all das Leid, das ein zu Lande fahre.

Sieggalder ich singe, Sieggurt ich trage,
Wortfieg und Werkfieg, der zur Gewähr² mir taugt.
Nicht das Meer mich schädige, noch Woge mir schade,
noch mir für mein Herz³ jemals Furcht entstehe,
sondern heil mich halte der allmächtige, der Himmel Walter,
Vater und Sohn und der Fromengeist,⁴
aller Wunder würdiger Herrscher.

Wie ich hörte den Himmelschöpfer
Abraham und Isaak um Ehren⁵ bitten,
Jacob und Moises, Joseph und David,
Eben und Annen und Elisabeth,
Sachariä Weib und solche Menschen:
so auch Marien, die Mutter Christi,
[und die Gebrüder Petrus und Paulus]⁶
und auch tausend treuer Engel
rufe ich mir zur Ehre wider alle Feinde.
Sie mich führen und Frieden und meine Fahrt beschirmen,
alle mich halten, meiner waltten,
des Weges Verather. Es sei mir Ruhmes Hoffnung,
übers Haupt die Hand der Heiligen Dach,
Matthäus Helm, Marcus Brünne,
ein liches Leibesdach, Lucas mein Schwert
scharf und schneidig, Schild Johannes,
der lichtstrahlende Landwegseraph.

Fort ich fahre, Freund' ich treffe,
aller Engel Schuß, des Ewigen Hülfe.

¹ Graus, Schred; Angstsched, d. i. der Tod. ² Bürgschaft, Sicherung.
³ Leben. ⁴ Heilige Geist. ⁵ Ehrengabe, Hülfe, Schuß. ⁶ Wohl Zuflucht, da
der Stabreim fehlt.

Bitte ich nun den Sieggott¹ um seine Gnade,
daß er mir gebe treue Hahrt, frische und sanfte
Winde an den Wegnustern, Wetterelle,
wallend Gewässer,² erwünscht dem Helden.
Bei allen Fahrten Freund' ich treffe,
seht mich des Himmelskönigs Hülfe mühe
schirmen wider Leide. Sei mir des Lebens Gut,
in der Engel Anhauch der Athem gefeigt,
und in heiler Hand Himmelsreiches Günst,
so lang ich in diesem Leibe leben müge.

Dieser Spruch, begann Irmgard, als Leodegar geendigt hatte, unterscheidet sich sehr merkbar in seiner ganzen Haltung von den bisher vernommenen. Er hat ganz die Fassung eines Gebetes und ist schon in seiner Art. Aber Heidnisches kann ich darin eben nicht viel entdecken.

Ei, sagte Haspinger, wollen Sie den Sieggurt, den der Betende sich umgürtet, als christlich ansehen? Im Christenthum wüßte ich wenigstens ihn nicht nachzuweisen, obgleich man selbst im spätern Mittelalter noch Gürtel mit sehr verschiedenen Kräften kennt und erwähnt. Der Gürtel der Brünhild, der ihr ihre Stärke verleiht, ist Ihnen aus den Nibelungen bekannt, und er hat sein Seitenstück an dem Gürtel des Thór, den megingiard, den der Gott umlegt, wenn er die Riesen zu bekämpfen geht. Im Laurin giebt der alte Hildebrand dem Dietrich von Bern einen Gürtel und setzt ihn dadurch in den Stand die ihm früher unsichtbaren Zwerge zu sehen. Und soll ich Sie noch an den Gürtel der Aphrodite erinnern? Der Sieggurt also ist heidnisch. Ein anderer Segen erwähnt der Siegringe (Heute will ich mich gürteln mit den heiligen fünf Worten, mit den heiligen Siegeringen, mit allen guten Dingen), und des Siegsteines wird ebenfalls in Gedichten Erwähnung gethan. Auch das diesem Sieggurt unmittelbar vorangehende Wort Sieggalder (siegewardor) trägt leicht kennbares heidnisches Gepräge. Nicht

¹ Der Sieg verleihe Gott ist Wödan. ² Schiffbares, nicht durch Eisenbände gefesselt Gewässer.

minder ist der weiter unten folgende Vers. „Nun bitte ich den Sieggott um seine Gnade“ heidnischer als er aussieht. Das zur Bezeichnung Gottes gewählte Wort Sigora nämlich ist ein Beinamen Wödan's, und aus ihm ist das altnordische sira, Herr (mit Beibehaltung des alten a im Nominativ) und das französische Sire, das englische Sir hervorgegangen. Die Gegenstände endlich, um die er den Gott bittet, „frische und sanfte Winde, helles Wetter, schiffbares Gewässer,“ gehören gerade in Wödan's Bereich. Sie sehen also, daß es schon Heidnisches im Spruche giebt.

Aber auch des Nothlich-Christlichen bietet der Spruch genug, nahm Leobegar jetzt das Wort. Wenn die Engel die Berater des Weges heißen; die Hand der Heiligen ein Dach über das Haupt, die vier Evangelisten Matthäus, Marcus, Lucas, Johannes: Helm, Brünne, Schwert und Schild genannt werden; wenn Johannes als der Seraph der Wege bezeichnet wird, so gehört dieß alles in das Gebiet der christlichen Noth. Die eine Reise Antretenden tranken bekanntlich bis in das fünfzehnte Jahrhundert St. Johannis oder St. Gertruden Minne, um sich des Schutzes dieser Heiligen, die sicheren Weg und gute Herberge gewährten, zu versichern. Das Minnetrinken oder Trinken zum Gedächtniß Eines ist nun zwar wieder ursprünglich heidnischer Brauch, und es ward dabei der Name des Gottes genannt, dessen Schutz man begehrte; später aber galt Johannes als der Beschützer der Wege, Gertrud als Gewährerin guter Herberge, und so wurden die Namen dieser genannt. Es bietet also, wie ich schon früher bemerkte, dieser Spruch Heidnisches und Christliches in bunter Mischung. Nicht anders ist es in einem spätern oberdeutschen Reiselegen etwa aus dem elften oder zwölften Jahrhundert, dessen erste Hälfte aus stabreimenden Versen, die zweite aus Prosa besteht. Er lautet:

Ich dir nach sehe, ich dir nach sende
mit meinen fünf Fingern fünf und fünfzig Engel.
Gott dich gefunden heim mir sende!
Lffen sei dir das Siegethor, so sei dir das Söldethor!
Beschlotten sei dir das Wagethor, so sei dir das Waffenthor!

Des guten St. Uolrichs Segen vor dir und hinter dir sei gethan, wo du wohnest und wo du seist, daß da also guter Friede sei, als da war, da meine Frau, St. Maria, des heiligen Christes genas.

Hiebei giebt es nicht viel, aber doch einiges zu besprechen. Es werden vier Thore genannt, das Thor des Sieges, der Sälde oder des Heiles, des Wages oder der Wogen, und das Waffenthor. Zwei sollen für den Reisenden offen, zwei geschlossen sein, d. h. er solle Zieg und Heil haben, vor Wässers oder der Wassen Gefährdung frei bleiben. Da fallen mir denn die beiden Thore ein, durch die Zeus bei Homeros die Wahres verkündenden und die trügenden Träume den Menschen herabsendet. So schickt Wödan durch das eine Thor den Zieg, durch das andere die Sälde, Heil und Glück auf die Erde herab. Aber aus den beiden andern Thoren tritt der Schreck der Wogen und der Wassen hervor, wobei ich nur noch daran erinnere, daß der Flußname Eider altdeutsch Egidora, Schreckensthüre, altnordisch Oegisdor, Thor des Meerergottes Oegir, lautet, im Angelsächsischen aber Efelodor, Thor des Meerungeheuers heißt. Endlich lernen wir in St. Uolrich den dritten Reiseheiligen kennen.

Der nun folgende altsächsische Spruch soll gegen die Würmer helfen:

Fahr aus, Nesso, mit neun Nessinlinen!
aus von dem Marke an das Wein,
von dem Weine an das Fleisch,
aus von dem Fleische an die Haut,
aus von der Haut an diese Strahle (Pfeil):
Herr, es werde so.

Der hier beschworene Nesso ist der Erzeuger der Krankheit; seine Brut, die Nessinkelein, helfen ihm dabei, deshalb werden auch sie befangen; denn wenn nicht alle ausfahren, wird der Kranke nicht heil. Den Nesso dachte man sich wohl in der Gestalt eines großen Wurmes. Auch bei dieser Heilung wird eine Waffe gebraucht.

Aber bis jetzt, unterbrach ihn Verta, haben Sie nur Heilsprüche mitgetheilt. Wenn es gegen alle Krankheiten solche gäbe,

und sie wirklich hülfsen, so wäre dieß Heilverfahren in der That bequemer als Tränke Pulver und Pillen zu schlucken. Doch ich wäre begierig auch einen Spruch zu hören, wodurch Einem etwas angethan werden kann. Auch solche gehören vor unseren Richterstuhl, wenn wir über die Sache ein gerechtes Urtheil finden sollen.

So, So! rief da Irmgard; Seht mir doch das Mädchen an! Ich hätte wahrlich nicht geglaubt, daß solche Bosheit in dir stecke; denn was du da von Richterstuhl und Urtheil finden sagtest, ist doch nur Beschönigungsvorwand.

Gewiß, sagte da mit Würde und Salbung das Hofsfräulein, der Böse ist mächtig und schlau, und man sehe nur zu, daß man nicht in seine Fallstricke gerathe.

Ich danke für die freundliche Warnung, entgegnete ihr Berta; aber mein Gedächtniß ist, wie Sie ja wissen und es selbst schon oft genug sagten, schwach, und somit dürfte ich nicht im Stande sein einen solchen Spruch im Gedächtnisse treu zu bewahren; ein Notizenbuch aber habe ich nicht zur Hand.

Und ich muß mir Ihre giftige Anspielung verbitten, sagte Rüngold, indem sie ihrer Gegnerin einen grimmigen Blick zusandte. Wenn ich das eine oder das andere mir aufzeichne, so geschieht dieß nur, um meiner gnädigsten Prinzess darüber gelegentlich Mittheilungen machen zu können. Sie nimmt an allem Geistigen regen Antheil, und es wird ihr gewiß höchst angenehm sein zu erfahren, daß wir uns hier diesen Herbst hindurch mit so tiefinnigen Dingen beschäftigt haben.

So will ich denn, sagte Leodegar mit einem eigenthümlichen Lächeln einige derartige Sprüche mittheilen, obgleich ich das eigentlich nicht im Sinne hatte. Aber Berta's Neugierde darf nicht unbefriedigt bleiben, und das gnädige Fräulein würde es mir nachtragen, wenn ihr Bericht durch meine Schuld unvollständig bliebe. So hören Sie denn:

Wohlauf Alb und Melbin,
Zwerg und Zwergin,
obenan und untenan,
du sollt zu dem und dem gan.

Du solt sein Bein nucken,
du solt sein Fleisch schmecken,
du solt sein Blut trinken
und in die Erde sinken.

Amen

in aller Teufel Namen!

Diesen Spruch hatte Leodegar mit dem Ernste eines Beschwörers gesprochen. Alle brachen darüber in ein Gelächter aus, und bemerkten nicht, wie emsig Rüngold mit Nachschreiben beschäftigt war.

Nun sagte Irmgard, als sie zu lachen aufhörte, wenn Alb und Helbin, Iwerg und Iwergin ihrem Auftrage nachkommen und nicht barmherziger sind als der Beschwörer, so wünsche ich dem unglücklichen Wirtbe Standhaftigkeit und Geduld. Ich will doch gleich dem Armen, daß das Unheil nicht gar zu arg werde, mit einem Spruche, der mir gerade einfällt, zu Hülfe kommen:

In Gottes Frieden du fahre,
sein Engel dich bewahre,
der Leib sei dir beinern,
das Herz sei dir steinern,
das Haupt sei dir stählern,
der Himmel sei ein Schild dir,
die Hölle sei dir versperret,
alles Uebel sei vor dir vertrittet!

So! wenn dieser Spruch hilft, so werden Helbe und Iwerge ihre Zähne vergebens sich ausbeissen. Man lachte abermals, Leodegar aber fuhr fort: Des nächsten Zauberspruches bedient sich ein Liebender oder eine Liebende, wenn sie den Gegenstand ihrer Liebe zu sich wünschen:

Zaunstecken, ich wede dich,
mein Lieb das wollt' ich.
Viel mehr ich begehrt',
als aller Teufel Heer.
Nähr dich, Zaunstecken,
alle Teufel müßen dich weden
und hinführen in das Haus,
da mein Lieb geht ein und aus.

Du fahr in die vier Ränder,
 wo sich mein Lieb hin wende.
 Es ist wohl aller Ehren werth,
 ich send' ihr einen Stod zum Pferd.
 Ich rufe her euch alle gleich
 bei den drei Nägeln reich,
 und bei dem rosenfarb'nen Blut,
 das aus Gottes Wunden floß.
 Ich gebiet' euch Teufel her,
 ihr bringet zu mir mein Lieb her
 zwisch'n Himmel und Erden,
 daß es nicht berührt' die Erden;
 führt es ob allen Bäumen her,
 Das ist an euch mein Begehrt,
 wie man führte unsre Frauen gleich,
 da sie fuhr in ihres Kindes Reich.

Nimm die Charakteres alle zu dir, blase dreimal auf die Hand,
 schlage dreimal gegen die Teufel, so mögen sie dir nicht schaden.

Puh! rief Verta aus, als der Spruch beendigt war, für einen Liebhaber dieser Art würde ich mich schönst bedanken. Da möchten einem ja die Haare zu Berge stehn, wenn man an eine Lustreise unter solcher Begleitung nur denkt. Es wäre höchstens ein Wagniß für die Vortänzerinnen des wilden Heeres, die Herodias und Zarabild. Puh! In diesem Augenblicke schlug der Regen mit solcher Gewalt gegen die Fenster, daß sie laut klirrten und unmittelbar davor zerriß der Sturm eine alte Linde, daß man das Krachen der berstenden Keste deutlich im Zimmer hören konnte. In der That, es ist schrecklich, solches anzuhören und zumal bei solchem Toben draußen, sagte Kungold; dennoch möchte ich Ew. Hochwürden um gütige Mittheilung der erwähnten Charaktere bitten. Sie dürfen mir dieselben schon ohne Ihr Gewissen zu beschweren mittheilen. Meine gnädigste Prinzess ist überaus wißbegierig und mag nichts Halbes leiden. Könnte ich nun ihrem Befehle, besagte Charaktere ihr anzugeben, nicht entsprechen, so würde sie mich der Nachlässigkeit zeihen und mich tüchtig ausschelten. Also nochmals, ich bitte darum.

Ich stehe Ihnen mit Vergnügen zu Dienste, meine Genädige,

sagte Leobegar. Zeichnen Sie sich gefälligst zwei Dreiecke so, daß sie durcheinander durchgehn und dadurch sechs Spitzen bilden. In die obere Spitze schreiben Sie ein I, das bedeutet Ihsaschar; in die rechtsfolgende Spitze ein griechisches X, das bedeutet Epiridonius; in die folgende ein griechisches Epsilon, das bedeutet Eleazar; in die nächste kommt ein Sigma, das besagt Sasamoth; in die nächste gehört wieder ein E, welches Elohim bedeutet; in die letzte endlich links oben kommt ein L, welches Laban heißt. Solcher Figuren soll man sechs haben; aber auf der zweiten nimmt das X die oberste Stelle ein, auf der dritten das E, auf der vierten das S u. s. w. Diese sechs Buchstaben soll man sechs Mal hintereinander rasch aussprechen, vom I jedesmal anhebend, indem man gegen die gerufenen Geister dreimal mit der Hand schlägt. Das ist Alles, was ich Ihnen sagen kann.

Ich bin Ihnen für Ihre Güte sehr dankbar und werde nicht unterlassen, sie der gnädigsten Prinzessin gebührend zu rühnen, sagte das Hoffräulein, indem sie die Dreiecke zeichnete und die sechs Namen daneben schrieb.

Bevor ich zum letzten, wiederum Mythologisches bietenden Spruche mich wende, will ich noch einen kleinen, unverfänglichen ihnen vortragen, der da lieb und werth machen soll, er lautet:

Ich trete über die Schwelle,
nehme Jesum zu meinem Gefellen;
Gott ist mein Schutz,
Himmel ist mein Hut,
heil'g Kreuz ist mein Schwert:
wer mich heut sieht habe mich lieb und werth.

Zu erklären giebt der Spruch nichts, es genügt, auf seine schlichte, doch schöne Einsalt hinzuweisen. Der letzte Spruch nun, womit wir von den Waldern Abschied nehmen, soll dienen, krankgemachte Acker wieder fruchtbar zu machen. Er ist uns angelsächsisch aufbewahrt und lautet:

Hier ist die Buße (Mittel zur Heilung), wie du magst deine Acker herstellen, wenn sie nicht wohl wachsen wollen oder ihnen irgend ein Uebel angethan ist durch Hexerei oder Zauber.

Nimm also in der Nacht, ehe es tage, vier Wasen an den vier Seiten des Landes und bezeichne wo sie vorher standen. Nimm dann Del und Honig und Hefe, Milch von jedem Vieh, das auf dem Lande sei, und ein Stück von jedem Holze, das auf dem Lande wachse, außer von harten Bäumen, und nimm von jedem namhaften Kraute einen Theil, außer von der Alette (glappe, agrimonia), und thue daran Weihwasser und beträufle damit den Standort der Wasen und sprich dann die Worte: „Wachset und vermehret euch und erfüllet die Erde im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes“ und dreimal „Unser Vater;“ trage darauf die Wasen zur Kirche und der Messpriester singe vier Messen über die Wasen, und man wende das Grüne gegen den Altar. Sodann bringe man die Wasen hin, wo sie früher waren, vor Sonnenuntergang, und man habe sich gemacht aus Queckbaum (juniperus) vier Kreuze und man schreibe an die Enden: Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes, lege die Kreuze in die Löcher, setze die Wasen darauf und spreche neunmal das Wort „Wachset“ und ebenso oft „Unser Vater.“ Wende dich dann ostwärts, verneige dich demüthig siebenmal und sprich dann diese Worte:

Ostwärts ich stehe, um Ehren ich bitte,
ich bitte den milden Herren, ich bitte den mächtigen Herren,
ich bitte den heiligen Himmelreichesherrn,
die Erde ich bitte und den Obhimmel
und die sichernde Sancta Maria
und des Himmels Macht und die hohe Wohnung,
daß ich möge diesen Galder durch die Gunst des Herrn
mit Zähnen entzähnen, durch Zwangsgebanken
erwecken das Wachsthum uns zum Weltgebrauche,
erfüllen dieß Gefilde in festem Glauben,
daß wachsen diese Wasen, wie der Weissage sprach,
daß der hätte Ehre auf Erden, der da Almoosen
gäbe gütig um Gottes Willen.

Wende dich dreimal nach der Sonne hin, strecke dich der Länge nach nieder, sage die Litaneien her und sprich dann das Sanctus Sanctus Sanctus bis zum Ende. Singe dann mit ausgestreckten

Armen das Benedicte und Magnificat und das Pater noster und empfehl es Christe, der heiligen Maria und dem heiligen Kreuze zu Lobe und zu Würdigung und dem zur Ehre (Hülfe), der das Land habe, und allen denen, die ihm untergeben sind.

Wenn dieß alles gethan ist, dann nehme man fremdes Saatkorn von Bettlern und gebe ihnen zweimal so viel als man von ihnen nehme und versammle alles sein Pfluggeräthe. Dann zerreiße man an dem Pflugbaume Weibrauch und Fenchel, geheiligte Seife und geheiligt Salz. Nimm dann das Saatkorn, lege es auf den Leib des Pfluges, sprich dann:

Erle, Erle, Erle! Erden Mutter,
 gönne dir der Allwelter, der ewige Herscher,
 wachsende Acker und wuchernde,
 tragende und trübende,¹
 dann so schöner Schätze² Wachsthum,
 und der guten Gerste Wachsthum,
 und des weißen Weizens Wachsthum.
 Es gönne ihm³ der große Herscher
 und seine Heiligen, die im Himmel sind,
 daß seine Ernte beschirmt wider alle Feinde
 und wider jegliches Böse geborgen sei,
 wider alle Lüppe,⁴ die außs Land man säe.
 Den Walter ich nun bitte, der diese Welt erschuf,
 daß Weibes Zunge, Mannes Zauberkraft
 diese Worte niemals wenden mögen.

Wenn man nun den Pflug fortreibt und die erste Furche anbricht, dann sprich:

Heil sei du, Felda, Volkes Mutter,
 sei du grünend in Gottes Schutze,
 mit Futter gefüllet zu Volkes Nutzen!

Nimm dann Mehl von jeglicher Art und backe in der inwendigen Hand einen breiten Laib, knete ihn mit Milch und mit Weißwasser und lege ihn unter die erste Furche; dann sprich:

Acker, voll des Futters diesem Volke hier,
 wonnig wachsender, sei geweiht du

¹ Gebeihende. ² Palme. ³ Dem Besizer. ⁴ Gift, Zauberei.

in des Heiligen Namen, der den Himmel schuf,
und die Erde, unsre Heimath.
Der Gott, der diese Gründe schuf, gönn' uns grünende Gaben,
daß uns der Körner jegliches komme zu Nutzen.

Da hätten wir ja eine vollständige kirchliche Feier, nahm jetzt der Graf von Hünenberg das Wort, den Kirchgang mit den Wasen samt den darüber gesungenen Messen, Gott, Maria, Christum, die vier Evangelisten samt allen Heiligen, Weihwasser, geweihte Seife und geweihtes Salz, Weihrauch und Fenchel, Worte der Bibel und kirchliche Gesänge, die Wendung der grünen Wasenfläche gegen den Altar, kurz eine reich ausgestattete kirchliche Feier. Daneben giebt es freilich nun wieder auch so manches Heidnische, worüber ich um nähere Auskunft bitten möchte. Manches freilich hat sich bis heute erhalten, z. B. daß man in solchem Falle fremdes Korn, nicht eigenes säen soll, und am besten ist das von Armen erbettelte; denn dieß ist gleichsam Gott selbst gegeben worden und vermag darum auch jeder schädigenden Kraft am kräftigsten zu widerstehn. Auch daß man in solchem Falle nicht hartes Holz, sondern weiches, und auch manche Kräuter nicht nehmen dürfe, mag theils physischen, theils mythischen Grund haben. Alles dieß gilt jetzt noch. Auch daß die Erde, der Obhimmel, des Himmels Macht und die hohe Wohnung, d. i. die Säle der Götter, angerufen werden, — wozwischen sich freilich „die sichernde Sancta Maria“ eigenthümlich ausnimmt, — bedarf keiner besonderen Erklärung; aber was soll es heißen, wenn der Mann bittet, „daß er diesen Galder mit Zähnen entzäunen möge?“

Entzäunen, sagte Leodegar, heißt den Zaun, der etwas einbegt, beschützt, niederbrechen; den Zauber entzäunen würde also bedeuten, das, was den Zauber schützt, vertilgen. Aber weshalb dieß mit den Zähnen geschehen soll, begreife auch ich nicht.

Ich weiß nicht, ließ Haspinger sich hören, ob der Ausdruck nicht auf eine symbolische Handlung Bezug hat, wobei die Zähne in Thätigkeit kamen. „Ich möchte ihn mit den Zähnen zerreißen“ ist übrigens heute noch ein nicht seltener Ausdruck des Zornigen.

Wenn der Born hier spräche, ließe ich diese Erklärung schon gelten, meinte Irmgard; aber hier spricht kein Born.

Lächelnd rief da Verta: Wenn ich einen Knoten lösen will und dazu mit den Fingern nicht ausreiche, so bediene ich mich hie und da wohl der Zähne, und oft gelingt es mir auf diese Weise. Könnte dieß nicht zur Erklärung dienen?

Ihr Einfall ist gar nicht übel, sagte lächelnd Leodegar, und wir wollen Ihre Erklärung gelten lassen, bis wir eine bessere erhalten. Uebrigens ist es nicht unmöglich, daß wirklich ein Knoten hierbei auf diese Weise gelöst, folglich eine symbolische Handlung vollzogen ward.

Verta hat allerdings einen anschlagigen Kopf, auch wenn sie nicht die Treppe hinunter fällt, sagte mit gutmüthigem Spotte Irmgard. Die eine Anschlagigkeit zeigt sie uns heute, von der andern hat es ihr gestern beliebt uns den Beweis zu liefern, als sie — —

Schweig! rief da halbsehnend Verta, indem sie der Freundin den Mund zuhielt; das ist unser Geheimniß und gehört gar nicht vor diesen Gerichtshof. Sagen Sie uns lieber, bester Herr Professor, wer ist denn die dreimal genannte Erke, die Mutter der Erde? Von dieser Göttin habe ich noch nie etwas gehört.

Ich auch nicht, antwortete Haspinger; sie wird nirgends sonst genannt, und dennoch dürfte der Name echt sein. Warum soll die Göttin Erde, die nordische Jörðr, die Mutter Thors, nicht auch ihre Mutter haben? Hochdeutsch würde der Name Erckā, im Genitiv Erckūn lauten, und im altnordischen aber Jarla, Genitiv Jörku. Im Angelsächsischen könnte neben Erce auch Eorce, im Genitiv Eorcan, gelten. Die altheutsche Sprache kennt die Namen Erckano und Erckana, und der Mannsname Erckanbert, der damit zusammengesetzt, ist heute noch in Brauch. Das altheutsche Adjectiv erchan übersezt die Wörter ingenuus, egregius, summus, specialis und erchanbruodar bezeichnet den Vollbruder, den edelgebornen Bruder. Das gothische airkus drückt das griechische γῆρας aus, also gut, echt, und im Ranton Zürich heißt ein hoher, freistehender Berg Irchel, mit L statt N in der Ableitung.

Aber um Gottes Willen! das ist viel zu gelehrt für uns, rief da Verta; sagen Sie uns lieber schlechtweg, was der Name bedeuete; alle Ihre Ableitungen und Vergleichen lassen wir Ihnen von Herzen gern.

Nun, antwortete Haspinger, Erle mag die einheimische, die edle, vollfreie bedeuten. Sind Sie damit zufrieden? Doch um Sie nicht länger von der hartenden Tasse fern zu halten, will ich nur sogleich den letzten Namen, der uns geboten wird, hier anreihen, nämlich den Namen Folde, der abermals die Erde bezeichnet und mit Feld und Gefilde zusammenhängt. — Die mitgetheilten Calderfprüche mögen als Beispiele genügen. Sind erst mehrere bekannt gemacht, so wird sich noch so manches aus ihnen und über sie selbst ergeben. Daß vieles darin hochdichterisch ist, werden Sie an diesen Proben schon ersehen haben. Damit wollen wir für heute schließen.

Da nun was der erste Zeitraum an merkwürdigen deutschen Gedichten bietet, vorgetragen und besprochen war, beschloß die Gesellschaft für zwei Abende Vorträge und Besprechung anzusetzen. Der eine wollte dieß, die andere jenes noch einmal lesen, und Haspinger wie Leodegar wurden deßhalb um Aushändigung der von ihnen behandelten Gegenstände gebeten. Beide willfahrten gern. So überlassen wir denn die Frauen und Herren ihren Beschäftigungen und benützen die uns gegönnte Frist, um einige Begebenheiten, die seit dem geschilderten Frühstücksorgen auf Forstede sich ereignet hatten, jetzt mitzutheilen.

Noch haftet wohl im Gedächtnisse unserer Leserinnen und Leser, daß das Hoffräulein Kungold von Herblingen an jenem Morgen plötzlich in Born das Zimmer verließ, und daß ihr der Hauptmann Künrich von Etöffeln und die Frau von Teufenstein folgten, um, wenn es erreichbar, sie von der gedrohten Abreise zurück zu halten.

Als das zürnende Fräulein nun auf ihrem Zimmer ankam, und ihre Koffer und Schachteln, die jetzt gefüllt werden sollten,

sah, erschrak sie plötzlich darüber, daß sie so unvorsichtig gewesen war, ihre Abreise so unbedingt zu erklären. Suchte man sie nicht zu halten, so sah sie sich in schwerer Verlegenheit. Sie wußte nur zu gut, daß ihre „allergnädigste Prinzess“, nebenbei gesagt, eine ehrbare Jungfrau von 47 Jahren, sich jetzt, wie jeden Herbst, auf einem kleinen Landschloßchen befand, wohin sie stets nur eine Kammerfrau und ein Kammermädchen mitnahm, um ihren geringen Einkünften einige sehr nöthige Schonung abgeben zu lassen, obgleich sie vorgab, es sei ihr durchaus Bedürfniß wenigstens einige Wochen im Jahre frei von allen Fesseln und Festsitzen des Hofes zu leben. Hier beschäftigte sie sich denn sehr angelegentlich mit allen Dorfklatschereien, und gewisse Weiber mußten ihr wöchentlich dreimal über alles, was im Dorfe und einige Stunden weit in der Runde vorgieng, Bericht erstatten. Das nannte sie sich um das Wohl des Volkes bekümmern. Ach, wäre sie eine „Landesmutter“ gewesen, wie viel Gutes würde sie nicht schon gethan haben, wie sie meinte! So freilich sei leider sie genöthigt mit dem Anhören sich zu begnügen. Zu ihr also konnte Königold nicht; wo sollte sie also hin? Sie hatte zwar in der kleinen Fürstenstadt noch eine alte Ruhme, mit der sie auch rüchichtlich der Gesinnung recht gut übereinstimmte; aber diese hatte sieben Köpfe und vierzehn Augen, und Königold wußte es schon, denn sie hatte bereits es mehr als einmal erlebt, gieng sie zu ihr, so ward sie gleich am Morgen nach ihrer Ankunft feierlichst zur Pflegerinn dieser wohlgezogenen allerliebsten Thiere eingesetzt und in Pflicht genommen, und noch obendrein sollte sie dieß als eine ganz besondere Begünstigung von Seiten der würdigen Ruhme gebührend anerkennen. Dieß Amt aber behagte ihr noch weniger als die Gespräche auf Forst und Feld, wo sie doch noch in vielen anderen Dingen eine Beschäftigung ihres Aergers fand, was bei der alten Ruhme ganz und gar nicht der Fall war. Darum war sie denn auch so ärgerlich über sich selbst, daß sie ohne Zweifel, wenn ihre Kammerjungfer gerade zugegen gewesen wäre, dieser ohne weiteres die Ohrfeigen gegeben hätte, die sie sich selbst hätte geben mögen. Da diese jedoch zu ihrem Glücke nicht im Zimmer war, so setzte sich das Fräulein an das

Fenster und stützte nachdenklich ihr sorgenschweres Haupt in ihre linke Hand. Es erging ihr, wie nach der Rabbinen Behauptung es einst dem Lande der Verheißung ergangen sein soll. So lange das Volk Gottes darin wohnte war es so ausgedehnt, sagen sie, daß man von einem einzigen Berge 666,000 Städte gesehen habe; seit aber das Volk Israel daraus vertrieben worden, sei es zusammengeschnürt wie eine Vochshaut, die man dem Vode abgezogen. Gerade so war das Hoffräulein jetzt zusammengeschnürt, seit diese Sorgen von ihrem Herzen Besitz genommen, wie die Heiden vom Lande der Milch und des Honigs. So traf sie jetzt der Hauptmann, der mit wohlberechneter Absicht seine Schritte so gleich bedeutend gemäßiget hatte, sobald er aus dem Lesezimmer hinaus war; ja er hatte sogar noch Zeit gefunden, mit seinem Vurschen einige Worte zu wechseln und ihm verschiedene Aufträge zu geben, die sich klar auf sein längeres Verweilen im Schlosse bezogen. Die eigene Ueberdenkung der Sachlage von Seiten des Hoffräuleins sollte seiner Beredsamkeit gehörig vorarbeiten, oder wie er es auszudrücken liebte, der Befehlshaber der zu berennenden Festung solle die äußeren Werke freiwillig räumen.

Und es erging alles nach seinem Wunsche, und zwar ohne daß er genöthigt war, seine Zunge besonders anzustrengen. Das Fräulein war erbötig auf Forstfeld zu bleiben, und zwar hauptsächlich aus Rücksicht auf ihn, wie sie versicherte; doch forderte sie wie billig als Gegenleistung die feierliche Zusage, daß er sie, sollte sie je wieder einen solchen Kampf zu bestehen haben, kräftiger unterstützen wolle, und daß er sobald als möglich Gelegenheit suche, den falschen Baron Wilmar, der ihr weit mehr als alle anderen verhaßt sei, vor die Klinge zu bekommen; an den naseweisen vorlauten Frauen werde sie sich selbst gelegentlich zu rächen wissen. „Denken Sie sich, lieber Freund, sprach sie mit Nachdruck, ja mit einer gewissen Begeisterung, wie herlich und höchst ehrenvoll für Sie das Klingen wird, wenn man in der Residenz sagt: der Herr Hauptmann Künrich von Stoffeln habe sich mit dem Baron Wilmar von Hausen geschlagen, weil dieser es gewagt, in seiner und des Hoffräuleins von Herblingen Gegenwart sich achtungswidrig über

den Adel auszusprechen, und er habe sein edles Blut für die gute Sache vergossen! Denken Sie sich es doch nur! und dazu kann denn Ihnen der Verdienstorden für militärische Tapferkeit unmöglich entgehen!"

Ganz gut! meinte der tapfere Hauptmann, indem er sich bedenklich hinter den Ohren rieb; aber doch noch lieber sollte es mir sein, wenn man sagen könnte, der Baron sei der Verwundete, was auch wohl der Fall sein dürfte, wenn er es wagen sollte, mir mit dem Degen entgegen zu treten; denn ich führe meine Klinge trotz dem berühmten Falstaff, oder wie dieser ausgezeichnete Soldat Shakespeare's heißt, auf Ehre! Allein ich zweifle, daß er es wagt, mit blanker Waffe mir entgegen zu treten, und wenn er Pistolen wählt, dann weiß man nicht, wessen Kugel trifft. Nun, wir wollen jedoch sehen, was sich machen läßt, nur Zeit müssen Sie mir lassen.

Das Fräulein war es schließlich auch so zufrieden; zu einem Zweikampfe jedoch solle und müsse es kommen, wenn er wolle, daß sie bleibe. Der Hauptmann versprach demnach das seinige zu thun, und somit war das Verkommniß unter den Verkommenen geschlossen; plötzlich aber sagte Kungold: Nein, ich kann doch nicht mit Ehren hier bleiben, wenn ich nicht ausdrücklich darum gebeten werde. Wie würde es mir meine gnädigste Prinzess verzeihen, wenn ich ohne diese Genugthuung bliebe.

Dafür lassen Sie nur mich sorgen, meine Verehrteste, erwiderte ihr der Hauptmann; ich traf die Frau von Teufenstein bereits auf dem Wege zu Ihnen, aber der feurige Wunsch, nur meinem Einflusse auf Ihr großes Herz diesen so schönen Sieg zu danken, bewog mich die würdige Frau zu bitten, ihren Eintritt noch etwas zu verzögern. Ich weiß schon, wo ich sie treffe, und ich räume ihr jetzt den Platz.

Gut! sagte das Fräulein, gehen Sie, aber geben Sie ihr ja zu verstehen, daß Sie mich unbeugsam, unerbittlich fanden; das gute Mütterchen muß doch auch ihre Freude an mir haben. Gehen Sie also, aber in einer halben Stunde erwarte ich Sie wieder hier, Sie sollen mich auf einer Gondelfahrt begleiten. Ich bedarf

in der That des sanften Schaukelns der Wellen, um mein emporstes Blut allmählig zu befänftigen. Also auf Wiedersehen!

Der Hauptmann küßte die ihm mit dem Vellgefühl einer Königin hingestreckte Rechte und verließ das Gemach des Hofsräuleins. Zehn Minuten später trat die Frau von Teusenstein bei ihr ein und traf dieselbe in der wieder angenommenen schmerzlich betrübten Stellung am Fenster.

Aber beste Rüngold, begann sie sanft, Sie werden doch nicht Ernst machen mit Ihrer Drohung? Glauben Sie mir doch, Niemand hat es böse gemeint. Sie kennen ja Irmgard, sie kommt so leicht in Eifer und dann bedenkt sie nicht immer, daß ihre Worte doch verletzen können, wenn sie es auch nicht sollen.

Die Frau Gräfin sollte aber wissen, zum wenigsten ist sie alt genug dazu, sagte bitter Rüngold, was sie sich, und, einer Hofdame gegenüber, dieser schuldig ist. Da sie dieß, wie es scheint, nicht wissen will, so ist es am besten, ich reise.

So gieng es noch lange fort, und die gute Frau von Teusenstein schien gar nicht glücklich in ihrer Bemühung, den angenommenen Starrsinn des Hofsräuleins zu schmeidigen. Doch endlich fand Rüngold selbst, es dürfte Zeit sein einzulassen und sie benahm sich demgemäß. Als ihr daher die würdige Frau zum mindesten dreimal noch die Zusage wiederholt hatte, daß ihr Irmgard gewiß selbst die Versicherung geben werde, gar nicht an die Möglichkeit einer Beleidigung gedacht zu haben, fügte sich Rüngold endlich so weit, daß sie heute noch hier bleiben wolle, aber morgen unwiderruflich abreise, wenn sie nicht von Irmgard diese Versicherung erhalte. Streng genommen sollte sie zwar eigentlich auf Abbitte, oder wenigstens auf Entschuldigung bestehen, das verlange ihre Würde und Stellung; allein sie wolle diesmal noch die Verwandtschaft und das zuweilen doch auch schon gezeigte gute Herz der Gräfin, vor allem aber den Umstand berücksichtigen, daß die Versöhnung der Wunsch ihrer stets verehrten Tante sei, und sich mit der einfachen Versicherung begnügen. Dagegen müsse sie darauf fest beharren, daß nie wieder in ihrer Gegenwart so unwürdige Gespräche geführt würden.

Die Frau von Teufenstein versprach Künigolds Forderung der Gräfin Jrmgard zu hinterbringen, und verließ, glücklich darüber, daß sie die Sühne zum wenigsten so weit herbeigeführt habe, das Zimmer des Hoffräuleins, die ihr mit einem boshaften Lächeln nachsah. Bald darauf trat der Hauptmann wieder ein, Künigold nahm Hut und Mantel, reichte ihrem Ritter den Arm, und das würdige Paar schritt über den Burghof und dann die Felsstreppe hinab zum See. Hier angekommen, fanden sie nur einen schmalen Kahn; in der Mitte des Sees aber erblickten sie den Ruderer oder Bootsmann des Grafen auf der Gondel. Was war zu thun? Zurückzukehren konnte das Hoffräulein sich nicht entschließen, und da der Hauptmann ihr bei seiner Ehre zuschwur, es sei für ihn ein Leichtes, sie in dem Kahne bis zur Gondel hinzurudern, so betrat sie, unterstützt vom Arme Künrichs, das schwankte Schifflein und ließ sich auf der einzigen Querbank nieder.

Der Hauptmann, sehr erfreut, auch von dieser Seite dem Fräulein sich vorthellhaft zeigen zu können, sprang so undvorsichtig in den Kahn, daß derselbe höchst bedenkliche Schwankungen zu machen begann. Das Hoffräulein schrie laut auf vor Angst und wollte hinaus, aber Künrich ergriff rasch die Ruder, kreuzte sie, griff damit in die Wogen, und hinaus schoß der Kahn in den See gleich einem Pfeile. Bevor Künigold ihr Verlangen auszusprechen entschiedener wiederholen konnte, war der Kahn schon ein gutes Stück vom Lande weg. Sie mußte sich also in ihr Schicksal ergeben, faßte aber krampfhaft mit beiden Händen die Borde des Kahnes, gleichsam als hoffte sie dem Schwanken desselben dadurch Einhalt thun zu können, und empfahl einmal über das andere ihrem Ritter die größte Vorsicht. Der Hauptmann that was er konnte; aber vielleicht gerade in Folge der ewigen Mahnung des Hoffräuleins ward auch er unruhig, verlor die Sicherheit der Kahnführung, die wohl kaum so groß war, wie er selbst früher es wähnte, griff mit den Rudern falsch ein, und plötzlich schwammen beide im Wasser, aber nicht wie stolze Schwäne, sondern eher wie Hahn und Henne, wenn sie durch einen Unglücksfall in das ihnen ungewohnte Element gerathen sind. Zum Glücke war der

Bootsmann dem Rahn mit der Gondel entgegen gefahren, als er sah, daß jener auf diese zuhielt. Ihm gelang es denn auch bald, das Fräulein in die Gondel zu heben, da er ohne Bedenken und ohne erst um Erlaubniß zu fragen es wagte mit seiner bäuerischen Faust den adeligen rechten Arm der Dame, den sie in seiner Nähe zufällig emporstreckte, zu fassen und festzuhalten, bis er seine zweite Faust der ersten zu Hülfe senden konnte. Er legte sie also für das erste auf den Boden der Gondel nieder, da sie um keinen Preis sitzen wollte, und überließ sie sich selbst; dann sah er sich nach dem Hauptmanne um. Dem war es inzwischen gelungen, das von seinem Rahn herabhängende Ruder zu ergreifen und sich an denselben bis zum Vordes des Schiffleins hinzuarbeiten. Tief ergriff er nun mit beiden Händen und ließ Hülfe rufend seine Stimme laut erschallen. Der Bootsmann trieb die Gondel dicht an den Rahn und schickte sich eben an, dem Hauptmann Hülfeleistung zum Einsteigen in die Gondel zu bieten, als das Hoffräulein sich höchst erzürnt dagegen erhob und darauf bestund, der Hauptmann solle, wenn er nicht vorziehe, seinem nichtsnutzigen Leben ein Ende zu machen, in seinen Rahn zu kommen suchen, mit dessen Führung er sich so unverschämt gebrüstet habe. Tief schrie sie so laut, daß Rünrich es nothwendig hören mußte, und nur mit Widerstreben gab sie endlich so viel zu, daß der Bootsman ihm in den Rahn helfe; denn sie entdeckte, daß dieß doch geschehen würde, auch wenn sie nicht einwillige. Aber ihre zornige Bosheit gereichte zum Heile des Hauptmanns; denn durch die Nöthigung, wieder zu rudern, bewahrte sie ihn vor den Folgen der Durchnässung, die sie selbst zu tragen hatte. Rünrich eilte denn auch sofort an das Land zu kommen; aber der Bootsmann war genöthigt langsam zu rudern, da Rüngold einen kräftigen Ruderschlag durchaus nicht dulden wollte. So kam denn der Hauptmann weit früher an dem Landungsplatze an, sprang die Treppe hinauf, ohne auf das Fräulein zu warten, gieng auf sein Zimmer, kleidete sich rasch um und zündete gemächlich seine große Meer-schaumpeife an. Rüngold dagegen ward weit später gelandet und brauchte, da ihr nasses Kleid sie am raschen Gehn hinderte,

ziemliche Zeit, bevor sie das Burgthor erreichte. Hier nun hoffte sie zum mindesten sechs hülfreiche Hände zu treffen, aber sie täuschte sich. Niemand kam ihr entgegen, denn Niemand wußte etwas von ihrem Unfalle. Selbst nicht einmal der alte Hofsund, der vor seiner Quelle am Thore stand, wedelte ihr einen freundlichen Willkommen entgegen, denn auch ihm hatte sie nie ein freundliches Wort gegönnt. So schlich sie denn, wie die weiße Frau, den langen Gang entlang nach ihren Zimmern, schellte die Jose herbei, beehrte sie links und rechts, weil sie nicht sogleich entgegengeeilte sei und jetzt mit dem Auskleiden nicht fertig werden könne, trotz dann in ihr Bette und befahl ihr sofort Thee zu bereiten und sogleich den Arzt herbeizurufen.

Ihre Befehle wurden von dem weinenden Mädchen vollzogen. Der Thee ward gebracht, der Arzt erschien (er war zum Glück gerade zu Hause, als ihm der Ruf zukam), verschrieb ihr die nöthigen Heilmittel, ohne auf ihre Bemerkung, daß sie das und jenes durchaus nicht nehmen könne, besonders zu achten, und empfahl sich, nachdem er ihr das nöthige Verhalten angegeben hatte, mit dem Troste, wenn sie folge, so werde das unfreiwillige Bad kaum bedenkliche Folgen haben. Das Köstfräulein war höchlichst unzufrieden mit dem umständlichen Benehmen des Arztes und der, wie sie meinte, zu wenigen Rücksicht, welche er ihrem hochadeligen Leichname gewidmet hätte, und sie hätte wohl sofort einen höhlicheren Arzt aus der Residenz mittelst eines Privateilzuges herbeschieden, wenn dieß von ihr allein abgehangen hätte. So mußte sie sich schon herbeilassen, das bittere Tränklein des „Dorsqual-salters,“ wie sie den Arzt zu nennen beliebte, einzunehmen. Aber es wirkte und, Dank der sorgfältigen Pflege, die man ihr widmete, vermochte sie bereits am dritten Tage wieder das Bette zu verlassen.

Während ihrer Niederlage hatte sie sich alle Besuche entschieden verboten; nur die Frau von Teufenstein durfte von Zeit zu Zeit ihr Zimmer betreten, und einmal empfing sie auch den alten Grafen. Alle anderen jedoch wurden nicht angenommen, weil sie, wie sie vorgab, auf den Befehl des Arztes jede Aufregung scheuen müsse. Der unglückliche Hauptmann aber, der Johannes des

Täufers Amt so ungeschickt, wenn auch wider Willen, geübt hatte, ward bedeutet, daß er ihr weder jetzt noch jemals wieder vor Augen kommen solle. So lange das Lager sie fesselte, hielt sie auch diesen ihren Beschluß aufrecht. Als sie aber später fast den ganzen Tag hindurch auf ihrem Zimmer einsam weilte; denn die Besuche Irmgards und Berta's waren begreiflich immer nur kurzdauernd, und die Frau von Teufenstein war durch die Hausgeschäfte verhindert, ihr halbe Tage lang Gesellschaft zu leisten; so ward sie nach und nach milder gegen den armen Seebelden, und als dieser endlich, durch Irmgard und Berta ermuntert, es wagte, ihr Gemach nach langer vergeblicher Belagerung mit Gewalt zu stürmen und den kühnen Sieger sofort dadurch in einen demüthigen Besiegten umwandelte, daß er sich ihr zu Füßen warf und flehentlich bat, sein Ungeschick ihm zu vergeben: da zwang ihr gutes Herz sie, wie sie feierlichst erklärte, den Sünder wieder zu Gnaden anzunehmen.

Das war das eine Ereigniß, welches die Bewohner von Forstied erst etwas beunruhigte, dann aber mehr zum Lachen reizte. Das andere war weniger romantisch, aber erfreulicher. Es war nämlich am Tage, an welchem die zweite Sitzung stattfand, ein Brief vom Sohne des alten Grafen von Hünenberg eingegangen, worin er meldete, daß er in Hamburg angelangt sei, von dort an den Rhein zu gehn gedente und in acht bis zehn Tagen auf Forstied einzutreffen hoffe. Der alte Graf hatte darauf sofort ihm gemeldet, was bereits im Werke sei, und ihn gebeten seine Heimkunft zu beschleunigen, wenn er nicht besondere Noth noch zu erreichen suche. Dieser Brief war nach Köln gesandt worden, wohin der Heimkehrende von Hamburg aus zunächst zu gehn gedachte. So hatten Irmgard und Berta die Tage über genug zu thun mit der Einrichtung der Zimmer des jungen Grafen; denn er sollte durchaus alles genau so wiederfinden, wie er es vor einigen Jahren verlassen hatte, auf daß es ihm sogleich recht heimisch auf Forstied werde. Da mußte denn manches wiederum herbeigebracht werden, was man hatte entfernen müssen, z. B. allerhand Blumen und Gewächse, die Huno, so hieß der junge Graf, in einem der

Zimmer mit Sorgfalt pflegte. Auch mußte der Jäger auf Befehl des alten Grafen die Gewehre Huno's sämmtlich reinigen und in Stand setzen, denn dieser war nicht minder ein Freund der Jagd.

Demzufolge hatten alle auf Forstied jetzt ihre dringende Beschäftigung, und sie thaten wohl, sich etwas damit zu beeilen; denn Huno traf noch früher ein als man ihn erwartete. Er hatte einen Freund, der nicht weit von Köln am Rheine wohnte und den er auf seiner Heimreise zu besuchen versprochen hatte, nicht in der Heimath angetroffen und war so ohne Aufenthalt weiter geeilt und bereits am Tage nach der vierten Abendunterhaltung auf Forstied angelangt. Man hatte deshalb und auf seinen Wunsch hin leidtossen, noch einige Abende mehr auszusetzen, damit er völlig heimisch werde und dann um so ungehörter an den Unterhaltungen theilnehmen könne. Er wollte dafür die Abende mit Vorzeigungen von allerhand Dingen auszufüllen suchen, die er theils vorausgeschickt, theils erst mitgebracht, und die er während der Tage in seine Sammlungen einzureißen sich vorgesetzt hatte.

So wurden in der That fünf Abende durch anderweitige Unterhaltungen ausgefüllt, und erst als man alles besetzt und besprochen hatte, was Huno für jetzt vorzuweisen für gut fand, wurden die Sitzungen wieder aufgenommen.

Fünfter Abend.

Die Gesellschaft war versammelt. Haspinger, wiederum Vorseher, begann also, nachdem er den Grafen Huno als neuen Theilnehmer kurz begrüßt hatte.

Wenn wir, verehrteste Anwesende, den behandelten Zeitraum als den des Absterbens der volksthümlichen Heldendichtung kennen lernten, so mögen wir den nun folgenden als die Zeit einer neu beginnenden Blüthe derselben begrüßen. Freilich liegen zum wenigsten zwei Jahrhunderte zwischen den beiden Zeiträumen, die für uns als bar aller Frucht auf diesem Gebiete erscheinen; dennoch muß auch in ihnen die einheimische Heldensage vom Volke gehegt und gepflegt worden sein; denn woher käme sonst den Sängern des zwölften Jahrhunderts die Kunde derselben? Uebrigens waren es in diesem Jahrhunderte, wie auch wohl früher, gewiß meist nur einzelne Begebenheiten, die als selbstständige, in sich abgeschlossene Ereignisse in den Liedern behandelt wurden, wenn auch die Vereinigung mehrerer Begebenheiten zur umfangreichen Heldendichtung bereits begonnen zu haben scheint. Auf jeden Fall werden wir die einfacheren Sagen als die älteren, reineren zu betrachten haben, selbst wenn sie später als die umfangreicheren sollten aufgezeichnet worden sein.

Ein solches einfaches, nur aus zwei enge verbundenen Begebenheiten, Veleidigung und Vergeltung, bestehendes Gedicht ist das Märe von Adelger, bairische Stammssage, wie wohl auch bairischen Ursprunges. Es ward, gleich anderen Sagen und Legendenden, in „der Könige Buch,“ oder die Kaiserchronik aufgenommen, durch welches auf „geschichtliche Wahrheit“ Anspruch machen des Sammelwerk eines Geistlichen die „lügenhafte“ Volksage

verdrängt werden sollte. Freilich ist im Adelgersliede nichts weiter geschichtlich als die Eroberung des Landes südlich der Donau durch die Baiern und der Name des römischen Kaisers Severus, womit Alexander Severus (von 222 bis 235 nach Christi) gemeint ist, dem das Land, wie das Lied behauptet, abgewonnen ward. Dieser Kaiser unternahm nun zwar einen Zug gegen die Germanen, aber gegen die rheinischen, nicht gegen die an der Donau, und fand seinen Tod bei Mainz durch die eigenen Soldaten, nicht, wie unser Lied will, am Inn durch die Baiern. Die Eroberung des Landes südlich der Donau durch die Baiern fand jedoch erst um das Jahr 508 Statt, und früher wird schwerlich auch der Name *Baiovarii* erwähnt. In ältern Zeiten werden sie unter den Thüringen, noch früher unter den Markomannen mitbegriffen. Der Lech (*Licus*) trennte die Baiern seitdem von den Schwaben, die Enß (*Anisus*) von den Avarn oder Hunnen. Ihre südlichen Nachbarn waren die Langobarden, mit denen sie noch um 687 im Streite lagen; mit den Avarn aber kämpften sie unter ihrem Herzoge Theodo zu Anfang des siebenten Jahrhunderts. Auch Kämpfe gegen die Schwaben und gegen ihre nordöstlichen Nachbarn, die Tycchen, welche zugleich mit den Avarn vorgedrungen waren und das von den Baiern verlassene Land, Böhmen, besetzt hatten, werden zu jener Zeit kaum ausgeblieben sein, obgleich ihrer die Geschichte nicht erwähnt. Diese Kämpfe der Baiern in Folge ihrer Landnahme mögen nun die geschichtliche Grundlage der Kämpfe unsers Liedes bilden. Einen Baiernherzog Adelger aber kennt weder die Geschichte noch die sonstige Sage. Der erste geschichtliche Baiernherzog hieß Garibald; er steht aber um 554 bereits unter fränkischer Oberhoheit. Es scheinen daher die Baiern zugleich mit den Thüringen ihre Selbständigkeit verloren zu haben. Auf Garibald folgte Thassilo I., den Chilperbert einsetzte. Von einer Abhängigkeit des Baiernherzogs vom Kaiser zu Rom, wie das Lied sie annimmt, kann geschichtlich also keine Rede sein; ein solches Verhältniß möchte eher von dem weit älteren Markomannenreiche gelten.

Die Geschichte bietet also, wie Sie sehen, nur wenig zur Erläuterung des Liedes. Seinen Verfasser kennen wir nicht; die

Fahrenden pfl egten bekanntlich ihre Namen nicht zu nennen. Das
Lied nun lautet aber:

1. Zu Baiern sah ein Herzoge,
der stund in gar großem Lobe,
geheißen war er Adelsger.
Eft schon hatte gehandelt er
wider der Römer Hulden:
nicht länger wollten sie's da dulden.
2. Dem Kaiser kam die Nöthe,
in seinem Reiche wäre
nirgendwo ein Weltmann,
der zuwider ihm so hätte gethan:
wollt' er länger es vertragen,
es brächte wahrlich seiner Ehre Schaden.
3. Seine Boten er sandte
hin zum Baierslande,
daß er zu Hofe käme,
den Zorn dem Herrn benähme;
dort er sollt' ihm Rede stehn
über seine Schuld und sein Vergehn.
4. Als der Herzog es vernahm,
aus der Ruhe traun er kam;
er wußt', es gieng' ihm an das Leben.
Nun hatt' er einen Rathgeben,
den rief er zur Reminaten: ¹
„Nun sollst du mir allererste rathen!
5. Stets war dein Gedanke gut.
Sieh, ich bin in Unmuth:
Rom hat nach mir gesendet,
ich fürchte, sie mich schänden.
Nöcht' ich's über werden,
ich miede gerne Römische Erbe.“
6. Da sprach der alte Rathgebe:
„Also gerne als ich lebe,
so rath' ich dir nach Ehren:
fürchte dich nicht sehr;

¹ immer, Gemach.

- willst du mir folgen,
so besende alle deine Holden.¹
7. Du magst nimmer sechten
zuwider Römischem Rechte.
Fahr du hin gen Rome,
ehre du die Krone:
will er etwas noch darüber,
das ergeht dem Kaiser leichtlich übel."
8. Da rüstete sich der Herzoge,
zu fahren hin zu Königs Hofe.
Als ihn der König ansah,
mit großem Zorn er zu ihm sprach:
"Wie? du wagst zu kommen?
mit Recht wird dein Leben dir genommen!"
9. Da sprach der Herzog Adelger:
"Dein Vork leitete mich her!
Nach rechtem Urtheile
der Römer allgemeine
will deine Huld ich gewinnen,
König, all nach deinen Gnaden dinge."²
10. Da sprach der König Sever:
Gnade kenn' ich keine mehr.
Das Haupt soll man dir abschlagen,
dein Land soll andern Herren haben!
Du hast mir Leides gethan:
die Rache will ich heut an dir empfan!"
11. "Wie deine Mannen riefen
über mich gebiete!
Was zu Buße man will,
des bedünkt mich nicht zu viel."
Da halfen ihm Romäre,
sie sprachen, milder Mann nirgends wäre.
12. Sie schnitten ab ihm sein Gewand,
daß an den Knien es wiedertwand;³
sie schnitten vorn ihm aus sein Haar,
sie wollten schänden ihn fürwahr;

¹ Dasellen. ² Auf Gnade sich übergeben. ³ Endete.

sie wollten mit den Dingen
den theuren Herrn von seinem Rechte bringen.¹

13. Als der theuerliche Mann
zurück zur Herberge kam,
da trauerten seine Holben.
Im Muth er war erbolgen,²
er währte sich vernichtet,
da man also über ihn gerichtet.
14. Da sprach der alte Rathgebe:
„Herr, es wolle Gott dein pflegen!
nun laß dein Trauren sein.
Folgest du dem Rathe mein,
es ergeht nach deinen Ehren:
das soll die Römer dich bitten lehren!“
15. Da sprach der Herzog Abelter:
„Dein Rath brachte mich her!
Magst du mit deinen Sinnen
mich jemals wieder bringen
an die Stätte, da ich saß,
ich traue dir immer desto laß.“
16. Der Alte sprach ihm aber zu:
„Nun heiß mir das Gleiche thun,
was dir, Herr, ward gethan.
Beschneid auch alle deine Mann.
Nun, was willst du mehrte?
ich behaupte dir all deine Ehre.“
17. Da berief er seine Mann,
in Sondersprache er sie nahm:
„Wer mir hilfst in dieser Noth,
wenn ich selbst nicht liege todt,
dem will ich leihen und auch geben,
der sich um meinethwillen läßt bescheren.“
18. Schnell sie sich beschoren,
die mit ihm kommen waren;
sie schnitten ab auch ihr Gewand,
daß an den Knien es wiederwand:

¹ Dem Rechte der Freien und Edlen. ² Erzürnt.

- sie waren lang gewachsen:
herlich waren sie geschaffen.
19. An dem andern Morgen früh
der Herzog gieng dem Hofe zu.
Als ihn der Kaiser an sah,
mit halbem Muthe er zu ihm sprach:
„Was sagest du mir, lieber Mann,
wer hat dir, Held, diesen Rath gethan?“
20. Da sprach der Herzog sonder Wahn:
„Ein mein Dienstmann.
Auch müssen alle dulden wir,
die wir kamen her zu dir,
was einem geschieht zu Leide:
das ist unser Brauch daheime.“
21. „Nun gib mir denselben Mann,
daß ich sein mich freuen kann,
so du scheidest hinnen;
des hast du meine Minne
hinfür immer mehr:
ich lohne wohl es dir mit Gut und Ehre.
22. Der Herzog that es ungern,
doch mußt' er fügen sich dem Herrn.
Er nahm den Mann bei der Hand,
er befahl ihn in seine Gewalt,
der Herzog diesen seinen Mann.
Zu dem Könige er nun Urlaub nahm.
23. Da sie waren auf den Wegen,
da riefen wieder die Rathgebern,
er schickte Boten in das Land,
geböt' ihnen bei der rechten Hand,
sie ehrten ihn mit der Eitte,
daß sie das Gewand sich abschnitten.
24. Und die das unterließen,
das Haar vorn stehn auch ließen,
verloren hätten sie die Hand.
Als man anderwärts befand,
daß Baiern sich beschnitten,
da liebte ihnen allen diese Eitte.

25. Darnach stund's unlange,
die Freundschaft war zergeren
zwischen Römern und dem Herzogen:
man rügte ihn aber da zu Hofe.
Sie sprachen übel dazu,
wie er solches wagte je zu thun.
26. Man gebot Adelgere,
so lieb ihm sei die Ehre,
er läme flugs zum Lateran,
man wolle dort sein Wort empfahn.
Der edele Herzoge gut
ward darüber etwas ungemuth.
27. Einen Boten er sandte
hin zum wältschen Lande,
zu seinem alten Dienstmann:
ob er Treue je gewann,
daß er ihm also stille
entbötte jezt des reichen Königes Willen.
28. Da sprach der alte Dienstmann:
„Du sprichst mich vergebens an.
Als ich in seinen Diensten stund,
den besten Rath ich that ihm kund.
Dem Könige er mich hin gab:
damit schnitt er meinen Rath ab.“
29. Ob ich verrichte nun das Reich,
den Ungetreuen ich thäte gleich;
jedoch ein Mährlein will ich sagen
dem Könige, magst du heim es tragen
und sagst du's deinem Herren,
es ziemt ihm wohl zu seinen Ehren.“
30. An dem nächsten Morgen fruh
der Alte gieng dem Hofe zu.
„Hörst du's? lieber Herr,
ich gedenke alter Mähre;
willst du, Herr, jezt lauschen mir,
ein gar schönes Mährlein sag' ich dir.“
31. Ein Mann auf seinem Gute saß
(mein Vater einst mir sagte das),

der zog sich einen Garten,
thät sein mit Fleiße warten;
er zog drin Wurz und auch Kraut:
der Garten ward ihm inniglichen traut.

32. Ein Hirsch ward sein gewahr.
Des Nachtes schlich er immer dar
eine Stiegel nieder,
da sprang er immer über.
Kraut und Gemüse
das betünkt' ihn alles gar süße.
33. Das trieb er gar manchen Tag,
bis der Garten wüste lag.
Der Gärtner ward des gewahr,
schleunig hub er sich dar:
als der Hirsch dannen wollte,
seinen Frevler er küßen sollte.
34. Ein Ohr er ihm abschlug;
seine Schnelle ihn dannen trug.
Der Gärtner stellt' ihn wieder nach,
den Schwanz er ihm ab brach
wohl zur Hälfte, hört' ich sagen:
„Diese Zeichen sollst du von mir tragen!“
35. Doch in kurzen Stunden
heilten seine Wunden
und er strich hinwieder
an die alte Stiegel:
Kraut und Gemüse
legte er ihm alles wüste.
36. Der Mann ward des innen.
Mit gar schlaunen Einnen
eilte er, mit Rehen
den Garten zu umsehen
wo der Hirsch hinüber
wollte über seine alte Stiegel.
37. Der Mann ergriß seinen Spieß,
den Hirsch er da an lief,
durch den Bauch er ihn stach,
das Wort er darnach sprach:

„Die Süße wird dir sauer:
mein Kraut bezahlst du mir theuer!“

38. Den Hirsch er entwürkte
wie von Recht er sollte;
er zog ihm ab die Haut,
auf brach er ihm den Bauch,
alles das Herder¹
legt' er nieder an die Erde.
39. Eine Füchsin arge
lag in einer Furche;
als der Mann vom Hirsche wich,
die Füchsin dazu her schlich;
das Herz sie dannen zückte,
ihres Weges sie damit rückte.
40. Als der Mann zurüde kam,
wohl gefiel ihm sein Bejag.
Da das Herz er nirgends fand,
er schlug zusammen Hand mit Hand;
er eilte sonder Zweifel,
er sagte es schleunig seinem Weibe.
41. „Ich kann dir's nicht verschweigen,
ich muß dir Wunder zeigen:
Der Hirsch, den ich getroffen,
ist wunderbarlich beschaffen;
er ist groß, stark und gut:
nur daß er in sich kein Herz trug.“
42. Da antwortete ihm das Weib:
„Das wußt' ich wohl seit mancher Zeit,
denn er litt die Schmerzen.
Hätt' er gehabt ein Herz,
da das Ohr er hatte verloren,
den Garten hätte er wohl verloren!“²
43. Diese wohlbedachte Rähr
blieb dem Boten Sinnes leer;
er einsältig sie vernahm.
Mit Zorn er heim von dannen kam

¹ Eingeweide. ² Aufgegeben.

wieder in das Baierland,
wo er bald auch seinen Herren fand.

44. Als den Herzogen er ersah,
das Wort sprach er überlaut:
„Wie viel ich Mühsal auch erlitt,
da hab' ich nichts erworben mit,
das werth dir einer Bohne:
was sandtest du mich hin nach Rome?
45. Er gab nicht Rath noch Lehre,
ein Mährlein seinem Herren
er sagt' und hieß mich mit ihm gehn
zu Hof, das Mährlein recht verstehn,
und hieß mich's dir dahime sagen:
daß er immer üblen Tag müße haben!“
46. Als der Herr gehört das Spell,¹
sprach er: „Wohl, ihr Helben schnell,
der König will mit Rehen
meinen Leib umsetzen;
nun wisset aber sicherlich:
zu Rom nicht sollen sie gefährden mich!
47. Sucht man mich im Baierland,
man findet mich bereit zur Hand,
ob ich mich Herzens rühmen kann.
Und wollen meinen lieben Mann,
sie finden hier bösen Kauf:
sie gewinnen Stiche durch den Bauch!“
48. Am Hofe hat man bald vernommen,
der Herzog wollte nimmer kommen;
da zürnte wohl der König Eber
immer mehr und immer mehr,
daß nicht er kommen wollte;
er sprach, daß er selbst ihn suchen sollte.
49. Mit gemeinem Rath sofort
entbot sein Herr der Kaiser dort:
in kurzer Frist durch Heeresbann
er dreißig tausend wohl gewann,

¹ Erzählung.

- alles gute Knechte,
die wohl gerüstet waren zum Gefechte.
50. Mit Helmen, Halsbergen
fuhren sie von Berne; ¹
das Heer folgt' ihm überall,
sie ritten durch's Trienterthal;
da freuten sich die Feigen ²
auf das reiche Land zu Baiern.
51. Dem Herzoge kam die Kunde,
daß Rom in kurzer Stunde
ihn suche mit so großem Heere,
er könne sein sich nicht erwehren;
da faßte sich der Held gut
einen festen tugendhaften Muth.
52. Zu bestimmtem Tage
entbot er Freund' und Mage,
beide Sippen und auch Mann;
um Hülfe sprach er alle an.
An einem Fluß, der heißet Inn
da kamen alle sie zu ihm hin.
53. Der Fürst auf einen Hügel trat,
zu den Baiern er da sprach:
„Ihr Helden viel vermehren,
nun sollt ihr nicht vergessen,
nun sollt ihr mir auch leisten
was ihr mir so oft habt verheißen.
54. Man thut mir großes Unrecht.
Zu Rom da stand ich einst gerecht,
wo man mir that die Schande
an Haar und an Gewande;
da gewann ich Kaisers Huld,
nun suchet er mich gar ohne Schuld.
55. Doch das wäre keine Noth,
läge schnell der Kämpfer todt;
sie drohen uns mit Schanden:
in ihrer Kerker Banden

¹ Verona. ² Dem Tode verfallen.

- morden Römer unsern Leib
und höhnen hier im Land uns Kind und Weib.
56. Sie stiftet Raub hier und Brand:
so gewinnt Baiernland
hinfür nimmermehr
Tugend und auch Ehre
die's zu meiner Zeit besah:
nun so wehrt euch, Helden, desto baß!
57. Wehret Leib und auch Land!"
Alle reckten auf die Hand:
wer ihm jetzt entrünne,
nimmer der gewönne
weder Lehn noch Egen;
da stürbe Niemand als die Feigen.
58. Herolden den Markgrafen
sandt' er hin entgegen Schwaben;
einen Streit er stritt mit Kraft.
Gott ihn machte sieghaft:
den Herzogen Brennen er fieng,
an einen hohen Galgen er ihn hieng.
59. Den Grafen Rudolffen
und andre seine Holden
mit seinen Brüdern zwein
sandt' er gegen Böhme;
zu Salze der König lag
mit großem Heere wohl bereit zum Schlag.
60. Von da verheert' er Baiernland.
Als ihn der Grafe Rudolf fand,
da nahm er selber seine Fahn
und rannte kühn den König an;
er schlug den König Ösmigen:
die Seinen flohen ohne Muth zu siegen.
61. Den Burggrafen Wirant
schickt' er gegen Ungarland;
er hieß ihn mit den Hunnen schlagen.
Es kann Euch wahrlich Niemand sagen,
wie viel der Hunnen todt da lag:
sie jagten sie den sommerlangen Tag.

62. Der Herzoge Adelger
führte selber sein Heer
hin zu Brigen an das Feld;
da schlugen auf sie manches Zelt.
Das sahn der Römer Wartmann:
schleunig banden sie ihr Banner an.
63. Da brach mancher Eschenschaft.
Volkwin mit großer Kraft
nach des Königes Jenner,¹
daß den schnellen Helden
des Heeres Spitze durchbrach.
Das Wort er gar vermessenlich da sprach.
64. „Den Zins bring deinem Herren
und sage dem König Erveren:
That er meinem Herren Schande
an Haar und an Gewande:
es ist gekommen an den Tag,
daß er's ihm viel wohl vergelten mag.“
65. Sein Banner wieder auf kam.
Das Roß er mit den Sporen nahm,
er durchbrach die weite Schaar:
sie blieben da alle gar:
wie wenige der entkamen,
die da nütze oder tapfer waren.
66. Römer die viel kühnen,
ihre Fahnen die grünen
wurden alle blutroth;
ihre Schaaren litten Noth.
Sie vergossen all' ihr Blut:
nie erlag so mancher Held gut.
67. Die schnellen Jünglinge
mit viel großem Grimme
mochte man da schauen
auf den Tod verhaun.
Da fiel Mann über Mann:
das heiße Kampfsblut weithin da rann.

¹ Bannerträger.

68. Ueber eine Meile
hörte man die Weile
nichts als ach und weh.
Nie man hörte seit noch eh,
daß also kühne Helden
einander schickten zu des Todes Erden.¹
69. Sie wollten weder durch den Tod
noch durch irgendwelche Noth
von der Wahlstatt lehren,
verlassen ihren Herren;
mit Ehren sollt' er scheiden:
des mußte mancher hier das Leben meiden.
70. Der Tag begann zu bleichen,
der Römer Heer zu weichen;
sie waren gar verhauen.
Volthwin konnt' es schauen:
die Fahne hieß er lehren
hin, wo hielt der König Severo.
71. Baiern die bewährten
mit ihren scharfen Schwerten
gegen den König drangen;
ihr Kampflied sie sangen.
die Römischen Knechte
mochten weder fliehen da noch sechten.
72. Das ersah Severus klar,
daß hier fern der Sieg ihm war;
das Schwert warf er aus der Hand.
„Nem, dich hat Baiersland
hier geschändet also sehr:
zu leben nicht gedenk' ich länger mehr!“
73. Als der König erschlagen lag,
der Herzog stiebt seinen Schaft
zu dem Haselbrunnen.
„Das Land hab' ich gewonnen
Den Baiern hier zur Ehre:
die Mark soll ihnen dienen immermehr!“

¹ Wohnungen.

Um lange Erläuterungen Jemand anzugehn haben wir bei diesem einfacheschönen Gedichte nicht nöthig, sagte Irmgard, als Haspinger geendigt hatte. Nur eine Frage erlaube ich mir, und zwar an unsern kampfkundigen Vetter, den Herrn Hauptmann, nämlich die, ob die Baiern in ihren Kämpfen gegen Schwaben, Ezechen, Hunnen und Römer sich nicht etwa des Saurüßels bedient haben und eben darum die feindlichen Schaaren so schnell zu durchbrechen befähigt waren?

Der gute kriegsgeschichtkundige Hauptmann kam durch diese Frage in einige Verlegenheit; denn er wußte nichts vom Saurüßel, außer vom gebratenen, und von dem konnte hier doch keine Rede sein. Er rückte auf seinem Sessel hin und her und wußte nicht, was er sagen sollte. Da erlöste ihn der alte Graf, indem er sich also zu seiner Richte wandte:

Deine Frage, liebe Irmgard, beweist uns zwar, daß du sogar auch in der alten Kriegsgeschichte zu Hause bist, was ich wahrlich nicht von dir vermuthet hätte; aber der Saurüßel oder die Keilstellung kam nur bei Kämpfen des Fußvolkes vor, und die im Gedichte geschilderten Kämpfe sind lauter Reitergesefchte. Es wird nicht nur der Ausdruck „Anrennen“ (vom Fußkämpfer gilt „Anlaufen“) gebraucht, sondern auch einmal des Rosses namentlich gedacht.

Ganz recht, ganz recht, rief da Rünrich plötzlich, es heißt ja von einem der bayerischen Führer, er habe sein Ross gespornt. Ja, eben dasselbe würde ich erwidert haben, wenn der Herr Graf von Hünenberg mir nicht zuvorgekommen wäre, auf Ehre.

Aber so viel ich weiß, entgegnete Irmgard, war es doch erst Kaiser Heinrich I., der das Hauptgewicht im Kampfe vom Fußvolke auf die Reiter übertrug, und alle hier erwähnten Kämpfe fallen ja lange vor seine Zeit.

Ohne Zweifel, nahm jetzt Graf Huno das Wort; aber es ist eine Eigenheit aller mittelalterlichen Gedichte, daß sie immer nur Sitte und Brauch der Zeit schildern, in welcher sie entstunden, obgleich die Dichter wußten, daß die Begebenheiten einer früheren Zeit angehören. Die neueren Dichter freilich folgen ihnen hierin

nicht nach; sie suchen nämlich immer, so weit es ihnen möglich ist, Sitte und Brauch der Zeit zu schildern, welcher die Begebenheiten angehören, finden dabei jedoch nicht selten sich genöthigt, Dichtung statt Wahrheit zu geben.

Also hat meine voreilige Frage doch zu einer sehr sachbezüglichen Bemerkung geführt, und dafür, lieber Huno, bin ich dir von Herzen dankbar, sagte Irmgard.

Jetzt aber erlauben Sie mir auch eine Frage, selbst auf die Gefahr hin, daß auch sie voreilig erscheine, nahm Verta das Wort. Das bedünkt mich eine sonderbare Strafe, die die Römer dem Baiernherzog auferlegen: war diese Strafart denn im zwölften Jahrhundert oder früher gewöhnlich? Ei da konnte manche Frau und mancher Herr ja leicht zu der Ehre kommen, gelegentlich einmal auch herzogliches Haar auf ihrem Haupte zu tragen.

Die Haarschur als Strafe für Vergehen, sagte Haspinger, ward nur an Frauen, nicht aber an Männern vollzogen. Etwas anderes war es, wenn ein Merowing der Wittwe seines Bruders, ihr Scheere und Dolch überreichend, die Wahl ließ, ihre zwei unmündigen Söhne geschoren oder getödtet zu sehen; denn mit der Haarschur wurden die fränkischen Fürsten damals ihrer Herrscherrechte bar und mußten sich ins Kloster begeben. Wenn sie also zwar fürstlich stolz, aber nicht mütterlich antwortete: „Lieber todt als geschoren,“ so begreift sich das eben darum. Bei den Franken waren nur die Merowinge, das königliche Geschlecht, voll und lang behaart, alles Volk aber, Freie wie Edle, ließen ihrem Haare nicht den vollen Wuchs. Sie trugen ihr Haar gescheitelt, an den Seiten lang herabhängend, am Hinterhaupte aber kürzer geschnitten. Hieraus begreift sich auch, wie den Franken unterworfenen deutsche Stämme die fränkische Haartracht, und wohl friesisches Lied, obgleich dasselbe die Haarschur als eine von Seiten des Frankenkönigs Karls des Großen den Friesen für ihre Erstürmung der Stadt Rom bewilligte Ehrenauszeichnung darstellt. Es sagt nämlich:

Auf ihr Haupt er die Krone stieß,
 all darum er sie scheeren ließ;
 dran mochte sehen Jedermann,
 daß er sie hatte frei gethan.

Aber unter Karl dem Großen bestand das merowingische Vorrecht nicht mehr; eben so wenig haben unter ihm die Friesen Rom erobert; es ward also ein älterer Vorfall, die Annahme fränkischer Haartracht durch die Friesen, mit dem berühmten späteren Frankenkönig in Verbindung gebracht.

Auch die Langobarden scheinen das Haar beschnitten zu haben; wenigstens war es bei ihnen Sitte, daß der König dem Fremden, dem er Vollrecht erteilte, das Haar schor. So ist es leicht möglich, daß die an dem Baiernherzog vollzogene Haarschur vielleicht eine wenn auch nur vorübergehende Unterwerfung eines Theils der Baiern unter die Langobarden, die in unserm Gedichte Römer genannt sind, anzeigt. Wenn dasselbe nicht damit schließt, daß der Baiernherzog nach dem Siege das Haar wieder wachsen läßt, so erklärt sich das aus dem Umstande, daß die Baiern wohl sehr bald darauf die Oberhoheit der Franken anerkennen, folglich die mit der langobardischen übereinstimmende fränkische Haartracht annehmen mußten. Hieraus haben wir nun ersehen, daß ursprünglich die Baiern gleich den Schwaben im Gegensatz zu Franken und Langobarden vollen Haarwuchs trugen, jenen folglich auch hierin näher standen als diesen. Auch der nur bis zum Knie reichende Rock ist langobardische Tracht. Die Besiegten machten sich also äußerlich gänzlich den Siegern gleich.

Nicht wahr, lieber Herr Hauptmann, sagte Berta mit schallhaftem Lächeln, grade wie die bezopften Preußen nach der Schlacht bei Jena den zopflosen Franzosen sich gleich machten? Aber wir sind nun hinsichtlich der Haarschur der Baiern völlig befriedigt, denke ich; drum zu einer andern Frage: Sagen Sie uns doch, wo der Haselbrunnen zu finden ist, an welchem der Baiernherzog nach dem Siege seinen Heerschatz in die Erde stößt. Das wäre ein herrlicher Ort für ein zu errichtendes Siegesdenkmal, wenn

man es nicht vorziehen sollte, dem Herzog Adelger seinen verdienten Platz in der Ruhmeshalle anzuweisen.

Dieser Haselbrunnen, erwiderte Leodegar, wird wohl nicht weit sein von dem berühmten Birnbaume, an welchen der aus dem Kyffhäuser hervorgegangene Friedrich Rothbart nach dem Siege über die Feinde seines Volkes seinen Schild aufhängt. Haselbrunnen (in der Urschrift steht adjectivisch hes-len brunnen) bedeutet einen mit Haselstauden umgebenen Brunnen, ein Name, der an hundert Orten vorkommen kann. Es wird also Schwierigkeit haben, den hier gemeinten nachzuweisen, wenn er nicht ganz und gar der Sage angehört, wie der genannte Birnbaum.

Ich weiß nicht, ob ich nicht zu weit gehe, wenn ich an das altnordische hasku erinnere, welches „einen zum Kampfe bestimmten Ort mit Haselstauden bestecken“ bedeutet, sagte Huno. Bei den Skandinaviern war dieß üblich. Wäre diese Sitte auch bei den Baiern, Langobarden, Schwaben nachweisbar, so könnte die Umgebung des fraglichen Brunnens mit Absicht zum Kampfsplatze erwählt sein; auffinden aber dürfte man ihn auch dann nicht. Mit dem Siegesdenkmal wird es also wohl keine Eile haben, um so weniger, als auch noch der Herzog Adelger als geschichtlicher Baiernherzog nachzuweisen wäre. Die geschichtlichen Ereignisse, wenn deren zu Grunde liegen, haben sich hier ganz zur Sage, aber zu schöner Sage verflüchtigt.

Da Sie mir bei dem besprochenen Gedichte so theilnehmend bis zur Südspitze des Baiernlandes und bis nach Rom über Berg und Thal gefolgt sind, so hoffe ich, Sie werden mich bei dem nun folgenden erst nach Trier, dann auf der Mosel und dem Rheine in die Nordsee und von hier durch den Canal und über das mittelländische Meer bis nach Jerusalem begleiten. Das Gedicht nämlich, das Sie gleich sollen kennen lernen, ist nichts mehr und nichts weniger als ein „befreites Jerusalem;“ oder, daß ich mich bestimmter ausdrücke, es ist ein alter heidnischer Naturmythus, der

sich im zwölften Jahrhunderte in ein befreites Jerusalem umgewandelt hat. Jetzt, meine ich, werden Sie sich wohl nicht mehr verlockt fühlen, etwa das berühmte Gedicht des Torquato Tasso zur Vergleichung herbeizuziehen. Unser Gedicht trägt den Namen Orendel; denn dieser Held ist der Befreier, und zwar er ganz allein; er ist die personificirte Idee der Kreuzzüge. Ein Druck vom Jahre 1512, und eine, aber weit schlechtere, Handschrift von 1477 haben uns das Gedicht erhalten. In beiden ist die ursprüngliche vierzeilige Strophe zerstört; nach der Ueberlieferung des Druckes jedoch läßt sich dieselbe wieder herstellen, nicht aber nach der der Handschrift, die bei ihren Umänderungen tiefer eingegriffen hat. Des Gedichtes Sprache ist die eigenthümlich rheinische der Umgegend von Trier. Da der Umfang desselben die Mittheilung des Ganzen nicht erlaubt, so muß ich mich mit einem Auszuge begnügen, der jedoch nichts wesentliches übergehen soll. Auch wähle ich für meinen Auszug die Prosa, doch werden Ihnen einzelne beibehaltene Strophen über die metrischen Verhältnisse des Gedichtes genügenden Aufschluß geben. Der Verfasser, ohne Zweifel ein Zeitender, ist unbekannt. Seiner Erzählung schickt er voraus die Legende vom grauen, ungenäheten Rode Christi, deren er nicht entbehren konnte, weil sein Held diesen Rod in allen Kämpfen statt eines Panzers trägt. Besser wäre diese Legende freilich am schicklichen Orte eingeflochten; allein solche Kunsttätigkeit darf man nicht immer erwarten.

Der graue Rod ist, wie die Legende uns sagt, aus der Wolle eines Lammes gewoben worden. St. Maria spann, und St. Helena († etwa 300 Jahr nach Christi) wusch die Wolle. Der Rod ist nicht genähet und unzerreißbar. Jesus trug ihn, und nach der Kreuzigung erbat sich ein Jude diesen Rod von Herodes zur Belohnung dreißigjähriger Dienste. Er erhält ihn und begiebt sich damit zu einem Brunnen, um die Blutstrecke auszuwaschen; aber sie bleiben. Als Herodes dieß erfährt, gebietet er dem Juden bei Lebensstrafe, sich nicht mehr in diesem Rode sehen zu lassen. Da vermahret ihn dieser in eine Steinkiste, führt ihn zum Meere und wirft ihn in die Wogen, daß er nie mehr gefunden werde. Da kam aber

eine Sirene daher geschwommen, brach die Kiste auf und trieb den Noth drei Tage lang, bis er zum Gefhade von Cypern gelangte, wo er sich neun Klasten unter die Erde verbarg. Nach neun Jahren jedoch kam der Noth wieder empor. Da fand ihn ein Mann, der zum h. Grabe wallte und Tragemund hieß: dem waren zireundstiebenzig Neiche kund. Er wusch ihn in der Fluth des Meeres; aber die Blutsteden blieben. Da erkennt er, daß es Christi Noth sei, den weder er noch ein anderer Mensch tragen dürfe, und wirft ihn abermals in die Fluthen. Sofort kommt ein Wallfisch herbei, verschlingt den Noth und nimmt ihn so mit auf den Grund des Meeres hinab. Hiemit bricht der Dichter für jetzt ab und wendet sich zu seinem eigentlichen Gegenstande.

Da bin ich denn doch begierig zu erfahren, wie der Noth ausgehen wird, wenn der Wallfisch einige Jahre hindurch sich mit der Verdauung desselben abgemüht hat, sagte Berta; freilich an einem Noth, den Jesus getragen und St. Helena gewoben hat, darf uns nichts mehr unglaublich scheinen.

Hüten Sie sich! sagte Pater Leodegar, mit aufgehobenem Finger warnend; noch jetzt wird dieser Noth zu Trier aufbewahrt, und vor etwa zwanzig Jahren war er öffentlich zur Verehrung ausgestellt.

Sie glauben doch nicht, hochwürdiger Herr, daß der Noth zu Trier derselbe sei, der in dem Magen des Wallfisches eingebeizt war, oder? So fragte Berta, und machte einigermassen große Augen.

Das ist eine Gewissensfrage, erwiederte ihr Leodegar; aber warum soll ich an etwas nicht glauben, woran sogar Bischöfe zu glauben behaupten?

Ei, weil die Bischöfe andere Gründe für diesen Glauben haben als Sie, sagte Berta.

Ich meine, sagte der alte Graf, um diesen Wortwechsel zu enden, bei dem Glauben komme es ganz und gar nicht immer auf Vernunftgründe an. Uebrigens denke ich denn doch, daß man heutzutage diese Legende wohl kaum mehr geltend machen wird, selbst dann nicht, wenn man die Echtheit des Nothes zu Trier nicht bezweifeln möchte. Es giebt genug Legenden, die die Kirche nie anerkannt hat, und diese dürfte eine der Art sein. Doch lassen wir diesen Gegenstand fallen; ich bitte, bester Herr Professor, fahren Sie fort.

Ja wohl! stimmte der Hauptmann von Stoffeln bei. Auf Ehre, ich bin jetzt doch begierig zu hören, wie der Wendel, oder wie er heißt, zu dem grauen Rode kommen wird.

Schpinger fuhr also fort:

I.

Zu Trier saß ein König, Eigel genannt, dem zwölf Königsreiche dienten. Er hatte drei Söhne: zwei erbten seine Reiche, Drendel aber gewann die Stadt Jerusalem. Dreizehn Jahre erzog ihn der König mit Sorgfalt, dann gab er ihm das Schwert am St. Stephanstage. Der junge Ritter begab sich sofort in eine Capelle und bat die h. Jungfrau, daß sie ihn einen guten Ritter werden lasse. Von hier dann gieng er zu seinem Vater und bat ihn, ihm ein ebenbürtiges Weib zu geben; der alte König aber sagte, er kenne keine Jungfrau, die ihm ebenbürtig und doch ihm nicht verwandt sei, eine einzige ausgenommen, die, eine hebre Königin, jenseit des Meeres wohne. Sie besitze zugleich Weisheit und weltlichen Ruhm; sie sei eine Sonne aller Frauen und heiße Breide. Ihr diene das h. Grab und dazu viel Heidenchaft; möge er sie gewinnen, so habe er stets Ehre davon. Drendel ist sofort entschlossen, um der Jungfrau willen die Heimat zu verlassen, und bittet, sein Vater möge ihm zweiundsiebenzig Schiffe ausrüsten und mit allem versehen, was zum Unterhalt acht Jahre lang nöthig sei. Eigel willfahrt, und nach drei Jahren schweben die Schiffe auf den Wogen. Acht Könige mit ihren Vasallen will der Vater dem Sohne mitgeben; dieser aber sagt, er solle keinen wider seinen Willen zwingen, Weib und Kind zu verlassen; denn wer auf dem Meere sterbe und den Fischen zur Speise werde, dem versage Gott sein Reich; von ihnen aber werde er am jüngsten Tage die Seele fordern; auch sei mit erzwungenen Streichern böse sechten. Diesen Gründen fügte sich der alte König.

II.

Zwölf Schmiede saßen; sie das nicht vergaßen,

Eilber sie da gliedeten, aus Golde sie da schmiedeten.

Sie schmiedeten gar manchen Sporn, das schuf der König hochgebor'n:
der junge König lobesam die Stahlringe da nahm.

„Wo seid ihr Könige,“ rief er laut, „die tapfer ihr und kampfoertraut,
die mir als Gefellen folgen auf die Wellen?“

Da huben sich an eine Schaar acht Könige gewaffnet gar,
acht Könige edel und auch reich, mit tausend Rittern jeder gleich.

Der junge König lobesam zum andern Male rufen begann:

„wo seid ihr werthen Dienestmann, die mit mir wollen fahren dann?“

Da hub sich wiederum eine Schaar, tausend Ritter gewaffnet gar;
doch konnt' er von dem Ringe die Herren nimmer bringen.

Da hieß er zwei Elbende¹ tragen auf den Hof wohlgeschlagen
aus rothem Golde manchen Sporn: das schuf der König wohlgebor'n.

„Run her! ihr stolzen Helden, ihr lauftet nicht die Hölle
um das Gold also roth, und mühtet ihr auch leiden Roth!“

Um die Rede bitter ließen's nicht die Ritter;

die stolzen Helden jungen, wie bald sie auf sprungen.

Nach sie sich bückten, die Sporen sie auf zückten;

da blieben zwei alleine: die nahm der König beide.

Der junge König nimmt Urlaub und die Helden rudern nun
die Mosel hinunter, dann auf dem Rheine in das Meer, wo sie die
wohlauchgerüsteten Meerschiffe besteigen. Sechs Wochen hindurch ist
die Fahrt glücklich; dann aber wirft ein Sturmwind die Krieger
in das Lebermeer, wo sie drei Jahre lang fest liegen. Da bittet
Maria ihren Sohn, Drendel beizustehn, und Jesus sendet einen
Wind, der die Schiffe aus dem Lebermeere heraus treibt. Die
Herren sind erfreut, ziehen ihre Segel auf und fahren in Ehren
weiter. Bald jedoch haben sie neues Mühfal zu bestehen.

Im wüsten Babylon saßen zweiundsiebenzig Könige, die kühn
und vermessen waren. Unter ihnen war besonders einer, Beligan,
den Christen feind. Als dieser nun die Annäherung der Christen
vernimmt, bemannt er seine Raubgaleeren und segelt hinaus, sie
zu bekämpfen, wird aber von Drendel geschlagen. Fünfhundert
Heiden ertrinken; die anderen enttrinnen. Nach dem Siege führen
die Helden auf Jerusalem zu und kamen der Stadt so nahe, daß
sie das h. Grab erblickten. Aber jetzt überfällt sie ein Sturm, der
alle Schiffe versenkt; Drendel allein vermag sich zu retten, alle

¹ Kamels.

andern ertrinken. Durch die Bogen wird er an das Land geworfen, wo Stod und Stein seine Kleider zerreißen, so daß er bloß dasteht. In seiner Noth ruft er Et. Wieland von Bari um Hülfe an, und um sich gegen die wilden Vögel zu schützen, wenn Gott sein vergesse, gräbt er sich in die Erde ein und verharret in diesem Zustande drei Tage hindurch; noch am vierten Morgen lag er in Sorgen.

Ich möchte Sie gleich jetzt um einige Erläuterungen bitten, unterbrach den Vortragenden Gräfin Jrmgard. Lassen Sie weiter, so könnte man leicht Eines über dem Andern vergessen. Wie habe ich zu verstehn, daß Gott denen sein Reich versage, die im Meere sterben und den Fischen zur Speise werden?

Es war im Heidenthum allgemeiner Glaube, antwortete Hapsinger, daß die Seelen der Verstorbenen, deren Leichnam nicht bestattet ward, der Ruhe entbehrend umher irren und in den Gesilden der Todten keine Aufnahme finden. Sie erinnern sich wohl, daß die Athener im Peloponnesischen Kriege zehn Feldherren zum Tode verurtheilten, bloß weil sie die Leiber der im Kampfe Gefallenen bei einem Sturme auf dem Meere zu sammeln nicht vermochten. Das Recht der Todten auf Bestattung war überall heilig und unverleßlich. Ward es einem versagt, so geschah dieß aus besonderem Grunde. Es war Folge der Strafe oder des Hasses, je nachdem es Verbrecher oder Feinde betraf. Bei den Deutschen wurden auch die dem Wodan Geopferten nicht begraben, sondern an Galgen oder Bäume gehängt, weßhalb er Hångatyr, Hånggott, heißt. Als Germanicus auf die Wahlstatt kam, wo sechs Jahre zuvor Arminius die Legionen des Varus vernichtet hatte, fand er da große Haufen dürrer Menschengelbeine an einem Orte did auf einander gehäuft, am andern zerstreuet, wie der Tod einen jeden ergriffen hatte. An Bäumen waren die Köpfe römischer Hauptleute angenagelt. Hier stunden Galgen, daran man die Gefangenen gehängt hatte, dort Altäre, bei denen andere geopfert worden waren. Die Römer machten große Gruben, warfen die Gebeine hinein und errichteten ein Denkmal aus Erde und Wäsen.

Ohne Zweifel, sagte Graf Huno, hatten die Deutschen das ganze römische Heer schon vor dem Beginne des Kampfes dem Wodan geweiht, was bekanntlich auch bei einem späteren Kampfe zwischen Hermunduren und Chatten der Fall war. Solche Fälle widersprechen daher auch nicht dem sonst allgemein gültigen Gebote der Bestattung, welches ein Eddalied, das Sigurdsmál, also ausdrückt:

Das rath' ich dir zum neunten, daß du nackte Todte hüllest,
 wo du im Felde sie findest;
 seien es Seuchtodte, seien es Seertodte,
 oder seien es Kampftodte Kämpfer.
 Ein Hügel sich hebe dem heimgegangenen,
 Hände wasch und Haupt,
 sämm' ihn und trockne, eh die Rist' ihn aufnimmt,
 und bitte, daß er selig schlafe.

Jetzt begreife ich recht wohl die Aeußerung Trendels, sagte Verta; aber was soll die Austheilung der goldenen Sporen bedeuten, welche das Stück erwähnt, das so ganz die Gestaltung eines Liedes hat?

Nichts weiter als symbolisch kund thun, daß alle, die dem jungen Könige folgen, ihm in seinem Solde folgen, antwortete ihr der alte Graf. Goldene Sporen waren ein Abzeichen der Ritter; wer aber Ritter ward, übernahm die Verpflichtung, die Kirche zu verteidigen. Da Trendel mit der Darreichung der Goldsporen ihnen zugleich diese Pflicht auferlegt, so versteht es sich auch, daß sie in seinen Sold traten. Die Pflicht der Heerfolge hatte ihre Beschränkung und Niemand konnte gezwungen werden, so fern hin Heerfolge zu leisten.

Aber das Lebermeer, wo liegt denn das? fragte Verta.

Im Gebiete der Märchen und Schiffersagen, antwortete Baron Wilmar. Nicht ohne Grund nimmt man an, daß vielleicht schon die Phönicier im grauen Alterthum die Sage vom Lebermeere aufgebracht haben. Man dachte sich darunter ein Meer, dessen Gewässer gallertartig und so dick sei, daß die Schiffe darin fest nicht bewegen könnten vermittlest menschlicher Kraft. Solche Dinge

wurden erfunden und verbreitet, um andere von entfernter Schiffahrt abzuhalten. In ihm liegt auch der Magnetberg, der alle Schiffe an sich ziehet. Später ward auch wohl das todte und das rothe Meer mit dem Namen Lebermeer belegt. Der erste Theil des Namens gehört zu liberen, gerinnen, und zu lab. Eine andere Form ist Alebermeer. Mit der Ortskenntniß des Dichters stand es übrigens nicht zum besten, da er das alte Babylon und sogar auch Jerusalem sammt dem h. Grabe an das Meer setzt. Ein sicherer Beweis, daß der Dichter an keinem Kreuzzuge sich theilte, folglich auch seine Schilderung der Verhältnisse in Jerusalem nicht auf eigener Anschauung beruhet.

Dies alles sind Dinge, die sich eigentlich von selbst verstehen, ließ sich Königold vernehmen; ausgefallen ist mir jedoch, daß seine königliche Hoheit, den Prinz Drendel, den alten Wieland in seinen Nöthen anruft. Der ist mir doch weder im „Oberon“ noch in „Iris und Jenide“ als besonders fromm oder gar heilig erschienen.

Der Dichter Wieland wäre wohl ein etwas wunderlicher Heiliger, zumal in einem Gedichte des zwölften Jahrhunderts, sagte lächelnd Leodegar; aber St. Wieland von Bari ward besonders von nothhaften Seefahrern angerufen.

Jetzt, meine ich, ist wohl alles einer Erläuterung bedürftige erläutert, nahm Haspinger wiederum das Wort; ichahre also fort, wenn es Ihnen recht ist.

III.

Da hörte Drendel plötzlich das Meer rauschen und erblickte einen Mann in einem Schiffe. Er ruft ihn an, der Fischer aber hält ihn anfänglich für einen entsprungenen Dieb und will ihn tödten. Drendel sagt, er sei gestern auch noch ein Fischer gewesen; seine Gesellen jedoch seien im Sturm umgekommen; er möge ihn doch um Maria's Willen zum Diener annehmen. Der Fischer heißt ihn darauf in das Schiff treten, drohet ihm aber, daß er ihn in das Meer werfe, wenn er ihm nicht sofort das Schiff mit Fischen anfülle, da er sich gerühmt ein Fischer zu sein.

Da nahm Crendel das Netz und warf es in dem Namen des Vaters, des Sohnes und des h. Geistes in die Fluth, und Gott sandte ihm St. Petern zu Hülfe, so daß er bald so viel Fische fieng als das Schiff faßte. Darüber spricht ihm Meister Eise der Fischer seinen Dank aus und nimmt ihn mit.

Sie wenden sich nach dem Hause des Fischers an der Clause (den Dardanellen?). Des Fischers Weib steht an der Thüre und bewillkommt ihren Gatten, spricht aber ihre Befürchtung zugleich dahin aus, daß der nackte Mann sie wohl nicht unberaubt lassen werde. Eise beschwichtigt sie, rühmt des Mannes Fischerkunst und sagt, daß er ihn in Dienst genommen habe. Vierthalb tausend Fische waren gefangen, darunter auch ein Wal, der, als man ihn aufschnitt, den grauen Rod noch unverdauet im Magen trug. Die Frau rath ihm wieder in das Meer zu werfen, Eise aber meint, er sei wohl fünf Schillinge werth und er behalte ihn. Crendel bittet um den Rod, Eise aber sagt, er gebe ihn nicht, außer er werde abverdient. So dient Crendel dem Fischer sechs Wochen lang bis zum Tage des h. Thomas, erhält dann aber nur ein Paar Hosen, drei Pfenninge werth, und ein Paar Schuhe von Hindsleder. Crendel beklagt sich, daß er so bekleidet nicht unter biedere Leute gehn könne, worauf Maria ihren Sohn bittet, ihm aus der Noth zu helfen. Jesus heist sie selbst ihm helfen, und so sendet sie ihm durch einen Engel dreißig Pfenninge zum Ankaufe des grauen Rodes. Zugleich sagt ihm der Engel, daß sein ertrunkenes Gefolge im Himmel sei; Gott selbst habe dasselbe dahin geleitet. Noch vierzehn Vorkämpfe müsse er bestehn, aber der Rod werde ihn besser als ein Panzer schützen. Erstent begiebt sich Crendel auf den Markt, wo Eise den Rod feil bietet. Hier nun wirkt Gott das Wunder, daß der Rod, wo irgendwer ihn angreift, zerreißt, und so überläßt ihn Eise an Crendel um die dreißig Pfenninge. Crendel legt ihn an, und er ist wie neu. So bittet denn nun Crendel um Urlaub, daß er zum h. Grabe gehn dürfe. Er erhält ihn und dazu noch vom Fischer ein Paar neue Hosen, von der Fischerin aber drei Pfennige Reisegeld.

IV.

Schnell eilte er nun auf Jerusalem zu, so daß ihm Niemand zu folgen vermochte. Da begegneten ihm dreihundert Heiden, von einem Riesen geführt; die fiengen ihn, führten ihn über hohe Berge und legten ihn in einen tiefen Kerker. Da bittet Maria ihren Sohn um der Ehre seines Grabes willen, für das Drendel sich erhoben habe, ihn zu befreien, und Jesus sendet den Engel Gabriel, den Kerker zu öffnen und den Gefangenen zum h. Grabe hinzuleiten. Als Drendel das h. Grab erblickt, spricht er: „Weides, Leib und Seele, sollst du empfangen.“ Bald sah er vier Tempelherren sich nahen, die die Messe singen wollten. Als sie vollendet war, war Niemand da, der ihn zu sich eingeladen hätte; er setzte sich also traurig an die Burgmauer. In der Burg aber war großer Lärm, worüber er sich wunderte; da kam ein Burgmann auf ihn zu, der ihn Herr „Graurod“ nannte, weil er seinen Namen nicht wisse, und dieser Name blieb ihm seitdem. Auf seine Frage, was der Lärm zu bedeuten habe, erhält er die Antwort: Tempelherren treiben Kurzweil vor der Königin Breide. „Sage mir, spricht er, welche ist die Königin?“ „Sieheßt du dort zwölf Jungfrauen an der Finne stehn? Die mitten inne ist die Königin.“

Nun gieng der Graurod über den Hof, wo er Helden unter grünen und rothen Bannern reiten sah. Da wünscht er sich auch ein Ross, damit er sehe, was er werth sei. Er erblickt in einer Laube zwei saracenische Herren beim Schachspiel sitzen, den König Mercian und seinen Bruder Schrutan, die sich beide auf die Hand der Königin Breide Hoffnung machten. Er gieng zu ihnen und bat sie um Ross und Schild um unsers Herren Milde willen. „Ja, du Waldbauer, sagte Schrutan, das wird dir zu schwer.“ „Ich sage Euch, Herr, entgegnete der Graurod, Ihr werdet es noch entgelten, daß Ihr mich gescholten habt.“ Der Graurod wollte sich entfernen, Mercian aber hielt ihn verweilen. „Wisse zwar, sprach er, daß wir nichts um deines Gottes willen thun; doch will ich dir heute Ross und Schild nicht versagen; nur sage mir, wenn du sie mir im Kampfspiele verlierst, was soll ich zum

Entgelte haben?“ „Mich selbst als Eclaven,“ entgegnete der Graurod, und sofort ließ Mercian Roß und Schild herbeiholen. Das Roß war schwarz und drei Männer mochten es kaum halten. Als Mercian sah, daß das Roß so wild war, sprach er: „Führe es zu jenem Steine, daß es dich beim Aufsteigen nicht verlese; drei Knechte, sage ich dir, hat es mir bereits erschlagen.“ „Den Spott, Herr, vergebe Euch Gott!“ sagte der Graurod und führte es schön an den Fürsten vorüber. Schnell nahm er dann den Schild an den Arm und den gewaltigen Speer, den man ihm reichte. Dann umgürtete man ihm ein gutes Schwert und setzte einen Helm auf sein Haupt. Wie ein Held sprang er in den Sattel ohne Stegreif. Nun aber konnte er die vorn zu breiten Schuhe nicht in den Steigbügel bringen; er zog sie also aus und warf sie weg, tadelte den Schuster, der sie so breit gemacht, entschuldigte ihn jedoch auch wieder, da er ja nicht gewußt habe, daß sie ein Ritter tragen solle. Da sandte ihm Christus zwei goldene Schuhe, und als er diese angelegt hatte, war er stolz und froh.

Als er fest zu Rosse saß, erschütterte er mannhaft seinen Speer. „Siehst du's, Schrutan? sagte Mercian, es werden heute noch viele kühne Helden von seinen Händen todt liegen; er wird manchen Mann in Noth bringen.“ „Was gäbest du dem zum Lohne, der dir diesen Graurod brächte? entgegnete Schrutan. Nun, ich will den kühnen Degen an meinem Speere dir bringen, daß Männer und Frauen ihren Schimpf mit ihm haben sollen.“ „Bruder Schrutan, sagte Mercian, mir werde nicht zu Theile, was du an ihm erwirbst!“ Diese Rede erregte Schrutans Zorn. Er rüstete sich, bestieg sein Roß und rannte mit gesenktem Speere gegen den Graurod; dieser aber empfing den Stoß, als wäre er eine Steinwand. Dann aber rannte er gegen Schrutan so, daß dieser durch den Stich getödtet zur Erde sank. Darauf tödtete er noch vierundzwanzig Heiden, die ihn anritten, und sieng dann zwölf Rosse ein und brachte sie Mercian. „Hier hast du deinen Lohn, sagte er; ich aber will zurück zum Kampfe.“ „Wisset, Herr Graurod, rief Mercian, der Teufel brachte Euch her; der müsse auch Euch wieder in die Hölle hinabführen.“ „Wollt Ihr mich

des Scheltens nicht erlassen, entgegnete der Graurod, so müßt Ihr auch eines von mir haben!“ Mit diesen Worten wandte er sein Ross um und ließ es vor der Königin Breide hoch empor springen.

„Sehet diesen schlichten Ritter! sagte die Königin. Er führt nichts anders als einen grauen Rod; wollte Gott, er wäre in Sammt und Seide gekleidet. Möchte ich einen Voten haben, der den Held zu mir zu laden sich getraute! Sie trachten alle nach seinem Leben; er muß mich wahrlich dauern. Echiltwin, du sollst mein Vote zu ihm sein.“ „Frau, entgegnete Echiltwin, das kann nicht geschehen. Meine Augen haben ihn heute wohl beschauet; er sieht die zornigen Wolfsblide, ehe ich zu Worte käme, hätte er mir das Leben genommen.“ Dann aber erbot er sich Vote zu sein, jedoch ohne Schild und Schwert. Sofort ritt er hin auf den Hof, wo ihn der Graurod gräulich anblidte. Da sagte Echiltwin: „Ich begehre nicht dir Feind zu sein. Dir entbeut Jungfrau Breide, die edle Königin, ihren Gruß. Keinem Mann mag sie holder sein als dir, Held; das kann ich dir wahrlich sagen.“ „Das vergelte ihr Gott, Herr,“ sagte der Graurod, daß sie mich fremden Mann zum Diener annehmen will. Wenn ich hier meinen Willen vollbracht habe, so will ich alles thun, was ihr lieb ist.“ Hierauf stieg er sechs Rosse und gab sie dem Voten zum Lohne. Als Echiltwin in die Burg zurück kam, fragte Breide, was für ein Mann der Graurod sei? „Er ist breit von Schultern, sagte Echiltwin, und blickt grimmig. Hättet Ihr dreißigtausend Mann, er wagte sie allein zu belämpfen.“

Als die Tempelherren von dieser Botschaft hörten, trachteten sie aus Haß gegen die Königin dem Graurod nach dem Leben und sandten nach einem furchtbaren Riesen, Namens Mentwin, dem besten Kämpen des Landes, der statt des Rosses einen jungen Elephanten ritt. Als er ankam und nach dem Graurod fragte, sagte Mercian: „Dort siehst du ihn. Er ist ein kernichter Mann, du wirst ihm nichts anhaben!“ „Warum hat man mich hergerufen? schrie der Riese. Kämpfe ich mit dem Männlein da, so habe ich nur Schande davon. Den nehme ich unter meinen Arm

und werfe ihn auf den Grund des Meeres hinab!“ „Verträge ich dir das, entgegnete Trendel, so wäre ich sanften Gemüthes. Aber du thust besser, dich in den Wald zurück zu trollen, und laß uns kleine Leute am Leben.“ Da ergriß den Niesen grimmer Jörn; mit beiden Sporen stachelte er sein Thier, schüttelte kräftig den Speer, sprengte gegen den Graurod und gab ihm einen gewaltigen Stich. Kaum blieb der Graurod im Sattel, doch vergalt er ihm es schnell. Kein Wort sprach er, als er gegen den Niesen ansprenge; aber mit Jörn stach er auf ihn, daß er sammt dem Elephanten zu Boden stürzte. Als die Tempelherren das sahen, erschraden sie und jammerten; der Graurod aber sagte spottend: „Schweiget doch, ihr Herren! er ist in seinen Waffen sanft eingeschlagen. Nun steh auf, Kind, binde dein Meerrind, daß es dir nicht entlaufe, oder du hast es verloren.“ Darauf ergriß er den Elephanten und zog ihn über den Tempelhof. „Wo ist nun das fahrende Volk, rief er, für das Gott noch immer sorgte? Die mögen das Unthier nehmen.“ Froh ward darüber das fahrende Volk; sie kamen auf den Kampfplatz und beschauten den Elephanten von allen Seiten. Dem Niesen zogen sie aber sofort all sein Waffengeschmeide ab. „Nun wohl her, Arme und Reiche! riesen sie. Wer mit uns trinken will, der setze sich her zu uns!“ Noch hielten zwölf Heidentönige auf dem Kampfplatze. Da ritt der Graurod wieder in den Kampf und schlug tiefe und weite Bunden. Sechs Könige schlug er todt, die anderen aber entflohen. Da der Graurod sah, daß Niemand mehr kämpfen wollte, warf er sein Roß herum und ließ es hoch empor springen vor Jungfrau Breiden der Königin.

Breide die Königin gieng ihm entgegen und grüßte ihn freundlich. „Zwar sollte ich Euch nicht grüßen, sprach sie, denn Ihr habt mir meine Vasallen erschlagen, die mir das h. Grab beschirmen sollten.“ „Das habe ich nicht, Frau, sprach der Graurod; keinen Christen habe ich getödtet. Eure heidnischen Anechte thun mir Unrecht. Schonte ich daran nicht Euer, es müßte allen an das Leben gehn.“ Da sagte Breide, die schönste aller Frauen: „Nun, Jüngling, küsse mich, das Kind eines Königes. Mir sagte

Gottes Stimme von dem Sohne Eigers: Er hob sich von Trier mit zweihundsebenzig Knechten: die sind ihm alle versunken; Niemand kam davon außer der König: der soll nun mein Herr sein und herrschen über die Burg zu Jerusalem.“ „Ihr irret Euch, Frau, sagte der Graurod; ich bin nur ein armer Mann, der um Gottes willen zum h. Grabe gieng.“ Wie es auch um diese Rede sein mochte, sie küßte den wackern Held. Das sah der Heide Mercian, er kam eiligt herbeigelaufen und sagte: „Ei, Frau Breide, ist das recht gethan, daß Ihr mit meinem Knechte kofet?“ Sofort ließ sie den Graurod von der Hand. „Wie nun, Held? sagte sie. Selten sah man traun so tapferen Knecht.“ Da sprach der Graurod: „Dem ist nicht so, das weiß Gott. Er ließ mir sein Noß; aber sein eigen ward ich nie.“ „Laß die Rede, schrie da Mercian, oder ich heiße dich vor die Burgmauer führen und züchtigen.“ Da ballte der Graurod seine Faust und schlug den Heiden zu Boden. „Diesen Dienst habe ich dir gethan, sagte er; begehrtst du des, so diene ich dir mehr.“ „Dieses Wortes sage ich dir Dank!“ sagte da Breide, und sofort hieß sie den Heiden greifen und binden. Da wollte man den Fürsten in einen Kerker führen, aber der Graurod bat für ihn. „Ich habe ihm Leid gethan, sagte er, ich habe seinen Bruder getödtet.“ Da hieß sie ihn ihm nach seinem Willen thun. Sofort zerschnitt er ihm seine Bande. „Bei deiner Ehre, sprach er, sage nie mehr, daß ich dein Knecht sei.“ Schnell schwang sich der Heide auf sein Noß und ritt zum Thore hinaus gen wüsten Acalon; sie aber nahm den Graurod bei der Hand und führte ihn in ein Wohngemach. Man trug ihm Fleisch und Fisch auf; Wild und Jahn gab man ihm genug, so gut man es nur immer haben mochte. Da ruhte nun der stolze Held sieben Tage lang.

Hier mögen wir füglich einen Stillstand machen und uns, wenn Sie wollen, zur Beschreibung von Einzelheiten wenden; die inneren Feinde des h. Grabes sind bezwungen; in den folgenden Abschnitten hat es Trendel mit den äußeren zu thun.

Im dritten Abschnitte, sagte Irmgard, wird Trendel, das ist Klar, mit dem nöthigen Rüstzeuge ausgerüstet, um seine Aufgabe,

die Befreiung des h. Grabes, lösen zu können. Auffallend dabei ist mir nur das Benehmen Eise's; er zeigt sich habgüchlich, was ich nicht erwartet hätte.

Habgüchlich ist Eise nun zwar nicht; aber der kostbare Rock will verdient sein, und so muß sich Drendel zum Knecht erniedrigen, um sein würdig zu werden. Freilich hätte der Vorschlag, den Rock abverdienen zu lassen, recht wohl von der Frau des Fischers ausgehen können; aber der Dichter fand es nicht für nöthig, da die Sinnesart Eise's überhaupt eine etwas raube ist. Er zeigt überall rauhe Derbheit, die ihm sogar etwas Niesenhaftes giebt, und mit Zartsein nicht vereinbar ist.

Ihre Erklärung, lieber Herr Haiping, könnte genügen, und sie würde es auch, erwiederte Irmgard, wenn Eise nach Verluß der Dienstzeit den Rock gäbe, aber das geschieht nicht.

Nein, es geschieht nicht, sagte Leodegar, aber wohl nur, wie ich denke, um der h. Jungfrau wiederum Gelegenheit zum Einschreiten zu geben. Ihr, der Patronin der Kreuzzüge, kam es zu, ihren Streiter auszurüsten, nachdem er sich durch Demuth dessen würdig gezeigt, und das geschieht nun. Eben darum lehnt es auch Christus ab, hier zu helfen.

Nun genügt die Erläuterung völlig, sagte Irmgard. Aber weßhalb wird jetzt das Dienstverhältniß Drendels zu Eise nicht gelöst, da er doch mit der neuen Bekleidung auch in einen neuen Dienst eintritt?

Diese Frage wird wohl, wie ich meine, das Gedicht selbst später beantworten, sagte der alte Graf; aber zu welcher Zeit haben denn Tempelherren den Kirchendienst in der Kirche des h. Grabes gehabt? Könnte diese Angabe nicht dazu dienen, die Entstehungszeit des Gedichtes näher zu bestimmen?

Ich glaube kaum, erwiederte Leodegar. So lange es Tempelherren in Jerusalem gab, werden die Priester des Ordens in der Kirche des h. Grabes freilich auch Messen gelesen haben, gleich den Priestern aller anderen Orden. Tempelherren fand man in Jerusalem jedoch nur seit der Stiftung des Ordens, im Jahr 1118, bis zur Eroberung der Stadt durch Salaheddin, im Jahr 1188.

Zu dieser Zeit gab es nun aber keine christliche Königin mit saracenischen Dienstmännern daselbst. Uebrigens giebt sich unser Gedicht selbst nur als die Uebearbeitung eines älteren, für uns verlorenen Gedichtes.

Aber lassen sich im Gedichte denn durchaus keine geschichtlich begründeten Ereignisse nachweisen? fragte Verta.

Es giebt freilich einige geschichtliche Begebenheiten, die mit denen im Gedichte erwähnten eine gewisse Aehnlichkeit haben, sagte Gaspinger; allein hieraus möchte ich noch nicht schließen, daß dieselben denen im Gedichte wirklich zu Grunde liegen; sie sollen jedoch an der geeigneten Stelle mitgetheilt werden. Hier erwähne ich nur, daß Jerusalem von den Saracenen unter dem Kalif Omar im Jahr 636 erobert ward und bis zum Jahre 1099 in ihrem Besitze blieb. Die Christen wurden damals nicht vertrieben, noch überhaupt, so lange die Herrschaft der Araber dauerte, der Religion wegen gekränkt. Erst unter Abdalla, im Jahre 757, traten Verfolgungen ein und das friedliche Verhältniß zwischen Christen und Saracenen ward nie mehr völlig oder dauernd hergestellt. Wollten wir also auf dieses Verhältniß, das auch unser Gedicht anerkennt, Gewicht legen, so hätten wir die Zeit von 636 bis 757 als die Zeit der Begebenheiten unseres Gedichtes anzunehmen, wogegen freilich Manches wiederum streitet. Der Tempel des heiligen Grabes z. B. ward vom ägyptischen Kalif Hakim im Jahr 1010 zerstört, vom griechischen Kaiser Romanus Argyrus aber mit Erlaubniß des Kalifen im Jahr 1033 wieder aufgebaut. Auf diese Zerstörung könnte die später von unserem Gedichte erwähnte Wegnahme und Entweihung des Tempels vielleicht Bezug haben, wie die Zurückeroberung durch Breide auf die Wiederaufbauung durch Romanus. Bei Ascalon wurden die Saracenen geschlagen in den Jahren 1099, 1101, 1102, 1115, 1123, und da von dieser Stadt aus sehr oft Raubzüge unternommen wurden, wurden die Mauern derselben im Jahr 1154 von den Christen gebrochen, weshalb sie im Gedichte „Wüsten Ascalon“ heißt. Sie sehen also hieraus, daß es eine mißliche Sache wäre, die Kämpfe des Gedichtes mit denen der Geschichte vereinbaren zu wollen, um so

mehr, als alle Personennamen des Gedichtes der Geschichte unbekannt sind.

Nun muß ich Sie noch um eine Erklärung bitten, bester Herr Hauptmann, wendete sich Irmgard jetzt lächelnd an Rünrich. Wie Sie hörten, ward ein Turnier geschildert, welches freilich einen ernsten Ausgang nimmt. War es denn Turniersitte, daß das Ross des Besiegten dem Sieger anheim fiel? Das mußte ja die an sich schon kostspieligen Waffenspiele noch kostspieliger machen.

Meine Quellen enthalten darüber nichts, erwiederte Rünrich mit einiger Verlegenheit, und ich bin also nicht im Stande, Ihnen darüber Auskunft zu geben.

Allerdings, nahm der alte Graf das Wort, war es bis zum vierzehnten Jahrhundert mindestens Sitte, daß die Knappen, deren jeder Ritter wohl einige bei sich hatte und die ihn mit neuen Speeren versehen mußten, um den Abgang zu ersetzen, die Rosse der Besiegten einfiengen, die dann gelöst werden mußten. Auch wurden die Ritter selbst wohl zuweilen gefangen fortgeführt und mußten dann sich lösen. Zuweilen wurden die Lösungssummen schon vor dem Kampfe festgesetzt. So hatte denn allerdings Drendel die Pferde der Besiegten als sein Eigenthum zu betrachten, wie er ja auch das entlehnte Ross zu vergelten gehabt hätte, wenn er besiegt worden wäre. Die Schildprobe oder den Nachweis, daß der am Turnier Theilnehmende zur Theilnahme berechtigt sei, kennt das Gedicht noch nicht. Dieser Brauch kam auch wohl erst später auf, als Adel und Ritterwürde Bedingung der Theilnahme geworden war und jeder Nichtberechtigte oft mit Schlägen aus den Schranken gewiesen ward. Es wird jedoch später noch oft Gelegenheit sein, über das Turniervesen zu sprechen und so mag dieß Wenige hier genügen.

Nur eine Frage erlauben Sie mir noch, sagte Berta: War es denn erlaubt, sich eines andern Reitthieres als eines Rosses zu bedienen, wie z. B. Wentwin einen Elephanten reitet.

In der Wirklichkeit gewiß nicht, schon weil dadurch die Gleichheit der Kampfkräftung aufgehoben worden wäre, antwortete Hapsinger; aber in Gedichten kommt dergleichen schon vor, jedoch wohl

nur als dichterische Freiheit. — Ich kann nun also mit dem Gedichte fortfahren; doch will ich vorher noch eines Gegenstandes gedenken, der übersehen ward, der Schelte nämlich. Unter Schelte verstand man Beleidigung durch ehrenrührige und deshalb verbotene Worte, wie hier Waldbauer und anderwärts Schrat, Walschrat, d. h. Geist, Waldgeist. Trendel rächt sich also an Schrutan, weil er von ihm bescholten war. Nun wieder zum Gedichte.

V.

Da kamen aus wüsten Acalon vierzehntausend Heiden, die der Niese Liberman führte. Er legte sich vor die Burg und rief hinein: „Seid Ihr da innen, Frau Breide? So gebet uns den Graurock heraus auf den Tempelhof oder wir verbrennen das Grab und tödten die Christen.“ Als Frau Breide das hörte, stund sie auf und gieng zum Graurock. „Herr, sprach sie, nun kamen aus wüsten Acalon vierzehntausend Heiden, die heißen Euch drohend vor die Burghofe hinaus.“ „Des walte Gott! Frau,“ sprach der Graurock. Des Morgens, als es tagte, gieng der Graurock auf den Hof und Frau Breide hieß ihm ein Ross bringen und eine mit Golde reich verzierte Brünne auf den Hof tragen. Er legte sie an, zog aber darüber den grauen Rock. Darauf bat der Graurock sie um ein gutes Schwert und sie befahl, ihres Vaters Davids Schwert herbei zu bringen. Der Kämmerer brachte eine Lade herbei und schloß sie mit drei Schlüsseln auf; doch hatte er davon wenig Gewinn. Daraus nahm er ein kostbares Schwert und gab es in die Hand der Königin. Sofort schlug sie es gegen eine Mauer: da brach es in drei Stücke. Zornig schlug sie mit dem Griffe den Kämmerling über den Rücken und trat ihn unter ihre Füße. Laut schrie dieser, bat um sein Leben und verhiess ihr seines Herren Schwert zu zeigen. So führte er die Maid mannstief unter die Erde und hier grub man das alte Schwert Davids heraus. Es steckte in guter Scheide, war breit und scharf und schnitt Stahl und Eisen. Sie nahm und gab es dem Graurock. „Zieh! sprach sie, nimm dieses Schwert! kein Mann führte es, ohne den Sieg zu haben.“ Schnell gürtete er sich es um, und sie selbst setzte ihm

auf das Haupt den Helm, den König David in manchem Streite getragen hatte. Um ihn herum lag eine leuchtende Krone von Gold. Als die Herren sahen, sprachen sie hobnend: „Ei, sehet doch diesen König! Vor dem trauen wir uns noch zu behaupten. Nichts ist sein eigen als der graue Noth; wahrlich, nicht einen Schritt weit folgen wir ihm!“ Der Grauroth achtete nicht auf diese Rede, sprang ohne Stegreif in den Sattel, nahm Schild und Speer und ritt aus der Stadt. Hinter ihm schloßen sie die Thore und ließen ihn allein reiten; aber Gott half ihm und so mochte er gern kämpfen. Schnell ritt er bis über den Jordan, wo er Libermanen fand. Sie sprengten mit großem Grimme gegen einander; der Grauroth aber stach dem Gegner durch das Kettelhend. Als der Kiese todt am Boden lag, schlug der Grauroth dem Bannerträger der Heiden das Haupt ab und dreimal durchbrach er das Heer. Die Heiden stoben über das Feld mehr als eine Meile weit. Tapfer ritt der Grauroth hinter ihnen drein; so erschlug der Sohn Eigels hier manchen Held. Da gewannen die Heiden unsanftes Lager in Holzstößen und auf Alben: überall sahen sie ihn; er aber lehrte mit Ehren nach Jerusalem zurück.

Entgegen gieng ihm Breide, die schönste aller Frauen. Als sie ihn erblickte, sprach sie freundlich: „Willkommen, Herr Grauroth! Noth kenne ich Euch nicht, sonst würde ich Euch anders nennen; doch sollst du mein Herr sein, ein hehrer König über die Burg zu Jerusalem!“ Dann küßte sie den Heli und führte ihn in die Burg. Sie bereitete ihm ein Bad, legte ihm drauf einen neuen Mantel um und setzte ihm die Krone auf das Haupt, die König David an seinen hohen Festen trug. Da saßen sie nieder, aßen und tranken; als sie aber schlafen giengen, brachte ihm ein Engel die Weisung: neun Jahre lang keiner Minne mit Breiden zu pflegen, und er legte sein Schwert zwischen sich und die Frau. Als Breide ihn fragte, ob dieß so bei ihm Landstille wäre, theilte er ihr die Weisung mit, worauf sie sagte: er solle sein Schwert nur einschieben, sie könne schon Jungfrau bleiben. Seitdem ruhet er sechs Wochen lang.

VI.

Darauf hub sich ein neuer Kampf. Aus wüsten Babylon kamen sechzehntausend Heiden, die der König Baligan führte. Er ritt an die Burgmauer und rief hinein in die Burg: „Seid Ihr da innen, Breide, die schönste aller Frauen? so gebet uns den Graurod heraus auf den Tempelhof, oder wir brennen das Grab und tödten die Christen. Den Graurod will ich an einen Galgen hängen, Ihr aber sollt mein Weib werden.“ Als Breide dieß hörte, gieng sie zum Graurod und sagte ihm, was ihm und ihr angedrohet sei; er aber gieng sofort an die Zinne und rief dem Heiden zu: „Hebe dich, du Wagenstange, hin über den Jordan! dahin komme ich dir zu Leide. Wenn nicht Gott es wendet, sollst du mit deinem Leben mir büßen.“ Da ritt der Heide zurück zu seinem Heere und sagte ihm, daß der Graurod ein Held sei, aber er wolle ihn an einen Galgen hängen und Breide müsse sein Weib werden.

Da gieng Frau Breide zum heiligen Grabe, ließ sich auf ihre Knie nieder und betete: Herr der Himmel, behüte mir meine Ehre und beschirme mir den Mann, der mir helfen soll dein Grab zu vertheidigen.“ Sofort schwebte ein Engel zu ihr hernieder und sprach: „Hörest du mich, Breide? Edle Königin, heut alle deine Macht auf Euch zum Schutze!“ Auf diese Rede gieng sie flugs hin zum Glöckner und befahl ihm zu läuten. „Ich muß alle meine Dienstmannen haben!“ Der Glöckner läutete und sofort versammelten sie sich und schritten in den Palast, wo Breide und der Graurod war. „Ihr Herren, sprach sie, ich mahne Euch an Eure Treue; laßt es Euch leid sein, daß der Heide Baligan mir meinen Mann und all meine Ehre nehmen will.“ Da bat der Graurod, daß sie ihm ihn überlasse. „Und wäre er so groß wie ein Thurm, ich setze mit ihm!“ Frau Breide gebot also ihren Dienstmannen, daß sie ihm beistünden, und sie schwuren ihm Eide, aber sie schwuren Meineide. Der Graurod hub sich nun an die Zinne, von wo er auf der Heide manche Banner schweben sah. Da gürte er sein Schwert um, setzte den Helm auf, bestieg sein Ross, nahm Speer und Schild und ritt zum Thore hinaus. Sogleich sprengte ihm Baligan entgegen. Einen dreifachen Panzer trug er

um seine Brust: der eine war von Horn, der andere von Silber, der dritte von leuchtendem Stahle. Sie zerstachen ihre Speere auf einander, bückten sich hinter die Schilde und zogen die Schwerter. Die Helden schlugen auf einander, daß die Funken über das Feld hinstoben. Immer grimmiger ward Baligan; er schlug dem Graurod einen so gewaltigen Schlag, daß er unter seinem Schilde lag. Das erbarmte die Königin St. Maria und sie bat ihren Sohn, Drendel um der Ehre seines Grabes willen, für das er ausgezogen sei, aus der Noth zu helfen. „Das soll geschehen, liebe Mutter,“ sprach unser Herr, „sogleich heiße ich ihm helfen.“ Und Christ sandte einen Engel, der Drendels Muth kräftigte, so daß er flugs dem Heiden das Haupt abschlug.

Jetzt erst brachen die sechzehntausend Heiden, die verborgen lagen, hervor. Das sah Breide von der Zinne herab und schnell rüstete sie sich selbst, zog die Brünne an, die vier goldene Beeren hatte, woran man die Königin erkannte, gürte sie ein Schwert um, band den Helm auf, schwang sich auf das Roß, nahm den Schild und ließ sich ihre stählerne Stange reichen. Dann ritt sie zum Thore hinaus nach dem Jordan hin und schlug eine weite Straße durch die Heiden, bis sie Drendels ansichtig ward. „Held, rief sie da, bist du irgendwo wund oder bist du noch unverletzt?“ „Ich bin unverletzt, antwortete er, aber mein Roß ist ermüdet; möchte ich nur ein frisches haben!“ Da sah Breide einen Sprer auf hohem Rosse, sprengte gegen ihn hin und schlug ihn nieder. Darauf nahm sie das Roß beim Zaume, führte es dem Graurod zu und hielt ihm selbst den Stegereiß. Als er auf dem Pferde saß, ward sein Herz fröhlich. „Um deiner Liebe willen halte dich nun zur Seite, sprach Breide, so wird uns kein Unfall begegnen.“ Als die Tempelherren die Königin selbst im Kampfe sahen, schämten sie sich und ritten hinaus auf das Walfeld. Da wollte Breide ihre Diensmannen selbst angreifen, aber der Graurod wehrte ihr. „Um Gott, rief er, das unterlasset! Zweiundsiebzig Schiffe führte ich von Trier; die versanken mir im Meere; wären meine Vasallen mir hieher gefolgt, die wären treulich zu mir gestanden.“ Da die Breide hörte, rief sie erfreut: „So bist du es, Drendel!

so hat dich Gott mir gesendet! Nun ist es mir wahrlich lieb, daß ich treu zu dir gestanden bin, und nie will ich von dir wanden.“

Haspinger schwieg, um Fragen oder Bemerkungen entgegen zu nehmen. Hier merkt man deutlichst, nahm das Hoffräulein das Wort, daß der Dichter dem gemeinen Volke angehörte. Wie abgeschmackt, von einer Königin zu behaupten, sie habe einem Ritter ein Roß zugeführt und ihm selbst den Stegeregis gehalten! Und wie albern die Behauptung, sie habe einem Manne ein Bad bereitet und einen Kammerherrn allerhöchst eigenhändig geschlagen und unter ihre Füße getreten! Nein! dieser alberne Poet hat nie die Ehre gehabt, einer fürstlichen Person auch nur auf hundert Schritte nahe zu kommen, er hätte dann nimmer solchen Unsinn ersinnen können. Nicht wahr, Herr Hauptmann, Sie stimmen mir vollständig bei? Doch, wie könnten Sie auch anders!

Was die Schlagfertigkeit königlicher Hände betrifft, sagte Baron Wilmar lächelnd, bevor noch der Hauptmann etwas zu erwidern wußte, so haben wir allerdings einige geschichtlich beglaubigte Beispiele. Ich erinnere nur an die weltgeschichtliche Ohrfeige, die Lord Essex von der Königin Elisabeth erhielt, und gegen die Majestät dieser wird unser genädiges Hoffräulein doch wohl kaum etwas einzuwenden haben? Und wenn Hofdamen ihre Kammermädchen auf diese Weise, wie man sagt, zuweilen beglücken, so sehe ich in der That keinen Grund, warum nicht Königinnen Kammerherren unter Umständen die gleiche Ehre erweisen sollten.

Das Hoffräulein ward aschgrau im Gesicht, so daß der Graue Noth nicht grauer gewesen sein dürfte; der Hauptmann aber, der da glaubte, diese Gelegenheit wenigstens zur halben Einlösung seines Wortes ergreifen zu müssen, sagte, daß er sich eine nähere Erklärung der gethanen Aeußerung später privatim vom Herrn Baron auszubitten im Fall sein werde; denn solche Aeußerungen könnten doch nur absichtliche Kränkung bezwecken. Irmgard und Berta machten große Augen; Wilmar lächelte und erklärte sich zu jeder Erklärung bereit; der alte Graf nahm seine schallhafte Miene

an und wünschte bei dieser Erklärung zugegen zu sein, da er vielleicht auch Einiges zur Vollständigkeit derselben beitragen könne, das Hoffräulein aber warf dem Hauptmanne einen Blick zu, der ihm gleich dem Ritter Delorges sein naheß Glück verkündigte; Leodegar aber, der verhindern wollte, daß dieser Vorfall nicht den ganzen Abend verderbe, fragte plötzlich: Aber was ist denn das, der Vater der Freide, der König David, soll doch nicht etwa gar der alte Judenkönig sein?

Wer anders könnte gemeint sein? entgegnete Gaspinger, der gern in das Bestreben seines Freundes eingieng. Solche Gedichte fragen nicht nach Geschichte und Zeitrechnung; der berühmte Name genügt ihnen. Uebrigens könnte man, wenn es nöthig wäre, — aber es ist es nicht, — das Wort Vater in weiterem Sinne nehmen und Abnherrn darunter verstehen. Wichtiger als David ist mir sein Schwert. Sie haben uns mit Sieggürteln und Siegringen bekannt gemacht; hier finden wir ein Siegschwert. Solche siegbringende Waffen verliehen im Heidenthume die Götter ihren Lieblingen. Wodan zumal war es, der Schwert und Speer verlieh, wie Sagen melden. Auch Zwerge fertigen und geben solche Schwerter — das berühmteste ist der Tyrping —; aber zuletzt bringen sie doch ihrem Besitzer Verderben. Auch das Schwert Attila's war ein solches Siegschwert, das göttlich verehrte Schwert des scythischen Kriegsgottes, das ein Hirte aus der Erde gegraben hatte und dem Könige überreichte. Später kam es durch die Mutter des Königs Salomon von Ungarn an den Herzog Otto von Baiern, darauf an Kaiser Heinrich IV., endlich an Liutbald von Merzburg, der durch dasselbe bei einem Sturz vom Pferde den Tod fand. — Der Kämmerling des Gedichtes, der mit einem untergeschobenen Schwerte betragen will, hat ganz Wesen und Eigenschaft eines Zwerges, er wird daher von Freiden auch gerade so behandelt, wie später der trügerische Zwerg Alban. Auch der Umstand, daß das Siegschwert mannstief unter der Erde verborgen ist, wie der gestohlene Hammer Thors neun Masten tief, weist auf einen Zwerg hin. Von dem Helme weiß das Gedicht nichts Besonderes zu sagen; aber es wird der mythische Schreckenshelm sein, der Aegishjalmr,

der jedem lebenden Wesen Schreck einjagte; denn Orendels Anblick erregt den Saracenen solchen Schrecken, daß sie ihn überall zu sehen wähnen und sich in Holzstöcken und auf Viehweiden (Alben) verkriechen. — Der zuletzt erwähnte Gebrauch des Schwertes zwischen Mann und Frau auf dem Lager war altdeutsche Sitte. Es ließen sich viele Beispiele dazu anführen, wenn es nöthig wäre.

Könnte diesem Doppelsiege am Jordan nicht der Sieg Baldoins II., des Königs von Jerusalem, der im Jahr 1121 erschlagen ward, zu Grunde liegen? fragte Leodegar. Freilich waren die daselbst besiegten Saracenen aus Damascus und nicht aus Ascalon oder Babylon. Aber es wird neben den Saracenen bei dieser Gelegenheit auch ein seldschukischer Sultan Balag genannt und dieser Name klingt doch stark an den Namen Baligan an.

Auch dieß zugestanden, sagte Gaspinge, gewinnen wir doch nichts weiter, als daß wir die Entstehung unseres Gedichtes erst nach 1121 ansetzen dürfen. Wir haben nirgends geschichtliche Namen im Gedichte, sondern sagenhafte, mythische, und so dürfen wir auch nirgends geschichtliche Ereignisse in treuer Darstellung erwarten. Wurden solche benutzt, so wurden sie doch gänzlich umgestaltet. Wir werden davon noch anderweitige Belege erhalten.

Aber schön ist das Benehmen der Königin, die sich selbst erhebt, dem Helden beizustehen, als die Tempelherren sich treulos erweisen, sagte Irmgard. Und jetzt endlich giebt sich auch Orendel ihr zu erkennen, nachdem sie ihm ihre Liebe durch die That bewiesen, was nicht minder schön ist. Warum jedoch wehrt ihr dann Orendel, die Treulosen zu bestrafen?

Im Kreuzzuge soll kein christliches Blut von Christen vergossen werden, erwiderte Leodegar. Darum war es auch im Abendlande verboten, das Land eines Fürsten, der sich auf einem Kreuzzuge befand, feindlich anzugreifen. Freilich ward dieses päpstliche Verbot nicht immer beobachtet, Pabst Gregor IX. selbst hielt es nicht dem Kaiser Friedrich II. gegenüber unter dem Vorwande, weil er als Gebannter den Kreuzzug unternommen habe.

Nun erlauben Sie mir noch eine rechte Mädchenfrage, sagte lächelnd Verta. Es ist gesagt worden, Breide habe eine Brünne

mit vier Seeren getragen und daran habe man die Königin erkannt.
Wie habe ich das zu verstehen?

Es freut mich, meinem schönen Mümchen darüber Auskunft geben zu können, antwortete Graf Huno. Seere nennt man die speersförmigen Schöße eines Obergewandes, mag dieses nun aus Seide oder Eisenringen bestehen, wie die Brünne. So giebt es Brünnen mit zwei, drei und vier Seeren, aber auch solche, die unten nicht speersförmig ausgingen. Diese Seeren waren besonders geschmückt; bei den Brünnen mochten sie aus vergoldeten Eisenringen bestehen. Daß jedoch die Zahl der Seeren den Rang der Träger bezeichnete, davon weiß ich nichts; es mag aber leicht so gewesen sein.

Jetzt, nahm Häslinger das Wort, wird wohl keine Frage mehr zu beantworten sein, ich gehe also weiter:

VII.

Allererst kam Eise, ein Fischer hehr und weise;

er fragte sie der Mähre, ob sein Knecht hie wäre.

Als ihn der Graurock kommen sah, zu ihm er da freundlich sprach:

„Seid willkommen, Eise, ein Fischer hehr und weise!

Ihr sollt um Gott den Guten und seine liebe Mutter
lauterlich es mir vergeben, daß ich so lang euch bin entwesen.“

Da sprach Meister Eise, ein Fischer hehr und weise:

„Das wird heute gethan, stolzer Degu lobesam!“

Da sprach nun der Graurock: „Ich sag' Euch, Herr, das weiß Gott,

Ihr sollt gehn mit Eise hin zu Frauen Breiden.

Heißt Euch geben euren Knecht, der Euch diene nach dem Recht,
den sie also lange entlockt aus Dienstes Zwange.“

Da gieng eiligt Eise hin zu Frauen Breiden;

als sie von fern ihn schaute dort, sprach sie freundlich dieses Wort:

„Seid willkommen Eise, ein Fischer hehr und weise!

Was sucht Ihr hier beim heil'gen Grabe? Um Gott, das sollt Ihr
mir sagen.“

„Frau, ich suche meinen Knecht, der mir dienen soll nach Recht;

den habt Ihr mir lange entlockt aus Dienstes Zwange.“

Da sprach das edle Mägdelein: „Held, wer mag dein Knecht sein?“

Er sprach: „Das ist der Graurock, das sag' ich, Frau, und das
weiß Gott.“

Frau Breide hieß da springen, den Kämmerling ihr bringen,
 einen Schild dar strecken, mit rothem Golbe decken.
 Da sprach das eble Mägdelein: „Held, das soll dein Eigen sein;
 damit lauffst du einen Knecht, der dir dienen mag nach Recht.
 Mein Herr doch und nicht dein Knecht kommt zu Dienst dir nicht mit Recht.
 So lieb dir deine Ehre, nenn' ihn Knecht nie mehr!“
 Als er die Gabe zu sich nahm, er ward ein freudenreicher Mann;
 geraden Weges hin er gieng, wo der Graurock ihn empfing.
 Da von fern er an ihn sah, nun mögt ihr hören, was er sprach:
 „Urlaubt mich die Kön'gin hehr? Muß ich mit Euch über See?“
 „Rein Ihr. sprach da Eise, ein Fischer hehr und weise;
 Ihr sollt sein ein König hehr über die Burg zu Jerusalem!“
 Als er die Rede da vernahm, er ward ein freudenreicher Mann;
 da zog er ab in Treuen einen Mantel neuen.
 Der war gelaufen zu der Stund wohl für dreihundert Pfund;
 er bat ihn, daß er's thäte, ihn seiner Frauen gäbe.
 Als Eise die Gabe zu sich nahm, er ward ein freudenreicher Mann;
 er nahm Urlaub zum Könige hehr, fuhr ohne Knecht über See.
 Da Meister Eise heim kam, ihn empfing sein Weib wohlgethan;
 sie fragte in der Nāhre, wo sein Knecht wäre.
 „Er will bei Breiden bleiben, das wisse sonder Zweifel.
 er will sein ein König hehr über die Burg zu Jerusalem!“

VIII.

Der Graurock, der Held gut, von der Zinnen er sich hub;
 geraden Weges hin er gieng, wo Frau Breide ihn empfing.
 Da er sie von ferne sah, das Wort er freundlich zu ihr sprach:
 „Hörst du's, Frau Breide, schönstes aller Weiber?
 Wieb mir Urlaub, Frau viel hehr, ich muß fahren über See!
 ich bin eines Fischers Knecht; ich soll ihm dienen, so will's Recht.
 Er sand mich in Reuen,¹ da half er mir in Treuen;
 das lohn' ihm Gott der Gute und seine liebe Mutter.“
 Da sprach Fraue Breide: „Die Rede laß du bleiben;
 heiß dir halbe springen, Eisen zu Hufe bringen.
 An einem Samstage er kam, seinen grauen Rock trug er an,
 ein Ruder trug in seiner Hand Eise der Weigand.²

¹ Betrübniß. ² Kämpfer.

Da war der Degen grau inzwischen seinen Augbraun
wohl zweier Spannen breit; er war ein Held viel gemeit.¹
Als ihn der Graurod ansah, das Wort er freundlich zu ihm sprach:
„Seid willkommen, Eise, ein Fischer hehr und weise!“
Da sprach auch Frau Breide, das schönste aller Weiber:
„Nun gebt auf Ruder und auch Varn: Ihr sollt das heilige Grab
bewahr'n!“
Da sprach Meister Eise: „Und dünk' ich Euch auch greise,
fünf hundert reit ich wohl noch an.“ sprach Eise der Schiffmann.
Breide hieß ihr springen, eines Herzogen Kleid ihr bringen;
daran war denn keine Rath, sie wäre denn Gold roth.
Da man's Schwert ihm um band, kein Ritter da sich fand,
der ihm gäbe einen Schlag; er sprach: „Ich gelt es, ob ich mag.“
Eise da die Rüstung nahm, die ihm wohl zu Statten kam:
er legte über seine Bein' manchen harten Stahlzein.²
Er legte über seine Brust eine lichte Brünne fest;
dieselbe Brünne hehre hatte drei güldne Geeren.
Wohl gespangten Helm sodann seht' auf's Haupt der kühne Mann;
drauf hieß bald man springen, ein gutes Ross ihm bringen.
Eise der kühne Weigand ohn' Stegreif in den Sattel sprang;
da nun sprach der Graurod: „Dieses Sprunges walt' Gott!
Nun schonet nur der Christenheit; der Heiden Tod sei nicht Euch leid,
so will ich, Degen kühner, euer'n Speer selber führen.“
Da kamen geritten auf den Hof, als man uns das saget noch,
Herzogen und auch Grafen; die kamen all' in Waffen.
Den Rittern wie den Bauern sein Turnier ward zu sauer;
was der er mocht' erlangen, um die war es ergangen.
Frau Breide hieß hervor da tragen manchen Kleidstoff wohl durch-
schlagen,³
blau' und braune man da sah; die gab man höfischen Leuten da.
Sie hieß verkünden durch das Land, Eise ein Herzog sei genannt,
und hätt' in diesen Stunden sein Schwert auch umgebunden.

Man sieht es deutlich, nahm der alte Graf das Wort, beide
Abschnitte haben eigentlich denselben Zweck, nämlich das Dienstver-
hältniß Trendels zu Eisen zu lösen. Im ersten kommt Eise von

¹ Groß. ² Eisenstücke. ³ Mit Gelde gestift.

selbst an den Hof, um seinen Knecht aufzusuchen, und er erhält von der Königin Gold, sich einen andern Knecht zu kaufen und kehrt, auch von Drendel beschenkt, wiederum nach Hause zurück. Im zweiten Abschnitte dagegen giebt Drendel Veranlassung, Eisen herbeizurufen, und er wird zum Herzog ernannt und in den Dienst des heiligen Grabes genommen, folglich dem Könige untergeben. Den Ritterschlag zu empfangen weigert er sich und drohet wiederzuschlagen; und bei dem zur Feier der Schwertleite üblichen Turniere erschlägt er Alle, die ihm entgegentreten. Hier tritt deutlich das Riesenhafte seines Wesens hervor, was auch dadurch angedeutet wird, daß es heißt, er sei zwei Spannen breit zwischen den Augenbrauen gewesen. Der erste Abschnitt hätte wegbleiben können, ohne daß der Zusammenhang gestört worden wäre; es wäre im Gegentheil durch Weglassung desselben strengere Fügung erzielt worden, denn jetzt nimmt sich Drendels Erklärung, wieder zu Eisen zurückkehren zu wollen, sonderbar an.

Ganz recht, sagte Haspinger; aber in den Gedichten der Sagenreiter kommt dergleichen häufig vor. Hieraus lernen wir eben, daß sie aus ursprünglich selbständigen Liedern zusammengekehrt wurden. Auch mit den vorhergehenden beiden Kämpfen am Jordan könnte man glauben, daß es sich ebenso verhalte, wenn nicht Anderes dagegen spräche. Beide Abschnitte könnten denselben Kampf zum Gegenstande haben; der feindliche Führer dürfte nur einen andern Namen tragen und dann wurden leicht zwei Kämpfe aus dem ursprünglich einen. Aus der ursprünglichen Variante wäre so eine Erweiterung geworden und so aus dem epischen Heldenliede die Epöee erwachsen. Doch vielleicht wünscht Jemand über Einzelheiten Auskunft; ich bin bereit, sie zu geben.

Nur Eines ist mir unverständlich, nämlich Drendels Aeußerung: „Er wolle den Speer Eise's selbst führen,“ sagte Irmgard.

Damit sagt Drendel, daß er Eisen Anappendienste thun wolle, antwortete Haspinger. Die Knappen hatten ihren Herren die Speere nachzuführen und zum Gebrauche bereit zu halten. Wir gehen also, wenn es Ihnen recht ist, weiter.

IX.

Eise gebot nun eine Heerfahrt, die manchem Manne zu sauer ward. Sie legten sich feindlich vor die Burg zu Westmal; da lagen sie in Allem drei Jahre lang. Als man eines Morgens die Burg mit Sturm angriff, gieng der Graurock allzunah, so daß man ihn mit einer Zange fieng. Sie zogen ihn über die Burgmauer hinein und warfen ihn in einen Kerker. Als Eise sah, daß sein Herr gefangen sei, sprach er: „Nun siehet man mich immer traurig!“ Sofort sandte er Briefe nach Jerusalem und als Breide vernahm, daß der Graurock gefangen wäre, begann sie heiß zu weinen. „Der Himmel Herr bewahre mir ihn, sprach sie, oder ich will dein Heiligthum zerstören. Heiliges Grab unsers Herrn, kein Opfer wird dir mehr!“ Da sprach Dencian, der sich hatte taufen lassen: „Hohe Königin, nicht zürne du Gott länger! Mein Herr ist nirgends gefangen in zweiundsiebenzig Landen; will es Gott, er kommt uns bald wieder!“ Frau Breide berief ihre Vasallen, bis sie dreißigtausend Degen gewann. Mit diesen zog sie hinaus, das Banner aber führte Dencian. Die sieben Tagereisen ritten sie in zwei Tagen, dann legten sie sich vor die Burg zu Westmal. Hier lagen sie fast ein halbes Jahr, ohne daß sie die Burg gewinnen konnten.

An einem Morgen, als Frau Breide entschlafen war, kam ein Zwerg zu ihr, der Alban geheißten war. „Steh auf, hohe Königin, sprach er, ich führe dich hin, wo dein Herr in Haft liegt.“ Als Breide dieß vernahm, stund sie auf. Da wollte der Zwerg sie küssen, sie aber faßte ihn bei dem Haare und trat ihn unter ihre Füße. Laut rief da Alban: „Laß mich leben, Königin, ich zeige dir deinen Herren.“ „Das mußt du thun, ehe ich dich los lasse,“ sagte Breide, worauf der Zwerg sie durch einen hohlen Berg in einen tiefen Kerker führte und daselbst eine Kerze anzündete. Da erblickte sie den Graurock, umarmte und küßte ihn. Drendel fragte sie staunend, wie sie hieher komme? „Wisse, sagte Breide, ich bringe dir dreißigtausend Mann, alle mit Stahl bedeckt.“ Während Breide also redete, sprang der Zwerg zur Pforte hinaus und schob drei Riegel davor. „Wie nun? rief er, Frau Breide! Nun

mußt du es büßen, daß du mich rauftest!“ Der Zwerg wollte von dannen gehen; da trat ihm aber ein Engel in den Weg, der eine lange Geißel trug. Der hieß ihn zurück traben, indem er ihn fortwährend mit der Geißel schlug. So mußte er die Thüre wieder öffnen. Dessen genoß er seitdem, denn Breide ließ ihn zu Hulden kommen. Hierauf führte der Zwerg die Königin wieder durch den hohlen Berg zurück. Am sechsten Morgen darauf ward die Burg genommen und dreizehn Könige darin gefangen. So ward der Graurock gelöst; die Gefangenen ergaben sich ihm und dienten ihm fortan.

Hier hätten wir ja die Gefangennahme des Königs von Jerusalem durch die Saracenen, sagte der alte Graf von Hünenberg, freilich in märchenhafter Fassung. Dieses Schicksal traf im Jahr 1123 den König Baldwin II. Als Sultan Balag das Land des Grafen Joscelin verheerte, zog ihm Baldwin II. zu Hülfe und schlug sein Lager dem türkischen gegenüber auf. Da er sich aber mit etlichen Kundschaftern zu weit vor wagte, das Lager der Feinde zu erforschen, ward er gefangen und auf ein Schloß gebracht. Einige Armenier beschloßen den König zu befreien, verkleideten sich, kamen auf das Schloß, erschlugen den Castellan und die Wächter und halfen den Gefangenen davon. Die Türken aber jagten ihnen nach, ereilten sie und legten sie fortan in härtere Fesseln. Erst acht Monate später ward Baldwin gegen Erlegung von zweimalhunderttausend Ducaten frei, mußte aber, da er diese Summe nicht aufbringen konnte, seine fünfjährige Tochter als Geißel geben, die er erst nach dem Siege bei Antiochia im Jahr 1126, wo er große Beute machte, auslösen konnte. Aber was ist aus diesem geschichtlichen Ereignisse gemacht, wenn es wirklich die Grundlage der Erzählung des Gedichtes bilden sollte?

Wir bekommen später noch eine zweite Gefangenschaft der Breide und Drendels, wie in der That Baldwin zweimal Gefangener war, das erstemal, im Jahr 1104, als er noch Graf von Edessa war, ward er zugleich mit dem Grafen Joscelin bei der Belagerung der Stadt Harran in Mesopotamien gefangen. Im Jahr 1109

wurden Beide gegen Geißel für das Lösegeld frei; die Geißel schlugen jedoch ihre Wache todt und entflohen.

Aber der Name der Burg, wo Drendel gefangen liegt, Westmal, klingt mir sehr wenig morgenländisch, sagte Irmgard; oder können Sie diese Stadt im Oriente nachweisen?

Das vermag ich nicht, antwortete Haspinger; und auch die Form des Namens, welche die Handschrift hier bietet, nämlich Westfol, Westwol, d. i. Westphalen, giebt keinen Aufschluß. Wahrscheinlich ist es ein nothischer Name, der der früheren Gestalt der Drendelsage angehört und in die spätere mit hinüber genommen ward, sammt dem Zwerg Alban. Darauf kann ich mich jedoch jetzt nicht einlassen; das bleibt besser bis zum Ende verspart.

Nun, sei es! sagte Verta; allein was ist das für eine Zange, womit Drendel gefangen wird?

Zange, meine Gnädige, sagte der Hauptmann, der sehr glücklich war, einmal eine Frage beantworten zu können, war ein Werkzeug, dessen sich die Belagerten bedienten, um Angriffsgeräthe der Belagerer, wie Widder oder Sturmböde, Mauerbrecher, wegzunehmen. Auch wurden zuweilen einzelne Krieger damit ergriffen und über die Mauern hereingezogen.

Schön, daß Sie uns dieses gesagt haben, antwortete Verta. Ich müßte freilich sehr danken, auf solche Weise mich in eine Stadt hineinbringen zu lassen. Lieber bleib' ich draußen, wenn ich nicht anders hineinkommen kann.

Wir können, denke ich, weiter gehen, sagte Haspinger.

X.

Als die Heiden bezwungen waren, kehrte Drendel nach Jerusalem zurück und Frauen und Männer wähten nun, daß sie Ruhe haben würden; da kündigten zwei Heidenkönige von Babylon, Elimi und Turjan, Fehde an. Elimi ließ Briefe schreiben und bat den Herzog Daniel, sie dem Graurod zu überbringen. Flugs eilte dieser nach Jerusalem und als er den Graurod fand, sprach er, den Brief überreichend: „Euch sagen ab zwei heidnische Könige von Babylon. Wollet Ihr ihr Dienstmann werden, so machen sie

Euch alles Land bis zum Jordan unterthan; weigert Ihr ihnen Eure Dienste, so wollen sie mit Euch sechten.“ Darauf entgegnete der Graurock: „Wollen sie an Christ glauben, so will ich gern ihr Dienstmann sein; wollen sie das nicht, so sage ich Euch, daß ich mit ihnen kämpfen werde.“ „Es dünkt mich unziemlich, daß Ihr zweien so mächtigen Königen schändes Troß bietet, sagte der Bote; denn Ihr seid ja doch nur der Knecht eines Fischers. Aber groß ist Euer Uebermuth; Ihr traget Geeren am Rode und seid doch nur Euren Herren entronnen.“ „Das bin ich nicht, entgegnete der Graurock; ich war eines Fischers Knecht und diente ihm, wie mir es recht dünkte. Nun tretet näher, Ihr sollt den Antwortbrief empfangen.“ Der Herzog gehorchte, der Graurock aber ballte die Faust und gab ihm einen Schlag, daß er zu Boden stürzte. „Dieß sind die Briefe, rief er; mögen sie dir wohl gefallen; bring sie deinem Herren!“ Als der Bote diesen Brief in Empfang genommen hatte, verließ er schleunig die Burg; unter der Pforte aber wandte er sich um und rief: „Gott verdamme den Weg, den ich nach solchem Briefe ritt!“

Als der Bote heim kam, fragte Elimi: „Wie ist der Graurock beschaffen?“ „Er ist breit von Schultern und sieht Wolfsblicke, sagte Daniel; zwölftausend Mann wagt er wohl zu bestehen. Aber wollte Gott, daß ich den Brief mit eigener Hand dem überreichen könnte, dem er gesendet ward.“ „Weld, sprach Elimi, des sollst du sicher sein; es ist heute noch wie vor hundert Jahren: ward einem ein Brief gesendet, so übergab ihn der Bote.“ „So tretet näher, Herr; Ihr sollt den Brief empfangen.“ Als nun der König näher trat, ballte Herzog Daniel seine Faust und gab ihm einen Schlag, daß er zu Boden stürzte. „Schauet, lieber Herr, das sind die Briefe, die man mir gegeben hat. Ich begehre keines mehr, wenn ich leben soll. Und wäre ich länger geblieben, bis man mir den dritten geschrieben hätte, ich würde Euch nimmer eine Botschaft mehr.“

XI.

Elimi und Durjan führen nun ihr Heer in das Feld und Herzog Daniel trägt das Banner. Durjan entschließt sich zum

Einzellämpfe mit Drendel, wird aber nach heftigem Kampfe, da Maria den Engel Gabriel dem Graurock zu Hülfe sendet, besiegt, gerade wie oben Abschnitt VI. Baligan, worauf Elimi den Kampf aufgibt und sich sammt seinem ganzen Heere taufen läßt.

Zu diesen beiden Abschnitten bedarf es, wie ich wähne, wohl keinerlei Erläuterung, meinte Berta; denn ich glaube nicht, daß Jemand unter uns sei, der sich etwa über die Stärke der Ausdrücke beider Briefe Gewißheit verschaffen möchte.

Eine Bemerkung wird immerhin am Platze sein, sagte der alte Graf. In der ganzen höfischen Epik kommen solche Dinge nicht vor, wie wir hier sie, und zwar mit begablicher Vorliebe, geschildert finden. Sie stunden in Widerspruch mit der höheren Gesittung der Zeit. Dafür kommen aber Nothheiten anderer Art vor, die jedoch, wie es scheint, nicht als solche galten, z. B. daß Jungfrauen in der Nacht die Ritter besuchen und bis zum Morgen bei ihnen weilen. Die Frauen der ritterlichen Epik sind entweder höfartig oder sie werfen sich weg. Wahre echte Weiblichkeit treffen wir da nur als Ausnahme, was mit der sonstigen Frauenverehrung in ungelöstem Widerspruche steht. Freilich tragen die französischen Vorbilder der ritterlichen Epik die Schuld dieses Uebelstandes.

Ganz recht, sagte Huno; aber die ritterlichen Epiker beweisen auch dadurch wieder, und zwar auf sehr bedauerliche Weise, ihre Unselbstständigkeit. Was in aller Welt hätte sie denn sonst gehindert, die Frauen ihrer Gedichte naturgetreuer, folglich wahrer zu schildern?

Uebrigens hüten sich auch die Jahrhunderte im dreizehnten Jahrhundert vor solchen Handfertigkeiten, wie unser Gedicht hier uns bietet. Dergleichen Scenen waren für das Volk berechnet. Sie widersprechen uns, aber die Sittlichkeit gefährden sie nicht, während die höfischen Epiker dieß nur zu häufig thun, sagte Gaspingr. Wir kommen aber bei der Betrachtung der höfischen Epik des dreizehnten Jahrhunderts nothwendig auf diesen Gegenstand zurück, und so, denke ich, lassen wir ihn jetzt fallen und gehen in unserm Gedichte weiter.

XII.

Als die Heiden getauft waren, lehrte Trendel nach Jerusalem zurück. Des Nachts, als er schlafen gehn wollte, kündigte ihm ein Engel an, daß Trier von dreizehn Königen, sechzehn Herzogen und Grafen belagert werde. Komme er nicht schnell zu Hülfe, so verliere sein Vater Krone und Leben. Sofort meldet er sich Breiden der Königin, und bittet um Urlaub zur Heimkehr; Breide jedoch sagt, sie begleite ihn; Eise möge das h. Grab während ihrer Abwesenheit beschirmen. Dieser jedoch weigert sich zurück zu bleiben, und so überträgt die Königin die Beschirmung zweien heidnischen Herzogen, Vasallen des h. Grabes; diese aber verlaufen es später an die Heiden. Nun werden die Schiffe zur Meeresfahrt bereitet, und die Ritterschaft besteigt dieselben. In der sechsten Woche ihrer Fahrt begegnen ihnen zweiundsiebenzig Schiffe, und Breide sagt, seien es Heiden, so lasse man keinen am Leben. Echiltwin wird abgesandt, Erkundigung einzuholen. Er erfährt, die Herren der Schiffe seien die Herzoge Wersiljan und Stephan, Eises Söhne. Sie kommen, um diesem dreißigtausend Mann zuzuführen. Darüber freuten sich denn alle; die Herren wurden wohl empfangen, und sie ruheten drei Tage lang.

Am vierten Morgen kommen sie gen Bari, und Breide befiehlt, hier Rosse und Gewand zu kaufen, daß die schönen Frauen des Landes sie schauen dürften; Eise jedoch sagt, für Rosse werde er sorgen; er habe deren gestern am Strande in Menge laufen sehen. Er nimmt sein Ruder und rudert sich an das Land; aber es war ihm unmöglich, die Rosse einzufangen. Die Jagd gewahrten aber die Herzoge Warmut und Verwin, denen das Gestüt gehörte. Sie machen sich auf, dasselbe zu beschirmen; als sie aber den grimmen Eise erblicken, ändern sie ihren Entschluß. Die Helden begrüßen einander, und als Warmut und Verwin erfahren, daß Trendel und Breide auf den Schiffen sind und wohin sie reisen, fangen sie selbst die Rosse ein und bieten sie zum Geschenke an. Nach der Landung begrüßen alle einander; Breide nimmt das Geschenk an, läßt aber jedem der Herzoge fünfzig Rosse gutschreiben. Von Bari ritten sie durch Apulien über den Tiber nach Rom,

dann durch die Lombardei nach Neß, wurden von den Bürgern hier freundlich empfangen und nach Trier geleitet, welches sie belagert finden. Als aber die Heinde vernehmen, daß Trendel gekommen sei, legen sie wollenes Fußgewand an, gehn ihm barfuß entgegen und erlangen seine Huld wieder. Hierauf reiten alle nach Trier, wo sie von Trendels Vater und Mutter wohl empfangen werden. Trendel bemorgengabst hier nun Frauen Breiden mit Herzogen und Grafen, so daß alle wähen, sie sei sein Weib, und sie bringen vierzehn Tage in Ruhe zu.

XIII.

Am fünfzehnten Morgen erzählt Breide, ihr habe geträumet, das h. Grab sei in der Gewalt der Heiden; sie wolle hin, es zu befreien. Trendel ist sogleich zur Hülfe bereit; ehe sie aber von Trier scheiden, bringt ein Engel den Befehl, daß Trendel den grauen Tod in Trier lasse: denn hier wolle Gott am jüngsten Tage das Weltgericht halten. Da übergab er ihn drei Priestern, welche ihn in eine Steinkiste schließen. Nachdem sie von allen Abschied genommen, scheiden sie und ziehen den alten Weg zurück. Zu Bari besteigen sie die Schiffe und landen darauf zu Alton.

Hier nahm Breide Pilgergewand; denn so verkleidet wollte sie in ihr Reich ziehen. Aber auf dem Wege begegnete ihr der Herzog Daniel und der König Wolfrat, die sie siengen. Sie führten sie über wüsten Babylon nach Monteval, wo König Einold saß. Dieser nun verlangt, daß sie ihn heirathe, und als sie sich weigert, übergiebt er sie dem Heiden Princian, welcher verspricht, sie binnen sechs Wochen geneigt zu machen, ihm ihre Hand zu reichen. Er wirft sie sofort in einen Kerker.

Ich glaube nicht, sagte Leodegar, daß sie in der erwähnten Belagerung und Befreiung von Trier eine geschichtliche Begebenheit werden sehen wollen; eben so wenig werden Sie wohl geneigt sein, die Gefangenschaft der Breide und die Geiselschaft der Tochter Baldoins für ein und dasselbe Ereigniß zu halten; die Wegnahme

Jerusalem durch die Saracenen aber kann, wenn nicht die vom Jahr 896 gemeint ist, keine andere sein, als die durch Saladdin im Jahr 1187 eingetretene. Für diese letztere spräche nun auch die im folgenden Abschnitt erwähnte Entweihung der christlichen Kirchen durch die Eroberer, wie mir Freund Haspinger vorläufig mitgetheilt hat. Freilich können solche Entweihungen auch vor 1099 öfters eingetreten sein, so daß darauf kein entscheidendes Gewicht zu legen sein dürfte; aber zwischen 1099 und 1187 war dieß unmöglich, da während dieser achtundachtzig Jahre Jerusalem im Besiz der Christen war und christliche Könige hatte.

Eben so wenig werden Sie verlangen, daß ich Ihnen die Burg Monteval hinter wästen Babylon geographisch nachweise, sagte Haspinger. Der Name ist ohne Zweifel romanisch. Möglic wäre es freilich, daß irgend ein Berg jener Gegend von romanischen Christen Monteval genannt worden wäre.

Aber bevor wir weiter gehn, sagte Irmgard, muß ich Sie noch bitten, mir über die auffallende Behauptung, daß das Weltgericht bei Trier stattfinden solle, Aufschluß zu geben. Ich habe immer gehört, daß es bei Jerusalem gehalten werde. Beide Annahmen, sagte Leodegar, waren einst verbreitet, doch war allerdings die, welche Jerusalem nannte, die verbreitetere. Warum man Jerusalem annahm, begreift sich leicht: wo Jesus verachtet ward und litt, da sollte er auch als Weltrichter in seiner Herrlichkeit erscheinen. Uebrigens ist das Weltgericht von den Juden auf die Christen übergegangen, das Heidenthum weiß nichts davon; daß aber die Juden schon vor den Christen die Gegend um Jerusalem als den Ort des Gerichtes annahmen, das begreift sich leicht. Warum man auch Trier nennt, weiß ich nicht, es mußte denn sein, weil diese Stadt eine Zeit lang die Residenz des weströmischen Kaisers war; denn es wird doch wohl nicht einzig davon herrühren, daß der graue Rock Christi in Trier verwahrt wird, obgleich unser Gedicht dieß anzunehmen scheint?

Haspinger griff wieder zu seinem Buche und las:

XIV.

Ein wallender Mann, der aus der Gefangenschaft der Heiden entronnen war, hinterbrachte Eifen die Nachricht, daß Frau Breide gefangen und das h. Grab mit Abgöttern, die man anbeten solle, umsetzt sei. Auch sagte er, wer sie fieng und wohin man sie geführt habe. Einold wolle sie heirathen, dann nach Trier ziehen, die Stadt zerstören, den Graurod hängen, Eifen aber blenden. Drendel erschrak darüber; aber Eise heißt die Krieger sofort die Schiffe besteigen. Darauf segeln sie Hundert Meilen weit, bis sie zu einem Rohricht kommen, worin sie sich verbergen. Drendel und Eise heißen das Heer zurück bleiben und gehn von dannen zu der Burg Einolds. Am Abend des siebenten Tages kommen sie zur Burg und schreiten gegen die Pforte, der ein Wächter pflegte, der weiß wie Schnee war. Sein Bart gieng ihm über den Gürtel, und die Stränge seines Haares waren so lang, daß er sie um den Helm wand. Da stunden sie nun und wollten abwarten, welchen Gott er anrufen würde. Aus seinem Gebete ersahen sie, daß er ein Christ war; zugleich erfuhren sie auch, daß er, früher Diensmann König Davids, von diesem vertrieben worden sei. Da begrüßten sie ihn, und auf seine Frage, von wannen sie kämen, sagte Meister Eise: sie wären aus heidnischer Gefangenschaft entronnen und bäten um seine Hülfe, daß man ihnen über das Meer Geleite gäbe. „Schweiget still, ihr Herren, sprach Achille (so hieß der Alte), oder ihr müßet beide hangen.“ Bald darauf aber sagte er: „Um das Grab unsers Herren, werbet mir eine Botschaft gen Alkon. Dort sagt dem Graurod die leide Kunde, daß Frau Breide hier gefangen liegt, und daß der König sie zwingen will, sich ihm zu vermählen, wiewohl sie ihn stets zurückweist.“ Als Eise dieß vernahm, sprach er: „Nun küsse mich, den Sohn deiner Schwester Eise! Und dieß, lieber Oheim, ist der Graurod, mein viel lieber Herr: hier sind wir Helden beide!“ Als Achille diese Rede vernahm, ward er freudentrich. Schnell führte er sie in ein Gemach, rüstete ihnen einen Tisch und gab ihnen Wild und Jahn, so gut er's haben mochte. „Nun ziehet euer Kampfschwert ab

und schlafet ohne Sorgen die Nacht hindurch!“ Er aber sprang zur Thüre hinaus, wo ein breiter Schild und ein scharfes Schwert lag.

XV.

Des Morgens, als er seines Dienstes ledig war, gieng er in das Gemach, wo die Herren schliefen. „Nun leget euer Streitgewand an, ich will zu Einold dem Könige gehn und ihn bitten, euch Geleite zu geben. Versaget er mir meine Bitte, so gebe ich ihm auf, was er mir gab, so mir Gott helfe! Höret ihr guten Helden den Grimm des Königs, so kommet mir zu Hülfe, so lieb euch Breide die Königin sei.“ Da sagte der Graurod: „Ich helfe Euch, und wenn er der Teufel selbst wäre!“

Als Achille vor den König kam, sagte dieser: „Halte mir ja die Burg wohl in Sicherheit, stolzer Held! Wir träumte diese Nacht, daß ein Rabe und ein Adler über Meer geflogen kamen und mir sie niederbrachten, ohne daß ich es hindern konnte.“ Da sagte Achille: „Wo wurdest du je von mir einer Untreue inne? Ich habe dir zwanzig Jahre lang gedient, dafür sollst du mir heute lohnen. Wir kamen über das Meer zwei Söhne meiner Schwester: denen sollst du zurück dein Geleite geben.“ Da sagte Einold: „Laß die Pilgrime hergehn, daß ich sie willkommen heiße!“ Als er sie erblickte, rief er: „Willkommen, ihr Pilgrime! Wo habt ihr den Graurod hingethan und Meister Eisen, den alten und weisen, den guten Fischer? Des sagt mir die Wahrheit!“ Da antwortete Eise, noch könnten sie nicht verstehen, nach wem er gefragt habe. „Nach euch beiden habe ich gefragt, schrie da der König; so mir mein Gott helfe, es muß euch an das Leben gehn!“ Da sprach der Heide Princian: „Nun folge mir, König, und heiß Frau Breiden herführen. Kennet sie die Pilger, so giebt sie das wohl zu erkennen, und dann müssen beide hängen.“ Da nahm man die Frau aus dem Kerker, kleidete sie in Sammet und Seide und fuhrte sie vor den König. „Frau Breide, rief dieser, nun begrüßet die Helden, die der Graurod Euch gesandt hat!“ Da begann sie die Herren zu betrachten, winkte ihnen mit den Augen

und sagte: „Diese sah ich niemals! Doch, Herr, ob ich nun mit dir tränke und äße und mich dir verlobte, liehest du sie über das Meer hinführen. Da sprach Einold: „Und wäre diese Burg rothes Gold, die sollte ihr Eigen sein, wenn Ihr mich zum Manne nähmet.“ „Und küßte ich dich an deinen Mund, und der Graurod, der junge Regen, käme in dieß Haus, wie sollt es um sein Leben siehn?“ Noth vor Jern schrie er: „Besser wäre ihm der Tod, und den müßte er auch erleiden!“ „So verbiete mir Gott, daß ich auf den Mann verzichte, dem ich einst mich vermählte!“

Da der Graurod sah, daß er vermeldet war, sprang er sofort zur Thüre hinaus, nahm Schild und Schwert und rief laut in das Haus hinein: „Hier geht eine enge Thüre hinaus, und die habe ich beiseht; trägt dich nicht der Teufel von dannen, so mußt du hier sterben!“ Da verzagte Einold und floh in einen Thurm, aber der Graurod sprang ihm nach, und auch Breide, Eise und Achille blieben nicht zurück.

XVI.

Das erfuhren die zweiundsiebenzig Könige von Babylon, und so wurden die vier Christen in der Burg belagert. Davon aber wußte das Heer Trendels nichts. Da schrieb Maria einen Brief und schickte eine Turteltaube mit ihm zur Stelle, wo das Heer verborgen lag. Gerade sang ein Priester die Messe, und diesem brachte die Taube den Brief. Als er ihn gelesen hatte, sprach er: „Gott und auch seine Mutter entbieten uns vom Himmel herab, daß der Graurod bestanden werde. Wer ihn nun beiseht, dem ist Gott hold und auch seine Mutter.“ Der Schaarmeister des Volkes band diesen Brief als ein Heiligthum an seinen Lanzen- schaft, ritt zuvorderst und das ganze Heer folgte ihm nach. Sieben Tage lang ritten sie durch Holz und Heide bis zur Burg Einolds. Auf einem grünen Plane lagerten sich die Helden. Drei Tage ruheten sie, am vierten Morgen aber begannen sie den schweren Streit. Tausend Christen lagen todt vor der Burg, der Heiden aber achtzehntausend; der Graurod jedoch versäumte diesen ganzen Kampf. All die Weile schlief er, bis ihn die Stimme Gottes rief.

Da sprach Drendel: „Des erbarme sich Gott! Sehn wir von diesem Hause, so entrinnt uns der König.“ Da sagte Breide: „Nein, er nicht! Da steh ich außen vor die Thür und lasse Niemand hinein noch hinaus.“ Nun ließ sich der Graurod selbtritt nieder in die Schaar der Heiden, die sein sogleich gewahr wurden. Eise aber hub sein Schwert auf und schlug dem Heiden, der die Pforte schirmte, das Haupt ab. So ward die Pforte geöffnet und der Graurod eingelassen. Manchen Heiden schlugen sie in der Burg todt; die ihm nicht unterthan sein wollten, mußten sterben. Dann ließ er Einolden hervorführen und fragte ihn, ob er sich wolle taufen lassen und an Christ glauben. „Thust du's nicht, so mußt du sterben!“ „Lieber ist mir der Tod,“ sagte Einold. Da hub Eise sein Schwert und schlug ihm sein Haupt ab, ergriff dann einen Brand und als die ganze Burg lobete, huben sich die Herren mit Breiden, der Königin, zu den Schiffen zurück. Sie zogen die Segel auf und segelten weiter.

Als sie nach Akkon kamen, legte Frau Breide Pilgergewand an; sie wollte nach Jerusalem. „Komme ich unter die Pforte, sprach sie, so lebe ohne alle Furcht, dann kommt das h. Grab nie mehr aus deinem Dienste, hoher König!“ Da schied sie von dem werthen Manne und gieng graden Weges bis zur Burg von Jerusalem. Die Pforte ward ihr geöffnet und sie eingelassen. Sogleich gieng sie zum h. Grabe. Das sah Dencian, dem Frau Breide wohl bekannt war, und er gieng sofort zum König Wolfrat. „Was gäbest du dem zum Lohne, der dir Breide, die schönste aller Frauen, brächte?“ „Der mir Breiden brächte, dem gäbe ich Silber und Gold und wollte ihm immer hold sein.“ Da führte er Breiden in das Gemach des Königes, welcher ihr sogleich sagte, daß sie ihn sofort heirathen müsse. Obgleich Breide sich weigert, läßt er doch den Schlafrunk bringen, trinkt aber so unmäßig, daß er bestimmungslos hinsinket. Da zieht Dencian sein Schwert, ruft: „Wie nun? König, sie bleibt immer Jungfrau!“ und schlägt ihm das Haupt ab. Drauf führt er Breiden in ein Gemach und waffnet sie, damit beide die heidnischen Hüter des h. Grabes, wenn sie die Unterwerfung weigerten, bekämpfen könnten. Gerüstet gehn

sie zur Pforte des h. Grabes und begehren Einlaß. Da er versagt wird, schlägt Breide dem Pförtner das Haupt ab und tritt unter die Pforte.

(XVII.)

Frau Breide sandte Boten an den Graurod und hieß ihm melden, daß das h. Grab gewonnen wäre; da ritten alle nach Jerusalem. In der Burg tödten sie noch manchen Heiden, bevor sie dieselben in ihre Gewalt bringen. Als Alles vollendet, kommt wieder ein Engel zu Drendel, der ihm verbietet, mit Breiden der Minne zu pflegen, und ihm verkündet, daß er und Breide nach Ablauf eines halben Jahres sterben werden, worauf hin Drendel, Breide, Eise und Achille die Welt aufgeben und ins Kloster gehn. Nach Verfluß des halben Jahres kommen Engel vom Himmel und führen die vier Seelen in das Himmelreich.)

Nun, sagte lächelnd der alte Graf, wer an Weithergeholtem Gefallen findet, könnte in Eise und Drendel hier die Armenier sehen, die den König Baldwin aus seiner Gefangenschaft befreien; denn daß hier eine Königin statt eines Königs zu befreien ist, würde für einen solchen Erklärer kaum ein unübersteigbares Hinderniß sein. Eben so wenig, daß die versuchte Befreiung des Königes in das Jahr 1123 fällt, die der Königin aber nach 1187 fiel, wenn nämlich die Wegnahme Jerusalems durch die Saracenen die durch Salaheddin erfolgte und nicht die weit frühere sein soll. Aber wir wollen die Geschichte nur bei Seite lassen und das Gedicht als ein Gedicht ohne geschichtliche Grundlage fassen, wir werden damit besser fahren.

Ich bin mit Ihnen ganz einverstanden, Herr Graf, sagte Haspinger. Alle Deutung der Heldensage aus der Geschichte hat noch fehlgeschlagen, denn die Sage bindet sich bei ihrem Weben und Schaffen an keinerlei Schranken.

Aber der Schluß, sagte Berta, befriedigt mich wenig. Der arme Drendel bekommt ja trotz aller seiner Kämpfe und Mühsale keine Frau und Breide keinen Mann. Sie gehn in das Kloster und sterben nach einem halben Jahre, das ist häßlich.

Es ist dieß der gewöhnliche Schluß der Legenden, antwortete Leodegar. An wem die Hülfe Gottes und der Heiligen sich unmittelbar bethätigte, dessen Leben muß fortan dem Himmel geweiht sein. Uebrigens dürfen Sie nur den Abschnitt XVII., der ohnehin nicht zur ursprünglichen Sage gehört, bei Seite lassen, und Sie haben einen ganz befriedigenden Schluß der Sage.

Aber keine Hochzeit, keine Hochzeit! sagte Verta; und doch sehe ich nichts mehr, was die Verbindung Orendels mit Breiden hindern könnte.

Ich weiß nicht, ob, aber ich zweifle, daß die ursprüngliche Sage mit einer feierlichen Hochzeit geschlossen habe, antwortete Haspinger. Orendel zeigt sich ja überall als einen sehr freizigen Liebhaber, so warm auch die Liebe der Jungfrau ihm entgegen tritt. Das könnte nun allerdings in dem alten heidnischen Naturmythus, der der Heldensage zu Grunde liegt, seinen Grund haben.

Nun so theilen Sie uns doch diesen Mythos mit, sagte Irmgard; ich bin wirklich begierig darauf.

Wohlan denn, sagte Haspinger. Sie haben also gesehen, daß man in diesem Gedichte Geschichtliches geschichtlich dargestellt nicht suchen dürfe. Die allgemeinen Verhältnisse in Jerusalem, wo wir Christen und Saracenen friedlich neben einander treffen, und letztere sogar im Dienste des h. Grabes sehen, passen am besten in die Zeit nach der Eroberung durch die Araber bis zum Sturze der arabischen Herrschaft durch die Türken. Von einer christlichen Königin von Jerusalem, oder eigentlich nur von der Burg zu Jerusalem, weiß aber auch in dieser Zeit die Geschichte nichts; am wenigsten von einer, die als Tochter Davids, womit doch wohl nur der alte israelitische König gemeint ist, eingeführt wird.

Ganz gleich verhält es sich mit den Tempelherren, deren es vor den Kreuzzügen keine gab, und die nach der Eroberung der Stadt durch Salaheddin in Jerusalem nicht gebuldet waren. Ihre zweideutige Stellung jedoch zwischen Christen und Saracenen ist die geschichtlich beglaubigte. Das friedliche Verhältniß zwischen diesen hört aber sogleich auf, sobald Orendel in Jerusalem erscheint; er ist somit gleichsam eine Personification der Idee der Kreuzzüge.

Darum tritt nun ein schonungsloser Vertilgungskampf ein, dessen Ausgang lange zweifelhaft ist und der sich für die Christen nur durch den unmittelbaren Eingriff der h. Jungfrau, der Patronin der Kreuzzüge, günstig gestaltet. Sie selbst bekleidet den Held mit dem grauen Rode ihres Sohnes und sendet ihm auch die goldenen Schuhe vom Himmel herab. So ist er nicht nur der mitleidlose Vertilger der Saracenen, sondern auch der Beschützer selbst der sich treulos erweisenden Christen, der Tempelherren. Freilich steht nun sein Benehmen gegen die Königin Breide in Widerspruche mit dem ersten Abschnitte des Gedichtes, nach welchem er auszieht sich ein Weib zu erwerben. Das giebt er auf und er lebt nur für den einen Zweck: das h. Grab zu verteidigen. Die Ehe beider ist nur Scheinehe, keine vollständig vollzogene. Ihr fehlt nicht allein die kirchliche Weihe, die in diesem Gedichte unter anderem Verhältnisse nicht fehlen würde, wenn sie auch sonst im Mittelalter nichts Nothwendiges, vielmehr nur willkürliche Beigabe war; sondern Breide bleibt auch nach wie vor die jungfräuliche Königin, was durch das ganze Gedicht hindurch entschieden betont wird. Das hat nun seinen Grund vielleicht weniger in der kirchlichen Lehre von der Verdienstlichkeit jungfräulichen Lebens als vielmehr in der ursprünglichen Bedeutung der Drendelsage.

In der That, unterbrach den Redenden der junge Graf Huno, daß diese Sage ursprünglich eine ganz andere Bedeutung hatte, das geht nicht nur aus einzelnen Zügen des Gedichtes hervor, sondern auch schon aus den in ihm vorkommenden Eigennamen, die, mit Ausnahme von David und Stephan, sämmtlich wohl deutsch sind, so wenig auch manche deutsches Gepräge zu haben scheinen.

Ganz recht, sagte Baron Wilmar; aber eben darum wird es gut sein, uns diese Namen in das Gedächtniß zurückzurufen; denn ich vermute, die Bedeutung derselben wird zur Erkenntniß der Bedeutung der Sage nothwendig sein.

Sie haben es getroffen, Herr Baron, sagte Gaspinger, und ich will diese Namen gerne insgesammt wiederholen, wenn ich mich auch erst später auf deren Erklärung einlassen kann. Sie lauten: Achille, Alban, Baligan oder Beligan, Berwin, Breide, Dencian,

Durjan, Eigel, Eise, Elimi, Eiberjan, Rentwin, Merfiljan, Drendel, Schiltwin, Schrutan, Einold, Warmuot und Wolfrat. Diese Namen im Gedächtnisse fest zu halten muß ich Sie schon bitten, denn wir bedürfen ihrer in der That. Die Drendelsage ist nämlich eine Rune, das heißt sinnbildliche Darstellung eines Ereignisses, eine Gestalt, in welcher Naturmythen besonders gern auftreten.

Wollte nicht einer der Herren die Güte haben, die Sache uns durch ein Beispiel zu erläutern, fragte Irmgard.

Gern, meine schöne Base, antwortete freundlich Graf Huno. Im zweiten der altnordischen Lieder von Helgi fragt z. B. Sigrun den aus dem Kampfe kommenden Helgi,

Sigrun:

Wo hast du, Herrfürst, die Hild erwecket,
oder die Güggl genährt von Gunda's Schwestern?
was ist deine Brünne blutbefleckt?
was ehet ihr in den Ringhemden rohe Speise?

Ich bemerkte gleich zu Erläuterung: Hild und Gunda sind Valkyrien, ihre Namen bedeuten Kampf. Die Güggl oder Hühner der Gunda sind die Raben und Habichte, die von dem Fleische der Gefallenen sich nähren.

Helgi:

Das that zur Neumondszeit ein Nachspröß der Mlinge
westlich an den Bogen, wenn dich's zu wissen lüftet,
als ich Bären sieng im Bragatwalde
und der Nare Abstamm mit Eisen sättigte.
Nun sag' ich, Raib, wie die Sache kam,
Wortkluge, wenn dich's zu wissen lüftet;
drum ist meine Brünne blutbefleckt,
drum ward nicht an der Brandung Braten gegeben.

Er bezeichnet also den stattgehabten Kampf als eine Bärenjagd und Raubvögelstödtung, und das ist ein Bild, eine Rune. Aber Sigrun versteht ihn wohl und antwortet:

Einen Kampf du kündest! der König sollte,
Hunding, im Heerstreit vor Helgi fallen;

es kam zum Schwertkampf, weil ihr Sippen rächet,
und in Blute badete die blanke Schneide.

Helgi:

Was faselst du, daß Die es seien,
Sinnfluge Raib, die Sippen rächten?
Viele Königsfinder sind kampfbegierig
und abgeneigt unserm Stamme.

Hunding und sein Geschlecht ist der Erbfeind der Nfinge. Mit Hunding war Högni, der Sigrun Vater, verbündet und wohl auch verwandt. Dies ist der Grund, weshalb Helgi sich der Rune bedient.

Sigrun:

Nicht war fern ich, Vorkanführer,
bereit zu vieler Reden Tödtung;
doch schlau nenn' ich Sigmunds Erzeugten,
da er in Kampfrunen den Krieg mir meldet.

Zur Erläuterung der zweiten Zeile ist anzuführen, daß auch Sigrun Valkyrie war, also an Kämpfen sich betheiligte.

Vor den Langschiffen schon erlugt' ich dich,
als du die Riele zum Kampfe führtest;
nun will der Heersfürst sich hehlen mir,
aber Högnis Kind erkennt ihn wohl!

Ihr Beispiel ist in der That wohlgeeignet, das, was eine Rune hieß, zu erläutern, Herr Graf, und ich kann somit weiter gehn, sagte Haspinger. Bevor ich jedoch den eigentlichen Gehalt der Drendelsage Ihnen vorlege, wollen wir uns doch umsehen, ob wir nicht auch sonstwo noch der Drendelsage begegnen, wenn es auch in anderer Gestalt sein sollte.

Eine andere Sage von Drendel kann ich in der Jüngern Edda nachweisen, sagte Graf Huno. Sie lautet: Als Thór vom Kampfe mit dem Riesen Hrungnir heimkehrte, trug er noch das Stück der Steinwaffe seines Gegners im Haupte, das im Kampfe da hineingefahren war. Da kommt die Weissagerin Gröa, die Gattin Derwanbils des Reden, und singt ihre Zaubersprüche über Thór, bis der Stein im Haupte lodert. Als Thór die Erleichterung

fühlt, will er ihr die Heilung durch die frohe Botschaft lohnen, daß er von Norden her über die Eisströme Eimvagar gewatet sei und im Korbe auf seinem Rücken Derwandil aus dem Gebiete der Frostriesen getragen habe. Zum Wahrzeichen sagt er ihr, daß eine Zehe desselben aus dem Korbe vorgestanden und erfroren sei, weshalb er sie abgebrochen, an den Himmel geworfen und daraus den Stern „Derwandils Zehe“ gemacht habe. Es werde nicht lange anstehn, daß Derwandil heim komme und ihr sich zeige. Hierüber steht Gröda so erfreut, daß sie der Zauberlieder vergißt, und so steht der Stein noch in Thörs Haupte.

Schön, Herr Graf, sagte Haspinger. Ihr Aufenthalt in Elandinavien erweist sich also auch für diese unsere Abende ergiebig. Was Sie uns da vortragen ist ein anderer Theil des Drenkelmythus und eine Rune gleich unserem Gedichte. Thör ist bekanntlich der den Landbau besonders beschützende Gott, daher der Feind der Riesen, d. h. alles dessen, was diesem hinderlich ist. Der Riese Hrungnir bezeichnet das harte klingende Felsgestein, das allem Landbau widerstrebt. Thör bekämpft es mit seinen Blitzen und ein davon abgeschlagenes Stück fährt ihm in das Haupt. Die Weissagerin Gröda ist das Wachsthum, deren Gatte Derwandil bezeichnet den mit dem Pfeil (ör) Arbeitenden (vanda). Er ist also der Fruchtkeim, der, wenn der Kern aufschwillt, bald mit der Spitze des Palmes, der Aehnlichkeit wegen Pfeil genannt, hervorbrechen und aufschießen wird. Ihn hat Thör aus der Welt der Frostriesen über die Eisströme Eimvagar im Korbe getragen, d. h. er hat das keimende Pflanzenleben den Winter über beschützt. Aber der vorschnelle Derwandil, daher der Recke geheissen, hat eine Zehe hervorgestreckt und erfroren: der Keim hat sich allzufrüh hervorgewagt und muß es büßen. — Nach Upland, dem diese ganze ohne Zweifel richtige Deutung der Rune angehört, ist das Stück von Hrungnirs durch Thör zerschmetterter Steinwaffe, das in seinem Haupte hastet, das Gestein, darauf auch im urbaren Felde Pflug und Karst noch immer stoßen. Gröda, das Wachsthum, bezeichnet hier das Saatgrün, das vergeblich bemüht ist, die Steine des Feldes zu bedecken, Thörs Wunde zu heilen. Gröda nämlich

bedeutet, als Zeitwort sowohl grünen und wachsen als auch zuwachsen und vernarben. Eine Weissagerin heist Gröa, weil sie ja die künftige Ernte voraus verkündet.

Die Deutung der alten Mythe habe ich nicht gekannt, sagte Huno; ich danke Ihnen dafür, jetzt ist der Mythos mir erst verständlich, und ich bin nun um so begieriger zu hören, wie Sie die deutsche Rune von Trendel deuten werden, denn jetzt sehe ich, was ich nur vermuthete, daß das deutsche Trendel und das altnordische Derwandil den Gleichen bezeichnen und wohl gar auch dasselbe Wort sind, wenn auch in etwas verschiedener Form.

Da haben Sie abermals recht, sagte Haspinger; aber wir müssen uns noch weiter umschauen, bevor ich die Deutung der deutschen Rune unternehme. Thun wir das, so finden wir wiederum eine Erzählung von Trendel bei Sazo Grammaticus. Er erzählt im 48. Kapitel des dritten Buches:

Drwendil und sein Bruder Fengi folgen ihrem Vater Seirwandil in der Statthalterschaft von Jütland nach. Der Ruhm, den sich Drwendil als Seeheld erworben hat, weckt die Eifersucht des Königs von Norwegen, Kollir. Er sucht Drwendil auf, um sich mit ihm zu messen. Auf einer Insel im Meere legen die Schiffe beider von verschiedenen Seiten an, wie dieß bei Zweikämpfen üblich war. Die Schönheit der grünen Ufer lockt die Anführer, die sich belaubenden Gehölze zu durchstreifen, und so begegnen sie einander. Der Zweikampf wird beschossen, doch verabredet, daß, wer den andern verwunde, ihm zehn Pfund Goldes zur Buße geben solle; der Todte aber solle von dem Sieger ehrenvoll bestattet werden. Der Kampf beginnt und der kühne Drwendil kümmert sich in seiner Hitze nicht um den Schild und faßt sein Schwert mit beiden Händen. Kollir fällt, und dem Vertrage gemäß bestattet ihn Drwendil auf das prächtigste. Dann zieht er gegen die Seekönigin Söle, Kollirs Schwester, und besiegt auch diese. Heimgelehrt vermählt er sich mit Gröðha, der Tochter des Dänenköniges Rörik, d. i. Röðbril, Roderich. Sie zeugen einen Sohn Amledh (bei Shakespeare Hamleth). Fengi, neidisch auf seines Bruders Drwendils Glück, mordet diesen und heirathet die Wittwe

des Erschlagenen; Amlebh aber rächt in der Folgezeit den Mord des Vaters.

Ei, hier bieten Sie uns ja eine vollständige Heldensage gleich wie in unserm deutschen Gedichte, sagte Irmgard, nur ist alles einfacher und durchsichtiger, wie mir scheinen will. Erlauben Sie mir einmal einen Versuch mit Deuten zu machen; gelingt es mir nicht, so mögen Sie meine Vorschnellheit billig auslachen. Aber ich fürchte kaum, daß es mir wie Verwandel ergehe, der seine Zehe, als er sie vorschuell aus dem Korbe streckte, durch Frost einbüßte. Drwendils kennen wir bereits, und er bleibt seinem Charakter treu: er kümmert sich hier nichts um den schützenden Schild, wie er sich früher nichts um den schützenden Korb kümmerte. Doch ist ihm jetzt die Zeit günstig, denn dieser sein Kampf fällt in den Frühling, was durch das sich belaubende Gehölz bezeichnet wird. Er mag also die Hülle abstreifen, d. h. hier: den Schild wegwerfen. Auch ist er selbst mehr erstarkt, zum Jüngling geworden, während er früher, als Thör ihn im Korbe trug, mehr kindlich erscheint. Daß das mythische Kind bereits eine Gattin hat, darf uns nicht irren. Wenn ich nun das deutsche kühl und das englische cold zum Namen seines Gegners, kollir, halte, so erkenne ich in diesem einen Frühlingstrost, den der Nordhauch erzeugt, d. h. hier der aus Norwegen kommt. Das prächtige Grabmahl, das Drwendil dem erschlagenen Gegner errichtet, wird wohl der dicke Salmenwuchs sein, und die Buße von zehn Pfund Gold zahlt er mit goldenen Körnern. Hätte Kollir gesiegt, so würde er das Grabmal Drwendils aus silberleuchtendem Schnee errichtet, die Buße aber mit blinkendem Eise oder weißen Hagelkörnern bezahlt haben. Geirwandel verleugnet nicht die mythische Verwandtschaft zum Sohne: ist Drwendil der Arbeiter mit dem Pfeile, der schmalen Waffe, so ist Geirwandel der Arbeiter mit dem breiteren Speereisen. Gröbha ist wohl nur andere, vollständigere Form für Gröa; Drwendils Gattin trägt also in beiden Quellen den gleichen Namen. Aber weiter wage ich mich in meiner Deutung nicht. Für Drwendils Kampf mit Sela, Kollirs Schwester, für seine Ermordung durch einen Bruder Fengi und für die Bestrafung des Mörders durch

Orwendils Sohn Amleth bietet mir der Nothus keine Handhabe zur Deutung, und was Shakespeare aus der Rache durch Hamleth gemacht hat, hilft uns hier begreiflich auch nichts.

Ihre Erklärung ist ohne Zweifel richtig, sagte Gaspinger. Dafür ist der beste Beweis, daß Sie im Ganzen mit Uhlant übereinstimmen, wenn Sie auch in einigen Punkten weiter gehen als der berühmte Forscher. Aber an das, was Sie zu deuten nicht wagen mögen, hat sich auch Uhlant nicht gewagt. Aber versuchen wir es dennoch. Betreten wir den gleichen Weg den Uhlant gieng, d. h. deuten wir die Sache aus den Namen. Fengi (von fahan, fangan) bedeutet das was man empfängt, also jeden Ertrag, Gewinn; hier also wohl den Ertrag der reifen Aehre, das gereifte Korn. Der grüne Halm (Orwendil) muß austrocknen, absterben, wenn das Korn reif, zum Ertrage (Fengi) wird, also Fengi tödtet Orwendiln. Aber er tödtet ihn nicht mit einer Waffe, selbst nicht bei Shakespeare, sondern durch ein Gift, das sein Mark austrocknet, und das ist bezeichnend. Der Name des Sohnes Orwendils, Amleth, verhält sich zu Amal, Aml, wie haledh zu hale (Held zu Mann). Das altnordische aml bedeutet unausgesetzte, strenge Arbeit, dann Bekümmerniß; Amleth also wohl den streng Arbeitenden, Bekümmerten. Auch bei Shakespeare ist dieß der Hauptzug im Charakter Hamleths, nur daß da die strenge Arbeit eine geistige ist, ein fortwährendes geistiges Ringen. In unserer Rune ist er der eifrig Erntende, die reife Frucht Einsammelnde; er tödtet den Fengi, d. h. er sammelt die reife Frucht ein und enthüllet sie.

Ihre Deutung fügt sich wohl und ist streng folgerichtig, sagte Graf Huno; aber vergessen haben Sie noch der Seelkönigin Seila, der Schwester Kollirs, die Orwendil gleichfalls besiegt: wie steht es mit der? Seila, erwiderte Gaspinger, betrachte ich als Nebenform von Seila, wie helgi für heilgi steht. Das Verbum sila, seil, silum, silinn, woher Seila stammt, bedeutet einschneiden, furchen; seila aber bezeichnet das in das Land einschneidende Meer, also eine Bucht, dann aber auch das auf dem Lande in Folge einer Springfluth zurückgebliebene Meerwasser, einen Sumpf. Da dieß nun dem Gedeihen des Saatsorns hinderlich ist, so ist

Seila, Sella eine Feindin Orwendils; aber sie wird von ihm besiegt. Sie kam mit ihrem Bruder Kollir von Norden herab, d. h. der Nordwind warf die Springfluth auf das Land, wo nun Orwendil mit ihr den Kampf beginnt, in dem er Sieger bleibt.

Da Sie uns die Rune der Edda und die Heldensage bei Sazo so schön erläutert haben, daß wir in Beiden den alten Naturmythus deutlich zu erkennen im Stande sind, sagte Irmgard, so zweifle ich keinen Augenblick, es werde Ihnen auch mit dem deutschen Gedichte das Gleiche gelingen, und ich bin, und wie ich glaube nicht ich allein, nun erst recht begierig auf Ihre Deutung.

Nun wohl, so beginne ich denn, sagte Caspinger; aber ohne Zweifel haben Sie und alle bereits erkannt, daß die deutsche Heldensage keineswegs so einfach ist, wie die bei Sazo. In unserer Sage giebt es zwei Hauptpersonen, nämlich Drendel und Breide, die beide mit ihren Feinden, die freilich gemeinsame Feinde sind, zu kämpfen haben; es werden also wohl auch zwei Mythen vereinigt und verschmolzen sein, wozu noch zwei Stücke kommen, die mit dem Mythos nichts zu schaffen haben, die Legende vom Grauen Noche zu Anfange, und die Fahrt von Jerusalem nach Trier und zurück nach Alkon. Diese beiden Stücke scheide ich also hier, wo wir es nur mit den alten heidnischen Naturmythen zu thun haben, vollständig aus; alles Uebrige jedoch ist Mythos und fällt mithin unserer Betrachtung jetzt anheim.

Nach der Vorrede zum Heldenbuche ist Drendel der älteste aller Helden. Da die Stelle von unserem Gedichte in einem Punkte abweicht, theile ich sie hier mit. Sie lautet: künig Erendel von Triere der was der erste helt der ie geborn wart. Der suor über mer, und dō er ūf daz mer kam, dō hete er gar vil kiele, wanne er was gar ein rīcher künig. Dō giengen im die kiele alsamen under, und ertrunken im al sīn diener, und verlōr grōz guot ūf dem mere, doch kam er mit sīne lībe ūz. Und kam ein vischer varen und half dem herren ūz, und alsō was er lange bī dem vischer und half im vischen, und hinden nāch kam er gēn Jērusalēm und kam zuo dem heiligen grabe. Dō was sīn srowe eins küniges tohter, diu

was geheizen frowe Bride und was ouch die schönste ob allen wiben. Und dâ nâch wart im geholten von andern grôzen herren, und kam wider gën Triere und starb ouch zuo Triere und lit ouch zuo Triere.

Zunächst fällt auf, daß des Grauen Todes nicht gedacht wird, und dann die Behauptung, daß Drendel zu Trier gestorben und begraben sei, wie er von Trier ausgieng. An Trier war Drendel wohl durch seinen Vater Eigel geknüpft, und dieser wieder durch den Eigelstein, d. i. Eigels Stein. Solche räthselhafte Eigelsteine giebt es in den Rhein- und Moselgegenden. Die Schreibung Eigelstein ist auf Mißverstand beruhendes Verderbniß; ebenso verhält es sich mit der Erklärung des Wortes durch Adlerstein, in Bezug auf die Adler der römischen Legionen.

Betrachten wir nun zunächst die Namen Eigel und Drendel etwas genauer. Was den ersten betrifft, so ist Förstemann geneigt die Formen Agil, Egil, Eigel für nichts weiter als mundartliche Verschiedenheiten zu halten. Wahr ist es, Agil und Egil fallen zusammen und können in Eil zusammengezogen werden. Die Bedeutung dieses Namens ist wohl der Scharfe, Spitze, Schneidende, Stechende, oder auch in übertragener Bedeutung der Schreckliche; Wurzel agan, ôg, scharf, spit sein; schreden. Bedenklich aber ist es, die Form Eigel den Formen Agil, Egil gleichzusetzen, d. h. sie als Erweiterung von Eil, der Zusammensetzung von Agil, Egil, anzusehen, schon weil im Altnordischen der Name Egill den Dativ Agli bildet, Eigill aber Eigli. Wir sollten die Grundbedeutung von igun, eig, igum kennen. Daß es zunächst nicht „Erwerben“ war, wie man aus dem abgeleiteten eigan, haben, besitzen, schließen könnte, lehrt schon der Name des Stachelthieres, Igel. Unmöglich wäre es nicht, daß die Wurzeln AG und IG in der Grundbedeutung übereinkämen, nämlich, spit, scharf, und daß sonach auch die Namen Agil, Eigel in der Bedeutung einander berührten. Eigel geradezu als den Besitzer, den Reichen zu deuten, scheint mir bedenklich, da offenbar die Bedeutung von eigan, besitzen, haben, eine abgeleitete ist.

Run noch ein Wort über die Nebenform des Namens Eigel

nämlich Eugel, Deugel, Dugel, die sich gleichfalls findet. Grimm möchte diese aus *augia* = *auwa*, *ouwa*, *Aue*, erklären und darunter eine kleine *Au*, ein kleines Stück Fruchtland verstehen, und allerdings könnte das Korn, Drendel, der Sohn der *Au*, des Fruchtlandes heißen; aber *augia*, *auwa* sind weiblich, und so würde sich wohl eine mythische *Augila*, *Eugila* als Mutter Drendels rechtfertigen lassen, aber kaum ein *Augil*, *Eugel* als Vater. Will man die Formen *Eugel* *Dugel*, *Deugel* nicht als spätere Verderbnisse beseitigen, so kann man sie nur auf *auga*, *Auge* zurückführen; Augen aber heißen auch Fruchtkeime, und ein solcher *Eugel*, ein Fruchtkeim, kann das Korn, den Drendel, erzeugen.

Während dieser Auseinandersetzung hatte das Hoffräulein dem Hauptmann zugestüstert, ihr doch zu einer Spielpartie auf ihr Zimmer zu folgen; er aber hatte gleich dem olympischen Zeus sein ambrosisches, d. h. wohlwuschendes Haupt geschüttelt und ihr erklärt, das Gespräch sei für ihn höchst anziehend und er verbeisse sich manchen göttlichen Spas, wenn er seine Kameraden bei Tische über den gemalten und gebadenen Befreier Jerusalems unterhalten werde, den zu verzehren sich keiner bedenke. Das Fräulein schleuderte ihm einen verächtlichen Blick zu und gieng auf ihr Zimmer, um, je nachdem es kam, entweder ihre Jose zu plagen oder sich in den neuesten Roman von Dumas zu vertiefen.

Die andern ließen sich nicht stören und Haspinger fuhr fort:

Wie der Name des Vaters, so hat auch der des Sohnes im Deutschen seine Schwierigkeit. Die altnordische Form *Dervandil*, *Dervendil*, würde ein deutsches *Arwanti*, *Arwanti*, *Arventil*, *Erventil*, *Erntil* erbeischen und dem entspricht der Name des Geldenbuches *Grendel*. Davon steht nun *Drendel* ab. Will man beide Formen für gleich annehmen, so kann man an den Namen *Horant* erinnern, dessen bessere Form *Herrant*, dem angelsächsischen *Heorrenda*, altnordischen *Hjarrandi* entsprechend, lautet. Dagegen spricht nun freilich, daß sich bereits im achten Jahrhundert der Name *Aurentil*, *Derentil*, angelsächsisch *Earendel* (nicht aber *Earvendel* = *Dervandil*) findet. Das angelsächsische *Earendel* bedeutet aber jubar, Sonnenstrahl, und gehört sammt dem deutschen *Aurentil*, *Derentil*

zur Wurzel AUS, sanscrit USCH, leuchten. So redet ein angelsächsisches Gedicht den Heiland an: O du Drendel, der Engel lichtester, auf die Erde den Menschen gesendet, in Wahrheit ein Strahl der Sonne, heller als die Sterne; du alle Zeiten aus dir selbst immer erleuchtest. — Zur gleichen Wurzel gehören das lateinische Aurora = Ausora, aurum, Gold, und das griechische $\alpha\omega\varsigma$ = Aurora. Dazu kommt das lithauische auszra, Morgenröthe und auszriune, jubar, Sonnenstrahl. Andere deutsche Namen, die der Wurzel AUS zufallen, wie Ausila, Aurillan, Auri-pert, Aufegund, Aufari, Aufbild, Aurbild, Auswald, Aurovösa, Aurulf; Drilan, Drevin, Drizo, Drigis, Drich, Dsold, Druff u. s. w. kann man bei Förstemann nachsehen. Hienach wird es am gerathensten sein, zwei verschiedene Namen, Arwantil, Erendel, und Aurentil (= Auriventil), Drendel, anzunehmen, mithin auch zwei ursprünglich verschiedene mythologische Wesen, die aber beide dem Sonnenmythus angehörten und später miteinander vermengt und verschmolzen, zu einer Person vereinigt wurden. Arwentil würde den mit dem Pfeile arbeitenden, den Fruchthalm, Auriventil den mit dem Lichtstrahl arbeitenden, den Strahl der Sonne bezeichnen; aber Strahl, sträla, bedeutet wiederum Pfeil. Wir werden sehen, daß Drendel im ersten Theile unseres Gedichtes den Fruchthalm, im zweiten den Strahl der Sonne bezeichnet, daß also zwei Mythen im Gedichte verschmolzen sind.

Hätte ich doch nie geahnt, sagte Berta, daß man aus einem Namen so viel heraus deuten könne. Bitte, deuten Sie mir doch schnell einmal meinen Namen und den meiner Freundin da!

Oern, sagte Haspinger. Berta, d. i. Berhta, Berahta bedeutet die Leuchtende und war Name oder Beiname einer deutschen Göttin.

Auch eine Elfin hieß Berta, nämlich Berta mit dem großen Fuße, sagte lächelnd Huno.

Pfui! sagte Berta, meine Füße sind gleich groß, oder richtiger gleich klein; ich muß Sie also bitten mich mit ihrer großfüßigen Berta nicht zu vermengen, da solche Vermengungen, wie wir sahen, leicht sich machen.

Gewiß nicht! sagte Huno. Aber wenn Sie auch den großen Fuß der Elfin ablehnen, werden Sie sich doch vielleicht die leuchtende Schönheit derselben gefallen lassen? Oder haben Sie auch dagegen etwas einzuwenden?

Gehen Sie mir doch, antwortete Verta; ich habe ja nicht Sie, sondern unsern gelehrten Freund da um die Erläuterung unserer Namen gebeten. Also was bedeutet Irmgard.

Nun, sagte Haspinger, soviel als allgemeine Beschützerin.

Den Namen führen Sie mit Recht, sagte Huno; wahrlich, man könnte Sie, wie man Rudolf von Habsburg Aller Welt Schirmherren nannte, Sie Aller Welt Schirmfrau nennen. Einen bezeichnenderen Namen hätte man Ihnen nicht finden können.

Ich bin damit zufrieden, entgegnete Irmgard; aber fahren wir in unserm Mythos fort und lassen wir unsere Namen, besonders da der junge Herr sie nur zu benutzen weiß, um uns Schmeicheleien vorzusagen.

Mutter und Brüder Drendels werden nicht benannt, fuhr Haspinger fort, denn mit ihnen hat unser Mythos nichts zu thun. Der sorgfältig und mit Liebe erzogene Drendel aber empfängt die Ritterwürde am Tage des h. Stephan, am 26. December, d. h. er wird wehrhaft, er erhält seine Waffe, den spitzen Pfeil. Dieß ist nicht die gewöhnliche Zeit zur Ertheilung des Ritterschlages, wozu herkömmlich Pfingsten gewählt ward. Aber der Tag des h. Stephan ist im Mythos bedeutsam. Dieser Heilige vertritt bekanntlich den Fró, Fróho, Fravis, Freyr, der, gleich dem Thór, Donar, Schutzgott der Fruchtbarkeit, des Getreidebaues war, und dessen großes Opferfest in die letzten Tage des Decembers fiel, worüber man Wolfs Beiträge zur deutschen Mythologie II. 92; den scandinavisch-heidnischen Kalender, December 23—26; das Lexicon mytholog. unter Freyr, S. 361; Grimms deutsche Mythologie I. 190 nachlesen kann.

Wenn der Getreidehalm die Erde mit seiner Spitze durchbrochen hat, strebt er der Sonne entgegen. Das heißt in der Rune: der zum Jüngling erwachsene Drendel zieht gen Osten, um sich dort eine Gattin zu erwerben. Diese Jungfrau trägt den

Namen Breide, alt Brīde, d. i. Brīgida, die Leuchtende, Glänzende, vom Stammwort brigan, brag, brēgnu, brigans, leuchten, tönen. Die Form Brīgida, Brīda, ist nicht sehr häufig, doch trug den Namen eine Schwester Hermanns III. von Alamannien, Gemahlin Herzog Adolberts von Kärnten. Die gewöhnliche Form Brīgitta verhält sich zu Brīgida wie Otto, Ottilia zu Odo, Obila. Zum Stamme brigan gehören die angelsächsischen Wörter brēgo, König; bragan, brōg, rauschen; brōga, Schreden; die altnordischen bragr, Lied, Eitte, König; bragnar, Krieger; bragd, Glanz, Duft. Die keltischen Namen Brigantes, Brigantobriges etc. will ich nicht herbeiziehen, obwohl deutsche und keltische Sprache manche Wörter gemeinsam haben und St. Brīgitta selbst dem keltischen Volke angehörte.

Der Tag der h. Brīgida ist der 1. Februar, fällt also in eine Zeit, da die Sonne wieder öfter am Himmel glänzet. Der h. Brīgida († 508 oder 521) ward zu Aylbare in Schottland gleich wie der Vesta in Rom, ein ewiges Feuer unterhalten, welches ein geflochtener Zaun umgab, dem kein Mann nahen durfte. Nur mit Wälgern, nicht mit dem Munde, durfte das Feuer angeblasen werden (Grimms deutsche Mythologie, S. 578). Canisius führt in seinem Thesaur. Eccless. I. 414 eine Menge Mirakel der h. Brīgida an. Die prächtigen Kinderweiden zu Aylbare heißen Brīgidenweiden und sind ihr geweiht; kein Pflug darf da gehen. Dort weidet selbst der wilde Eber zahm mit ihrer Heerde. Sümpfe werden durch ihren Beistand ausgetrocknet, wegbar, überbrückt. Den bei ihr übernachtenden Reisenden zu Liebe schlachtet sie ihr Lieblingskalb, und weil es eben an Brennholz fehlt, nimmt sie das Gerüste ihres Webstuhls und kocht damit das Fleisch. Des Morgens springt ihr Kalb gesund herum und der Webstuhl steht ganz da. Kommt sie Abends mit nassem Kleide von der Schafweide heim, so hängt sie das Gewand noch an einen Sonnenstrahl, um es zu trodnen. Blindgeborenen giebt sie das Augenlicht. Die von ihr gebungenen Schnitter haben regenlosen Erntetag, mag es auch rings herum so starke Regengüsse geben, daß die Bäche austreten. Als sie, Könne geworden, am hölzernen Altare sich niederwirft, schlägt

dieser in Laub und Keste aus u. s. w. Alles dieß deutet unleugbar auf mythischen Gehalt der Brigida hin, und noch jetzt findet in Scandinavien am 1. und 2. Februar Feuerverehrung statt, *Eldborgs skäl*, Feuerbewahrungsbecher, genannt.

Aber dem Streben Drendels nach der Sonnenjungfrau treten feindliche Mächte hindernd entgegen. Als er sich nach Osten wendet, wo das Haus der leuchtenden Jungfrau steht, bringt ihm das Wasser Gefahr. Das Lebermeer hält ihn fest, und durch einen Wind, den Maria sendet, befreit, leidet er Schiffbruch. An das Land geworfen und jeder Hülle beraubt, gräbt er sich in den Sand, auf daß ihn, wie es heißt, die Vögel nicht fressen. So verborgen harret er drei Tage lang, ehe er sich wieder hervorwagt. — Hier liegt der Sinn der Rune offen zu Tage. Frost und Kälte hemmen das Wachsthum des durchgebrochnen Palmes, bis die Frühlingswinde den Frost brechen. Das Verweilen Drendels im Lebermeer entspricht also dem Aufenthalte Drendels im Reiche der Frostriesen, aus deren Banden ihn Thór befreit. Aber die Frühlingswinde brechen nicht nur Frostes Bande, sie bringen auch häufigen Regen mit, welcher das Saatkorn von der schützenden Erddede entblößt, so daß es in die Gefahr kommt, eine Beute der Vögel zu werden. Auch kann, zumal am Strande des Meeres, an den Ufern der Flüsse, an Berghalden das aus der Erde gespülte Saatkorn mit Sand und Geröll in Folge der Frühlingsregen, der Springfluthen und der Stürme bedeckt werden, wodurch es zwar den Vögeln entgeht, aber doch verkommen muß, wenn nicht eine rettende Macht sich seiner annimmt. Es entspricht also dieser Theil unseres Gedichtes dem Kampfe Drivenbils gegen Sela, d. h. die Uberschwemmung, nachdem er den Frühlingsfrost, den Kollir, zu besiegen so glücklich war, wie Sago erzählt. — Die Hülfe, deren das Saatkorn nach der Versandung bedarf, wird ihm jedoch. Eise, der Fischer, nimmt Drendeln in den rettenden Rahn auf, gerade wie in der Edda Thór Drendeln in dem schirmenden Korbe über die Ströme *Elivägar* trägt. Dieser Eise, alt Hjo, hat nun im Gedichte etwas Riesenhaftes an sich, worin er ebenfalls dem Thór ähnelt, und ich will nicht übergehen, daß einer der Anses = Anen

des Jornandes den Namen Isarna, der Eiserne, trägt. Das konnte nun recht wohl Donar, Thór sein, dem die Edda Jarn-glöfar, Eisenhandschuhe, oder Jarngreipar, Eisensfinger, beilegt. Beide Namen, Iso und Isarna, gehören unter die gleiche Wurzel, nämlich Is; beide, Eis und Eisen, scheinen vom leuchtenden Glanze genannt. Es giebt eine Menge mit einfachem Is und abgeleitetem Isal, Isan, Isar, Isarn gebildeter Personennamen, die man bei Hörstemann findet. Auch Flußnamen werden aus dem Stamme Is gebildet, wie Isaba, Eijach, Isana, Eisen, Isara, Isar, entweder wegen der Helle des Wassers oder der Schnelle des Laufes; vgl. das altnordische is, Bewegung, Aufruhr; isja, vorwärtsstürzen. Der Nijcher Eise tritt, soviel ich weiß, nur noch in dem kürzeren Gedichte vom h. Oswald auf, und zwar ebenfalls hülfreich, wie im Drendel; denn als Oswalds Nabe den Ring, den ihm Jungfrau Spange für Oswald gegeben hat, in das Meer fallen läßt, fängt Eise den Fisch, der den verschluckten Ring in seinem Magen trägt. Aber trotz Eises Hülfertigkeit und seiner Riesenhaftigkeit (er ist zwischen den Augbraun zweier Spannen breit), darf man Thór und Eise nicht für den gleichen Gott halten, denn Thór hat nie etwas mit Schiff und Seefahrt zu thun, wohl aber Fró, Freyr, der im Besiz des besten Schiffes ist, das ihm Zwerge, die Söhne Ivaldi's, fertigten. Schon oben sahen wir Drendel und Fró (St. Stephan) in Verbindung. Wie es nun neben Freyr eine Freyja, neben Fró eine Frouwa gab, so gab es auch in Deutschland neben dem Iso eine Isä oder Isi, und von der weiblichen Gottheit haben sich mehr Nachrichten erhalten, ihre Verehrung scheint verbreiteter gewesen zu sein, wie auch im Norden Freyja den Freyr überwiegt, und die deutsche Nerthus den altnordischen Njörðr übertrifft, lauter Gottheiten der Fruchtbarkeit und des Getreidebaues. Die älteste Nachricht von der Isä oder Isi giebt uns Tacitus im 9. Kapitel der Germania. „Ein Theil der Sweben, sagt er, verehret auch die Isis. Ueber den Grund und den Ursprung des fremden Cultes habe ich wenig erfahren; aber das Zeichen, welches die Gestalt einer Liburna (eines Schiffes) hat, lehrt, die Verehrung flamme aus der Fremde.“ Was die Einführung des Cultes aus

der Fremde betrifft, so irrt darin allerdings Tacitus. Daß er irrte, das bewirkte die scheinbare Uebereinstimmung der Namen Isä, Isi und Isis, und das beigegebene Schiff, welches ihn fast nothwendig an das *navigium Isidis* gemahnen mußte, welches in feierlichem Zuge je am 5. März zu Rom der ägyptischen Göttin dargebracht ward. Schon das Vorkommen des männlichen Iso neben der weiblichen Isä oder Isi in Deutschland beweiset, daß diese Gottheiten nicht fremde waren.

Eine zweite Nachricht, die zugleich zeigt, daß nicht einzig nur Eweten, sondern auch Franken von dieser Isa und ihrem Schiffe wußten, wie auch, daß sich die äußere Feier bis in sehr späte Zeit erhalten hatte, giebt uns Rodulf chronicon abbatiæ S. Trudonis (Et. Tron zwischen Lüttich und Löwen) im eilften Buche. Hier wird mit großer Mißbilligung erzählt, denn die Geistlichkeit roch das Heidnische des Volksfestes, daß um das Jahr 1133 in einem Walde bei Jnda (in Ripuarien) mit Erlaubniß der weltlichen Obrigkeit ein Schiff gezimmert, unten mit Klädern versehen und durch vorgespannte Menschen zuerst nach Achen, dann nach Mastricht (wo Mastbaum und Segel hinzukam), hierauf nach Tüngern, Loos und so weiter im Lande herumgezogen ward, überall unter großem Zulaufe und Geleite des Volkes. Wo es anhielt, war Freudengeschrei, Jubelgesang und Tanz um das Schiff herum bis in die späte Nacht. Die Ankunft des Schiffes sagte man den Städten an, welche ihre Thore öffneten und ihm feierlich entgegen giengen. Die sehr weisläufige und sehr gehässige Schilderung des Mönches findet man in Grimms deutscher Mythologie S. 237 bis 241. Aber gerade die Gehässigkeit der Geistlichen giebt dem Vorfalle erst seine volle Bedeutung; aber vergebens trachteten sie das Fest als ein heidnisches zu hintertreiben. Die weltliche Obrigkeit schützte den erlaubten Umzug, und es stand bei den einzelnen Städten, dem heranfahrenden Schiffe Einlaß zu gewähren oder zu versagen; schimpflich aber war es in der Meinung des Volkes, es nicht weiter gefördert zu haben. Wahrscheinlich lebten unter dem Volke jener Gegend damals noch Erinnerungen an einen uralten heidnischen Cultus, der Jahrhunderte lang zwar eingeschränkt aber

nicht völlig ausgerottet werden konnte. Es war das Schiff der alten Göttin, welches den Menschen Friede und Fruchtbarkeit zuführte.

Taß auch anderwärts in Deutschland zur Zeit des beginnenden Frühjahrs Schiffe umhergezogen wurden, namentlich in Schwaben, dem Sitze der alten Ewemen, lehrt ein Ulmer Rathsprtokoll vom 5. December 1530, welches sagt: „Es soll sich Niemann mehr weder Tags noch Nachts verbußen, verkleiden noch Gastnachtskleider anziehen, auch sich des Herumsfahrens des Pfluges und mit den Schiffen enthalten, bei Strafe eines Gulden. Das Herumsfahren des Pfluges und Schiffes, die hier verbunden erscheinen, mögen auf derselben altheidnischen Idee beruhen, die sich seit Verdrängung der Götter nur in unverständlichen Volksgebräuchen forterhielt und sich allmählich verflüchtigen mußte: auf der Sichtbarwerdung einer wohlthätigen gütigen Gottheit unter den Menschen, die sich ihr allenthalben mit Freudenbezeugungen nahten, wann im Lenz die Erde wieder weich geworden und das Eis von den Strömen gelöst war, daß Aderbau und Schifffahrt neu beginnen konnten. Sie und da wurden die unverheiratheten Mädchen gezwungen den Pflug zu ziehen, was andeutet, daß die herumziehende Göttin dem Bande der Liebe und Ehe hold war und Verschümnisse straste.“

Der erste, der den Namen der Göttin wieder nennt, ist Aventin (um 1522), der sagt, daß Frau Eise nach ihres Vaters Hercules Tode mit ihrem Schiffe durch alle Länder gezogen und zu dem deutschen Könige Schwab gekommen sei; da habe sie ihn gelehrt: Eisen schmieden, Getreide säen, mähen, malen, kneten, baden, Glashs und Hans bauen, nähen und weben; das Volk habe sie für eine heilige Frau gehalten. Aus Tacitus kann Aventin nicht geschöpft haben, schon weil er den Vater der Isa Hercules nennt. Auch Jean le Maire de Belges, der seine *Illustrations de Gaulle* 1512 vollendete und sagt: „au temps duquel (Hercules Alle-munnus) la deesse Isis, royne d'Egypte, veint en Allemagne et montra au rude peuple l'usage de mouldre la farine et faire du pain,“ kann nicht seine Quelle sein.

Endlich gedenkt auch Fischart in der *Geschichtlitterung* 30^b „der amazonischen Augspurger japetisch Frau Eisen,“ und Henisch

giebt S. 293 an, daß auf dem Berlach, Berleich, einem Hügel mitten in Augsburg, früher ein hölzerner Tempel der Isis gestanden haben soll. Freilich wird in älteren Quellen (sie sind in Grimms deutscher Mythologie I. 269—276 benutzt) diese Augsburger Göttin Jisa, Eisa, Eiza genannt, nach welcher die Stadt selbst Jisaris, Jisaris, Eisara (= Cisae aru, Altar, Tempel der Eisa) geheißen haben soll, und der Hügel Jisenberg, wonach deutlich diese Göttin zum Gotte Jiu gerückt würde; wozu noch kommt, daß der dritte Wochentag mittelniederländisch Disendach, d. i. Eisenach, süddeutsch Jinstag, d. i. Jisentag, heißt neben Ziestag, Ziemestag nach dem Gotte Jiu. Aber wenn auch Jischarts und Jenisches Beziehung der Jisa auf die Jsa falsch wäre, — und warum sollte es nicht neben der Jsa auch eine Jisa haben geben können? — man sieht doch, daß die Jsa noch in der Erinnerung haftete. Die taciteische Isis allein hätte man schwerlich in eine Frau Eise umgewandelt. Wie dem auch sei, die Göttin Jsa wird durch den Gott Iso, und dieser durch jene beglaubigt, gerade wie sich Jiu und Jisa, Freyr und Freyja, Nerthus und Njordhr gegenseitig beglaubigen.

Wie sonderbar! sagte Irmgard. Gestern erhalte ich mit anderen neuen Büchern des Dr. Bonbun's Beiträge zur deutschen Mythologie aus Churrhätien, und das erste, worauf ich beim Durchblättern stoße, ist ein Bündner Kinderspruch, der den Namen der alten Göttin, und zwar in Verbindung mit dem Brotbacken enthält. Hören Sie nur, er lautet:

Isa, Blau dupflet,
tipfel tapsel tannawel,
engelsbröt kindesbröt,
zinkanöt täglich bröt,
zi psanna duss!

Oder in anderer Fassung:

Engele Bengele dupeltel,
Zipsa zapfa tannawel,
anisbröt gimmers bröt,
zi psanna duss!

Es sind dies sogenannte Abzählprüche bei einem Kinderspiele, Stühawible nach der Hauptperson genannt. Kinder schließen einen Kreis und halten die Hände aneinander, dann wird unter Hergesagung des obigen Spruches abgezählt. Das Kind, auf welches das Wort „duss“ (da aus, hinaus) fällt, tritt aus und das Zählen beginnt aufs neue. Das zuletzt übrig bleibende Kind heist das Stühawible (Schleierweiblein) und erhält nun einen Besen und einen Steden in die Hände. Mit dem Stode zeichnet es ein Viereck in den Sand, den Garten, und theilt diesen zierlich in Beete ab. Dann wendet es sich zur Kinderschaar und sagt: „Geht, holt mir Samen zum Säen!“ Die Kinder bringen jedes eine Hand voll Sand: „da gelbe Rüben! da Peterfil! da Koltraben!“ u. s. w. „Nun so säet mir die Beete meines Gartens an!“ sagt das Stühawible, ich lege mich indes schlafen.“ Während nun das Schleierweiblein auf der Erde schlummert, zerstören die Kinder die Beete des Gartens und rufen dann: „Stühawible stand af, es hüt Ova Mreia (Ave Maria) glüt!“ Das Stühawible fährt auf und jagt den fliehenden Kindern nach mit Stod und Besen. Das Gefangene ist das neue Stühawible.

Richtig deutet Bonbun das weißgeschleierte Weiblein mit dem Zauberstabe in der Hand, womit es den Garten absteckt, auf eine mütterliche Göttin, welche die Oberaufsicht über den Feldbau und die Geschäfte der Hausfrau, als Flachsbau, Spinnen, Gärtnerei führte und denkt dabei an Holda oder Verda. Als Wohnung des Stühawibles gilt der Kirchturm, wie in dem bekannten Nornenspruche, der in der Schweiz fast überall und zwar mit Abweichungen vorkommt, eine in das Glodenhaus geht, um die heilig Sunna herauszulassen, die also auch die Nacht über daselbst schläft, z. B.:

Rita rita rösoli
Z Walastadt ä schldöesli,
Z Chur-döm ä guldīs hös,
es luegē dñl frauen ās:
ēne spinnit āida,
ēne schnüttet krida,
ēne gdt īs gloggehūs,
löt die heilig Sunna-n-ās.

Das ist allerdings ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß Mutter Isa, gerade da wir von ihr handeln, sich aufs neue zu offenbaren die Güte hat, sagte Haspinger, indem er das ihm dargereichte Buch annahm. Und sie kommt nicht allein, sie bringt eine Frau Blsa mit, ohne Zweifel die romanische *la bise*, den tobenden, wüthenden Nord- oder Nordostwind, der zu ihr, der Freundlichen, den Gegensatz bildet, wie der Dengel zum Engel des andern Spruches. Doch könnte auch Frau Isa selbst Blsa genannt sein, da die alten Götter zu Unholden wurden. Das altnordische *bisa* bedeutet: mit großer aber rauher Kraft sich äußern; in Wunden braucht man *bisa* vom Toben und Wüthen der Klübe, wenn sie vom Blsewurm, eine Gattung Bremse, gestochen werden. Wie neben Isa ein Iso auftritt, so findet zu Blsa sich auch der Mannsnamen Blso. So hieß ein Bischof zu Paderborn im neunten Jahrhundert. Auch bei dem Gothen Jornandes findet sich ein Blso, freilich mit der Variante Urso. Bekannter ist der mythische Thüringer König Bisinus nebst seiner Gemahlin Basina im fünften Jahrhundert. Auch heut noch kommt der Name Weise, Wese vor, und Eisele nebst seinem Begleiter Weisele, wer sollte die nicht kennen? In gimmers nödt könnte ein Gibimäres nödt stehen, die Noth des Anisbrot austheilenden Freigebigen, der nicht genug geben kann, wie im andern Spruche mit anderer Wendung das Engelsbrödt Kindes nödt heißt. Der Aargauer Spruch deut, wie ich sehe statt *aenisbröt*, was auch Großvaters (*aeni*) Brot bedeuten könnte, Agathebröt, Brot der h. Agatha, welches vom Priester am Agathentage geweiht ward, und gegen Feuer helfen soll. Die Weihformel lautet: *Domine, benedice et sanctifica hos panes, fructus, cereos, aquam, vinum, oleum et caetera hic posita in honorem beatue Agathae virginis et martyris tuae deportata et concede per intercessionem ejusdem virginis et martyris, ut, ubicunque contra ignem comburentem missa vel posita fuerint, illico ignis evanescat et penitus exstinguatur.* Hierauf gestützt erklärt Vonbun gimmers nödt durch „in der nödt, Noth als Feuersnoth fassend; aber aus 1 der nödt, in der nödt wäre nie gimmers nödt geworden.

Soll an Feuer gedacht werden, so muß man wohl glimmers nödt lesen.“

Aus dupeltē, dupsitē weiß ich nicht viel zu machen, dupel, düppel, dupsel ist sonst der herumgestoßene Tölpel, Töffsel. Heidenische Götter werden, wenn man ihre Namen nennt, durch ein Beiwort gern gescholten. Zipfa zapfa stehe, wie das mir unverständliche tipsel tapsel in Laut und Ablaut, wie das gewöhnlich ist. Tannawē wird wohl Tannentwedel sein, d. h. Tannenzweige, die zum Baden abgebrochen (zipfen, zapfen, zupfen) werden sollen. Zinkunōt ist mir unverständlich, wenn nicht das tägliche Brot die Noth der Zinken, Zaden, Aeste genannt sein soll. Die psanna ist die Pfanne, in der das Brot gebacken wird.

Der Spruch ist in der That höchst merkwürdig und kommt uns zu sehr gelegener Zeit; er hätte zu keiner bessern kommen können. Er ist eine neue Bestätigung der alten Göttin Jsa, und zwar wieder bei einem Volke sweivischer Abstammung.

Wenn nun Iso und Jsa mit allgemein bekannten Gottheiten vereinigt werden sollen, so geschieht dieß am füglichsten mit Freyr, Frō, und Freyja, Frouwa, oder, wenn man auf des Iso wohnen am Meere und sein Gewerbe als Fische ein besonderes Gewicht legen will, mit Niördhr und Nerthus. Dem Freyr und dem Niördhr wird vorzugsweise Weisheit zugestanden, und der wise, weise, ist stehende Bezeichnung des Iso. Dem Freyr wie dem Iso kommt das Schiff zu, und wie die Jsa so giebt sich auch die Freyja als Brotbäderin zu erkennen in ihrem Beinamen Syr, der mit syr, seyri, sori, Gese, zusammenhängt. Wenn der Freyja nicht das Schiff, sondern der mit Ragen bespannte Wagen, der Jsa aber gleich dem Iso das Schiff beigelegt wird, so ist das nicht von Verlang; denn Schiff und Wagen können einander vertreten. — Ueber die Wohnung Ios an der Eluse, Klause, weiß ich nichts zu sagen. Klause ist Bergpaß, im Gedichte könnten die Dardanellen gemeint sein. Mit Isan, Isin, Isen zusammengesetzte Ortsnamen giebt es genug; aber es ist schwer zu entscheiden, ob man in diesen Formen den Genitiv von Iso oder das Hauptwort Isan, Eisen, zu erkennen hat. Als genitivische Zusammensetzungen möchte ich ansehen: Isanþus,

Ifinach, Ifenawa, Isanbach (neben Isinbach), Isinburg, Isandal, Isendic, Isinwarta, Isanheim, Isenleiba, Iseneida (= Isinheida). Ob freilich diese Ortsnamen auf den alten Gott Bezug haben, oder nur auf irgend einen Mann, der Iso hieß, das ist wieder eine andere Frage. Einen mit Isän, den Genitiv von Isa zusammengefügten Ortsnamen kenne ich nicht.

Hier ist nun auch auf den Grauen Rock einzutreten, den Eise in dem Wagen des von Drendel gefangenen Bales findet, und den er später dem Helden um die dreißig Schillinge verkauft, die Maria selbst ihm, daß er ihn kaufe, vom Himmel herabsendet. Gehört dieser Graue Rock schon zum alten Naturmythus, oder ward er erst herbeigezogen, als der Mythus in Heldensage übergieng, und Drendel der Kämpfer für das h. Grab ward? Wäre dieß der Fall, so könnte ich, da ich es nur mit dem Mythus hier zu thun habe, den Grauen Rock ruhig und unbesprochen in der Kirche zu Trier liegen lassen; anders jedoch verhält es sich, wenn bereits der mythische Drendel im Besitz eines solchen Rockes war: dann wäre es nur als neue Fassung zu bezeichnen, daß dieser Graue Rock eben der Rock Christi gewesen sei. Aber diese schützende Hülle scheint mir nothwendig zum Drendelmythus zu gehören und die das Saatkorn schützende und ihm die Kraft zum Widerstande gewährende Erde zu bezeichnen. Da Maria auch sonst häufig die Göttin des Getreidebaues und aller Fruchtbarkeit, die Freyja, vertritt, so kann das auch recht wohl hier der Fall sein.

So bekleidet nahezich Drendel dem h. Grabe und der Burg zu Jerusalem, dem Hause der leuchtenden Jungfrau, d. h. das mit Erde bedeckte Saatkorn treibt seinen Halm nach oben. Aber er hat noch Feinde zu besiegen, bevor er der Sonnenjungfrau sich nahezich kann, die nicht nur die schönste aller Frauen heißt, sondern auch Weisheit besitzt, denn die Sonne sieht ja Alles. Die ersten Gegner, mit denen Drendel zu thun bekommt, sind Ecrudan und Mercian, Saracenenfürsten, und schon deshalb Drendels Gegner. Aber sie bewerben sich zugleich auch um die Hand der Breide, suchen also die Sonnenjungfrau in ihre Gewalt zu bringen, und sind mithin auch dieser feindlich. Niesen und Zwerge stellen den Götinnen

nach, aber sie finden dabei immer ihren Untergang. Ecrudan und Mercian sind auch sonst in der Sage bekannt. Ecrutan erscheint in den Ribelungen und im Viterols als Egels Dienstmann, im Rosengarten als ein vierarmiger Riese, der nie den Christen, d. h. den Menschen, hold war, und dem Preußen dient. Ein Mercian von Babylon wird von Wolfdietrich bei Jerusalem besiegt, und dieser fällt wohl mit unserem zusammen. Ecrudan von skriudan skraud, skrudum, schneiden, wovon auch skrötan, Schroten, herkommt, bedeutet den Schneidenden, Zermalmenden, passende Bezeichnung des Hagels. Allein die Benennung schwankt im Gedichte, der Mann wird auch Scudan, Eudan genannt. Zu Scudan lassen sich die altnordischen Wörter skaud, skud, skioda halten, welche sämmtlich Hülle, Saad von Fell, bedeuten, und somit wäre Scudan die dicke, die Sonne verhüllende Gewitterwolke. Eudan, wenn der Name nicht reine Verderbniß ist, wäre auf siodan, saud, sudum, zurückzuführen, welches unser sieden ist. Noch jezt wird vom aufsteigenden Gewitter sieden, kochen und brauen gebraucht. Wir haben also, mögen wir einen Namen wählen, welchen wir wollen, unter dem Träger desselben eine der Saat Verderben drohende und zugleich die Sonne einhüllende Gewitterwolke zu erkennen.

Da Mercian als Ecrudans Bruder auftritt, wird er auch das Gleiche bedeuten. Zur Erklärung dient der alte Name des Schwarzwaldes, silva marciانا, was eben nur Schwarzwald ausdrückt, und das altnordische Adjectiv myrkr, finster, dunkel. Mercian ist nicht so feindlich gegen Drendel wie Ecrutan, wenigstens nicht gleich zu Anfange; er zeigt sich vielmehr ihm hilfreich: die Wolke kann ja das Saatsfeld gegen die Strahlen der Sonne auch beschützen und das Gedeihen fördernden Regen geben, d. h. hier Mercian übergiebt sein schwarzes Roß dem Drendel nebst Schild und Speer, er rüstet ihn aus zum Kampfe. Darum wird auch er nicht getödtet, sondern entlassen.

Die Mannhaftigkeit Drendels erregt die Theilnahme der Breide und sie sendet einen Boten an ihn, der ihn ihrer Huld versichert. Dieser Bote heißt Schildwin, Freund des Schildes; der Sonne

aber wird in der Edda ein leuchtender Schild beigelegt, der den Namen Evalinn trägt. Nur unter Dietrichs Helden kommt einmal noch ein Schildwin vor, der mit unserem Helden jedoch nur den Namen gemein hat. Der Sinn ist klar: das Saatforn, das trotz aller Hindernisse höher empor gewachsen ist, wird von der Sonne erblickt, und sie sieht es freundlich an.

Nun folgt Orendels Kampf mit dem von den Tempelherren, den ungetreuen Dienern der Breide, herbeigerufenen Riesen Mentwin oder Metwin und mit zwölf ungenannten Heidenkönigen, von denen sechs erschlagen, sechs in die Flucht gejagt werden. Mentwin reitet statt eines Rosses einen Elephanten und sein Thier und seine Rüstung wird Beute der fahrenden Leute, die Alles vertrinken. Ich kann in der ganzen Erzählung nichts Mythisches entdecken. Der Name Mentwin, Freund der Freude, oder Metwin, d. i. Mathwin, Freund des Ruhmes führt zu nichts. Das Ganze scheint nur willkürliche Erfindung des Dichters, wozu auch die Romik der Darstellung stimmt. Wir müßten den Sonnenmythus vollständiger kennen, als es der Fall ist, um die Tempelherren und ihren Riesen mythologisch zu deuten. Wir wissen aber nichts von einem treulosen Hausgesinde der Sonne.

Besser gelingt die Deutung des nun folgenden Kampfes mit den aus wüsten Ascalon herankommenden Riesen Liberjan und Valigan, Veligan. Liberjan scheint mir zu libereu zu gehören, dessen Bedeutung wir früher beim Lebermeer kennen lernten. Liberjan ist demzufolge das verflodende dick, sumpfig werdende Gewässer, das auf das Saatfeld durch heftigen Regen, den Kampf mit Schrittan, auf die Saat gekommen ist; Orendels Kampf mit Liberjan entspricht also Orendels Kampfe mit der Esla, Zeila, der Schwester Kollirs. Esla drückt, gleich libereu, auch congelascere, gerinnen, aus. In Caspars v. d. Rhön Drachenkämpfen kommt ein Lieberdein, Lieberteiu von Palner, auch der Paldener, der Prabler, Lärmer geheissen, vor. Ob dieser mit dem Riesen Liberjan etwas gemein hat, weiß ich nicht. Der Valigan, Veligan ist dem Riesen der Edda Veli, Genitiv Velsja, dessen Name „Brüller“ bedeutet, mithin den brüllenden Sturm bezeichnet, gleich

zu sehen. Den Beli tödtet nach der Edda Freyr, und zwar mit einem Hirschgeweih, also zur Zeit, da der Hirsch das Geweih abwirft, welches auch die Zeit der großen Frühlingsstürme ist. Ein Baligan, Beligan, Belian mit dem Zusatz von Libya tritt auch im Biterolf als heidnischer König auf. In unserm Gedichte erscheint er zweimal: als König von wüsten Babylon und von wüsten Ascalon.

Hier ein Wort über die Bildung der Namen mit an, ian. Sie giebt ihnen ein fremdes, lateinisches Aussehen, ist aber doch gut deutsch. In unserem Gedichte ist sie häufig; es bietet Alban, Beligan, Dencian, Durjan, Liberjan, Mersiljan und Schrudan oder Schuban. Die heutige Sprache kennt nur die Wörter Dummrian, Kläffrian, Schlendrian, Stolzrian, Wildrian, sämmtlich persönlich in tadelndem Sinne. An Jan = Johann ist kaum zu denken; gleichwohl kann man mit gleichem Sinne sagen Dummerhaus, Kläfferhaus u. s. w. Das i gehört in ihnen dem zu Grunde liegenden Verbum an. Dummern, kläffern, schlendern, stolpern, wildern setzen ein Dumbarjan, Klassarjan, Schlendrian, Wildarjan, Stolzparjan voraus. Die frühere Zeit kannte auch ein Ruffian, Balldrian, Haufbold, schamloser Bettler, und wohl noch andere. Die alte Sprache hatte neben a auch i und u vor dem u; so findet sich neben Alban auch Albin und Albuni. Der Unterschied in der Bedeutung entgeht uns jetzt. Auch wurden nicht bloß Personen-namen mit an, in, un gebildet. Jetzt sind alle drei in en abgeschwächt Isan, bechin, sibun werden zu eisen, becken, sieben.

Im Laufe der Zeit ist das Korn völlig herangewachsen, trotz allen feindlichen Mächten, und nähert sich nun der Reife. Darum giebt sich Drendel der Weide nun zu erkennen und sie wünscht sich Glück, ihm treu beigestanden zu haben. Ihr ist die Frucht voraus angekündigt worden, und sie hat bereits den Halm in ihr Gold gekleidet, dem Drendel die goldene Krone aufgesetzt und ihm den goldgestickten Mantel angezogen; da erscheint jetzt Eise, um auch seinen Antheil an der Ernte zu empfangen für seinen Schutz und seinen Beistand. Die Ernte ist wieder in einem Bilde dargestellt: Drendel wird mit einer Zange gefaßt, über die Burgmauer gezogen und in einen tiefen Kerker geworfen, wovon ihn

Eise nicht beschützen kann. Die Aufbewahrungsorte des Getreides waren aber in der alten Zeit trichterartige Erdgruben, hier als tiefer Kerker bezeichnet. Die Sonne (Breide) macht sich auf, das ihr verschwundene Getreide aufzusuchen; aber sie kann nicht in die tiefe Grube eindringen. Da tritt der Zwerg Alban, schon durch seinen Namen als Elfe, Alb, Zwerg bezeichnet, als Vermittler auf, aber seinem Wesen nach falsch und untreu. Er verlangt dafür, daß er ihr Drendel zeige, sie selbst zum Lohne, gleich dem Riesen, der nach der Edda die Burg der Götter besetzt zum Lohne die Freyja, Sonne und Mond fordert, oder ein anderer, der Thors Hammer neun Klafter tief unter die Erde geborgen hat, für die Herausgabe die Freyja verlangt, d. h. die eine Schutzgotttheit des Landbaues gegen die andre; denn Thor ohne seinen Hammer vermag nichts gegen die Riesen.

Aber die Zeit, da die Sonne vom Himmel verschwindet, ist noch nicht da, und so kann auch Alban Breiden nicht im Kerker unter der Erde festhalten, sondern muß sie wieder entlassen. Auch das Korn bleibt nicht in seinem Aufbewahrungsorte liegen, sondern es wird wieder herausgeholt, an die Sonne gebracht, oder Drendel wird befreit. Hier, meine ich, schließt der erste Mythos. Ueber die Burg Westmäl, wo Drendel in Haft gebracht wird, weiß ich etwa beizubringen, nicht zwar, wo im Oriente sie liegt; denn ich habe schon gesagt, daß alle Karten und geographische Handbücher da im Stiche lassen; — wohl aber, wo wir ein Westmäl finden können. Ortsnamen mit schließendem mäl kommen hauptsächlich in Belgien und in den Niederlanden vor und, entsprechend dem latinisirten mallus, Ort des Gerichtes, findet sich neben mäl auch malle. In der Provinz Antwerpen liegt nicht nur ein Westmalle, sondern auch ein Ostmalle. Es scheinen diese alte Gerichtsstätten, nach ihrer östlichen oder westlichen Lage näher bestimmt. In derselben Gegend fanden sich im achten und neunten Jahrhundert die Ortschaften Furtmala, Harimala, Littemala und Wactarmala. Begreifen wir nun auch nicht, warum der Ort, wo das geerntete Getreide in der Erdgrube bewahrt wird, Westmäl, westliche Gerichtsstätte, genannt wird (von dem Orte, wo die Sonne in

Gefangenschaft geräth, ließe sich der Name leichter begreifen): so werden wir doch vielleicht hiedurch auf die Gegend geführt, wo unser Mythos entstanden ist. Sie fällt zusammen mit der Gegend, wo das im Walde zu Jnden erbaute Schiff auf Klädern herumgeführt ward.

Die folgenden Kämpfe Drendels mit Durjan und Elimi gehören kaum zum Mythos, wie schon die komische Einleitung derselben andeutet. Sie sind ein Zusatz des Zuhrenden. Die Namen Durjan und Elimi gehören zu den schwierigsten, was ihre Deutung betrifft. Zu Durjan gehört Turbald, Turgis, Turholt, Turing, die in anderer Mundart D statt T haben; aber die Deutung wird anstehen, bis der Name der Ermunduren gedeutet sein wird. Zu Elimi darf man das altnordische Eylimini nicht halten, denn dieser Name würde ein deutsches Awalimo, Aulimo fordern, kein Elimi. Der alte Druck hat immer Elein, die Handschrift Elimi und Elime; statt Durjan hat die Handschrift bald Surjan (Syrer) bald, mit Verwechslung, Dencian. Auch Duicjan findet sich.

Der nun folgende Abschnitt, der Zug nach Trier und die Rückfahrt bis zur Ankunft in Alkon gehört gleichfalls nicht zum Mythos. Er ist leer an Handlung und sein einziger Zweck ist die Hinüberführung des grauen Hodes nach Trier. Auch die Namen Wersiljan, Stephan Berwin und Warmuot (mit der Variante Wermut, Warmunt, Wermunt) geben nicht zu mythologischer Deutung Anlaß. Wenn aber mythologischer Bezug da sein sollte, so könnte es nur der sein, daß nach der Herbst-Tag- und Nachtgleiche die Sonne ihre östliche Bahn mehr und mehr verläßt und sich nach Westen wendet, aber mit dem Frühling in ihre östliche Burg zurückkehrt. Aber zwischen den beiden Zeitpunkten liegt der Winter, da die Sonne am Himmel fast nie sichtbar ist, wo sie in des Winters Banden liegt. Wolfrat (Var. Wolhart) und Daniel fangen die Weide und überliefern sie dem Könige Einold (Var. Meinold, Mirolt), der zu Munterwal (Var. Müntwol) hinter wüsten Babylon sitzt. Einold, d. i. Einwald, bezeichnet den über Alles Herschenden, den Winter. Auch seine andern Namen sind gut. Meinold, d. i. Meginwald, bedeutet der gewaltig Wallende, Mirolt aber,

je nachdem man Mërold oder Merold annimmt, den mit Ruhm Waltenden oder den das Meer Beherrschenden. Aus dem Namen seiner Burg Muntewal, der fast französisch scheint, weiß ich nichts zu machen; er scheint verderbt zu sein; oder sollte das deutsche mundi, Mündung, darin stecken? Fast scheint die Form Muntwol darauf hinzudeuten. Auch das wal, wol ist vielleicht aus wald, wold, entstellt. Mundiwald wäre Wald an der Mündung eines Stromes, und der Name gebildet wie der vorkommende Mundivold. Als Einolds Diener treten auf Daniel, den wir bereits kennen als Dienstmann der Könige von Babylon, und Wolfrat oder Wolfhart. Der letzte hat sich auch während der Abwesenheit der Breide in den Besitz ihrer Burg, des Sonnenhauses, gesetzt. Man wird durch seinen Namen an den die Sonne verfolgenden Wolf erinnert. Ein anderer seiner Diener heißt Princian, ein Name, der nicht mehr und nicht minder als Quäler, Henker bedeutet, in welcher Eigenschaft er auch auftritt. Man vergleiche das altnordische prinsar, cruciatus, flabellum. Wichtigere jedoch als dieser Prinsjan ist ein anderer Dienstmann Einolds, dem vorzüglich die Bewachung der Burg übertragen ist, und der Achille (in D. auch im Nom. Achillen) heißt. Er ist weiß wie der Schnee und die Stränge seines Haares sind so lang, daß er sie um seinen Helm windet. Er ist die dichte Schneehülle, die die Burg des Winters schützt und schirmt. Sein Name scheint durch Erinnerung an den hellenischen Helden verderbt zu sein. Zu seiner Erklärung verweise ich auf das altnordische acka, iacka, sich anhäufen, und auf iökull, Eiszapfen. Graff verzeichnet ein achulön, aber leider ohne Bedeutung; ich meine, diese wird gleichfalls „anhäufen“ sein. Aus diesem achulön könnte ein Name Agulo, Achilo abgeleitet worden sein, worauf mich die Namen Achilmund, Egila, Echelin führen, die nichts mit Agilmund, Egila, Egilin zu thun haben, wie Fürstmann wähnt. Achille stand früher in Diensten des Vaters der Breide, der ihn vertrieb. Natürlich, der Vater hat die Eigenschaft der Tochter, die Sonne aber vertreibt den Schnee. Aber Achille steht auch in Verwandtschaft mit Eise; ebenfalls richtig, denn der Schnee schützt nicht nur die Burg des Winters treu, er schützt

ebenso treu das Saatkorn in der Erde vor dem Frost. Er kann also ebenso wohl zu König Sinold, dem Winter, als zu Eisen, dem Gott der Fruchtbarkeit und des Landbaues in Verhältnis stehen, was auch dadurch angezeigt wird, daß sich Eise den Sohn seiner Schwester Else (Bar. Elisabeth) nennt. Elisabeth wird allerdings in Else verkürzt; aber daneben giebt es auch einen deutschen Namen Elisa, Alisa, der zum männlichen Aliso, Eliso gehört, und der in den Zusammensetzungen Elispert, Elisdrüt, Alisger, Elisheid, Elishard, Elismód, Aliswinth ebenfalls erscheint. Noch mehr: neben Aliso, Alisa, giebt es auch ein Aliso, Alisa oder Also, Alsa, und auch hier treffen wir Zusammensetzungen, z. B. Alsung, Alisdatis, Alsoard u. Die Schwester Else wird ebenso gut deutsch sein wie ihr Bruder Achilo. Stammwort wird alan, ol, Olum, alans nähren sein, und Alisa wird die Ernährerin bedeuten, während Alisa die Elende ausdrücken mag.

Sie haben alles schön und gut uns erklärt, werther Freund, sagte jetzt Irmgard. Aber wie Drendel, den wir doch als das Saatkorn kennen gelernt haben, die Sonne aus ihrer Hapt befreien kann, und doch befreit Drendel die Breide, das begreife ich nicht, und nie werden Sie mich überreden, daß dieß auch nur möglich sei. Ich bin mit Ihnen völlig einverstanden, antwortete Haspinger. Drendel das Saatkorn kann die Sonne nicht der Hapt entlebigem, wohl aber Drendel der Lichtstrahl. Im zweiten Mythos ist nicht Drendel = Aruwendil, sondern Drendel = Aurwendil anzusetzen. Es sind eben zwei mythologische Wesen zu einem verschmolzen worden, weil sich die Namen beider so nahe berühren, daß der Unterschied nur in der Länge oder Kürze des anlautenden O besteht. Hätte man streng zwischen Aruwendil, Erendil und Aurwendil, Drendel geschieden, was man im Heidenthum ohne Zweifel that, so wäre die Verschmelzung beider Personen zu einer nicht möglich gewesen, und die Vereinigung dieser Mythen hätte nicht stattfinden können.

Jetzt bin ich befriedigt, sagte Irmgard; denn wenn die Sonne ihren Lichtstrahl wieder erhält, dessen sie eben im Winter entbehrt, so muß ihr freilich Schnee und Eis weichen. Der Lichtstrahl Drendil der kann allerdings die Hapt der Sonne lösen.

Aber nicht früher, als die Zeit dazu da ist, nahm Leobegar das Wort. Und das ist im Gedicht ebenfalls schön ausgedrückt. Drendel schläft die ganze Zeit über im Thurne Einolds, bis Gott ihn wecken läßt, und so verschläft er den ganzen Kampf, welchen das von Eise geführte Heer, das er aber jetzt, gleichfalls in Einolds Banden, nicht selbst leiten kann, gegen Einold und seine Helfer besteht. Unter diesen Kriegern Eise's haben wir wohl die lauen Frühlingswinde zu verstehen, die Maria durch ihre Turteltaube zum Kampfe gegen Einold und die Seinen entbietet. Statt der Taube war im Mythos wohl ein anderer Vogel genannt, ich meine der Adler, denn dieser herrscht über die Winde und bringt sie durch das Bewegen seiner Schwingen hervor, wie die Edda lehrt.

Ich wüßte nicht, lieber Freund, was ich zu Ihrer Erklärung hinzusetzen sollte, sagte Gaspinger. Daß Einold sich nicht unterwerfen kann, sondern den Tod erleiden muß, versteht sich von selbst; er müßte, wenn er sich unterwürfe, seine Natur ändern, und das wäre ebenfalls seine Vernichtung. Wenn er durch Eisen erschlagen wird und nicht durch Drendel, so hat dieß seinen Grund darin, daß die Feindschaft zwischen Eisen, dem Beschürmer der Fruchtbarkeit, und Einold, dem eisigen Winter, eine heftigere ist als zwischen dem Lichtstrahl der Sonne und dem ebenfalls im Schnee leuchtenden Winter.

Nachdem der Winter überwunden ist kann die Sonne nichts mehr hindern, ihre östliche Burg wieder zu beziehen und den Wolf, der davon während des Winters Besitz genommen hatte, zu vernichten. Dieß geschieht mit Hülfe Dencians (var. Duicjan, Durjan), den wir schon früher als den Bannerträger der Breide kennen lernten. Nach seiner Stellung zwischen Breiden und Wolftrat ist er ein Wesen ähnlich wie Achille; ein Wesen, das im Sommer in Dienste der Sonne, im Winter im Dienste des Wolfes steht. Darum hieß er auch früher im Gedichte ein Heide, der sich habe taufen lassen. Seinen Namen vermag ich nicht zu deuten. Ich halte dazu den Namen Danzo, Tanzo, den Förstemann mit Dando, Tando, Tanto, Tendi, Dendeo, Denda, und dem Volksnamen Danduti zusammenstellt. Die Bedeutung der Wurzel Dand entgeht uns.

Die Nebenform Duician ist wohl aus Durjan verderbt. Hätte man bei Dencian anlautendes th anzunehmen, so käme man auf thindan, thand, thundum, tumere, tumescere, wozu Thundo, Thunzo, Thunza gehören. Dencian, Denzian könnte den Anschwellenden, Aufschwellenden bedeuten. Der im Frühling anschwellende Strom bricht das Eis des Winters. Etwas der Art mag im Namen Dencian liegen.

Der Schluß des Gedichtes, wonach Drendel, Breide, Eise und Achille in das Kloster gehn und nach einem halben Jahre selig sterben, gehört begreiflich nicht zum heidnischen Mythos. Somit sind wir mit der Betrachtung dieses merkwürdigen Gedichtes und mit unserer heutigen Sitzung zu Ende.

Lange hat sie gedauert, unsere Sitzung, sagte Irmgard; das ist wahr, denn die Thurmuhr wird wohl bald die Stunde der Mitternacht schlagen; aber gelangweilt hat sie uns nicht, im Gegentheil uns des Stoffes vielleicht nur zu viel geboten. Merkwürdig bleibt es immerhin, wie man auf den Gedanken im zwölften Jahrhundert kommen konnte, aus diesem alten Mythos ein befreites Jerusalem zu machen. Die Idee der Kreuzzüge muß damals wirklich Aller Gemüther erfüllt haben, sonst wäre dieß gewiß keinem Menschen eingefallen. Aber warum man nicht wirklich ein befreites Jerusalem mit Benutzung der geschichtlichen Ereignisse und Personen damals dichtete, das wundert mich. Ein solches Gedicht müßte damals doch sicher Anklang und Beifall gefunden haben.

Vielleicht und vielleicht auch nicht, sagte der alte Graf. Aber wenn es geschehen wäre, so würde es durch einen ritterlichen oder geistlichen Dichter, nicht durch einen Fahrenden geschehen sein. Uebrigens dachte man in jener Zeit nicht daran, Ereignisse der Gegenwart oder der nächsten Vergangenheit episch zu behandeln. Man wählte immer entfernter liegende Vorfälle, welche schon zur Sage geworden waren. Dazu fehlte den Dichtern meist die Kunst, ein Ereigniß episch zu gestalten, wenn dieß nicht bereits der Mund des Volkes gethan hatte. Ein befreites Jerusalem würde also eine ziemlich trodene, chronikartige Erzählung geworden sein, deren Nichtvorhandensein wir eben nicht sehr zu bedauern haben.

Sechster Abend.

Der heutige Abend, nahm Gaspinger das Wort, als alle an ihrer Stelle saßen, wird uns, wie ich hoffe, nicht so lange an den Tisch hier fesseln, als es der gestrige that. Das Gedicht vom Langobardenkönig Rother gehört der Heldensage an und hat nichts mit der Mythologie zu thun. Geschichtliche Bezüge darf man freilich auch hier nicht suchen, obgleich es einen geschichtlichen Langobardenkönig dieses Namens gab; das ergibt sich schon daraus, daß die Braut, die er sich erwirbt, eine Tochter Constantins des Großen ist. Das Gedicht gehört zu denen, die man nicht uneben als „Lieder der Brautfahrt“ bezeichnet hat; denn den Gegenstand derselben bildet eben die Erwerbung einer Braut gegen den Willen ihres Vaters. Auch den Drendel könnte man dazu rechnen, weil die widerwilligen Diensteute der Breide die Stelle des widerwilligen Vaters einnehmen. Die Gedichte, die eine solche Brautfahrt erzählen, sind aber außer Rother das Lied von Osvald und Spange, gedichtet im zwölften, überarbeitet im vierzehnten Jahrhundert, und Ortnids Meerfahrt aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Auch die Befreiung der Grimhild vom Trachenstein durch Siegfried kann man hieher rechnen.

König Rother, das schönste Gedicht dieser Art, ward im zwölften Jahrhundert von einem Fahrenden gedichtet und ist in einer Handschrift aus derselben Zeit erhalten, die freilich den Strophenbau durch Einschaltungen und Zusätze zerstört hat. Seine Strophe ist die sechszeilige, die Sie im Liede von Adelger bereits

kennen lernten. Ich gebe Ihnen, wie beim Drendel, einen genügenden Auszug in Prosa und nur einzelne Theile in strophischer Gestalt. So hören Sie denn:

I.

Am westlichen Meere saß der König Rother in der Stadt Bari. Da lebte er mit großen Ehren, denn andere Herren dienten ihm. Zweiundsiebenzig widerbe und tapfere Könige waren ihm unterthan; er war der hehrste Mann, der zu Rom je die Krone empfing. Dem König Rother gebrach nichts, außer daß er ohne Frau war. Das beklagten die Grafen an seinem Hofe. Es dünkte sie billig, daß ein Fürst, dem so mancher wohlgeborne Mann unterthan wäre, ein Weib nähme, das ihm zur Frau geziemte. Wie sollten sie ohne Frau ihr Erbe bauen, und wem sollten sie, stürbe er ohne Erben, die Krone zu Rom dann geben? Da sprach der König: „Ich fürchte, ob ich eines Königes Tochter freie und es übel ausgehe, daß er es an mir räche. Gern hätte ich ein wohlgebornes Weib.“ Da hatte er einen Grafen, der half ihm mit List zu großen Ehren. So diente er seinem Herren, kam aber dadurch seit in große Noth. Liupold hieß der gute Held. Er war an Rother's Hofe mit großem Fleiße erzogen worden. Er war sein Dienstmann und Mag, und an ihm stund all sein Rath; er war der treueste Mann, den je ein römischer König hatte.

Die theuren Volkedgen traten zusammen, die weisen Altherren; sie pflegten großer Ehren und guter Zucht unter sich; sie nannten ihm ein wohlgebornes Mägdlein. Liupold sprach zuerst: „Ich weiß ößlich überm See eine hehre Königstochter, dort in Constantinopel, in der berühmten Stadt. Ihr Vater heißet Constantin. Schön ist seine Tochter: sie leuchtet unter den Eölen wie ein Gestirn vom Himmel; sie leuchtet vor andern Weibern, wie das Gold von der Seide. Sie möchte ihres Abels wegen wohl einem Könige gezeihen; doch müßlich steht es um sie, das weiß Gott: denn nie warb ein Mann um sie, der nicht das Leben verloren hätte.“ Als der König diesen Rath vernahm, begann er mit dem Markgrafen Hermann es zu besprechen, wer der Vöte sein möchte, der

ihm das schöne Mägdelein erwürbe. „Liupold thut es, sagte der Markgraf; der ist dir vom Herzen hold und weiß auch, wie es um das Weib steht. Da besandte ihn Rother schnell, und als er in das Gemach trat, ward er wohl empfangen. Hermann räumte ihm den Stuhl, wie ihn der König thun hieß. Als Liupold sah, sprach der König: „Ich habe durch große Noth nach dir gesandt, guter Held, daß du mir werdest um das Mägdelein, die so wunderschön sei. Nun hilf mir nach meiner Ehre. Die Herren sprechen, könne ich dich mit Minne dazu bringen, du seiest der beste dazu; Held, du sollst es durch deine Frommheit thun.“ „Du darfst mich nicht mahnen, sagte Liupold; deine Ehren sind mir so lieb, daß ich dir die Botschaft werbe um das schöne Weib, oder ich verliere mein Leben. Nun heiß dir elf reiche Grafen gewinnen, die du mit deinen Ehren aus diesen Landen wohl senden mögest: der zwölfte bin ich selbst.“ Elf Grafen schwuren ihm, sie führen ihm um die Maid. Sie waren ihm alle hold; das bewirkte das Gold und das Silber, das er ihnen königlich gab. Sie warben gern des Herren Botschaft.

II.

Die Schiffe waren ausgerüstet. Vom Gestade wollte der gute Held, der dem Könige sehr lieb war, denn er war ihm stets getreu. Der König hieß ihn noch harren und bat, daß man ihm seine Harfe her trüge. Ein Zeichen ersann er sich, das er seitdem in Anwendung brachte. Er hieß die Herren alle oben auf das Schiff stehn; einen Leich spielte er ihnen vor, den sie seitdem wohl erkannten.¹ Da sprach der gute Herr: „Kommet ihr in Noth, wo ihr immer meinen Leich vernehmet, da sollt ihr mein gewiß sein.“ Des freute sich mancher Held, der seitdem in große Noth kam. — Ihren Ruf sie erhuben, als sie vom Gestade abstiegen. Sei! wie die Segel rauschten, da sie auf den Wellen schwammen! Die Herren flossen in das Meer, am Strande aber stund der

¹ Leich ist ein Gedicht aus zweitheiligen Strophen von verschiedenem Bau, während das Lied dreitheilige Strophen von gleichem Bau hat.

König Rother. So fuhren die beehren Boten hin in das Land der Griechen: da stießen sie ihre Kiele in das fremde Land. Alle waren ritterlich gelleidet.

Als sie gelandet hatten, bat Liupold einen Kaufmann, eine Weile zu dem Schiffe zu gehn, bis sie vom Hofe wieder kämen; dafür wollte er ihn wohl belohnen. Er gab ihm einen Mantel. „Drei Tage und drei Nächte hüte ich dir, sprach der Kaufmann, wohin du auch reiten oder gehn magst. Du hast mir königlich gegeben, ich will deines Schiffes treu pflegen.“

Die Herren kleideten sich so, daß nie einem Könige so schöne Boten kamen. Ihre Mäntel waren wohl mit Zuchanten besetzt. Drachen aus leuchtendem Golde, Hirsche und Hinden, mancherhand Wunder trugen die guten Helden an ihrem Gewande. — Da kam dem Könige die Kunde, auf dem Hofe wäre eine löbliche Ritterschaft. Hei! wie viel waren da der Gasser, die den Frauen sagten, welch Gewand die Gäste hätten! „Steß auf, Herr Constantin, sprach da die Königin; empfangen wir die Gäste! Gern wüßte ich, woher sie kamen; ihr Gewand ist sehr seltsam. Wer sie auch her in unser Land gesendet habe, er ist ein stattlicher Mann, wenn ich anders mich darauf verstehe. Mich dünket gut, Herr, daß wir diese Boten ehren.“ In den Hof gieng der König; die Helden empfing er wohl. Auch die gute Königin hieß alle willkommen sein und neigte sich ihnen sittiglich. Liupold sprach zu dem Könige: „Nun erlaube mir die Botschaft, darum ich her in dieses Land gesandt bin, daß ich dir sage, guter Herr, was dir ein sehr mächtiger König entbot.“ „Das sei dir erlaubt, antwortete Constantin, um deines Herren willen. Nun wirb, was du wollest. Du bist ein weiblicher Mann, du sollst gern meinen Urlaub haben.“ Da sprach abermals Liupold; Rothern war er hold: „Nun vernimm mich, König Constantin: Mein Herr begehrt deiner Tochter; er heißet Rother und sitzt westwärts über Meer. Er wünscht deine Tochter zu haben und ist ein stattlicher Mann. Will das Gott vom Himmel, daß sie zusammen kommen, so gewann wahrlich nie ein Weib bessere Wonne mit einem Manne.“ Rother sprach da Constantin, jornig war sein Muth: „Wäre es

meine Sitte, daß ich sie einem Manne gäbe, so möchte ich sie wohl mit Ehren deinem Herrn senden. Das aber weiß Gott der mächtige, du thätest weislich, wenn du deine Werbung zurücknähmest: anders siehest du den Tag nie mehr. Nie warb um sie ein Mann, der nicht sein Haupt verloren hätte.“ So hieß er denn die edelen Boten in den Kerker thun. Darin lagen sie manchen Tag, so daß ihrer keiner die Sonne sah noch den leuchtenden Mond. Keine Freude hatten sie da, nur Frost und Kälte, Hunger und Noth. Fast wären sie umgekommen. Die daheim genug hatten, die labten sich mit dem Wasser. Da beweinte mancher Mann seinen schönen Leib. Groß war der Kummer ihres Herzens. Sie hatten keinen Trost, daß sie je gesund heim zu Lande kämen.

Das ist mir ein sauberer Constantin, der denen, die um seine Tochter werben, den Kopf abschlagen läßt, sagte jetzt Verta, als Haspinger seinen Vortrag unterbrach. Wenn einem solchen Vater die Tochter fortläuft, so kann ich ihn nicht beklagen.

Si, sagte lächelnd Leodegar, ich dachte vielmehr, die Jungfrauen sollten insgesamt wünschen, daß diese Sitte allgemein eingeführt würde. Dann brauchte es doch Muth, um eine zu werben, und die dennoch dann erworben ward, kann sich mit Recht darauf etwas einbilden. Sie weiß sicher, daß sie Werth hat und wirklich geliebt wird.

Das wohl, sagte Irmgard; ich fürchte nur, daß unter solchen Wagnissen wenige unserer jungen Herren als Bewerber auftreten dürften.

Da irrst du dich, liebe Irmgard, sagte Huno. Die einzige Folge würde nur sein, daß die Mädchen mit List oder Gewalt entführt würden, und die Väter zum bösen Spiele dann gute Miene machen müßten.

Die Sage hat hier, wie oft, die Erinnerung an alte Sitte bewahrt, aber, eben weil es später nicht mehr Sitte war, das volle Verständniß davon verloren oder die Sage absichtlich geändert, sagte der alte Graf. Die Jungfrau ward in den ältesten

Zeiten von dem Vater oder dem Vormunde gekauft, oder mit anderen Worten, das Mundium über das Mädchen, das dem Vater zukam, mußte diesem abgekauft werden; denn durch die Heirath gieng das Mädchen in das Mundium des Gatten über. So sagt ein altes angelsächsisches Sprichwort:

König soll mit Kaufgeld die Königin kaufen,
mit Bechern und Baugen.

Man gab nämlich auch Goldbecher und Goldringe als Gegengabe für das Mädchen, oder auch Vieh, da Geld selten war. Ein anderer gleichalter Spruch warnet:

Maid nicht soll mit Zauberei
ihren Freund suchen, wenn sie im Volke geheißen will,
und daß sie ein Mann mit Ringen kaufe.

Aber wie das Mädchen gekauft werden mußte, so durfte es doch nicht wider seinen Willen verkauft werden. So sagt ein friesisches Gesetz: „Es ist Recht, daß ein Vater seine Tochter keinem Manne zu geben hat ohne ihren Willen, weil sie über nichts Gewalt hat, außer über ihre Glieder. Und wenn er sie ohne ihren Willen giebt, und ihr im Unwillen mißgeschiebt, so hat er es zu büßen, als ob er sie mit seiner Hand erschlagen hätte.“ Nicht minder wird auch der gestraft, der eine Jungfrau wider ihren Willen entführt, wenn sie nicht nachträglich ihre Einwilligung giebt. Darüber lautet ein friesisches Gesetz: „Wenn ein Mann ein Weib mit Gewalt nimmt, und man das klagt, so hat man ihr zu folgen mit dem Richter zu dem Hause, da sie innen ist. Und der Fron soll hier fragen, wie sie dahin gekommen sei, ihres Willens oder Unwillens? Wie sie dann auch spricht, so soll sie in des Frones Gewahrnam sein drei Nächte, wegen der Gewalt, ob der man klagt. Des dritten Tages hat sie der Fron vor Gericht zu bringen und zwei Stäbe zu setzen, daß sie ihren Willen offenbare. Bei dem einen Stabe stehen ihre Ragen, und bei dem anderen ihr Mann. Wenn sie zu dem Ranne geht, so brauche sie des Mannes mit Willen, weil sie über ihre Glieder Gewalt hat. Wenn sie zu den Ragen geht, so soll der Mann sie zweifach gelten (das zweifache Wehrgeld zahlen), und Brand und Bruch gelten (weil sonst das

Haus des Entführers gebrochen und verbrannt ward), und achtzig Pfund den Herren und den Leuten geben.“ — Und König Anut von Engelland verfügt: „Und nicht nöthige man weder Weib noch Jungfrau zu dem, der ihr selbst mißfalle.“

Unter diesen Bedingungen können wir uns das Gekauftwerden allenfalls gefallen lassen, sagte Berta, und nun verstehe ich auch die Sage: in ihr wird das Recht des Vaters, Kaufgeld zu verlangen, gesteigert zur unberechtigten Verweigerung der Jungfrau.

Und das kam vor, sagte Haspinger. So mußte Armin die Thronelnde entführen, weil Vater Segeß sie weigerte, und Hetele entführt die Hilbe, weil deren Vater Hagene sie keinem geben will, der schwächer als er sei. Doch ich kann nun, denke ich, fortfahren.

III.

Nun war es Jahr und Tag, daß die Helden in dem Kerker lagen unter großer Qual; auch Rother harrte auf sie daheim. Sehr er trauerte um die guten Boten; er rang seine Hände und sann hin und her, wie er erführe, wo seine Boten lägen. Traurig saß er auf einem Steine drei Tage und drei Nächte, daß er zu keinem Menschen sprach; daran nur dachte er immer, wie er dahin kommen möchte.

Da hieß er vor sich gehn Berchthern den alten Mann; sieben der Boten waren seine Söhne: der legte es auch nicht nieder. „Du sollst mir rathe, Berchther, wie wir am besten über Meer kommen! Hat der König Constantin meine Boten enthauptet, so will ich nimmermehr die römische Erde bewohnen, bevor er mit seinem Leben gebüßt hat. Wie traurig hat er mich gemacht!“ Da sprach Berchther der alte Mann — er war ein Graf von Meran —: „Ich hatte elf herrliche Söhne, der zwölfte war Hesperich: den sandtest du über die Elbe, Herr, mit großem Heere. Dabin fuhr er Heerfahrt; in manchem harten Sturme quälte er die Helden, die ohne Glauben lebten. In Gottes Dienste ward er erschlagen: den mögen wir nie genug beklagen. Nun sind ihrer sieben¹ an

¹ Später werden nur zwei der Boten, nämlich Rinpold und Erwin, als Berchthers Söhne genannt.

dieser Fahrt: o weh, daß ich unglücklicher Mann je geboren ward! Wie viel Kinder habe ich verloren! Liupold und Erwin waren meine ältesten Söhne. Wenn ich der fünf andern geschweige, die zwei lann ich nie genug beklagen. Rother, mein lieber Herr, das soll mein Rath sein, daß wir Heerfahrt fahren und Ungarn und Griechen tödten.“

Da sprach der getreue Mann: „Des Rathes sollst du Dank haben. Längst schon hörte ich es sagen, der Kede thäte Unrecht, wenn er guten Rath nicht annähme. Nun will ich auf den Hof gehn; wir wollen es allen den Herren sagen, wie es ihnen gefällt, und uns alle bedenken; daran thun wir recht.“ „Und wenn du auch nicht so verständig wärest, wolte ich dir doch folgen, sprach der alte Mann, denn das Leid ist halb mein. Nun sammle, Herr, deine Mannen, ich will darüber sehr gern ihren Rath hören.“

Da die Herren die bittere Kunde vernahmen, da hörte man manchen wadern Mann mannhaft sprechen. Gern halfen sie ihrem Herren seine Ehre behaupten. Nur ein alter Herzog war an Rother's Hofe, der rieth, man sollte davon abstehn; aber der Vater half den Kindern. „Wie durfst du jaghafter Mann an diesen Rath gehn?“ sprach er und schlug ihn mit der Faust, daß ihm das Blut aus dem Halse schoß und er drei Nächte lag, daß er weder hörte noch sah. Da sprach ein Mann Berchters, er hätte ihm ganz recht gethan. Der Herzog hatte den Schaden, die Herren aber giengen mit dem Rathe vor den König. „Wir haben eines Dinges gedacht, sprachen sie, das wohl vollbracht werden mag. Der Heerfahrt ist ein Theil zu viel. Ob du uns folgen willst, du magst dich am besten bewahren, wenn du in Redenweise über Meer fährst. Denn suchen wir die Griechen mit Heer, darauf lannst du dich verlassen, sie thun uns viel zu Leide. Und lebt der Boten noch einer, so werden sie ihn tödten. Nun führe Gold und Schatz, dessen eine große Menge in deiner Kammer beisammen liegt. Daran bist du reich, o König, nun vertheile ihn königlich. Damit steht deine Ehre aufrecht. Wir mögen keinen bessern Rath finden. Folgst du ihm nicht, so kommst du nimmer über Meer.“

Da sprach der mächtige König: „Ihr habt gut gerathen, ich

will euch gern folgen. Was mich je betrübte, das war euch leid: das ist die volle Wahrheit. Seit es mir nun so nahe liegt und es mir an die Noth geht: ich habe fürwahr großen Schatz: nun müßte Der Gottes Haß gewinnen, wo immer er sei, der daran jemals spare!“

IV.

Boten sandte er da weit umher in dem Lande und entbot ihnen allen gleich, wer da reich werden wollte, daß er zu Hofe käme, der da zu Rom sein sollte. Er bedürfte ihrer zu einem Dinge, das er ohne gute Knechte nicht vollbringen möchte. Einen Brief sandte er zu einem unbekannten Lande. Dasselbst sah der Riese Asprian, der niemals sonst zu Hofe kam. Auf den Aufruf hin erhob er sich und führte mit sich riesenhafte Männer, die alle furchtbare Stangen trugen. Weithin erscholl des Königes Aufgebot. Die Herren begannen zu reiten. Mann für Mann kleidete sich, daß er schön zu Hofe käme. Da sah man zwölf wunderbare Männer in dem Staube gehn, die mochte kein Ross tragen. Alle dächten sie seltsam und so wurden sie angestaunt. Diese brachte der Riese Asprian. Die Riesen trugen leichte Helme und weiße Brünen, die mit Fleiß gearbeitet waren, und Schwerter zu den Stangen. Lang waren ihre Geißeln. Was die Riemen derselben sein sollten, das waren eiserne Ketten. Große Knöpfe hiengen daran. Die sie sahen, die nahm es Wunder, was mit ihnen geschehen sollte. Die Zwölf waren Mannen Asprians. Einer war so furchtbar, daß man ihn wohl in Hut haben mußte; denn wer seinen Zorn erregte, der hatte sofort sein Leben verloren. Er gieng gebunden wie ein Leu und war der kühnsten einer, den je Mutter gebat, wenn man ihn von der Kette ließ. Widolt hieß der gute Held. Aus dem fernen Riesenlande kam er einst aus Tapferkeit. Mit Trohng und mit Freundlichkeit überwand ihn Asprian, daß der Kühne sein Mann ward.

Als Berchthar die Riesen ansah, sprach er: „Hier sehe ich theure Knechte, die wohl es wagen zu sechten. Sie sind zum Kampf gerüstet: und kommt zu Fuß eine herrliche Schaar! Nun

führe, König Rother, diese Zwölf über Meer; so wagt kein Mann uns mit seinem Volke zu bestehen, wenn er nicht sein Leben verlieren will, mögen sie auch am Hofe ungelegen sein!"

Wohl empfing der mächtige König die Riesen und manchen frommen Mann, der zu seinem Hofe kam. Allen klagte der gute Held seine Noth. „Ihr theuren Helden, sprach er, ich muß aus dem Lande in eines Nothen Weise fahren. Wer soll mir mein Land beschützen? Ich fürchte, der König Constantin habe meine Boten enthauptet.“ Die Herren traten zum Kreise zusammen und beredeten unter sich, Werthther sollte König sein, bis er heim käme; denn der pflüge der Krone wohl. Da sprach der alte Herzog: „Ich mag nicht Hofrichter hier sein; befehlet ihr mir das Land, so wird es beraubt und verbrannt. Wählt euch einen andern Mann, ich will nach meinen Söhnen fahren. Bittet Amelgeren, der geboren ist von Tengeligen, der mag wohl Herr sein.“ Da befohlen sie ihm die Krone und das Gericht zu Rom.

Rother nahm da zu sich die zwölf löblichen Riesen; die unter der Volksmenge hervorragenden Männer hieben sich da zusammen. Schazes nahm man die Menge und trug ihn zu den Schiffen. Auf Wagen führten sie aus des Königes Kammer mancherhand Schmud. Der König hieß da einen Mann gewinnen, der gut Geschmeide schlagen konnte: das führte er alles über das Wasser. Bis zum jüngsten Tage kommt kein Mann mehr auf die Welt, der solche Wunder vollbringen kann. — Da waren des Königes Schiffe schnell ausgerüstet. Seine Harfe nahm er zu sich und hieß das Volk hinein gehn. Vom Gestade stiegen sie ab und zogen die Segelriemen an. Sie fuhrten gen Constantinopel, der berühmten Stadt, über den breiten See. Der König erdachte eine List und sprach zu ihnen allen: „Wir kommen in ein fremdes Land! Ich bitte euch alle, heißet mich Dietrich, so weiß kein fremder Mann, was mein Gewerbe sei.“ Des schwuren sie ihm Eide und sie hielten sie wohl.

Als die kühnen Nothen zu dem Gestade kamen, da flohen die Bürger von dem Strande hinweg; manchem ward so Angst, daß er des andern nicht wartete. Sie hießen den schrecklichen Mann,

der da gebunden lag, am Gestade das Gut bewachen. Wohl gegieret war ihr Leib: sie trugen alle kostbare Hauben. Wo die Herren hinritten, die Riesen liefen immer mit ihnen in ihrem Kampfgewande. Da saß in manchen Gedanken der mächtige König Constantin; er wußte nicht, wer die Herren sein mochten.

V.

Da kam es an einem Osiertage, daß Constantin mit Gepränge war im Paderameshofe mit Herzogen, mit Grafen und mit freien Herren: die hatte er gelabet seiner Ehre wegen. Als Dietrich und seine Mannen vor den König gegangen kamen, hieß sie die gute Königin willkommen sein. Sie neigte ihnen allen und empfing sie mit Züchten. Da sollten zwei Grafen Asprians Stange in Empfang nehmen; aber da war so viel Etalles dazu geschlagen, daß sie sie weder tragen noch heben mochten. Ohne ihren Willen fiel sie zu Boden; aus Noth ließen sie sie liegen. Constantin saß auf seinem Stuhl; Dietrich stund mit Züchten vor ihm an den Stufen. „König, sagte er, man rühmte mir immer deine Mannheit: leider ist nun groß mein Unglück! Nun bewähre dich an mir armem Manne, denn mich hat ein König in die Ascht gethan, der Nothher heißt und westwärts über dem Meere sijet. Des Gewalts ist so, daß ihm Niemand widerstehn mag. Da er mir sein Reich verbot, da mußte ich es nothwendig räumen; da hoffte ich mein Leben in keinem Lande so wohl zu sichern als hier an deinem Hofe. Mir ist gesagt, daß du gewaltig seiest. Meinen Dienst biete ich dir an: nun nimm ihn, tugendhafter Mann. Auf Gnade fuhr ich zu dir her, du sollst deine Ehre an mir bewahren. Willst du mich nicht annehmen, so muß ich dem König Nothher mein Leben geben.“

So lange er den König hat, trat der Riese Asprian in die Erde bis an das Bein. Constantin bedachte sich, ob er den Herren mit Ehren behalten möchte. „Er mag, sprach er, vor Nothher nicht sich schirmen, nun wollte er gerne bei mir sein. Er bietet sich in meine Gewalt und sagt mir, daß er bedürftig sei. Was kümmert es uns um den Mann? Mir ist leid, daß er jemals

her kam! Und seine Helden dünken mich jornmüthig. Die haben bemühende Eitte. Da steht einer und tritt, der ziemte wohl dem Teufel in der Hölle zu einem Gesellen!“ Da rietten ihm die Herren, die da seiner Ehren pflagen, daß er sie so hielte, daß sie es für gut nähmen. „Wir wissen von Rother nichts, sagten sie; dieß aber ist in Wahrheit ein schreckliches Volk.“ Da sprach er prahlend zu Dietrich: „Mir raten genug meiner Mannen, daß wir dich freundlich empfangen; hätten sie es widerrathen, ungerne hätte ich dir versaget. Dem Fremden, den mir Gott sendet, dem wird gebieten, bezeuge mir es, Christus! wie er des werth ist; doch achte ich den für keinen frommen Mann, der unsers Reichthums wegen her kam. Dein Benehmen ist großartig; du übertriffst alle andern. Nun gebiete mit meiner Gewalt: du sollst hier selbst Wirth sein; denn mir ist es zu Danke, daß du meines Gutes begehrtest. Des sollst du gewiß sein: wir wähten, daß du begehrtest einer schönen Jungfrau, die ich mit Sorgfalt erzogen habe: so hätte ich dir gethan, wie ich Rother that, der dich her über das Meer vertrieb. Dem habe ich es aber gezeigt! Seine Voten liegen gebunden in meinem Kertler, er sieht sie nimmer mehr! Darunter waren zween Männer, wie sie wohl ein Kaiser gern haben möchte!“

Als Asprian diese Rede vernahm, da sagte er seinen Schild und sprach zu Constantin. „Ihr haben meinen Herrn etwas zu schwach geschätzt; er führte gute Knechte in dieß Land. Wer immer die binden hiesse, der möchte des noch entgelten! Nun sind wir Euch vor den Händen: ehe wir gefangen werden, das weiß der waltende Gott, liegt hier wohl mancher todt.“ Schnell trat er in den Kreis. „Herr, sprach Constantin zu ihm, Ihr zürnet ohne Noth, denn Niemand hat es Euch hier übel entboten. Die Rede, die ich gethan habe, die sollt Ihr nicht gehässig deuten. Mich machten meine Mannen trunken; deßhalb kann ich heute keinem guten Knechte antworten wie sich's gebührt. Meine Drohung ward Euch nicht gethan, das glaubt mir, kühner Held.“ Asprians Jorn war vergangen. Die Mannen Dietrichs herbergten sich nahe der Pforte und so, daß sie sich sahen. Da giengen die Kämmerer Dietrichs und gewannen zwölf Wagen. Die giengen diese Nacht

geladen und trugen Gold und Schatz, alles was in den Schiffen war. Damit kam der des hütete. Den trieben sechs schreckliche Riesen, die hießen ihn ungebärdig sein, daß die Bürger immer von Dietrich's Manne zu reden hätten. Da wüthete er an der Kette, dann nahm er zwei Steine und rief sie, daß Feuer daraus fuhr. Die Griechen wichen zurück, doch folgte ihm auch mancher Mann, bis er vor Constantin kam. Da sprach ein Graf überlaut: „Hier kommt des Teufels Gespiel! schämte ich mich nicht der Schande: so mir das heilige Licht, ich wartete sein nicht vor dem Könige!“

Da die Königin den gefesselten Riesen sah, sprach sie: „Wie dumm waren wir, daß wir Rothern abwiesen, der diese Reden über das Meer vertrieb! Dahinter war nicht große Weisheit. Gott müsse deinem Uebermuthe Leid geben! Ja wohl, Herr, hätten wir meinem Rathe gefolgt, du möchtest diese fangen oder tödten. Ich wähne, was sie dich auch hätten, du gäbest es ihnen flugs aus Furcht, wenn auch nicht aus Güte. Hätten sie meine Gesinnung, sie verlangten die Maid, um derentwillen du manchem Manne das Leben nimmst. Die lamen dir traun nicht recht! Mich dünkt, daß sie deine Meister seien. Du dürftest besser mit deiner Hand in dein Auge greifen, als gegen den Held zürnen.“ Die Reden stalleten ihre Rosse ein und herbergten sich auf den Hof. Sie hüllten sich in ihre Mäntel und giengen vor Constantin, indem sie ihren Herren Dietrich mit Züchten geleiteten. Selbst trugen sie ihre Schwerter. Unter ihnen hatte der unwissende Hofmann keine Eisertheit, noch wagte einer zu ihnen zu gehn. Herlich lamen sie daher: nie beleuchtete der Tag einen Mann, der Dietrichen gleich kam.

Eagen Sie mir, lieber Freund, nahm Leodegar jezt das Wort, ist der erwähnte Zug Helsing's über die Elbe gegen die Heiden nicht vielleicht eine Anspielung auf die Heersfahrten Heinrich's des Löwen nach jenen Gegenden? Wäre das, so würde man dadurch in den Stand gesetzt, die Zeit der Abfassung des Gedichtes zu bestimmen.

Die Kämpfe gegen die Wenden an der Ostsee fanden um 1146 Statt, antwortete Haspinger, und um diese Zeit mag auch die Abfassung des Gedichtes fallen. Uebrigens versteht es sich, daß Rothari (König der Langobarden von 638 bis 654) zu diesem Wendenkriege keine Hülfe geschickt haben kann. Zeitereignisse wurden freilich in Gedichten auf solche Weise wie hier benutzt.

Ist unter Meran das tyrolische gemeint? fragte Irmgard.

Kaum, sagte Haspinger, vielmehr Merania, das dalmatische Küstenland, von welchem die Scheiernschen Grafen von Dachau seit 1140 Herzoge von Meran hießen. Auch die Grafen von Tengenlingen sind geschichtlich und auch sie gehören Baiern an.

Und was haben wir unter dem Poderameshofe zu Constantinopel, wo Constantin zu Csiern Hof hält, zu verstehen? fragte Beria.

Den Hippodromos, den Ort, wo Pferderennen gehalten wurden. Man mochte ihn seiner Räumlichkeit wegen zu Festen benutzen, bei denen eine große Menge Menschen sich einfand. — Da die Niesen in diesem Gedichte keine mythologische Bedeutung haben, so meine ich, daß ich wohl fortfahren kann.

VI.

Den Umhang hieng man auf. Constantin gieng auf einem schönen Saale zu Tische. Dabei war ein großes Gebränge von Dietrichs Mannen. Die Kämmerer kamen und setzten Dietrichen, seinem Range gemäß ihn ehrend; sehr fürchteten sie die Gäste. Da leitete man vor des Königes Tisch, wie man uns sagte, einen furchtbaren Löwen, der scheute Niemand. Er nahm den Rittern das Brod und ängstigte sie sehr während des Mahles. So kam er denn auch zu Dietrichs Mannen. Darüber erzürnte Asprian, ergriff ihn und warf ihn an des Saales Wand, daß er in Stücke sprang. In welchem Leide saß nun der König da! Er regte weder Hand noch Fuß. „Nun müsse uns Gott von diesen Herren am Hofe hier befreien!“ sprachen zweien Herzogen. Der eine lief aus dem Saale und erzählte den Vorfall allem Hofgesinde. „Da hat der eine Teufel, sagte er, den Löwen an die Wand geworfen,

wohl er ihm seine Speise nahm. Währet euch wohl! wollet ihr meinem Rathe folgen, so vermeidet ihr den Unhold.“ Die Königin sah Asprians Jorn und daß der Löwe todt war. „Nun sieh, sprach sie lachend zu Constantin, wie jener Hofmann dein Feder-spiel geschult hat, der da vor deinem Tische steht. Es kommt noch an meine Rede. Wahrlich, du hättest deine Tochter an Rothher nicht verloren, der diese über das Meer vertrieb. Gern riefte ich doch, daß man seine Boten heim ließe, das Mädchen aber wohl-gesseidet ihm in sein Land schickte. Wie möchte sie besser besattelt sein? Nun bedenke, Constantin, daß sich diese Rothers nicht er-wehren mochten: wie wolltest du dich wohl schützen? Gedenket er an seine Mannen, so muß dein Land zu Grunde gehn. Warum giebst du mir nicht die Gefangenen, die so ärmlich liegen, daß ich Sie befreie? Sie haben ein sehr hartes Leben.“

Der König sagte schleunig, daß er dieß nicht thäte, ihre Bitte wäre verloren; sie müßten seinen Jorn dulden, es wäre ihr lieb oder Leid, sie kämen nimmer aus Griechenland. „Was Wunders willst du an ihnen begeh'n? sagte die Königin. Ihr Vater hieß Adam, von dem wir alle kamen. Du solltest Gottes schonen an dem armen Volke und sie aus der Noth lassen! O weh ihres schönen Leibes! Wenn mir armem Weibe doch Jemand einen Helfer wider den König gäbe wie der da gebunden liegt, sie müßten wahrlich heim zu Lande.“ Da sprach der König Constantin mit großem Jorne: „Wüßtest du meine Sitte, du riefest mir nicht so eifrig, eh ich dir des Dank hätte. Gern entbehre ich es von dir.“ Da sprach Berchtold zu seinem Herrn: „Ich getröste mich der Kö-nigin, ihr Gemüth freuet sich. Die andern fragten nichts darnach, ob wir so ferne wären, daß sie uns nimmer sähen! Ihrer keiner wähnt vor uns sein Leben zu erhalten: nun sollen sie mit Genaden sein! Erlaß sie nur der Sorgen und fahre zur Herberge. Du bist reicher denn Constantin: weßhalb solltest du von seiner Speise zehren? Es wäre uns nicht möglich!“ Da sprach der Herr Dietrich: „Du hast ein treues Gemüth, daß dir Gott Gutes gebe! Wenn ich aus deinem Rathe gehe, so folge ich immer einem Manne.“

Da man das Wasser genommen hatte, gieng Dietrich vor

den König; er wollte zu seiner Herberge. Da sprach der König Constantin: „Wir entbehren dein ungern; doch fahre nur zu deiner Herberge. Begehrst du etwas, was ich habe, das soll dir unterthan sein. Ich will dich gern gewinnen und dir Ehre bieten, daß du deinen Hofmann heissest mit Büchten hie zu Tische gehn. Er erschreckt mir mein Weib, die ich wie mein Leben liebe. Hier ist selten so etwas gesehen worden.“ Da sagte der Riese Asprian: „Herr, es that mir Roth, dein Dürkallb nahm mir mein Brot.“

VII.

Dietrich der Herr fuhr zur Herberge und lebte vierzehn Tage als ob er arm wäre, bis ihm Gott die Armen zusandte. Den bewies man Liebe; des brachte man sie inne. Und des war den Dürftigen Roth, denn Niemand in der ganzen Stadt reichte ihnen etwas. Ihrer zog die Menge zu Dietrich. Wer da Ritters Namen hatte, den sonderte man von den andern und gab ihnen gute Rosse und manchen seidenen Rock und Stahlringe zu den Rossen, daß sie Niemand besser gewinnen konnte. Da trug der Riese Asprian manchen schönen Mantel aus der Kammer Dietrichs. Er kleidete sie alle gleich; das Schwert er ihnen umband und gab ihnen die Fahnen in die Hand.

Da kam ein durch Krieg vertriebener Mann nach Constantinopel, ein Graf, der hieß Arnold, der führte ein dürftiges Volk mit Eheu in die Stadt, fürchtend, daß ihm da Niemand etwas geben würde. Da sprach zu ihm der reichste Kaufmann, der großes Gut gewonnen hatte: „Ich sehe an euch Herren wohl, ihr seid nicht gewohnt der Armuth: gehet zu Dietrich, der hilft euch reichlich. Ich gebe euch ein Gewand, daß ihr euch nicht schämet.“ „Das sollst du wahrlich wissen, sprach der Graf Arnold, ich vergette dir dein Gut, wenn mir Dietrich Gnade erweist.“ Der fremde Graf nahm seine Wage und gieng zu Dietrich. Der empfing ihn freundlich mit guter Gebärde und fragte, wer er wäre. Da sprach er traurig: „Mich haben meine Feinde durch ihren Uebermuth vertrieben; nun mangelt es mir an Gute. Wie arm aber ich sei, ich bin doch frei von Geburt. Ich habe mich her zu

dir gefragt durch Genade.“ „Die findest du,“ sprach Dietrich und besprach sich mit Berchthar, was sie dem Herren geben sollten, daß er mit vollen Ehren leben könnte. Also riet der alte Mann: „Gott hat dich ausgerüstet mit großem Gute: nun hilf ihm aus der Noth. Willst du des meinen Rath haben, so heiß den Schatz hervor tragen. Hier pflegt man keiner Kargheit! Man soll ihm tausend Mark geben oder etwas mehr, so hilfst es auch dem Herren, daß er den besten Hof gewinne, den man in der Stadt finde.“ Er gab dem edlen Manne. Fröhlich fuhr er zu Constantin und sagte ihm und den Seinen: „Dies hat mir Dietrich gegeben: Gott wolle ihn mit Genaden leben lassen.“

VIII.

Als die Herren mit den schönen Gaben kamen, da hub sich früh und spät in den fürstlichen Gemächern ein heimliches Flüstern unter den Frauen. Sie lobten Dietrichen, daß er mit Ehren lebe. „Wie soll ich, sagte die junge Königin, von meinem Vater es erwerben, daß wir den Herren mit unseren Ehren sehen?“ „Auf Treue, sprach da Herlind, du bist das einzige Kind und deinem Vater lieb wie das Leben. Nun bitte ihn um eine Hochzeit, so mögen wir ihn am besten sehen. Auf bessere Weise geschieht es niemals.“ Die Maid gieng schnell zu dem Gemache ihres Vaters. „Wolltest du nun, mein Vater, sprach sie, diese Pfingsten daheim sein und deine Mannen um dich sammeln, das dünkte mich ehrenvoll. Dann könnten die Keden sehen, ob auch du reich wärest. Ich weiß nicht, wozu ein Fürst taugt, wenn er nicht zuweilen Freudenfeste an seinem Hofe begeht.“ Da antwortete Constantin der Jungfrau: „Wohl dir, Tochter, daß du lebest! Ei, wie du strebst nach Ehren und rätst immer das Beste! Ja, ich will Gäste haben, daß man immer von den Freuden reden soll, die hier am Hofe waren.“ Zurück gieng das Mägdelein. Da sandte Constantin weit hin sein Aufgebot. Er gebot die Ritter zu seinem Festgelage, das da anberaunt war: da durfte es Niemand versäumen. Mann um Mann gesellte sich zu seinem Gleichen schon gekleidet. Kein Mantel ward da beachtet, er wäre denn mit Gold

gestickt. Die reichen Fürsten huben sich hin zum Pöderameshofe, sechszech Herzogen und dreißig Grafen; mit Schalle waren sie da. Sie blieben da die Nacht über, und man pflegte ihrer wohl. Da es zu tagen begann, nahm jeglicher Kämmerer für seinen Herren eine Stätte, die ihm einer vom Hofe bezeichnete. Da hießen sie Asprianen dem Herren Dietrich das Gesiedel errichten. Da bänkte er fleißig mit dem Gestühle, das von fern her geführt war. Sie hatten es mit aus ihrem Lande gebracht. Es war von Elfenbein und edles Gesteine lag darin. Wie finster die Nacht war, es leuchtete recht wie der lichte Tag.

Nun war ein Herzog da, der hieß Friedrich, des Kämmerer hatte sich versäumt, und so hieß er Asprianen seine Bänke näher zusammen rücken und sagte ihm, wie mächtig sein Herr sei. „Nun räume mir den Platz, du großer Vulgar; wir sollen das Gesiedel haben.“ Auf Treue, sagte Asprian, das geschieht nimmer. Vom Hofe bestimmte man mir diese Stätte; Euch hat sie Niemand gegeben. Erhebet Ihr Zorn wider mich, den möchtet Ihr wohl bändigen bis zu einer Zeit, da es hier heimlicher ist.“ Der stolze Kämmerer erzürnte sich sehr; es dünkte ihn thöricht, daß der Riese Asprian dawider zu reden wagte, und er stieß ihm eine Bank um. Da hub Asprian die Hand auf und schlug ihm einen Ohrschlag, daß ihm der Kopf zersprang. Da liefen seine Mannen nach Schilden und wollten Asprianen fangen. Der Herzog Friedrich selbst waffnete sich und rief seine Gefellen. Da hub sich das Gerücht, daß Dietrichs Kämmerer da zu Hofe bestanden wäre. Den hohen Herzogen reute sein Kämmerer. Das Volk strömte von allen Seiten herbei und wollte Asprianen erschlagen. Da sprach Widold der kühne Mann: „Was bedeutet jenes Gedränge? O hätte ich meine Stange! Sie wollen dir schaden, Herr, des sollen sie entgellen, es sei denn, daß ich sterbe.“ Die wider ihn kamen, die lehrten schleunigst flüchtig um; mit der Faust schlug er sie nieder. Den Herzog selbst ergriff er und riß ihm den Stahlhut vom Haupte. Am Haare schwang er ihn auf: da entfiel er ihm in das Gedränge. Widold ward gefangen und mit seiner Kette gebunden. Als er zu der Herberge gebracht worden war, wie

schnell lief da Mann um Mann vor den König! Groß ward da die Klage.

Als Dietrich es vernahm, da befohl er, daß seine Mannen Widolden den Kühnen zu ihm auf den Hof führten. „Hat er Jemand etwas gethan, so soll es ihm an den Leib gehn.“ Da sprachen alle zu Dietrich: „Nein, lade ihn nicht vor dich! er hat uns solches nicht gethan, daß es dir, Herr, geklagt werde.“ Die am Haare gerauften schwiegen davon, wie immer sie mochten. Der König saß in Gedanken und klagte es der Königin: „O weh! wie bin ich nun gehöhnet! Das hat Dietrichs Mann um ein Gefühle gethan. Er schlug alle mit der Faust nieder, daß sie im Rothe lagen. Hätten sie doch nach meinen Schützen gesandt! Die hätten sie erschossen und ich wäre des immer froh!“ „O schweig, sprach die Königin, und lassen wir das Geschick. Die Rede ist wahrlich unnütz.“

Constantin ließ den Jörn und hieß nach seiner Tochter gehn, daß die schöne Jungfrau schnell zu Tische läme. Daran säumte sie sich nicht, denn sie gieng gerne auf den Hof. Als die Jungfrau kam, begleiteten sie hundert liebliche Mägdelein; manchen goldenen, schön gearbeiteten Armring trugen sie. Bevor die schöne Maid hin zu Tische kam, da hub sich ein Gedränge von manchem schnellen Manne, die wonniglich daher mit Dietrich kamen. Ihre Hemden waren seiden und sie trugen goldene Bonnets, darin gut Gefeste lag. Ein reiner Carfunkel stund ob Dietrichs Haupte, der manches gute Geschmeide erleichen machte. Wo mochte es je einen bessern Mantel geben, als der Herr trug? Das Innere war Hermelin und darüber war Cyelatin gezogen. Der nahe bei ihm war, den dächte es grün wie Gras; wenn die Farbe erlosch, so strahlten die Edelsteine von ihm her: was möchte kostbarer sein? Deshalb mußten sie insgesammt Dietrichs Gewand beschauen, so viel da waren. Durch diese Gasse kam die Jungfrau um ihre Hochzeit, daß sie den Helben nie erblickte.

Aber es ist denn doch schrecklich, ja höchst empörend, ließ jetzt das Hoffräulein sich vernehmen, wie dieser nichtswürdige Bänkel-

sänger es sich herausnehmen darf, die Majestät des Königes in den Roth zu ziehen. Man sollte sein Schandgebieth billig verbrennen, wäre es auch nur um andere Federhelden abzuschrecken, wenn sie etwa Lust bekämen ähnliche Befübelungen der königlichen Würde in die Welt zu senden.

Ei wo denken Sie hin, meine Gnädige, sagte Leobegar lächelnd. Uebrigens hat die Erfahrung auch gelehrt, daß Bücher verbrennen fruchtlos ist. Was ist nicht alles schon verbrannt oder eingestampft worden! Meine Kirche weiß davon zu erzählen.

Im Mittelalter, sagte Wilmar, war man wenig geneigt, Fehlerhaftigkeiten zu bemänteln, zumal die eines Segners. Aber die griechischen Kaiser hatten im Abendlande seit den Kreuzzügen infolge ihres Benehmens nicht das beste Lob, und so wollen wir es unserm Dichter auch nicht allzu übel nehmen, wenn er einen griechischen Kaiser etwas unfreundlich behandelt. Von solcher Unfreundlichkeit zeugt es schon, daß er ihn nie Kaiser, sondern immer nur König nennt.

Dieser Constantin dauert mich gar nicht, nahm der Hauptmann Rünrich das Wort, er ist ein unbeholfener, keines mannhaften Entschlusses fähiger Mann. Ich an seiner Stelle hätte das schwere Geschütz aufahren und die ungeschlagenen Niesen tüchtig mit griechischem Feuer beschießen lassen; sie hätten mir schon klein zugeben sollen, auf Ehre!

Schade, werther Herr Vetter, daß Sie nicht das Glück hatten an seinem Hofe zu leben; Sie hätten es ohne Zweifel zum Protostategen seiner kaiserlichen Majestät gebracht, vorausgesetzt, daß Sie so gehandelt hätten, ohne seinen Befehl abzuwarten; denn Sie begreifen, daß er nicht wohl diesen Befehl geben konnte, da er den Rother-Dietrich einmal aufgenommen hatte, sagte der alte Graf, indem er eine Prise Spaniol nahm.

Aber lassen wir doch, was man gegen die Niesen hätte thun oder nicht thun können, sagte Irmgard. Ich habe einiges nicht verstanden und möchte um Erläuterung bitten. Was soll das heißen, man habe den Umhang aufgehangen, als Constantin zu Rische gehn wollte?

Der Umhang war eine kostbare Tapete, die Darstellungen, bald der Geschichte bald der Sage entnommen, zeigte. Die einzelnen Schilderungen oder Bilder waren oft mit Goldborten eingeraht. Man bediente sich ihrer sowohl in den Sälen der Fürsten zur Bekleidung der sonst kahlen Wände, als auch in den Kirchen zum Schmuck des Chores. Der berühmteste Umhang, der aus dem Mittelalter sich erhalten hat, ist die Tapete von Bayeux, welche die Eroberung Engellands durch Wilhelm den Eroberer darstellt, und von dessen Gemahlin und ihren Hoffrauen zu einem Geschenke für eine Kirche der Normandie eigenhändig angefertigt ward. Mehr weiß ich darüber Ihnen nicht mitzutheilen, sagte Gaspinger.

Es genügt völlig, antwortete Irmgard. Mein was hat es mit den Fahnen für eine Bewandniß, die Dietrich den Rittern in die Hand giebt? Es ist ja von keinem Aufzuge mit Fahnen die Rede.

Fahnen, nahm der alte Graf von Hünenberg das Wort, wurden bei Ertheilung der großen Lehen, der Herzogthümer, Markgrafschaften u. s. w. vom Kaiser dem zu Belehnenden als Symbole überreicht. Diese Lehen hießen daher Fahnenlehen. Die Geistlichen dagegen wurden mit Ring und Stab belehnt. Auch Kerzen und noch andere Dinge wurden bei solchen Gelegenheiten symbolisch übergeben. So könnten auch hier die Fahnen als Symbole der Gaben zu nehmen sein. Wenn nicht, so könnte es heißen, Dietrich habe die Ritter zu Bannerherren erhoben, ihnen mithin das Recht gegeben, ein eigenes Banner zu führen.

Nun kommt die Reihe des Fragens an mich, sagte Berta. Was meinte der Kämmerer, wenn er sagt, er wolle das Gegenfidel haben?

Bei den oft sehr zahlreich besuchten Festmahlzeiten des Mittelalters fanden die Theilnehmer niemals an einer Tafel Raum und wäre sie noch so groß gewesen. Es wurden daher eine Menge einzelne Tafeln samt den dazu gehörenden Bänken aufgerüstet. Die Aufrüstung war Sache des, dem als Herren der Tafel vom Zeitgeber der Platz für dieselbe angewiesen ward. Die der Tafel des Festgebers, des Königes hier, gegenüber sich befindliche Tafel

samt ihrem Gefühle hieß das Gegensiedel, der Gegensitz, und ward dem vornehmsten Gaste oder dem, den man vor allen ehren und auszeichnen wollte, eingeräumt. Wer das Gegensiedel erhielt, war mehr geehrt als wer einen Platz selbst an der Tafel des Königes bekam.

Als Haspinger diese seine Erläuterung gegeben hatte, sagte Graf Huno: diese Sitte scheint über die ganze germanische Welt verbreitet gewesen zu sein; denn ihrer wird nicht nur in Deutschland, sondern auch bei den Angelsachsen und Skandinaviern gedacht. Auch bei dem Krönungsmahle der Kaiser zu Frankfurt ward sie noch beachtet, da der Kaiser und die Kurfürsten an besonderen Tafeln speisten, wie Sie aus Goethes „Dichtung und Wahrheit“ erschen können.

Wie lange sich doch Sitten erhalten können! sagte Verta. Aber wenn Dietrich drohet, Wibolden vor aller Augen tödten zu lassen, so scheint mir das doch eine etwas befremdliche Tafelunterhaltung, zumal da auch Frauen an der Tafel sind.

Erst bemerke ich, sagte Haspinger, daß die Tafel noch nicht begonnen hatte, und noch keine Frauen anwesend waren, als Dietrich verhiess, Wibolden bestrafen zu lassen, wenn er schuldig sei. Auch drohte er nicht mit dem Tode, sondern mit körperlicher Züchtigung; denn er sagt nicht, es soll ihm an das Leben gehn, sondern es solle ihm an den Leib gehn. Vor Beginn der Tafel konnte er recht wohl noch zu Gericht sitzen; es versteht sich jedoch, daß wenn Bestrafung erkannt worden wäre, sie nicht hier vor aller Augen statt gefunden hätte.

Nun hätte auch ich eine Frage zu thun, sagte Ringold. Es wird gesagt, E. Majestät König Rother, habe einen Mantel von Hermelin, überzogen mit Cyclatin, getragen. Meine allergnädigste Princeß liebt die kleidsamen Stoffe und es wäre möglich, daß mit dem Cyclatin auch heute noch etwas anzufangen wäre. Also: was für ein Stoff war Cyclatin?

Cyclatin oder auch Cyclat, im Latein des Mittelalters *Cyclos*, war ein golddurchwirkter, schwerer Seidenstoff, etwa was man heute Goldbrocat nennt, sagte Haspinger.

Ei der Stoff wäre nicht so übel zu einem Krönungsmantel, meinte Ringold, indem sie die Erklärung in ihr Notizbuch eintrug, falls meine allergnädigste Princeß einen König mit allerhöchsthöher Hand noch zu beglücken gerufen sollte. Ich hätte nicht gedacht, daß mir dieser vulgäre Dichter etwas Denkwürdigen bieten würde. Nun, meine ich, kann man wohl mit dem Gedichte weiter fortfahren.

Das soll geschehen, sagte Haspinger.

IX.

Das Fest war zu Ende. Da lief Mann auf Mann zu dem Gemache der Herrschaft und sagte von der Kleidung, die der Herr Dietrich an sich gelegt hatte. Wenn der eine innen war, saß der andere vor den Thüren, bis die Maid so viel vernahm, daß sie den tugendhaften Mann in ihrem Herzen zu lieben begann. Als es da stille ward, da sprach die junge Königin (noch war sie ihm fremd: seitdem gewann sie mit dem Helden manche Weltwonne, doch auch Trübe darunter): „O weh! Frau Herlind, wie groß sind meine Sorgen um den Herren Dietrich! Den möchte ich gern verhöhlen sehen, möchte es mit Fug sein. Er ist ein tugendhafter Mann! fünf schöne Goldringe möchte ein Vögelein von mir verdienen, der den Helden schleunig in mein Gemach brächte.“ „In Treuen, sprach Herlind, ich will mich auf den Weg machen; bringe es Schaden oder nicht, ich gehe zu seiner Herberge; doch pflegt er wohl solcher Zucht, daß wir ohne Schande bleiben.“

Herlind gieng eilig in ein Gemach und schmückte sich. Dann gieng das listige Weib zu Herren Dietrich; er empfing sie freundlich. Sie setzte sich nahe zu ihm hin und sprach dem Knechten in das Ohr: „Holde Minne entbietet dir meine Herrin, die Königin. Du sollst hin zu ihr gehn; sie ist dir in Freundschaft unterthan. Dort will dich die Maid wahrlich wohl empfangen, nur um dich zu ehren. Aller Treue, Herr, magst du ganz gewiß sein an meiner Jungfrau.“

Also antwortete ihr Dietrich: „Frau, du verfühdest dich an mir fremdem Manne. Ich bin auch wohl zu Zimmerbesuch

gegangen hievor, da das sein mochte. Warum spottet ihr mein? So thut man leider immer dem armen Manne! Deine Herrin gedachte nie der Rede. Hier sind so viele Herzogen und Fürsten an dem Hofe, daß ihr wohl mit einem anderen Manne euren Schimpf haben könntet. Des hättet ihr mindere Sünde. Ihr verdient die Hölle, daß ihr mich also foppen wollt. Bin ich auch noch so arm, so war ich daheim doch ein reicher Graf.“ Herlind sprach zu dem Herren und sie wußte ihre Rede wohl zu setzen: „Rein, Herr Dietrich, denke das nicht von mir; ich habe es weiß Gott nicht gethan; meine Herrin hieß mich wahrlich hieher gehn. Sie nimmt sehr Wunder, daß du so lange schon an diesem Hofe weilest und sie nie sehen wolltest; das ist doch von einem so stattlichen Manne selten geschehen. Nun table mich nicht der Rede halber. Der Königin wäre es lieb, welche Ehre immer dir geschähe, obgleich du sie nie sehen wolltest; wolltest du aber dahin gehn, du thätest nichts Uebles daran.“

Dietrich antwortete der Frau; er wußte nun wohl, daß es ihr Ernst war: „Hier giebt es viele Aufpaffer. Wer seine Ehre bewahren will, der soll sich vor Verstößen hüten; daran gedenke der fremde Mann. Nimmer handelt er so wohl, daß alle, die am Hofe sind, es loben. Nun sage deiner Jungfrau, ob sie auch es wünsche, ich kann sie nicht besuchen. Ich fürchte, es gebe Anstoß und wir haben beide Schande davon. Dann aber verbietet mir Constantin sein Reich, und ich muß immer flüchtig sein.“

Herlind wollte von dannen gehn. Dietrich bat sie noch zu verweilen und hieß seine Goldschmiede eilig zwei silberne Schuße gießen. Hei, wie stink sie da an das Werk giengen! Und zwei von Gold, wie er sie geben wollte. Dann bat er Asprianen, daß er die beiden nähme, die für den einen Fuß gehörten, und sie der Frau gäbe. Herlind kam schnell zu dem Gemache ihrer Herrin und sagte, Dietrich pflege seiner Ehren mit großem Fleiße. „Wisse es wahrlich, ihm ist des Königes Huld lieb; er getraut sich nicht, dich zu sehen, so daß es schädlich sei. Nun sieh nur diese Schuße: die gab mir der gute Held und that mir Liebes genug. Nie gab

es auf Erden einen schönern Ritter als Dietrich, so mich Gott leben lasse! Ich gaffte ihn wider Willen an, daß ich mich des immer schämen mag.“

„Es scheint wohl, sprach die Königin,
daß ich gar nicht glücklich bin,
da er mich nicht wünscht zu sehen.
Willst du mir die Schuhe geben
durch des Herren Hulde?
die füll' ich dir mit rothem Golde.“
Schnell ward da der Kauf gethan.

Sie zog sogleich den goldnen an
und nahm den silberhellen Schuh:
der gieng an denselben Fuß:
„O weh! sprach die Königin,
wie wir beide nun gehöhnet sind!
Den Schuh bring' ich nimmer an!
Wahrlich, du mußt gehn hindann
und mit guten Sitten
Dieterichen bitten,
daß er den andern gebe mir
und mich auch selber wolte sehen hier.“

„O weh! sprach da Herkind,
wie gar bedeckt mit Schimpfe sind,
Herrin, wir nun beide!
Run wiß' es, wie sich's scheide,
und sollt' ich stets in Schande stehn,
ich muß wahrlich hin zurüde gehn.“

Da hub die wohlgethane Maid
eilig auf ihr langes Kleid
hoch empor bis an das Knie;
keiner Zucht gedachte sie,
maglichen Ganges sie vergaß:
wie schnell hin übern Hof den Weg sie maß!

Sie kam zu Dieteriche,
er empfing sie züchtigliche
und zeigte solche Rienen,
als wär' sie nie erschienen;

doch wußt' es wohl der schlaue Mann,
weßhalb sie also schnell zurüde kam.

Herlind sprach sofort zum Gruß:

„Herr, du siehst es, daß ich muß
schon als Botin wieder gehn:
Rißgriff ist den Schuß'n geschef'n.
Der Jungfrau Wunsch zu stillen,
gab ich sie ihr um deinetwillen.

Run sollten wir den andern haben:

des hieß dich meine Herrin mahnen,
daß du den ihr gäbest
und sie selber sähest,
ob du von deinen Mägen
lerntest je dich recht betragen.“

„Ich thät' es gern, sprach Dieterich,
verriethen nicht die Rämmerer mich.“

„O nein, o nein! sprach Herlind,
in Lust sie auf dem Hofe sind;
die Ritter schießen nach dem Ziel:
alle sind beschäftigt mit dem Spiel.

Ich will hin voraus dir gehn.

Run nimm deiner Mannen zweien
und folge mir ohne Säumen
hin zu der Jungfrau Räumen;
bei dem großen Schalle
übersehn sie traun dich alle.“

Herlind wollte gehn von dann.

„Warte, sprach der schlaue Mann,
daß ich's meinem Rämmerer sage
und ihn nach den Schußen frage.“
Schleunig kam da Asprian;

er sprach: „Run, was hab' ich dir gethan?

Die Wege ich nicht erleiden mag.

Du quälst mich diesen ganzen Tag!
Der Schuße waren viel geschlagen,
die Knechte haben sie zertragen;
ich bringe sie dir alle,
wäre einer ihnen hier entfallen.“

Da nahm der Riese Asprian
den andern Schuh wohlgethan,
einen Mantel gut und reich,
zwoßf Kmringe auch zugleich;
das gab er der Jofe:
da gieng sie heimlich wieder hin zu Hofe.

Seit sagte sie in Wahrheit ihrer Herrin liebe Kunde. Lange
dächte dieser das Warten. Nun berieth sich auch Dietrich mit
Berchther dem alten Manne, wie es mit Fuge gehn möchte. „Gar
leicht, sprach der Herzog. Bei dem Boderameshofe soll ich großen
Schall machen; dahin ziehet heut das Volk in Menge: so beachtet
Dich Niemand.“

Da führte der alte Jüngling die Riesen mit sich auf die
Straße. Wibold sprang an seiner Stange einher gerade als ob
er ein Hirsch wäre. Da überwarf sich Asprian (er war der Spiel-
mann der Riesen); dann ergriff er einen ungefügen Stein, so daß
keiner der Aufpaffer Dietrichs wahrnahm, da sie also ihren Umzug
hielten.

Im Fenster stand die junge Königin, als der gute Held eiligt
über den Hof gegangen kam. Da ward er wohl empfangen. Das
Gemaß ward ihm aufgethan und er trat ein.

Ihn hieß das junge Mägdlein
selber hier willkommen sein,
was er nun erbäte,
daß sie's gerne thäte.
„Diese Schuhe wohlgethan,
die sollst du mir, Held, ziehen an.“
„Gerne, sprach da Dietrich,
da du des begehrst an mich.“
Der Herr ihr flugs zu Füßen saß,
herlich war da sein Gelaß,
auf sein Bein seht' sie den Fuß:
Nimmer ward Fraue daß beschuht!
Da sprach der listige Mann:
„Nun sage mir, Jungfrau lobsam,

um dich ward so mancher Mann,
 kam's auf deinen Willen an,
 wer von ihnen allen
 würd' am besten dir gefallen?"

"Dir sag' ichs, sprach das Mägdelein,
 gar ernstlich auf die Treue mein:
 Wenn man aus allen Landen
 hieße zu einander
 die theuren Helden kommen:
 ein dir gleicher würde nie vernommen.
 Du bist ein Mann wie keiner mehr.
 doch wählt' ich nur den König hehr,
 stünd' die Wahl in meiner Hand,
 des Boten kamen in dieß Land
 und liegen hie gefangen
 in meines Vaters Kerker ach! schon lange.
 Auf der ganzen Erde lebt
 keiner, der ihn überstrebt,
 der ist geheißen Rother
 und sitzet westwärts über'm Meer;
 ich bleib' auch immer unvermählt,
 wird ein andrer mir zum Mann erwählt."

Als das Dieterich vernahm,
 da sprach der listige Mann:
 "Willst du Rothern minnen,
 den will ich dir bringen.
 Niergends wahrlich lebt ein Mann,
 der mir so viel Liebes hat gethan.
 Des soll er noch genießen! —
 Solang ihn Hochmuth ließen
 und Stolz, genossen wir das Land:
 in Freuden man uns leben fand;
 er war mir stets genädig, —
 und hab' er nun auch vertrieben mich."

"Auf Treue, sprach das Jungfräulein,
 ich verstehe wohl die Rede dein:
 Dir ist Rother also lieb,
 ich weiß, daß er dich nicht vertrieb:

woher du kommst, Held, in dieß Land,
du bist ein Bote her zu uns gesandt!
Dir ist lieb des Königs Guld.

Verhehlst du mirs, ist's deine Schuld:
denn was mir heute wird vertraut,
davon wird nie ein Wörtlein laut
bis an den allerjüngsten Tag." —

Der Herr da so nun zu der Jungfrau sprach:
„Nun laß' ich mich und all mein Ding,
und die mir her gefolget sind,
an Gottes Gnaden und an dich;
vernimm denn, edle Jungfrau, mich:
Es stehn hier deine Füße
traun in Rotheres Schooße!“

Erschroden sie sich rückwärts bog,
den Fuß sie schleunig von ihm zog.
„Nun ward ich nie so ungezogen;
mich hat mein Uebermuth betrogen,
daß ich setzte meinen Fuß,
edler König, hier in deinen Schooß.

Und bist du der König hehr,
traun, so magst du nimmer mehr
bessere Tugend gewinnen.
Du bist schlaue von Sinnen,
du bist ein Meister aller List,
welches Geschlechtes, Herr, auch du bist.

Mir wär' es traun von Herzen lieb,
ein Zweifel aber noch mir blieb:
Beweise mir die Wahrheit,
und wär' es aller Welt dann leid,
ich räumte sicherlich zugleich
mit dir, König, meines Vaters Reich.
Sonst bleibt es immer ungethan.

doch lebet nirgends wo ein Mann,
den ich dafür nähme,
ob du Rother wärest.“
Da sprach der Herr Dieterich,
er hatte wohl mit List berathen sich:

„Nun hab' ich andre Zeugen nicht,
 als die nie der Sonne Licht
 sehn in ihres Rethers Braun.
 Möchten die mich nur erschauen,
 an ihnen würde flugs dir kund,
 daß dir, Herrin, Wahres sprach mein Mund.“
 „Auf Treue, sprach das Mägdelein,
 das erwerb' ich bei dem Vater mein
 mit List und gutem Sinne,
 daß ich sie aus gewinne.
 Allein er giebt sie keinem Mann,
 der auf sein Leben nicht sie will empfahn.“

Darauf erwiderte Dieterich:
 „Die Bürgschaft nehm' ich gern auf mich
 vor Constantine morgen;
 des habe keine Sorgen.“
 da küßte sie den Herren:
 so schied er dannen mit viel großen Ehren.

Fi donc! sagte das Hoffräulein, als Haspinger geendigt hatte, das ist mir eine saubere Princeß! Man sieht doch deutlich, daß der vulgäre Poet nie die Ehre gehabt hat, auch nur den Schatten einer Princeß zu sehen. Einer Princeß von einem Manne die Schuße anziehen zu lassen, wie gemein, wie abgeschmackt! Und dann ist der gemeine Mensch so schamlos, die Princeß den Schuh-anzieher mir nichts dir nichts küssen zu lassen, fi donc, fi donc!

Nun, sagte lachend der alte Graf, andere Zeiten, andere Sitten! Und wenn nun im zwölften Jahrhunderte die Tochter eines Königes keinen Anstand genommen hätte, von einem Edelmannne sich beschuhen zu lassen, warum sollte dieß dann ein Dichter nicht benutzen, wenn es zu seinem Zwecke dient? Ich kann Sie versichern, die höfischen Dichter erzählen noch ganz andere Dinge von Fürstinnen, Dinge, die uns, und mit Recht, weit mehr Anstoß geben, als dieß unschuldige Schuhanziehen. Und was den Fuß betrifft, nun wir wissen, daß im Mittelalter es allgemeine

Sitte war, Ankömmlinge, die man ehren wollte, mit Ruß zu empfangen und mit Ruß zu entlassen. Konstantins Tochter that also nichts, als was ihr die Sitte des zwölften Jahrhunderts zu thun erlaubte. Ihr geäußelter Entschluß aber, dem Dietrich, wenn er König Rother sei, aus dem Lande zu folgen, wird durch ihres Vaters Weigerung, sie einem Manne zu geben, gerechtfertigt. Ließ sich nicht auch Emma, Karls des Großen Tochter, durch Eginhard unter gleichen Verhältnissen entführen? Und Eginhard war nicht einmal ein Fürst.

Emma's Entführung durch Eginhard gehört zwar nur der Sage, nicht der Geschichte an, sagte Baron Wilmar; aber es ließen sich wohl auch geschichtliche Belege und Beispiele geben, wenn es nöthig wäre. Ein moderner Dichter, zumal ein Romanschreiber würde uns vielleicht Konstantins Tochter in einem längern oder kürzern Seelenkampfe zwischen Pflicht und Neigung dargestellt haben; der alte Dichter läßt sie mit rascher Entschlossenheit den Knoten durchhauen. Er giebt uns einen antiken Charakter, während uns der Romanschreiber einen modernen gegeben hätte, und ich muß gestehn, mir ist der erste lieber, wäre es auch nur, weil er bei weitem weniger zur Nachfolge verlockt.

Ja, sagte Irmgard, wir wollen das rasche Mädchen nicht zu strenge beurtheilen, liebe Rüngold, wenn wir auch den Spruch: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!“ als Mahnung an uns hier nicht betrachten dürfen.

Es steht auch geschrieben: „Mit welchem Maasse ihr messet, mit dem wird man euch wieder messen,“ sagte giftig Rüngold. Aber dieses Herrbild einer Princess ist wahrlich keines Wortes werth, daher werde auch ich wenigstens keines mehr verlieren.

Vielleicht, sagte Leodegar, um dem Gespräche eine andere Richtung zu geben, wird aber noch dieser oder jener Ausdruck des Dichters eine Erläuterung bedürfen. Ich wenigstens begreife nicht, wie man gegossene silberne oder goldene Schuhe tragen kann.

Sie bestanden wohl aus einzelnen Platten, die durch Gelenke mit einander verbunden wurden, antwortete Gaspinger, wenn wir es mit dem Worte „gießen“ genau nehmen müssen; sonst könnten

sie auch aus geschmeidigem Trathgeflecht bestanden haben: Alterschämlich ist auch die Art, wie die Schuhe der Herfind bezahlt werden: sie bekommen so viel gemünztes Gold, als die Schuhe fassen.

Aber ist es nicht sonderbar, wenn der Greis Berchther ein „alter Jüngling“ genannt wird? fragte Berta: Heutzutage soll es zwar „alte Jünglinge“ geben, wie ich gehört habe; aber so kann der Ausdruck hier nicht gemeint sein.

Allerdings nicht, antwortete Lächelnd Leodegar. Auch Gott ward im Mittelalter ein alter Jüngling genannt, d. h. ein Bese, welches die Eigenschaften der Jugend und des Alters in sich vereinigt. Und das will der Ausdruck auch hier sagen.

Warum aber heißt Asprian der Riesen Spielmann? Er spielt ja nicht auf; fragte Berta weiter.

Spielmann hieß im Mittelalter auch der Gaukler, der Jongleur, kurz jeder, der zur Belustigung Anderer Staunen erregende Dinge machte, antwortete Haspinger.

Jetzt ist mein Bedürfnis befriedigt, sagte Berta, und wenn es das der Andern auch ist, so wollen wir hören, was weiter geschieht. Haspinger fuhr also fort:

X.

Die Jungfrau lag die Nacht hindurch in tiefen Gedanken. Als es zu tagen begann, nahm sie einen Etas und legte schwarzes Gewand an, als ob sie sich geweiht hätte. Einen Palmzweig nahm sie über die Schulter, als ob sie aus dem Lande gehn wollte, und hub sich eilig zu ihres Vaters Gemache und klopfte an das Thürlein; schnell öffnete da Constantin. Als ihn die Maid erblickte, sprach sie lässig: „Gedient mir, Herr, mein Vater! Mutter, du mügest dich wohl befinden! Mir ist sehr schwer um's Herz; wahrlich, ich künde Euch schreckliche Kunde. Mir träumte, Gott sandte mir seinen Boten; ich muß in den Abgrund gehn mit lebendigem Leibe; wahrlich, das ist kein Zweifel. Davon wendet mich Niemand ab, ich will fortsein immer das Kreuz bauen zum Troste meiner Seele.“ — Traurig sprach da Constantin: „Rein, meine liebe Tochter! Sage mir, was du verlangst, ich bewahre dich vor der

Hölle.“ „Das mag nimmer geschehen, mir werden denn die Gefangenen: die will ich kleiden und baden, daß sie eine Weile Genade haben müssen. Ich verlange sie nur drei Tage lang, so werden sie dir wieder.“ Er sprach, er entliehe sie gern, wenn sie einen Bürgen hätten, der sie auf sein Leben zu übernehmen sich getraue und sie ihm wieder geben möchte. „Darum, erwiderte sie, bitte ich heute einen Mann, daß er für sie büрге; der ist so tugendhaft, daß du sie ihm mit Ehren geben magst.“ Da sprach Constantin: „Das thue ich sehr gern, meine Tochter.“

Der Zeit es nahe, daß Constantin zu Tische gieng. Dietrich unterließ es nicht, er kam mit seinen Mannen vor den reichen König gegangen. Als man das Wasser genommen hatte, gieng die löbliche Jungfrau an den Tischen herum, heiß weinend, bis zu dem Reden sie kam, mit dem dieß beredet war. Da sprach die herrliche Maid: „Run getenke, Held Dietrich, aller deiner Güte! Hilf mir aus der Noth und nimm die Boten auf dein Leben, die heißet dir, Held, der König übergeben. Run soll deine edle Gesinnung mir zu gute kommen, daß ich der genieße. Wie gern du es liehest, dich läßt nicht dein tugendhafter Muth: du selbst mir das gewähren, guter Held. Verzagt sind die Mannen meines Vaters, sie wagen es nicht, sie zu übernehmen.“ „Gern, sprach Dietrich, da du dich von mir begehrt. Es geht mir nur an das Leben, doch werde ich dein Büрге, schöne Maid.“

Die Boten gab da Constantin Dietrichs auf sein Leben. Der Herr übernahm sie. Da folgten ihm des Königes Mannen zu dem Kerker, da sie mit Noth inne lagen. Die fremden Gefangenen lagen in Dürftigkeit und lebten erbärmlich. Berchthar, der reiche stand und weinte, da ihm dieß zu Ehren kam. Den Kerker brach man auf, so daß der Tag hinein schien. Das waren sie nicht gewohnt. Erwin war der erste Mann, der aus dem Kerker kam. Als ihn der Vater ansah, war sein Herzeleid groß. Er lehnte sich um und rang seine Hände. Er wagte nicht zu weinen, und doch fühlte er nie solches Leid. Sie nahmen die zwölf Grafen aus dem Kerker, jeglicher seinen Mann. Die so löblichen Ritter waren schwarz und schmutzig, mählich von großer Noth. Eupold der

Führer vermochte nichts zu leisten als ein schlechtes Schürlein; das wand er um seinen Leib. Außerdem war der bellagenswerthe Mann ganz nackt.

Vergißter der alte Mann gieng rings um die löblichen Voten, die Gefangenen betrachtend. Da schmerzte ihn kein Ding mehr denn seine schönen Kinder. Dietrich hieß die beehren Voten zu seiner Herberge führen. Nur Liupold und Erwin die ließ man allein gehn, so daß ihrer Niemand pflegte. „Liupold, trauter Herr, sprach Erwin der behere, siehest du jenen grauen Mann mit dem schönen Barte? Er wagte nicht zu weinen, und doch hatte er nie größeres Leid. Was, ob Gott der gute durch sein Erbarmen ein Zeichen thun will, daß wir von hinnen kommen?“ „Das ist wahr, mein Bruder, er mag wohl unser Vater sein. Sehr genau betrachtete er uns; er lehrte sich um und rang seine Hände.“ Da lachten sie beide aus Freude und aus Leid. Die fremden Gäste waren verbürgt bis an den andern Tag. Die Jungfrau bat ihren Vater, daß er sie dahin gehn ließe; sie wollte ihnen gern selbst dienen. Wie schnell gieng sie über den Hof, als ihr der König die Bewilligung ertheilt hatte, hin zu Herrn Dietrich! Da hieß man alle die Ritter hinaus gehn, so daß da kein fremder Mann blieb. Den löblichen Voten legte man gutes Gewand an; der Tisch ward ihnen bereitet. Vergißter der gute Held war Truchseß, die weil seine Kinder aßen.

Als die Herren speisiten und ihres Leides vergaßen, da nahm der Herr Dietrich eine herliche Harfe. Er schlich hinter den Umhang; wie schnell klang da ein Leich hervor! Wer zu trinken begann, der ließ den Becher sinken, daß er den Trank auf den Tisch goß. Groß ward ihre Freude. Wer aber das Brot schnitt, dem entfiel das Messer. Dieser Troß beraubte sie fast der Sinne, und mancher gab sein Trankern auf. Sie saßen und hörten, wohn das Spiel sie wandte. Laut erklang der Leich. Liupold sprang schnell über den Tisch. Mit ihm sprang Erwin. Sie hießen den reichen Harfner willkommen sein und küßten ihn. Deutlich sprach da die Jungfrau, daß er der König Rother war.

Die List, deren die Jungfrau sich bedient, um die Gefangenen aus dem Kerker zu bekommen, dürfte heute wohl kaum mehr auf Erfolg rechnen, sagte Irmgard. Freilich zu einer Zeit, da tausende von Kindern nach dem verheißenen Lande zogen und sich eine Gans vortragen ließen, die den h. Geist als ihren Leiter vorstellen sollte, konnte es wohl auch einer Princessin einfallen, als Pilgerin in die weite Welt zu gehn, und die Eltern mochten auch solch einen plötzlich erwachten Drang ganz begreiflich finden. Und an allerhand Visionen gab es zu jener Zeit auch keinen Mangel; daher dürfte denn wohl auch die Tochter Constantins vorgeben, eine Vision gehabt zu haben, ohne daß sie befürchten mußte, ungläubige Hörer anzutreffen. Ein neuerer Dichter könnte und dürfte dieses Mittel zur Befreiung nicht anwenden, wenn er sich nicht lächerlich machen will.

Auf Ehre, sagte der Hauptmann Rünrich, man vernimmt in diesen Gedichten wunderbare Dinge; aber das Wunderbarste, was ich bis jetzt hörte, ist doch, daß man unmittelbar vor Tische Wasser trank. Daß man ein Gläschen Liqueur nimmt, das weiß ich, begreife ich, habe es auch selbst wohl schon gethan, aber Wasser? Wrr! Die müssen verdammt hitzige Mägen gehabt haben! Das widersteht ja allen Gesundheitsvorschriften.

Nicht so sehr vielleicht, wie Sie meinen, sagte Wilmar. Beobachten Sie nur einmal die Kinder, wie oft werden Sie da sehen, daß sie unmittelbar vor der Suppe Wasser trinken, und doch verdauen sie ganz gut. Uebrigens ward das Wasser vor Constantins Gastmahl auch nicht getrunken, sondern zum Handwaschen verwendet. Im Mittelalter hatte man bei Tische zwar wohl ein Messer, die Gabel aber ersetzten die zwei ersten Finger der linken Hand; und so war das Handwaschen vor Tische nicht nur wohl begründet, sondern auch allgemeine Sitte. Königen und Fürsten ward das Wasser in goldenen oder silbernen Becken zugleich mit einem kostbaren Tuche zur Abtrocknung dargereicht, und die darreichenden Jungherren knieten dazu.

Bei aller Zierlichkeit und Pracht, die bei dieser Handwaschung Statt haben mochte, bleibt die Sitte doch immer etwas bedenklich,

sagte Berta, und ich gebe unseren Sabeln vor den naturwüchfigen unbedingt den Vorzug. Aber das Harfenspiel, wodurch Dietrich von den Gefangenen als Rothar erkannt wird, gemahnt mich an Richard Löwenherz und seinen Minstrel Blondel, der der Sage nach von Gau zu Gau in Deutschland zog und vor allen Thüren sein Lied und seine Harfe erklingen ließ, bis er endlich seinen gefangenen Herrn dadurch auf Trifels entdeckte. Nun, jetzt kann Constantins Tochter mit ihrem Dietrich-Rothar davon gehn, sobald sie will.

Oder vielmehr, sobald sich schädliche Gelegenheit dazu findet, denn die Boten, die für jetzt in den Kerker zurück müssen, müssen erst noch frei werden. Hören Sie demnach den Verlauf der Begebenheit.

XI.

Da hieß sich wider König Constantin die größte Heerfahrt, die jemals in der Welt ward. Imelot verlangte, daß er sein Mann werde, und der war ein furchtbarer Heide. Nichts mochte ihm widerstehn, er wollte alle Reiche mit Gewalt sich unterwerfen haben. Ueber all das heidnische Land versah Niemand sein Gebot; ja er wollte selbst Gott sein.

Da kam ein eilender Mann vor dem Volke her, der sagte dem Könige, wie Roth ihm Hülfe wäre, wenn er sich des Feindes erwehren wollte; denn ihn suchte ein zahlreiches Heer. „Wer möchte so gewaltig sein, sagte Constantin, daß er mich zu bestehen wagte?“ Da sprach der eilende Mann: „Dein großer Uebermuth, der ist dir wahrlich zu nichts gut! Auf Treue, er wagt es. Es ist der Herr Imelot von wüsten Babylon; mit zwei und siebenzig Königen sucht er dein Land; ich sah seine Vorhut.“ Diese Neuigkeit erschreckte den König und ward ihm schwer; Dietrich aber, der gute Held, tröstete ihn. Er hieß ihn seine Mannen entbieten: „Wahrlich, wir sollen ihm entgegen ziehen,“ sagte er. „Halte dich wohl, Constantin, und gieb mir auf mein Leben die fremden Gefangenen heraus. Hätten sie Noth und Gewand, unter ihnen ist mancher kühner Held.“ „Noth und Gewand, sagte Constantin,

das sie in dieß Land brachten, alles wird ihnen zurückgegeben, da du, tapferer Degen, mit mir bellagenswerthem Manne in dieser großen Noth es halten willst." Nach Dietrichs Rathe sandte sofort Constantin weithin in das Land; da kam ihm mancher tapfere Held. Innerhalb drei Tagen hatte er fünfhig tausend Krieger. Da giengen die theuren Helden eilig und nahmen die wolff Grafen aus dem Kerker, jeglicher seinen Mann, und sie erhielten sofort alles ihr Gut zurück. Der sie einst in dieses Land sandte, Dietrich der kühne Held, nahm sie zu seiner Schaar; da waren sie herlich gerüstet auf schneebianken Rossen: das war den Helden wohl zu Danke. Den jungen Helden giengen die Rösse wohl im Sprunge. In breiten Glanzstrahlen über das Land führte der König Constantin manchen guten Streiter seinen Feinden entgegen. Sie ritten wohl sieben Nächte gegen das mächtige Heer und legten sich ihm so nahe, daß sie den Rauch von dem Lager sahen. Da huben sich erst die Sorgen. Bald fiel die Nacht herab. Da be- sahlen Constantins Mannen einander Kind und Weib; keiner ver- sah sich da des Lebens. Da tröstete sie Dietrich und lagerte sich zunächst den Feinden. Dietrich und seine Mannen küßerten da unter einander, welche Ehre ihnen das wäre, wenn sie den stolzen König ohne Constantines Schaden hie fangen oder tödten möchten. Der Herzog von Meran hieß die Mannen Dietrichs munter bleiben und großen Lärm machen: „Mein Herr, sagte er, will mit den Seinen zum Könige Constantin, der nach ihm gesandt hat.“ Da war mancher kühner Held zum Kampfe wohl gewaffnet, davon aber wußte Niemand außer den Blutsverwandten, die über das Meer gekommen waren.

Dietrich gieng zu seinem Rosse. Da leuchtete eine goldne Bränne wider das Ross, die trug der jornigste Mann, der je ge- boren ward. Der tröstete Dietrichs Volk, Ewald war es, der Held. Ewald der getrene Mann sprach zu den Riesen: „Ihr mit den leuchtenden Halsbergen, haltet ihr euch mitten in der Schaar; sie leuchten zu ferne hin.“ Dietrich ritt nun mit den Seinen rings um die Heidenchaft, die da mit Heereskraft lag, und begann zu fragen, wo sein lieber Herr wäre, er hätte sich

versäumt, aber er brachte ihm manchen guten Held. Da wies man ihn von Manne zu Manne, bis er zu Imelote kam in ein schönes Zelt. Da zückte Asprian das Schwert. Er hieß den König schweigen, wenn er das Leben behalten wollte. Kein Wort sprach da der König, als er die Stange erblickte: die dächte ihn sehr fürchtbar. So ward der mächtige König hier gefangen. Dietrich und seine Mannen wandten sich nun gegen das Heer; das erschlugen sie ganz und gar. Widold gab da, wähne ich, die Stange nicht aus den Händen. Die zwölf schrecklichen Riesen tödteten da manchen Mann. Die Heiden flohen aus Noth, denn der grimme Tod jagte sie. Da ward Widold wiederum ergriffen und an die Kette gelegt. Dietrich hieß seine Mannen zum Lager zurück kehren, und befahl ihnen, daß sie nie zu den Roffen giengen, was auch für einen Lärm sie hörten. Da rief der Wächter über all das Heer: „Wohl auf! Herr Constantin, ich höre deine Feinde mit großem Schalle; ich wähne, sie wollen an uns.“ Da ward mancher gute Held mit Constantin gewasinet.

Da sprachen einige: „Nun sehet nach Dietrich, er liegt da wie ein Verzagter; von seiner Untreue bist du verrathen, Herr Constantin.“ Constantin rannte da, so schnell sein Ross laufen konnte, zu Dietrichs Zelt. „Wohlauf! Dietrich, rief er, die Heiden wollen uns bestehn: sie nahez manchem Manne der Tod.“ „Herr, du spottest ohne Grund, rief da Imelot; zu Mitternacht, da ich im Bette lag, da kam ein schrecklicher Mann und trug mich unter seinem Arme hinweg. Mir sind die Meinen alle erschlagen, sie mögen dir nicht mehr schaden!“ Als Constantin das hörte, lehrte er stöhlich zurück und sagte seinen Mannen, daß Imelot gefangen wäre. „Das hat Dietrich gethan! Nun bestehn sie mit Schanden, die den Verrath grundlos verläumbet haben. Auf denn! zu Dietrich hin, und danken wir ihm!“ Vom Roffe stieg Constantin, zuvor: erst gieng er in das Zelt, die Hände hielt er vor sich: „Gott lohne dir, Dietrich, sprach er, daß du mit deinen Mannen den reichen König gefangen hast. Welche Ehre ist dir geschehen, tapferer Held! Hätte ich nun ein Gut, das du begehrtest, das soll dir unterthan sein.“ Aller Sorge war dahin. Als der Tag anging, sattelte

mancher Mann. Dietrich der Held nahm Imeloten bei der Hand, führte ihn vor Constantinen und befohl ihn ihm und den Seinen.

Da sprach der listige Mann: „Wir sollten einen Boten haben, der den Frauen sagte, was wir gethan haben.“ „Auf Treue, sprach da Constantin, der Bote sollst du selbst sein.“ Da nahm er seine Mannen zu sich, so viele ihrer über das Meer kamen, und sagte den kühnen, was er Willen hätte. Die theuren Helden freuten sich da der Heimkehr. Von dannen ritt da Dietrich; eine herrliche Fahne brachte er gen Constantinopel der berühmten Stadt mit seinen Mannen. Er sagte, er wäre kaum entronnen. Da weinte die Königin. „O weh! wo ist Constantin und die Helden aus so manchem Lande? Dietrich, lieber Herr, sehen wir sie jemals wieder?“ „Nein, das weiß Gott, Imelot hat sie geschlagen, und er reitet her mit Heereskraft. Er will diese Stadt zerstören. Ich getraue mich nicht zu beschirmen; nun muß ich abermals über das Meer fliehen.“

Da nahm das Weib Constantins ihre schöne Tochter, und beide baten Dietrichen, daß er ihnen hülfe aus der Heidenchaft, die mit Heereskraft käme. Da hieß der listige Mann den Frauen die Zelter vorsehren, und führte sie zu den Schiffen. Da war Weinen und Handschlagen; sie mochten ihres Leides nicht geschweigen. Eine große Menge Volkes zog Dietrich nach aus der Stadt; sie wollten alle auf dem Meere vor Imelot das Leben beschützen. Dietrich hieß da seine Mannen eilig in die Schiffe gehn; Asprian der gute Held trug den Hammerschlag hinein; alle eilten auf das Meer. Da hieß der König Nothar die Tochter in das Schiff gehen; die Mutter ließ er am Gestade. „Wem willst Du, tugendhafter Mann, und arme Frauen lassen? sprach die gute Königin. Nun nimm mich in dein Schiff zu meiner Tochter.“ Da sprach der listige Mann: „Frau, du sollst dich wohl haben! Constantin ist nicht geschlagen, aber Imeloten haben wir gefangen. Wohl erging es Constantin; er reitet her zu Lande mit seinen lieben Helden. Nach dreien Tagen kommt er. Du magst ihm in Wahrheit sagen, seine Tochter sei mit Nothar westwärts über das Meer gefahren. Nun gebeut mir, herrliche Frau; ich heiße nicht Dietrich.“ „Wohl mir,

sprach die Königin, daß ich je das Leben gewann! Nun lasse dich der gute Gott durch seine Gnade meine Tochter lange mit Freuden haben.“ Die löbliche Frau gieng lachend von dannen auf den Saal Constantins. Sie gönnte Rother wohl, daß ihn Gott mit großen Ehren wieder heim sandte.

XII.

Sich hub großes Getöse. Der Schall ward groß, da der Herr Constantin auf seinem Hofe fragte, wo seine Tochter wäre, daß er sie nicht sähe? Darauf antwortete die Königin: „Halt dich wohl, Constantin! Jener herrliche Kede, der sich da Dietrich nannte, das war der König Rother: er hat deine Tochter über Meer geführt. Der listige Mann will sie zu einem Pfande haben, bis seine Verdienste um dich ihm gelohnet werden. Er hat uns recht gethan, du hattest wahrlich wunderlichen Wahn!“ Constantins Gemüth verwandelte sich; er begann zu weinen und quälte sich vor Leid. „O weh, Frau Königin, nun reuet mich sehr meine Tochter! Nun kam es mich theuer zu stehn, was immer er einem Manne gab!“ Vor Leid fiel er in Unmacht. Da zog die Menge der Bürger aus der berühmten Stadt, denn man rief aus, daß das Heer läme. Groß war das Rufen: wohl genosß des Imelot. Der sein da Acht haben sollte, der zog aus Betwunderung seines Weges; er wollte gern schauen, was Wunders da geschehen sollte. Imelot begann da mit List sein Leben zu schirmen. Da Constantin danieder lag, hub er sich schnell aus der Stadt und entraun in einem Schiffe. Kaufleute führten ihn von dannen.

Als Constantin zu sich selber kam, da rief Mann zu Mann, die alten und die jungen: „Imelot ist entronnen!“ „O weh! sprach da Constantin. Nun nehmet meinen Schatz, Frau Königin, gebt den Helden und sendet sie nach Hause, daß es mir, ob er mich hier noch bestehet, an Volle nicht mangle.“ Sie war milde des Goldes und legte es auf die breiten Schilde. Den mächtigen Fürsten gab sie reichlich und den guten Knechten, wie man es noch nach Recht und nach Ehren thut. Heim zu Lande ritten da die Herren.

Ich dachte bereits, die Geschichte sei zu Ende, da Rother mit seiner Braut glücklich auf das Meer gekommen ist, sagte Berta, als Gaspinger schwieg. Allein da Imelot zu entkommen vermochte, so meine ich, wird die Sache noch nicht zu Ende sein, obwohl ich nicht voraussehe, wie sie der Dichter weiter führen werde. Der Plan des Gedichtes ist wirklich gut angelegt und hält fortwährend in Spannung, eben weil man nicht voraus ahnen kann, was kommen werde.

Auf Ehre, sagte Rünrich, Sie haben recht; aber der Constantin ist doch ein erbärmlicher Schächer; er versteht rein nichts von militärischer Disciplin. Fällt der Tropf in Ohnmacht, anstatt dem unaufmerksamen Wächter des Gefangenen für seine dienstwidrige Reugierde fünfzig aufmessen zu lassen. Und da Schiffe in dem Hafen sind, warum setzt der Esel nicht sogleich dem Entflohenen nach, der war ja gewiß noch einzuholen! Man sollte den Narren lebenslänglich in einem Pfundhause versorgen!

Ei wie mögen Sie so unwürdig von der Majestät sprechen, sagte mit großem Jorne Ringold. Was der König thut oder nicht thut, ist recht und gut, eben weil er es thut oder nicht thut. Kein Mensch hat das Recht, einen Tadel darüber auszusprechen, jeder die Pflicht, über das seinem bloßen Verstande Unbegreifliche in Ehrfurcht zu schweigen. Das ist meine Meinung, und sie ist die einzig richtige; darauf leb' und sterb' ich.

Da weiß ich freilich nicht, wie eine Geschichte möglich sein sollte, wenn diese Meinung allgemeiner Grundsatz würde, sagte Baron Bilmars. Aber die Geschichte ist in den Augen des genädigen Hoffräuleins ohne Zweifel etwas sehr Entbehrliches. Sei es denn! da jedoch Niemand einer Erläuterung zu bedürfen scheint, so denke ich, gehn wir weiter. Gaspinger fuhr also fort:

XIII.

Da die große Menge den König verlassen hatte, sprach ein Spielmann: „Herr, tröste dich! Lohnest du mir, Constantin, so bringe ich dir deine Tochter wieder. Wir müssen ein Schiff haben, das allerhand Wunderdinge trage, Gold, Edelgestein, seine Perlen,

Echlarach und Seide, um Alles zum Kaufe anzubieten. Beschauet deine Tochter meinen Kram, so führen wir sie in dein Land. Nun sage, was du mir bieteest, und behaget mir der Lohn, so setze ich dir mein Leben zu Pfande, ich bringe dir Rother's Weib.“ „Dank, sprach Constantin, ich weise dich auf meinen Esch an; davon nimm dir, trauter Gesell, so viel du willst. Die Fahrt ist mir recht, mein Dank soll dir nicht mangeln.“ Schiff und Segel wurden schnell bereitet. Dorein trug man, wie der König gebot, rothes Gold, Spangen, Ringe, Haarbänder und anderen seltsamen Kram. Schnell ward das Schiff beladen. So sandte Constantin verrätherisch nach seiner Tochter. Schiffer und Spielleute giengen an das Schiff.

Den Bari schifften sie über Meer. Da war der König Rother gen Kilande gezogen mit seinen Helden. Den Wittven und Waisen richtete daselbst der gute Kaiser. Als die beiden Griechen zu Bari landeten, gieng der Spielmann und trug Kieselsteine in sein Schiff. Nun sehet, wozu er sie wollte, oder wer sie kaufen sollte! Des Morgens, als es tagte, hatte der Spielmann seine Krambude mit kostbarem Gewande behangen. Da giengen die Bürger aus der Stadt Bari und seiltschten um Gold und Seide. Da war kein so kostbar Ding, das er nicht um einen Pfening gegeben hätte. Da dächte die Bürger, er wäre ein Thor. Sie kauften sein Gewand. Da sah einer die Kieselsteine und fragte, wozu er die habe. Da verlangte er für einen nur tausend Pfund Goldes. Da sagte der Bürger, daß es sein Spott wäre. „Ihr lüget, sprach er, dem Teufel an das Bein, dieß dünket mich nur ein Kiesel.“ „Auf Treue, sprach der Spielmann, ihr thut ihm Unrecht! Er ist zu vielen Dingen gut; ja, wenn einer stirbe und man bestriche ihn damit, eh' er begraben würde, er würde sicherlich wieder lebendig. Der Lahme und der Krumme würde sofort gesund, berührte ihn eine Königin mit diesem meinem guten Steine. Nähme ihn eine Königin in die Hand, er würde über dieß ganze Land leuchten. Hätten wir einen krummen Mann und wollte sie in dieß Schiff gehn, heißet mich fangen und an einen Baum hängen, wenn sich nicht erwähre, was ich Euch gesagt habe.“

Da sprach ein Ritter, der zu Bari gewaltig war: „Ich habe zwei Kinder, die nun ein Jahr liegen und die wir immer tragen mußten; ich will es wahrlich der Herrin sagen. Vielleicht daß sie in ihrer Güte sie der Noth entledigt. Hilft ihnen dein Stein, daß sie wieder heim gehen, ich gebe dir eine solche Menge Goldes, so viel du nur von dannen führen magst.“ „Lüge ich, sprach der Kaufmann, so heiße mir mein Haupt abschlagen!“ Da nahm er seine Freunde und gieng mit ihnen vor die Königin, die ihn sehr leutselig empfing. Er theilte ihr Alles mit, was der Spielmann ihm gesagt hatte und dann bat er sie, daß sie seinen Kindern hülfе. „Da du mich um Gottes Willen bittest, antwortete die Königin, so will ich es dir nicht versagen; so heiß denn die Kinder in das Schiff tragen.“

Liupold war nicht daheim. Zwanzig Ritter nahm die Königin mit zu dem Schiffe. Schnell kamen die Siechen, denen sie da helfen sollte, und sie trat mit ihnen in das Schiff. „Wohlauf! sprach der Spielmann, zu den Griechen wollen wir fahren! Hier steht das Weib, die uns hieher bemühet hat.“ Da sprangen eiligst die Griechen in den Kiel. Die Krummen warfen sie an das Gestade, da gab es Stöße und Schläge. Die der Frau da pflegen sollten, die trieben sie zurüd. Nun sehet den Teufelskerl, wie er Nothers Weib gewann! Die Griechen huben sich von dannen. Sie fragte den Spielmann, wer ihn hieher gesandt habe. „König Constantin, mein Herr und dein lieber Vater, sandte uns über Meer. „O weh! König Nothar, sprach das arme Weib, wie du dich nun um mich quälest, so quäle ich mich um dich!“ Sie war sehr traurig, der Spielmann aber führte sie gen Constantinopel. Als die Sache dort bekannt ward, gieng Constantin in das Schiff und hieß sie willkommen sein. Er nahm sie bei der Hand, führte sie an das Land, umarmte und küßte sie, weinend aber gieng die Ritter, ungern empfing sie ihre Tochter. Was die Königin auch redete, der König hörte es alles schweigend an und gab nichts auf ihre Rede; er ließ sie schreien und klagen, bis sie des genug hatte.

XIV.

Da erscholl die Kunde über die Stadt Bari, daß die Frau geraubt sei. Weib und Mann fürchtete da Rothers Zorn, sie wollten alle aus der Stadt fliehen. Da kam der Held Eupold und tröstete das traurige Volk, er gewönne ihnen Rothers Guld, daß er die Schuld an ihrer Keimung räche. Da fielen die Bürger alle ihm zu Füßen und sagten, sie folgten ihm in allem auf seinen Trost; aber groß war ihre Sorge. Von dem Tage über sieben Nächte kam Rothar mit seinem Heere nach Bari; da hörte er die leide Kunde. Eupold der getreue Mann gieng vor den Herren. „Ich habe mich übel behalten gegen dich, o Rothar, sprach er; dein Weib ist wieder über Meer. Das haben Constantins Mannen mit großer List erreicht. Nun fürchte ich, Herr, deinen Zorn, daß ich mein Leben verliere. Manchen Tag lag ich in Griechenland, daß ich die Sonne nie sah. Möchte ich des genießen, daß du mich leben liehest! Unschuldig ist das Volk, das hat dir nichts gethan; ich meine die Bürger: Die wollten alle aus Bari fort: auf meinen Trost sind sie hier geblieben. Ich allein bin schuldig wider dich; du sollst über mich richten, das ist billig und recht. Was bedürfte ein guter Knecht anderen Reichthum als Treue und Ehre?“ Rothar, dem das Herzeleid geschehen war, nahm vor allen den Herren Eupolden bei der Hand, küßte ihn an den Mund und sprach: „Gehabe dich wohl, mein Nefte! Darum betrübst du dich? Es lebet so manches schönes Weib; ist uns aber von der Frauen Gutes bestimmt, so wird es uns endlich schon werden; darum schweig, tugendhafter Mann. Hättest du meinen Zorn zu fürchten, so wäre dein Dienst verloren, den du mir oft gethan hast. Ja, du sollst den Bürgern sagen, daß sie sich alle wohl gehalten.“ Da hörte denn mancher gute Knecht Rothers Landrecht und wie sein Zorn beschaffen war. Der Herzog von Meran trat sittiglich vor Rothern und lachte vor Freude. „Was du, sprach er, mir armem Manne an Eupolde gethan hast! Heute hat wahrlich deine Treue die alte Frucht erneuet! Dein Vater übte sie auch so lange er lebte. Wäre mein Leib kampfgerecht wie vor fünfzig Jahren, so verdiente ich diese Ehre wie noch weitere. Nun mag

das leider nicht sein; ihr aber, ihr Jünglinge, die ihr hier gegenwärtig steht, gedenket ihr daran, daß nun der König Constantin manchem Räube gemacht hat; das ist wahrlich des Teufels Mann. Ich denke, Rother, wir sollen mit Kraft über das Meer. Mein Bart ist nicht so grau, daß ich daheim bleibe; deshalb thate mich Niemand, denn er hat mir großes Leid gethan.“ „Wo sind nun die Mannen meines Herren Rother, sprach Asprian, denen er sein Gut gab und den reichen Schatz? Nun bedarf er ihrer in der Noth.“ Da drangen gute Helden zu dem Kinge. Sie erbten manches Landrecht, denn mancher gute Knecht gelobte Rother dem Reichen mannhafte, läme es zum Kampfe, sie mieden mit ihm nicht den Tod. Laut rief da Wibold: „Hier ist ein herrliches Volk! Land und Sippen wagen sie um deinetwillen, Rother: Wir sollen dir alle über das Meer helfen. Wer dir dienet, der wird wohl belohnt. Uns haben Constantins Mannen großes Herzeleid zugefügt; genöhen sie des, das wäre mir leid, so hätte ich mich umsonst auf den langen Weg gemacht.“

Da sprach der Held Wolfrat: „Nun Wibold es gelobt hat, daß wir dem König Rother über Meer helfen sollen, so führe ich aus meinem Lande zwölftausend Streiter. Liupold zu Ehren will ich sein Heer vermehren, denn er ist mein Vag. Es ist wahrlich ein schönes Ding, daß beide, Brüder und Neffen mit einander immer recht leben! Verächter der reiche handelste edel: da mein Vater vertrieben war, gewann er ihm sein Land wieder; er erschlug Alswinen, einen Herzogen vom Rheine. Wahrlich seines Verdienstes wegen will ich dir, Liupold, trauter Neffe, beistehn, so lange ich das Leben habe.“ So gelobte in dem Kreise der Herr von Tengeligen.

„Wir sollen sicherlich in Constantins Land fahren, sprach Liupold der kühne Held, seit mein Neffe Wolfrat seine Hülfe mir gelobte. Reitet heim nach den Helden, so führe ich zur Versammlung zwanzigtausend junger Helden in schneeweißen Drännen. Des sei ein Tag anberaumt von heute über zwölf Wochen hier zu Bari an dem Estrande.“ Das gelobte mancher Kämpfe mannhafte vor Rother dem Reichen. Da sprach der Herzog von Meran:

„Zwanzig tausend Krieger, der sollst du warten Rother von mir zu Hülfe über das Meer. Mich zwinget noch die alte Roth, daß er Liupolden so gemartet hat. Ich gelobe dir bei meiner Treue, tritt mir Konstantin entgegen, dem wird leicht ein Schwertschlag, daß er nicht mehr daran gedenken soll, ob ihm seine Tochter jemals lieb ward. Sterbe ich vorher, so vermag ich mich des nichts.“

Die Herren lagen da zu Bari in der Stadt über Nacht; des Morgens räumten sie den Strand. Da ritten die Fürsten heim, Liupold gen Meiland. Berchtolt der alte nach Meran. Da ritt ein junger Held gen Tengelingen, der Streites sich vermessen hatte, das war der Held Wolfrat: mit solchen Ehren diente er Rother seinem Herren.

Nun geht der Tanz erst recht an, wie ich merke, sagte Hauptmann Rünrich und rieb sich vergnügt die Hände, nachdem er seinen kleinen hölzernen Helm und sein Schnitzmesser vorsichtig bei Seite gelegt hatte. Auf Ehre! ich freue mich, und ich denke, dem närrischen Konstantin werden die Reisekosten seines Spielmanns hoch zu stehen kommen. Es war aber auch Tollheit, reine Tollheit, die Tochter nach all den Geschichten wieder holen zu lassen. Na! nun hat man ja Hoffnung, ein rechtschaffenes Reitergefecht geschildert zu hören, und darauf freue ich mich in der That.

Rüngold war mit diesen Aeußerungen des Hauptmannes wenig zufrieden; aber ihm wollte sie nicht entgegenreten, und so begnügte sie sich mit einem mißbilligenden Blicke und schwieg; Bertia aber fragte, wo das Rißland denn liege, wohin Rother gezogen war, als ihm sein Weib geraubt ward.

Rißland wird nur Uferland, Strandland hier bedeuten, antwortete Haspinger; denn an das Land der Ripuariischen Franken, das auch Rißland heißt, ist schwerlich zu denken.

Und was will sagen, mancher gute Knecht habe Rother's Landrecht gehört? fragte Bertia weiter.

Nichts weiter, als mancher habe Rothern als einen milden

Nichter kennen gelernt, antwortete Baron Wilmar. Wenn es aber bald darauf heißt, viele hätten das Landrecht geerbt, so will das sagen, viele hätten durch ihren Heerdienst das Landrecht, das Recht im Lande zu sitzen, für sich und die Ihren als erbliches Eigenthum erworben.

XV.

Als die Zeit nahte, da rüstete sich mancher Mann. Da kam ein alter Held wohlgerüstet in die Stadt Bari und sagte die frohe Kunde, daß mancher Heermann käme. Er ritt ein edles Ross und führte in seinem Schilde eine goldne Bude. Der Schild war so, daß er von Glanze wie ein Feuer strahlte. Auf den Gürtel gieng ihm der Bart. Kein Heermann ward bei den Zeiten so löblich als der Herr von Meran. Rother der reiche empfing ihn sehr freundlich. Eben so that Asprian und Widold der kühne. Er sprach: „Edler König, nun lebe froh und gieb mir das Botenbrot: Dir kommt wahrlich mancher gute Held. Nimm die Bürger und reit hinaus von Bari an den Strand; du siehest manchen Mann, bevor dieser Tag ende. Ich bin voraus gesandt.“

Rother, Asprian und Widold nahmen die Bürger, ritten an den Strand und sahen nach allen Seiten aus. Da sahen sie wohlgewaffnetes Volk reiten. Liupold der getreue Mann brachte manchen guten Held und führte eine herliche Fahne. „Genädiger Gott, sprachen die Bürger von Bari, wer mag jenes Volk bei der schönen Fahne sein?“ Da antwortete der Herzog von Meran: „Rother, mein lieber Herr, dieß sind deine Rothgestalten. Jene schöne Fahne führt Liupold der getreue Mann; er verdient seine Grafschaft, daß du ihm dieselbe wohl gönnen magst. Unter der bunten Fahne reiten vierzig tausend solcher Krieger, daß nichts vor ihnen bestehen mag. Die führe ich und mein Kind um deinetwillen auf die Reise.“

Da leuchtete um die Bette über das Land Emaragd und Spacinth neben Liupoldes Schaar in einer schneeweißen Fahne; der folgte das junge Volk von Tengeligen. Feinen Goldschmuck, zierlichen, wie ihn jemals ein Mann zu einer Heerfahrt anlegte,

führte die Baiersche Schaar; schöneres Volk beleuchtete nie der Tag. So manchen guten, mit Golde wohl gezierten Held hatte Wolfrat seinem Verwandten hergebracht. Das scheint immer an den Baiern: daselbst ist noch mancher Kleidzierer Mann. — Als die guten Helden auf dem Strande bei dem Meere geherbergt hatten, da gieng der König Rother und empfing die Herren mit großen Ehren. Da nahm der Herr von Meran Liupolden und Wolfraten, und sie traten vor Rothern. Die Schwerter trug Erwin: das gebot ihm sein Vater. Sie riefen dem Könige, daß er aus der Menge dreißig tausend Mann wählte, die andern aber nach Hause entließe, nachdem er jeden, der es nehmen wollte, mit Golde begabt hätte. Als dieser Rath gethan war, da gieng Asprian und nahm das rothe Gold des Königes, wie ihm Berchther gebot, gab es den Helden und entließ sie nach Hause. So führte der König Rother dreißig tausend über das Meer. Zwei und siebenzig Schiffe wurden schnell beladen. Da fuhr gar mancher Mann, des Vater nie nach Bari gekommen war.

XVI.

Laut rauschten die Segel. In sechs Wochen kamen sie über das Meer gen Constantinopel, der berühmten Stadt. Eine Meile unter der Stadt, wo Wald und Gebirge war, da zogen die Mannen Rother's unter schöne Bäume die Kasse aus den Schiffen so daß es Niemand wußte. Als die Schiffe geräumt waren und die Leute unter den Bäumen gelagert hatten, da sprach der reiche König sehr weise: „Ich will, Freunde und Mannen, vor Constantinen gehn, um Neues zu erforschen.“ „Nicht allein sollst du gehn, sprach Wolfrat von Tengelingen; Berchther ist ein weiser Mann, ihn und Liupolden bitte mit dir zu gehn und nimm dieß mein gutes Horn: das soll uns ein Zeichen sein. Die Griechen sind listig: wird dein Jemand inne, so fangen dich die Mannen Constantins.“ „Auf Treue, sprach Asprian, hören wir dein Horn, so ist die Feste wahrlich verloren. So mir Seele und Leib! Die Burg ist nirgends so weit, vor welcher Straße ich und der kühne Edold stehn, da wird der engste Pfad, den je ein Mann sah.“

Da schlüpfen die guten Helden in Pilgrimskleider; der Herzog von Meran und Ruupold der getreue folgten dem Könige eilig. Da ritt ihnen ein Rede entgegen, der sich den Bald betrachtete. Rother grüßte ihn freundlich und fragte ihn, was es in der Stadt Neues gäbe. Da sprach der tugendhafte Held: „Ich sage dir viel Wunderbares. Hier zu Constantinopel war jüngst ein Rede, der großer Ehren pflegte. Auch ich selbst hab' es erfahren, denn er erzeigte mir viel Gutes. Alle Fürsten waren ihm hold, denn er war freigebig wie kein anderer Mann. Er gab Nacht und Tag. Wer ihn um tausend Pfund bat, die gab er eben so leicht, als wären es zwei Pfennige. Warte, Herr, ich will dir sagen, weshalb ich diese Rede anhub.“ Rother vernahm gern, was er selbst gethan hatte. Da sprach der Rede weiter: „Ja er war gütig! Er gab alles, was er gewann und fragte nicht, wer es empfieng. Er führte solche Degen, daß kein Vertriebener jemals auf Erden solch Gefolge hatte. Constantin dem reichen half er tapfer aus großen Nöthen. Er sieng Imeloten, den König von Babylon, dem zwei und siebenzig Könige dienten. Bevor unser Volk frühlich heimkehrte, sandte man den Held als Boten nach der Stadt, daß er den Frauen den Sieg anzeigte. Sie zu Constantinopel war das schönste Weib, das je geboren ward, die Tochter Constantins, meines lieben Herren. Um die ward er; seine Höflichkeit aber bewirkte, daß die schöne Maid ihrem Vater mit ihm entran, bevor er heim kam. Da hatte er sie zu Lojne. Er führte sie westwärts über das Meer. Das war der König Rother von Rom. Nun vernimm, was weiter geschah. Als mein Herr heim kam, entran ihm der heidnische Mann. Constantin aber sandte Boten nach seiner Tochter, die einer seiner Garzler führte. Mit List gewann dieser die Frau, sie stahlen sie dem König Rother und führten sie wieder über Meer.“

Seitdem ritt der König Imelot mit manchem guten Held her in das Land der Griechen und kistete Brand und Raub. Er sieng Constantin, meinen lieben Herren. Da löste er sein Leben und gab das Weib Rother's dem furchtbaren Könige von wästen Babylonien; des Sohn soll sie hienacht nehmen, wie Du selbst es sehest.

magst. Zu Constantinopel in der Stadt sind sie mit großem Gefolge, worunter zwei und siebenzig Könige. Da steht das Weib Rother's in bitterer Qual. Das ist Herzeleid! Nun möge der waltende Christ Rothern senden, daß er diesen Handel zu nichte mache.“ Die Herren sprachen: „Amen! das steht bei der Gnade Gottes.“ Da trabte der Rede traurig in den Wald. So klagte der gute Held die Noth der edlen Jungfrau.

XVII.

Fröhlich saß der reiche Constantin mit vielem Volke bei einem Gastmahle auf einem herrlichen Saale; da war der Lärm sehr groß. Rother kam mit List zu Constantins Tische. Neben ihm saß Imelotes Sohn, der König Basilistius, und an dessen Seite Rother's Weib in großem Schmerz. Da sprach König Constantin: „Nun schweig, meine schöne Tochter, mir träumte von dir in der gestrigen Nacht, das sollst du mir wohl glauben, wie ein Falke her von Rom geflogen kam, der dich wieder über Meer führte.“ Da schlüpften der König Rother und seine Mannen unter den Tisch, daß man ihrer nicht wahrnahm; da hörte er alles, was Constantin mit seinen Gästen redete. Die heidnischen Könige freuten sich ihrer Menge und sprachen: „Käme Rother, er würde in dem Meere ertränkt oder sonst wie schimpflich umgebracht, und würde Widold darob zornig.“ Da sprach die edle Königin: „Sendete ihn unser Gott unter Euch Uebermüthige, er würgte den einen oder den andern, daß er es in sieben Nächten nicht verschmerzen könnte.“ Rother saß nieder auf den Fußschemel. Er nahm einen goldenen Ringerring und gab ihn der jungen Königin; daran stand in Buchstaben der Name des reichen Königes. Als die Frau diese las und daraus erkannte, daß Rother im Saale war, da lachte die gute und sagte es ihrer Mutter, daß ihnen von Bari her der edele König gekommen wäre. Diese Lachen sah Constantin: „Nun wohl dir, traute Tochter,“ sprach er. Da sprach die herrliche Frau: „Daß ich je bei dir trauerte, das reuet mich sehr; ich thue es nie wieder!“ Da sprach der König Imelot: „Frau, Ihr lüget ohne Noth! Ich wähne, Euer Lachen bringe uns Herzeleid, wenn es

zum Ende kommt, und Händeringen. Nun wollen wir uns wohl hüten. In dem Saale hier sind beide Epäher des Königes von Bari. Wer mir's nicht glaubt, dem erlaube ich mein Haupt."

Da sprach der Sohn Imelotes, der König Basilistum: "Ich sah einen guten Fingerring, den gab deine Tochter, Constantin, der alten Königin: wahrlich, Nothher ist hier im Saale, des sollst du gewiß sein." Da sprach der König Constantin: "Nun, ich heiße Schau halten über alle, die hier im Saale sind; ist Nothher darunter, den haben wir bald entdeckt. Wollte er aber hervor gehn, das wäre ihm Ehre, bevor wir so lästerlich den reichen König suchen wie einen flüchtigen Dieb. Wahrlich, es geziemt ihm auch nicht."

Nothher der reiche berieth sich ernstlich. Da sprach der Herzog von Meran: "Wir sollen hervor gehn!" Da huben sich die Herren unter dem Tische hervor. Nothher trat hervor und sprach: "Ich bin sicherlich hier, mich schaue wer da wolle!" Alle die reichen Könige droheten ihm an das Leben: das büßte seitdem mancher von ihnen. Da sprach der Sohn Imelots, der König Basilistum: "Du siengest meinen Vater, das geht dir an deinen Leib. Du mußt verloren sein und sterben, wie du selber es willst." "Auf Treue, sprach Constantin, er soll übel sterben!" Da sprach der reiche König sehr weise: "Und wäre mir das Leben lieb, ich möchte es doch nicht erhalten. Siehst du jenes Gebirge dort vor dem schönen Walde? dort will ich hängen! Nun gebeut deinen Mannen, daß sie dir dazu helfen. Du sollst mir den Tod selber geben! Es ist in meinem Lande Recht, sprach Nothher, was einem Fürsten geschehe, daß es der andere ansehe. Sie alle kommen dahin und hängen mich in dem Schalle."

Das ward aus List gesprochen; er hatte sich wohl gerächt. Wo er sich hängen bat, da nahebei lag sein Heer. Er bezeichnete die Stätte, wo der Riese Asprian lag.

Imelot hieß die Könige von wüsten Babylon Nothern fassen; er wollte ihn selber hängen. "Auf Treue, sprach Constantin, dabei bin ich dein Helfer. Jener Alte mit dem Barte, der mühet die Leute sehr mit Heersfahrten über Land: nun hängen wir sie alle zusammen,

so erfahren die Römer nimmer mehr, wohin sie gekommen seien.“ Darauf ward Rother gebunden von den Mannen Imelots. Sehr trauerte die junge Königin, so daß ihr die Sinne schwanben. Wehklagen und Weinen erhuben die Frauen vor großem Herzeleid; Niemand brauchte da zu fragen weshalb. Weib und Mann klagte da sehr.

Nun das ist gut, sagte Rüngold, das gebührt dem frechen Jungfraunräuber, der seine Majestät den Kaiser Constantin so schwer zu kränken und so schändlich zu behandeln wagte. Jetzt ist es mit ihm und seinen Spießgesellen aus; aber bei dem Hängen will ich nicht zugegen sein. Damit erhob sie sich und schritt zur Thüre hinaus. Alle lachten, als sie hinaus war; der Hauptmann Künrich aber meinte, das Fräulein fürchte vielleicht nur, beunruhigende Träume zu haben, und darum hätte sie Anlaß genommen, sich zu entfernen. Er glaube nicht, daß es wirklich zum Hängen komme, sei aber doch begierig zu vernehmen, wie sich Rother befreien werde. Er habe thöricht gehandelt, sich binden zu lassen. „Ich hätte drein geschlagen hier im Saale, wo sie doch ungerüstet waren.“

Die Sage verfährt nun aber einmal anders, und wir müssen ihr schon ihren Willen lassen, sagte Trugard. Allein bevor wir weiter gehn, habe ich eine Frage zu thun. Was ist unter der goldenen Budel zu verstehn, die Berchthar im Schilde führt? Das ist doch kein Schildzeichen?“

Nein, antwortete Wilmar; die Budel war der erhabene, halbrunde Erzbeschlagn in der Mitte des Schildes, der diesen so legentlich im Gedränge zur Trugwaffe machte. Sie wird häufig als reich geschmückt, mit Edelsteinen besetzt geschildert, die gleich nachher genannten Rothgestalten aber, um Ihnen die Frage zu ersparen, sind Rothhelfer, Helfer im Kampfe.

Warum aber läßt Berchthar sich und Liupolde die Schwerter durch Erwin nachtragen, fragte Berta. Ich meine, die tragen die Reden selbst.

Nicht immer, sagte der alte Graf; die Fürsten hatten ihre

Waffenträger, die bei Gelegenheiten, wo Gepränge sein sollte, ihnen Schild und Schwert trugen.

Aber hat der Sohn Zmelots einen sonderbaren Namen! fuhr Berta fort; man denkt dabei immer an den greulichen Basilisk, der der Sage nach aus dem Ei eines hundertjährigen Hahnes entstehen soll.

Das Wort wird wohl verderbt sein, antwortete Gaspinger. Basiliskion wäre Königlein; Basaniskion aber ein kleiner Genter, kleiner Follertknecht.

Da keine Frage weiter gestellt ward, fuhr Gaspinger fort.

XVIII.

Weithin erscholl die Kunde, daß Nothar gehängt würde. Von nahe und ferne liefen die Leute herbei; groß war ihr Schall. Da hatte zu Constantinopel der Graf Arnold mit den tausend Marken, die ihm einst Nothar gab, emsig geworben. Zwölfhundert Schilde brachte er zu der Versammlung und er bat die Herren alle, daß sie den König Nothar aus den Banden lösten. Da legten die Recken Stahlgewand an, eine herrliche Schaar. Zwölfhundert waren kampfbereit, sie wollten alle sterben oder Nothern befreien. Da führte Zmelots Sohn Nothern herbei und wollte ihn hängen. Groß war das Geschrei, als sie ihn aus der Stadt führten. Wohl hunderttausend Balwen (Gumanen) ritten zu dem Galgen und ebensoviel Heiden. Das war den Recken Arnolds Leid, sie trabten ihnen eilig nach aus der Stadt.

Die Heiden begannen dem Orte zu nahen, wo man ihn hängen sollte. Da riefen sie allenthalben: „Nun richtet den Galgen auf!“ Da griffen die Recken die Heiden an und schlugen ihrer eine große Menge. Die Heiden und die Balwen wichen von dem Galgen aus Noth. Da lag mancher Held erschlagen. Arnold gab da das Heerzeichen (die Fahne) aus der Hand und zog ein Schwert, das hieß Mal. Kein Stahl war so hart und so fest, das er nicht brechen mußte. So sandten sechs Könige den Tod von seiner Hand. An wen er immer kam, dem that er das Gleiche, bis

er ihnen Rothern, Berchthern und Liupolden, die sie da hängen wollten, entriß.

Als Rother sah, daß Arnold bei ihm war, da rief der König: „Nun schneide, kühner Held, mir die Bande von meiner Hand. Blase ich mein Horn, so trifft ihrer noch weit mehr der Tod, denn dann kommt Asprian.“ Wie froh waren alle, als sie das vernahmen! Laut erscholl da das Horn über Berg und Thal. Laut rief da Asprian: „Mein Herr ist, weiß Gott, bestanden! Wohl auf! Wolfrat, dein Nefse ist in Noth. Nun will ich Rothers geschweigen, wird uns Liupold erschlagen, der muß uns immer reuen: er ist eine Grundfeste aller Treue.“ Widold eilte rasch aus dem Walde zugleich mit Asprian. Die beiden furchtbaren Riesen liefen über Orien und Gras, und mancher gute Knecht folgte ihnen. Der Tengelinger brachte ein schönes Heer aus dem Walde, Rothers Mannen. Da eilte mancher Held wohlgewaffnet über das Land. Das Getöse wuchs allenthalben: so lösten sie mit Streit die Herren von dem Galgen. Grimmig stürzten daher Asprian und Widold. Fernhin leuchtete das Gold von dem Rande ihres Schildes. Imelot erkannte da Rothers List und wollte entrinnen. Rother gieng ihnen entgegen und sprach: „Bernimm, kühner Held! Die dort vor Liupolde halten, denen sollt ihr nicht schaden; jene Herren haben mir zu großen Ehren geholfen.“ Die Riesen sprangen in den Kampf, groß ward da der Fall des Heeres. Der Held Asprian erschlug alles, was ihm vor die Hand kam. Er hatte Freude am Streite und dachte nicht an die Flucht. Auch Widold schlug drein bis ihm die Stange zerbrach. Da zog der grimelige Mann ein furchtbares Schwert: da lagen auf den Todten die edlen Rosse zu Stücken verhauen. Das Blut floss von den Wunden, wo Wolfrat, der gute Held, zum Streite kam, und andere Mannen Rothers. Die Kühnen verrichteten Wunderthaten mit ihren Händen. Wo einer Wehe rief, da sprang Widold auf ihn zu und trat ihm auf den Mund; der ward nimmer mehr heil. Alle fanden hier ihren Endetag. Niemand genas da außer Imelot, den man seiner Strafe ziehen ließ, daß er daheim sagte, wer ihm das Volk erschlagen hätte.

XIX.

Constantin der reiche fürchtete sich schrecklich. Er sprach zur Königin: „O weh! traute Frau, daß ich je das Leben gewann! Mich erschlagen die Mannen Nothers! Nun dauert mich mein Benehmen. Wie thöricht war ich, daß ich ihm sein Weib nahm! Daran that ich übel und es war auch ganz ohne Grund, denn er hatte mir wohl gedient. Dafür wollte ich dem Gewaltigen sehr bösslich mit dem Galgen lohnen. Es begegnet allenthalben: die Grube hatte ich gegraben, ich muß selbst hinein fahren!“ Da sprach die gute Königin: „Warum fürchtest du, Constantin? Dir helfen ja die Könige von wüsten Babylonien, daß du Nothern hängest: vielleicht fängst du ihn noch!“ Constantin saß in Gedanken, wie er sein Leben erhalten möchte vor Nothers Gästen; da fand er den besten Rath: seine Tochter hieß er reichgeschmückt hervorgehn. Da zierten sich Maid und Weib mit Fleiß. Vor den reichen König giengen achtzig schöne Frauen sittiglich unter goldenen Kronen.

Da saß die Tochter Constantins auf eine seidene Satteldecke. Der König ritt ohne Mannen unter den schönen Frauen. Ihm zur Seite ritt die Königin und seine schöne Tochter. Wie klangen die Zäume als die Frauen aus der Burg ritten! Da leuchtete Nothers Weib von den anderen Frauen über das Land hin wie ein strahlender Diamant.

Das ersah Erwin. Er sprach zu seinem Herren: „Da kommt dein leider Schwäher! Empfang ihn wohl und gebetke deiner Ehren, wie es in alten Zeiten die Herren thaten.“ Nother der reiche sprach freundlich: „Run herbei, ihr Helden vom römischen Lande um meinethwillen und empfanget Constantin!“ Da gieng der Herzog von Meran der herrlichen Frau entgegen; Ruipold aber und Erwin empfingen die alte Königin. Nother küßte sein Weib, sie war ihm lieb wie sein Leben. Auch die Königin küßte er und hieß sie willkommen sein, Wolfrat aber nahm Constantinen bei der Hand. Da diesen Widold erblickte, sprach er sehr übel über ihn. Er biß in die Stange, daß die Feuerfunken dicht daraus fuhren. Grimmige Blicke warf der kühne Mann: da mochte Niemand zu

ihm gehn. Wie deutlich sah da die Königin, daß Widold ungesittet war. Zu Constantin dem reichen sprach sie züchtiglich; „Du sollst vor Rother stehn: sieh, dort steht Asprians Mann! Sein Gemüthe ist grimm! Heute gereuet dich deiner Handlung! Run sieh, wie das Kind spielt, daß die Feuerfunken ihm aus der Stange springen. Wenn es nicht des Königes Ehre geböte, du sähest nimmermehr deine Leute noch dein Land. Dich schläge dieser Teufel, läme er von der Kette los. Mit deinem Leben wäre es vorbei!“

Die Königin nahm ihre Tochter: „Rother, edler König, dich ist deine Gemahlin! Die nimm in deine Gewalt, wie du es begehrt, kühner Held!“

Somit wären wir denn mit der volksthümlichen Heldendichtung des ersten Zeitraumes zu Ende, sagte Haspinger; am nächsten Abend, denke ich, werden wir mit den Anfängen der höfischen oder ritterlichen Epik zu beginnen haben. Mir scheint dieß angemessener, als jetzt die geistliche Epik folgen zu lassen und mit der ritterlichen zu beschließen. Ich wünsche nur, daß das Wenige, was das volksthümliche Heldengebüdt dieses Zeitraumes Ihnen zu bieten hatte, Ihrer Beachtung nicht unwürdig gewesen sein möge.

Das haben Sie nicht zu befürchten, sagte Irmgard. Im Gegentheil, jedes andere Volk als das deutsche würde stolz auf solche Dichtungen sein, wenn es sie besäße. Wie gedrängt und kernicht ist nicht wieder die Darstellung in diesem König Rother! Wie gut angelegt und schön ausgeführt sind nicht auch hier die Charaktere, zumal Rother, der alte Herzog von Meran und der hochmüthig feige Constantin. Auch Constantins Gemahlin und Tochter, wie die Gelegenheit machende Jose Herlind, sind mit wenigen, aber scharfen Pinselzügen trefflich gezeichnet. Die Riesen haben neben ihrer Ungeßlichkeit etwas spasshaftes, was freilich den Griechen wenig spasshaft erscheinen mochte. Auch die Begebenheiten, bei denen der Charakter der Handelnden zur Anschauung kommt, sind gut erfunden und wohl berechnet. Kurz, ich wüßte nichts an diesem Gedichte auszusetzen.

Aber ich, sagte Verta. Mir will es gar nicht gefallen, daß Constantins Tochter namenlos ist; kein neuerer Dichter würde diesen Fehler begangen haben.

Da haben Sie freilich recht, antwortete ihr Baron Wilmar. Allein ich möchte fast wetten, daß vom byzantinischen Kaiser Constantin in einer älteren Gestalt dieser Sage überhaupt keine Rede war, sondern daß dieser irgend einen andern König vertritt, dessen Tochter dann wohl auch ihren Namen gehabt hat. Aber dieser Name mochte nicht zum Namen Constantin passen, und so blieb die Jungfrau namenlos. Der deutsche Name der Jose, Herlind, erschien weniger bedenklich.

Ihre Wette würden Sie ohne Zweifel gewinnen, sagte Graf Huno. Denn wenn ich mich nicht sehr täusche, so enthält die nordische Willinasage vom fünfundvierzigsten Kapitel an unsere Sage.

Ei, bitte, sagte Verta, erzählen Sie uns doch die Sage nach dieser Quelle. Ich bin überzeugt, Sie bewahren sie in treuem Gedächtnisse.

Nun denn, so hören Sie, sagte Huno: Der nordische König Wilkin, Wielands Großvater, hatte nach langen Kämpfen mit dem Reußenkönige Hertnit dessen Burgen Smolensk, Polocz und Kiew und zuletzt auch die Hauptstadt Holmgard erobert und ihn so mit seinem Reiche zinsbar gemacht. Als der Tod ihm nahte, ernannte er seinen Sohn Nordian zu seinem Nachfolger, und gegen diesen erneute Hertnit den Kampf. Er besiegte ihn, unterwarf sich ganz Willkenland, ließ aber dem Nordian die Statthaltertschaft von Seeland.

Hertnit hatte mit seiner Gattin zwei Söhne, Oserich und Baldemar, und daneben einen Bastard Ilias. Vor seinem Tode theilte er sein Reich: Oserich erhielt Willkenland, Baldemar Reußen und Polen, Ilias Griechenland. Da starb auch Nordian, dessen vier Riesenöhne Aspilian, Adventrod, Etger und Widolf Oserich Treue schwören ließ, dem Aspilian aber des Vaters Herrschaft gab.

Ei, hier hätten wir ja schon die uns wohlbekannten Riesen Asprian und Widold mit einer nur kleinen Aenderung ihrer Namen,

sagte Berta, und noch zwei neubenannte dazu. Aber ich bitte, fahren Sie fort.

Aventrob und Etger werden in andern Sagen schon genannt, wenn auch nicht im Rother, welches Gedicht auch, wie Sie hörten, von der Bruderschaft zwischen Asprian und Widold nichts weiß, sondern nur ein Dienstverhältniß Widolds kennt. Doch weiter. Widold war so groß, daß seine Brüder ihm nur bis an die Schulter reichten, und hatte mehr Stärke als zwei von ihnen. Dabei war er wild von Gemüth und schonte weder Menschen noch Thiere. So kam es, daß Aspilian ihm eine Eisenkette an Hals und Füße legen ließ, von welcher er nur zum Kampfe entlassen ward. Seine dicke Eisenstange mußten ihm Aventrob und Etger immer nachtragen, davon hieß er Widold mit der Stange. Auch Etger führte einen so schweren eisernen Beer, daß ihn zwölf Männer kaum heben konnten.

Damals herrschte Melias über Heunenland, der gewaltigste und stolzeste König. Er hatte eine Tochter, Oda, die schönste aller Jungfrauen, um welche schon viele mächtige Könige geworben hatten; er aber hielt sie so hoch, daß er sie allen versagte. Das vernahm Oserich und sandte zwölf Ritter mit Werbung um Oda, drohte aber zugleich auch mit Gewalt. Melias wies die Werbung stolz zurück und warf die Boten in's Gefängniß, um dort ihres Herrn zu warten. Oserich wollte den Schimpf rächen und berieth sich mit seinen Mannen. Sie riefen zuvor durch eine neue Gesandtschaft die Werbung zu wiederholen, und Oserich sandte nun seines Bruders Ilias Söhne, Osd und Hertnit, die vornehmsten seiner Helden, mit reichen Geschenken, zweien goldenen Bechern, einem Purpurkleide und einem seidenen Zelte, die Werbung zu wiederholen; Melias aber wollte für diese Geschenke ihm nur eine Dienstmagd senden und legte auch diese Boten in Eisen.

Nun rüstete sich Oserich zur Rache und ließ auch die vier Riesenbrüder von Seeland kommen. Etger und Aventrob führten Widolfsen an der Kette und trugen seine Stange. Oserich aber nannte sich Dietrich und ließ sein Heer friedlich ziehen. So kam er nach Heunenland, bezeugte sich leutselig und milde und bezahlte

reichlich Speise und Trank. Er zog vor Walzburg, Melias Hauptstadt, und bot ihm seine und seines Heeres Dienste an. Alle rühmten ihn, Melias aber, mißtrauisch, schwieg dazu. Da beriethen sich die Bürger und öffneten Oserich die Thore. Dieser ließ die Niesen vor dem Königszaale bleiben und gieng mit Gefolge hinein. Er trat vor den Hochsitz des Königes und nannte sich Dietrich, einen Herzogen von Wilkenland, den Oserich vertrieben habe, und bot fußfällig seine Dienste an. Melias rieth ihm heimzukehren und sich mit seinem Herren zu versöhnen. Oserich wiederholte Fußfall und Erbot, Melias aber äußerte ihm seinen Verdacht. Da schalt Oda ihren Vater, daß er sie einem Könige versage, dessen Vertriebener hier wohl alles mit Gewalt nehmen könne. Melias blieb hartnädig und nahm Oserichen nicht auf.

Als die Niesen dieß hörten, ward Wibolf so grimmig, daß er sogleich den König erschlagen wollte; die Brüder hielten ihn aber zurück: da stampfte er beide Füße bis an die Knöchel in den Boden und schrie seinem Herren zu, die Braut mit Gewalt zu nehmen und alles mit Feuer und Schwert zu vertilgen. Oserich ließ ihn aber mit starken Ketten um Hände und Füße an die Burgmauer binden und that zum dritten Male Fußfall und Bitte um Aufnahme. Troßdem hieß ihn Melias von dannen ziehen und drohte ihn mit Gewalt zu vertreiben.

Da trat Aspilian zornig in den Saal und schlug den König Melias mit der Faust an das Ohr, daß er niederstürzte. Oserich sprang auf und zog sein Schwert und alle andern mit ihm. Als Wibolf dieß gewahrte, sprengte er alle Ketten, ergriff seine Stange und erschlug alles, was ihm vorkam. Er rief nach Pertnit, welcher im Gefängniß ihn hörte; ein Ritter Hermann sprengte die Thür, die Gefangenen zerrissen die Fesseln, sprangen hervor und schlugen alles nieder.

Nach dem Siege ward Oda mit aller Beute zu Oserich gebracht, welcher sie nun seinem Herren zuführen wollte. Er setzte sie auf sein Knie und zog ihr einen silbernen Schuh an, welcher ihr gut paßte; dann zog er ihr einen goldenen an, welcher ihr noch viel besser paßte. Da wünschte sie laut, daß sie einst noch

ebenso auf Oserichs Thron geschmückt werde, und Dietrich gab sich ihr nun zu erkennen. Sie war ihm hold und er vermählte sich mit ihr und versöhnte sich mit Melias. Dieser beschied der Tochter die Hälfte seines Reiches, Oserich aber nahm es nicht an, so lange Melias lebte, und führte seine Gemahlin heim. Sie gebar ihm eine Tochter, Helle, welche die anmuthigste und adeligste aller Jungfrauen ward und sich später mit Egeln vermählte.

Hier haben Sie also eine ältere, zum wenigsten reinere Gestalt der Sage, wenn auch die nordische Willinasage nach deutschen Gedichten und Erzählungen deutscher Männer, namentlich aus Bremen und Münster, erst am Ende des dreizehnten Jahrhunderts zusammengeschrieben ward. Hier sind alle Namen deutsch bis auf Melias und Ilias, und auch diesen könnte ein altsächsisches Melja und Ilja, hochdeutsch Meljo, Ilio, Ilo zu Grunde liegen; man erwäge das gräcisirte Alphilas = deutsch Wulfila. Hier erhalten Sie auch den Namen der Jungfrau Oda, hochdeutsch Uota. Manches ist hier anders gewendet als im deutschen Gedichte, z. B. das Schuhanziehen, ein uraltes Sinnbild der Aufnahme in ein Geschlecht. Anderes fehlt hier ganz, wie die Mutter der Jungfrau und die Jose Herlind, die im Gedichte Beide in die Begebenheiten bedeutend eingreifen.

Aber es ist heute wiederum spät geworden, und so, denke ich, schließen wir, um uns morgen Abend unter dem Vorstehe meines Vaters zu versammeln.

Siebenter Abend.

Die Gesellschaft war am gewohnten Orte versammelt, aber die Sitzung fand erst am andernächsten Abende statt, denn am Morgen nach der letzten Versammlung war ein Ereigniß eingetreten, welches die ganze Burgbewohnerschaft in nicht geringe Verwunderung versetzte. Es war dieß nichts Geringeres als ein feierliches Verlöbniß des Hauptmanns Rünrich von Stoffeln mit dem Hoffräulein Rüngold von Herblingen. Die Sache war aber so zugegangen.

Am letzten Sitzungsabende hatte, wie Allen wohl noch in der Erinnerung haften wird, das Hoffräulein die Sitzung vor dem Schlusse derselben verlassen, angeblich weil sie das Ende der Begebenheit nun voraus wisse, und weil sie die Behandlung Constantins beleidige. Der wahre Grund aber war, weil sie beschloßen hatte, in dieser Nacht die Wirksamkeit des von ihr in einer früheren Sitzung aufgezeichneten Zauberspruches zu erproben. Sie hatte sich zu diesem Zwecke einen Todtenkopf verschafft, aber keinen natürlichen, denn davor hätte sie sich gefürchtet, sondern nur einen gemalten, eine frühere Arbeit des jungen Grafen Huno, die in einem nur selten betretenen Gange der Burg längst vergessen und bestäubt hieng. Jetzt lehnte das Bild auf ihrem schwarzbedeckten Arbeitstische an der Wand ihres Zimmers und vor demselben brannten drei Wachskerzen. Als sie die Sitzung verließ, schlug die Uhr auf dem Burgturme gerade zehn Uhr, um elf Uhr hatten sich auch alle anderen auf ihre Zimmer zurückgezogen. Rüngold hatte, nachdem sie ihr Kammermädchen zu Bette geschickt,

ein schneeweißes Gewand angelegt und ihr Haupthaar gelöst, so daß es lang den Rücken hinabfiel. So schritt sie unter mancher Erschütterung im Zimmer auf und ab, bis die Glocke zwölf Uhr schlug; da begann sie ihre Beschwörungsformel laut herzusagen, und zwar dreimal mit immer steigender und lauter werdender Stimme. Der Baron Wilmar war es, den sie herbeibeschwören wollte. Einmal hätte sie sich als reiche Freifrau von Hausen gar nicht übel gefallen; dann aber, wenn dieses Ziel nicht erreichbar sein sollte, glaubte sie doch das von ihr vorausgesetzte ihr verhasste Verhältniß zwischen Wilmar und Irmgard für immer vernichten zu können. Daß der Zauberspruch wirksam sein werde, davon war sie überzeugt, fest überzeugt; denn wie wären sonst solche Sprüche aufgezeichnet und erhalten worden? Sie wollte also, wenn Wilmar, durch den Zauberspruch genöthigt, erschien, in Ohnmacht fallen; rief dann Wilmar Hülfe herbei, was sie als sicher erwartete, so wollte sie vor aller Angesichte ihn des gewaltsamen Eindringens in ihr Zimmer bei nächtlicher Weile beschuldigen und zur Genugthuung selbstverständlich seine Hand fordern. Dieß war der Plan des Hofsfräuleins, aber es kam ganz anders. Der Hauptmann von Stoffeln hatte sich bereits, nachdem er noch nach seiner Zurrückkunft auf sein Zimmer, das nicht weit von dem des Hofsfräuleins entfernt lag, eine Pfeife Tabak geraucht hatte, wie er stets zu thun pflegte, entkleidet, und gieng, nur noch die Unterhosen tragend, eben auf sein Bette zu, als er die heftige Stimme des Hofsfräuleins vernahm. Er glaubte demnach sie in heftigem Zanke mit ihrer Jose, und es kam ihm zu Sinne, daß die Jose vielleicht, der langen Mißhandlungen müde, das Vergeltungsrecht ausüben könne. Er wollte dem Fräulein beispringen und, ohne an seine mangelhafte Bekleidung zu denken, eilte er nach dem Zimmer des Hofsfräuleins, öffnete die Thüre, die nicht verschlossen war, und steckte den Kopf hinein. Rüngold, den Hauptmann für Wilmar haltend, sank, wie sie sich vorgenommen, mit einem gellenden Schrei, der die ganze Burg durchdröhte, zu Boden, und der Hauptmann ließ, sich und alles vergessend, nicht minder laut seinen Hülferuf erschallen. Dann trat er in das Zimmer, die am Boden

liegende aufzuheben. Während dieser Beschäftigung erschienen der alte Graf, Irmgard, Berta, die Frau von Teufenstein und zuletzt auch die Jose des Hoffräuleins, alle bestürzt und höchlich staunend über den sich ihren Augen darbietenden Anblick. Jetzt kam auch Künigold wieder zu sich, und die ganze Lage der Sache überschauend und ihre Vernichtung erkennend, ergriff sie den einzigen Rettungsanker und beschuldigte den armen Hauptmann eines frevelhaften Angriffs auf ihre wohl bewachte Tugend. Der alte Graf donnerte den unglücklichen Künrich, gegen den alles sprach, höchst zornig an und bestand auf der einzig möglichen Genugthuung. Irmgard und Berta entfernten sich sofort, der Hauptmann aber, ganz verblüfft, erklärte sich zu allem bereit, was der Graf fordere. So trennte sich jetzt die unfreiwillige Gesellschaft, am nächsten Morgen aber fand das Verlöbniß zwischen dem Hauptmann und dem Hoffräulein statt. Der unglückliche Bräutigam gelobte sich jedoch fest, nie mehr bei Nacht einer Dame zu Hülfe zu eilen und sich so zu benehmen, daß das Hoffräulein vielleicht selbst das Verhältniß zu lösen sich entschließe. Ob dieß ihm gelungen sei, das wird die Folgezeit lehren. Für jetzt hatte er so viel wenigstens erlangt, daß er in einem weit entfernten Flügel der Burg seine Gemächer angewiesen bekam.

Am Tage der Verlobung hatte man begreiflich die Abend-sitzung ausgesetzt; aber den Abend darauf kam man wieder zusammen, weil man hoffte, die alte Ruhe dadurch am leichtesten wieder herzustellen, schon weil auf diese Weise anderweitiger Stoff zur Unterhaltung den Tag über dargeboten ward.

So war man jetzt wieder versammelt. Künrich und Künigold saßen zwar neben einander, aber weit mehr den beiden zusammengepöckelten, einander widerstrebenden Hunden auf dem bekannten Kupferstiche Hogarths ähnlich, als einem beglückten Brautpaare.

Der alte Graf, der heute zum erstenmale den Vorsitz hatte, begann:

Die höfische oder die ritterliche Heldendichtung unterscheidet sich von der volksthümlichen zunächst dadurch, daß sie ihre Stoffe nicht aus heimischen Quellen schöpft, sondern aus der Fremde

herholt. In Folge davon legt sie auch das Hauptgewicht nicht auf die behandelten Gegenstände, sondern auf die Art und Weise der Behandlung. Die Schönheit der Form ist ihr Hauptsache, nicht die Größe des Gegenstandes. Ja, sie versucht sich oft am unscheinbarsten Inhalte am liebsten, um die Lust zu haben, selbst das Unbedeutende, Unscheinbare im Zauber der Darstellung als höchst bedeutend glänzen zu lassen. Es kam ihr vor allem auf Verherrlichung des Ritterstandes als solchen an, und zu diesem Zwecke war freilich die einheimische Heldensage ein sehr ungeeigneter Stoff. Alle Tiefe des Gefühles, alle Gewalt der Leidenschaft wird sorgfältig fern gehalten; äußere Zierlichkeit und Anmuth sollen dafür Ersatz leisten, und nicht selten müssen sie sogar innere Noth und Gemeinheit decken. Die ältesten Versuche rühren ohne Zweifel von Geistlichen her und die ersten schließen sich der Form nach noch an das volksthümliche Epos an. Später gab man die strophische Form auf, da die Gedichte schlechtweg zum Vorlesen bestimmt wurden. Es war dieß der Fall in Deutschland wie in Frankreich, dessen ritterliche Heldengebichte bald mehr bald minder umgestaltende Bearbeitung in Deutschland fanden, wie denn der französische Ritterstand in Allem Muster und Vorbild des deutschen war. Die eigentliche Blüthezeit des höfischen Epos ist das dreizehnte Jahrhundert; in die Uebergangsperiode, d. h. in das zwölfte Jahrhundert, gehören nur zwei Dichtungen: Tarquinius und Collatinus, von einem unbekannten Dichter, Alexander der Große vom Pfaffen Lamprecht, da sie beide noch ursprünglich strophisch sind, die gleiche sechszeilige Strophe haben. Rolands Tod, vom Pfaffen Kunrad; Tristan und Isolde, von Eilhard von Hoberge, und die Aeneide Heinrichs von Veldeke werden, obwohl sie noch in den letzten Jahrzehnten des zwölften Jahrhunderts gedichtet wurden, da sie nie strophisch waren, doch besser erst bei der ritterlichen Epik des dreizehnten Jahrhunderts besprochen, zu der sie nach Inhalt, Haltung und Form bei weitem näher stehn. Zunächst will ich meine verehrten Gäste mit Tarquinius und Collatinus bekannt machen, nämlich diejenigen unter ihnen, die damit noch nicht bekannt sein dürften.

Die Vertreibung der Tarquinier und die Gründung des weltrobernden Freistaates wäre allerdings ein für die Epik höchst geeigneter Gegenstand. Ultrömische Gedichte darüber waren sicher im Alterthume vorhanden; denn was die römische Geschichte darüber uns bietet, ist solchen Gedichten ohne Zweifel entnommen. Daß aber seit der Gründung der neuen Monarchie durch Augustus kein Dichter den Sturz der alten besingen wollte und konnte, das begreift sich leicht. Nun aber hören Sie, was unser namenloser Dichter aus seinem Gegenstande gemacht hat. Sein Gedicht ward in die Kaiserchronik aufgenommen gleich dem Adelger von Baiern, womit uns früher Freund Haspinger bekannt machte.

1. Ein Fürste saß zu Triere,
der hatte große Liebe
zu Tarquin dem Könige.
Beiden ergieng es übel;
er war ein Held viel gemeit:
Trierer thaten ihm sehr großes Leid.
2. Einen Fürsten der Held gut
da zu Triere seit erschlug:
da mußt' er lassen sein Haus.
Er hieß Collatinus.
Er hüllte sich in Stahlgewand,
er floh gen Rom in das reiche Land.
3. Wann Römer ritten aus zum Streit,
so dient' er ihnen alle Zeit,
bis er mit seinem Schwerte
seinen Ruhm so mehrte,
daß ihn die viel schnellen
erwählten sich zum Kampfgesellen.
4. Wo kühne That man wollte thun,
den Herrn berief man stets dazu.
Da fügte es sich also;
der Senat es ihm gebot,
daß eine Frau er nähme
die ihm wohl zu statten käme.

5. Einer Frauen er da bat:
wie geschwind man ihm sie gab!
die war genannt Lucretia,
durch Schönheit allberühmt alda.
Da ward ihm das holde Weib
lieb und theuer wie der eigne Leib.
6. Nicht minder liebt' auch ihn die Frau.
Sie trug die reinste Treu zur Schau
mit Züchten und mit Güthe;
in Demuth schön sie blühte.
Sie liebten beid' einander gleich:
ihr Leben war an aller Wonne reich.
7. Da sagte man die Mähre,
in Amitemnum wäre
gar manche wohl gezogne Frau;
sie böten wunnigliche Schau;
der des würdig wäre
reiner Tugend Glanz da sähe.
8. So sah man ihn zu Zeiten
gen Amitemnum reiten;
es begann ihm zu behagen.
Die Trierer hörten's sagen,
daß oft zu Amitem' er war:
da brachten sie durch Gold ihn in Gefahr.
9. Erschlagen dort ihn sollte man.
Mit Müß er aus der Stadt entrann:
in einer Frauen Kleide
entkam er solchem Leide;
ihm halfen die Gefellen,
so fand man nirgends da den Schnellen.
10. Als nach Rom der Rede kam
voller Zorn und voller Scham,
da klagt' er's dem Senate,
wie man ihn verrathen.
Sie sprachen alle dazu,
wie das die Amiterner dürften thun?
11. Sie läuteten die Schellen:
sie sammelten die Schnellen,

- die Burg sie da besaßen.
 Die Römer sich vermaßen,
 die Burg mühe brennen:
 solch Urtheil thäten sie erkennen.
12. Es sollte kosten Gut und Leib.
 Die Römer hieben da den Streit;
 doch auch die Amiterner
 von Feigheit waren ferne;
 von ihrem alten Rechte
 wollten lassen nicht die Knechte.
13. Sie warfen auf das Stadthor:
 da fanden jezt sie davor
 die besten Weigande,
 die in einem Lande
 erwuchsen immermehr:
 die Römer wahrten wohl ihr' Ehre.
14. Die Fahne trug Collatin
 an den Burggraben hin;
 doch die Helden jungen
 aus der Stadt drungen.
 Da flog Geer wider Geer:
 mancher Held lachte nimmermehr.
15. Mancher Schwertdegen jung
 lag da todt oder wund;
 mancher Helm gespalten lag,
 bis die Nacht vertrieb den Tag;
 die gebot ein Scheiden:
 Gleichen Schaden hatten beide.
16. Eines Tages kam es so,
 daß die Römer wurden froh,
 sie rühmten schöne Frauen,
 die wollten gern sie schauen,
 die so vollkommen wären,
 daß kein Tadel sie beschwere.
17. Da sprach Mancher: „Sonder Spott,
 so mein Leben schütze Gott
 ich hab' also trefflich Weib,
 sie ist lieb mir wie mein Leib,

- sie ist bieder wohl und gut,
wahrlich, sie erfreuet mir den Muth."
18. Da sprach der fremde Mann,
der von Trier her kam:
"So mir Seele und auch Leib,
ich habe das allerbeste Weib,
die da irgend ein Mann
auf römischer Erde je gewann."
19. Der König sich's zu Herzen zog.
"Du vermisest dich zu hoch
und überschreist zu jeder Zeit;
du lobest allzusehr dein Weib;
das meine ist viel besser noch:
mit manchem wadern Mann bezeug ich's doch."
20. Da sprach der Necke wohl bedacht:
"Wie oft schon hat man's vorgebracht,
daß man billig weiche
dem, der Herr im Reiche;
wärest du der König nicht,
mehr noch rühmt' ich sie nach Recht und Pflicht."
21. "Ich biete dir die Wette
hier an dieser Stätte,
beweistest du die Wahrheit,
so ist's wahrlich mir nicht leid;
dann auch zürn' ich nimmer mehr."
Da vertödeten sich beide sehr.
22. Aus dem Lager beide
ritten sich zu Leide,
die genannten Streiter;
Niemand folgte weiter.
Kurze Zeit vor Mitternacht
hatten sie den Weg nach Rom gemacht.
23. Der Trierer klopfte an sein Thor.
Man fragte, wer wohl sei davor.
Da seine Stimme man vernahm,
ward geschwind ihm aufgethan.
Der Frauen kam die Nāhre,
daß der Wirt gekommen wäre.

24. Aus dem Bette rasch sie sprang,
 lief dann schnell den Hof entlang
 „Sei willkommen, lieber Herr,
 um dich war besorgt ich sehr.
 So mir Gott der Treue,
 deine Kunst mich sehr erfreuet!“
25. Collatin sprach Eifers voll:
 „Sprich, was aus mir werden soll?
 keinen Wissen heut ich ah.“
 „Lieb ist, sprach sie, traun, mir das;
 läßt nur Gott mich leben,
 will genug dir Speis' ich geben.“
26. Den Tisch hieh sie richten,
 sie diente da mit Züchten,
 niemals sie nieder saß.
 In zwei reiche Goldsaß
 füllte sie den lautern Wein:
 sie bat den edlen Gast froh zu sein.
27. Als den Trank sie vor trug,
 der Wirth den Becher auf hub,
 den Wein er in's Gesicht ihr goß,
 daß das Kleid er nieder floß.
 Freundlich sie sich neigte:
 der König da ein Lächeln zeigte.
28. In ihr Zimmer eilte
 die Frau, sie nicht weilte,
 sie legte an mit Fleiß
 neue Kleidung, weiß.
 Also wohl gekleidet, frisch,
 gieng sie wieder an der Herren Tisch.
29. Dem Wirth schenkte sie den Wein,
 den Gast bat sie froh sein;
 sie empfing das Goldsaß,
 ihrer Zucht sie nie vergaß,
 daß der Wirt wäre froh
 und des hohen Gastes pflege so.
30. Als sie vom Tische wollten stehn
 und sie zu Bette sollten gehn,

sittig sie sich neigte;
 der König Freude zeigte.
 „Man mag dir, sprach er, Fraue,
 aller Ehren wohl getrauen!“

31. Als die andre Nacht kam,
 zu Königs Hof den Weg man nahm.
 Der Königin kam die Nähre,
 der König kommen wäre:
 „Des soll er haben Undank,
 der Tag war heute doch genug lang!
32. Was hat er gemacht?
 unsanft ich bin erwacht.“
 Die Fraue lag ganz stille,
 sie wollt' um seinetwillen
 nicht von dem Bette kommen;
 das hatte wohl der Gast vernommen.
33. Der König an ihr Bette saß.
 Er sprach: „Frau, wie klagst du das?
 Wir kommen her von ferne
 und äßen noch etwas gerne.“
 „Ich bitte, Herr, bedenke,
 ich bin Truchseß nicht noch Schenke!“
34. Zu des Lagers Stelle
 zurück sie ritten schnelle.
 Da sie den König schauten,
 da fragten ihn die Trauten,
 wer die Wette nun gewann:
 „Ich gönne wohl der Ehren diesem Mann!
35. Wahrlich, ich euch sagen mag
 (so Tarquin der König sprach),
 daß ich weder eh noch seit
 sah so tugendreiches Weib.
 Ihr Gebahren ist so fein,
 sie dürfte traun zu Rome Königin sein.“
36. Kurz darauf sich's fügte so,
 daß Tarquinius ward froh;
 Ritterspiel er halten bat.
 Das Gerücht kam in die Stadt:

da eilten all die Frauen
oben an die Zinnen schauen.

37. Drum ein Waffenstillestand
ward geschlossen allzuhand.
Als so Friede mgn empfeng,
manche schöne Frau da gieng
draußen vor den Thoren
sprechen mit den Rittersn auserkoren.
38. Eine war da wortgewandt,
war Almenia genannt.
„Edler Totila, sie sprach,
du magst gehn in's Fraungemach,
du bist ein Degen kühn und gut,
und trägst immer einen hohen Ruth.
39. Sage mir denn, Held gemeit,
meiner Frage gieb Bescheid,
daß man wahr dich schaue:
Wär's, daß schöne Fraue,
wie's noch wohl sich fügen mag,
dir ihre Minne gäbe diesen Tag;
40. Oder ob du solltest gehn
und so kühnen Mann bestehn,
wie du selber einer bist,
sage mir denn, Held, zu Trist,
was dir lieber würde sein,
wäre, Totila, die Wahl hier dein?“
41. „Schöne Frau Almenia,
sprach der kühne Totila:
ob ich deiner Rede schlicht
recht antworte, weiß ich nicht;
Wahrheit will ich sagen:
tapftrer Mann soll nie verzagen!
42. Wo er mit dem Schwerte wohl
seine Ehre schirmen soll,
soll er nimmer prahlen;
er möcht's mit Leid bezahlen.
Doch der Minne widersteht
Keiner, der auf Erden lebend geht.

43. Ja, wer recht wird inne
 edler Frauen Minne,
 ist er krank, er wird gesund,
 ist er alt, er wird da jung.
 Ich bin ein unerfahrener Mann,
 Andres dir ich nimmer sagen kann."
44. Weiter sprach Almenia:
 „Held, ich will dir klagen da:
 Collatinus, Euer Gast,
 ritt zu uns, und häufig fast.
 Rom damit zu ehren,
 empfiengen wir wohl den Herren.
45. Fern wir hielten ihm den Tod:
 sprich, was uns zu Lohn man bot?
 Sollen wir Hungers sterben,
 oder im Feuer verderben?
 Des wird man Euch schelten:
 Schuldige laßt der Schuld entgelten!"
46. In dem Senate
 Rom ward zu Rathe,
 um der Frauen willen
 diesen Krieg zu stillen;
 doch der schuldigen Bürger drei
 wurden nimmer von der Strafe frei.
47. Die den Schatz empfiengen
 vor die Burg sie hiengen;
 die Mauern sie zerbrachen:
 also sie sich rachen.
 Damit war versöhnt der Zwist:
 heim die Römer lehrten da zur Frist.
48. Tarquin in seinem Bette
 dacht' an seine Bette;
 die Frau begann er schelten:
 sie solle des entgelten.
 Da fragte sie verschlagen,
 worauf man Betten angetragen.
49. Der König that ihr Alles kund,
 worauf dort wettelte sein Mund.

- Die Königin wohl erkannte,
 daß ihr zum Schimpf sich's wandte.
 Gewönn' er ihre Ehre
 nicht wieder, würde froh sie nimmer mehr.
50. Die Frau gerieth in Grimmes Wuth.
 Der König sprach: „Fürwahr, es thut
 dein Zorn dem Herren Unrecht.
 Wie tapfer ist er im Gefecht!
 Sein Weib das ist ein edles Weib:
 was sollt' ich nehmen ihnen ihren Leib?“
51. Die Frau lag sehr dem König an,
 sie drängte mehr und mehr den Mann,
 sie begann zu weinen:
 „Nichts soll uns mehr vereinen!
 Mit unsrer Freundschaft ist es aus:
 Verlassen will ich heute noch dein Haus.“
52. Der König sprach ihr wieder zu:
 „Was willst du, daß ich darum thu?“
 „Willst du befolgen meine List,
 das Weib wird dein in kurzer Frist.“
 da sprach der falsche Mann sofort:
 „Dem Rathe folg' ich gern, des nimm mein Wort.“
53. „So höre, Herr, denn meinen Rath,
 (die Königin ihn schmeichelnd bat):
 wir erwarten still die Frist,
 da Collatinus außen ist,
 dann gehst du des Abends hin;
 nun, König, merke recht meinen Sinn.
54. Wenn die Frau will schlafen gehn,
 so sollst du vor die Thüre stehn;
 um Minne du sie bitte.
 Versagt sie dir mit Sitte,
 so hast du bei dir einen Knecht,
 der dir zu dieser Sache sei gerecht.
55. Den stößt du zu ihr hinein.
 Was wettefst du, das Weib wird dein?
 Du sprichst, du hast gefunden
 bei ihr ihn zu der Stunde

- und willst dem Volk es künden:
du wirst das Weib, ich wette, willig finden."
56. Bald drauß kam die Mähre,
Collatin fern wäre.
Der König ohne Weilen
beschloß da hin zu eilen.
Sie empfing ihn ehrenvoll,
und dient ihm zu Tische wie man soll.
57. Als er vom Tische wollte stehn
und sie zu Bette sollte gehn,
da winkte seinem Knechte
Tarquinius der schlechte;
vor ihres Zimmers Thür er trat,
um ihre Minne er sie bringend bat.
58. Die Frau an ihrem Orte
erschrak der schönen Worte.
„Der Rebe sollst du schweigen,
und wär die Welt dein eigen,
ich nähm' dich nicht für meinen Mann:
sonst bien' ich immer, Herr, dir, wie ich kann.“
59. Der König that, als man ihn hieß,
den Knecht er in das Zimmer stieß;
er schwur, er mach es flugs bekannt
dem Volk, daß hier den Knecht er fand
bei ihr zur Nacht im Zimmer:
„So ergeht es dir noch schlimmer.
60. Bist du so überführt der Schuld,
dann baue nicht auf Eines Guld;
im Urtheil man sich einigt,
daß man flugs dich steinigt.“
Die Frau erbehte vor dem Tod:
sie sprach: „So muß ichs leiden durch Noth.“
61. So hatt' er seinen Willen.
Dahrim darauf im Stillen
macht' er es kund der Königin,
was hier ihm ward für ein Gewinn.
Die Frau da sprach: „Ich danke dir,
du hast damit wohl gedienet mir.“

62. Die gute Frau Lucretia
 die bedachte sich da,
 sie besandte schiere
 her den Held von Triere;
 ob er sie lebend wollte
 sehn, daß schnell er kommen sollte.
63. Da die Botschaft er vernahm,
 schnell nach Haus' er da wohl kam.
 Züchtiglich sie ihn empfieng,
 freundlich sie ihn dann umfieng:
 „Willkommen! lieber Herr,
 eine Bitte kündet' ich dir gerne.
64. Laß mich ein Gastmal machen,
 ich thu's nicht ohne Sache,
 bei deiner Tugend bitt' ich dich
 lieber Freund gewähre mich.
 Meine Sippen will ich laden:
 dazu soll ich deinen Urlaub haben.“
65. „Was du willst, o Frau, das thu!
 warum ruffst du mich dazu?
 Du möchtest wohl es sonder Wahn
 haben ohne mich gethan.“
 Sie sprach: „Nein, o Herr, o nein!
 Du vor allen mußt zugegen sein!“
66. Die Frau ihr Gastgebot erließ:
 zu kommen Jedermann verhiess.
 An dem bestimmten Tage
 kamen Freund und Rache;
 ihrer kamen wahrlich viel:
 sie kamen leider z'einem bösen Spiel!
67. Da sich freute Jedermann,
 da hub die Frau zu schenken an
 mit lachenden Augen;
 was sollt' auch Harm ihr taugen?
 Die Frau da lobte mancher Mann:
 den Ausgang ahnte keiner, den's gewann.
68. Als man nun das Wasser nahm
 und die Tische trug von dann,

die Römer sie mit Thränen
bat, daß sie sie vernähmen;
sie sagte ihnen allen,
wie es ihr da war ergangen.

69. Als sie gesprochen was sie sprach,
ein Messer durch ihr Herz sie stach.
Zu Boden sank sie nieder todt.
Da hub sich Klag' und große Noth,
da weinte Knecht und Ritter:
dem Wirte lam ein Leid so bitter.

70. Nicht ein Wörlein er da sprach:
aus des Hauptes Haut er brach
in viel großem Leid das Haar.
Nach dem Schwerte griff er dar,
hätte man's nicht unterbrochen,
er hätte selber sich erstochen.

71. „O weh mir unglücksel'gem Mann,
daß ich dein Kunde je gewann!
o läge hier für dich ich todt,
daß nie gesehen ich diese Noth.
Ob man mir gäbe all die Welt,
es wäre nimmer mir für dich Entgelt.

72. O weh mir armen armen Mann,
daß ich zu Rom je Haus gewann!
wär' ich doch zu Triere,
daß ich den Leib verlore,
so wär' ich aus den Sorgen,
die noch vor mir sind verbergen.“

73. Flugs in die Stadt die Kunde lam;
groß war das Leid, da man's vernahm.
In dem Senate
wurden sie zu Rathe,
daß Tarquinius nimmermehr
ihr König würde noch ihr Herr.

74. So stund es denn nicht lange,
Tarquinius wich dem Drange:
er mußte fliehen aus der Stadt.
Collatin gewahr des ward:

da nahm er häuerlich Gewand
und eilte stracks ihm nach in das Land.

75. Als er den König recht ersah,
das Wort er bei sich selber sprach:
„O weh mir meines Weibes!
o weh dir deines Leibes!
Und was ich soll erwerben,
du mußt darum jezt ersterben!“

76. Das Noth nahm er mit den Sporn,
grimmig rächte er seinen Zorn;
mit Grimme hub er sich nun dar,
daß des Niemand ward gewahr:
ein Messer er durch ihn stach,
daß er nimmermehr ein Wortlein sprach.

77. Nieder fiel der König todt.
Die Seinen hatten große Noth:
zum Könige eilte Jedermann
so daß Collatin entrann.
Der Rede floh in fernes Land:
Zu Rome man ihn seitdem nimmer fand.

Ja, sagte Gräfin Irmgard, als der Graf geendigt hatte, in diesem Gedichte waltet allerdings ein anderer Geist als in denen der deutschen Heldensage. Dennoch schließt es sich an diese auch wiederum dadurch an, daß nur eine einfache Familiengeschichte gegeben wird, die weltgeschichtliche Bedeutsamkeit der Vertreibung der Tarquinier aus Rom und die Umgestaltung des Königthums in einen Freistaat aber gänzlich übergangen wird. Hier wäre Stoff zu einem großen, umfangreichen Heldenepos mit den mannigfaltigsten Charakteren der Handelnden. Schade, daß nicht ein Dichter sich dessen bemächtigt hat. Freilich, daß zur Zeit des Augustus kein Hofdichter den Sturz des alten Königthums besingen wollte oder konnte, das begreift sich; hatte doch Octavianus eine neue Alleinherrschaft gegründet, und unter solchen Umständen hätte ein solches Gedicht wohl staatsgefährlich erscheinen können. Aber warum hat kein mittelalterlicher Dichter diesen dankbaren Stoff

ergreifen, wenn man doch einmal die alten heimischen Heldensagen aufgeben wollte?

Eben weil keiner die Dankbarkeit desselben erkannte oder auch nur erkennen konnte, antwortete Baron Wilmar. Das ganze Mittelalter war durch und durch monarchisch; wo republikanische Bestrebungen vorkommen, sind sie stets vereinzelt und immer auf kleinen Raum beschränkt. Wie hätte da ein Dichter darauf kommen sollen, die Gründung der römischen Republik zu besingen? Von allen Ereignissen bei dieser Staatsveränderung war eben keines zu verwenden als die Geschichte der Lucretia, und diese ward denn auch, wie Sie gehört haben, von einem Dichter ergriffen.

Und worin liegt nun in diesem Gedichte das, was dasselbe zu einem höfischen macht? fragte Verta.

Darin z. B., antwortete Graf Huno, daß Collatinus als echter Ritter so häufig im Frauendienste nach Amiternum reitet, ferner in dem Gespräche der Almenia mit Totila, wie in den während der Belagerung von den Römern veranstalteten Ritterspielen, bei denen die Frauen der feindlichen Stadt Zuschauerinnen sind, endlich darin, daß Collatinus die Trefflichkeit seiner Gattin auch dadurch zu erweisen sucht, daß er zeigt, wie sie eine schöne Behandlung des Gatten mit Anmuth zu ertragen weiß, ohne darüber in Unwillen zu gerathen. Alles dieß sind Züge, die dem Gedichte den Stempel eines höfischen aufdrücken.

Nun sagen Sie uns noch, wo Amiternum liegt oder lag, fuhr Verta fort; ich habe den Namen dieser Stadt nie gehört.

Amiternum war Stadt der Sabiner, antwortete der alte Graf, nordöstlich von Rom. Im alten Gedichte wird die Stadt stets Biternum genannt. Ein Biternum gab es nun zwar in Gallien, in der Gascogne oder Dauphinée; aber von dort kann man nicht in einem Tage oder gar in einem halben nach Rom reiten. Auch Linternum an der campanischen Küste ist zu weit. Der Uebergang des M in B wird übrigens bestätigt durch Bevagna aus altem Medvania, und Vocalanlaut fällt leicht weg. Nach der Geschichte freilich fand das Gespräch über die beste Frau bei der Belagerung

von Ardea statt, und nicht Lucius Tarquinius, der König, war der eine Vetter, sondern dessen Sohn Sextus Tarquinius. Auch ward weder der König Tarquinius noch dessen Sohn Sextus durch Collatinus getödtet. Der letzte starb zu Gabii, der König aber floh erst zu den Etruskern, erregte den Krieg des Porsena gegen Rom (Heldenthaten des Horatius Cocles, des Mucius Scävola und der Clodia), gieng dann zu den Latinern und starb endlich hochbejahrt zu Cumä. Collatinus aber ward zugleich mit Junius Brutus Consul zu Rom, und schied erst aus der Stadt, als das ganze Tarquinische Geschlecht dieselbe verlassen mußte.

Der Fortschritt der Begebenheiten ist rasch genug in diesem Gedichte, schloß jetzt die Besprechung Gräfin Irmgard, dagegen finde ich sämmtliche Charaktere mehr angedeutet als entwickelt. In der einheimischen Heldensage waren diese bereits fest ausgeprägt; im fremden Stoffe waren sie noch zu bilden, und dazu gebrach es diesem Dichter an der nöthigen Kraft. Hatten wir, ob uns das nächste höfische Gedicht in dieser Beziehung mehr befriedige.

Nach diesen Worten wandte sich die Gesellschaft zum Theatrische, wo noch manches Wort über Tarquinius und Collatinus, diesen ersten Versuch höfischer Epik, gesprochen ward.

Achter Abend.

Bekanntlich hat Alexander der Große, begann der alte Graf, als alle an ihren Plätzen waren, den Achilleus darum beneidet, daß er einen Homeros gefunden habe. Nun, war Alexander auch nicht so glücklich, einen Homeros zu finden; er darf immerhin mit seinem Loos wie mit seinem Ruhme zufrieden sein. Griechische und römische Geschichtschreiber haben ihn und seine Thaten gefeiert, und französische und deutsche, italienische, spanische, englische, persische und türkische Dichter haben mit mehrerem oder minderem Geschick und Glück den Strahlenglanz der Dichtkunst um sein Haupt gewunden. Von den französischen Dichtern nenne ich nur den Alberich von Besançon, Alexander de Bernay, Lambert li Court, Hugues de Villeneuve, Guy de Cambrai, Pierre de St. Cloud, Jean Le Rivelaiz, Jacques de Longuyon. Der lateinischen Sprache bedienten sich in ihren Alexandriaden Gautier de Châtillon (Gualterus Castellionäus) vor 1200, und Qualicino d'Arezzo um 1236, woran sich der spanische Dichter Juan Lorenzo de Segura, um 1230, reißen mag, der eine aus 2509 Coplas bestehende Alexandriade dichtete. Von den italienischen Alexandriaden nenne ich nur die des Ottavante Barducci aus Florenz (vierzehntes Jahrhundert), und die des Domenigo dall' Ancisa aus dem sechzehnten Jahrhundert. Unter den deutschen Dichtern besang Alexander den Großen der Pfaffe Lamprecht (zwölftes Jahrhundert), Wolrich von Eschenbach (dreizehntes Jahrhundert), Biterolf und Berchtold von Heimbolshausen, deren Beider Gedichte verloren sind (dreizehntes Jahrhundert), Rudolf von Ems (dreizehntes Jahrhundert), der

österreichische Eusebius (um 1352) und der Niederländer Jakob von Maerlant (dreizehntes Jahrhundert). Allen diesen abendländischen Gedichten liegen zu Grunde die Erzählungen des Pseudokallisthenes, des Curtius, des Julius Valerius und vielleicht noch Anderer.

Auch England hatte seine Alexandriaden. Schon dem Bardcn Taliesin wird eine zugeschrieben (Rhyseddo dau Alexander, die Wunderthaten Alexanders); zwei Gedichte, ein allitterirendes und ein gereimtes von 8034 Versen sind noch vorhanden.

Aber nicht nur das gesammte Abendland hat Alexander den Großen verherrlicht; auch im Morgenlande hat er seine Dichter gefunden, und zumal sind es persische Dichter. Die Reihe eröffnet der größte von allen, Firdusi, in dessen Schahnameh die Thaten Alexanders eine besondere Abtheilung bilden. Auf ihn folgt Abu Mohammed Ben Zulfus Scheich Nisami (um 1180) mit seinem Iskandernameh, ferner Emir Chosru aus Dehli († 1315) und Mowlana Dschami etwa um dieselbe Zeit. An die Perser reihen sich endlich die türkischen Dichter Mowlana Famsawi und Ahmed Dagi.

Die nicht minder zahlreichen abendländischen Prosabearbeitungen des Lebens Alexanders, die das Mittelalter hervorbrachte, übergehe ich. Sie ergeben aus diesem Dichterverzeichniß, daß Alexander keineswegs zu kurz gekommen ist. Ja, man kann behaupten, daß kein Sterblicher auf die Umgestaltung der Poesie jemals so eingewirkt habe, als der allberühmte Makedonier; denn im Gefolge seiner Thaten ward die ganze reiche Märchenwelt des Morgenlandes in den Bereich der abendländischen Dichtung hineingezogen, und der gesammten höfischen Epik das Phantastische, das sie kennzeichnet, aufgeprägt.

Heute nun haben wir es mit dem Alexanderliede des Pfaffen Lamprecht zu thun, der nach dem Französischen des Alberich von Besancon dichtete. Wenn Lamprecht nicht Lamprecht von Hersfeld ist, wie Holzmänn will, so weiß man nicht, wer er war. Man hat die Persönlichkeit beider Dichter, Alberichs und Lamprechts, angezweifelt, aber ohne genügenden Grund. Das altfranzösische Gedicht, das die Grundlage des deutschen bildet, ist jetzt aufgefunden und von allen andern französischen Alexandriaden verschieden

erkannt worden. Näheres darüber findet sich in einem Aufsatze Alfred Nothats in Pfeiffers Germania 1, 273 ff.

Das deutsche Gedicht ist in zwei Handschriften, der Vorauer und der Straßburger, erhalten. Ueber das Verhältniß beider zu einander herrschen Dunkel und widerstreitende Ansichten. Die Einen behaupten, die jüngere Straßburger enthalte den älteren Text, die ältere Vorauer nur einen verkürzenden Auszug, da sie mit dem Tode des Darius schließt und von Alexanders Feldzuge nach Indien nichts weiß. Ich bin anderer Ansicht. Die Vorauer Handschrift giebt uns das ältere Gedicht Alberichs in einer strophischen Bearbeitung, die es nur mit der Eroberung Persiens zu thun hat. Ein späterer Dichter arbeitete Lamprechts Werk um, veränderte die strophische Form desselben durch Einschaltungen und Zusätze und fügte den Kampf gegen Porus und alles andre nach Lambert li Court, oder einem anderen französischen Dichter hinzu. Alexander de Bernap kann die Quelle nicht sein, weil dieser ebenfalls mit der Besiegung des Darius schließt.

Ueber den Werth des deutschen Gedichtes herrschen ebenfalls verschiedene Ansichten. Servinus, der freilich nur das Gedicht der Straßburger Handschrift kannte, nennt dasselbe nahezu das Beste, was die mittelalterliche Epik hervorzubringen vermochte; Andere legen diesem Gedichte keinen so hohen Werth bei. Die Meinung dieser ist auch die meinige. Es steht keineswegs höher als König Rother und andere gute Gedichte des zwölften Jahrhunderts; mit den feingebildeten Meisterwerken des dreizehnten es vergleichen, hieße ihm Unrecht thun. Doch Sie mögen nun selbst über seinen Werth urtheilen; hören Sie also:

I.

Das Lied, das wir hie würlen, das sollt ihr recht merten;
sein Gesehe ist sehr trefflich. Der Pfaffe Lamprecht dichtete es,
es thät uns gerne kund, wer Alexander gewesen sei.

Alexander war ein weiser Mann. Gar manches Reich gewann
er und zerstörte manches Land. Philippus hieß sein Vater, wie
ihr wohl im Buch der Nabaläer hören möget.

Alberich von Besançon brachte uns dieses Lied zu. Der hat es gebichtet, nun will ich es Euch berichten. Niemand klage mich deshalb an: Log er, so lüge auch ich. —

Als Alberich dieß Lied anhub, da hatte er ein Buch Salomons; darin fand er geschrieben „vanitas vanitatum,“ das ist: Alles ist eitel, was die Sonne umkreist.

Das hatte Salomon wohl erfahren und deshalb war ihm sein Gemüthe schwer. Auch Alberich dachte daran, und ich habe denselben Gedanken. Doch ich will nicht länger zaudern, sondern das Lied beginnen.

Mächtiger Könige gab es genug, aber kein Buch und keine Mähre sagt uns, daß einer dem wunderbaren Alexander gleich gewesen sei; ihm gleicht kein Anderer.

Er war in Griechenland geboren und ward da zu Könige ertwählt. Er war der erste Mann, den Griechenland zum Könige nahm. Nun sprechen Lügner, daß er eines Gaußlers Sohn gewesen sei.

Die das jemals sagen oder die es je erdachten, die lügen wie Feiglinge; er war von kaiserlichem Geschlechte. Nimmer glaube ihnen ein rechtschaffener Mann, seinen Vater kann ich Euch wohl nennen.

Sein Geschlecht war herlich, gewaltig über ganz Griechenland. Philippus hieß sein Vater, dem ganz Macedonienland diente; sein Ahnherr war ein guter Knecht; über das ganze Meer gieng seine Herrschaft.

Philippus nahm ein Weib, das in jeder Hinsicht ausgezeichnet war. Sie hieß die schöne Olympias. Das war Alexanders Mutter. Die Frau hatte auch einen Bruder.

Der war auch Alexander genannt und das Land Persien diente ihm. Er war ein so gewaltiger Fürst, daß er keinem Könige unterthan war. Wolltet ihr nun schweigen, so wollte ich Euch von Alexanders Geburt erzählen.

Als die Frau Olympias sein genas, da geschahen große Zeichen: die Erde erbebt und der Donner krachte. Mächtig goß der Regen vom Himmel.

Der Himmel verwandelte sich und die Sonne ward dunkel. Sie verlor fast ganz ihr Licht, da Alexander geboren ward. Nie hörte ich, daß jemals ein Kind so geboren worden sei.

Glaubet mir, was ich euch sage: Er gebieh besser in drei Tagen denn andere Kinder in drei Monaten. Er sah wie der Wolf sieht, wenn er ob seiner Beute steht.

Was ich Euch sage, das ist wahr. Strup und roth war ihm sein Haar nach einem Fische, den man im Meere fangen mag. Es war dicht und lockig wie eines Löwen Mähne.

Von seinem scharfen und schönen Gesichte will ich Euch noch erzählen. Ein Auge war ihm blau, schwarz das andere: das war ein großes Wunder.

Sein Hals war wohl gestaltet, seine Brust breit, seine Arme mächtig, sein Bauch zu lang noch zu breit, wie das dem Jünglinge wohl steht.

Schon erschien er niedertwärts über Bein und Fuß. Das sage ich Euch wahrlich: In seinem ersten Jahre wuchs ihm Kraft und Verstand mehr als einem andern in dreien.

Nun vernehmt, wie er sich hervorthat: Wenn ein tapftrer Ritter zu ihm kam, dem bot er Leben und Gut an. Er wandte nie sein Gemüth an Kinder noch an unverständige Männer. Wie wohl geziemte das dem Herren!

Die Meister die er da gewann, das waren geschickte Leute; sie lehrten ihn Weisheit und erzogen ihn zu großen Ehren. Durch die Kenntnisse, die er sich da erwarb, ward er ein sehr tüchtiger Mann.

Der erste seiner Meister lehrte ihn Griechisch und Latein, Buchstaben an Pergament setzen, manches Buch verstehn und genug anderer Weisheit. Noch war er da ein kleines Kind.

Der andre Meister, den er gewann, der lehrte ihn Musik; er lehrte ihn Saiten spannen, daraus alle Töne hervor giengen, der Klotten und der Lyra Klang, und von sich selbst Gesang erheben.

Der dritte nützte ihm gar sehr. Er lehrte ihn die Zahl aller Dinge und manche andere Weisheit, wie fern die Sonne von dem Monde ist, und wie hoch es ist von dem Wasser bis zum Himmel.

Der vierte Meister, den man ihm gab, das war Aristoteles

der weise Mann. Der lehrte ihn den Kreislauf des Himmels und gab ihm die Fähigkeit das Gestirne und seinen Gang zu erkennen.

Einen Meister gewann seitdem Alexander das edele Kind, der ihn die Waffen führen lehrte und mit dem Schilde sich bedecken und wie er seinen Speer tragen sollte gegen den, dem er schaden wollte.

Wie er gegen den reiten sollte und ihn stechen, daß es fromme, und wie er nach dem Stiche zum Schwerte greifen und damit kunstgerecht schlagen, und wie er seinen Feind fangen sollte.

Und wie er sich selbst bewahren sollte gegen den, der ihm zu schaden gedächte; wie er den Feinden eine Falle stelle, die er zu zwingen wünsche, und wie er sich gegen die Ritter benehmen sollte, daß sie ihm willig wären.

Der sechste lehrte ihn zu Gericht sitzen und vom Unrechte das Recht scheiden, und wie er das Landrecht erteilen sollte allen denen, den er es gönnte.

So ward er verständig und kühn. Da er zwölf Jahr alt war, da war sein Gemüthe so stäte, daß er um alles Gut der Welt nicht lügen wollte noch sich von der Wahrheit abwenden.

Das erfuhr einer seiner Meister, den er über einen Fels hinab stieß, so daß er den Hals brach, weil er ihn zu einer Lüge bereben wollte. Nun behaupten Lügner, daß der sein Vater gewesen sei.

Da der Dichter hiemit die Erziehung seines Helden beschließt, so bitte ich die Fragen vorzubringen, die etwa Jemand zu thun gedenkt.

Ich begreife nicht, sagte Verta, wie der Dichter dazu kommt, den bekannten Ausspruch Salomons im Eingange seines Liedes anzuführen, da er ihn in keine Verbindung mit seinem Gegenstande bringt. Er mahnt mich damit an manche Prediger, die, wenn sie in Gefahr sind stehen zu bleiben, geschwind einen Bibelspruch herfagen, gleichviel welchen.

So schlimm ist es nun wohl bei unserem Dichter nicht, sagte Leobegar. Ich muß mich seiner schon annehmen, war er doch wahrscheinlich mein Ordensbruder. Auf Salomons Spruch kam

Alberich und durch ihn Lamprecht wohl durch die Betrachtung, daß das Werk des großen Makedoniers kaum vollendet wieder vernichtet ward. Die Beziehung ist leicht zu finden, und darum unterläßt er es sie näher darzulegen. Eine Andeutung davon hätte freilich nicht schaden können.

Wir danken Ihnen, hochwürdiger Herr, daß Sie unserer Schwäche zu Hülfe gekommen sind, sagte Irmgard lächelnd. Aber hätten die geistlichen Herren etwas näher hingesehen, so hätten sie auch wohl erkannt, daß, obwohl das Weltreich Alexanders bald nach seinem Tode wieder auseinander fiel, doch der Hauptgewinn seiner Unternehmung dauernd fortbestand, nämlich Asien und Europa in nähere Verbindung gebracht und die Bildung der Griechen zur Bildung eines großen Theiles der Erde erhoben zu haben. Aber wie verhält es sich denn mit der so kräftig zurückgewiesenen Verleumdung, daß Alexander der Sohn eines Gauklers gewesen sei?

Diese Angabe, sagte der Graf, stammt aus dem Pseudokallisthenes und ward auch von dem arabischen Geschichtschreiber Abulpharag aufgenommen, wie von allen abendländischen Alexandriadenbüchern, mit Ausnahme Lamprechts und des Aimé de Barrennes, der ein Gedicht von den Vorfahren Alexanders, den Roman de Florimont, um 1188, dichtete. Die Sage lautet: Ein vertriebener König von Aegypten, Nectanebus, habe mit der Olympias, bei der er Astrologendienste verrichtet habe, betrügerischer Weise als Jupiter Ammon den Alexander erzeugt. Man sieht, die Sage knüpft sich an den bekannten geschichtlichen Vorfall, daß Alexander von den Priestern dieses Gottes in Aegypten für dessen Sohn erklärt ward, was er sich, wie man weiß, gefallen ließ. Nectanebus ist also der siebente seiner Lehrer, den er über den Fels hinabstieß, und nun dürfen wir auch wohl auf die Lüge schließen, die Alexander nach seinem Willen behaupten sollte. — Unter den Ahnherrn Alexanders, der auch ein „guter Knecht“ war, hat man vielleicht den Herakles zu verstehen, von dem die makedonischen Könige abstammen wollten, oder einen der früheren makedonischen Könige, Perdikas I. oder Alexander I. Olympias leitete ihr Geschlecht auf Achilleus zurück. Sie war Tochter des Molosserköniges Neoptolemos.

Von einem Bruder der Olympias mit Namen Alexander weiß man nichts. Da er König von Persien genannt wird, könnte der ältere Islander der morgenländischen Sage gemeint sein, dem die Erbauung der großen Mauer auf dem Caucasus, des Balles des Gog und Magog, zugeschrieben wird.

Nun noch eine Frage, sagte Berta, was ist die Notte für ein Instrument?

Ein Saiteninstrument, antwortete Leodegar, eine Art Geige.

Ist mir das aber eine sonderbare Art von Lehre für einen künftigen Weltoberer, ließ sich jetzt der Hauptmann von Stoffeln vernehmen. Abgesehen von dem, was ihn die beiden lezten Meister lehren, kann er nichts gebrauchen. Von Taktik und Strategie, in denen er doch bereits in seinem achtzehnten Lebensjahre Meister war, ist hier überall keine Rede. Zu einem Stubengelehrten, aber nicht zu einem geschickten Heerführer erzieht man Jemand so. Ja ja! die Natur mag mehr für Alexander gethan haben als der Unterricht, wenn er so beschaffen war.

Ich vermiße hauptsächlich, sagte das Hoffräulein, daß man ihn in der für einen Fürsten so nothwendigen Kunst der Repräsentation nicht unterrichtet hat. Darum also hat er sein Leben hindurch den Kopf schief getragen. Wie wichtig, ja unentbehrlich die erhabene Kunst der Repräsentation sei, das hat auch Napoleon I. eingeesehen, der bekanntlich darin bei Talma Privatunterricht nahm.

Nun, sagte der alte Graf, diese Kunst werden ihm wohl später seine Gemahlinnen Rozane, Barsine und Parysatis beigebracht haben. Aber wenn Sie nichts mehr zu bemerken haben, so gehn wir weiter. Es folgen nun die Geschichte mit dem Kasse Bucephalus und Alexanders Thaten bis zum Tode Philipps.

Nur ein Wort noch, sagte Gaspinger. Sie werden bemerkt haben, daß der Dichter, abgesehen von den Eingangstrophen, noch acht Mal mit seinem Ich in diesem kleinen Stücke hervortritt. Das oft gerügte Aufgeben der Objectivität der höfischen Epiker ist also auch aus Frankreich herübergenommen worden.

Der alte Graf fuhr demnach fort:

II.

Von Philipps Gestüte will ich Euch nun sagen. Darunter war ein wunderbares Ross, zornig und streitig, schnell und ernsthaft von seiner Art und seiner Stärke. Der Mund war ihm schreckbar und wie der eines Esels. Seine Ohren waren sehr lang, das Haupt mager und schlank, seine Augen gefärbt wie die eines fliegenden Adlers. Sein Hals war lockicht nach Löwenart. Auf den Gassen hatte es Rinderhaar, an seinen Seiten Flecke wie ein Leopard. Weder Saracene noch Christ gewann je besser Ross. Es ward mit Ketten gebunden als eines, das immer tobte. Als es vor den König geführt ward und er seine Beschaffenheit erkannte, nannte er es Bucephalus, was sie alle gut dächte.

Man hieß es in einen Marzall thun, daß sie vor ihm Ruhe hätten. Niemand wagte zu dem Rosse zu gehn. Wem aber abgespröchen war, den gab man dem Rosse.

Dem Könige ward ein Bote gesandt von dem, dem das Ross bekannt war. Er hieß es wohl bewahren, denn durch dasselbe sollte man einst erfahren, wem die Gewalt des Königes nach seinem Tode gegeben würde.

Als Alexander heim kam, vernahm er das sogleich. Er war überaus weise und von seinen Erziehern entlassen. Noch hatte er nichts gehört von dem, was man von dem Rosse sagte.

Eines Tages, als er hier auf der Pfalz gieng — Cephästion, ein junger rascher Mann hatte ihn dahin geleitet — da hörte er das Ross wiehern und toben. Alexander sprach zu denen, die mit ihm giengen: Was schallet mir in das Ohr? Es läßt mich nicht hören. Ich weiß nicht, ob es ein Löwe thut, da es hier eingeschlossen ist.

Es ist ein starkes Ross, sprach da Ptolomäus zu dem Kinde. Euer Vater hat es eingeschlossen; kein besseres giebt es im Gestüte! Kein Marzall pflegt sein, denn es erbeißt übele und gute. Als Alexander das hörte, so ruhte er nicht, bis er zu ihm kam. Er rief den Knaben und hieß dem Schlüssel holen. Sie wagten nicht es heraus zu führen, ungern giengen sie hinein. Darüber zürnte Alexander, die Thüre brach er auf und hieß sie alle zurückweichen; er wollte allein hinein gehn. Das Ross, das nie ein

Mann besänftigen konnte, begann er zu streicheln. Als Bucephalus gegen ihn fahren wollte und er ihn anzublicken begann, da ward er schüchtern in seiner Macht und wollte ihm dienstbar sein. Das Roß kniete vor ihm nieder und wüthete seitdem nicht mehr. Er ergriff es an der Mähne, an die weder Seil noch Zaum jemals kam. In mannhaftem Sinne sprang er ihm auf den Rücken; aus dem Stalle er es ritt: das war große Kühnheit.

Ein Bote eilte dem Könige zu sagen, was sein Sohn gethan hätte; er wagte es nicht zu verschweigen. Auf sprang sogleich der König und eilte herbei; da freute er sich seines Kindes. Als Alexander ihn sah, that er wie ihm geziemte; er schwang sich von dem Roße und gieng dem Vater entgegen. Als sie zusammen kamen, nahmen sie sich bei den Händen. Ihre Rede war sehr freundlich, wie ihr wohl verstehn mögt. Heil dir, sprach er, mein Sohn! mich dünkt, du sollst einst König sein. Die Gewalt ist dein, soweit mein Reich geht. Heil Euch, mein Vater, entgegnete er; Gott lasse Euch immer glücklich sein! Alles Guten versee ich mich zu Euch. Lange müßet Ihr noch beherrschen Euer Reich gnädig und glücklich. Ich bin nun fünfzehn Jahr alt, wie ich weiß, und zu meinen Tagen gekommen, daß ich wohl Waffen tragen mag. Wer Tüchtigkeit gewinnen will, der soll damit in seiner Jugend beginnen!

Der König wollte damit nicht säumen, er hieß das Kind bereiten. Was mag ich Euch weiter sagen? Er hieß ihm Waffen vorlegen und verschmähet sie Alexander, so brachte man ihm andere. Als das Kind nach Brauch wohl gewaffnet und beritten war, da war er ein schöner Jüngling. Sie begrüßten ihn als König. Da sprach er, was sie denn dächten, daß sie ihm Königes Namen gäben! „Wolltet ihr eine Weile euch gedulden, bis ich etwas Tüchtiges gethan habe! Mit einem Könige will ich es beginnen, und mag ich den überwinden, so möget ihr mir Königes Namen geben so lange ich leben soll.“ Ein König hieß Nicolaus: Alexander fuhr in sein Land vor Casarea die Stadt: da ward der reiche König abgesetzt. Alexander besiegte ihn und führte die Krone mit sich hinweg. Als er wieder heim zu ziehen gedachte, da vernahm

er eine Mähre, die ihn betrübte: sein Vater hatte seine Mutter verstoßen und saß in voller Brautlaust. Die Braut hieß Cleopatra. Als Alexander heim kam, gieng er vor seinen Vater. Er nahm die Krone, die er mit sich führte, und setzte sie seinem Vater auf. „Vater, nehmet freundlich an, was ich gewonnen habe, bis ich Besseres thun mag; des habet ihr Ehre und Ruhm. Aber eines Dinges zürne ich euch, das mich nicht gut dünket: daß ihr meine Mutter, die gute Olympias, liehet und die Ehe brechet. Der Rede will ich nun schweigen; euer Essen will ich nicht versagen. Nun wisset es wahrlich, so mir die Augen, womit ich das sehe, ich will es ihnen allen hier danken, die diesen Rath gethan haben, daß er ihnen nicht zu Ehren kommt.“

Ein Ritter, der Lysias hieß und stolz und redehaft war, ertrug es nicht, daß der Knabe solches sprach; er antwortete ihm verächtlich, wie der stolze Mann oft thut. Da hatte Alexander einen schweren Trinknapf mit schönen Gebilden vor sich, den hub er auf und schlug ihn damit an den Mund, daß ihm die Zähne in die Kehle fielen und sagte: „Laß du deine Rede!“ Der König sprang auf von der Tafel, denn ihn zwang sein Zorn. Dieser Streit gefiel ihm nicht. Als er aber vortrat, da fiel er und brach einen Schenkel, so daß er unvermögend lag. Da der König nieder fiel, da wallte Alexanders Blut auf; zornig schlug er mit dem Schwerte um sich; wer da widerstehn wollte, der mußte sein Leben verlieren. Ich vernahm nie, wohin die Braut kam. Alexander maßigte sich da und gieng zu seinem Vater, heilte ihm sein Bein und versöhnte ihn mit seiner Mutter.

Bald darauf kam ein Bote, der forderte Philipp auf seine Burg zu Antonia besser zu bewahren und ein Heer dahin zu führen, denn die Besatzung wolle von ihm abfallen und ihn lästerlich betrügen. Als der König dies vernahm, erschrak er sehr. Ohne Zögern hieß er den Sohn dahin reiten. Mit fünf hundert Helden zog Alexander aus und gewann die Burg mit List, daß er keinen Schaden nahm. Fröhlich kam er wiederum zu Lande. Da fand er in dem Saale die Boten des Darius, eines gewaltigen Königes, die den Zins von Philipp fordern sollten. Daß Philipp

seit manchem Jahre dem Darius Zins zahlte, das befragte dem Sohne übel. Um diesen Zins ward Darius erschlagen. Vor dem Angesichte der Boten sprang Alexander auf, versagte den Zins und beschalt den Darius. „Euer Herr, sagte er, hat keine andere Tugend als daß er Schätze aufhäufet. Er war sehr dumm, daß er Zins von uns begehrte. Nimmer wird er ihm gesendet aus Griechenland bei meinen Zeiten.“ Damit hieß er die Boten heimziehen. „Wenn er des Zinses nicht entbehren wollte, so würde er ihm ihn in solcher Weise heim bringen, daß er ihm sein Haupt lassen sollte.“ Das entbot er ihm zu großem Verdrusse der Boten.

Als dieß beendet war, da kam ein Bote von seinem Manne zu Thelemone und sagte Kunde von einem unterworfenen Volke, daß sie ihm unrecht der Treue lohnen wollten, die er ihnen bewiesen hätte; sie wollten einen anderen Herren haben. Da nahm Alexander seine Gefellen, kühn ritt er hin, gieng in die Burg und nahm den Burggrafen gefangen. Die Bösen stieß er hinab, die Treuen ließ er darauf. Er nahm Schatz und Gewand und alles was er fand und gab es seinen Mannen, mit denen er die Burg gewonnen hatte. Als er heimritt, da begegnete ihm Unliebsames; ihm widerritt Pausanias der Markgraf und führte eine Frau in seiner Gewalt. Wie sehr mußte er das büßen! Das war die schöne Olympias, die Mutter Alexanders. Seinen Vater hatte Pausanias todwund hinter sich gelassen. Alexander war ein kühner Held, den Schild nahm er vor sich, sprengte gegen Pausanias, stach ihn durch den Bauch und warf ihn mit den Worten „Stiefvaters bedarf ich nicht!“ zur Erde. Er hieß seine Leute den Pausanias auf ein Ross binden und führte ihn lebendig in das Land zurück, wo er seinen Vater siech fand. Der Wunde, die ihm Pausanias schlug, genas er nimmermehr. Als Alexander heim kam, gieng er vor seinen Vater und sprach: „Hast du mir etwas zu sagen? Du magst dich wohl rächen heißen.“ „Sohn, sagte Philipp, heiß ihn tödten!“ Schnell ward das gethan. Bald nachher starb Philipp. Als er begraben war, ward Alexander zum Könige erhoben: da war er erst zwanzig Jahre alt.

Nur über zwei Dinge, die erwähnt werden, möchte ich um nähere Auskunft bitten, sagte Irmgard, als der alte Graf jetzt schwieg; das erste: was versteht man eigentlich unter Brautlauf?

Brautlauf, nahm Gaspinger das Wort, bezeichnet im Allgemeinen die feierlichen Gebräuche bei der Vermählung Freier. Sonderbarer Weise meint Müller im mittelhochdeutschen Wörterbuche, das Wort komme vielleicht her „vom schnellen Davoneilen mit der Braut gleich wie mit einer Entführten.“ Ohne Zweifel stützt er sich auf des Tacitus bekannte Aeußerung, daß die deutschen Bräute geraubt, d. h. den Eltern (wohl oft nur scheinbar) gewaltsam entführt worden seien. Allein wenn man das Wort so deuten will, so würde es eher ein Entspringen als ein Entführtwerden der Braut ausdrücken. Brautlauf, d. i. Brautgang, bezeichnet jedoch nur, wie eine Menge Gesetzesstellen darthun, die feierliche Geleitung der Braut zum Hause des Bräutigams. So sagt die vierte der sieben friesischen Ueberkuren: Hwer sâ mâ hlr ên srowe haleth mit horn anda mit hlâd, mit doem anda mit drechte, thet thiû scolde emmer âkne stoel besitta, u. s. w. Das heißt: Wo ein Mann hier eine Frau holet mit Horn und mit Laut, mit gerichtlicher Zustimmung und mit Volles Geleit, daß sie soll den ehelichen Stuhl besitzen. Ferner sagt das friesische Landrecht: Dat dio frle Fresinne com on dis frla Fresa wald mit hornes hlâd ende mit bâra onhlest, mit bâkena brand ende mit winnesang, d. h. daß die freie Friesin kam in des freien Friesen Gewalt mit Hornes Laut und mit der Bauern Anhörung mit der Fackeln Brand und mit Freudengesang.

Und schon das salische Gesetz bietet: Tit. XIV, 10: Si quis puellam sponsatam, drute ducente ad maritum, in via assu-lierit, d. h. Wenn einer eine verlobte Jungfrau, während das Volk sie dem Gatten zuführt, auf dem Wege anfaßt u. — Aus allen diesen Stellen nun, die sich leicht vermehren ließen, folgt, daß man unter Brautlauf die feierliche Geleitung der Braut in das Haus des Gatten ursprünglich zu verstehen hat. Später bedeutet es einfach „Hochzeitsfeierlichkeiten.“ — Und was betrifft Ihre zweite Frage?

Wir ist aufgefallen, daß Alexander sagt: „er wolle das Essen des Vaters nicht verschmähen.“ Dahinter steht wohl ohne Zweifel wieder etwas? sagte Irmgard.

Ganz richtig bemerkt, entgegnete Haspinger. Sie erinnern sich wohl an die Stelle in Herbers Eid, wo erzählt wird, daß der Eid den Martin Pelaez, einen seiner Ritter, der sich in einer Schlacht nicht tapfer erwiesen hatte, vom Tische der andern Ritter wegrief, weil diese keinen am Tische duldeten, der seine Ehre befleckt habe?

Ei freilich, rief da Berta, und zugleich erinnere ich mich jetzt daran, daß Uhlant im Mausebart den alten Eberhard das Tischtuch zwischen sich und seinem Sohne entzweischneiden läßt, weil dieser sich hatte von den Städtern schlagen lassen.

Nun wahrlich, lachte Irmgard, Du hast ein anschlägiges Köpfchen, wenn du die Treppe hinunter fällst. Das habe ich längst gewußt. Wäre sonst wo noch dieser Eitte gedacht, so wollte ich jetzt auch mein Gedächtniß in seinem Glanze zeigen.

Da Du dieß also verschmähest, so will ich es mit Deiner Erlaubniß thun, sagte lächelnd Graf Huno. Ich erinnere mich, daß einst der Langobardenkönig Audoin seinem Sohne Alboin den Sitz an seinem Tische weigerte, weil dieser, obgleich Sieger im Kampfe, es unterlassen hatte, dem erlegten Feinde die Waffen zu nehmen und mit sich heimzubringen; denn es fehlte ihm so der gültige Beweis des Sieges.

Einer Ueberfülle an Galanterie darf man Dich allerdings nicht beschuldigen, sagte Irmgard, das ist wahr. Da lob' ich mir die keine Rücksicht des Herrn Hauptmann dort, der Klopstocks prosaische Schriften, ohne Zweifel diesmal die Quelle Deiner Weisheit, sicher eben so genau kennt als Du, aber aus Rücksicht auf mich zu schweigen vorzog, wofür ich ihm zum größten Danke verpflichtet bin.

Der Hauptmann nahm den Dank freundlich lächelnd sich verneigend aber stillschweigend an und der alte Graf fuhr fort:

III.

Alexander erhebt sich nun gegen den Darius, den König von Persien, um die Griechen an den Persern zu rächen. Aber bevor

er nach Asien zieht, unterwirft er sich Sicilien, Rom und Karthago, um sein Heer zu verstärken; Thaten Alexanders, von denen die Geschichte nichts weiß, und die ohne Zweifel aus der morgenländischen Sage in die abendländische hinübergenommen sind. Hierauf zieht er nach Aegypten, wo er die Stadt Alexandria gründet, erwüstet dann Galilea, Samaria und Judea und wendet sich dann gegen Tyrus, dessen Belagerung und endliche Einnahme und Zerstörung ausführlich geschildert wird. Ein entkommener Tyrier überbringt dem Darius die Kunde von diesem Ereignisse, und dieser sendet in seinem Uebermuth dem Alexander einen Stupel (fingerlosen Handschuh), ein Schuhband und ein wenig Goldes in einer Lade nebst einem Briefe. Durch den Stupel wolle er ihm andeuten, daß es ihm besser anstünde, mit den Knaben Ball zu spielen statt zu kriegem; durch das Schuhband gebe er ihm zu verstehen, daß er ihm die Dienste eines Sklaven leisten sollte; das Gold endlich solle ihm sagen, daß schon Philippus sein Vater dem Perserkönige zinspflichtig gewesen sei, und daß auch er den Zins entrichten solle. Würde Alexander seinem Gebote nicht nachkommen, solle er mit Ruthen gezüchtigt werden. Erzürnt darüber, will Alexander die Boten des Darius hängen lassen, wird aber durch diese selbst betrogen davon abzustehn. Er gab ihnen das ihm gesandte Gold und sagte, die Bedeutung der drei Dinge sei eine ganz andere. Der Stupel wolle sagen, daß er die Welt Herrschaft ergreifen und festhalten solle; der Schuhriemen, daß Darius sich ihm zu eigen ergebe; das Gold, daß Darius sich ihm zinspflichtig bekenne. Dasselbe setzte Alexander auch in seinen Brief an Darius, zugleich sagte er ihm, daß er sein drei Monate warten wolle; nach deren Verlauf werde er mit hunderttausend Mann über den Euphrat gehn und sich gegen Babylon wenden. Scheue er den Kampf, so müsse er nimmer König heißen. — Darius ergrimte und gebot den Herzogen Marius und Tychotes den Alexander nicht über den Euphrat zu lassen, vielmehr ihn zu fangen und gebunden wie einen Widder vor ihn zu führen. Da er der Höchste auf Erden sein wolle, solle er das an einem Galgen werden. Die beiden Herzogen entbieten ihrem Herrn: solcher Uebermuth gefalle ihnen

nicht; wenn er nicht verständig handele, werde es ihm zu Schaden gereichen. Darius jedoch bleibt bei seinem Entschlusse, sendet den Herzog Mennes mit hunderttausend Mann an den Euphrat und wiederholt seinen Befehl an Marius und Tybotes. Diese beiden rüsten sich nun auch, und es kommt zur Schlacht am Euphrat, Alexander und Mennes stoßen im Kampfe auf einander, und Alexander wäre erlegen, wenn ihm nicht der Ritter Daclym, der an diesem Tage stets in seiner Nähe war, beigeprungen wäre und den Ritter Jubal, der mit Mennes daher kam, getödtet hätte; denn Alexander lag bereits am Boden, Mennes hatte ihm den Helm vom Haupte gerissen, und Jubal war eben daran ihn zu tödten, als Daclym ihm Hülfe brachte. Während Alexander am Boden lag, hatte ein Graf Pincun ihm seinen mit einem Banner geschmückten Speer entrisen und davon getragen. Alexander, durch Daclym wieder zu Rosse gebracht, reitet dem Grafen nach, tödtet ihn, gewinnt seinen Speer zurück, stößt zum zweiten Male auf Mennes und erlegt auch diesen, worauf die Perser selbstflüchtig werden. Der Sieger wendet darauf sich gegen Sardes, erobert die Stadt und verbrennt sie.

Nun erst erhebt sich Darius selbst. Da man dem Darius das sagte (fährt das Gedicht fort), klagte er nicht sehr, sondern that, wie der Mann that, der aus Uebermuth sich nicht bei Zeiten vorsieht. Wie oft erfährt er da Schimpf und Schande! Er schwur bei seines Reiches Heile, er wolle, ehe vierzehn Nächte vergiengen, Alexandern hängen, daß das Gevögel ihn äße, weil er sich wider ihn vermesse habe. Ueber Land und Meer wurden Boten gesandt, die seine Fürsten, manchen König, Herzogen und Grafen zu ihm entboten, daß sie ihm Rath gäben. Und sie kamen mit ihren Anechten und aller ihrer Menge in das Feld zu Mesopotamien; in der breiten Aue wollte er Heerschau halten. Gern sah er die Schaaren, die da kamen. Weit gieng seine Gewalt. Zwei und dreißig Könige kamen zu ihm, da sie seine Noth vernahmen. Zwei hundert und siebenzig waren der Grafen und der Herzogen acht-hundert und drei. Von Persien wurden ihm gesandt siebenzig tausend Krieger, und die kühnen Cenonenfer kamen ihm mit fünfzig

tausend Knechten, die sich wohl zu kämpfen getraueten. Die Pamphylier brachten ihm dieselbe Zahl, und eine große Schaar kam ihm aus Medien, kampffreudig, und wie sie zu des Königes Heerfahrt gezielte. Cilicien sandte achtzig, und Ninive zwanzig tausend Krieger; Armenien acht tausend, die von Gaza aber und die über Philistin saßen, zweimal fünfhundert starker Riesen, die ihm wohl zu Troste sein mochten. Seine freien Mannen, die ferne in Phrygien saßen, trugen ihm auch guten Willen; mit zwanzig tausend Kriegern lehrten sie zu ihm; sie gönnten ihm seine Ehren. Als man im fernen Indien seinen Willen vernahm, da nahmen sie zwölf tausend Mann. Kampfbereit kamen sie daher. Erdlich kam ihm noch ein kleines Heer, das ihm die von dem Nothen Meere sandten. Nun vernehmet, wie hoch man dieses Heer berechnete, da es ganz versammelt war: sechsmalhunderttausend Mann war es stark und dazu dreißigtausend. Also hatte sich Darius gerüstet.

Als Alexander dieß hörte, mahnte er seine getreuen Mannen, die ihm zu seiner Noth immer einmüthig waren. Mit einer geringern Menge ritt er ihm entgegen. In Mesopotamien kamen sie zusammen, in der breiten Aue. Nie mochte man vor einem reichen Könige so edele Schaar sehen. Alle die Vollkämpfe, die seit der Zeit des Darius bis auf unsere Tage geschahen, dürfen sich dem nicht gleichen. Da war das breite Feld mit den Todten überdeckt. Wo Alexander durch die Reihen brach, wie viel der Helden lagen da todt!. Der Kampf war grimm und hart. Mancher Helm ward da schartig. Als er hin zu Darius drang, da schwang er sein gutes Schwert auf. Jornig sprach er, da er ihn sah: „Nun muß es also ergehn! Ihr sollt den Zins hier empfangen, darnach Ihr gesandt habt; den habe ich Euch in dieses Land gebracht!“ Mit diesem Worte gab er ihm einen so gewaltigen Schwertschlag, daß ihm das Haupt vor das Noß schoß. Damit entschied sich der Vollkampf, so sagt uns Meister Alberich.

Um Erklärungen, denke ich, haben wir hiebei wohl nicht zu bitten, sagte Berta, als der alte Graf schwieg. Aber das gestehe

ich, meine Ansicht von Alexander ist eine andere als die wir durch dieses Gedicht von ihm bekommen. Von einem großen Könige finde ich hier nicht die geringste Spur. Dieser Alexander ist höchstens ein abenteuerlicher Ritter oder Eroberer. Persönlich beleidigt durch die Zinsforderung erhebt er sich zum Kriege, und mit dem Tode des Beleidigers ist die Geschichte zu Ende. Und wie schwach ist Darius gezeichnet: er gewährt uns kaum ein Schattenbild. Welch herrliche Gegenstände hat der Dichter unbenutzt gelassen! Ich erinnere nur an Alexanders freundliche Behandlung der gefangenen Mutter, Gemahlin und Tochter des Darius; ja selbst der Tod dieses unglücklichen Königes, wie die Geschichte denselben erzählt, ist weit ergreifender, als der von dem Dichter willkürlich erfundene. Ist denn der Dank des todwunden Königes, den er dem Sieger für die edelmüthige Behandlung der gefangenen Mutter, Gattin und Tochter sagen läßt, und seine Bitte, seinen Tod an dem Mörder zu rächen, nicht von weit höherem Werthe als der Zweikampf der beiden Könige, der obendrein so düstert dargestellt ist? Diesen Alexander hätte der gute Lamprecht immerhin den Franzosen lassen können. Ich begreife wahrlich nicht, wie Gervinus dieses Gedicht so hoch stellen mochte.

Wenn Sie erwägen, entgegnete ihr Baron Wilmar, daß die Ueberschwenglichkeiten der höfischen Epiker dem Herrn Gervinus vielleicht Kopfschmerz gemacht hatten, so werden Sie begreifen, daß die einfache Haltung dieser Alexandriade auf ihn bestechend einwirken konnte. Wenn Sie tadeln, daß so mancher allerdings schöne Zug der geschichtlichen Erzählung unbenutzt blieb, so vergessen Sie nicht, daß die höfischen Dichter alles Tiefere, alles Ergreifende absichtlich vermieden, da, wie noch heut zu Tage, nur das Flache an den Höfen Geltung fand.

O ich bitte, fuhr giftig das Hofsfräulein auf, ich bitte recht sehr, finden Sie es auch flach, daß meine genädigste Princeß vor erst etwa drei Monaten einen Orden für jungfräuliche Keuschheit gestiftet hat? Im Gegentheil, erwiderte der Baron, das finde ich höchst sublim, zumal da ich sehe, daß auch Sie dieses Kreuz zu tragen gewürdigt worden sind. Aber bleiben wir bei unserem

Gedichte. Sie werden alle einräumen, daß die jugendliche Keckheit Alexanders trefflich geschildert ist. Der ritterlich höfische Held darf weder gefühlvoll noch staatsklug sein, wohl aber muß er rücksichtslose Tapferkeit und ein gewisses Ehrgefühl besitzen. Da nun beide Eigenschaften dieser Alexander hat, so hindert ihn nichts, ein vollkommener höfisch-ritterlicher Held zu sein.

Da Niemand darüber weiter etwas sagen wollte, so begab sich die Gesellschaft an den Theetisch. Das Hoffräulein trant ihren Thee mit großer Eile und beurlaubte sich, weil sie, wie sie sagte, morgen sehr früh fortzureisen beschloßen habe, um, wie es ihre Pflicht sei, ihrer genädigsten Princeß ihre Verlobung allerunterthänigst anzuzeigen und um allerhöchste Genehmigung zu bitten. Der Herr Hauptmann folgte mit betrübtem Gesichte.

Neunter Abend.

Die Gesellschaft war versammelt, und Vater Leodegar hatte als Vorsitzender seinen Stuhl eingenommen. Aber bevor er seinen Vortrag beginnt, ist es nothwendig mitzutheilen, wie es dem Hofräulein bei ihrer genädigten Princeß ergieng. Sie war glücklich angekommen unter Geleit und Schutz ihres wenn auch nicht Erwählten, so doch durch Zauber Gewonnenen. Nicht ohne Salbung hatte sie ihren Entschluß in den Stand der heiligen Ehe zu treten, der altjungfräulichen Gönnerin mitgetheilt, mit leiser Erwartung nicht nur der allerhöchsten Genehmigung, sondern auch eines erklecklichen Hochzeitgeschenktes. Aber sie ward in Bezug auf dieses bitter enttäuscht. Die Princeß schloß sie gerührt in ihre Arme, küßte sie an das linke Ohrfläppchen und ließ sich dann also vernehmen: „Meine Einwilligung haben Sie, liebe Herblingen, so schmerzlich es mir auch sein wird, den Umgang mit Ihnen und Ihr so scharfes und eindringendes Urtheil künftighin entbehren zu müssen. Da der Mann, den der Himmel Ihnen gegeben hat, unstreitig Ihrer würdig sein wird; da er ohne Zweifel den Schatz, der ihm zu Theil wird, zu schätzen weiß: so freue ich mich herzlich des Glückes, das Sie erwartet. Nicht ohne Nührung empfangen ich denn das Kreuz meines Ordens der jungfräulichen Keuschheit aus Ihren Händen zurück; ich bin aber entzückt, Ihnen die Kreuze zweier neuer Orden, die ich seit Ihrem Abschiede von mir für meine Gesdamen zu stiften mich bewegen fühlte, dafür einzuhändigen.“ Darauf gieng sie zu ihrem Schranke, wühlte unter Bändern, Papieren, Karten, Schnupftabakdosen und andern solchen

Dingen eine Zeit lang herum, und trat dann, in jeder Hand ein Kreuz haltend, zum Hoffräulein zurück. „Empfangen Sie, meine liebe Herblingen, hiemit das Kreuz meines Ordens weiblicher Demuth. Es ist, wie Sie sehen, nicht aus Gold, weder mit Diamanten noch Rubinen geschmückt, nein, es ist aus schlichtem Kreuzdorn geschnitten. Gewiß höchst sinnig, wie Sie mir zugestehn werden. Es wird an einem aschgrauen Bande genau auf dem Herzen getragen. Besagtes Band mögen Sie sich kaufen, wo Sie wollen. Dieß andere Kreuz hier ist das Kreuz meines Ordens ehemännlicher Geduld, und das ist für Ihren zukünftigen Herrn und Gemahl bestimmt, welchem es umzuhängen ich Sie hiemit bitte. Es ist aus schwarzem Eisen und wird an braunem Bande hinten am Hocktragen getragen, genau da, wo ehemals der Haarbeutel hing. Da man nie von goldener, wohl aber von eiserner Geduld spricht, so wählte ich Eisen; unleugbar wiederum ein Beweis meiner Ihnen längst bekannten Sinnigkeit. Und nun adieu, ma chère, adieu!“ Damit küßte sie das Fräulein nochmals, und zwar diesmal an das rechte Ohrfläppchen, wandte sich um und gieng gemessenen Schrittes in ihr Cabinet. Das Hoffräulein stand da wie Loths Weib nach dem Auszuge aus Sodom, und sie wäre vielleicht wie diese zur Salzsäule geworden, wenn sie nur etwas von Salz, wenn auch nicht attischem, in sich gehabt hätte. Sie fühlte sich sehr versucht, ihrer genäbigsten Princeß die Ordenskreuze, zumal das ibrige, nachzuschleudern, und wäre ihr nicht der Respect zu gründlich anerzogen gewesen, wer weiß, was sie gethan hätte. So begnügte sie sich jedoch damit, die Kreuze leise auf einen Tisch zu legen, und sie schritt mit einem Stolze, würdig „der jungfräulichen Königin von England,“ zum Saale hinaus, mit dem Entschlusse, ihn nie wieder zu betreten. Da sie das ihr gegebene Kreuz nicht angenommen hatte, so glaubte sie sich auch nicht verpflichtet zur Demuth gegen ihren künftigen Gemahl, und als sie auf der alten Burg anlangten, schien er genau in der Laune eines Hundes, den man tüchtig mit Wasser begossen hat. Sie erschienen zwar beim Thee; das Fräulein rühmte den freundlichen Empfang bei der genäbigsten Princeß; an dem Vortrage und dem Gespräche dieses

Abends aber nahm weder sie noch der Hauptmann den geringsten Antheil.

Leobegar begann. Wir gelangen heute zur Legende oder dem kirchlichen Epos, wenn man will. Ihr Zweck ist immer Belehrung und Stärkung im Glauben. Freilich entbehren nicht wenige Legendens gerade dessen, was jedes Epos haben soll und muß, der Handlung; viele sind nur durch Dulden ihres Helden oder ihrer Heldin ausgezeichnet; manche werden sogar unschön, ja abstoßend durch Häufung der Martern. Auch der Gerechtigkeit gegen den Feind entbehrt die Legende, und doch ist gerade diese eine Hauptzierde des Epos. Alle Gegner der Heiligen und Frommen stehen im Dienste des Teufels; gegen den und seine Diener kennt natürlich die Kirche weder Schonung noch Gerechtigkeit. Die Verfasser der meisten waren ohne Zweifel Geistliche; erst später, um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, bemächtigten sich auch Laien dieser Gegenstände. Nur der wenigsten Namen sind uns bekannt; und wird uns auch ein Name genannt, so lernen wir doch weiter nichts als eben den Namen kennen. In unsern Zeitraum gehören a) die Legende vom S. Georg, in althochdeutscher Sprache des neunten Jahrhunderts und in der Strophe Otfrieds, leider nur ein Bruchstück. b) Die Legende von St. Anno, Erzbischof von Köln († 1075), ein höchst eigenthümliches Gedicht, das wohl nicht lange nach Anno's Tode gedichtet ward. Den größeren Theil bilden weltgeschichtliche Ereignisse, natürlich in sagenhafter Fassung, die gleichsam die Grundlage bilden, auf welcher dann das Bild Anno's aufgestellt wird. Herder kann die kunstreiche Anlage des Gedichtes kaum genug erheben; Andere wollen es nur, eben der weltgeschichtlichen Theile wegen, für eine sonderbare Compilation gelten lassen. Ich halte es mit Herder; allein da man dieses Gedicht eben deshalb nothwendig ganz geben muß, wenn ein Urtheil darüber möglich werden soll, dasselbe dazu aber zu umfangreich ist, so mag dieser kurze Bericht genügen. c) Das Leben der Jungfrau Maria, von Bernhart von Tegernsee. d) Die Legende von Pilatus, leider wieder nur ein Bruchstück, aber eines von hohem Werthe. e) Die Reise des S. Brandan; ursprünglich wohl

in niederrheinischer Sprache gedichtet, jetzt nur in niederländischer vorhanden. Brandan, Abt eines Klosters in Irland, findet in einem Buche viele so wunderbare Dinge verzeichnet, daß er an der Wahrheit derselben zweifelt und das Buch als eine Sammlung von Lügen verbrennet. Da bringt ihm ein Engel den Befehl, mit seinen Mönchen zu Schiffe zu gehn, das Schiff aber den Wellen und den Winden zu überlassen. Er solle alles das mit eigenen Augen schauen, was er angezweifelt habe. Hieraus schon kann man abnehmen, daß dieses Gedicht die wunderbarsten Dinge enthalten werde, was auch wirklich der Fall ist. Ohne Zweifel ist dieser Legende ursprüngliche Heimat Irland. Die alt-irische Kirche hat solcher Sonderbarkeiten mehrere. — Auch in die Kaiserchronik hat eine Anzahl Legenden Eingang gefunden, die mit zu den schönsten gehören, nämlich f) Veronica. Sie heilt den Kaiser Tiberius vermittelt ihres Schweistuches, der dann, um die Ermordung des Arztes Jesus an den Juden zu rächen, durch Vespasian und Titus Jerusalem zerstören läßt. Eine andere Veronica ward fast gleichzeitig von Werner vom Niederrhein gedichtet, welcher jedoch nicht den Tiberius, sondern den Titus durch das Schweistuch der Heiligen geheilt werden läßt. — g) Faustianus. Der römische Kaiser Faustianus hat mit seiner Gemahlin Mectild drei Söhne, Faustus, Faustinus und Clemens. Claudius, Faustianus Bruder, will die Mectild verführen, erreicht aber seinen Zweck nicht. Mectild bestimmt ihren Gemahl, die zwei älteren Söhne nach Griechenland zu senden, auf daß sie zu Athen in den Wissenschaften unterrichtet würden. Sie geht zu Schiffe dahin ab, leiden Schiffbruch, werden von einem Fischer gerettet, aber von ihm auf dem Markte an eine Witwe verkauft. Um nicht erkannt zu werden, nennen sich Faustus und Faustinus Niceta und Aquila. Die Matrone läßt sie durch Zachäus, „den unser Herr auf dem Baume sprach,“ erziehen. Da keine Kunde von ihnen nach Rom gelangt, so ängstigt sich die Kaiserin und beschließt, ihre Söhne selbst aufzusuchen. Mit großem Gefolge geht sie zu Schiffe, leidet Schiffbruch, alle ertrinken, sie allein kommt an das Land und tritt nun bei einer armen Frau in Dienste und

bleibt so unerkannt. Nun erhebt sich der Kaiser selbst, um die Seinen zu suchen, leidet aber ebenfalls Schiffbruch und dient in Laodicea. Während dieser Zeit kommt Barnabas nach Rom und bekehrt den Clemens, der sich darauf nach Cäsarea begiebt und zu Petrus kommt, der mit Simon Magus zu kämpfen hat. In Folge langes Dienstes ist Nechtild krank geworden. Sie zieht nun bettelnd durch die Lande und kommt nach Aruntum, wo sie von Petrus mit ihrem jüngsten Sohne Clemens vereinigt wird und beide getauft werden. Bald treffen hier auch Faustus und Faustinus ein, und alle vier erkennen sich. Nicht lange nachher erscheint auch Faustinianus als armer Mann, unterredet sich mit Petrus, Clemens, Niceta und Aquila, erzählt seine Leiden und wird von Petrus mit den Seinen vereinigt und getauft. Nun tritt Simon Magus irrend ein. Er entbietet unter dem Namen Cornelius (der ein Freund des Kaisers war) den Faustinian zu sich und verwandelt sein Antlitz, so daß ihn alle für Simon Magus halten, während dieser die Bildung des Faustinianus an sich nimmt. In dieser Verwandlung wird Faustinian von den Seinen, die er aufsucht, zurückgewiesen, erhält jedoch von Petrus sein Aussehen wieder, worauf alle nach Rom gehn und geistlich leben.

Diese Legende, sagte Irmgard, hat manches gemein mit der von Placidus oder Eustachius, wie er in der Kirche heißt, die von Herder so schön bearbeitet worden ist. Da werden auch Vater, Mutter und Söhne getrennt, aber nach einem Siege des Vaters als kaiserlichen Feldherrn über die Perser werden die Söhne von der Mutter, Eugenia, dem Vater zugeführt, welcher beide mit dem Kranze der Tapferkeit geschmückt hatte, ohne sie erkannt zu haben.

Das Motiv der Trennung und wunderbaren Wiedervereinigung einer Familie ist eins des lohnendsten und daher oft verwendeten, erwiderte ihr Baron Wilmar. Sie finden dasselbe auch in der Sage vom Kaiser Octavianus, welche Tied dramatisch bearbeitet hat.

In diesem Kaiser Octavianus ist mir Tied immer sehr absonderlich vorgekommen, warf Berta ein; bald redet er wie

Shakespeare, bald wie Calderon oder Lopez de Vega, bald wie Gott weiß sonst wer. Man würde das abgeschmackt nennen, hätte es ein Anderer gethan als Tieck, denn es hebt alle Einheit des Werkes auf.

Sie haben nicht Unrecht, meine strenge Richter, sagte lächelnd Graf Huno; aber Ihre Bemerkung könnte uns auf ein ganz anderes Gebiet führen, wenn wir ihr nachgehn wollten. Das wäre jedoch nicht gut, und so denke ich, wir ersuchen den Herren Vorsitzenden, mit dem Catalog seiner Legenden fortzufahren.

Leodegar fuhr also fort:

h) St. Sylvester. Der Gegenstand dieser ebenfalls in der Kaiserchronik zu lesenden Legende ist die Bekehrung des Kaisers Constantin und seiner Mutter Helena durch Sylvester, welcher vor dem Kaiser und der Kaiserin mit zwölf Juden disputirt und sie überwindet. Hierauf folgen noch ebendasselbst die Legenden von i) Julianus Apostata, k) der H. Crescentia, und l) Astrolabius, von welchen Julianus ganz mitgetheilt werden mag; sie ist nicht nur schön, sondern auch von mäßigem Umfange.

1. Eine Frau war zu Rome,
die lebete da schöne;
sie zog Julianum,
als ob er wäre ihr Sohn,
durch Gottes Ehre
und durch Willen ihrer Seele.
2. Da die Frau Witwe ward,
sie nahm allen ihren Schatz,
sie befahl ihn Juliane,
daß er ihn behielte
und ihn ihr wieder gäbe,
wenn ihr sein Durst geschähe.
3. Viel gute Werke sie wirkte.
Als sie des Schatzes bedurfte,
sie forderte von ihm ihr Gut.
Der Teufel gab ihm den Rath,
er schwur, daß keinen Schatz er sah,
noch daß sie jemals ihm etwas gab.

4. Julianus schwur mit Grolle,
nicht wiff er was sie wolle.
Zu Hofe er war ein lieber Mann,
die Frau da mußte gehn von dann
ohne Recht und ohne Schatz:
bitter klagte sie unserm Herren das.
5. Da sie kein Gut mehr hatte,
mit Noth sie sich ernährte:
den Römern wusch sie das Gewand.
Da mußte ihre edle Hand
würden ungewohntes Werk:
er behielt ihr all ihr Gut und Geld.
6. Eines Abends späte
die Frau nahm das Gewäde;
sie eilte recht mit Eifer
zu waschen an der Liber.
Ein Bild sie in dem Wasser fand:
darauf hieng sie eilig ihr Gewand.
7. Sie that ihm großes Ungemach.
Der Teufel aus dem Bilde sprach:
„Weib, durch deine Güte,
erlaß mich dieser Noth;
Thu das, Weib, nimmermehr,
denn ich bin fürwahr ein Gott viel hehr.“
8. Die Frau dem Bilde zusprach:
„Warum duldest du denn Ungemach?
Wo ist an dir der Schein,
daß du willst Gott sein?
Du magst dich ja wehren nicht
noch erretten, was dein Mund auch spricht.“
9. Du liegst in diesem Wasser
ein Kälter und ein Kasser;
wärst du also theuer,
du wärmtest dich am Feuer.
Nun aber dir Schläge wehe thun,
für wahr, ich gebe dir genug.“
10. Das Tuch sie wieder auf hub,
das Bild sie um die Ohren schlug;

sie schlug es mit dem Gewande.

„Erlaß mich dieser Schande,
ich gewinne dir wieder den Schatz gar,
der dein und deines Mannes war.“

11. Die Frau da sprach mit Zorne
wieder zu dem Bilde:

„Wie möchtest du mir nützen?
du magst dich selbst nicht schützen!
Du bist ein Gespenst unrein:
du liegst in dem Wasser wie ein Stein!“

12. Der Teufel sprach wieder da:

„Weib, zürne du nicht so;
ich bin der Gott Mercurius:
Geh die Nacht nur in dein Haus,
Klage morgen über Julian,
so verurtheilt man ihn ohne Rahn.“

13. Will er aber schwören,

so laß so dich hören:
auf mir er schwöre seinen Eid.
Ich mache dann ihm Arbeit.
Er muß dir alles wieder geben:
Weib, du laß mich hier mit Ehren leben.“

14. „Ich wägne, du mir lügest.

Ist's, daß du mich trügest,
kommt nicht mein Gold mir wieder,
lieg' ich nicht todt danieder,
du gewinnest übeln Tag:
ich gebe deinen Ohren manchen Schlag.“

15. Des Morgens, da man Messe sang,

die Frau hin durch die Menge drang;
Vor den Betern alle hie
fiel sie nieder auf die Knie;
dem Papst sie fiel zu Fuße:
„Deine Gnade, Herr, ich suche!“

16. Richt' mir über deinen Capellan,

der mir mein Gold nahm;
laß dich, Herr, erbarmen
über mich sehr Arme!

- nicht hab' ich anders Trostes mehr.“
 In Zorn geriet'hen da die Römer sehr.
 17. Sie hießen ihn ihr Recht thun.
 Der Pabst auch rief ihn auf dazu.
 Die arme Frau sprach aber so:
 „Schwör' mir auf Mercurio,
 da will empfangen ich den Eid,
 dann entlaß' ich dich ohn' alles Leid.“
18. Der Rede spottete mancher Mann,
 sie wollten alle mit von dann.
 Da sie nun sah'n den Abgott,
 da war er der Römer Spott.
 Julianus war bereit zur Stund':
 die Hand stieß er ihm an seinen Mund.
19. Da übte sich der Baland (Teufel),
 er klemmte fest ihm seine Hand
 und hielt ihn so allda in Haft
 daß er mit aller seiner Kraft
 sich nicht mocht' erlösen:
 Ihm mocht' auch Niemand helfen von dem Bösen.
20. Laut da schrie er: „Weh! o Weh!
 Warum bedacht' ich nicht nicht eh'!“
 Dar eilten Männer, Frauen,
 das große Wunder schauen.
 So stand er gebunden
 des Tages eine lange Stunde.
21. Da die Nacht herein brach,
 der Teufel wider ihn da sprach:
 „Nun hörch' auf mich, Julian,
 ich habe dir Herzeleid gethan;
 du hast des immer Schande,
 daß du vor mir bist gestanden.
22. Du magst sie immer ab schaben,
 du willst denn meinen Rath haben.
 Thu, wie ich dich lehre,
 so wird dir Macht und Ehre;
 du sollst herrschen also gleich
 über das gesammte Römerreich!“

23. Da ward sofort Julian
des leiden Teufels Dienstmann;
er that, wie er ihn lehrte,
von Gott er flugs sich lehrte,
Mercurium er zum Herrn erkohr:
Beides, Leib und Seel' er drum verlohrt.
24. Als der Kaiser drauß verschied,
der Teufel da den Römern rieth,
er flog von Mann zu Manne:
„Ihr sollt nicht zaudern lange,
wählt Julianen zum Herren:
ich kann euch das beste lehren.
25. Er ziemt dem römischen Reiche!“
Da wähten Arm' und Reiche
das eines Engels Stimme,
sie behagte ihrem Sinne.
Nicht lange sie's bedachten:
Julianen sie zum Kaiser machten.
26. Den Kämmerlingen er gebot,
daß sie nähmen den Abgott
und erhöhten ihn sofort
an dem ihm geweihten Ort.
Da ließ nicht Mann noch Weib er stehn,
sie mußten alle hin zum Opfer gehn.
27. Zwei edle Herzogen,
reich und auch wohl gezogen,
lebten in der Stadt da:
die konnte Julian
nie dazu bezwingen,
daß sie Opfer davor wollten bringen.
28. Da sandte er seinen Dienstmann,
geheißen Terentian,
zu den beiden Herren;
sie sollten sich nicht sperren,
noch aus dem Wege treten:
Mercurium sollten an sie beten.
29. Er wolle drum sie ehren,
er mache sie zu Herren

über Land und über Gut.
 Blicb' ihm unfähig ihr Muth,
 er nahm' ihnen Leib und Ehre:
 das entbot er den Herren.

30. „Terentian, wir sagen dir,
 den zum Herren haben wir,
 der Himmel und Erde hält empor
 und der mit Gewalt steht vor
 hier dem Leben wie dem Tod:
 Selbst auch litt er Marter hier und Noth.
31. Er hat erlöst uns völlig,
 darum ist es billig,
 daß ihm seine Golden
 in Marter nach folgen,
 in Pein und in Bewange:
 war' es doch über uns ergangen!“
32. Paulus und Johannes
 wohl verstanden sie sich des,
 daß sie nun sollten fahren
 hin zu Gottes Schaaren:
 ihr Gut sie hießen theilen
 unter alle die Gemeinde.
33. Der Kaiser da mit Grimme
 hieß sie vor sich bringen,
 zuerst begann er flehen,
 er sprach zu den Herren:
 „Laßet also bösen Streit,
 behaltet eure Ehre und euren Leib.
34. Betet an Mercurium,
 ich gebe euch großen Reichthum,
 ich halt' euch stets in Ehren.“
 Ihm entgegeneten die Herren,
 Paulus und Johannes,
 sie sprachen: „Sehr Wunder nimmt uns des!
35. Du verehrst den Valand,
 den eines Menschen Hand
 mag brennen und zerbrechen:
 er kann es nimmer rächen.

Ihm auch hilft keine List,
wirft man deinen Gott in den Mist."

36. Da er solches hörte,
der Kaiser sich empörte;
er hieß die viel guten
schlagen mit Dornen und Ruthen;
groß ward ihre Pein fürwahr:
im Himmel sind sie bei der Engel Schaar.
37. Nun gebot der Gottes Widerwart
gen Griechen eine Heersfahrt.
Er fuhr hin über Meer
mit einem kräftigen Heer.
Als er kam in Griechenland,
ein Kloster er an dem Wege fand.
38. Die Römer Hunger litten.
Der Kaiser hieß da bitten
um Brot des Klosters Meister.
Da mochte nicht er leisten,
was der Kaiser auch gebot,
mehr denn fünf gerstene Brot.
39. Darüber sprach er seinen Segen
und hieß sie einen Bruder nehmen.
Der Bruder that da durch Noth
was ihm sein Meister gebot.
Die Brote er auf hub,
hin vor den Kaiser er sie trug.
40. „Empfang dieß zum Geschenke!
dabei magst Du bedenken,
Dir entbietet unser Meister,
möchte nur er's leisten,
er diene Dir nach Ehren:
leider haben wir nicht Speise mehr.“
41. Der Kaiser hieß ihn fliehen,
seines Weges ziehen.
„Sag ihm, wenn ich lehre,
ich mache ihm diese Erde,
daß sie nimmer Bucher trage:
das habe er für diese Gabe.

42. Alle diese Landschaft
 mache ich unbärfast.
 Das Korn heiß' ich ab mähen,
 Salz in den Acker säen."
 All sein Gebaren war grimmig:
 er war der Christenheit ein Wütherich.
43. Als der Bruder machte kund,
 was dort sprach des Kaisers Mund,
 in dem ganzen Kloster
 sie kamen zu Untroste;
 sie wähten länger nicht zu leben:
 sie baten Gott ihrer Seelen pflegen.
44. Der gute Abt Basilius
 eilte in unser Frauen Haus,
 sein Gemüthe war ihm schwer;
 er warf sich hin vor den Altar:
 „O wohl du Himmelkönigin behr,
 Niemand bei Gott uns nützet mehr!
45. Nun sollst du deine Huld uns geben,
 friste uns Sündern unser Leben
 vor Gottes Widerwarten:
 er quält uns immer harte.
 Du trugst uns den zu Troste,
 der uns von der Hölle erlöste.
46. Er ist stark und selig,
 heilig und genädig,
 alles Recht er minnet.
 Der Sünder ihn findet,
 sobald er ihn suchet:
 wie schnell er sein geruchet (sich annimmt)!
47. Er ist der heilige Ursprung (Quell),
 er ist Vater und auch Kind,
 er ist unser Glaube.
 Allen, die auf ihn trauen,
 ist er Beginn und Ende;
 Himmel und Erde stehn in seinen Händen.
48. Ihm mag Niemand widerstehn,
 nun erlös' er uns von dem grimmen Mann,

daß er uns nicht zerstöre,
deinen Dienst hier irre.
Das hoffen wir von dir:
heilige Magd, erlös' uns hier!"

49. Der Kaiser fuhr mit seiner Schaar.
Ein Fürst ihm ritt entgegen dar;
seine Huld er wollte gewinnen
mit Schatz oder mit Gebinge (Vertrag):
er wollte ihn nicht zum Dienstmann,
er würde denn seinem Gotte unterthan.
50. Das nun wollte er nimmer thun;
er glaubte an Vater und den Sohn,
den heiligen Geist er ehrte.
Der Kaiser um sich kehrte,
er hieß ihn quälen und martern
mit mancher Pein so harten.
51. Das Haupt ließ er ihm abschlagen.
Sanct Basilius hieß ihn begraben,
denn er war Bogt der Stätte.
Mit Weinen und mit Gebete
flehten sie Gott für seine Seele:
er ist ein Märtyrer viel behre.
52. Mercurius hieß er.
Sein Schild und sein Speer
im Münster ward behalten.
Er war ein Fürst im Lande.
Durch Gottes Ehre
ward gemartert der heilige Herr.
53. Daran ist Zweifel nicht,
die heilige Magd zeigte sich
dem guten Sanct Basilio.
Sie sprach zu ihm: „Nun sei froh,
ich bin zu Troste dir gekommen:
dein Gebet im Himmel ward vernommen.
54. Du magst wohl froh sein:
heut' erlebigest dich der Herr mein.
Mit Angst du bist befangen,
Gott nun will es länger

verdulden nimmer mehr.“

Vor Freude weinte der heilige Herr.

55. Zu derselben Stunde
sie lehren sich begunde,
sie sprach: „Mercuri, lieber Mann,
du sollst aus dem Grabe erstehn;
Gottes Jorn sollst du rächen
an seinem Feinde, den frechen!“
56. Als nun der erschlagene Mann
Unserer Frauen Gebot vernahm,
er hub sich aus seinem Sarg,
er eilte von dannen stark,
er nahm seinen Schild und Speer,
auf ein Roß mit Eile saß er.
57. Er sprengte hin in das Land,
wo er Julianen fand.
Als sein der Kaiser ward gewahr,
sprach er zu der Römer Schaar:
„Ich sehe Mercurium dort her jagen:
wahrlich, er will nun auch mich todt schlagen!“
58. Die Herren zu der Stunde
nahm des groß Wunder,
was die Rede meine hie;
seltsam alle dächte sie.
Ihre Waffen sie da nahmen,
mit Hast sie alle zu dem Kaiser kamen.
59. Der Kaiser ward da sahl und bleich.
Mercurius ritt an ihn sogleich.
Niemand wußte, warum das geschah.
Den Kaiser er durch den Leib stach:
Julian fiel nieder todt:
da ward großer Weheruf und Noth.
60. Mercurius wandte sich ab,
er gieng wieder in sein Grab.
Das Grab schloß sich wieder zu.
Des andern Morgens wohl gar früh
dem Abte kam die Nâhre,
daß Julian erschlagen wäre.

61. Ihm konnte Niemand recht es sagen,
warum und wie er ward erschlagen,
bis Gott ihm selber kund es gab.
Da gieng er schauen das Grab.
Lob sie Gotte sangen:
Der Speer war ganz mit Blute betrunnen.

Diese Legende, begann nun Gräfin Irmgard das Gespräch, ist in Wahrheit höchst einfach; aber was mich zumal wundert, ist ihre knappe und strenge Haltung vom Anfang bis zum Ende, und der gänzliche Mangel dessen, was sich sonst in den Legenden gern breit macht, die Lehre und was damit zusammen hanget. Statt dem allem haben wir hier Handlung, wie sie das Epos fordert, von der ersten bis zur letzten Strophe. Etwas herbe ist ihr Ton; aber ich habe das lieber, als das Weichliche und Zerfahrene der neueren Legenden.

Besonders bedeutsam, und das Ganze fest zusammen fugend, nahm Haspinger das Wort, ist der Umstand, daß ein Mercurius den Julian erhöhte, ein anderer Mercurius ihn tödtete. Das ist keine ungeschickte Erfindung, wie mich dünkt.

Aber doch immerhin eine Erfindung, entgegnete Wilmar; denn es ist ja bekannt, daß Julian in den medischen Gebirgen in der Schlacht durch einen Perser tödtlich verwundet ward. Ueberhaupt hat man der wahren Geschichte in dieser Legende wenig Rechnung getragen.

So ist es denn nicht wahr, fragte Berta, daß Julian zu Rom von einer Frau, die er nachher um ihr Vermögen bringen wollte, erzogen ward und des Papstes Capellan war?

Gewiß nicht, antwortete ihr Haspinger; er war ein Nefse seines Vorgängers im Reiche, des Kaisers Constantius, und ward in Constantinopel erzogen, freilich ziemlich geistlich, oder richtiger, mönchisch. Zum Kaiser machten ihn aber seine rühmlichen Siege in Gallien, die ihm die Gunst der Soldaten so sehr erwarben, daß sie ihn zwangen, den Purpur zu nehmen, und sich also gegen seinen Oheim zu empören.

Sei dem wie ihm wolle, sagte Berta; die alte Frau, die dem Gotte Mercurius so tapfer die nasse Wäsche um die Ohren schlägt, ist ein ergötzliches Rütterchen; und wie komisch mag Julian gezappelt haben, als das Steinbild seine Finger mit dem Munde fest hielt!

Warum aber, fragte Graf Huno, trat denn eigentlich Julian zum Heidenthume zurück? Das war doch ohne Zweifel sehr unklug von ihm und verräth wenig staatsmännischen Scharfblick.

Erwägen Sie seine Erziehung durch streng ascetische Mönche und die damaligen sehr unerbaulichen Händel zwischen den Arianern und Athanasianern; ferner den Umstand, daß er durch heidnische Philosophen für den Neuplatonismus gewonnen war; endlich, daß die christlichen Bischöfe sich mancherlei Eingriffe in die kaiserliche Gewalt erlaubten, was ihm als Kaiser unmöglich wohlgefallen konnte: so werden Sie seinen Schritt erklärlich finden, obgleich er allerdings immer unklug heißen muß, erklärte ihm Gaspinger. Denn unklug muß es in allen Zeiten heißen, abgelebte Zustände wieder beleben zu wollen, weil es nie dauernden Erfolg haben kann.

Aus allem dem, was Sie mittheilten, sprach, die Betrachtung endend, Irmgard, ergiebt sich doch, daß hier ein Stoff zu einer ganz anderen und weit tieferen Legende vorliegt, als die uns gebotene in der That ist. Aber ich begreife, daß geistliche Dichter nicht geneigt sein konnten, den geschichtlichen Julian zum Gegenstande einer Legende zu machen, auch angenommen, daß einer fähig war, ein Charakterbild des geschichtlichen Julians zu entwerfen und durchzuführen, was ich freilich bezweifeln muß. Aber der Abend ist bereits vorgeschritten, und so will ich den hochwürdigen Herrn nicht länger aufhalten, da er noch zwei Legenden uns vorzuführen hat.

Die Crescentia, nahm Leodegar darauf das Wort, ist allerdings inhaltreicher und von feinerer Ausbildung, ja man hat sie als die schönste aller Legenden des zwölften Jahrhunderts bezeichnet. Ihr Inhalt ist folgender:

Narcissus, König von Rom, hatte zwei Söhne, die beide den Namen Dietrich trugen. Der eine war schön, der andere mißgestaltet. Nach des Königes Tode beschloß der Senat, Zwiespalt

befürchtend, Der solle König sein, den eine ebenbürtige Jungfrau selbst zum Gatten wähle. Sie ziehen demnach aus und werben um die Tochter des Königs von Afrika, Crescentia. Sie wählt den mißgestalteten und besteigt nun mit ihm den Königsstuhl. Aber der schöne Dietrich fühlte sich durch die Verschmähung tief gekränkt und er beschließt, Crescentia zu verderben. Als nun bald darauf König Dietrich fernhin in den Krieg zieht und seine Gemahlin, die sich weigert, bei ihrem Vater für die Zeit des Krieges den Aufenthalt zu nehmen, seinem Bruder zu Schutz und Schirm anvertraut, heuchelt dieser ihr Liebe und sucht sie zu gewinnen. Crescentia, klug, wie sie ist, weiß ihn durch List zurückzuhalten. Sie beredet ihn, einen festen Thurm zu bauen, ihn mit Speise und Trank zu versehen und mit Heiligenbildern auszurüsten, damit sie, wie sie vorgiebt, sicher vor den zürnenden Römern, vergnügt leben können. Nachdem Dietrich alles vollbracht hat, gehn beide zum Thurm. Dietrich betritt ihn zuerst, Crescentia jedoch, statt ihm zu folgen, verschließt ihn darin und sagt: hier habe er Zeit, seine schlechte Gesinnung zu bereuen. Später, als König Dietrich aus dem Kampfe heimkehrt, läßt sie ihn frei, nachdem er ihr geschworen hat, daß er seine Gesinnung geändert habe und seinen Frevel bereue. Das aber war Heuchelei, denn er eilt seinem Bruder entgegen und beschuldigt sie des Verbrechens, wozu er sie verleiten wollte. Der König überläßt die Bestrafung der Frau dem Bruder, und dieser heißt sie in die Tiber stürzen. Dieß geschieht, aber sogleich auch trifft beide Brüder die Strafe Gottes: sie werden ausfällig; Crescentia jedoch wird von einem Fischer aufgefangen und in sein Haus geführt. Hier verfertigt sie, um ihren Unterhalt zu bestreiten, feine Arbeiten, welche der Fischer an den Hof eines Herzogs, eines Vasallen des römischen Königs, trägt, auf daß er sie verkaufe. Dadurch gelangt nun Crescentia an den Hof des Herzogs, aber sie ist so verändert, daß dieser sie nicht erkennt. Ihre Weisheit und Bescheidenheit gewinnt den Herzog, so daß er sie über das Gefinde setzt und ihr seinen jungen Sohn zur Pflege übergiebt. Das erregt den Neid des habgierigen Haushofmeisters (Vicedom), und da es ihm nicht gelingt, das Herz

der Frau zu gewinnen, beschließt er sie zu verderben. Er schleicht sich zur Nacht in ihr Gemach, ersticht das neben ihr schlummernde Kind, den Sohn des Herzogs, weckt diesen darauf und beschuldigt Crescentia des Mordes. Sie wird nun in das Meer geworfen; aber Herzog und Vicedom werden sofort ausfällig. Crescentia wird von den Wellen fortgetragen, bald aber von dem h. Petrus selbst an das Land geführt und von ihm mit der Kraft ausgerüstet, jeden Siechen, der ihr seine Sünden laut und öffentlich bekenne, zu heilen. Von ihm in die Burg des Herzogs zurückgesandt, erkennt Niemand sie hier wieder; sie aber verheißt Heilung, wenn der Kranke seine Sünden ihr öffentlich bekenne. Der Herzog thut dieß, vergißt aber die Verurtheilung der Crescentia, die er begreiflich für keine Sünde hält, und so verläßt ihn die Krankheit nicht. Endlich jedoch erinnert er sich derselben, bekennt auch diese Schuld und wird heil. Nun heilt sie auch den Vicedom, den der Herzog, als er ihn als Mörder seines Sohnes erkennt, trotz der Fürbitte Crescentia's hinrichten läßt. Der Herzog selbst führt nun Crescentia nach Rom, auf daß sie dort den König und seinen Bruder heile. Es geschieht, aber die edle Frau ließ, jezt vorsichtiger, den König schwören: was er auch von seinem Bruder hören werde, nichts an ihm zu rächen. So entgieng der schöne Dietrich der verdienten Strafe. Der König ahnte jezt in der heilenden Frau seine Gemahlin, und um sich zu überzeugen, bat er sie, ihn einer Bitte zu gewähren, er wolle ebenfalls alles thun, was sie begehrte. Sie gewährte, und nun schnitt er einen Aermel ihres Kleides auf und sah an ihrem Arme das Kreuz, woran er sie als seine Gemahlin erkannte. Freudig forderte er sie auf, ihre Stelle wieder an seiner Seite einzunehmen; sie aber erinnerte ihn an das ihr gegebene Wort und erklärte, daß sie Clausnerin werden wolle. Da keine Bitte, ihren Voratz aufzugeben, sie gewann, so ließ er sie ziehen; aber auch er entsagte der Welt. So ward denn sein Bruder, der schöne Dietrich, König zu Rom.

Diese Legende ist wirklich schön, nahm Gräfin Irmgard jezt das Wort, als Leodegar inne hielt, und sie mag wohl eine der schönsten sein, die das Mittelalter uns hinterließ, das läßt sich

schon aus Ihrer kurzen Angabe des Inhaltes ahnen; aber auch sie hat jenen — wie soll ich sagen? — herben Beigeschmack, den an den meisten Legenden ich zum wenigsten immer gefunden habe. Ich vermisse in fast allen das freie Walten der menschlichen Kraft in edler Richtung; immer und überall, wo diese sich auch bethätigt, ist sie auf falschen Bahnen und dient dem Bösen, gleich als ob der Mensch das Gute nur durch eine besondere Vergnädigung Gottes vollbringen könne. Wir, ich sage es offen, mir widersteht das.

Sie dürfen es der Kirche doch nicht allzusehr verargen, wenn sie die sündhafte Natur der Menschen etwas stark betont, meine Genädige, entgegnete ihr Haspinger; erwägen Sie doch nur, daß ja gerade die Sündhaftigkeit der Menschen der Grund ist, auf dem der stolze Bau der Kirche ruhet. Wenn sie daher ihren Grund für stark ansieht, oder ihn doch von den Laien als stark angesehen wissen will, so folgt sie darin nur dem Triebe der Selbsterhaltung, den jedes Bestehende einmal hat, und sie befolgt mithin nur eine Vorschrift der Klugheit.

Die Kirche thäte gewiß sehr wohl, sagte Irmgard, wenn sie dieser Klugheit den Abschied gäbe und es einmal wagte, das gerade Gegentheil dieses ihres Lehrsatzes zu bekennen und demgemäß zu wirken. Ich fürchte sehr, je deutlicher die Menschen erkennen, daß sie nicht so schwarz und böseartig seien, als die Kirche ihnen einreden möchte; je mehr also der Wahn der Sündhaftigkeit schwindet und mithin die Selbstahtung der Menschen steigt, desto mehr wird die Kirche an Einfluß verlieren, und es kann dann dahin kommen, daß man sie zusammt ihrer Sündhaftigkeit auf die Seite schiebt.

Das kann wohl nicht Ihr Ernst sein, sagte Leodegar; Sie können doch wohl nicht verlangen, daß die Kirche diese Grundanschauung in Bezug auf die Natur des Menschen, die so alt ist als das Christenthum selbst, und die so recht eigentlich in ihm wurzelt, ausbebe, denn das hieße nichts weniger als ihre bildende und sittigende Kraft, ihren Beruf zur Bildung und Gesittigung der Menschen aufgeben.

Wir thun wohl besser, das Gespräch nicht weiter fortzusetzen

und die sittigende Kraft des Christenthums auf sich beruhen zu lassen, sagte Baron Wilmar. Wenn das Christenthum diese Kraft hat, und zwar, wie die Geistlichen aller Bekenntnisse so gern und so laut ausrufen, in vorzüglichem Grade hat, wie kommt es wohl, daß man immer das Mittelalter, das doch weit christlicher war als die Gegenwart, wie die Herren Geistlichen bekennen, als roh, ungefittet, barbarisch brandmarkt? Geht hieraus nicht klar hervor, daß wir erst gefittet wurden, als wir uns die Bildung der Griechen und Römer aneigneten, daß die bildende Kraft mithin hier und nicht im Christenthum zu suchen sei?

Um Gottes Willen! rief da Verta, hören Sie doch damit auf; am Ende kommen Sie noch auf die Ketzerverfolgungen und Scheiterhaufen, die von den Dienern der Religion der Liebe, wie sie sich nennen, angezündet wurden, und die greulicher waren als die Verfolgungen der Christen durch die Heiden; bleiben wir doch bei unserer Legende, denn ich muß es nur sagen, daß mir diese Crescentia wenig gefällt. Liebe sie ihren Gemahl wirklich, so stund es ihr besser an, nachdem sie ihn geheilt und sich mit ihm versöhnt hatte, hübsch bei ihm zu bleiben und nicht Clausnerin zu werden; sie hätte edler und weiblicher gehandelt als so.

Aber nicht christlich, sagte Leodegar; denn zu weissen Rettung Gott so unmittelbar einschreitet, wie es hier geschah, dessen Leben muß ihm fortan ausschließlich geweiht sein, und dieß verlangt, daß man der Welt und allem Irdischen entsage.

Ei, da hätte sie ja auch der Clause entsagen müssen, meinte Verta, oder ist etwa die Clause nichts Irdisches?

Sie hören, hochwürdiger Herr, sagte der alte Graf lächelnd, die Frauen sind heute ganz besonders freilustig; sagen Sie was Sie wollen, sie werden das gerade Gegentheil behaupten, und wir haben ein Streitgespräch statt der Legende. Lassen Sie also nur den hingeworfenen Handschuh liegen und geben Sie uns die letzte Legende.

Sie wird die Gnädigen kaum aussprechen, sagte Leodegar, da nicht einmal die Crescentia sich ihren Beifall gewinnen konnte. Allein da einer der Romantiker denselben Gegenstand behandelt hat, so

will ich den Inhalt des alten Astrolabius mittheilen, denn eine solche Nebeneinanderstellung von Alt und Neu hat immer ihren Reiz; so hören Sie denn.

Zur Zeit des Kaisers Theodosius lebten zu Rom zwei heidnische Jünglinge, deren einer Astrolabius hieß. Sie hatten großes Wohlgefallen an weltlicher Fierde, und alle Bitten des Kaisers, sich zum Christenthum zu bekehren, blieben fruchtlos. Da fügte es Gott, daß Astrolabius einst, als er mit seinen Genossen Ball spielte, den Ball in ein altes Gemäuer verschlug. Da die Thüre verschlossen war, so kletterte er an der Mauer empor, um seinen Ball wieder zu gewinnen, und erblickte dabei im innern Raum eine schöne Bildsäule. Sogleich fühlte er heftiges Verlangen, dieselbe in der Nähe zu betrachten, und er sprang von der hohen Mauer hinab in das Innere. Das Bild, in dem der Teufel sich übte, winkte ihm mit der Hand näher und der Jüngling ward sofort von heißer Liebe zu dem Bilde entzündet, das zu Ehren der Göttin Venus einst aufgestellt ward. Da rief ihm nun der Teufel, daß er einen Ring von seinem Finger zog und ihn als Verlobungsring dem Bilde an den Finger steckte, und er schwur ihm Liebe bis zu seinem Tode.

Seine Spielgenossen, die draußen auf der Straße waren, trugen Sorge um ihn und wähten, er habe sich zu Tode gefallen. Sie baten die Priester der Heiden, ihnen die Thüre zu öffnen; diese aber verweigerten die Oeffnung, weil Kaiser Constantin verboten habe, die Thüre einem Christen zu öffnen. Die Jünglinge zürnten, schlugen die Priester und brachen die Thüre nieder. Da fanden sie zwar ihren Freund, aber in bedenklichem Zustande; er aber verschwieg ihnen, was mit ihm geschehen war. Sie führten ihn wieder zum Ballspiel, allein das versieg nicht; er war vom Teufel besessen und das Bild ward ihm so lieb, daß er Essen und Trinken vergaß, und wenn er Nachts schlafen gieng, so wähten er, das Bild theile sein Lager. Er ward mit jedem Tage bleicher und trauriger und kam dem Tode nahe.

Eines Tages kam es, daß er allein war und über seine Lage nachdachte. Er weinte und es kam ihm zu Muthe, daß dieses

Verhältniß für ihn verderblich sei. „Allein mag ich es nicht ertragen: möchte ich es doch einem weisen Manne sagen können. Wüßte ich einen, der mich retten könnte, ich würde gerne Christ.“

Nun hatte der Kaiser einen Capellan, der im Rufe hoher Weisheit stand und Eusebius hieß. Möchte ich dem es sagen, dachte Astrolabius, der würde mir wohl helfen, und so faßte er den Entschluß, ihm seine Noth zu klagen. Er gieng, warf sich ihm zu Füßen, gestund ihm Alles und bat um Rettung. Der fromme Eusebius, als er hörte, wie es mit dem Jünglinge bewandt war, weinte heftig und bat Gott, daß er seiner Ehre gedächte und dem Siechen seinen Verstand wieder gäbe. Er beschloß, den Jüngling bei sich zu behalten und, wenn er es vermöchte, ihn zu retten.

Nun hatte der fromme Eusebius, als er noch Jüngling war, viel in den schwarzen Büchern gelesen, und somit wußte er, daß, da der Teufel ihn so verlockt habe, ihn Niemand retten könnte, wenn er nicht den Ring ihm wiederschaffe. Eines Morgens rief er in Gegenwart des Jünglings den Teufel zu sich und er zwang ihn durch Beschwörung, ihm zu sagen, wer dem Jünglinge das angethan habe. Der Teufel, nachdem er ihn gescholten, daß er als ein Christ Zauberei treibe, klagte, daß ihm in der Hölle nie so heiß geworden sei, als jetzt bei ihm, bat, ihm eine Frist zur Antwort zu geben und ihn zu entlassen; er wolle suchen, seinem Willen nachzukommen. Eusebius aber gebot ihm bei Gottes Banne, ihm binnen einer halben Stunde den Ring zu bringen oder es solle ihm noch weit übler gehen. Da sagte der Teufel: „Ei wie redest du so? Es dünkte dich doch gewiß großes Unrecht, wenn dir Jemand Magd oder Knecht wegnähme, wie du mir thun willst. Siehe, der da bei dir steht, der ist wahrlich mein, das bezeugt sein Ring.“ „Dein Einwand ist nichtig, sagte Eusebius, denn du hast ihn durch deine bösen Rätke dazu verlockt. Du mußt den Ring mir bringen oder du kommst nimmer fort von hier.“ Da sagte der Teufel: „Und sollte ich auch immer hier brennen, ich kann dir den Ring nicht bringen. Er ward nicht mir allein gegeben; was allen meinen Genossen gegeben ward, das darf ich

ihnen nicht nehmen.“ „So bringe mich hin, wo der Ring ist, befahl ihm zürnend Eusebius, daß ich ihn sehe, und führe mich nirgends von dem Wege ab. Deinen Genossen ist keine Gewalt über mich gegeben, wenn es Gott nicht verhängt. Und soll ich mein Leben haben, so will ich auch bald jenes Haus zerbrechen, darin eure Gewalt so groß ist, und euch daraus vertreiben.“ „So habe ich keine längere Frist, sagte der Teufel; gehn wir, ich führe dich.“

Sehr fürchtete sich der Teufel. Er nahm den Priester und führte ihn in einer Stunde dreihundert Meilen weit auf den Grund des tiefen Meeres. Da grißgramte der Höllehund und schrie laut dem Herrn entgegen: „Der Fingerringe sind zwei: berührst du den unrichten, daß du einen Raub begehn und uns Unrecht thun willst, ich zerbreche dich wie ein Huhn.“ Da sagte der Mann Gottes: „Nenne mir den Namen des Stein's, der in den Ring verwürt ist, das gebiete ich dir in dem Namen Gottes.“ „Jaspis ist sein Name, sprach der Teufel; du willst, daß ich dir Alles sage, was unter dem Himmel ist: mit dir ist es ein schlechter Umgang.“

So nahm denn der Dienstmann Gottes den Ring an sich und ließ sich von dem Teufel wieder an den Ort bringen, von wo er ihn genommen hätte. Der Teufel brachte ihn also wieder nach Rom und bat nun um Urlaub. „Eile doch nicht so, sagte da der Priester. So wahr ich lebe, du wartest hie bis morgen um diese Zeit, sagst du mir nicht, wie es kam, daß es dem Jünglinge so übel ergieng.“ „So muß ich dir es sagen, sprach der Teufel. Die Heiden wirkten eine Bildsäule zur Ehre der Venus, da waren wir wahrlich dabei. Darunter wurden Kräuter gelegt, die haben die Kraft, daß wer das Bild oben ansieht, es immer lieben muß; da kann Niemand widerstehn. Damit ehrten sie die Göttin.“ Da sprach der Mann Gottes: „Du hast Urlaub, fahr in Gottes Haß! Wir wollen es bessern und zu Ehren Gottes ein anderes Haus dort bauen.“ Hierauf bat er die Leute, daß sie die Bildsäule um einen Fuß von ihrer Stelle rückten; der Jüngling aber ward von seiner Noth befreit und glaubte an den wahren Gott.

So erwarb der Priester Eusebius, daß der Pabst Ignatius die Säule zu Ehren des guten heiligen Michael weihte. Sie übertrag zu Rom die ganze Stadt, wie man das heute sehen mag. Als man den jungen Mann taufte, wurden alle Heiden, die da waren, Gott gehorsam, alle, die das große Wunder vernahmen. Sehr freute sich der Kaiser Theodosius, daß der Priester Eusebius Gott so manche Seele gewann; auch belohnte ihn unser Herr selbst, denn er besizet das rechte Erbe. Möge er keines vergessen, der ihm mit Demuth seine Noth befehlt! —

Leodegar schwieg.

Diese Legende laß ich mir schon gefallen, sagte Irmgard. Alles ist frisch und heiter und keinerlei Verrentung der menschlichen Natur tritt verlegend zu Tage. Es lag hier ebenfalls nahe, den unglücklichen Vallschläger Astrolabius sich nicht mit der Taufe begnügen, sondern in ein Kloster sich begraben zu lassen. Es ist gut, daß es nicht geschah; es ist so schöner und besser.

Sie scheinen dem klösterlichen Leben nicht eben sehr hold gesinnt zu sein, Frau Gräfin, sagte Leodegar lächelnd, und doch haben die Klöster unbestreitbar viel Gutes gewürkt.

Das will ich nicht bestreiten, sprach sie dagegen; aber was sie Gutes bewürkten, bewürkten sie durch lebendiges Eingreifen in das Leben, durch Pflege und Erhaltung der Wissenschaften und Bildung, aber nicht durch Selbsttödtung und Abpeinigung.

Ueber die Klöster, nahm Verta das Wort, streiten Sie sich besser ein anderes Mal, wenn Sie darüber Ihre Ansichten auszutauschen sich gedrungen fühlen. Uebrigens wird sich meine Freundin, das sage ich Ihnen, Hochwürdiger, schwerlich jemals gewinnen lassen, den Schleier zu nehmen.

Wer weiß? antwortete Leodegar. Ich könnte Ihnen Frauen von höchster Bildung und in den hervorragendsten Stellungen nennen, die, durch Schicksale bestürzt oder von der Welt unfriedigt, die Welt verließen und im Kloster Frieden und Vernügnung suchten.

Zuchten — mag sein, sagte Irmgard, aber fanden — das ist eine andere Frage. Ich meine, jede Frau, die sich heutzutage

irgend einen Wirkungskreis zu bilden vermag und zu bilden gewillt ist, braucht nicht in ein Kloster zu gehn, um Veruhigung zu suchen. Nur Schwäche kann solch einen Schritt bewirken und meinetwegen rechtfertigen. Wer stark ist, bedarf der Krücke nicht.

Ist es Ihnen genehm, so sprechen wir darüber wirklich ein anderes mal, sagte Leodegar abbrechend. Ich habe Ihnen heute noch über einige Lehrgebichte Vortrag zu halten, und die Zeit ist vorgeschritten.

Schön, Hochwürdiger, daß Sie den Streit für jetzt ruhen lassen, nahm Berta das Wort; eine Bemerkung aber erlauben Sie mir noch, bevor Sie beginnen. Wunderbar dünkt es mich, daß man eine Bildsäule der Venus zu einem heiligen Michael umgewandelt hat. Dieser gewaltige Drachentöbter, der früher eine jarte Liebesgöttin war, das ist wunderlustig. Ich weiß wohl, daß man schwarze Isisbilder in schwarze Marienbilder, und einen römischen Kaiser in einen Petrus umgewandelt hat, aber eine Venus in einen Michael?!

Die Sache ist wohl anders aufzufassen, als Sie thun, mein Fräulein, erwiderte ihr Leodegar; ich meine, man habe auf die Säule, auf welcher das Venusbild stand, einen h. Michael gestellt und die Säule somit ihm geweiht.

Dieser Erklärung steht nur entgegen, nahm Baron Wilmar das Wort, daß jene Säule die ganze Stadt überragen soll, wie es heißt. Auf so hoher Säule kann aber das Venusbild nicht gestanden haben, weil es dann von der Straße aus sichtbar sein mußte, und ihm Astralabius unmöglich seinen Ring an den Finger stecken konnte. Es kann somit nur die Venusstatue dem h. Michael geweiht, zu einem Michael umgewandelt worden sein. Dieser Venus-Michael mag dann, wie Petrus auf die Trajanssäule, auf irgend eine Säule gestellt worden sein. Uebrigens hat diese Umwandlung neben so vielen anderen eben nichts besonders Auffälliges, und wir können den Herren Vorisenden, wenn sonst keine Frage mehr vorzubringen ist, ersuchen, in seinem Vortrage fortzufahren.

Da keine neue Frage vorgebracht ward, nahm Leodegar wieder das Wort.

Wir hätten nun zunächst eine Reihe von Gedichten zu betrachten, deren Stoff dem alten oder neuen Testamente entnommen ward. Bearbeitungen der Bücher Moses, Gedichte von der Schöpfung, dem König Salomon, von der Judith, Leben Christi und der Maria, vom jüngsten Gerichte, vom Antichrist u. s. w. könnten besprochen werden; aber alle diese Gedichte zeigen nur wenig von selbständiger, freier Bewegung des schaffenden Geistes, und haben wohl Wichtigkeit in sprachlicher Hinsicht, aber als Gedichte, fassen wir ihren ästhetischen Werth ins Auge, stehn sie meist tief. Und somit glaube ich, werden Sie kein besonderes Verlangen tragen, sie kennen zu lernen. Auch die eigentlichen Lehrgebichte bleiben besser unberücksichtigt, da ihre Verfasser wohl sittliche Tüchtigkeit hatten, aber meist von beschränkter Lebensansicht waren. Es giebt ihrer eine ziemlich große Anzahl, deren Verfasser freilich meist Klosterleute waren; ein Laie war aber ganz sicher jener Heinrich, der seinem großen Gedichte „Von der Erinnerung an den Tod“ eine Einleitung „Von dem gemeinen Leben“ vorsezte, die gute satirische Züge hat. Verwandten Geistes sind „Vom Glauben“ und „Die Litanei aller Heiligen“ von einem Geistlichen, einem gewissen Hartmann, der wohl einem österreichischen Kloster angehörte. Ja, auch eine österreichische Dichterin ist in dieser Zeit und in dieser Gattung zu nennen, die Clausnerin Ava, welche der Herausgeber ihres Werkes, Diemer, als die Mutter Heinrichs und Hartmanns ansieht, weil sie sich die Mutter zweier Söhne nennt, von denen einer bereits verstorben, der andre noch im weltlichen Leben ringe, und weil zwischen allen dreien eine sichtbare geistige Verwandtschaft erkennbar sei. Von der Ava haben wir ein Leben Jesu nebst Antichrist und jüngstem Gerichte. Diese gehören ihr sicher, anderes ist ungewiß. Nach Diemer war die Ava eine sogenannte Inclusa (Eingeschlossene) in einem österreichischen Kloster und starb am 8. Februar 1127. Hartmann, erster Prälat des Stiftes Lamprecht, wenn dieser unser Dichter Hartmann und der Sohn der Ava war, starb im Jahre 1114. Da die Nonne

Gröthswitz zu Sandersheim nur lateinisch dichtete, so haben wir in dieser Awa die erste namhafte deutsche Dichterin.

Sie werden, hochwürdiger Herr, sagte Berta, hoffentlich so galant gegen die Dichterin sein und uns aus ihren Werken etwas mittheilen; vorher aber bitte ich Sie, uns zu sagen, was wir unter einer Eingeschlossenen eigentlich zu verstehen haben.

Unter Eingeschlossenen, erwiderte Leodegar, hat man Frauen zu verstehen, die aus Drang einer besonderen Frömmigkeit sich in eine meist an eine Capelle angebaute Zelle einschließen ließen, um gänzlich ungestört dem Gebete und geistlichen Betrachtungen sich hingeben zu können. Diese verließen sie nie mehr, denn sie konnten durch eine Thüre auf einen abgesonderten Raum der Capelle gelangen und so am Gottesdienste Theil nehmen. Irgend einen Besuch, außer den der nächsten Verwandten, anzunehmen, war ihnen untersagt. Nicht selten gehörten sie den edelsten Geschlechtern an und hatten ein reiches Leben hinter sich. Eine der frühesten bekannten Eingeschlossenen ist Atta, die Gemahlin Reginberts, eines alamannischen Großen, die um das Jahr 744 auf der Lägélau im Zürichsee als Eingeschlossene des Marienklosters daselbst lebte. Berühmter als Atta ist die h. Wiborad, die in Sanctgallen als Claustrerin lebte und im Jahr 926 von den Ungarn erschlagen ward, die, hieher streifend, das Kloster verlassen fanden und durch das Dach in ihre Zelle, die sie nicht, wie die Mönche das Kloster, hatte verlassen wollen, einbrachen. Die vornehmste aber war Reginlind, die Tochter Eberhards I., Grafen des Zürichgau's, und Gattin Burkhard's I., Herzogs von Alamannen, wie, nach dessen Tode im Jahr 926, Hermann's I., der ihm in der Würde gefolgt war. Nach Hermann's Tode (948) ward sie Fürstäbtissin von Zürich. Nur einige Jahre jedoch verwaltete sie diese Stelle; sie zog sich 952 nach der Ufenau im Zürichsee zurück, erbaute hier die Peter-Paulkirche und die Martinscapelle nebst der damit verbundenen, von ihr bis zu ihrem Tode im Jahr 958 bewohnten Zelle. Reginlind hatte mit ihrem ersten Gatten drei Kinder, nämlich Burkhard II., Herzog von Alamannen, Berta, Gemahlin Rudolfs I., Königs von Burgund, und Adalrich, der erst als

Mönch in Einsiedeln, dann als Priester auf der Usenau lebte. Die Tochter der Berta, der sagenberühmten schönen „Spinnerin,“ war Adelheid, die zweite Gemahlin Kaiser Otto's I. Aus Neginlinds zweiter Ehe mit Herzog Hermann entsproß die schöne Ida, später Gemahlin Ludolfs, des Sohnes Otto's I.

In der That, rief Irmgard jetzt aus, waren das hochgeborene Clausnerinnen; dennoch aber kann ich eine solche Frömmigkeit nur für eine geistige Krankheit ansehen. Rein, solche Frömmigkeit kann weder Gott wohlgefällig sein, noch ist sie des Menschen würdig. Sie ist nichts als ein krankhafter Auswuchs des Christenthums, deren dasselbe mehrere hat. Ich verspreche mir daher von einer solchen eingeschlossenen Dichterin nicht viel, und wollen Sie Ihr Gedicht bei Seite liegen lassen, so werde ich zum wenigsten Sie darum nicht tadeln.

Als ob nicht auch ein Vogel im Käfig schön singen könnte, wendete Berta ein, und wäre er selbst ein geblendetes Huhn! Rein! geben Sie uns immer aus Ihrem Gedichte ein Stüd.

Dein Bild des geblendeten Huhns paßt in jeder Beziehung, liebe Berta, sagte Irmgard; so hören wir dann, wie der geblendete Huhn singet.

Leodegar begann demnach: Die Dichterin hat die Zeichen der letzten fünfzehn Tage vor dem jüngsten Gerichte angegeben und fährt nun fort:

So heben sich vier Winde an allen den Enden.

Ein Feuer sich entbrennet, das diese Welt verendet:

Das läutert Alles: so brennen Stein' und Hölzer,

* Wäher und auch Hügel, die da sind unter'm Himmel.

So kommt der jüngste Tag also schnell wie ein Brauensschlag,

So kommen von Christe die vier Evangelisten.

Das Gebein sie beleben, die Todten sich erheben,

So sammeln sich mit Ehren Leib und die Seele.

Das ist sehr wonniglich: die Guten sind der Sonne gleich.

Die Engel führen schöne das Kreuz und die Krone

Vor Christ an das Tagebing (Gericht): das werden herrliche Ding'.

So kommt Christ der Reiche gewaltig ohne Gleichen,

Der einst heimlich in die Welt kam, da sieht ihn Weib so wie
Mann.

Ihm ist die Heerschaar sehr breit, weil er litt die Schmachheit
Von den seinen Feinden: da will er es ahnden.

So kommt er in den Lüften in Nacht und in Kräften,
So richtet er rechte dem Herren und dem Anechte,

Der Magd und der Frauen: so ist zu spät die Neue,
Die wir haben sollten, ob wir genesen wollten.

Hoch dann stehn in Ehren die von der Welt hier lehren,
Die sitzen neben Gotte in der Schaar der Zwölfboten,

Weil sie durch Gottes Minne ließen der Welt Bönne;
Die sind all' geheilet: die andern sind getheilet.

Derer wird noch gut Rath, die die Welt verlockt nicht hat,
Die in Züchten lebten, tiefweil in Lust sie schwebten,

Die Gottes nie vergaßen, als sie beim Gastmahl saßen.
Doch will ich sagen euch dabei, wie ihr Leben soll beschaffen sein:

Sie sollen Gott minnen von allen ihren Sinnen
Und von ganzem Herzen, mit allen ihren Werken;

Sie sollen Wahrheit pflegen, ihr Almosen geben,
Mit Maas ihr Gewand tragen, mit Keuschheit ihre Ehe haben,

Beschirmen die Waisen, die Gefangnen lösen,
Den Feinden vergeben, Gerichtet ohne Lohn pflegen,

Den Armen thun Genade, die Fremden wohl empfangen;
Sie sollen gern zur Kirche gehn, zu Beichte und zu Buße stehn.

Wer nicht fasten könne, sein Almosen er gönne,
Wer das nicht mag gewinnen, seinen Besem soll er bringen,

Damit er sich reine: der ist allerseligst, der seine Sünde weinet.
Wer das mit Treuen thut, dem ergeht es wohl gut,

Zu dem spricht der Gottes Sohn: „Tritt zu meiner rechten Hand;
Venite benedicti, meines Vaters Reich ist euch gerichtet!“

Das geschieht an dem jüngsten Jorne: da scheidet sich die Hülfe von
dem Korne;

Die Guten zu der rechten Hand, sind als gerettet nun erkannt;

Die Bösen zu der Linken, die müssen nieder sinken
In die tiefste Hölle: dran denke, wer da wolle.

So spricht dann Gott mit Grimme zu seinen Widertwinnen,
Zeiget ihnen seine Wunden an Füßen und an Händen,

Die gar sehr da bluten, dawider haben sie nichts zu bieten.

Von seinem Recht er spricht nun: „Meinen Willen wolltet nicht ihr thun,
 Ihr hattet mein vergehen, gabt mir Trinken noch Ehen,
 Weder Wohnung noch auch Wat: übel war stets eure That;
 Dem Teufel dientet ihr mit Fleiß: sahet mit ihm in die Hölle heiß!“
 Der Teufel aus der Hölle mit seinen Streitgesellen
 Fängt er nun die Armen, gar wenig sie ihn erbarmen;
 Mit Ketten und mit Seilen bindet er sie allgemeine,
 Er führet sie mit Grimme zu dem seinen Gefinde
 In den ewigen Tod: ohne Rast sie leiden immer Noth;
 Mit Schwefel und mit Pech quält sie da der Freche.
 Da hilft weder Gold noch Schatz: eh' bedächten wir es daß.
 Da ist Feuerbrand und Schwefel: wir stürben gern und müssen leben;
 Durst und auch Hunger, allerhand Kummer,
 Frost und auch Siechthum geht uns alle Tage zu,
 Glühendes Gebände drückt uns die Hände,
 Und auch unsere Füße schwer es tragen müssen;
 Mit feuerfarbnen Seilen bindet man sie beide.
 Man schenket uns solchen Wein, des wir möchten überhoben sein:
 Essig und auch Galle, die in Bluthen wallen;
 Heiße Speise sie uns geben: das ist Pech und auch Schwefel.
 Mächtig groß wird unser Schmerz: die Schlangen ehen unser Herz:
 Das ist unser Gewissen mit seinen grimmigen Bissen. —
 Wann hinweg der Teufel geht, wohl dann unser Ding steht,
 Dann leuchtet auf dem Throne die edele Person,
 Dann zeigt Gott mit Minne sich allen seinen Kindern.
 Ein Ende hat die Mühsal dann, frohen Sang erhebet man,
 Alleluja, den heiligen Sang, wir sagen Gott Gnade und Dank,
 Wir loben Gottes Ehre mit Leib und mit der Seele.
 Da hebet an sich, das ist wahr, Jubileus das Bonnejahr;
 Minnen wir beginnen die inneren Sinne,
 Vernunft und auch ratio, die edele meditatio:
 Damit erkennen wir Christ, daß er es Alles ist;
 So haben wir große Bonne: wir sind siebenmal schöner denn die Sonne.
 Und zu dieser Schöne giebt uns Gott zu Lohne
 Unvergängliche Jugend und manche herrliche Tugend.
 Wir sollen stark dann werden; wollten wir die Berge
 Zerbrech'n also wie das Glas, in Wahrheit sag' ich euch das,
 Die Kraft da hat ein Gotteskind, das hier mit Fleiß ist gut gesinnt.

Da haben wir das ewige Licht, Siechthum kennen wir dort nicht,

Da ist die feste Wineschaft, die mildeste Trauttschaft,
Die königliche Ehre: die haben wir immermehr.

Den unaussprechlichen Lohn auf dem himmelischen Thron
Haben die Gottes Erben, die danach wollen werben.

Entflieh'n wir hier der Sünde, wir sind dort schneller als die Winde.
Nun vernehmt es dabei: dort seid ihr edel und auch frei,

Dort zwingt euch Sünde nicht noch Leid: das ist die ganze Freiheit.
Gott uns des ergetet, was uns hier verlehet,

Was wir zu manchen Stunden litten im Glende.
Dort ist das ewige Leben, das ist uns fürwahr gegeben;

Christ, unser Heilthum, unser Vernunft und Weisthum,
Ist dort Aller Gewinn; edel gar ist unser Sinn;

Unser Herz und Augen sehen Gottes Taugen (Scheimnisse);
Herlich wird dasselbe Licht, es wird vergänglich nicht:

Das haben ganz die Gottes Kind, die hier demüthig sind,
Die ihren Schöpfer loben, ihren Feinden hier vergeben,

Die verschmähn der Erde Pracht, auf den Himmel nur bedacht.
Dort wird ihr Glaube Wahrheit, ihre Hoffnung Sicherheit,

Sie sind den Engeln gleich. Das heilige Gottesreich
Haben sie ohn' Ende. Nun seid denn gesunde,

Dieser seliglichen Ruh' mühet ihr einst wallen zu. —
Dieses Buch dichtete zweier Kinder Mutter,

Die sagten ihr diesen Sinn, große Freud' war unter ihn'n.
Der Mutter waren die Kinder lieb: der eine von der Welt schied.

Nun bitt' ich euch gemeine, große und auch kleine,
Wer dieses Buch lese, daß er wünschend wese (sei)

Seiner Seele Gnad' und Heil, an dem Himmelreiche Theil,
Und dem andern, der noch lebt, in den Rühfalen strebt,

Dem wünschet auch Genade, und der Mutter, das ist Aaa.

Ich muß gestehn, nahm nun Gräfin Irmgard das Wort, als
Leadegar geendet hatte, ich vermag in dem vorgetragenen Stücke,
wenn ich von dem Schlusse, in welchem die Dichterin sich nennt,
absehe, nichts zu entdecken, was eine Frau als Dichterin unwider-
sprechbar uns kund giebt. Ich weiß nun zwar nicht, ob nicht in

anderen Theilen der Dichtung deutlichere Spuren eines weiblichen Herzens zu Tage treten; in dem gelesenen Abschnitte meine ich überall nur überlieferten Anschauungen zu begegnen.

Und doch, sollte ich denken, verräth sich das weibliche Herz in der Zeile: „Da ist feste Wineschaft, die mildeste Trautschaft“ einiger Maßen. Das liebebedürftige Gemüth der Frau spricht sich deutlich darin aus. Gewiß hat P. Leodegar die alten Ausdrücke absichtlich beibehalten und nicht nur, weil sie in der heutigen Sprache durch ein einziges Wort nicht auszudrücken sind. Wineschaft nämlich bezeichnet das eheliche Verhältniß der Gatten, Trautschaft das — ich bediene mich des alten Wortes statt des neuen der „Liebesleute“, weil es bei weitem schöner ist — der Gelieben zu einander. Einem männlichen Dichter, zumal einem Geistlichen, wäre es kaum in den Sinn gekommen, darauf hinzuweisen.

So sagte Haspinger. Sie haben in der That recht, wandte sich Leodegar zu ihm, sowohl mit Ihrer Annahme als auch mit Ihrer Behauptung. Auch die Worte „Minnen wir beginnen die inneren Sinne, Vernunft und auch ratio, die edele meditatio, damit erkennen wir Christ, daß er es Alles ist“ gemahnen mich an die speculative Mystik, die zumal im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert in den Frauenklöstern heimisch ward und die ihre Pfleger hauptsächlich in Franziskanern und Dominicanern fand. Von der späteren Ueberschwänglichkeit ist hier freilich noch keine Spur.

Da Niemand eine weitere Frage aufwarf, so begab sich die Gesellschaft wie hertkömmlich an den Theetisch, wo hauptsächlich die Inclusion und ihr Verhältniß den Gegenstand der Unterhaltung bildete; aber keine der Frauen, selbst nicht die bejahrte Frau von Teufenstein, zeigte Lust, auf diese Weise den Himmel zu verbienen. Schließlich ward für den nächsten Abend die Lyrik als Gegenstand bestimmt, und da diese ihrer Art nach mehr der Volksdichtung als der Kunstlyrik der späteren Zeit sich anschließe, so ward von allen Seiten die Ueberzeugung ausgesprochen, daß Fräulein Berta, die den Vorisß habe, alle Vorgänger in den Schatten stellen werde.

Zehnter Abend.

Der Kreis war versammelt. Sogar das Brautpaar fehlte nicht, obgleich sie den Tag darauf das Beilager halten wollten, folglich gern wären entschuldigt worden, wenn sie die Gesellschaft auch nicht mit ihrer Gegenwart beehrt hätten. Allein das bräutliche Alt-Hoffräulein hatte sich vorgenommen, der vorsitzenden Berta, wenn nur immer möglich, einigen, wie sie sich gegen Rünrich ausdrückte, „wohlthätigen“ Aerger zu verschaffen. Schon längst hatte sie mit böshafter Sehnsucht auf den Abend sich gefreut, da Berta den Vortrag haben würde; denn es könne ihr ja, wie sie wähnte, gar nicht schwer fallen, derselben Verlegenheiten zu bereiten und sie in ihrer „Richtigkeit“ bloßzustellen. Rünrich hatte sie zwar in seiner Gutmüthigkeit davon abzubringen gesucht, war aber herrisch „sich zu bescheiden“ angewiesen worden. Er hatte sich gefügt, aber zugleich auch fest beschloffen, daß dieß der letzte Tag der Nachgiebigkeit und der Unterwerfung von seiner Seite sein solle, und daß er dem Gebote des Herrn, das ihm morgen verkündigt werden würde: „Und Er soll dein Herr sein,“ Achtung zu verschaffen wissen werde. Wäre er nicht vom alten Grafen abhängig gewesen, ja hätte er es nur gewagt, diesen über das wahre Sachverhältniß aufzuklären: nie hätte dann wohl Rüngold hoffen dürfen, die bräutliche Wirthin in ihr jungfräuliches Haar oder richtiger die gekauften Locken so bald zu flechten.

Nicht ohne eine gewisse Befangenheit nahm Berta den Stuhl der Mitte ein. Die eigentlichen weltlichen Lieber, hub sie an, steigen in

Deutschland kaum bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts hinauf. Aus den früheren Jahrhunderten sind nur einige Bruchstücke und wenige geistliche Lieder erhalten. Von der eigentlichen Elegie, dem ernststen Klagegedicht, findet sich in Deutschland keine Spur, was um so mehr auffallen muß, als gerade die Geistlichkeit in dieser Gattung sich hätte bethätigen können, und weil die Elegie, wie mir der junge Herr Graf mitzutheilen die Güte hatte, bei den Angelsachsen bevorzugte Pflege fand. Damit ich doch aber aus den früheren Jahrhunderten etwas Ganzes darbieten könne, so hat mir unser hochwürdiger Herr dort erlaubt, in sein Gebiet, das geistliche Lied, hinüberzugreifen, und Graf Huno hat mir zu demselben Zwecke eine von ihm übersezte angelsächsische Elegie eingehändigt, wofür ich also beiden Herren zum besten Danke mich verpflichtet erkläre.

Da ich nun die Zeitfolge so viel möglich inne zu halten gedente, so habe ich mit einem kleinen Liede aus den heiligen Petrus zu beginnen, das dem neunten Jahrhunderte angehört und in der Idrisidischen Strophe gedichtet ist. Dasselbe lautet:

Unser Herr gab Gewalt sancte Petro mannigfalt,
Daß er wohl erhalten kann jeden, der ihn ruhet an.

Kyrie eleison! Christe eleison!

Er hat von seinem Worte des Himmelreiches Pforte:
Darein mag er schalten den er will erhalten.

Kyrie eleison! Christe eleison!

Bitten wir den Gottestraut all' zusammen überlaut,

Daß er uns, den Sündern, doch wolle sein genädig noch.

Kyrie eleison! Christe eleison!

Dieses Lied, begann Huno, macht auf mich einen eigenthümlichen Eindruck. Es kommt mir nach ihm gerade vor, als habe Gott, um behaglicher der Ruhe pflegen zu können, alle seine Macht dem Petrus übertragen. Von ihm einzig hängt es ab, einzulassen in den Himmel oder von ihm auszuschließen, und er wird gebeten, nicht um seine Fürbitte, sondern uns Sündern genädig zu sein. Wunderbar und ohne inneren Zusammenhang mit dem Liede steht nun der Reim, der wohl aus der griechischen Kirche in die römische hinüber genommen ward.

Dieser Rehrreim findet sich häufig bei derartigen Liedern des Mittelalters, sagte Leodegar, und von ihm ward eine besondere Gattung von Bußliedern geradezu Leisen genannt. Die freilich etwas bedenkliche Stellung des Petrus beruht aber auf den Worten des Herrn zu ihm: Was du bindest, das soll gebunden, was du lösest, das soll gelöst sein.

Sagen Sie doch lieber: auf einer falschen Auffassung dieser Worte, rief ihm Irmgard zu, so wollen wir keinen weiteren Streit anheben. Bei Fürsten auf der Erde kommt es freilich zuweilen vor, daß ihre Pförtner nach eigener Macht und Willkür einlassen oder ausschließen; aber an der Pforte des Himmels — doch ich will schweigen.

Da Niemand weiter eintrat, nahm Verta wiederum das Wort.

Das nun folgende Lied, oder besser Bruchstück eines Liedes, steht in der St. Galler Rhetorik, einem Werke des zehnten Jahrhunderts, als Beispiel zur Hyperbel. Wenn dasselbe nicht etwa auf der stark malenden Erzählung eines Weidmanns beruht, sondern alt überliefert ist, so könnte es wohl auf heidnisch-mythologischem Grunde ruhen. Urtheilen Sie selbst:

Der Beer ¹ geht an der Leite, ² trägt Speer in der Seite;
sein gewaltig Ellen ³ läßt ihn nicht fällen.

Ihm sind die Füße fudermäßig,
ihm sind die Borsten ebenhoch dem Forste,

Und die Hauer sonder Wank wohl an zwölf Ellen lang.

Das war ein herrlicher Eber, ein Prachtthier muß das gewesen sein, nahm der Hauptmann von Stoffeln sofort das Wort, selbst wenn der Weidmann, wie diese gern thun, etwas vergrößert hat. Die Borsten des Rückens so hoch wie die Bäume des Waldes; die Füße so groß, daß sie allein ein Fuder geben; die Hauer endlich zwölf Ellen lang, — das heißt freilich das große Messer großartig führen, fast wie der Herr von Münchhausen dasselbe zu führen liebt; aber größere Eber als unsere heutigen sind, gab es damals ohne allen Zweifel. Uebrigens war der Jäger kein Meister seiner

¹ Eber (boar). ² Bergabhang. ³ Kraft.

Kunst; er hätte sonst seinen Spieß dem Eber nicht in die Seite geworfen, denn damit erlegt man keinen Eber, wie denn freilich auch dieser Eber ruhig am Bergabhange hinschritt.

Ich weiß nicht, sagte Haspinger, wie man einen Eber mit dem Spieße kunstgerecht erlegt; aber das muß ich bekennen, daß mir diese Zeilen nicht wie eine Münchhausensche Erzählung eines Jagdabenteuers vorkommen. Hat nicht der St. Galler Mönch mit gutem Bewußtsein und zu seinem bestimmten Zwecke diese Zeilen gebichtet, was freilich auch der Fall sein könnte, so dürften wir es mit einem mythischen Eber hier zu thun haben. Nicht nur die griechische Mythe hat ihren Eber, sondern auch die keltische¹ (bei den Britten Twrch Trwyth geheißen, der verwüstend das Land durchzieht, endlich aber von Arthur erlegt wird) und die deutsche. Der Gott Freyr bedient sich statt des Rosses eines Ebers mit goldenen Borsten; und mit dem Fleische des Ebers Sährimnir werden die Helden in Walhall täglich gesättigt, der also von entsprechender Größe gedacht wird. Hätten wir es vielleicht hier mit diesem Eber zu thun? Ich wage es nicht zu behaupten, da wir das Stück nur in der Otfriedischen Strophe besitzen; hätte das Stück die ältere stabreimende Form, so wäre die Entscheidung geringerm Bedenken unterworfen.

Wenn Sie sich nicht zu entscheiden getrauen, sagte Irngard, so müssen wir den Eber schon laufen lassen; wir ja vermögen nicht ihn zu zwingen, daß er sein eigentliches Wesen uns kund gebe. — Im übrigen, ehrwürdige Meisterin vom Stuhle, möcht' ich wirklich noch etwas näheres über den Eber Sährimnir von Dir vernehmen, da er unserer Götterlehre zugehört, die zu wissen uns gebührt.

Da ich keine Heilige bin, die da über das Wild des Waldes Gewalt hat, so muß ich Dich, liebe Freundin, schon bitten an denjenigen Herren Dich zu wenden, der das anmuthige Thier in den Saal hier gebracht hat, wenn auch nur dem Namen nach, gab ihr Verta zur Antwort, und lächelnd sagte darauf Haspinger:

¹ Nur nebenbei sei bemerkt, daß die große keltische Göttin Ceridwen auch den Namen Henwen, d. i. weiße Sau, trägt, und daß der Eber bei den Kelten eine Sonnengottheit war.

Sie wissen, daß alle im Kampfe fallenden Helden zu Wodan nach Walhall von den Walkyrien geleitet werden; aber wie viele ihrer auch sein mögen, alle werden alle Tage gesättigt von dem Fleische des Ebers Sährimnir, der, jeden Abend getödtet, jeden Morgen darauf wieder lebend umherstreift. Sein Fleisch wird aber nicht gebraten, sondern nur gesotten, und dazu trinken die Helden Bier, welches die Walkyrien ihnen in die Trinkhörner gießen. Andere Namen dieses Ebers sind Walbassi und Walglitnir.

Alle waren durch diese Mittheilung befriedigt und Berta fuhr fort: Bevor ich nun zu den neueren Liedern mich wende, trage ich Ihnen das angelsächsische Gedicht vor. Es ist die Klage einer Fürstin, deren Gemahl über das Meer hin, wahrscheinlich der Gewalt weichend, gezogen war, und die sodann von ihren Feinden vertrieben ward. Es lautet:

Diese Klage' erhebe' ich Kummervolle,
um mein sorgvoll Loos. Ich es sagen mag,
was ich der Angst' ertrug, seit ich auferwuchs,
neulich und vor Alters: nie mehr denn nun!

Meines Glendes¹ Uebel ich immer duldete:
Erst mein Hauswirth gieng hinnen von den Leuten
über der Wogen Bahn. Weinend sann ich,
wo des Landes weilte der Schirmherr.

Fernhin ich fuhr den Fürsten suchen;
berzetrübt und harmvoll die Heimath ließ ich.

Da begannen des Mannes Mähe zu sinnen
in argem Herzen, wie daß uns sie trennten,
daß wir fürder immer fern einander
leidvollst lebten: und mich verlangte sehr.

Es hieß der Herrscher mich, Herhard, greifen —
der Freunde wenig in der Fremd' ich hatte,
der holden Schirmer: darum ist mein Herz in Jammer.

¹ Glend, hier im alten Sinne: das Leben in der Fremde.

Daß ich mir vollgemäßen¹ Menschen fände,
hartbedrängten, herzbetrübten,
muthberaubten, mordbedachten! —

In lauterer Lust gelobten oft wir,
daß nur der Tod uns trennen sollte,
Anderes niemals: eitel war das!

Nun ist's als ob nie das war! Neidgrimm trennte
unsere Freundschaft: in der Fremd' ich muß
meines Bielgeliebten Fehden büßen. —

In Waldes Wildniß hieß man wohnen mich,
unter'm Eichbaum' in der Erdhöhle:
Kalt ist dieser Erbsaal; einsam ich mich sehne.

Finstern sind die Thäler, salb die Hügel,
stachelvoll das starre Steingesträuche,
wonnelos die Wohnung. Oft mit Weh behäuft mich hier
des Fürsten Fergang. Meine Freunde starben,
die mir lieb im Leben, liegen im Grabe. —

Mit dem Graun des Tages schreit' ich gramvoll
unter'n Eichbaum bei diesen Erdhöhlen,
wo den sommerlangen Tag ich sitzen muß,
wo ich beweinen mag mein Wehgeschick,
des Unheils Ueberlast. Ach! alle Zeiten
dieses Muthqual mich durchschauert,
dieses Sehnen, das mich seufzen macht.

Immer mühe der Jüngling² doch in Jammer leben,
hart ihm sein des Herzens Sinn;³ nimmer er haben soll
heitre Mienen, sondern nur Herzeleid!

Der Sorgen Lastdruck selber er bereite sich,
was die Welt an Weh nur kennt! Mit Waffengrimm

¹ Mir völlig gleich unglücklichen. ² Der oben genannte Herhard. ³ Damit
er sich Feinde erwecke, die ihn dann auch vertreiben.

das ferne Volk ihn suche, wo mein Freund jetzt sitzt
im Steingeklüfte, vom Sturme bereiset,
der Wehbedrückte, von Wasser beslossen,
in Trauer und Betrübniß! — Ja, er trägt, mein Gatte,
mächtige Muthqual. Oft ihn gemahnt es wohl
wonnevolles Lebens. Weh ist dem, der muß
mit Verlangen auf Liebes harren!

Berta schwieg. Das Gedicht hatte Eindruck gemacht, denn alle saßen eine Zeit lang stumm und ließen noch einmal das Gehörte still an ihrem Geiste vorübergehen. Endlich nahm Irmgard das Wort: Hier ist, sagte sie, echtes, wahres, warmes Gefühl in schöner Form ausgesprochen. Ja ich möchte fast glauben, daß die arme Waldbewohnerin selbst des Gedichtes Verfasserin sei.

Das ist nun wohl eine etwas kühne Behauptung, sagte der junge Graf Huno; das aber dürfen wir unbedenklich zugeben, daß sich der Dichter, wer er auch sei, gut in die Lage und die Gefühle einer solchen Vertriebenen hineingedacht habe. Alt ist das Gedicht auf jeden Fall und gewiß weit älter als seine Aufzeichnung; denn es hat auch nicht die Spur von christlicher Lebensansicht und demüthiger Ergebung in die Schickungen Gottes, vielmehr scheint mir ein derber heidnischer Troß bei aller Wehmuth entschieden ausgesprochen.

Sage mir doch, lieber Vetter, nahm Irmgard wieder das Wort, weiß man denn nicht, wer die Vertriebene war? Da ihr Gemahl so deutlich und bestimmt als Herrscher bezeichnet ist, so wird er wohl irgend ein König eines der sieben Reiche gewesen sein. Daraus weißt auch der Umstand, daß er seine Gemahlin aus der Fremde sich geholt hatte; denn heimisch im Reiche ihres Gemahles war sie nicht, das sagt sie ja selbst. Andere Edele aber holten wohl kaum oft ihre Frauen in der Fremde.

Diese Deine Frage ist schwer zu beantworten, erwiderte der junge Graf. Nur ein Name wird im Gedichte genannt, der des Verfolgers, und nun ist es noch die Frage, ob Herhard nicht bloß ein Beinamen war, ja ob überhaupt es ein Name ist; das Wort könnte auch nur ein Beiwort zu „Herrscher“ sein, wo die Zeile

dann übersezt werden müßte: Es hieß der Herrscher mich, der beerbte, greifen. Der englische Herausgeber Thorpe nahm jedoch das Wort als Eigennamen, und so fand ich mich nicht in der Lage zu ändern. Wir haben also im Liede selbst so gut wie keinen Anhalt zu einer geschichtlichen Deutung. Könige in einem der sieben Reiche wurden oft vertrieben, bevor Jne der Westsachsen alle sieben Reiche vereinigte und die Könige gewisser Maßen zu Unterkönigen machte; aber auch dann noch gab es Vertreibungen. Einzelne kann ich Dir schon nennen: so sagt die Sachsenchronik zum Jahr 790: Dscred, König von Northumbrien ward vertrieben und Aethelred, Aethelwalds Sohn, nahm das Reich. Als Dscred 792 aus der Fremde heimkehrte, ward er ergriffen und erschlagen; aber auch Aethelred fiel 794 durch das eigne Volk. — Egbert, König der Westsachsen ward, bevor er König ward, von Ossa, König von Mercien, vertrieben um 795, gieng nach Frankreich, lehrte 798 wieder heim, ward König und herrschte bis 836. — Im Jahr 975 vertrieb der junge Edward den Earl Osac aus Anglien; 978 ward dann Edward erschlagen. — Hier hast Du einige Beispiele, und sie ließen sich leicht zahlreich vermehren. Aber da das Gedicht einmal keinen sicheren Anhalt deut, so bleibt alle Mühe vergebens. Uebrigens, wenn es zu sagen erlaubt ist, hast Du Dich jezt auf einer Schwäche betreffen lassen: Du verlangtest geschichtliche Wahrheit, wo Du mit der ästhetischen hättest Dich begnügen sollen. Freilich sollen die Frauen, wie man behaupten möchte, es oft so machen.

Sehr verbunden für Deine Bemerkung, entgegnete Irmgard etwas gereizt; und zum schuldigen Danke sage ich Dir nur, daß Männer, und zwar sehr gelehrte Männer, ganze dicke Bände voll geschrieben haben, um für die Nibelungen eine geschichtliche Grundlage nachzuweisen. Den Schluß daraus magst Du selbst ziehen.

Sei mir nur nicht böse, sagte Huno, ihr die Hand darreichend, in welche Irmgard denn auch einschlug; ich wollte eigentlich nur sagen, daß man sich an dem Schönen erfreuen solle, auch wenn ihm die geschichtliche Wahrheit abgeht. Bei einem Kunstwerke steht die ästhetische Wahrheit immer höher als die geschichtliche; diese darf mangeln, jene niemals.

Ihr verliert Euch da in ein wenig ästhetisches Gespräch über einen Gegenstand der Aesthetik, rief Berta den Streitenden zu. Ich meine, wenn über das vorgelesene Gedicht selbst Niemand etwas weiter zu bemerken hat, so gehn wir zu einem andern über. Es wird überhaupt gut thun, wenn auf den heidnischen Troß, der dem Gedichte zugesprochen ward, ein christlicher Dämpfer gesetzt wird, was ich hiemit durch ein Lied, das vielleicht noch dem eilften Jahrhunderte angehört, zu thun versuchen will. Uebrigens bemerke ich noch, daß ich, da das Lied ziemlich umfangreich ist, einige Strophen weglassen; um so lieber, als Niemand dadurch etwas verliert, das Lied selbst aber vielleicht sogar gewinnt. Also hören Sie gefälligst aufmerksam zu!

In die Erde legte Aaron eine Gerte,
die gebar Mandeln, Nüsse also edele:
die Süße hast du vorgebracht, Mutter, ohne Mannes Rath,
Sancta Maria.

An einem Busch' ihm nah Moyses ein Feuer sah,
daß das Holz nirgends brann; die Lehe sah er oben an,
wie war lang und auch breit: das bezeichnet deine Magdheit,
Sancta Maria.

Gedeon dux Israhel breitet' aus ein Lammfell;
der Himmelstau die Wolle behaute mit dem Falle:
also kam auch dir die Kraft, daß du wurdest bärhaft,
Sancta Maria.

Morgenroth, Meerstern, ungebrodner Anger,
dran steht eine Blume, die leuchtet also schöne;
sie ist unter'n andern wie Lillie unter Dornen,
Sancta Maria.

Da gebarest du das Gottes Kind, der uns all' erlöste sint (seit)
mit seinem heiligen Blut' aus der ewigen Noth:
des soll er immer gelobet sein: gar wohl genießen wir dein,
Sancta Maria.

Cedrus in Libano, Rosa in Jericho,
 du erwählte Myrrhe, du duftest also ferne;
 du überstrahlst die Engel all', du versühtest der Eva Fall,
 Sancta Maria.

Eva uns gab zwielfachen Tod; einer bringt uns noch in Noth;
 das andre Weib bist du: du brachtest uns das Leben zu.
 Der Teufel listete jenen Mord: Gabriel kündete dir Gottes Wort,
 Sancta Maria.

Königin des Himmels, Pforte des Paradieses,
 du erwähltes Gotteshaus, sacrum sancti spiritus,
 dein Wort für uns verwende zuletzt an unserm Ende,
 Sancta Maria.

Berta schwieg. Mit Recht, sagte sofort Irmgard, hast Du dieses Lied einen Dämpfer genannt, wenn auch vielleicht in anderem Sinne; denn hier ist wohl Dampf, aber kein Feuer. Auch nicht einen Gedanken hat das Lied, der des Dichters Eigenthum wäre. Alles ist entlehnt bis auf die lateinischen Worte.

Und dennoch ist das Lied merkwürdig, meinte Gaspinger: es lehrt uns so manches in Bezug auf die Verehrung der h. Jungfrau.

Ohne Zweifel, sagte da Baron Wilmar; nirgends sagt das Neue Testament, daß sie eine Königin des Himmels sei, und die Gleichnisse, die hier dem Alten Testamente entnommen sind, haben keine weitere Kraft, als Gleichnisse überhaupt haben; Gleichnisse beweisen nichts. Der ganze Mariencult erscheint mir nur als ein Zugeständniß, welches das Christenthum, als es Staatsreligion geworden war, dem griechisch-römischen Heidenthume zu machen für gut befand. Denn weil dieses Heidenthum eine Königin des Olympes kannte, die Juno, so fand man für zweckdienlich, ihr durch die Maria eine stellvertretende Nachfolgerin im christlichen Himmel zu geben.

Sie sind Protestant, Herr Baron, sagte da der P. Leodegar, und ich weiß recht wohl, daß Ihre Kirche weder die Verehrung der Maria noch die der Heiligen anerkennt. Wenn sich nun auch allerdings aus dem Neuen Testamente die Stellung, welche unsere

und die griechische Kirche der heiligen Jungfrau anweist, nicht herleiten läßt, so haben wir doch die Tradition für uns, und es läßt sich beweisen, daß die Maria von den Gläubigen verehrt ward, lange bevor das Christenthum die Herrschaft errang.

Daran ist wohl kein Zweifel, nahm jetzt Haspinger das Wort; aber eben so entschieden ist es auch, daß diese Verehrung der Maria in den ältesten Zeiten eine ganz andere war als sie später ward. Ich bin Katholik, aber ich kann nicht läugnen, daß der Mariencult erst nach und nach zu dem ward, was er jetzt ist. Hat doch erst noch der jetzige Papst ein neues Dogma in dieser Hinsicht aufgestellt, und zwar ein Dogma, welches Kirchenväter und frühere Theologen, wie der heilige Bernhard und Andere, mit dem Anathem belegten. Aber ich meine, wir lassen diesen Gegenstand fallen; wir sind hier nicht berufen, über die Dogmata der Kirche zu urtheilen, noch haben wir uns deshalb versammelt.

Es ließe sich wohl noch manches gegen ihre Ansicht sagen, meinte da der gelehrte Benedictiner, und wir sprechen darüber wohl noch einmal. Wollen Sie also jetzt die Streitfrage ruhen lassen, so kann ich da mich wohl fügen, und ich ersuche unsere anmuthige Vorsitzerin, mit ihrem Vortrage fortzufahren.

Wir sind nun, nahm Berta das Wort, zu der Zeit gelangt, da die Lyrik diejenige Gestalt und Haltung anzunehmen beginnt, die sie von nun an das ganze Mittelalter hindurch behauptet hat. Man theilt bekanntlich sämtliche lyrische Gedichte ihrem Inhalte nach in drei Gruppen, die man kurz als Frauentienst, Herrendienst, Gottesdienst bezeichnet. In die erste Abtheilung fallen alle Gedichte, welche auf das Verhältniß des Weibes zum Manne und des Mannes zum Weibe Bezug haben, oder der eigentliche Minnegefang; denn die Liebe in allen ihren Beziehungen bildet den Hauptgegenstand. Der Herrendienst umfaßt alle Gedichte, welche auf das Verhältniß der Großen zum Reiche, zu einander, zu den Dichtern und der Kunst Bezug haben. Hauptsächlich ist es die Milde und Freigebigkeit, die, zumal den späteren Dichtern, vor allen den ärmeren, wandernden, sehr und fast mehr als schädlich am Herzen liegt. Die Lieder des Gottesdienstes endlich behandeln

Gegenstände der Religion und solche, die mit ihr in näherer oder fernerer Beziehung stehn, wie z. B. die Kreuzzüge.

Sieht man aber nicht auf den Inhalt, sondern auf die Form, so scheiden sich sämtliche Gedichte in Lieder, Sprüche und Leiche. Lieder sind Gedichte, die aus einer beliebigen Anzahl zusammengehöriger, gleichgebauter Strophen oder Gesäßen bestehen, die eben nur in ihrer Gesamtheit ein Ganzes bilden. Sprüche dagegen sind einzelne Strophen, deren jede für sich immer ein Ganzes bildet, wenn auch zuweilen mehrere durch den Inhalt mehr oder minder eng mit einander verbunden werden. Leiche endlich sind lyrische Gedichte, die aus ungleichgebauten Strophen bestehen. Die ältesten sind religiösen Inhaltes, später gab es sogar Tanzleiche. Sie sind eigentlich Nachbildungen der von Röttler in St. Gallen im zehnten Jahrhundert erfundenen Sequenzen, eine besondere Art des kirchlichen Kunstgesanges.

Die Strophen der Lieder und Sprüche sind dreitheilig, während die der Leiche nur zweitheilig sind. Jene zerfallen in die beiden gleichgebauten Stollen und den anders gebauten, die Strophe schließenden Abgesang. Darum werden auch wohl beide Stollen zusammen als Aufgesang bezeichnet. Die Sprüche freilich, aber nur diese, nehmen zuweilen auch den Abgesang zwischen die beiden Stollen in die Mitte. Die Strophen der Leiche dagegen haben nur die beiden gleichgebauten Stollen und entbehren des andersgebauten Abgesanges.

Niemit wäre denn die gesammte deutsche Lyrik des Mittelalters nach Inhalt und Form im Allgemeinen geschildert, und ich will nun zu den einzelnen Dichtern und Gedichten mich wenden, falls die Sache Allen klar geworden ist, und Niemand eine anderweitige Bemerkung zu machen hat.

Ich, nahm Klingold, das Alt-Hofräulein, das Wort, finde die Darstellung nicht eben klar. Ich kenne zwar Christstollen, Osterstollen und Pfingststollen; aber von Stollen in Strophen habe ich in meinem ganzen Leben nichts gehört. Ohne Zweifel hat die Vortragende in Folge einer Uebereilung, oder auch jugendlicher Flüchtigkeit, die Sache mißverstanden.

Die Uebereilung und das Mißverständniß, erwiderte ihr Graf Huno, dürfte dies Mal wohl auf Ihrer Seite sein, meine Genädigste. „Es giebt mehr Dinge auf der Erde, als sich der Weise träumen läßt,“ lautet ein Sprichwort. Wenn Ihre Weisheit daher nur mit den genannten drei Gattungen der Stollen bis jetzt nähere Bekanntschaft machte, so ist das gar nicht eben wunderfam. Der Stolle, alt stollo, ist aus stodalo entstanden; stodalo aber bedeutet Stütze, Balken. Die Stollen der Strophe sind also die Stützen derselben, das worauf sie beruht. Jetzt, hoffe ich, wird Ihnen wohl klar sein, daß die getadelten Stollen ihren Namen von der Form haben. Oder nicht?

Das Hoffräulein schwieg auf diese Frage. Sie hatte sich während dieser Auseinandersetzung mit ihrem Verlobten eifrig flüsternd unterhalten, und jetzt lachte sie halbblaut und so selbstvergnüglih, daß alle daraus abnehmen konnten, sie wolle nichts weiter von der Sache hören, und ihr Zweck sei nur gewesen, Berta zu kränken. So bat denn der alte Graf diese fortzufahren.

Nur eine kurze Frage noch, sagte da Irmgard. Wir haben bereits eine Anzahl strophischer Heldengedichte kennen gelernt; gilt bei den Strophen derselben auch das Gesetz der Dreitheiligkeit?

Allerdings, antwortete ihr Gaspinger. Bei den sechszeiligen bilden die vier ersten Zeilen die beiden Stollen, die zwei letzten den Abgesang. Darum hat auch die letzte Zeile eine Hebung mehr als alle anderen. Die vierzeiligen Strophen dagegen dürften, gleich denen der Leiche, nur zweitheilig sein.

Ich beginne, hieß nun Berta an, mit den Gedichten, die ohne Dichternamen auf uns gekommen sind, oder die nur mit Unrecht den Namen eines Dichters an der Stirne tragen. Uebrigens versteht es sich, daß ich diesen, wo er sich findet, jedes Mal nennen werde. Also hören Sie denn:

Du bist mein, ich bin dein,
des sollst du gewiß sein.
Du bist beschloffen
in meinem Herzen:
Verloren ist das Schlüssellein:
Du mußt immer drinne sein.

Dieser Spruch steht zu Ende eines zierlichen lateinischen Liebesbriefes eines Mädchens an einen gewissen H. Der Brief ist theils in gereimten Hexametern, theils in Prosa abgefaßt und findet sich unter den Briefen des Benedictiners Wernhers von Tegernsee, der um die Mitte des zwölften Jahrhunderts lebte, und auch als Verfasser eines Lebens der heiligen Jungfrau in deutschen Versen bekannt ist. Man hat auch den lateinischen Liebesbrief sammt dem deutschen Spruche ihm zugeschrieben, weil er, wie gesagt, unter seinen Briefen sich findet.

Ei, ei! rief, mit dem Finger drohend, Irmgard, ein frommer Benedictiner, und schreibt oder empfängt Liebesbriefe? Was muß man da hören!

Nur Uebungen im lateinischen Styl, sagte etwas verlegen Leodegar; nur metrische Uebungen, oder —

Oder ein Verhältniß wie zwischen dem Benedictiner Abälard und der Abtissin Heloise, setzte Gaspinger die abgebrochene Anekdote fort. Nichts für ungut, Freund; aber auch die Mönche haben oder hatten wenigstens früher derartige Gefühle. Erinnern Sie sich gefälligst nur an Edehard von St. Gallen und an seine Schülerin im Vergilius, die Herzogin Hadwig von Schwaben, die Witwe Burkhard's I., oder an den Abt der Reichenau, Walafriid Strabo, der so zärtliche Elegien an die ferne Freundin dichtete.

Nun ja, entgegnete Leodegar; es mag schon vorgekommen sein. Aber vergessen Sie auch nicht, daß Abälard noch Student war, als beim Unterricht die gegenseitige Liebe entstand; und daß er später als Abt die Abtissin stets zur Strenge der Aseke anhielt, um die Vergangenheit zu süßnen.

Allerdings hat er dann die arme Heloise genug gequält, sagte der alte Graf. Wir kennen das, und damit basta!

Berta fuhr fort:

Stille Minne die ist gut,
sie kann geben hohen Muth:
Der soll man sich fleißen.
Wer mit Treuen der nicht pflegt,
dem soll man das verweisen.

Wär' die Welt alle mein
von dem Meer bis an den Rhein,
des wollt' ich mich darben,
ob die Königin von Engelland
låg' in meinen Armen.

Wer war denn diese Königin von Engelland, nach der der Dichter so verlangt, fragte Irmgard. Ohne Zweifel, antwortete ihr der alte Graf, die schöne aber leichtfertige Alienor von Poitou, die, 1124 geboren, als Gemahlin des Königs Ludwigs VI. von Frankreich auf dem Kreuzzuge von 1147 mit Heinrich Plantagenet bekannt und — vertraut ward, weshalb ihr Gemahl von ihr sich scheiden ließ und die von ihr ihm zugebrachten Länder herausgab. Da sie folglich eben so reich als schön war, heirathete sie Heinrich und so lebte sie von 1154 bis 1204 als Königin von Engelland. Sie mochte auf dem Kreuzzuge manchem Deutschen bekannt geworden sein, und sonach wird der Spruch nicht viel später als 1154 fallen.

Berta las weiter:

Die Linde ist an dem Ende
nun jahrlang ob' und bloß.
Mich haßet mein Gefelle:
nun entgelt' ich des ich nie genoß.
Viel sind unfätter Weiber:
die benehmen ihm den Sinn;
nun weiß Gott wohl die Wahrheit,
daß ich ihm die holdeste bin.
Sie können nichts als trügen
gar manchen kindlichen Mann:
O weh mir seiner Jugend!
Die thut mich in der Sorgen Vann.

Ein zartes Lied weiblicher Sehnsucht nach dem Geliebten, sagte Baron Wilmar; aber deshalb darf man nicht auch schon eine Dichterin annehmen. Die Dichter des Mittelalters liebten es nicht selten, ihr Lied einer Frau in den Mund zu legen. Besonders

gefällt mir der Eingang, wo die Klagenbe sagt, daß die Linde nun für sie das ganze Jahr hindurch leer und laublos sei, d. h. daß es für sie keinen Sommer und keine Sommerfreuden gebe.

Eingänge, die auf Sommer oder Winter hinweisen, werden später ständig und so verlieren sie ihren Reiz, meinte Haspinger. Berta ging weiter:

„Reitest du nun hinnen,
 aller mir der liebste Mann?
 Du bist in meinen Sinnen
 für alle, die ich je gewann.
 Kommst du nicht mir schleunig,
 so verlier' ich meinen Leib:
 den möcht' in all der Welte
 Gott nimmer mir vergelten,“
 sprach das minnigliche Weib.
 „Wohl dir Geselle guter,
 daß ich jemals bei dir lag.
 Du wohnst mir in dem Ruthe
 stets, sei Nacht es oder Tag.
 Du zierest meine Sinne,
 ja, du bist mir dazu hold
 (nun merk' wie das ich meine),
 als edeles Gesteine,
 wo man das legt in das Gold.“

Fi done! rief das Alt-Hoffräulein; wie kann ein ehrbares Mädchen, und zumal eine Dame von Stande, solch ein unzüchtiges Gedicht vortragen! Ich schäme mich, es hier gehört zu haben. Man sollte doch, wenn man an dergleichen Unsitlichkeiten leider Wohlgefallen findet, leuschere Ohren damit verschonen. Käme dergartiges nochmals vor, so sähe ich mich genöthigt, den Saal zu verlassen, so leid es mir auch thun sollte.

Um des Himmel willen! Woran, meine Genädige, nehmen Sie bei diesem unschuldigen Liedchen denn eigentlich Anstoß? fragte erstaunt Graf Huno.

Unschuldig nennen Sie es, wenn ein Mädchen sich rühmt,

mit einem Manne ihr Lager getheilt zu haben? fragte Rüngold höchst indignirt dagegen.

Das also war es! entgegnete Huno. Nun da beruhigen Sie nur Ihr emporbes jütlisches Gefühl. Die Sache ist nicht so schlimm, wie Sie sie aufzufassen belieben. Zusammenkünfte der Liebenden gab es so lange die Welt steht. Im Mittelalter aber war es Sitte, wie wir aus Ulrich von Lichtensteins Frauen Dienst ersiehen, daß bei solchen Zusammenkünften die Liebenden nicht allein waren, daß vielmehr auch andere Frauen und oft in größerer Anzahl Theil daran nahmen. Die Liebenden nahmen dabei auf einem Ruhebette, einem Sopha, eine halb liegende Stellung ein, das ist Alles. Der Ausdruck: sie habe bei ihm gelegen, hatte damals so wenig verhängliches, als wenn wir heut sagen, sie habe neben ihm gegessen. Ich wünsche also, daß Sie Fräulein Verta wegen Ihrer Beleidigung um Verzeihung bitten.

Rüngold sagte darauf, sie habe das nicht gewußt; ihr Gefühl sei zart, und wenn die Sache sich so verhalte, so bedaure sie ihre Äußerung; aber ihr Gefühl sei einmal zart, o zart!

Alle saßen mit unwilligen Blicken das Hesträulein an; selbst der Hauptmann schüttelte mißbilligend sein Haupt; aber der alte Graf winkte freundlich der bitter gekränkten Verta und bat sie fortzufahren; sie gehorchte.

Ich grüße mit Gesänge die Stube,
die ich vermeiden nicht will und nicht mag.
Daß recht ich von Munde sie mochte grüßen,
ach Leides; des ist nun schon mancher Tag.
Wer diese Strophen nun singe vor ihr,
der ich mit Schmerzen entbehre hier,
sei's Weib oder Mann, der grüße sie doch von mir.

Die Lande mir dienen, mir dienen die Reiche,
wenn bei der Minniglichen ich bin;
doch wenn ich von ihrem Anblick weiche,
ist all meine Macht und mein Reichthum dahin.
Kummer der Sehnsucht nur ist mir dann Habe;
so kann ich an Freuden aufsteigen und abe:
ihre Liebe, so hoff' ich, den Wechsel einst bringe zu Grabe.

Seit daß ich sie gar so herzlich minne
 und wanlos zu allen Zeiten sie trage
 Beides in Herzen und auch im Sinne,
 zuweilen fürwahr mit mancher Klage,
 was giebt mir darum die Liebe zu Lohne?
 Da bietet sie mir es so rechte schöne:
 eh ich sie lieh', ich lieh' eher die Krone.

Es sündiget wahrlich, wer das nicht glaubt,
 ich möchte wohl leben manchen lieben Tag,
 ob nimmer Krone mir, lām' auf's Haupt;
 nicht mich vermess'n ohn' sie des ich mag.
 Verlöbre ich sie, was hätt' ich alsdann?
 Da taugt' ich zu Freuden noch Weibe noch Mann,
 und wäre mein bester Trost beides in Acht und in Bann.

Dieses Lied, äußerte Verta sich nun, ward bereits zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts dem Kaiser Heinrich VI., dem Sohne Friedrichs I., zugeschrieben, und dieser galt denn auch bis auf die neueste Zeit unbestritten als Verfasser. Zuerst hat Professor Lachmann die Verfasserschaft Heinrichs leise angezweifelt und später hat Professor Haupt, auf gewichtige Gründe gestützt, es geradezu bestritten. Ein Dichter, der wirklich König sei, sagt er, könne der Geliebten gegenüber sich nicht so aussprechen, wie es in diesem Liede der Fall sei. Bildlich aber könne jeder Dichter so sich äußern, und viele hätten es auch wirklich gethan. Auf das Widerspiel der Zartheit des Gedichtes und der Rauheit der Gesinnung Heinrichs legt er nicht einmal ein Gewicht; denn auch ein rauher, gewaltthätiger Mann könne eine Zeit gehabt haben, da er zarte Lieder sang. Auch will er gar nicht bestreiten, daß Heinrich gedichtet habe, nur dieses Lied sei nicht von ihm. Sie mögen damit nun es halten, wie sie selbst es wollen. Sicher ist, daß die Sammler der Lieder schon im dreizehnten Jahrhunderte darauf ausgingen, ihre Sammlungen mit vornehmen Namen zu schmücken, und so konnten die Ausdrücke des Liedes bei oberflächlicher Auffassung sie wohl bestimmen, dasselbe dem Kaiser Heinrich zuzuschreiben, zumal wenn er als Dichter schon anderweitig bekannt war.

Nun da höre mich doch Einer! sprach jetzt lächelnd Haspinger. Die Frauen haben sonst, wie man behaupten will, mehr Neigung zum Dogma als zur Kritik; Sie jedoch stellen sich in die vorderste Reihe der Kritiker, denn man hört es Ihrer Rede nur zu deutlich an, daß Sie den Kaiser fallen lassen.

Allerdings haben mich die Gründe des Kritikers Ausig gemacht, erwiderte ihm Berta.

Nich ganz und gar nicht, rief da mit Stolz das Hoffräulein. Es ist doch ganz was anderes, wenn ein wirklicher König sagt: Mir dienen die Lande und die Reiche, wenn ich bei der Geliebten bin; bin ich ihr aber fern, so ist es aus mit meiner Macht. Fühlen Sie nicht auch so, lieber Künrich?

Nein, antwortete Künrich; denn wenn ein wirklicher König das sagt, so lügt er. Ein Dichter, der nicht wirklich König ist, darf wohl so sprechen, denn er spricht bildlich, lügt also nicht.

Das bräutliche Fräulein warf ihm einen zornigen Blick zu und setzte zugleich ihren Fächer in Bewegung; Berta aber, da Niemand das Gespräch aufnahm, fuhr fort.

Von nun an haben wir es mit Gedichten genannter Dichter zu thun. Der erste Dichter, der uns entgegen tritt, ist: der von Kürnberg. Die Kürnbergger waren Dienstmänner theils der Bernhardenabtei Wilhering an der Donau, westlich von Linz gelegen, theils der Grafen von Burghausen und Peilstein. Bekannt sind ihrer sechs, nämlich Burtward um 1139, Markwart um 1140, Kuonrad um 1147, Heinrich um 1150, Gerold um 1155, und Walthar um 1161. Ob von diesen einer, und welcher der Dichter war, das wissen wir nicht, da des Dichters Vorname unangegeben ist. Seine Lieder sind meist in der Strophe der Ribelungen gedichtet. Sie sind sämtlich einem Mädchen in den Mund gelegt.

Es hat mir in dem Herzen gar oft schon wehgethan,
daß ich des begehrte, das ich nicht mocht' empfahn
noch jemals mag gewinnen. Das ist schädlich traun:
nicht mein' ich Gold und Silber, nein, unter'n Leuten kann man's
schaun.

Ich zog mir einen Falken länger denn ein Jahr.

Als ich so zahm ihn hatte, daß er mir folgsam war,

und ich ihm sein Gefieder mit Golde wohl bewand:

da schwang er sich zur Höhe und flog hin in ein ander Land.

Zeit sah ich den Falken schöne fliegen.

Er trug an seinem Fuße seidene Riemen;

es strahlte ihm sein Gefieder in goldrothem Schein:

Gott sende sie zusammen, die gern Gelieben wollen sein!

Das Lied bedarf keiner Erläuterung weiter, sagte Verta; denn daß unter dem Falken und dem, das den Leuten gleicht, der ihr entwichene Geliebte gemeint sei, leuchtet sogleich ein. So mit kann ich ein zweites Lied vortragen.

Ich stand mir spät noch gestern an einer Linde,

da hörte ich einen Ritter gar schöne singen

in Rürnberges Weise wohl aus der Leute Schaar:

er muß das Land mir räumen oder dienen mir fürwahr!

„Nun bring' doch her mir schleunigst mein Roß, mein Streitgewand,

denn ich muß einer Frauen räumen das Land.

Sie will mich dazu zwingen, daß ich ihr held sei:

sie muß der meinen Liebe, traun, wohl immer gehen frei!“

Weib so wie Federspiel die werden leichte zahm;

wenn man sie recht nur locket, so suchen sie den Mann.

So warb ein kluger Ritter um eine Jungfrau gut:

wenn daran ich gedenke, so steht wohl doch mir der Muth.

Lieder wie dieses nannte man später Wechsel, weil zwei Wechselreze führen, gab Verta zur Erläuterung, und wir können dieses Wort wohl unbedenklich zur Bezeichnung auch früherer Gedichte dieser Art annehmen, denke ich. Wir ersahen aus diesem Liede übrigens, daß die in dem ersten beklagte Abwendung des Ritters von der Jungfrau keine ernstlich gemeinte war; er wollte durch seine scheinbare Abwendung nur ihre Liebe weden. Das dritte Lied, gleichfalls ein Wechsel, lautet:

Leid machet Sorge, viel Liebe Wonne.

Eines höflichen Ritters gewann ich Kunde:

daß mir den benahmen die Merker und ihr Reid,
 des mochte mir mein Herze nie froh werden seit.
 „Dort das Siebengeschürte, sieh, das birget sich.
 So thu, schöne Jungfrau! Wenn du siehest mich,
 so laß du deine Wile gehn an einen andern Mann,
 so mag es Niemand merken, wie's unter uns ist gethan.“

Hier begegnen wir zum ersten Male den Merlern, d. h. den Aufpassern bei Liebesverhältnissen, einer von den Minnesängern begreiflicher Weise vielbescholtenen Menschenklasse. Sie hinderten oder erschwerten zum wenigsten die Zusammenkünfte der Geliebten, oder wie es hier heißt, sie benahmen ihr den Geliebten, und so wird ihnen Haß und Reid zugeschrieben, der freilich, von anderer Seite betrachtet, nur Eifer war, sagte Verta erläuternd, bevor sie fortfuhr:

Es werden es billigen, wenn ich dem Kürnberg zunächst einen Landsmann, den Dietmar von Aist oder Agist, folgen lasse. Agist heißt ein Fluß in Oberösterreich ob der Enns und die Stammburg der Aister lag zwischen Nied und Bartberg. Der Dichter Dietmar erscheint urkundlich zwischen 1143 bis 1171. Er war ein Sohn Godefrids von Aist, der im Stiftungsbriefe des Klosters Gleink 1126 als Zeuge vorkommt. Das ist Alles, was wir von dem Dichter wissen.

Ein Mägdlein stund alleine,
 sie blickte über die Heide,
 sie harrte ihres Lieben:
 da sah sie Falken fliegen.
 „So wohl dir, Falke, daß du bist!
 Du fleuchst, wohin dir lieb ist,
 du erkiesest dir im Walde
 einen Baum, der dir gefalle.
 Also hab' auch ich gethan,
 ich erlor mir einen Mann,
 den wählten meine Augen:
 Das werden schöne Frauen: —
 Ach! liebten sie mir doch mein Lieb:
 keine ich noch von dem Geliebten scheid!“

Schön und naiv, sagte der alte Graf; hier ist noch keine Spur von dem oft gespreizten Wesen des späteren Minnegefangen. Aber das Liedchen hat mir auch in seiner Einfalt und Wärme immer gefallen.

Nicht minder schön ist das folgende, antwortete Berta. Hören Sie nur:

So weh dir, Sommerwonne,
daß Vogelsang ist zerronnen!
So ist auch hin der Linde Laub.
Jahrlang schon mir trüben auch
sich die hellen Augen.
Lieb, du sollst nicht schauen
hin nach andern Weibern:
ja, Held, die sollst du meiden!
Da du zum ersten sahest mich,
da dünkt' ich doch in Wahrheit dich
so recht liebenswerth: daran
mahn ich dich, du lieber Mann.

Ich weiß nicht, wie Sie das unbedeutende Liedchen loben mögen, ließ sich in wegworfendem Tone das Alt-Hoffräulein vernehmen. Ich finde darin nichts Standesgemähes, nichts Hohes, nichts Sublimes; keine Spur von dem Dufte eines adelichen Gefühles. Es ist ganz gemein, bürgerlich und sicherlich mit Unrecht dem Ritter von Aist zugeschrieben.

Ihr Urtheil, meine Genädigste, sagte Haspinger, wollen wir gerne gelten lassen, aber mit der billigen Einschränkung auf Sie selbst.

Wir sind mit Ihrem Urtheile völlig einverstanden, werther Herr, sprach da Irmgard. Leider, fügte sie spöttisch lächelnd hinzu, sind wir so unglücklich geartet, daß wir nicht so vollkommen adeliche Gefühle zu hegen vermögen, wie die gute Künigold; aber was können wir Armen dafür?

Das Hoffräulein stieß ihren Verlobten mit dem Ellenbogen in die linke Seite, daß er ihr doch beispringe; der Hauptmann

aber ließ nur dumpfe, unverständliche Töne vernehmen. Er hatte offenbar keine Lust, in diesem Streite einen Speer zu brechen, und auch die grimmigsten Blicke und immer heftiger werdenden Rippenstöße seiner Braut vermochten ihn nicht aus seiner Ruhe zu bringen; sie bewirkten bloß, daß er seinen Stuhl weiter von ihr abrückte. — Berta fuhr fort:

Schläfest du, mein Friebe!
 man wecket leider ach uns schiere (schnell);
 ein Vögelein so wohlgethan
 dort in der Linde hub zu singen an.
 „Ich war gar sanft entschlafen:
 nun rufest du, Kind: Wasen, Wasen!
 Lieb ohne Leid mag nimmer sein.
 Was du gebeutst, das leist' ich, Freundin mein.“
 Die Maid begann zu weinen.
 Du reitest hin und läßt mich eine.
 Wenn doch willst du wieder her?
 O weh! du führtest meine Freude dar (dahin).

Berta schwieg; Ringold aber ward unruhig in ihrem Stuhle. Man sah es ihr an, gern hätte sie ihren horreur wiederum ausgesprochen; aber sie gedachte noch an ihre Niederlage, und da der Hauptmann niemals ihr den Rücken, nicht einmal den Rückzug deckte, so beschloß sie nur zu seufzen. Aber, das nahm sie sich fest vor, büßen sollte er ihr für solche Nichtachtung und Widerseghlichkeit.

Es giebt doch sonderbare Wörter in der alten Sprache, sagte endlich Irmgard. Frieber oder Friebe ist jetzt Eigennamen, eine Verkürzung von Friedrich. Hiezu aber kann es nicht Eigennamen sein: was bedeutet das Wort eigentlich?

Nicht mehr und nicht minder als Liebender, antwortete ihr Gaspinger. Sie kennen doch das Wort Freien, auf die Freit gehn? Um eine freien heißt jetzt: um eine werben; aber die eigentliche Bedeutung von frijôn, freien, ist: lieben. Von diesem frijôn stammt nun das Wort fri, Weib, — ist doch des Weibes Grund-

zug die Liebe, — ferner Freund, d. i. frijond, der liebende, und der Name der Götterkönigin Frigga, wie das Wort Friede.

Ich bin Ihnen dankbar für die Mittheilung dieser schönen Verwandtschaft, sagte Irmgard freundlich; aber wir wollen Verta nicht zu lange aufhalten.

Es giebt zwar noch eine Anzahl Gedichte, die den Namen Dietmars tragen, aber sie sind jünger in den Wortformen und reiner im Reime, dürften daher wohl einer etwas späteren Zeit und einem andern, vielleicht gleichnamigen Dichter zugehören. Ich übergehe sie und wende mich zu den Sprüchen und Liedern eines Fahrenden, Spervogels. Von seinem Leben und Schicksalen ist uns, da er ein Fahrender, ein Mann aus dem Volke war, begreiflich keine Kunde überliefert worden. Wissen wir doch auch von den meisten Dichtern edler Abkunft, wenn sie nicht zufällig als Zeugen in Urkunden auftreten, nichts als den Namen, der oft nicht einmal hinreicht, ihre Heimat sicher zu bestimmen, da der gleiche Name nicht selten gleichzeitig in Oesterreich und am Rheine, in Baiern und in der Schweiz, in Thüringen und in Schwaben vorkommt. Da müssen denn mundartliche Eigentümlichkeiten und andere Hindeutungen in ihren Gedichten die Heimat bestimmen helfen; wo jedoch diese mangeln, bleibt sie unbestimmbar. Man ersieht daraus, daß auch in der Dichtkunst Blüthezeit die Dichter als Dichter nur wenig galten; selten nennt sogar ein Dichter einen andern. Wie anders war das in Griechenland und Rom; aber in Deutschland stand bei aller Höhe der Dichtkunst des Volkes Bildung auf tiefster Stufe. — So wissen wir denn auch von unserm Spervogel nichts mit Sicherheit als eben, daß er ein Fahrender war, wie das schon die Art seiner Gedichte bekundet. Von Minne und Frauendienst ist bei ihm keine Spur; aber an Mannigfaltigkeit der besungenen Gegenstände und an Reichthum der Gedanken überragt er alle ritterlichen Dichter seiner Zeit und, was seinen Werth noch höher hebt, er ist, wie aus dem Volke hervorgegangen, auch durch und durch volkstümlich. Ich gebe zuerst seine Lieder, dann die schönsten und kernigsten seiner Sprüche.

Er ist gewaltig und auch stark,
 der zur Weihnacht geboren ward:
 das ist der heilige Christ.
 Ihn lobet Alles was da ist,
 der Teufel nur verneinet:
 um seinen großen Uebermuth
 ward ihm auch der Höllenpfuhl zu Theile.

In der Hölle ist böse Statt:
 wer da Heimath inne hat,
 die Sonne scheint ihm nimmer licht,
 der Mond auch leuchtet dort ihm nicht,
 noch die lichten Sterne:
 ihn ärgert Alles was er sieht:
 ja wahrlich! in dem Himmel wär' er gerne.

Im Himmelreich ein Haus steht,
 ein gülbner Weg hinein geht;
 die Säulen sind von Marmor blank,
 die zieret unsers Herren Hand
 mit edelem Gesteine:
 Niemand da hineinkommt,
 er sei denn ganz von allen Sünden reine.

Wer gerne zu der Kirche geht
 und ohne Haß darinne steht,
 der mag wohl fröhlich leben;
 dem wird zuletzt gegeben
 der Engel Gemeinde.
 Wohl ihm, daß er jemals ward!
 im Himmel ist das Leben also reine.

Ich hab' gebietet lange
 leider einem Manne,
 der in der Hölle Wohnung hat;
 der prüfet meine Rissethat;
 sein Lohn der ist böse:
 Hilf mir, heiliger Geist,
 daß ich mich noch von seinen Banden löse!

In der That, sagte Irmgard, das ist vollsthumlich, und
 das Haus im Himmel mit den blanken Marmorsäulen und dem

goldenen Wege, der dazu führt, klingt fast wie eine letzte Erinnerung an Walhalla oder ein anderes der Götterhäuser, von denen wir bereits Kunde erhalten haben. Bitte, liebe Verta, fahre fort!

Verta las weiter:

Christ sich hin der Marter gab,
er ließ sich legen in ein Grab,
das that er durch die Gottheit:
damit löst' er die Christenheit
von der heißen Hölle.
Er that es aber nimmermehr,
daran gedenke fleißig wer da wolle.

An dem osterlichen Tage
da hub sich Christ aus dem Grabe:
der König aller Kaiser,
der Vater aller Waisen
sein Geschöpf erlöste:
in die Hölle strahlte ein Licht:
er wollte seine Kinder alle trösten.

Kräuter des Waldes
und Erze des Goldes
und der tiefe Abgrund,
die sind, Herr, dir alle kund,
sie stehn in deinen Händen:
alles himmlische Heer
dich möchte nicht vollloben bis zum Ende.

Also auf ein Weihnachtslied ein Osterlied, sagte Leodegar, doch etwas spruchartig gehalten, wie es einmal die Weise dieses Dichters ist.

Sage mir doch einer der Herren, woher die Benennung Oftern stammt, unterbrach ihn Irmgard; Pfingsten, weiß ich, kommt aus dem Griechischen und Weihnacht versteht sich von selbst.

Vielleicht, entgegnete ihr Hespinger, und vielleicht auch nicht, wie man es nimmt. Die Nacht, in welcher Christus geboren ward, kann allerdings die „heilige Nacht“ genannt werden; aber da Oftern Östarün, der Genitivus von Östarä ist, wozu tag zu verstehen sein wird, der Tag der Östarä jedoch der Festtag einer deutschen Göttin

war, so könnte vielleicht auch Weihnacht ursprünglich etwas ganz anderes als die Geburt Christi bezeichnet haben. Noch bei den Angelsachsen hieß die Weihnacht *mædra niht*, d. h. die Nacht der Mütter.

Sie sind doch nicht die „Mütter“ im zweiten Theile des Goethe'schen Faustes, zu welchen er hinabsteigt, um den Dreifuß zu holen? fragte Irmgard.

Nein, diese sind nicht gemeint, erwiderte Haspinger. Von diesen Müttern Goethe's haben die Angelsachsen ebenso wenig gewußt, als Goethe von den angelsächsischen Müttern.

Aber Sie spannen meine Wißbegier auch ungebührlich lange, sagte da Irmgard; machen Sie endlich einmal und kommen Sie zur Sache!

Jeder Glaube hat seine Wunder, fuhr Haspinger unerbittlich fort; und je steifer er an den seinen hält, desto minder ist er geneigt, die Wunder eines andern Glaubens gelten zu lassen. Oder lassen Sie es als ein Wunder gelten, was die Hellenen behaupteten, daß Athene mit Helm und Speer aus dem Haupte des Zeus hervorgesprungen, und daß Dionysos aus seinem Schenkel hervorgegangen sei? Sie nennen das eine Fabel, oder nicht? Aber mit gleichem Rechte, wie sie behaupten, erklären die Juden und Mahomedaner die Gottheit Christi und die Jungfräulichkeit der Maria für eine Fabel. Streiten Sie, wie Sie wollen; Jehovah ist der eine und einzige Gott, sagen die Juden, und: Nur Allah ist Gott und Mahomed ist sein Prophet, rufen die Araber. Und was wollen Sie gegen die alten Skandinavier einwenden, die da behaupteten, ihr Gott Heimdall sei der Sohn neun jungfräulicher Mütter, und er sei von ihnen in jener Nacht geboren worden, die deshalb „der Mütter Nacht“ heiße, und die man im ganzen Norden als die geweihte Nacht feierlichst begiebt?

Jetzt verstehe ich Sie, sagte lächelnd Irmgard; Sie wollen nur sagen, man habe das Fest der Geburt Christi auf den Tag eines heidnischen Festes verlegt. Nun das mag sein; aber wie steht es nun mit Ostern?

Die Ostara, bei den Angelsachsen Eástre, war eine Frühlingsgöttin der alten Deutschen, antwortete Haspinger, deren Fest

bis heute noch in dem Namen wenigstens sich erhalten hat. Erst im Jahr 1859 hat Zappert in Wien ein altes Lied entdeckt und herausgegeben, in welchem steht:

Östarä stellit chinde honse, egir suozin.

was heißt: Östarä stellt dem Kinde Honig und süße Eier auf. Schon der Stabreim Östarä: egir, beweist das Alterthum des Liedes. Ich will aber abbrechen, sonst könnte ich Ihnen noch sagen, daß die Scandinavier keine mütterliche Göttin Östarä, wohl aber einen Zwerg Austri kannten, der im Osten das Himmels-gewölbe stützt; und von Austri könnte ich auf den römischen Auster, den Südwind, der ja den Frühling bringt, gelangen, und auf die alten Ausones, d. h. die Südtaler, ja sogar auf die Aurora, welches für Ausora stehn könnte, wie Papius für Papiusius. Aurora würde zu Östarä genau sich verhalten, wie das lateinische soror (für sosor, svasor) zum deutschen swester. Aber genug; ich bitte Fräulein Verta fortzufahren.

Das war wieder einmal eine gelehrte Abhandlung, sagte schalkhaft Verta; wie hausbaden werden daneben die Sprüche des ehrlichen Spervogels sich ausnehmen. Doch hören Sie nur:

Wer in fremden Landen reiche Tugend hat,
der sollte nimmer kommen heim, das wär' mein Rath,
er habe denn da denselben Rath.
Es ward nie Mannes Lob so gut,
so das von seinem Hause fährt,
da man ihn wohl erkennt;
was hilft es, daß man trägt Esel
mit schnellem Rosse rennet?

Es ziemt dem Helden, daß er froh nach Leide sei.
Ain Unglück jemals ward so groß, es ist dabei
ein Glück: des mag man sich versehen:
nach Schaden kann dir Heil geschehn.
Verloren ihr ein vergänglich Gut,
ihr Helden, laßt es fahren;
deswegen doch verzaget nicht:
nein, Kraft wolt offenbaren.

Was hilft's dem Hesse, daß es bei dem Futter steht,
 und auch dem Wolfe, daß er bei den Schaafen geht,
 wenn zuzulangen man verwehrt?
 Nicht beher wahrlich jener fährt,
 Der käuflich findet was er will,
 doch nicht es mag vergelten:
 ein Licht in fremdes Mannes Hand
 erfreut den Blinden selten.

Wer einen Freund will suchen, wo ihm keiner steht,
 nach Wild im Walde spüren, wenn der Schnee zergeht,
 und unbeschaut laufet viel,
 und wettet auf verlornes Spiel,
 und dienet einem largen Mann,
 daß ohne Lohn er bleibet:
 dem wird am Ende Reue kund,
 ob er's die Länge treibet.

Wer lange dient, da man sich nicht auf Dienst versteht,
 zu weissen Schloß ein Nebenschlüssel treulos geht,
 wer falschen Nachbar auch gewann:
 mit Bittere nährt sich solcher Mann.
 Ob er sich so betragen will,
 daß arm er nicht verdirbet,
 von Gottes Hülfe es kommen muß:
 Mit Schmerzen nur er wirbet.

Es überdringt das Glück die Kunst. Es geht der Muth
 oft nach des Reichen Jagheit schlecht belleidet. Gut
 der Thor nur vor der Ehre spart.
 Die Zucht erheischet grauen Bart.
 Die Treue macht beliebt den Mann
 und weiße schöne Frage.
 Gefallen meistert wohl den Kauf:
 der Schade trennt die Rage.

Traun! man soll einen Vierermann wohl dreißig Jahr
 darauf behalten (was ich sage, das ist wahr),

ob man dem Herren widerlag',
 daß er ihm holdes Herze trag';
 denn wem das Gut zu Herzen geht,
 der gewinnt nimmer Ehre.
 Durch meinen Rußen red' ich's nicht,
 nur daß ich's alle lehre.

So weh dir, Armuth! Du benimmst sogar dem Mann
 Verstand und Sinn und rechten Muth, daß nichts er kann.
 Die Freunde sein entrathen leicht,
 wenn seiner Hand das Gut entweicht:
 Sie lehren ihm den Rücken zu,
 umsonst ist seine Frage:
 so lang' er in der Fülle lebt,
 so hat er holde Mäge.

So wohl dir, Wirth, wie wohl du doch dem Hause ziemst!
 an deines Wortes Geltung nimmer ab du nimmst.
 Wie sorglos auch einher man geht,
 der Wirth dem Hause wohl doch steht.
 Der Wirth, der kann des Hauses Recht
 wohl messen nach der Schnüre:
 was sollt' ein weiseloses Heer,
 das ohne Meister führe?

Man soll den Mantel lehren wie das Wetter geht.
 Ein wacker Mann, der nimmt sein Ding wie's immer steht:
 er ist im Leide nicht verzagt,
 die Lust ihm nicht zu sehr behagt.
 's ist heute mein und morgen dein:
 so theilet man die Hube.
 Gar oft er selber fällt hinein,
 Der andern gräbt die Grube.

Nur eine Frage, sagte schüchtern Frau von Teufelslein; was soll
 heißen: Der Wirth kann des Hauses Recht nach der Schnüre messen?
 Er kann bestimmen, antwortete ihr der alte Graf, wie er es
 in seinem Hause gehalten haben will.
 Berta laß weiter:

Daß stets ich Unglück habe, seht, das thut mir weh.
 So muß' ich ungetrunken gehn von einem See,
 daraus ein kühler Brunnen floß;
 gewaltig er sich hin ergoß.
 Da küßte mancher seinen Durst
 und ward da wohl ergetzt:
 wie oft ich meinen Raps hin bot,
 er ward mir nie genehzt.

Und trägt nicht gute Kleider an ein reines Weib,
 so kleidet ihre Tugend doch den leuschen Leib,
 daß sie mit reichstem Schmucke geht,
 so wie die lichte Sonne steht
 in vollem Glanz am hellen Tag
 lauter und auch reine:
 wie viel die falsche Kleider trägt,
 ihr' Ehr' ist immer kleine.

Wer seinen guten Freund sich wohl erhalten will,
 den soll er vor den Leuten strafen nicht zu viel,
 bei Seite führ' er ihn hindann,
 dort seine Rüge heb' er an,
 so höret es der Fremde nicht,
 da zürn' er ihm viel schre:
 er halt' ihn vor den Leuten wohl,
 des hat er immer Ehre.

Wer gute Wiße hat, der ist gar wohl gebor'n.
 Was man dem Bösen vorspricht, das ist ganz verlör'n:
 und giebt man ihm den besten Rath,
 wie selten er's für gut empfahet.
 Er woll' denn allen seinen Sinn
 an ganze Tugend lehren,
 so mag man einen wilden Bär'n
 noch leichter harsen lehren.

Man sagt zu Hofe Nähre,
 wie getrennt nun wäre

Kerling und Gebehart.

Sie lügen, so mir mein Bart!

Zween Brüder, — wohl! — sie zürnen
und unterzäunen wohl den Hof,
die Stiegel aber nimmet sie verdürnen.

Ich will gleich, um Fragen zuvor zu kommen, das zum Verständniß dieses Spruches Nöthige mittheilen. Kerling ist eigentlich der Sohn des Kerl, des freien Bauers. Hier aber in Verbindung mit Gebehart, hier der „Hart gebende,“ der Geizige, steht es für Gereling, den Habgierigen. Unterzäunen, durch einen Zaun den Hof in zwei Hälften scheiden. Stiegel, die Treppe, um den Zaun zu übersteigen, wie in den Wildhagen. Verdürnen, durch Dornen ungangbar machen. Nun weiter:

Ich sag' Euch, lieben Söhne mein,
Euch wächst weder Korn noch Wein;
ich kann Euch nirgends zeigen
das Leben noch das Eign.
Nun gnab' Euch Gott der Gute,
und geb' Euch Glück und alles Heil:
noch immer lebt von Dänemark Frute.

Aus diesem Spruche lernen wir, daß Spervogel Söhne hatte, denen er jedoch, weil er arm war, weder Leben noch Eigengut hinterlassen konnte. Er tröstet sie daher mit der Milde der Großen, als deren Vorbild in dieser Hinsicht der Dänenkönig Frute galt.

Der König Frodi hat eine reiche und schöne Säge, nahm der Graf Huno das Wort. Ich finde wohl später Gelegenheit, Sie damit bekannt zu machen. Heute, da der Abend schon vorgerückt ist, enthalte ich mich dessen.

Berta also fuhr fort:

Mich plagt das Alter sehr,
das auch Herigere
alle seine Kraft benahm.
Es soll der jugendliche Mann

bedenken sich in Zeiten,
wenn er zu Hofe werde leid,
daß er zu seinem Hause könne reiten.

Der hier genannte Heriger ist ohne Zweifel ein Held, der einst seine eigene Sage hatte, die jedoch verklungen ist. Wenn Professor Simrock in Heriger den Vornamen Spervogels sehen will, so übersieht er dabei nur Grammatik und Logik. Im Beowulf kommt ein Georogär als Bruder Gröðhgärs vor, aber wir erfahren von ihm nichts. Daß unser Dichter als Fährer mit der Heldensage vertraut war, würde sich von selbst verstehen, auch wenn er nicht Beweise davon gegeben hätte. Doch weiter:

Wie der Reiche sich pflegt,
wenn dem Armen sich bewegt
durch das Land der Stegeriff!
Daß ich ohne Unterschweif,
als den Bart entspringen
ich fühlte, nicht zum Pfluge griff,
des muß ich nun mit Rühfalten ringen.

Weist du, wie der Igel sprach?
„Gut ist eigenes Gemach.“
Haus dir baue, Kerling,
darin schaffe wohl dein Ding!
Die Herren sind erlarget:
wer dahcime nichts besitzt,
wie mancher guten Dinge der darbet!

Wie der Regen sprühe,
der Gast hinaus muß frühe;
der Wirth hat trocken seinen Fuß
oft, wenn der Gast muß
die Herberge räumen.
Aber im Alter Wirth will sein,
der soll sich in der Jugendzeit nicht säumen.

„So viel vertragen mag ein Mann
(Kerling sagen es begann).“

daß die Leute spotten sein.“

Wohlbehalten wird er sein,
ist er widersäße.

Zween Hunde stritten um ein Bein,
da trug zuletzt von dannen es der Mäße (Bissige).

Zween Hunde stritten um ein Bein.

Der Jage stund und knurrt', allein
was half ihm all sein Anurten?

Vergebens war sein Murren,
der andre Hund, der trug es
von dem Tische hin zur Thür:

er stund vor seinen Augen dort und nug es. ¹

Einen Wolf die Sünde trieb

in ein Kloster, wo er blieb,

daß er geistlich möchte leben;
man hieß der Schaaf ihn pflegen.

Seit ward er unskäte:

er biß todt so Schaaf wie Schwein

und sagte, daß des Pfaffen Hund es thäte.

Ein Wolf und ein kluger Mann

huben Schach zu spielen an;

sie spielten Reid' um großes Gut.

Der Wolf begann doch seinen Ruth

nach seinem Vater wenden;

denn als ein Widder kam daher,

da gab er beide Thürr' um einen Fenden. ²

Mich dauert Frut von über Meer ³

und von Hausen Balthar,

Heinrich von Olbischenstein,

von Stausen minder auch nicht ein.

Gott gnade Werinsharte,

der auf Steinberg einst saß

und nimmer, wo Frau Ehr' es wollte, sparte.

¹ Venagte es. ² Fende, Fußfeldner, Bauer im Schachspiel. ³ Der oben genannte Frut von Dänemark.

Wer soll nun auf Steinberg
würken Werinhartes Werk?
Hei, wie er lich und auch gab!
Daß er den Viedermann wies ab,
des wollt' er nie beginnen.
So war sein Wille. Kam's dazu,
sie schieden von einander wohl in Minne.
Als der gute Werinhart
auf die Welt geboren ward,
da begann er theilen all sein Gut,
da gewann er Rüdigeres Ruth:
der saß zu Bechelare
und schirmte manchen Tag die Mart:
der Milde heißt er schon seit manchem Jahre.
Von Steinberg man die Tugend nennt,
daß es als Erben anerkennt
nur den, des Ehre nie erliegt.
In diesem Kampf es hat gesiegt.
Nun hat es einen Erben:
von Detingen den werthen Stamm:
der wird ihm seinen Namen nicht verderben.

Ich muß schon gestehn, daß ich die geschlechtskundlichen Kennt-
nisse, welche zur Erklärung dieser Spruchreihe auf Steinberg nöthig
sind, nicht besitze, sagte Berta; vielleicht aber, da wir es mit
lauter entschieden guten Geschlechtern hier zu thun haben, wird
Fräulein von Herblingen die Güte haben, den reichen Schatz ihrer
genealogischen Kenntnisse zu erschließen und meiner, Gott seis ge-
klagt, großen Unkenntniß in dieser Sache beizuspringen.

Alle schwiegen und harrten, aber das Alt-Hoffräulein erklärte,
daß sie ihre reichen Aufzeichnungen leider nicht zur Hand habe; ohne
dieselben jedoch wage sie in so wichtiger Angelegenheit ihre Mei-
nung nicht zu äußern. Da sagte der alte Graf von Hünenberg:

Ich bin zwar kein großer Genealoge; einiges aber hoffe ich
doch zur Erläuterung angeben zu können. Gehn wir Zeile für Zeile

das Lobgedicht, das dem Herrendienste angehört, durch, und dazu bitte ich um Ihr Buch. Er hatte bereits in Voraussicht dessen, was da kommen würde, sich mit den Gegenständen bekannt gemacht, und als er das Buch von Verta jetzt erhielt, begann er: Der erste, der genannt wird, ist Walther von Hausen. Ich denke, Rhein-Hausen in der Gegend von Mannheim wird gemeint sein. Da giebt es nun einen Walther, den Vater Friedrichs, des Dichters, der noch 1173 eine Urkunde Kaiser Friedrichs I. bezeugte. Wir erhalten somit auch eine Jahrzahl zur Bestimmung des Alters des Lobspruches. Was den zweiten betrifft, Heinrich von Sibichenstein, so muß ich bekennen, daß ich über ihn nichts zu sagen weiß. Unter den alten Magdeburgischen Burggrafen von Sibichenstein kommt, so viel ich weiß, kein Heinrich vor. Aber liegt die Reichsburg Sibichenstein bei Halle an der Saale nicht in zu großer Entfernung für unsern Dichter, der ohne Zweifel dem Süden, vielleicht der Schweiz angehört? Sollte es nicht auch in Süddeutschland ein Sibichenstein gegeben haben? Der dritte, Einer, nämlich ein Heinrich von Staufen, ist nachweisbar. Es wird Heinrich Graf von Steveningen oder Nienburg gemeint sein, der sich auch von Staufen bei Landsberg nannte und von 1130 bis 1172 als Vogt des Klosters Wessobrunn urkundlich vorkommt. Der vierte, dem das Lob eigentlich gilt, ist Werinbart von Steinberg oder Steinsberg, gewöhnlich Gräfen-Steinberg genannt, bei Gunzenhausen. Er bezeugt eine Urkunde Kaiser Lothars vom Jahr 1128. Der fünfte, Rüdiger von Bechlare, ist aus den Nibelungen bekannt. Zuletzt wird der Detinge Stamm gelobt. Die Detingen besaßen wirklich seit Werinbarts Tode, etwa seit 1175 bis 1766, die Steinbergischen Güter. Das ist es, was ich allenfalls mittheilen kann.

Danke, verehrtester Herr Graf, danke zum Schönsten, sagte Verta, sich freundlich verneigend. Ich wußte ja, daß man bei Ihnen nie vergebens anklopft. Aber ich bin nun mit meiner heutigen Aufgabe zu Ende; denn die folgenden Sänger, obwohl sie in ihren Formen noch einfach sind, haben wenig Volksthümliches und gehören mithin dem Kunstgefange an. So lade ich Sie denn

sämmtlich ein, mir gefälligst an den Theetisch dort zu folgen, nachdem Sie mich werden, wie sich das von selbst versteht, für meine Geschäftsführung gebührend belobt haben.

Das geforderte Lob ward ihr dargebracht, Graf Huno aber geleitete sie zum Theetische, die Andern folgten.

Den Gegenstand des Gespräches bildete ein kurzer Rückblick auf sämtliche Dichtungen des ersten Zeitraumes, mit welchem man an diesem Abende fertig geworden war. Man kam zu dem Endurtheile, daß, wenn das Christenthum das Volk nicht genöthigt hätte, mit seiner ganzen Vergangenheit zu brechen und eine ganz neue Bahn einzuschlagen, die Dichtung ohne Zweifel sich volksgemäßer und schöner würde entfaltet haben, als es unter dem neuen Verhältnisse möglich war.

Man war im eifrigsten Gespräche und sprach auch den Tassen fleißig zu, als ein Diener dem Hauptmanne Künrich von Stoffeln einen großen Brief mit großem fürstlichem Siegel brachte. Er war vor kurzer Zeit angekommen, da der alte Herr Graf die Gewohnheit hatte, die für Forstede bestimmten Briefe jeden Abend auf der nächsten Postablage abholen zu lassen. Der Hauptmann erbrach ihn sogleich, nachdem er um Erlaubniß gebeten, und las lange still für sich, bald zustimmend mit dem Haupte nickend, bald ein dumpfes Hum, hum! so, so! vernehmen lassend. Als er mit dem Lesen fertig war, sah er sich rings im Kreise um, gleich als bedürfe er gutes Rathes und wage doch nicht, Jemand darum anzufragen. Als der alte Graf dies merkte, sagte er freundlich zu dem Unschlüssigen: Nun, lieber Herr Hauptmann, haben Sie da eine erfreuliche Botschaft erhalten? Sind Sie etwa gar zum Major befördert worden? Ich sehe, es ist ein herzogliches Cabinetschreiben, was Sie da halten.

Von Seiner Durchlaucht allerhöchst eigenhändig geschrieben, antwortete der Hauptmann; aber ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll.

Ist es nichts Geheimen, so geben Sie das Schreiben einmal mir her; vielleicht daß wir einen guten Rath für Sie finden, wenn wir nur erst wissen, warum sich's handelt, da Sie eines solchen zu bedürfen scheinen. So sagte der alte Graf und streckte seine Hand nach dem Schreiben aus.

Etwas Geheimes ist es nicht, antwortete Rünrich; vielmehr ist sein Inhalt, zum Theil wenigstens, bereits heute dem Officiercorps ohne Zweifel bei der Wachparade mitgetheilt worden, und der andere Theil kann auch kein Geheimniß bleiben, so oder so.

Nun so werden wir des Schreibens Inhalt wohl auch erfahren dürfen, sagte Baron Wilmar; geben Sie denn das herzogliche Handschreiben in Gottes Namen her.

Der Hauptmann reichte dasselbe dem alten Grafen, und dieser las nun laut, wie folgt:

Wir Eitelstrij VII., Herzog von Kraxingen, gefürsteter Graf von Dünkelsberg-Habkugel-Handimjad; Dynast von Rauchstetten und Dampfsheim u. s. w., an den gewesenen Hauptmann unserer Garde, Rünrich von Stoffeln.

Mein lieber gewesener Hauptmann von Stoffeln!

Zu Meinem größten Bedauern habe Ich dieser Tage von Ihrer Liebden, Meiner Tante, Durchlaucht, vernehmen müssen, daß Sie sich aus dem Stande ritterlicher Freiheit in den Stand ehemännlicher Dienstbarkeit, d. h. der sogenannten heiligen Ehe, zu begeben gedenken. Plagt Sie denn der Teufel, he? Sie haben doch einige vierzig Jahre auf dem Rücken, und sollten Verstand haben! Nun, meinewegen, das schreiende Kind mag seinen Zulp oder Rutscher haben. Da es Mir nun aber durchaus nicht conveniret, in Meinem Kriegeheere, das immer schlagfertigt sein soll, Officiere zu haben, die von einer Schürze abhängig sind, da auch Ich, der Kriegsherr, ledig bin und, so Gott will, bleibe: so entlasse Ich Sie hiemit in Gnaden aus Meinen Kriegsdiensten, denn Ich will die zu erwartende junge Brut möglicher Weise nicht des Vaters berauben, und zwar mit um so größerem Rechte, als Sie es unterlassen haben, um Meine Bewilligung zu der von Ihnen intendirten Ehe, die Sie freilich nun und nimmer erhalten hätten, einzukommen. Ich kann einmal die verheiratheten Officiere nicht leiden, damit basta.

Da Sie aber, wie Ich wohl weiß, eine gute ehrliche Haut sind, wenn Sie auch nicht das Pulver erfinden würden, wenn es zum Glück nicht schon erfunden wäre, und sich deshalb auch Meiner ganz besonderen Gunst und Gewogenheit immer erfreuten

— denn die schnippischen Alles-besser-wissen-woller kann ich einmal nicht leiden, basta: so will Ich Ihnen denn auch diese Meine Gunit und Gewogenheit keineswegs entziehen, sondern vielmehr Sie mit einem anderen Dienste um Meine unmittelbare allerhöchste Person in Gnaden betrauen, im Fall nämlich, wie Ich erwarte, Sie Ihre pflichtschuldigste Geneigtheit, diesen Dienst anzunehmen, bis Morgen Abend geziemend Mir zu erkennen geben. Seine Majestät, der Großtürk und Padischah, hat, wie mir Mein Oberhofprediger und Gewissensrath sagte, einen Wischi-Waschi oder Rambutschi-Waschi, oder wie der Kerl sonst heißt, d. i. einen geheimen Oberpfeisenstopfer und Tabakanzünder. „Nun, was der Großtürke haben kann, das kann Ich, ein christkatholischer Fürst und allemal von besserem Adel als Er, auch haben,“ sagte Ich zu Meinem Oberhofprediger Zwiebelischeli. So habe Ich denn in Gnaden beschlossen, besagte neue Hofcharge und neuen Leibdienst bei Meiner allerhöchsten Person zu creiren, und da Ich Sie zu dieser Stelle für ganz besonders geeignet halte, habe Ich Sie zu Meinem geheimen Leibpfeisenstopfer u. s. w. in Gnaden ernannt. Punktum.

Da Ich aber auch weiß, daß Sie sich aus besonderer löblicher Inclination nicht ganz unbedeutende Meriten um das Uniform- und Kleidungswesen (worauf Ich aber nicht eben viel halte) erworben haben: so geruhe Ich, Sie zugleich zu Meinem Leibzopfbewahrer zu ernennen, und das um so füglicher, als das Pfeisenstopfen und Tabakanzünden Ihnen hinlänglich Zeit übrig lassen dürfte, auch besagtes zweites Amt zu Meiner Zufriedenheit pflichtschuldigt getreu zu verwalten. Müßiggänger kann Ich nicht leiden, und Ich vereinige beide Hofämter um so füglicher, als Mir Meine verdammten Landstände immer mit ihrem unebrerbietigen „Sparsamkeit! Sparsamkeit!“ (Ich bin kein Verschwender) in den Ohren liegen. Sie erhalten freie Wohnung im Schloß nebst Nahrung und Kleidung wie alle Meine Leibdiener. Ihre zukünftige Frau mögen Sie, wo Sie wollen, einquartiren; im Schlosse leide Ich einen solchen alten Drachen nicht. Dabei bleibt es, basta. Sie können sie immer ernstlich anhalten, Meine Pfeisen gehörig

zu reinigen (besondere Mühsicht erfordern die Meerschamköpfe) und Meine Böpfe in Ordnung zu halten. Das erwarte Ich. Punktum. An baarem Gehalte sehe Ich Ihnen dreihundert Gulden aus; das ist, denke Ich, raisonabel und fürslich bezahlt.

Somit verbleibe Ich

Ihr wohlgeneigter

Titelfriß VII.,

Herzog von Krähingen u. s. w. eigenhändig.

Raum hatte der Graf von Hünenberg, der den alten, sonderbaren Herren genau kannte, und demzufolge über diesen seinen Brief sich nicht eben sehr wunderte, das fürsliche Handschreiben zu Ende gelesen, als das Alt-Hoffräulein, grün vor Grimm im Gesichte, aufsprang, dem alten Herrn den Brief aus den Händen riß, ihn zu Boden warf und mit beiden Füßen darauf herumtrat. Aber eben so rasch war der Alt-Hauptmann und neue geheime Pfeifenstopfer Seiner Durchlaucht aufgesprungen. Er ergriß die Lebende am Arme, befahl ihr das Schreiben sofort aufzuheben und verlangte, daß sie den Herrn Grafen um Verzeihung bitte. Aber da kam er schön an. „Sie!“ rief sie, sich hoch aufrichtend, „Sie wähen mir etwas befehlen zu können? Das Band, das uns bis heute vereinte, zerreiße ich. Unser Verhältniß ist gelöst. Gehn Sie und stopfen Sie dem alten Bären seine abgeschmackten Pfeifen und sagen Sie ihm, daß der alte Trache ihn verachte. Ja, Sie thun wohl daran, dem alten herzoglichen Rauchfange den Tabak anzuzünden, das ist für Sie eine ganz würdige Beschäftigung; mein Platz aber ist fortan im Kloster der heiligen Ursula: dort will ich der falschen Welt und ihres schnöden Treibens vergessen; dort will ich ein frommes, nur Gott und meinem Heilande geweihtes Leben führen. Tabin ziehe ich mich zurück für immer und diese Nacht noch reise ich ab.“

Tamit verließ sie ohne Gruß und Abschied den Saal; Niemand aber gieng diesmal ihr nach, sie aufzuhalten.

Ende des ersten Bandes.

Herbstabende und Winternächte.

Gespräche

über

Deutsche Dichtungen und Dichter.

Von

Ludwig Ettmüller.

Zweiter Band.

Erzählende Dichtungen des dreizehnten bis sechzehnten
Jahrhunderts.

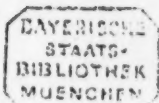
Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1866.



Buchdruckerei der J. G. Gotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.



Hof und Kloster.

Der Winter war gekommen. Schnee bedeckte zwar Berg und Wald noch nicht; aber der See am Fuße von Forstед, dessen Wellen das Auge bisher erfreuet hatten, bot jetzt den Blick auf eine spiegelglatte Eisfläche dar, die das Licht der Sonne in den Stunden des Mittags blendend zurückwarf. Im täglichen Leben auf Forstед hatte im Ganzen sich wenig geändert. Der Alt-Hauptmann zwar hatte bereits sein Amt als herzoglicher geheimer Oberpfaffenstosser und Zopfbewahrer angetreten und er hatte es verstanden, sich immer mehr und mehr in der Gunst des alten wunderbaren Herren festzusetzen, und zwar durch das einfache Mittel, daß er, der Herzog mochte sagen und behaupten was immer auf der Welt er wollte, alle Mal sagte: „Ja Euer Durchlaucht haben unbestreitbar recht; es ist in der That ganz so, wie Sie zu sagen geruhen.“ Dabei war es ihm völlig gleichgültig, wenn der alte Herr heute das gerade Gegentheil von dem behauptete, was er gestern zu behaupten geruhet hatte. Auch noch eine andere höchst lobliche Eigenschaft oder vielmehr Fähigkeit beurkundete er sehr bald zu größter Zufriedenheit seines Herren: er verstand sich nämlich darauf, die verschiedenen Sorten Rauchtabak, die der Herzog in reichster Auswahl sich hielt, immer auf neue Art zu mengen und zu mischen, so daß Seine Durchlaucht oft es rühmte, er wisse jetzt erst, was Tabakrauchen eigentlich sei, und er bedaure, nicht schon früher den Hauptmann von Stoffeln an diesen Platz gestellt zu haben, für welchen er unlängbar geboren sei. So brachte es denn der Geheime Oberpfaffenstosser durch seinen Einfluß endlich dahin, daß

Eitel Fritz VII. in Nachahmung Friedrich Wilhelms I. von Preußen ein Tabakskränzchen errichtete, in welchem immer die neuen Disputationen Künrichs ein Examen rigorosum zu bestehen hatten. Da nun in Folge dieser wichtigen Beschäftigung des Herzogs die Regierung und Verwaltung des Landes ganz den Ministern überlassen blieb, so waren auch diese mit der Wirksamkeit Künrichs höchlich zufrieden und sie beeilten sich bei dem Herzoge den unterthänigsten Antrag zu stellen, die Verdienste des Geheimen Oberpfeisenstopfers um Fürst und Land durch einige Orden zu belohnen, welchem unterthänigsten Gesuche denn auch sofort huldreichst entsprochen ward. Bei dieser Sachlage ist es kaum zu erwarten, daß der Alt-Hauptmann an den Abendunterhaltungen auf Forstede ferner Theil nehme, und die Versammelten werden seiner weisen und tief sinnigen Bemerkungen leider fürderhin wohl entbehren müssen.

Das Alt-Hoffräulein, deren ermunternder Gegenwart die Gesellschaft leider auch von nun an sich nicht mehr erfreuen kann, war mit ihrem Verhältnisse im Kloster der heiligen Ursula keineswegs so zufrieden, wie der Herr von Stoffeln mit dem seinen. Sie hatte das Noviziat angetreten; aber die klösterliche Strenge, der geforderte Gehorsam, die acht bis zehn Stunden Gebet an jedem Tage wollten ihr ganz und gar nicht behagen. Hätte sie im Kloster nicht allerhand kleinere und größere Reibungen unter den Nonnen und Intriguen mancher Art vorgefunden, und hätte ihr eine alte Nonne nicht eingeredet, sie, die einzige Dame von Stande im Kloster, würde ohne Zweifel nach dem Tode der Priorin die regierende Frau Mutter werden, sie würde wohl kaum ihr Novizienjahr vollendet haben. Aber diese Aussicht, und die tagtäglich unter den Nonnen vorkommenden Zänkereien, in denen sie bald eine Hauptrolle spielte, hielten sie fest und hielten ihr über die Leiden des Noviziates so ziemlich hinweg. Zwar einmal bei einem Streite im Kloster war es ihr schlecht, sehr schlecht ergangen. Die Nonnen hatten sich in zwei völlig gleichstarke Partheien geschieden, deren eine Küngold führte, während die andere unter dem Commando einer Knochenfesten, faustgewaltigen, gewesenen Bauerbirne stand. Von Worten kam es zu Schlägen, und jede Nonne

schlag mit dem darein, was ihr zunächst in die Hand gelangte. Die Frau Priorin mochte schelten und Griede gebieten, wie sie wollte, es half nicht; so lange die Nonnen eine Hand rühren konnten, schlugen sie darauf los, und Kängold war (zwar wider ihren Willen, denn sie wollte als Führerin ihrer Parthei, wie's dem Feldherrn gebührt, außerhalb der Schlachtreihe stehen) unter die Häufte der genannten Bauerdirne gerathen, welche sie denn auch braun und blau klopfte. Nicht minder empfindlich für sie war, daß ihr die Frau Priorin sechs Tage einsamer Gast bei Wasser und Brot auferlegte, und hätten ihr ihre Freundinnen nicht allerhand gute Bissen nebst Kaffee und Thee heimlich zugesiebt, sie würde die geschlagene Schlacht vielleicht tief betruet haben.

Der alte Graf war trotz der Frische des Winters rüdrig und munter. Täglich machte er seinen mehrstündigen Spaziergang, gieng auch fleißig auf die Jagd, und mancher Hase und manches Reh ward nach Forstede getragen, die sein sicher treffendes Gewehr erlegt hatte. Jrmgard und Berta, Wilmar und Huno nahmen häufig zu Hofsse an den Jagden Theil, denn beide Frauen waren sattelfeste, wohlgeübte Reiterinnen; bald aber auch erlustigten sie sich mit Schlittschuhlaufen auf dem See, welche Kunst ebenfalls Frauen wie Männer trefflich verstanden.

An diesem Vergnügen nahm nun auch ein neuer Gast auf Forstede regen Antheil. Es war dieß der junge Professor Edman aus Upsala, den daselbst Graf Huno kennen gelernt und liebgewonnen hatte. Eine Einladung nach Forstede war die Folge davon, welche um so lieber angenommen ward, als Edman bereits beschloßen hatte, den Winter und das nächste Frühjahr in Italien zuzubringen. Forstede lag von seiner Straße nicht weit ab, und so hatte er zu großer Freude des jungen Grafen Borden gehalten. Er war der einzige Sohn eines reichen Bonden, der einen Freihof unweit der Stadt Wadstena am Wettersee in Ostgoetaland bewohnte und bebaute. Er kannte sein Vaterland durch und durch, und so wußte er die Theilnahme der ganzen Gesellschaft durch seine lebensvollen Schilderungen des so anziehenden Bondenlebens so zu wecken und zu erhalten, daß er bald ein

Kiebling aller, besonders aber der Frauen ward. Es war daher ganz begreiflich, daß sie sich alle Mühe gaben, ihn den ganzen Winter auf Forstede festzuhalten, was ihnen denn auch gelang. Im Eislaufe war er Meißer, und manches konnten unsere Freunde und Freundinnen in dieser Beziehung von ihm lernen.

Wundersam aber und auffällig war es bei diesen Vergnügungen, daß je mehr Huno und Verta einander zu suchen, desto mehr Irmgard und Wilmar einander zu meiden schienen, und auch sonst war eine gewisse Spannung zwischen beiden wahrnehmbar, deren Ursache sich Niemand zu deuten wußte, zumal da beide gleichmäßig jede Spannung ablängneten.

Auch das war wunderbar, daß, so oft sich beide in ein Gespräch verwickelten, fast immer die Religion der Gegenstand des nicht selten sehr aufgeregten und aufregenden Streites ward. Irmgard war Katholikin, Baron Wilmar Protestant; aber beide waren so hochgebildet und auch so verträglich und rücksichtsvoll gegen alle Anderen, sie mochten ein Glaubensbekenntniß haben, welches sie wollten, daß ihr Benehmen gegen einander nothwendig desto mehr Aufsehen erregen mußte.

Leodegar war auf Forstede geblieben, da ihm der alte Herr Graf die Erlaubniß dazu von seinem Abte ausgewirkt hatte; Haspinger aber war nach der Universitätsstadt zurückgekehrt, aber nicht um den Winter hindurch daselbst Collegia zu lesen, sondern um sich für den Winter Urlaub zu erbeten, den er denn auch nach Forstede mit zurück brachte.

Ueber Frau von Teufenstein endlich ist nichts zu sagen, denn sie betrugte sich unausgesetzt in dem ihr gewohnten, hergebrachten Gleise.

Erster Abend.

So treffen wir denn die Gesellschaft am Abende des fünften des Christmonats an dem uns bekannten Tische im runden Thurmzimmer auf Forstled, und den Professor Haspinger als Vorsitzenden.

Die deutsche Heldensage, begann dieser, hat das Schicksal gehabt, daß sie auch im dreizehnten Jahrhunderte, der Zeit der Blüthe der Dichtkunst, den Sängern aus dem Volke, den „fahrenden Leuten“ überlassen blieb. Keiner der ritterlichen Epiker hat sich an ihr vergrißen, und nimmt man Wolfram von Eschenbach aus, erwähnt nicht einmal Einer derselben. Wenn diese Mißachtung der höfischen Dichter auf der einen Seite die Heldensage einer gewissen Formvollendung beraubte, verdanken wir auf der anderen doch gerade diesem Umstande die Erhaltung derselben in ihrer Reinheit. Betrachten wir, was aus der britunischen Heldensage ward durch die Bearbeitung derselben durch die französischen Trouvères des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, so können wir vielleicht ahnen, was aus der deutschen Heldensage geworden wäre, wenn die ritterlichen Epiker ihre Beachtung derselben zugewandt hätten.

Dennoch blieb das höfische Rittergedicht nicht ohne Einfluß auf die deutsche Heldensage. Auch unter den fahrenden Leuten gab es einige, die höfische Dichter sein wollten, und die daher die Form des Rittergedichtes auf ihre Bearbeitungen der deutschen Heldensage übertrugen. Aber wie weit diese Nachwerke hinter den anderen, die die hergebrachte Form beibehielten, zurückstehn,

das lehrt schon die oberflächlichste Vergleichung derselben mit einander.

Doch ist dies nicht der einzige Einfluß des Rittergedichtes auf die deutsche Heldensage. Jene meist umfangreichen Werke wurden die Ursache, daß man die einzelnen Sagen, die früher selbständig dastunden, mit einander verschmolz und so Sagenkreise bildete, gerade wie auf der anderen Seite die Gralsage mit der Artusage, der Argonautenzug mit dem Trojekriege verschmolzen ward. Es ist gleichsam, als wären diesen Dichtern die jahrsihschen Worte Geseß gewesen, die Goethe fünf Jahrhunderte später im Vorspiel auf dem Theater den dramatischen Dichtern zuruft:

Besonders aber laßt genug gesehn!

Man kommt zu schaun, man will am liebsten sehn.

Wird Vieles vor den Augen abgespinnen,

So daß die Menge staunend gaffen kann,

Da habt ihr in der Breite gleich gewonnen,

Ihr seid ein vielgeliebter Mann.

Die Masse könnt ihr nur durch Masse zwingen:

Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus.

Wer Vieles bringt, wird manchem etwas bringen,

Und jeder geht zufrieden aus dem Haus.

Wir müssen daher zunächst unsere Aufmerksamkeit diesen Sagenkreisen zuwenden. In jedem derselben steht ein Hauptheld in der Mitte, um welchen sich die anderen Helden, meist zwölf an der Zahl, reihen. Wollen wir diese Sagenkreise nun vollständig überschauen, so reichen dazu die erhaltenen deutschen Quellen nicht aus; wir müssen vielmehr zu diesem Zwecke die alt-nordische Wolsungasaga und Wifkinsaga herbeiziehen. Sie beruhen beide auf älteren Liedern; die, welche die Grundlage der Wolsungasaga bilden, sind uns zum Theil wenigstens in den epischen Liedern der Sämundischen Edda erhalten; diejenigen aber, auf welchen die Wifkinsaga, im dreizehnten Jahrhundert nach niederdeutschen Liedern und Erzählungen von Männern aus Bremen und Münster zusammen geschrieben, beruhet, sind, scheint es, für immer verloren. Nur ein einziges Lied ist, und erst vor wenigen

Jahren, aber in viel späterer Auffassung, von Gödeke aufgefunden worden, das niederdeutsche Lied von Ermenrichs Tode. Neben der isländischen Willkinajaga giebt es auch eine altschwedische, wohl noch aus dem vierzehnten Jahrhundert, die zu jener im Ganzen stimmt, aber doch in einzelnen Begebenheiten abweicht, folglich eine zum Theil wenigstens verschiedene Quelle voraussetzt.

Bitte, wandte sich Irmgard an den Professor Edman, wie kamen Isländer und Schweden wohl dazu, in Norddeutschland alte Lieder und Erzählungen zu sammeln, und dieselben in ihrer Sprache wiederzugeben?

Ungefähr ebenso, antwortete dieser, wie die Deutschen im dreizehnten Jahrhundert dazu kamen, französische Gedichte deutsch zu bearbeiten. Das Bedürfniß der Unterhaltung trieb sie dazu. Hätten Sie eine Vorstellung von unseren langen Wintern und ihren finsternen, hoch oben im Norden zwanzig Stunden langen und noch längeren Nächten, in denen sich in den einsamen Dondelhäusern Alles um den Herd zusammendrängt, so würden Sie sehr leicht begreifen, welchen hohen Werth da neuer Stoff zur Unterhaltung haben muß.

Es waren doch nicht etwa gar wildgrausame Wikinge, denen wir die Erhaltung dieser Sagen zu verdanken haben? fragte Verta.

Nein, antwortete ihr Edman. Die Wikingsfahrten hörten so ziemlich auf mit dem Ende des zehnten Jahrhunderts. Auch giengen die Wikinge nicht gerade auf den Erwerb solcher Güter aus. Gewiß waren es friedliche Kaufleute oder auch Romfahrer, und die konnten schon nach solchen Schätzen begierig sein.

Der erste Sagentreiß, fuhr Haspinger fort, den wir betrachten, ist der rheinische. Sein Hauptheld ist Sigufrid (Sigfred, Sigfröd, Sigward, Sigurd), der Sohn Sigmunds und der Sigulind (Sissila, Sissibe in der Willkinajaga, Hjördis in der Edda). Er stammt von Wodan selbst ab (Siggi, Herir, Walso, Sigmund, Sigfrid), wie alle echte Heroen göttlicher Abkunft sind. Er tritt in der Edda in Verbindung mit den Rheinkönigen Gunther, Hagene, Godesmar (Gutormr in der Edda, Gernot im Nibelungenliede), den Söhnen Gibicho's (Ginli in der Edda, Tancrat im Nibelungenliede). Er

verlobt sich erst mit der Valküre Brunhild, der Tochter Votilo's, der Schwester Hilo's, heirathet aber dann die Grimhild (Gudrun in der Edda), die Tochter Gibicho's (Dancrats in den Nibelungen) und führt die Brunhild Gunthern als Weib zu, was seine Ermordung zur Folge hat. Keine Thaten werden in der Edda von ihm gerühmt, außer daß er den Drachen Fafnir erlegt nebst dessen Bruder Hegin, dadurch den Hort gewinnt und den Tod seines Vaters Sigmund (der in dem Nibelungenliede noch lebt) an dessen Feinden, den Hundingen rächt. Er erscheint hier demnach als völlig mythischer, nicht menschlicher Held. Hier sind also noch die einfachsten Verhältnisse. Aber schon das Nibelungenlied erweitert diese bedeutend. Hagene scheidet aus dem rheinischen Herrschergeschlechte, und für ihn tritt als dritter Bruder Giselher ein, und die Rheinkönige heißen da burgundische, wie in der That die *lex Burgundionum* die alten Könige Gibico, Gundahari, Gedomar, Gislahari anführt. Hier begegnen wir also der ersten Anlehnung an die Geschichte. Da in dem Nibelungenliede das mythische Wesen Sigurds beseitigt ist, selbst sein Drachenkampf nur obenhin erwähnt wird, und die Erwerbung des Hortes, der nicht mehr Fafnirs Lager ist, ganz anders erzählt wird (er gewinnt ihn den Zwergen Nibelung, Schilbung und Alberich ab); so mußte eine neue That Sigurds beigebracht werden, in welcher er als menschlicher Held erscheinen konnte. Dazu nahm man den Kampf Karls des Großen gegen den Sachsen Widukind (nach der Taufe Lindiger geheissen). Aber auch der Heldentheil Gunthers ward mit Namen bereichert, von denen weder Edda noch Wolsunga-saga etwas weiß. Diese Namen sind: Volker, Dancwart, Erwin, Sindolt, Hunolt, Hunolt, Gere und Edewart. Diese acht nebst den drei Königen Gunther, Gernot, Giselher und dem grimmigen Hagen gaben die Zwölfszahl. In dem Rosenkranz wird die Zwölfszahl gewahrt, wenn die Helden zum Theil auch andere Namen tragen; aber im Dietleib, einem willkürlichen Nachwerk in der Form des höfischen Epos, ist deren Zahl bereits auf einige zwanzig gesteigert. Sie werden jene und diese später kennen lernen.

Wie wunderbar doch die Entstehung und das Wachsthum

einer Heldensage ist! sagte darauf Irmgard; so hätte ich mir die Sache nie vorgestellt.

Es wird des Wunderbaren noch mehr sich zeigen, entgegnete ihr Hilmar, haben Sie nur etwas Geduld. Caspinger aber fuhr fort:

Der zweite Egentreiß ist der Dietrichs von Bern, oder des ostgothischen Theoderichs. In dem alten Hildebrandsliede ward nur dieser unter „vielen Helden“ als sein Begleiter genannt, und das Volkslied fügt nur den Herzog Amalung hinzu, der nur noch im Rosengarten genannt wird. Bald sehen wir aber auch hier die Zwölfszahl der Helden, nämlich Hildebrand, Wolfhart, Wolfbrand, Wolfrin (die Wolfsinge), Eigefrab, Helseich, Gerbart, Wiltart, Ritschart, Helmnot, Witeche, Heime. Die beiden letzten fallen später von Dietrich ab, und statt ihrer werden dann Eigehar und Wicnand angegeben. Noch andere werden in anderen Gedichten genannt, so daß also auch hier Aenderung und Vermehrung stattfand. — Auch das Mythische fehlt nicht in der Dietrichsage, ebensoenig, als die Sigfridsage desselben entbehrt. Sämmtliche Dietrichsagen nämlich lassen sich in zwei Gruppen sondern; in der einen sind die Gegner des Helden feindliche Menschen, in der anderen aber Riesen, Zwerge, Drachen, Lindwürmer und andere Unthiere. In diesen Kämpfen vertritt Dietrich den alten Donnergott Thonar, und deshalb wird ihm auch hier der glühende Feuerathem beigelegt, wie der Blitz auf der anderen Seite Thonars Bartrede heißt. Wenn Thonar in seinen rothen Bart murmelt, durchzücken den Himmel Blitze. Wenn deshalb in Folge christlicher Deutung Dietrich zu einem Sohne eines Abes oder gar des Teufels gemacht wird, so heißt das nicht mehr und nicht minder als: er, Dietrich-Thonar, ist ein Sohn Wodans, was allerdings seine Wichtigkeit hat. Ja, Dietrich ist in einer anderen Sage geradezu Wodan selbst, nämlich da, wo er als der nächtliche wilde Jäger auftritt. Wenn also W. Grimm den Dietrich von Bern mit dem Wolfdietrich, d. h. dem von einer Wölfin aufgesaugten oder, nach anderer Darstellung, von Wölfen beschützten Dietrich für gleich annimmt, da auch dieser ein Lindwurmtöbter ist, so ist dagegen

nichts einzuwenden, insofern er eben nur diesen mythischen Dietrich im Auge hat. Mit dem geschichtlichen Theoderich hat der Dietrich der Sage ohnehin nichts gemein als gleichnamigen Vater, Theodomer: Dietmar, und daß der eine wie der andere seine Jugend nicht in der Heimath verlebte; Theoderich war Geisel am Hofe des griechischen Kaisers, Dietrich lebte als Vertriebener bei Egelu. In allem Uebrigen bilden sie Gegensätze: Theoderich war immer vom Glücke begünstigt, Dietrich meist vom Unglück heimgesucht.

Es ist eigen, sagte da Irmgard, daß die Haupthelden der deutschen Sage immer mit dem Mißgeschick zu kämpfen haben, wenn sie nicht gar ihm erliegen. Darin unterscheiden sie sich von den sagenhaften Helden der Hellenen, Römer und Elawen.

Mit Mißgeschicken haben alle diese Helden zu ringen, entgegnete ihr Wilmar; denken Sie nur an Odyßeus und Aeneas, an Ajas und Marko Kraljewicz. In solchem Ringen und Kämpfen offenbart sich eben der Heldencharakter. Wenn dennoch über die Helden der Hellenen eine gewinnende Heiterkeit, über die römischen ernste Würde verbreitet ist, so ist das eben der allgemeine Volkscharakter, den der Held des Volkes natürlich tragen muß.

Sie haben wohl recht, sagte Irmgard; aber wir wollen den Vortragenden nicht durch meine Einfälle aufhalten.

An diese Hauptkreiße, fuhr dieser fort, schließen sich nun zwei andere und treten mit beiden in enge Verbindung, waren aber ursprünglich selbständig und unabhängig, die Sagen von Ermenrich und Egel. Wir können sie jedoch nicht mehr als selbständigen Sagentkreiße behandeln, weil die den selbständigen Kreiß bildenden Gedichte uns verloren sind, und wir sie nur in der Wilkina haben.

Ermanarich, der gewaltige Gründer des gewaltigen Gothenreiches an der Weichsel, ward mit der Sigfridsage dadurch in Verbindung gebracht, daß er die Swanhild, die Tochter Sigurds und der Gudhrun (Grimhild) zu seiner Gattin erwählt, aber auf falsche Beschuldigung vom falschen Sibicho durch Hesse todttreten läßt und dadurch seinen eigenen Untergang herbeizieht. Mit der Dietrichsage kommt er dadurch in Verbindung, daß man ihn zum Bruder Dietmars, des Vaters Dietrichs, machte. Er, der Vernichter

seines eigenen Geschlechtes durch Eibich's Rathschläge, schon auch Dietrich's Flucht aus Italien — denn Ermenrich ist da römischer Kaiser — zur Folge hat. Daß von ihm einst auch noch Anderes und Vieles gesungen ward, und daß er der Mittelpunkt eines großen Heldentheiles war, geht schon aus dem angelsächsischen Gedichte *Vidsiths Fahrt* hervor, wo es heißt:

Drauf ich all durchfuhr das Erbe der Gothen,
suchte die kühnsten Hets der Kampfgesellen:
das war Gormanric's Ingesinde.
Hethcan besuchte ich und Beadecan, und die Herelinge,
Emercan und Fridlan und Eästgothan
den fruten¹ und guten, den Vater Unwönes,
Eccan und Beccan, Easfolan und Theodrik,
Heathorik und Eifecan, Hlithe und Ingentherow,
Eädwine und Efan, Agelmund und Hungär,
Wulfhere und Wurmhere; selten dort die Waffen ruhten,
wann der Gräben Heere mit harten Schwertern
beim Wifslawalde² wehren sollten
den alten Adelskith Atla's Leuten.
Rädhere sah ich und Randhere, Rumbstan und Giselfere,
Wibbergild und Freoburik, Wudgan und Hāman:
nicht der Gefinden waren das die feinsten,³
obwohl ich das Hausvoll zunächst nennen mußte.
Gar oft von diesem Harste hallend flog
der gellende Geer nach dem grimmen Bolle;
die wadern walteten da des gewundnen Goldes⁴
des Wehrvolks und der Weiber, Wudga und Hāma.

Von diesen siebenundzwanzig Helden Ermenrich's finden wir in unseren Gedichten nur wenige. Emerca und Fridla sind die Harlunge Imbreke und Fritele, die Brudersöhne Ermenrich's, die er tödtete. Theodrik ist unser Dietrich, der Sohn seines zweiten Bruders. Eifeca ist der ungetreue Eibeke; Rumbstan Wante

¹ Den weisen. ² Weichselwald. ³ Trägsten. ⁴ Der Hals- und Arminge, der Schätze.

Vimstein sein, und Treoburil Friderich Ermenrichs Sohn. Budga und Hama aber sind Witche und Heime. Keiner der andern Namen erscheint in unseren Gedichten; denn der Burgunde Eiselher ist ein anderer.

Will man nun nicht annehmen, daß schon im neunten Jahrhundert Helden zu Ermenrich gestellt wurden, die zu ihm nicht gehören, so kann man aus der Menge der Namen schon auf den Reichthum seiner Sage schließen.

Statt dieser Helden nun nennen im Kreise Ermenrichs unsere Gedichte andere, nämlich Liutwar, der Ermenrichs Heer leitet; Sabene, Eibichs Sohn; Berthung, Herzog von Raben (Ravenna); Nienold und Nantolt, die Söhne Verlers; Witche und Heime; Wadelger, Heimes Vater; Witigore, Witichs Bruder; Witigis; Nibestein; Wate. Später tritt auch hier sehr bedeutende Vermehrung der Helden ein.

Egel (Agilo, Aili, Aetla) endlich trägt zwar den Namen des gewaltigen Hunnenkönigs, der Geißel Gottes, wie man ihn nannte, hat auch dessen Macht; was aber den Charakter betrifft, bildet er den geraden Gegensatz zum Hunnenkönige. Wie er, noch jung, seine erste Gemahlin, die schöne Herka (Helche), die Tochter Nianrichs, sich gewann, erzählt die Willinasage; in unsern Gedichten tritt er nur als bejahrter Mann auf. Mit der Sigfridsage kommt er dadurch in Verbindung, daß er dessen Witwe Grimhild nach dem Tode der Helche heirathet und dadurch den Untergang ihrer Brüder und der Mannen derselben herbeiführt; in die Dietrichsage aber tritt er dadurch ein, daß Dietrich zu ihm flieht und er ihn nun zur Wiedereroberung seines Landes gegen Ermenrich ausrüstet. Ursprünglich haben der Egel der Nibelungen und der Egel der Dietrichsage nichts mit einander gemein. Auch wohnt der erste im Süden, der andre im fernen Osten; aber Beide wurden später zu einer Person verschmolzen. Bei ihm ist Raum für alle Vertriebene, und so dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir deren eine große Anzahl an seinem Hofe treffen. Sein Bruder heißt Blödel (Bleda), beider Vater Botelung (Botilo, Buoli). Seine Helden sind: Rüdiger von Bechelaren, der Wilde, der

getreue Markmann; Irnsrid von Thüringen (der letzte König der Thüringer Irmenfrid); dessen Freund Iring; Ruodung; Hewart; Wolfrat und Astold, Brüder; Hornboge und Ramung von Blachen; Hermann von Polen; Eintram von Griechen; Schrutan. Auch hier kommen dann noch eine große Menge Helden hinzu.

Außer diesen vier mit einander verbundenen Sagenkreisen giebt es nun auch noch eine Anzahl einzelner Heldensagen, über die ich jedoch jetzt nicht eintrete, indem von ihnen besser, wenn von den einzelnen Gedichten zu reden ist, zu handeln sein wird.

Aber das ist ja ein Reichthum an Sagen, wie kein anderes Volk ihn aufzuweisen hat! rief Berta verwundert aus.

Allerdings ist der Reichthum groß, antwortete ihr Gaspinger, und doch ist uns vielleicht nicht einmal der dritte Theil erhalten. Wenn Sie bedenken, daß von allen diesen Sagen keine über die Zeit der Völkerverwanderung hinausgeht, mit einziger Ausnahme der Nothen vielleicht, die in Heldensage verwandelt wurden, so werden Sie mir darin gerne beistimmen. Aber was uns an alten Sagen verloren gegangen ist, das ist uns wieder durch fremde, wie die Arthur- und Gralsage, und neuere deutsche, wie die Karlsage, ersetzt worden.

Ersetzt worden! rief Irmgard unwillig aus, als ob Fremdes je den Verlust des Einheimischen ersetzen könnte! Ich weiß zwar recht wohl, daß gerade unsere Schriftgelehrten mit Hochmuth und Verachtung auf das Altheimische hinsehen und sich mit dem griechisch-römischen Alterthume brüsten, das doch auch nur ein Fremdes ist. Aber wissen Sie, wie mir diese Herren vorkommen, wenn ich ihre knechtische Gesinnung und ihre Speichelleckerei nach Oben zugleich mit den Grundideen des Alterthums, der Freiheit und Manneswürde, erwäge? Wissen Sie es? Ich will es Ihnen sagen: Gerade wie der Esel in der Fabel, der sich in die Löwenhaut hüllte, darin auf seiner Wiese einherstolzte und Disteln fraß.

Aergern Sie sich nicht, meine Herren Professoren oder Professoren, wenn Sie lieber wollen, wenn Sie solche Irrgläubigkeiten hier vernehmen. Wie früher gegen den Adel, scheint meine Freundin jetzt gegen unsere klassischen Gelehrten, diese leuchtenden Sterne

am nächtlichen Himmel, einen Feldzug eröffnen zu wollen, sagte lächelnd Berta, gleich als ob sie beschwichtigen wollte.

Leuchtende Sterne am nächtlichen Himmel! höhnte Irmgard. Dunkelsterne sind sie, die nicht einen Funken eigenes Licht haben, höchstens das fremde widerspiegeln. Sollten sie aber doch den Stolz in sich tragen, mit eigenem Lichte leuchten zu wollen, so würde ich sie lieber mit Irrlichtern als mit der Sonne vergleichen.

Sie sind streng, meine Genädige, wandte sich da Edman zu Irmgard. Was unsere Gelehrten betrifft, so muß ich Ihre Beschuldigung zurückweisen. Alle unsere Gelehrten sind für unser heimisches Alterthum nicht minder begeistert, als für das hellenisch-römische. Wenden Sie nach Kopenhagen oder nach Upsala, Lund und Christiania, und Sie werden sich von der Wahrheit dessen, was ich sagte, überzeugen.

Ich habe gar nicht Ihre Gelehrten im Auge, antwortete ihm Irmgard, sondern die Mehrzahl unserer deutschen. Wollen Sie die verteidigen, mein Herr, wohl an, ich bin bereit.

Lesche nicht, was dich nicht brennt! lautet bei uns ein altes Sprichwort, sagte Edman, und demzufolge mögen sich die deutschen Gelehrten selbst verteidigen gegen Ihre Anschuldigungen.

Ich meine, sagte der alte Graf, wir lassen den Streit fallen. Unser Freund Haspinger hier gehört nicht zu der getadelten Schaar; und die anderen mögen sich fragen, wenn es sie heißt, um Ihnen für Ihr Sprichwort ein anderes zu geben. Ich denke, Sie gehn weiter, lieber Haspinger.

So haben wir uns denn zu den einzelnen Dichtungen zu wenden, nahm dieser hierauf das Wort. Beginnen wir mit der Sigfridsage, so kommen hier drei Dichtungen in Betracht, das Nibelungenlied nebst der Klage, das Sigfridslied und das Rosengartenlied.

Das Nibelungenlied, sagte Irmgard, kennen wir alle durch die treffliche Uebersetzung Simrocks, wie wohl jeder Deutsche dieses sein Nationalepos heutzutage durch die zahlreichen Uebersetzungen wenigstens kennen wird. Hat ja selbst Goethe es ausgesprochen: „Die Kenntniß dieses Gedichtes gehört zu einer Bildungsstufe der

Nation. Jedermann sollte es lesen, damit er nach dem Maß seines Vermögens die Wirkung davon empfangen.“ Jeder hat sich demnach auch wohl sein Urtheil darüber gebildet, wer überhaupt sich ein Urtheil zu bilden fähig ist. Da wir nun dieses große Gedicht doch nicht ganz lesen können in unserem Kreise, ein Stück daraus aber keine Anschauung von dem Ganzen giebt, so meine ich, wäre es wohl am besten, wenn Sie uns über die verschiedenen Gestaltungen, welche diese Sage nach Zeit und Ort erfahren hat, näher unterrichten würden. Wir lernten so nicht nur Neues kennen, sondern wir würden dadurch auch in den Stand gesetzt, Vergleichen von verschiedener Art anzustellen, und gewinnen so ohne Zweifel ein gründlicheres Verständniß der Sage.

Wenn Sie das wollen, antwortete ihr Haspinger, so bin ich dazu gern bereit. In der That, Sie haben vollkommen recht; die Kenntniß der Sage in ihren verschiedenen Umwandlungen ist lehrreicher und folglich mehr werth als die Kenntniß nur eines einzelnen Stückes einer Bearbeitung. Freilich setzt diese Behandlung der Sache die genaue Kenntniß wenigstens einer Gestaltung der Sage voraus; aber da Sie das Nibelungenlied alle kennen, dessen hoher ästhetischer Werth ja so allgemein anerkannt ist, daß eine Hinweisung darauf hier überflüssig erscheint, so können wir Ihrem Vorschlage unbedenklich zustimmen, und demnach die Sache auf diese Weise an die Hand nehmen. So hören Sie denn:

Die Sigfrids- oder Nibelungensage ist ursprünglich eine Göttermythe. Ihren Gehalt hat Lachmann mit folgenden Worten kund gegeben:

Ein herrlicher, leuchtender Gott, ein Gott des Friedens durch den Sieg (= Sigfrid) tödtet die geheimnißvollen Wächter im kalten, nördlichen Todtenreiche (Niflheim, Nibelungeland) und raubt der nächsten Götter (Niflhyrnir = Nibelunge) Gold dem Drachen, der es hütet. Er gewinnt durch den Raub zwar Reichthum und wunderbare Kräfte, aber er kommt auch in die Gewalt der Dämonen. Er muß ihr Bundesbruder werden, sich mit ihrer Schwester vermählen, für den König des Nebelreiches aber mit Hülfe des dämonischen Werkzeuges (der Tarnhaut, Nebellappe) die umstrahlte

Walfrie aus den Flammen holen, in des Königs Gestalt ihren Widerstand bezwingen. Durch den Ring aus dem Schatz vermählt er sich mit ihr; aber sie wird nicht seine, sondern seines Herren Braut. Er stirbt vom Todesdorn (Hagano), dem Sohne des Schredens (Agazi), erstochen, und das geraubte Gold wird in den Rhein versenkt.

Diese Gestalt der düsteren Sage kann jedoch nur auf kritischem Wege gewonnen werden. Die einfachste Gestalt derselben, die gewonnen wird, wenn man das Echte und Alte der Uebersetzung zusammenfügt, alle neueren Zusätze aber ausschneidet, ist folgende, die ich ebenfalls mit Lachmanns Worten gebe:

Sigurid, Sigumundes Sohn, ein Walsung mit leuchtenden Augen und von unglaublicher Kraft, wird erzogen von einem weisen und kunstreichen Alb, der Hegin, d. i. Rathgeber, heißt, und zwar Menschengestalt, aber die eines Zwerges hat. Er schafft ihm ein Ross und schmiedet ihm das beste der Schwerter: so reizt er ihn, der Rabelunge Hört zu erwerben. Zuerst hatten drei Götter das Gold geraubt und aus der Tiefe des Wassers heraufgeführt. Auch ihnen hätte gewiß seine geheimnißvolle, verderbliche Kraft den Tod gebracht, wenn sie es nicht als Vergeld für den von ihnen erschlagenen Ottar gegeben hätten; nicht nur das Gold, wemit der Otterbald bedeckt ward, sondern auch den Ring, welchen sie anfangs behalten wollten. So waren die Götter dem Verderben entgangen: aber das Mittelgeschlecht zwischen Göttern und Menschen, das nun im Besitze des verderblichen Schatzes war, rief sich unter einander auf. Ottars Brüder tödteten den Vater; Hegin dann ward von Fasnur verdrängt, der in Gestalt eines Wurmes das Gold fortan bewachte. Um es ihm zu entreißen, hat Hegin den jungen Sigurid aufgereizt den Wurm zu tödten; Sigurid aber erschlägt beide. Durch das Drachenblut, wovon er trinkt und womit er seinen Leib befeuchtet, wird seine geistige Kraft noch vermehrt und sein Leib vor Wunden geschützt. Durch das Gold und zumal durch den Ring ist er unermeßlich reich. Die Larnhaut giebt ihm die Fähigkeit, seine Gestalt in die eines andern zu verwandeln. Dennoch bei all dieser Herrlichkeit ist er durch den Besitz des Goldes

in die Knechtschaft der Nibelunge gekommen und dem Verderben geweiht. Umsonst verlobt er sich mit der Walkyrie Brunhild: sein Herr Gundahari, der Nibelunge König, will sie selbst haben. In der Tarnkappe unter Gundaharis Gestalt reitet Sigfrid durch die Lohen, die um ihre Wohnung lodern: er giebt ihr den Ring aus dem Schatz und bringt sie dadurch in die Gewalt Gundaharis. Sie erkennt Sigfriden nicht; er selber aber bekommt ein anderes Weib, die Schwester Gundaharis, Grimhild. Brunhild rühmt sich bei einer Gelegenheit des tapfersten und würdigsten Gemahles, dem Sigfrid weichen müsse; da entdeckt ihr Grimhild gereizt den Betrug: der Ring, den sie am Finger trage, sei aus dem Nibelungenschatz; der sie gewonnen habe, sei Sigfrid, nicht Gundahari. Brunhild, die sich nun selbst erinnert, daß sie an dem vermeinten Gundahari die leuchtenden Walsungaugen erkannt habe, wüthig auf Alle, läßt Sigfrid, der für offenen Angriff unbesiegbar ist, meuchlerisch ermorden und tödtet sich selbst. Der Schatz, nach dem Alle, die an ihm Theil hatten, vernichtet sind, fällt an seine ursprünglichen Herren zurück, und sie versenken ihn in den Rhein.

Das ist die ursprüngliche, in sich abgerundete Gestalt des zur Heldensage gewordenen Mythos; sehen wir nun, wie sie uns in Skandinavien entgegentritt. Ich gebe die kurze, auf den Eddaliedern beruhende Erzählung aus Skaldskaparmál, 39.

Man sagt, daß einst die Asen Odin, Loki und Hönir ausgiengen, um sich in der Welt umzusehen. Sie kamen zu einem Flusse und folgten diesem bis dahin, wo er einen Wasserfall bildete. Hier saß ein Otter und aß blinzelnd einen gefangenen Lachs. Flugs griff Loki einen Stein auf, warf und traf den Otter an das Haupt. Da rühmte sich Loki seiner Beute, und daß er mit einem Wurf hier Otter und Lachs erlangt habe. Die Götter nahmen beide mit sich und kamen gegen Abend zu einem Hause, das ein Mann bewohnte, der Freidmar (wohl = Freidh-mär, der Grimmige) hieß und wild und zauberkundig war. Die Asen traten ein, baten um Nachtherberge und zeigten dann prahlend, was sie auf der Jagd erworben hatten. Als aber Freidmar

den Otter sah, rief er seinen Söhnen Fáfnir¹ und Hugin und sagte ihnen, daß ihr Bruder Star erschlagen wäre, und wer das gethan hätte. Zornig gehn sie sogleich auf die Götter los, greifen sie, binden sie und sagen, daß Star ein Sohn Freidmars und ihr Bruder war. Die Asen bieten zu Hauptes Lösung so viel Goldes als Freidmar selbst verlange, und so ward mit ihnen ein Vertrag getroffen und beschworen. Nun ward der Otter enthäutet und Freidmar nahm den Balg und verlangte, daß sie denselben mit rothem Golde ausfüllen und außen ganz mit Golde bedecken sollten.² Da sandte Odin Loki nach Svartalshheim (die Heimat der Nachtälbe, Dunkelälbe unter der Erde), und er kam zu einem Zwerge, der Andwari (Wachsamkeit) hieß und als ein Fisch im Wasser lebte. Loki griff ihn mit Händen und forderte von ihm zur Lösung seines Hauptes alles Gold, das er in seinem Steine hätte. Da trug der Zwerg all sein Gold hervor, und es war dieß ein mächtiger Hort; aber einen kleinen Goldring verbarg er in seiner Hand. Loki sah dieß und forderte auch den Ring. Der Zwerg bat ihm den Ring zu lassen; denn er konnte damit sein Gold vermehren, wenn er ihn befehlte;³ Loki aber sagte, er solle nicht einen Pfennig übrig behalten, entriß ihm den Ring und gieng hinaus. Da sagte der Zwerg,

¹ Ein König der Angier heißt Fëbanus, das wäre gothisch: Fëbaneis, deutsch: Fäbani, altnordisch: Fáfnir.

² Wie weithin diese Art von Buße verbreitet war, und wie spät man sie noch kannte, zeigt Folgendes: In Erlenbach am Zürichersee erschien 1780 kein Herrvogt ein Bauer mit der Klage, daß sein Nachbar ihm seine Klage geteilt habe, weshalb er Entschädigung fordere. „Im Dorfe besuche das Kagenrecht, und er verlange dasselbe. Befragt, was er damit meine, erklärte er: Im Dorfe gelte das Recht: Wenn Jemand einem Andern eine Klage theilt, so ziehe man ihr den Balg ab und spanne ihn mit vier Stöcken auf dem Boden aus. Dann müsse der Thäter so viel Korn auf den Balg schütten, bis man kein Härlein mehr sehe, und dieses Korn sei die Buße für die Klage, die dem Eigenthümer derselben zukomme.“ Also im äußersten Norden und äußersten germanischen Süden derselbe Brauch. Ueber eine andere Art der Buße Erbslagener, das Aufwägen mit Gelde, sehe man Grimms Rechtsalterthümer, S. 673. — Ebige Geschichte von Erlenbach theilte der Freiherr von Laßberg in Mene's Anzeiger 1836 mit.

³ Einen ähnlichen Ring besitzt Odin; er heißt Draupnir, Drupnir (Dreßfler), weil jeden Tag ein gleicher Ring von ihm abtropft.

daß dieser Ring jedem Besitzer den Tod bringen sollte; Loki aber entgegnete, daß ihn das gut dünke und daß es also geschehen möge, und er wolle es selbst dem zu Ehren bringen, der das Gold empfangen. Loki aber gieng seines Weges zu Hreidmar und zeigte Odin das Gold. Als dieser nun den Ring sah, da dächte er ihn schön und er nahm ihn vom Horte, aber das Gold breitete er vor Hreidmar aus. Da füllte dieser den Otterbalg so sehr er konnte, und als er gefüllt war, stellte er ihn auf. Odin aber gieng herzu, denn er sollte den Balg mit Golde einhüllen. Da rief er denn Hreidmar und hieß ihn zuschauen, ob der Balg ganz umhüllt sei. Hreidmar sah nun hin, und als er es sorgfältig betrachtete, bemerkte er ein Bart haar und verlangte auch dieses bedeckt zu sehen: dann hätten sie dem Vertrage genug gethan. Da zog Odin den Ring hervor, bedeckte das Bart haar und sagte, daß sie nun durch dieses Gold sich gelöst hätten. Als aber Odin seinen Oer und Loki seine Schuße genommen hatte und sie nichts mehr fürchten durften, da sagte Loki, daß Andwari's Glück erfüllt werden und dieser Ring und dieses Gold jedem Besitzer den Tod bringen solle. Und so ergieng es auch später.

Hreidmar nahm das Gold zur Sohnesbuße; aber Fasnir und Regin verlangten einen Theil davon als Brudersbuße; Hreidmar gönnte jedoch ihnen nicht ein Stücklein des Goldes. Da erzürnten die Beiden und erschlugen ihren Vater über dem Golde. Darauf verlangte Regin, daß Fasnir das Gold zur Hälfte mit ihm theile; dieser aber weigerte sich und hieß Regin fortgehn, wenn er anders nicht wie Hreidmar fahren wolle. Fasnir hatte den Helm ergriffen, den Hreidmar ehemals besaß, und setzte ihn auf sein Haupt. Er hieß Legishelm, und alles Lebende bebte, wenn es ihn erblickte. Auch hatte er das Schwert Hrotti (Hüller), Regin aber hatte das Schwert Nefil (der Gebogene), und er floh von daunen. Aber Fasnir fuhr hinauf nach Gnitahéide (des Zankes, der Habsucht Heide)¹ und

¹ Nach des Abtes Nicolaus Itinerarium (aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts) liegt sie zwischen Baderborn und Mainz. Die beiden Dörfer, die neben ihr liegen sollen, Horus und Altiander, sind auch aufgefunden. Grimm wies Horus nach in Horebbs, Horhausen an der Diemel bei Stadt Bergen,

machte sich da ein Lager, nahm Wurmesgestalt an und legte sich auf das Gold.

Negin gieng darauf zum König Hjalprek (der Franke Chilperich, † 588) und ward sein Waffenschmied. Hier erzog er nun den jungen Sigurd, den Sohn Sigmunds, den er mit Hiördis erzeugt hatte.¹ Sigurd war später der herrlichste aller Heerkönige sowohl seines Geschlechtes (das, wie oben gezeigt ward, auf Wödan sich zurückführte) als auch seiner Stärke und seines Muthes wegen. Negin erzählte ihm oft von Fäfnir, wie der auf dem Golbe läge, und reizte ihn an, sich des Goldes zu bemächtigen. Er machte ihm auch das Schwert Gram (Jorn) aus den Stücken des Schwertes seines Vaters, und das war so scharf, daß es eine Wollklode, die Sigurd in den Strom warf und von den Wellen gegen die Schneide des in das Wasser gehaltenen Schwertes tragen ließ, mittendurch schnitt. Demnächst spaltete Sigurd mit dem Schwerte auch den Amboss Negin's. Darauf fuhren beide auf die Gnitabede, und Sigurd grub auf Negin's Rath eine Grube auf Fäfnirs Wege zum Wasser und setzte sich hinein.² Als nun Fäfnir zum Wasser gieng und über die Grube sich wälzte, stieß Sigurd sein Schwert ihm in das Herz, und das war Fäfnirs Tod. Da kam Negin herbei und sagte, daß er ihm seinen Bruder erschlagen habe, und verlangte

dem alten Eresburg; Mone Ailiander im alten Calandra, jetzt Kaldern an der Rahn, nicht weit von Rarburg. Z. Grimms Deutsche Heldensage, S. 41; Mone's Untersuchungen zur Geschichte der Deutschen Heldensage, S. 45.

¹ Ihr deutscher Name ist Sigisind. Hiördis bedeutet Schwerthran. Sigmund hatte, bereits hochbejahrt, Krieg mit Hunding und seinem Geschlechte. In der Schlacht, in welcher ihm Odin selbst entgegentrat, und das Schwert, das er einst ihm gegeben, mit der Streitaxt zertrümmerte, fiel Sigmund. Während des Kampfes floh Hiördis nebst einigen Mägden in den Wald, wo sie von Alf, dem Sohne Hjalpreks, der zufällig an der Küste gelandet war, gefunden und weggeführt ward. In der Gefangenschaft gebor sie nun den Sigurd, vermählte sich jedoch später mit Alf, und so kam es, daß Sigurd an Hjalpreks Hofe erzogen ward.

² Die Wölsungssaga ergänzt hier: Als Sigurd die Grube gräbt, erscheint plötzlich ein alter, langbärtiger Mann (Odin) und rath ihm, mehrere Gruben zu graben, damit er nicht im Blute ertrinke. Sigurd folgt dem Rathe. Negin hatte den bösen Rath, nur eine Grube zu graben, gegeben, weil er, nun in den Besitz des Goldes zu kommen, Sigurds Tod bezweifte.

von ihm zur Sühne, daß er das Herz Fafnirs nähme und am Feuer briete, während er schlief. Er beugte sich nieder, trank von Fafnirs Blute¹ und legte sich dann schlafen. Als nun Sigurd das Herz briet und glaubte, daß es gar sei, berührte er es mit dem Finger; aber der Saft rann aus dem Herzen auf seinen Finger und brannte ihn. Da steckte Sigurd den Finger in seinen Mund. Als aber das Herzblut auf seine Zunge kam, da verstund er die Sprache der Vögel und vernahm, wie Adlerinnen, die auf Bäumen saßen, sangen.

Die erste sang:

Da siehet Sigurd besudelt vom Blute,
Fafnirs Herz am Feuer bratend.
Spähe² mich dächte der Spalter der Ringe,
Ach' er die leuchtende Lebensfaser.³

Die zweite darauf:

Dort liegt Negin, sinnet Rath bei sich,
Will trügen, der ihm traute, den Mann.
Aus Reid er denket auf nichtige Händel:
Der Falschbart will Fafnir rächen.

Die dritte dann:

Hauptes kürzer laß' er den haarigen Schwäher
Fahren hin zur Hel;⁴
Ihm dann eigen wird alles Gold,
Der Hört, den Fafnir hegte.

Die vierte aber:

Weiß' er mich dächte, ob er wahren könnte,
Curer Huld, ihr Schwestern, herzlichen Rath.
Er rieth' ihm selbst und die Raben er freute:⁵
Dort ahn' ich den Wolf, wo das Ohr ich sehe.

¹ Negin trinkt Fafnirs Blut und will sein Herz essen, um größerer Weisheit theilhaft zu werden. S. Grimms deutsche Mythologie, S. 703. Aus gleichem Grunde thut das Gleiche Sigurd später. — ² Voraussehend, weise. ³ Das Herz. ⁴ Zur Todesgöttin. Aus Hallsa, Hel, die Fehleude, ist unser Helle geworden. ⁵ Durch den Leib des erschlagenen Neginus.

Die fünfte sang:

So weiß' ist nicht der Waffenbaum,¹
Als den Schaarführer zu schauen ich meinte,
Läßt er offene Flucht dem andern Bruder,
Wenn den einen er des Alters beraubte.²

Die sechste dann:

Unflug ist er, wenn auf er spart
Den Feind, den Volkverderber!
Dort Negin liegt — schon verricht' er ihn:
Nicht vor er solches sieht.

Die siebente endlich:

Hauptes kürzer laß' er den herzhaften Riesen
Und der Mützen missen.
Dann wirft des Hertes du, der habe Jäsnirs,
Allvermögender Eigner sein!

Sigurd gieng hin und schlug dem Negin das Haupt ab;
dann aß er Jäsnirs Herz und trank Blut von beiden, von
Negin und Jäsnir. Die Adlerinnen aber sangen wieder.

Die erste sang:

Reihe dir an der Klinge Gold,
Furcht zu fühlen nicht Fürsten ziemt.
Eine Maid ich weiß, die minniglichste,
Hell in Golde, wenn du sie haben könntest.

Ein Hof steht hoch auf Hindarfjall;³
Fest umfängt ihn Feuer von außen;
Den haben hehre Helden erbauet
Aus fernhin strahlender Stromesgluth.⁴

¹ Waffenträger, Held. ² Die Blutrache war im Alterthume heiliges Gesetz; daher soll man nicht Zehn oder Bruder leben lassen, wenn man Vater oder Bruder geädet hat. Später, bei milderer Sitte, trat statt der Blutrache das Vergeld ein. ³ Berg der Hinde. Nene nimmt Mißverständniß eines deutschen hintarperch, hinterer Berg, an. ⁴ Stromes Gluth ist Gold.

Auf dem Steine schläft die Streitweise,¹
 Und ringsum lecket der Linde Feind.²
 Hggar stach den Dorn einst in's Gewand³
 Der Maid, die Männer morden wollte.

Du, Mann, kannst sehen die Maid unter Helme,
 Die vom Walsfelde Wälfornirn⁴ ritt.⁴
 Nicht mag Sigurdrifas Schlummer brechen
 Der Sproß eines Königes vor dem Spruch der Nornen.⁵

Sigurd gieng nun zum Lager Fäfnirs, nahm das Gold, den Degishelm, eine Goldbrünne und das Schwert Grotti, band alles in Bündel, legte diese auf Granis, seines Rosses, Rücken, saß auf und ritt von dannen. Er kam zu einem Berge, dessen Gipfel von Feuerlehen umwallt war. Er ritt hindurch und fand daselbst in einem Hause ein Weib schlafen, und sie trug Helm und Brünne. Als er nun mit seinem Schwerte die Brünne zerschnitten hatte, erwachte sie und nannte sich Hild.⁶ Sie war Walkyrie und hieß Brunhild. Die sagte da zu dem Manne: Einst sei Fehde ausgebrochen zwischen dem alten Hialmgunnar und dem jungen Agnar. Dvin habe dem alten Helden seinen Oer geliehen und ihm damit den Sieg gegeben; ihr aber habe er befohlen, den jungen Agnar ihm nach Walhall zu bringen. Nun habe sie Mitleid gefühlt für den jungen Helden, habe daher den alten getödtet und nach Walhall gebracht; Dvin sei jedoch in Zorn entbrannt und habe gesagt, sie solle nicht mehr Walkyrie sein, sondern sich einem Manne vermählen. Ich aber sagte da, daß ich nur dem als Gattin folgen würde, der keine Furcht kenne und mir den Hort Fäfnirs zum Brautschätze bringe. Dvin habe dieß ihr zugestanden, sie auf diesen

¹ Kampfkundige, Walkyrie. ² Feind der Linde, d. i. Feuer. ³ Hggar, der Schreckende, ein Beinamen Dvins; der Dorn ist der Schlafdorn. ⁴ Das Roß der Walkyrie Brunhild, der die Lust mit den Schwingen Durchschneidende bedeutet etwa das Wort. ⁵ Bevor die Nornen ihren Ausspruch gethan haben. Der Name Sigurdrifa bedeutet Siegsturm. ⁶ Hild ist ebenfalls Name einer Walkyrie; er bezeichnet gradezu diesen Begriff, da er so viel als Bellona ausdrückt.

Berg geführt, sie dadurch, daß er ihr durch den Schleier einen Schlafdorn steck, in Schlaf versenkt und den Berg mit der Waberlohe umgeben, wodurch nur der Furchtlose reiten könne. Sigurd verlobte sich da mit der Jungfrau.

Bald jedoch ritt Sigurd wieder fort und kam zu König Giuki (Gibicho). Dessen Weib hieß Grimhild, die Söhne derselben aber Gunnar und Högni (Gundahari und Hagano), die Töchter Gudrun und Gudny; Guttermir (Godomar) aber war Giuki's Stiefsohn. Hier erhielt nun Sigurd durch die zauberkundige Grimhild den Trank des Vergessens¹ und vermählte sich in Folge davon mit der Gudrun; Gunnar und Högni aber schwuren Muthbruderschaft mit ihm.² Bald darauf fuhren Sigurd und die Söhne Giuki's die Grimhild für Gunnar zu werben, die Schwester Atli's (Atiles, Efels). Sie ritten den Berg hinan, auf dem sie saß, und Gunnar sollte da durch die Waberlohe reiten, aber sein Roß wollte nicht durch das Feuer hindurch. Weil nun Sigurds Roß keinen andern Mann als ihn trug, so tauschten Sigurd und Gunnar Gestalt und Waffen, und Sigurd ritt nun durch die Lohe. Des Abends hielt er Hochzeit mit Brunhild, als sie aber auf das Lager kamen, da zog er sein Schwert aus der Scheide und legte es zwischen sich und die Jungfrau; am Morgen aber, als er aufgestanden war, gab er der Brunhild zur Morgengabe den Goldring, den Loki dem Andvari genommen, und den er mit dem Horte gewonnen hatte; zum Gedächtnisse aber zog er ihr einen andern Ring vom Finger. Drauf führte er die Brunhild hinab zu Gunnar, und die Helden tauschten abermals ihre Gestalt und zogen mit Brunhild zum Hofe Giuki's. Sigurd hatte mit Gudrun zwei Kinder, Sigmund und Svanhild.

Einft nun giengen Brunhild und Gudrun zum Flusse, um ihre Haare zu waschen. Als sie zum Wasser gekommen waren, da gieng Brunhild vom Lande in das Wasser und sagte: sie wolle nicht mit dem Wasser ihr Haupt waschen, das aus dem Haare der

¹ Das Alterthum kannte einen Trank der Erinnerung und einen Trank des Vergessens, minnis und óminnis dreekr geheißn. ² Die Helden mischen ihr Blut und trinken es dann.

Gudrun geronnen sei, weil sie einen besseren und beherzteren Gemahl habe. Da gieng Gudrun in den Fluß oberhalb der Brunhild und sagte, sie dürfe deshalb oberhalb im Flusse ihr Haar waschen, weil sie einen Mann habe, dem sich weder Gunnar noch sonst ein anderer in der Welt an Kühnheit gleichen könne, weil er Fasnirt und Negin erlegt und das Erbe beider genommen habe. „Mehr, sagte Brunhild, war das werth, daß Gunnar durch die Waberlohe ritt, und Sigurd konnte das nicht.“ Da lachte Gudrun und sprach: „Du rühmst dich, daß Gunnar durch die Waberlohe geritten sei? Ich glaube, daß der mit dir das Lager bestieg, der mir diesen Goldring gab. Aber der Goldring, den du an der Hand trägst und den du zur Morgengabe erhieltest, heißt Andwaranaut,¹ und ich glaube nicht, daß Gunnar diesen auf Gnitaheide suchte.“ Da schwieg Brunhild und gieng heim.² Darnach reizte sie Gunnar und Högni auf, Sigurden zu tödten; aber weil sie durch Eide mit ihm verbunden waren, reizten sie ihren Bruder Gutorm auf, Sigurden umzubringen. Dieser griff ihn nun auch während des Schlafes mit dem Schwerte an; als jedoch Sigurd die Wunde empfangen hatte, da warf er sein Schwert Gram nach dem Mörder, so daß es ihn mitten durch schnitt. So fiel denn Sigurd und mit ihm auch sein Sohn Sigmund, der drei Winter alt war, den sie auch tödteten. Darauf durchstach sich Brunhild mit dem Schwerte und ward mit Sigurd verbrannt. Aber Gunnar und Högni nahmen da Fasnirts Erbe und Andwaranaut und beherrschten die Lande.

Später versöhnte sich Gudrun mit ihren Brüdern Gunnar und Högni; König Atli aber, Budli's Sohn, vermählte sich mit Gudrun und sie hatten Kinder. Atli entbot darauf Gunnar und Högni zu sich, und sie fuhren zu ihm. Aber bevor sie die Heimat verließen, verbargen sie das Gold, Fasnirts Erbe, in den Rhein, und es ist seitdem nicht wieder aufgefunden worden. König Atli hatte Volk versammelt, und sie kämpften gegen Gunnar und

¹ d. i. Andwaris Besitzthum. ² Die Lieder, die diese Vadgegebenheit erzielten, sind verloren.

Högni, und als diese ergriffen waren, ließ Atli dem lebenden Högni das Herz aus dem Leibe schneiden, und das war sein Tod, Gunnarn aber ließ er in ein Wurmverlies werfen. Dieser aber hatte eine Harfe erhalten, und er schlug sie mit den Zehen, weil seine Hände gebunden waren, so daß alle Schlangen einschliefen bis auf eine Ratter, welche ihn anfiel, in die Brust ihn stach, mit dem Haupte in die Wunde kroch und ihm an der Leber hing, bis er starb.¹

Bis hieher geht das Nibelungenlied im Ganzen, wenn auch unter mannigfachen Abweichungen, mit; was nun folgt, ist der deutschen Nibelungensage völlig fremde, sagte Haspinger, nachdem er eine kurze Zeit geschwiegen hatte. Hören Sie nur:

Bald darauf tödtete Gudrun ihre und Atli's beiden Söhne und ließ aus ihren Hirnschalen gold- und silbergeschmückte Trinkgefäße machen.² Als nun das Gedächtnismahl der Niflungen gefeiert ward, ließ Gudrun dem König Atli in diesen Trinkschalen den Meth reichen, welcher mit dem Blute der Knaben gemischt war; aber die Herzen derselben ließ sie braten und gab sie dem Könige zu essen, und als dies geschehen war, sagte sie ihm mit vielen unfreundlichen Worten, was er gegessen habe. Nicht schonte sie dann des Methes, so daß das meiste Volk da, wo es saß, einschlief. In der Nacht gieng sie zu dem Könige, wo er schlief, und mit ihr der Sohn Högni's, und sie tödteten ihn. Dann warfen sie Feuer in die Halle und verbrannten das Volk, das drinnen war; Gudrun jedoch gieng zur See und wollte sich tödten. Aber die Wogen trugen sie über den Meerarm, so daß sie in König Jonakurs Land kam. Als dieser die Frau erblickte, gefiel sie ihm wohl, und er nahm sie zu sich und ehligte sie. Und sie hatten drei Söhne zusammen, die Sörli, Hamdir und Erp³ hießen,

¹ Diese Ratter wird von den Nibelern als Atli's Mutter angegeben, die einer Ratter Gestalt angenommen hatte. Sie nahm so Rache für ihre Tochter Brunhild, während Atli, nur um den Hort zu erlangen, die beiden Helden tödten ließ. Ebenso tödtet König Siggeirs Mutter als ein Elch die gefangenen Walsunge nach Wälsungasaga C. 9. ² Ein ähnliches Trinkgefäß hatte auch Albin: das Haupt seines Schwiegervaters Hunimund. ³ Erp ist in den Nibelern nur Zitiessohn der Gudrun.

und sie hatten alle rabenschwarzes Haar, wie Gunnar und Högni und andere Niflunge.¹

Hier endet die Sage von den Nibelungen, sagte Gaspinger; was nun folgt, verknüpft sie mit der Ermenrichsage, wie sie in Deutschland mit der Dietrichsage, durch dessen Aufenthalt bei Egeln, verknüpft ward.

Bei Jonakur ward nun auch erzogen Ewanhild, die Tochter Eigurds und der Gudrun, und sie war die schönste aller Jungfrauen. Das hörte Jörmunret, der mächtige König, und er sandte seinen Sohn Randwe,² daß er für ihn um sie werbe; und als er zu Jonakur kam, ward ihm Ewanhild übergeben, daß er sie dem Könige zuführe. Da sagte Viski (= Sifeca, Sibicho), der Randwens begleitete: es schide sich besser, daß Randwe Ewanhilden habe, da beide jung seien, Jörmunret aber sei alt; und dieser Rath gefiel den Leuten wohl. Demnächst hinterbrachte Viski dieß aber dem alten Könige, und dieser ließ sofort seinen Sohn greifen und zum Galgen führen. Randwe aber nahm seinen Habicht, riß ihm die Federn aus und sandte ihn seinem Vater, bevor er gehentk ward. Als aber König Jörmunret den Habicht sah, da kam ihm zu Gemüthe, daß wie der Habicht unflügge und federlos, so wäre auch er selbst schwach und sein Reich ohne Erben, da er alt und sohnlos. Da ließ Jörmunret, der während der Hinrichtung auf die Jagd gezogen war, als er mit seinem Gefolge heim kam, die Königin Ewanhild aber bei der Haarräsche saß, sie greifen und unter die Füße der Mofse werfen, daß sie sie zu Tode träten. Die Mofse scheuten jedoch vor ihren leuchtenden Augen, und da gab Viski den Rath, daß man ihr Gesicht bedecke oder sie mit dem Gesichte nach dem Boden wende, worauf die Mofse sie todt traten.

Als Grimhild aber von diesem Morde hörte, da rief sie ihre Söhne auf, Ewanhilden zu rächen, und als sie sich zur Fahrt bereiteten, gab sie ihnen so feste Helme und Brünnen, daß kein

¹ Die schwarzen Haare gehen hier noch die Niflunge als die nächsten finstern Götter zu erkennen. ² In den deutschen Sagen heißt Ermenrichs Sohn Fridrich.

Schwert sie verwunden konnte. Ferner rieth sie ihnen, wenn sie zu König Jörmunrek kämen, so sollten sie zur Nachtzeit, dieweil er schliefe, zu ihm gehn; Sörli und Hamdir sollten ihm Hände und Füße abhauen, Erp aber das Haupt. Die Brüder waren aber dem Erp feindlich gesinnt, und als sie auf dem Wege waren, fragten sie ihn, wie er ihnen helfen würde, wenn sie zu Jörmunrek kämen? Er antwortete ihnen, er würde ihnen so helfen, wie die Hand dem Fuße. Sie meinten, es wäre nicht, daß der Fuß sich auf die Hand stütze, und sie wurden so zornig auf ihre Mutter Gudrun, die sie mit Schmähworten zur Rache angetrieben hatte, daß sie das thun wollten, was sie am meisten schmerzen würde, und sie tödteten den Erp, weil Gudrun diesen am meisten liebte. Bald darauf strauchelte Sörli mit dem Fuße, und da stützte er sich auf die Hand. Da sprach er: Nun half die Hand dem Fuße; es wäre besser, Erp lebte noch. Als sie nun zu König Jörmunrek kamen zur Nachtzeit, als er schlief, da hieben sie ihm Hände und Füße ab. Der König aber erwachte und rief seine Mannen zur Rache auf. Da sagte Hamdir: Ab wäre das Haupt nun, wenn Erp lebte. Da kamen die Hofmänner und griffen die Brüder an, aber sie konnten ihnen mit Waffen nichts anhaben. Da rief Jörmunrek,¹ daß man sie steinigen solle, und das geschah da. So fielen Sörli und Hamdir und da war die Nachkommenchaft Gialfis todt.

Haspinger schwieg. Es ist unbestreitbar, nahm Graf Huno jezt das Wort, die nordische Gestalt der Sage hat größere Alterthümlichkeit und noch deutlich erkennbare mythologische Grundlage vor der deutschen voraus, wie unser Nibelungenlied sie bietet. Die Abblässung der mythologischen Züge bei uns war unleugbar eine Folge des Christenthums. Dagegen zeigt unser Nibelungenlied überall höhere Gesittigung; von Grausamkeiten, wie die nordischen Quellen sie anführen, ist nirgends eine Spur in unserem Gedichte.

¹ Nach Sage Chammaticus ist es der plötzlich erscheinende Edin, der den Rath der Steinigung giebt.

Dennoch, sagte der alte Graf, wäre die Tödtung der burgundischen Brüder auf Veranstaltung ihrer Schwester, die den Mord ihres ersten Gatten an ihnen rächen will, nach alter strenger Anschauung eine unsittliche That, während die Ermordung ihrer Kinder und ihres zweiten Gatten, um den Tod ihrer Brüder zu rächen, durchaus nicht unsittlich ist; vielmehr war es ihre heilige Pflicht den Mord ihrer Brüder an dem Mörder zu rächen, und die grausame Vollziehung dieses Mordes verlangte dann auch die Grausamkeit der Rache.

Eine starre Größe kann man allerdings dieser nordischen Gestalt der Sage nicht absprechen, nahm Verta das Wort; namentlich erscheint Högni um vieles edler als unser Hagano, an dem das Heintüdische, Düstere abköst, welches keineswegs durch seine Treue gegen Gunther aufgewogen wird. Dagegen ist unser Sigfrid edler als der nordische Sigurd, dem doch immer sein Treubruch gegen die Brunhild anhaftet.

Sie vergessen, meine Genädige, des Trankes der Vergessenheit, der ihm gereicht ward, und der bewirkte, daß er sein ganzes früheres Leben vergaß, mithin auch sein Verhältniß zur Walthrie Brunhild, die von Odin selbst ihm zur Gemahlin bestimmt war und weit größer erscheint, als die Brunhild ihres Nibelungenliedes, der man statt geistiger Größe riesenhafte Leibesstärke gab, und die man dann nach Sigfrids Tode ein unbedeutendes, überflüssiges Leben fortführen läßt, während sie sich in unserer Sage durch freiwilligen Tod mit dem todtten Geliebten vereinigt, gab Professor Edman ihr zur Antwort.

Ich gesteh es Ihnen zu, daß Ihre Brunhild und Ihr Högni größer und edler seien als unsere Brunhild und unser Hagano; dagegen ist unsere Grimhild weit bedeutender als Ihre Gudrun. Von der zarten Jungfräulichkeit jener und dann von ihrer Treue gegen den ersten Gatten, finde ich in Ihrer Gudrun keine Spur. An dämonischer Wildheit nach ihrer zweiten Vermählung mögen sich beide gleichstehn.

Erlauben Sie mir wohl eines der Eddalieder Ihnen vorzutragen,

welches den Schmerz der Gudrun über den Tod ihres Gatten zum Gegenstande hat? Vielleicht urtheilen Sie dann etwas anders über sie. Auch sie mußte später den Trank des Vergessens trinken, damit sie dem Atli ihre Hand reiche; und dieser Umstand dient ihr ebenso gut zur Entschuldigung als dem Sigurd.

Alle waren begierig das Eddalied zu vernehmen und Edman begann also:

Einst war's, daß Gudrun gierte zu sterben,
da sie sorgvoll saß zu Sigurds Füßen;
sie schluchzte nicht, noch schlug die Hand sie;
sie weinte nicht, wie Weiber sonst.

Die Fürsten kamen, daß sie voller Huld
hemmten ihre harten Gedanken;
nicht weklagte noch weinte Gudrun;
ihr Herz vom herben Harne fast brach.

Der Fürsten Frauen, fernhinstrahlend,
mit Golde geziert vor Gudrun saßen;
es äußerte jede das eigne Leid,
was jeder Bitterstes geboten ward.

Da sprach Gislef Gjukis Schwester:
„Mich weiß ich aus Manchen die Weisheitübte:
fünfmal erfuhr ich den Fall des Gatten
und acht Brüder Tod: ich Eine lebe!“

Nicht weklagte noch weinte Gudrun,
ihr Herz vom herben Harne fast brach;
so war in Leid sie ob des Liebsten Morde,
und hartgemuthet ob des Herrschers Tode.

Da sprach Herborg Hünlands Fürstin:
„Wohl kann ich härteren Harn noch klagen:
meine sieben Söhne im Süderlande,
mein Mann als achter dem Mordhahl fielen.“

Selbst mußt' ich besorgen die Besargung aller,
selbst behandeln zur Heil ihre Fahrt;
dieß alles litt ich in einem Hallyjahre,
und Niemand trug da Trost mir zu.

Gefesselt vom Feinde, gefangen ward ich,
in kurzer Frist nach den Kummertagen:
da mußt' ich schmücken, die Schuh' ihr binden,
des Jarles Frau mit jedem Morgen.

Sie ängstete mich aus Eifersucht,
und schwinde Schläge schwang sie mir.
Nirgend's holdern Herren jemals,
doch nimmer auch herb're Hausfrau fand ich."

Nicht wehklagte noch weinte Gudrun,
nicht schluchzte sie noch schlug die Hand sie;
so war in Leid sie ob des Liebsten Morde,
und hartgemuthet ob des Herschers Tode.

Da sprach Gudny Giukis Tochter:

"Wenig, Pilegrin, weißt du, seist auch weisse du,
junges Weibes Trauer durch Trost zu lindern!"
Da hub sie die Hülle vom Haupt des Fürsten.

Sie schwang den Schleier von Sigurd ab,
und wandt' ihm die Wange nach des Weibes Anie:
„Zug' du zu dem Lieben, lege Mund an Mund,
wie du küßtest ihn, als der König lebte!"

Auf da Gudrun einmal schaute,
sah des Håupstlings Haar harsch vom Blute,
die hellen Augen des Herschers glanzlos,
geborsten vom Stahl die Burg des Muthes.¹

An den Sitz hin rückwärts sank da Gudrun,
ihr Haar entwogte, ihre Wang' erglühte,
ihr vom Herzen stieg Harmes Seufzer,
ihrer Augen Regen rann zum Anie.

So weinte Gudrun Giukis Tochter,
daß die zähen Zähren strömten,
und aufgüllten die Gänß' im Hofe,
die muntern Vögel, so die Maid besaß.

Da sprach Gudny Giukis Tochter:

„Eure Liebe die längste wußt' ich
aller Menschen auf dem Erdrreise:
heiß war Eurer Herzen Schlag.

¹ Die Brust.

Außen noch innen achtetest nichts du
keine Lust der Leute jemals,
sahest du nicht, Schwester, in Sigurds Nähe,
dein Haupt gelehnt an des Herrschers Brust."

Da sprach Gudrun Giukis Tochter:

"So mein Sigurd ragte ob den Söhnen Giukis,
wie Veerlauch¹ ragt ob Gras empor,
wie der reine Stein aus Ringes Golde.

Ich dächte denn auch den Tegen allen
höher als jede Herjansmaid.²
Zeit der Rede fiel, bin ring' ich nur,
einem Aeslein gleich im Ertenwalde.

Auf der Bank ich, im Bette miß ich
meiner Rede Liebbling. Es rietten Giukis Söhne,
es rietten Giukis Söhne ruchlos dieses,
schufen der Schwester schwerstes Leid.

Land und Leute legtet ihr öde,
da nicht ihr achtetet der Eid' und Schwüre.
Nicht wirst du, Gunnar, dich des Goldes freuen,
den Mörder reizen die Ringe dir auf.

Rehr Heiterkeit im Hause war,
eh' mein Sigurd sattelte Granin,
und sie Brunhild zu bringen dachten,
das arge Weib, zu üblem Heile."

Da sprach Brunhild Budlis Tochter:

"Das Weib da miße Mann und Kinder,
die, Gudrun, dich Thränen vergießen lehrte,
und dir am Morgen den Mund erschloß!"

Da sprach Gudny Giukis Tochter:

"Wede nicht die Worte, Weltverschäfte!
Unheil der Ketten immer warst du,
aller Frauen Freudenraub!"³

Da sprach Brunhild Budlis Tochter:

"Einzig Atli waltet alles Verderbens,
alles Unheils, der arggesinnte,
mein Bruder er, Budlis Sprößling!

¹ Allium cepitatum. ² Walfrye. ³ Weil sie als Walfrye die Helden tötete.

Tu hell in der Halle des Hunenvolkes
wir am König gewahrten Wurmбетtes Gluth,¹
dieses Ganges entgalt ich seit,
dieses Anblicks — immer seh' ich ihn!"

An der Stütze stund sie, steifte dran sich;
es brann der Brunhild, Bublös Tochter,
Gluth aus den Augen und Gift sie schäumte,
als sie die Sehnung sah an Sigurds Brust.²

Dieses Lied ist allerdings schön, sagte Irmgard jetzt, und der Schmerz der liebenden Gattin ist in Wahrheit großartig geschildert. Aber auch dieses Gedicht hat etwas gleichsam granitartiges, wie alle Gedichte der Edda, mit einziger Ausnahme der Lieder von Helgi, die mehr weich und gefühlwarm sind. Und sehen wir auf die Nebenpersonen der deutschen Sage: wo hat die nordische Sage Charaktere aufzuweisen, wie den zarten jungen Giselher, den edlen milden Hübiger, den ritterlichen Sängerkünig und den ernsten, königlichen Dietrich, die durchaus alle mit Vorliebe geschildert sind? Mag die nordische Gestalt der Sage immerhin die ältere und reinere sein, die deutsche finde ich entschieden als die schönere, zeitgemäßere. Unser Mittelalter hat aus dieser Sage gemacht, was eine mildere Zeit aus ihr nur machen konnte, und gieng diese Umgestaltung auch nicht ohne allen und jeden Verlust ab, so ist der Gewinn doch entschieden größer als die Einbuße.

Ja, sagte Berta; aber wie ist es denn damit: ich habe erst vor kurzem gelesen, daß ein Streit darüber ausgebrochen sei, ob das Nibelungenlied ein einheitliches Heldengedicht, das Werk eines Dichters, oder ob es aus verschiedenen Liedern verschiedener Dichter zusammengesetzt sei, so daß man nur einen Ordner, keinen Dichter des Ganzen anzunehmen habe?

Ich kenne recht wohl diesen Streit, antwortete ihr Haspinger. Lachmann war es zuerst, der das Ganze in Lieder zerlegte. Ihn

¹ d. i. Gold. ² Die Wildheit der Wallyrie bricht hervor, als sie den todtten Sigurd in den Armen der Gudrun sieht. Die Stütze ist die die Decke tragende Säule mitten im Zimmer.

bewogen dazu eine Menge von Widersprüchen und anderen auffälligen Erscheinungen im Innern des Gedichtes, wie z. B. daß Personen in späteren Theilen als zum ersten Male auftretende eingeführt werden, die in früheren Theilen des Gedichtes schon tief in die Handlung eingegriffen haben, daß in manchen Theilen ein herber und strenger Ton herrsche, in anderen ein weicher und zarter, daß in manchen Theilen sprachliche Eigenthümlichkeiten vorkommen, welche anderen Theilen völlig fremd sind, wogegen diese wiederum ihnen eigenthümliche haben. Dazu kommt noch, daß wir in den drei Haupthandschriften unleugbar drei Recensionen des Gedichtes vor uns haben, wobei allerdings der merkwürdige Umstand eintritt, daß die vielleicht älteste Handschrift den jüngsten, die meisten Zusätze bietenden Text enthält. Der Hauptgrund der Gegner Lachmanns, an deren Spitze Holzmann steht, ist nun der, daß das von Lachmann als Lieder Aufgestellte keine Lieder seien.

Aber damit, meine ich, ist die Sache doch entschieden, sagte Verta.

Nicht so ganz, antwortete Haspinger. Freilich, wenn Sie verlangen, daß jedes Lied jedem, als ein selbständiges Ganzes, verständlich sein müsse, so sind die Lachmann'schen Lieder keine Lieder; denn sie sind nur im Zusammenhange verständlich, und setzen immer die Kenntniß des Vorangegangenen voraus. Wenn man aber annimmt, daß die Sage im Mittelalter allen durch und durch bekannt war, was man doch darf, so wird eben dadurch jedes Lied jedem verständlich. Und ist es denn mit den Liedern der Edda, die doch unbestreitbar Lieder sind, anders? Hier z. B. die Sage nicht kennt, kann der wohl das von unserem Gaste mitgetheilte Lied von der Gudrun ganz verstehen? Gewiß nicht! Das Benehmen der Brunhild bleibt ihm unverständlich. Aber wollte man auch keine einzelnen Lieder bei uns gelten lassen, so weisen doch einzelne Theile unseres Gedichtes auf die Rheinlande als den Ort des Entstehens, andere auf Oesterreich. Es wäre also auch dann noch kein einzelner Dichter des Ganzen annehmbar, folglich kann auch von einem solchen nicht die Rede sein. Daß es übrigens selbst noch nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts — unsere

Nibelungen aber wurden zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts zusammen geordnet — solche einzelne Lieder gab, sagt uns ein Spruch des Warrners:

Sing' ich den Leuten Lied um Lied,
 so will der erste das:
 wie Dieterich von Berne schied,
 der andre: wo Herr Ruothar saß;
 der dritte will der Reußen Sturm,
 der vierte Eckhartes Noth,
 der fünfte, wen Grimhild verrieth,
 dem sechsten thäte das
 wohin doch kam der Wilzen Diet (Volk),
 der siebente weiß kaum selber was,
 Heimen oder Witichen Sturm,
 Sigfrids oder Eden Tod,
 so will der achte dabei nichts als höflichen Minnefang.
 Dem neunten ist die Weile bei dem Allen lang u. s. w.

Hier werden also einzelne Lieder, die gesungen wurden, genannt. Zwei davon gehören in unseren Sagentreiß hier, nämlich das fünfte, der Verrath der Grimhild, und das siebente, Sigfrids Tod. Freilich, ob unter dem Verrathe der Grimhild der unabsichtlich gegen ihren Gatten, oder der absichtlich gegen ihre Brüder grüßte verstanden werde, das wissen wir nicht. Die Flucht Dietrichs von Bern haben wir nur noch in einem langen, weitschweifigen Epos in höfischer Form, das nie gesungen ward; die Brautwerbung Ruothers haben Sie vor einigen Wochen kennen gelernt, am sechsten Abende. Den Kampf der Reußen kennen wir nicht; Eckhartes Noth aber ist der Kampf, den der getreue Eckhart für die Harlunge gegen Ermenrich kämpfte, aber uns auch nur durch Anführungen, nicht mehr durch ein selbständiges Gedicht bekannt. Das sechste, das Verschwinden der Wilzen, d. i. der Belataben, die ein wendischer Volksstamm waren, ist uns auch verloren, das siebente, Heimen und Witichen Kampf, wird aber wohl das Gedicht, wenn auch in kürzerer Fassung, bezeichnen, das jetzt Alpbarts Tod heißt; Eden Tod werden Sie später kennen lernen.

Aber lassen wir den Streit, ob die Nibelungen aus Liedern oder nicht aus Liedern bestehen, auf sich beruhen. Er ist mehr für Gelehrte als für Menschen, die sich ganz einfach an dem Schönen erfreuen wollen. Uns genügt es, das Gedicht in zwei Theile zu zerlegen, wie es auch bereits im Mittelalter geschah. Der erste schließt mit Strophe 1081, worin gesagt wird, daß Grimhild den Tod des Gatten bis zu ihrem Tode beklagt habe; der andere beginnt mit 1083, mit der Werbung Egels um Grimhild, und schließt mit Strophe 2316. Die Klage um die gefallenen Helden, ein Gedicht in der Form des höfischen Epos, also nicht strophisch, ist nur durch die Handschriften mit den Nibelungen verbunden. Es ist wohl um 20 bis 30 Jahr älter als die Nibelungen, beruht auch zum Theil auf anderen, jetzt verlorenen Liedern, und ist nur von geringem dichterischen Werthe.

Aber die Nacht ist bereits hereingebrochen; wir werden, denke ich, für heute schließen, und in der nächsten Sitzung fortfahren müssen. Alle waren damit einverstanden. Kommen Sie, sagte lächelnd Irmgard zu Haspinger, Sie sollen auch heute die erste Tasse Thee haben! Damit reichte sie ihm ihren Arm; die Andern aber folgten dem Paare zum Theetische.

Sagen Sie mir doch, hochwürdiger Herr, wandte sich Baron Wilmar an Pater Leodegar, als alle am Tische saßen, wie kommt es wohl, daß Ihre Kirche sich so hartnäckig gegen die sogenannten gemischten Ehen sträubt, Ehen zwischen Christen verschiedener Confession, z. B. zwischen einem griechisch-katholischen Manne und einem römisch-katholischen Mädchen, oder einem römisch-katholischen Manne und einer protestantischen Jungfrau? Ich weiß, Sie denken nicht wie Görres, der alle aus solchen Ehen entsprossene Kinder „zweigeschlechtige Bastarde“ nannte, und damit auch seinem Könige, dessen Mutter ja Protestantin war, nicht eben schmeichelte. Sie wissen, früher hielt man es anders, und man liebte es, ja man beehrte sich sogar, christliche Fürstinnen mit heidnischen Königen zu vermählen.

Sie denken an Grimhild und Egel, sagte Leodegar, nicht wahr?

Nein! antwortete ihm Wilmar. Auf die Sage brauche ich mich nicht zu stützen; ich kann Ihnen genug Beispiele aus der Geschichte anführen.

Nun, sagte der Benedictiner, wenn man früher solche Ehen beförderte, so geschah es um das Christenthum auszubreiten und zu befestigen, was heut zu Tage nicht mehr nöthig ist.

Nicht mehr nöthig? fragte Haspinger. Ei, denken Sie doch gefälligst an die Türkei. Sie wissen ja: „Auch des Türkensaisers Polster nennt Europa einen Thron,“ wie Müller in den Griechenliedern sang. Wäre es da nicht sehr zweckdienlich, dem türkischen Kaiser eine christliche Fürstin anzuvermählen? Freilich müßte sie sich nicht zum Islam wenden, obgleich unbedenklich protestantische Fürstinnen griechisch-katholisch werden, wenn ihnen der orthodoxe Kaiser seine Hand bietet.

Die Sache wäre nicht so übel, sagte lächelnd Graf Huno, wenn nur ein Umstand nicht wäre.

Und welcher Umstand ist dieß? fragte Berta.

Ich fürchte sehr, Seine osmanische Majestät dürften kaum geneigt sein, seinen nicht christlichen Frauen den Scheidebrief zu geben, was doch geschehen müßte, sollte eine christliche Fürstin sich ihm vermählen.

Gewiß, sagte Leodegar, hätten die Türken nicht die Polygamie, sie wären schon längst zum Christenthume bekehrt.

Aber die Heiden hatten ja auch mehrere Frauen, warf ihm Professor Edman lächelnd ein, und doch galt dieß für kein Hinderniß der Ehe mit einer Christin. Und lebten nicht selbst christliche Fürsten in Polygamie, wenn auch nicht in gesetzlich anerkannter?

Das ist eben der Punkt, sagte Leodegar. Die heidnischen Fürsten waren von der Polygamie abzubringen, da sie keine religiöse Vorschrift war; bei den Türken aber ist sie durch ihren Propheten und durch ihren Koran geheiligt, und deshalb —

Deshalb, sagte Irmgard, läme es nur auf die Frau an, ob sie klug und mächtig genug wäre, den Großtürken zum Proselyten zu machen, wollen Sie sagen? Aber wie man es heut allgemein an einem Manne tadelt, wenn er eines Weibes wegen sein Glaubens-

bekennniß aufgibt; denn ihn bestimmen immer Gründe, die ihn nicht bestimmen sollten; so thate ich auch die Frau, die das Gleiche thut. Auch für sie nicht, und zwar noch weniger als für den Mann, giebt es hiezu ausreichende Gründe.

Und doch sagt ihr Liebling Lessing in seinem Nathan —

Ich weiß, was Sie sagen wollen, unterbrach ihn Irmgard rasch; Sie meinen die Stelle, wo er Sittah sagen läßt: „Mann und Männin seien älter als Saracen und Christin oder Jüdin und Christ.“ Nicht wahr? Und freilich, Lessings Sittah hätte auch wohl unbedenklich einen Christen, wie sein Tempelherr die Jüdin Recha geheirathet, aber —

Nun aber? fragte Baron Wilmar.

Kurz, ich bin gegen alle gemischte Ehen, sagte Irmgard. Aber thun Sie mir den Gefallen und wählen Sie einen anderen Gegenstand zum Gespräche. Dieser ist für eine halb schläferige Abendunterhaltung zu gewichtig und, mich wenigstens, aufregend.

Wilmar machte ihr höflich aber kalt eine Verbeugung und wandte sich an Professor Edman mit der Frage, ob die Sigurdsage noch heut zu Tage im schwedischen Volke lebe, oder ob sie dort auch verklungen sei wie in Deutschland? Bevor dieser aber antworten konnte — er unterhielt sich gerade eifrig mit Berta — sagte Haspinger:

Verklungen ist sie bei uns keineswegs; auf jedem Jahrmarkte kann man sie unter anderen Volksbüchern für sechs Kreuzer kaufen. Alle unsere Bauern kennen den gehörnten Siegfried. Das deutsche Volksbuch aber erkennt weder das Sigfridslied noch die Nibelungen als seine nächste Quelle an, vielmehr scheint es, wie so manche andere deutsche Volksbücher, aus dem französischen überjett. Es hat Begebenheiten, die den älteren deutschen Quellen völlig fremd sind, z. B. den lächerlichen Zweikampf der beiden Jaglinge am Hofe des burgundischen Königs zur Feier der Vermählung Siegfrieds mit der Florigunde, wie Grimhild hier heißt, und anderes. Das französische Volksbuch aber ist mir bis jetzt völlig unbekannt geblieben, so viel ich auch danach mich umgethan habe.

In Skandinavien, nahm jetzt Edman das Wort, lebt heut

zu Tage, so viel ich wenigstens weiß, die Sage nicht mehr im Volke. Doch könnte sie sich auf Eilanden oder in sehr abgelegenen Gegenden immerhin erhalten haben. Daß sie dann aber, wenn sie sich erhalten haben sollte, Abänderungen und Umgestaltung erfahren hat, daran dürfen wir um so weniger zweifeln, als bereits im sechszehnten Jahrhunderte die Hvenische Chronik eine zwar auf den Grund der deutschen Sage gebaute, aber durch seltsame Vermischung ihrer Bestandtheile und Hinzufügung einiger altnordischen Züge ausgezeichnete, sehr eigenthümliche Darstellung von Grimhilds Nahe an ihren Brüdern enthält. Grimild ist die Tochter eines Helden Nögling, welcher die Norburg und Katheideborg auf einer Insel zwischen Seeland und Schonen bewohnt. Sie hat zwei Brüder Høgne und Folsmar, und war mit dem Helden Sigfred, der zu Worms sitzt, verheirathet. Nögling besitzt einen großen Schatz in einem Berge, der Hammersbiere heißt. Sigfred war durch Høgne getödtet worden. Nach vier Jahren vermählt sich Grimild wiederum, aber mit wem, wird nicht gesagt. Ihre Brüder werden zur Hochzeit geladen, und obgleich die Gattin Hognes, Oluna, abmahnt, gehn sie doch. In dem Kampfe zum Tode verwundet zeugt Høgne doch noch mit Hvenild, einer Jungfrau der Grimild, einen Sohn, der den Namen Nante erhält. Dieser lockt später die Grimild unter dem Vorwande ihr den Schatz zu übergeben nach Hammersbiere, schließt sie aber hier ein, daß sie bei dem Schatze verschmachten muß. Nach Nantes Abzug zu den Gothen nach Italien und dem Tode der Hvenild erscheint ein Sohn Hognes und der Oluna, der Carlhöfde heißt, macht sich zum Herren von Hven, wird aber seiner drückenden Herrschaft wegen erschlagen.

Gleichzeitig ungefähr sind die drei dänischen Volkslieder von der Nahe der Grimild, welche die Begebenheiten im Ganzen so voraussetzen, wie sie die Hvenische Chronik erzählt; im Einzelnen jedoch gehn sie weiter, und stimmen bald mehr mit der Wilsnassaga, bald mehr mit Ihren Nibelungen überein. Von den drei Orten wird nur Nörborg genannt. Grimmer (Guntner) und Germer oder Gerlof (= Gernot) werden zwar als auf der Reise zu Grimild begriffen genannt, kommen aber dann nicht vor, sondern

Haagen und Folkward der Spielmann, dessen Schildzeichen eine Fiedel ist, sind ihre Brüder. Der Vater der Grimild heißt Niflung oder Niding und seines Schafes zu Hammer wird gedacht. Haagens Mutter, die in der Willinasaga Oda (= Ute) heißt, heißt hier Bodild (= Bødvild, Baduhild). Sie warnt durch Erzählung eines Traumes, doch vergebens. Haagen erschlägt ein Meerweib, die ihm seinen Tod weissagt. Als es zum Kampfe dann kommt, streut Grimild Erbsen in den Saal und breitet darüber nasse Stierhäute, so daß Haagen fällt, und da er früher sich gerühmt hatte, wenn er im Streite zu Boden käme, nicht aufstehn zu wollen, so wird er, auf den Knien sehend, erschlagen, zuvor aber trinkt er noch, um seinen Durst zu löschen, das Blut der Erschlagenen. Folkward verliert seine Eisenlange und sein Schwert im Kampfe; da giebt der junge Obbe Zern ihm seines, und nun kämpft auch er bis er fällt.

Nicht viel älter werden die Färöischen Heldenlieder sein. Bis zu Siururs (Sigurds) Tode folgen sie der nordischen Sage, von da an der deutschen, indem sie zugleich der Willinasaga der Hvenischen Chronik und den dänischen Liedern sich nähern, doch auch ebenfalls eigenthümliche Abweichungen haben. So z. B. ist Swanild Soulaliumma (Sonnenstrahl) nicht Sigurds Tochter, sondern Schwes-
ter, und bei deren Vermählung mit Ismal (= Ismál) sieht Siurur zum ersten Male die Brynild. Die Brüder der Gudrun heißen Gunnar, Högnar, Guislar (Gisilher) und Hiarnar, welche alle zu ihr nach Hunaland ziehen. Auch hier erzeugt Högnar vor seinem Tode mit der Helwig einen Sohn Aldrias, der dann den Tod seines Vaters an Artala (Egel) und Gudrun rächt, indem er sie in Goldberge einschließt.

Noch heute kann man auf Hven sehen, wo Norberg, Sönderberg, Karlsbögaslott und Hammarlott einst stunden. Nördlich bei Karlsbögaslott sah man sonst in länglichem Viereck aufgestellte Steine, welche der Frau Grimild Grab hießen.

Eine alte Sage des Silandes macht Grimild und Hvenild zu Niesenchwestern. Sie wohnten zuerst auf Seeland. Hvenild trug Stücke von Seeland in ihrer Schürze nach Schonen, wo Berge

daraus entftanden. Als fie darauf aber allzugroße Stücke nahm, brach ihr mitten im See das Band ihrer Schürze, und was aus derfelben in das Meer fiel, bildete das Eiland Hven. Als fie fpäter dajelbft die Jakobskirche baute, foll Grimild von Seeland aus ein Felsstück gefchleubert haben, welches jedoch bei Karlsbögsfott in das Meer fiel und heute noch zu fehen ift. Grimild wohnte darauf zu Hammarfott, aber als Hantke, der Sohn ihres Bruders, Rache zu nehmen kam, warf fie die Burghorfschlüffel in das Meer und verfenkte die ganze Burg durch Zauberei in die Erde.

Wahrlich, fagte da Gräfin Irmgard, die Sage hat wunderbare Gefaltungen angenommen. Von einem Mythos giengen wir aus und zu einem Mythos kommen wir am Ende zurück. Und über die ganze germanifche Welt hat fie fich verbreitet und wir treffen fie von den Alpen füdlich bis zum nördlichen Zeland!

Und doch, fagte Berta, war fie im Gedächtniffe des deutſchen Volkes untergegangen, bis fie die Gelehrten aus dem Staube der Bibliotheken wieder hervorzogen. Nur die unterften Schichten des Volkes haben fie, und dazu nur in fremder Gefaltung, fich dürftig zu bewahren gewußt. Welch einen Schatz hatte da das deutſche Volk verſinken laffen!

Er ift wieder aufgef tiegen, tröftete fie der alte Graf, und wird, hoffe ich, nie mehr zurüchinken in Nacht und Tiefe. Dafür forgt der Druck und noch mehr forgen dafür die neueren Bearbeitungen der Sage für die Schaubühne. So werden denn auch die Nichtleſenden damit bekannt, und was früher die fahrenden Leute bewirkten, die fie von Dorf zu Dorf, von Burg zu Burg, von Stadt zu Stadt trugen, das bewirken jetzt die Drude und die Schaubühnen. Mit dieſem Troſte mögen wir uns denn freudig zur Ruhe begeben.

Zweiter Abend.

Da Sie abgelehnt haben, ein Stück aus dem Nibelungenliede zu hören, begann Hefvinger — es ganz vorzulesen verbietet schon sein Umfang — so haben wir zunächst das Sigfridslied zu betrachten. Es ist uns nur in acht Drucken aus dem sechszehnten Jahrhundert erhalten, sieben hochdeutschen und einem niederdeutschen, und nur in sehr zerrütteter, ja unbehüllicher Gestalt. Es ward offenbar als Volksbuch für das Volk gedruckt; da dieses aber das prosaische Volksbuch scheint vorgezogen zu haben, so legte man es nicht von Neuem auf und so sind denn auch die alten Ausgaben meist nur in einzigen Exemplaren vorhanden. Trotz seines späten Auftretens aber stammt es doch aus alter Zeit. Es zeigt uns eine sehr merkwürdige Umgestaltung der Sage, denn nicht Brunnhild wird von Sigfrid darin von ihrem Berge herabgeholt, sondern Grimhild, die ein Drache entführt hatte und auf einem Steine in Haft hält, wird von Sigfrid befreit. Er tödtet den Drachen und gewinnt dabei zufällig den Hort, das Eigenthum der Zwerge, der drei Nibelunge, die ihn in dem gleichen Steine bewahrt haben. Der Drache war ein Mann, der von Zeit zu Zeit auch wieder Mann wird. In seinem Dienste als Wächter und Beschließer des Drachensteines steht ein Riese, Ruperan, den Sigfrid besiegen muß, bevor er an den Drachen selbst sich wenden kann. In diesem Kampfe hilft ihm einer der drei Nibelunge, Eugel geheiß, der offenbar dem Alberich des Nibelungenliedes entspricht, wie man den Ruperan dem Regin der Edda gleichstellen darf; denn wie Regin das Schwert schmiedet, zeigt Ruperan Sigfride das Schwert, womit allein der Drache besiegt werden kann. Eine merkwürdige

Abweichung ist nun auch, daß Sigfrid selbst den Hort in den Rhein versenkt, weil er durch den Zwerg Eugel erfahren hat, daß er nur acht Jahre noch zu leben habe. Aber darin stimmt das Lied zur ältesten Gestalt der Sage, daß Hagene ein Sohn des Gibiche und Bruder der Grimhild ist. Den Giselher kennt unser Lied ebensowenig als die Edda. Eigenthümlich ist ihm nun auch, daß weder die Aufreizung der Brunhild, welche das Lied gar nicht kennt, noch die Begierde nach dem Golde, das ja bereits versenkt ist, die Ermordung Sigfrids veranlaßt, sondern die Furcht, daß das Volk sich den Gibichingen ab und Sigfride zuwenden werde. — Doch hören Sie nun das Lied, das ich freilich mit leiser Hand etwas besser zu ordnen gesucht habe, als die alten Trude dasselbe uns bieten. Haspinger begann also:

Zu Worms dort bei dem Rheine, das ist wohl bekannt,
 ein König war geseßen, der war Gibiche genannt;
 dem sein Gemahel brachte drei Söhne hochgebor'n
 und eine schöne Tochter: durch die ward mancher Held verlor'n.
 Den jungen Königen diente rings das reiche Land.
 Schön war ihre Schwester. An eines Söllers Rand
 stund sie eines Mittags, als ein wilder Drache kam
 geflogen in den Lüften: das schöne Mägdlein er nahm.
 Die Burg die ward erleuchtet als stünd' in Feuer sie.
 Da entflog der ungeheure mit der Jungfrau hie;
 er schwang sich in die Lüfte hoch gen den Wolken an:
 Vater drum und Mutter viel großes Herzeleid gewann.
 Er führte sie in's Gebirge auf einen Stein lang;
 halbstundweiten Schatten er auf's Gebirge zwang.
 Die Maid durch ihre Schönheit gefiel dem Drachen sehr:
 Essen und auch Trinken gebrach bei ihm ihr nimmermehr.
 Er hielt sie auf dem Steine bis an das vierte Jahr,
 so daß sie keinen Menschen erblickte, das ist wahr;
 auch saß sie ganz alleine zwölf Wochen oder mehr.
 Täglich traun sie weinte: ihr Loos betrübte sie sehr.
 Sein Haupt der Drache legte der Magd in ihren Schooß.
 Da war seine Stärke so unermeßlich groß,
 wenn er ließ den Athem oder ihn zog ein,
 daß unter ihm erbebte hoch und tief das Felsenstein.

An einem Oftertage ward der Drache ein Mann.

Da sprach das reine Mägdelein: „Nebel Ihr habt gethan
an meinem lieben Vater und an der Mutter mein:
sie leidet großen Jammer, daß ich ihr muß verloren sein.

O weh! lieber Herr, Leid auch mir geschah,
daß ich Vater und Mutter so lange nie mehr sah
und meine lieben Brüder. Könnt' es nur geschehn,
alle meine Lieben möcht' ich herzlich gerne sehn!“

Da sprach der ungeheure zu der Jungfrau hehr:

„Vater so wie Mutter erblickst du nimmer mehr;
heut über fünf Jahre werd' ich wieder Mann:
dann nehm' ich deinen Magdthum, Jungfräulein wohlgethan.“

„Wüßte mich mein Vater auf diesem hohlen Stein,
und ob die Welt es gölte, er holte wohl mich heim,
und meine lieben Brüder, sie hülfen mir aus der Noth.“

Sie weinte aus ihren Augen alle Tage das Blut so roth.

„Mein mußt du warten fünf Jahr und einen Tag,
mein Weib sollst dann du werden, ob ich es schiden mag;
so muß dein Leib und Seele hin in der Hölle Grund.
Deinem Vater, König Gibichen, dem thu' ich's schon selber kund.“

Der König wohl Boten sandte rings in manches Land
nach seiner schönen Tochter, doch keiner je sie fand.
Das war sein größtes Leiden auf all der breiten Welt,
bis sie von dem Steine erlöste ein viel kühner Held.

Da lebte zu den Zeiten ein stolzer Jüngling,
der war geheiß'n Sigrüd, eines reichen Königes Kind:
der hatte so große Stärke, daß er die Bären fieng
und sie nur so zum Spotte hoch an die Bäume hing.

Als der junge Sigrüd erwuchs zu einem Mann,
da ritt er eines Morgens jagen in den Tann
mit Habicht und mit Hunden, der stolze Degen bald: ¹
er hatte den starken Thieren verzogen schnell da den Wald. ²

Da lief sein Bracke ³ vor ihm in den Tann
auf eine Spur gar seltsam (der wunderkühne Mann
konnt' es nicht verhindern), allda der Drache wild
vor Zeiten war gefahren mit der Jungfrauen mild.

¹ Wald = kühn. ² Die Thiere vom Walde abgeschnitten.

³ Jagdhund.

Sigfrid nach ihm eilte durch Horst und auch durch Hag
 (der eble kühne Rede keiner Ruhe pflag),
 bis an den vierten Morgen über das Gebirge groß;
 immer nach er eilte: den Geld der Reise nicht verdroß.
 Da fand er sich verirret in dem finstern Tann,
 daß ihm von Steig und Straße jede Spur zerrann.
 Er sprach: „O Gott vom Himmel, das sei dir geklagt!“
 Nicht wußt' er, daß zu Troste er käm' der minniglichen Nage.
 Als der Abend nahte (der Sonne Schimmer schwand),
 da kam der eble Sigfrid vor des Drachensteines Wand.
 Müde war geworden Noß so wie Mann:
 ab stieg der Rede vor dem Steine hindann.
 Licht und immer dichter ihn Finsterniß umfloß;
 wie rasch er seinen Bracken an das Seil da schloß!
 „Hilft nicht Gott vom Himmel, sprach der Regen hehr,
 aus diesem finstern Walde komm' ich wahrlich nimmermehr!“
 Er gieng zu seinem Noße und wollte reiten dann;
 da sah er gegen sich traben her durch den finstern Tann
 einen Zwerg, hieß Eugel; kohlschwarz war sein Thier,
 sein Gewand von Seide, durchwoben mit rothem Golde zier.
 Er trug auf seinem Haupte eine Krone reicher Art,
 daß nirgends auf der Erde der gleiche gesehen ward;
 es lag ihm in der Krone gar mancher Edelstein,
 der fernher durch die Finstre schien mit seinem Lichte rein.
 Als der Zwerg Eugel den Reden an sah,
 nun mögt Ihr gerne hören was allda geschah:
 er empfing ihn freundlich, den auserwählten Mann,
 er sprach: „Nun sage, Sigfrid, was führt dich in diesen Tann?“
 Da sprach der Rede Sigfrid: „Wohl möcht' ich, wenn ich kann,
 deiner Güt' und Treue genießen, kleiner Mann.
 Da du mich erkennst: wer mag mein Vater sein,
 den sollst du mir nennen, und auch die liebe Mutter mein!“
 Der eble Degen hatte gelebt da seine Jahr,
 daß er um Vater und Mutter wußte nicht ein Haar;
 er ward fern versendet in einen finstern Tann,
 drinn zog ihn ein Meister¹ bis er ward zu einem Mann.

¹ Der Schmied Mime.

Hier und zwanzig Männer Stärke der junge Held gewann.

„Ich will dich's wissen lassen, Eugel da begann,
deine Mutter heißet Siglind, die Fürstin auferkorn,
dein Vater König Sigmund, von denen bist du gebor'n.

Du sollst von hinnen kehren, meide diesen Wald!

Dein Leben mußt du lassen, und thust du das nicht bald.

Auf diesem Steine hauset ein Drache zorngrimm:

wird er dein hier inne, es ergicht dir wahrlich schlimm!

Er hat auf diesem Steine die allerschönste Magd,

das wisse sonder Zweifel und sei dir hier gesagt;

sie stammt von Christenleuten, eine Königs Tochter hehr;

wenn Gott sich nicht erbarmet, wird erlöst sie nimmermehr.

Ihr Vater heisset Gibiche und sitzet dort am Rhein.

Grimhild geheissen ist die Tochter sein.“

Da sprach der Held Sigfrid: „Die ist mir wohl bekannt,
in ihres Vaters Lande Gelieben wurden wir genannt.“¹

Als er vernahm die Kunde, der junge Rede werth,

da stieß er in die Erde sein viel gutes Schwert;

darauf schwur er einen Eid, der auserwählte Mann,

ohne diese Jungfrau kam' er nimmer von dann.

Da sprach der König Eugel: „Du viel kühner Mann,

willst du dich solcher Dinge hier nun nehmen an?

Und schwürst du des drei Eide, du gewinnst die Jungfrau nicht;

drum gieb bald mir Urlaub aus diesem Bergwalde dich.“

Da sprach der kühne Sigfrid: „O nein, du kleiner Mann,

erzeuge deine Treue mir hier in diesem Tann;

hilf mir hier gewinnen das schöne Mägdelein,

sonst schlag' ich dir die Krone ab samt dem Haupte dein!“

„Verlör' ich hier mein Leben um das schöne Weib,

so entgöl't ich meiner Treue; ich sag's auf meinen Leib,

ohne Gott den Guten, der jedes Ding vermag,

kann ihr Niemand helfen: dir wird hier übler Bejag!“²

Da ward der edle Sigfrid grimmiglich gemuth,

den Zwerg griff bei dem Haare der stolze Rede gut;

er schlug mit vollen Kräften ihn an des Steines Wand,

daß seine reiche Krone in Stücken fiel auf das Land.

¹ Gelieben, einander Liebende. Sigfrid war also zu Worms, che Grimhild von dem Drachen entführt ward.

² Bejag, Erwerb.

„Deinen Jorn du stille, du tugendhafter Mann,
ich will dir, edler Sigfrid, ratthen was ich kann,
und will mit ganzen Treuen dich weisen auf die Spur.“

„Des walte doch der Teufel! darauf wart' ich einzig nur.“

Er sprach: „Hier ist gesehen der Riese Ruperan,
dem ist das Gefilde ringsum unterthan,
der hat auch den Schlüssel, der den Stein erschließt.“

„Du zeige mir, sprach Sigfrid, die Jungfrau flugs des genicht.
Den sollst du mir zeigen, so behälst du deinen Leib.“

„Du mußt, sprach da Eugel, sechten um das Weib
so sehr in kurzer Stunde, nie solch ein Kampf noch kam!“

„Ich freue mich, sprach Sigfrid, daß ich solches vernahm.“

Da führte er den Reden hinfürder kah,
schrittwärts an der Steinwand, da der Riese sah.
Da kleyfte Sigfrid dreimal wohl an des Riesen Thor
und hieß mit freundlichen Worten ihn zu ihm gehn hervor.

Da sprang der ungeheure vor die Steinwand;
eine Stahlstange trug er in der Hand.

„Was hat dich hergeführt, du junges Vübelein?
in diesem finstern Walde muß es nun dein Ende sein!

Dein Leben ist verloren! Das sag' ich wahrlich dir.“

Da sprach der edle Sigfrid: „Gott wird helfen mir!
Der wolle mir verleihen die Stärke und auch die Kraft,
daß die schöne Jungfrau müsse ledig sein der Haft.

Wir schreien immer und immer über dich Mord,¹
daß du die Maid beschliehest auf dem Steine dort,
in dem fremden Lande mit schwerer Mühsal:
vier langer Jahre duldet schon sie diese Qual.“

Da ward der ungeheure grimmiglich gemuth;
auf mit großem Jorne er schwang die Stange gut.
Von der Stange Länge das da geschah,
daß man über die Hälfte sie wohl ob den Bäumen sah.
Da schlug der Riese Ruperan einen Schlag kräftiglich
nach dem edlen Reden. Der Held sprang hinter sich.
Da schlug der ungethüme Schläge sonder Zahl,
die Stange wohl eine Klafter in die Erde zu Thal.

¹ Einen eines Mordes öffentlich anklagen.

Hervor der fünf Klaster sprang der Riese werth;

da sich der Riese bückte, da hub er auf sein Schwert;

er schlug ihm eine Wunde, daß das Blut her lief:

nimmer ward auf Erden Wunde geschlagen also tief.

Als der ungetreue der Wunde da empfand,

die Stange ließ er fallen, er stoh in seine Wand.¹

Da hatte wohl ihn Sigfrid gebracht in Todes Pein;

da dacht' er an die Jungfrau, die da mußte gefangen sein.

Der Riese band die Wunde und waffnete sich

in eine gute Brünne, die war köstlich,

von eitel klarem Golde, gehärtet in Drachenblut;

ohn' Ortnids Brünne, ward nie Brünne so gut.²

An seine linke Seite ein gutes Schwert er band

von sehr großer Stärke, gemacht nach seiner Hand:

wohl ein Land man mochte dafür geben gern:

hub er es im Streite, blieb der Tod niemals fern.

Auf sein Haupt er setzte einen Helm gut,

der strahlte gleich der Sonne auf des Meeres Fluth;

einen Schild breiten nahm er zu der Hand:

so sprang der ungeheure her aus der Steinwand.

Da sprach der ungetreue: „Sag' an, du kleiner Mann,

daß dich der Teufel hole! was hatt' ich dir gethan,

daß du mich wolltest morden in meinem eignen Haus?“

„Das leugst du, sprach da Sigfrid, ich rief dich zu mir heraus!“

Da sprach der starke Riese: „Daß du leist verflucht!

ich will dir wohl vergelten, daß du mich hast gesucht!

und hättest du's vermieden, das wäre leicht dir gut:

nun mußt du hängen lernen hier um deinen Uebermuth!“

„Das soll dir Gott verbieten, du schnöder Bösewicht,

ich bin um Hangens willen hergekommen nicht.

Hilf du mir gewinnen die Maid von diesem Stein,

sonst, sag' ich dir in Treuen, dein Leben, wahrlich, das wird klein!“

Da sprach der ungeheure: „Das sei dir hier gesagt,

daß ich dir nimmer helfe gewinnen diese Maid!

ich will dir's unterbrechen, des magst du sicher sein,

daß dich nie gelüftet mehr nach einem Mägdelein!

¹ Steinwand, Steinhöhle. ² Ortnid, sagenhafter Rangebardenkönig; später mehr von ihm.

Drum sei dir widerboten! Fried und Freundlichkeit."

"Ich war, versetzte Sigfrid, schon heute früh bereit!"

Zusammen sie da sprangen die beiden Helden stolz
mit Schlägen also schweren hier in diesem finstern Holz.

Von ihr beider Kräften ein solcher Streit geschah,

daß man das wilde Feuer auf den Helmen sah.

Wie stark der Schild auch wäre, den Ruperan da trug,

Sigfrid doch behende dem Riesen ihn zu Stücken schlug.

Auch hatte er bald dem Längen das Schwert untertannt,

er schrie ihm von dem Leibe sein gutes Stahlgewand;

da stund mit Blute beronnen der Riese Ruperan

von sechszehn tiefen Wunden, die er von Sigfride gewann.

Laut rief in seinen Röthen der Riese Ruperan:

"Du sollst mich leben lassen, du streitkühner Mann!

Du suchst, starker Riese, mit ganzer Mannheit,

du bist in allen Ehren ein Held von echter Tapferkeit!

Du suchst hier ganz alleine und bist ein kleiner Mann

gegen mir zu achten: dich gewinnen ich nicht kann;

du sollst mich leben lassen, so will ich geben dir

Brünn' und Schwert, mich selber sollst du haben, Held von mir."

"Das will ich wahrlich gerne, sprach der werthe Mann,

hilfst du mir gewinnen die Maid wonnesam."

Da sprach der ungetreue: "Bei der Treue mein,

ich hole von dem Steine dir das schöne Rägdelein."

Zwen' Eide sie da schwuren einander sonder Scheu.

Sigfrid der Riese, der hielt den seinen treu;

dennoch ward der Lange seiner Treue bloß,

des er an dem Ende jedoch wenig genoß.

Da sprach der Riese Ruperan zum Riesen listiglich:

"Nun weiß Gott, Trautgeselle, die Wunden schmerzen mich!"

Da riß er ab dem Leibe sein seidenes Gewand,

damit dem Ungetreuen er seine Wunden selber band.

Da sprach der Ungetreue: "Trautgeselle mein,

da liegt des Steines Wende; wo die Thüre möge sein,

das laß uns nun erforschen, tugendhafter Mann:

Ganz soll sein vergessen was jeder Leides gewann!"

¹ Abgesagt, aufgekündigt.

Sie giengen mit einander längs des Steines Wand.
 Wie bald der Ungetreue sein Schwert gewann zur Hand!
 Als der Held Sigfrid gieng vor ihm auf der Bahn,
 da sprang der Jorngrimme den edlen Helden treulos an.
 Er gab ihm unvermuthet einen ungefügen Schlag,
 daß der kühne Hede unter seinem Schilde lag
 in allen den Geberden als ob er wäre todt;
 aus Nase und aus dem Munde schoß ihm da das Blut so roth.
 Als so der edle Sigfrid lag unterm Schilde breit,
 da war der Zwerg Eugel auch sofort bereit;
 eine Rebelhülle warf er über den Mann:
 wie feind der Riese ihm wäre, er sah ihn nirgends in dem Tann.
 Von Baume er rasch zu Baume nach dem Helden lief.
 „Hat dich der Teufel hingeführt (der grimme Riese rief),
 that Gott mit dir ein Zeichen? Ich sah dich doch bevor,
 gestreckt du vor mir lagest: Wer schuf es, daß ich dich verlor?“
 Der Hede begann zu lachen der wonnesame Zwerg;
 er richtete auf den Helden und setzte ihn an den Berg.
 Da sah er eine Weile, der auserwählte Mann,
 bis der kühne Hede ein wenig besser sich versann.
 Als der Degen Sigfrid zu ihm selber wieder kam,
 da sah er neben sich sitzen den Zwerg wonnesam.
 „Nun lohne Gott, sprach Sigfrid, der großen Treue dir!
 ich kann nicht anders sprechen: du hast wohlgethan an mir!“
 Da sagte der Zwerg Eugel: „Das mußt du mir gestehn,
 kam ich dir nicht zu Hülfe, dir würde es schlimm ergehn.
 Noch folge meinem Worte: entschlag der Maid dich gar,
 komm mit mir von dannen: der Riese wird dein nicht gewahr.“
 Da sprach der edle Sigfrid: „Das mag nimmer sein!
 und hätte ich tausend Leben, auf die Treue mein,
 die wollte ich alle wagen um die Maid so wohlgethan;
 ich will es daß versuchen, wie mir's ergehn soll, sonder Wahn!“
 Die Hülle von dem Leibe er da mannhaft schwang.
 Sein Schwert zu beiden Händen Wunden tief und lang
 schlug dem Ungetreuen. Das begann zu klagen hier
 Der starke Riese Kupertan: er war zu Tode erschlagen schier.
 „Du suchst, kühner Hede, mit ganzer Mannheit,
 doch sehe ich nur dich einen vor mir stehn, Held gemeit;

und schlägst du mich zu Tode, du auserwählter Mann,
so lebst auf Erden Niemand, der zu der Maid dich führen kann.“
Des war der edle Sigfrid in mancher Gedanken Trang
von der großen Liebe, die zu der Maid ihn zwang:
er mußte ihn leben lassen, den ungetreuen Mann:
„Nun hebe dich, und schleunig: du mußt vor mir hindann!
Führst du mich nicht eiligst zur Maid, so schlag ich kurz
das Haupt dir von dem Halse und wär's des Himmels Sturz.“
Der Ungetreue mußte da thun durch rechte Noth
was ihm der edle Sigfrid, der junge Rede, gebot.
So giengen sie selbender zu des Steines Band:
da nahm der Ungetreue den Schlüssel in die Hand.
Der Stein ward aufgeschlossen und unten aufgethan.
„Nun hebe dich deine Straße, du mußt voraus auf der Bahn!“
Sie wurden beide müde, eh' sie kamen auf den Stein.
Als den edlen Reden erlah die Jungfrau rein,
begann sie sehr zu weinen, als wäre ihr Leid geschehn;
sie sprach: „In unsern Hallen habe ich, Rede, dich gesehn!
Nun bist willkommen, Sigfrid, lieber Herre mein!
wie lebst Vater und Mutter zu Worms dort an dem Rhein,
und meine lieben Brüder, die Könige Ruhmes voll?
Deiner großen Treue, Held, ich nun genießen soll!“
Da sprach der edle Sigfrid: „Nun laß das Weinen dein,
du sollst mit mir den hinnen, schönes Mägdlein;
ich will dir bald nun helfen aus dieser großen Noth,
oder ich muß, das wisse, darum hier sicher liegen todt.“
„Nun lehne Gott dir, Sigfrid, du Held von Juchzt so frei!
doch fürcht' ich, daß der Drache dir unbezwinglich sei.
So schrecklich Ungeheuer sah nie Auge gehn:
wirfst du sein ansichtig, du wirfst, daß wahr ich sprach, geschehn.“
Da sprach der edle Sigfrid: „Nun mag er schrecklich sein!
nicht will ich, daß verloren nun sei die Mühsal mein.
Ich habe viel gestritten mit dem ungefügen Wicht:
und ob er wär' ein Teufel, ich erlasse ihn Striches nicht!“
„Nun lehne Gott dir, Sigfrid! Du hast ichweren Streit
hier um mich bestanden, Held, zu dieser Zeit;

† Mit dem Riesen.

und hilfst mir Gott zu Lande, das gelob' in Treuen ich,
 keinen will als Gatten ich umarmen, Held, als dich!"
 Fürbist auf dem Steine trat da Ruperan.

Er sprach: „Hier liegt verborgen ein Schwert gar wohlgethan,
 damit ein edler Hede dem Drachen angefiert;
 kein anderes giebt's auf Erden, dem der Drache grimm erliegt.“
 Was er vom Schwerte sagte, das war die Wahrheit.

Als sich nun nicht wahrte vor ihm der Held gemeit,
 da schlug der starke Niese den edlen Heden wund,
 daß er auf dem Steine kaum mit einem Fuße stund.

Da griff er den viel starken: ein Ringen hub sich da,
 daß der Stein erbebte. Da Grimhild das ersah,
 da weinte und wand die Hände das schöne Mägdelein;
 sie sprach: „Ach, Gott von Himmel dem Rechte woll' ein Helfer sein!

Sellst du um meinetwillen deinen Leib,
 das muß ich immer klagen, ich jammerhaftes Weib:
 so will ich mich verfallen durch diese große Noth
 von diesem helen Steine, daß ich schnell da liege todt.

Darum, edler Sigfrid, bewahr den deinen Leib
 und denke an deine Nüßal und an mich armes Weib.“
 Da sprach der kühne Hede: „Du schöne Jungfrau hehr,
 zu erwehren ich mich hoffe: für mich nicht Sorge du mehr!“

Sie rangen mit einander. Er sah das schöne Weib:
 da mußte der ungetreue verlieren seinen Leib.

Er griff ihm in die Wunden, dem ungefügen Mann,
 und zertrte sie auseinander: der Niese Noth des gewann.
 Er sank zu Sigfrids Füßen. Zu flehen er ihn begann:

„Du sollst mich leben lassen, du tugendhafter Mann,
 des bitte ich dich und flehe dich Heden unverzagt.
 Dreimal ward ich treulos: das sei Gotte nun gellagt!“

Da sprach der edle Sigfrid: „Dein Flehen hilfst dir nicht,
 denn ich sah mit Augen die Maid von Angesicht.“

Er nahm ihn bei dem Arme, vom Steine er ab ihn schwang,
 daß der starke Niese zu hundert Stüden zersprang.

Da nun der edle Sigfrid den obern Stein gewann,
 gar sitzig vor die Jungfrau trat der kühne Mann:
 „Schönste aller Frauen, nun laß das Weinen dein,
 ich bin wohl erhalten durch dich edles Mägdelein.

Nun helfe ich dir auch bald aus deiner großen Noth,
 oder ich muß wahrlich selbst hier liegen todt!"
 „Nun lehne Gott dir, Sigfrid, Rede viel gemeit,¹
 doch, auf meine Treue! ich fürchte, uns nahe großes Leid."
 Da sprach der edle Sigfrid: „Rath mir Arbeit,
 das ist von ganzem Herzen und inniglich mir Leid:
 denn ich war bis heute, bis an den vierten Tag,
 ohne Trank und Speise: keiner Ruh' ich jemals pflag."
 Sehr erschral da Eugel der kleine Zwerg so gut,
 und auch die edle Jungfrau um Sigfrids Unmuth.
 „Ich bringe dir augenblicklich, sprach Eugel da der Zwerg,
 die allerbeste Speise her auf diesen helen Berg.
 Zu essen und zu trinken geb' ich dir genug."
 Her aus dem helen Steine die gute Speise er trug;
 ihm diente da zu Tische manches Zwerglein gut,
 und auch die hehre Jungfrau den Held hatte wohl in Hut.
 Bevor sie noch aßen, sie hörten einen Schall,
 als es zusammen stürzte Hochgebirg und Thal;
 des erschral gar sehr das schöne Mägdlein.
 sie sprach: „Oetel Rede, nun muß es dein Ende sein!
 Und ob die Welt sünde ganz in unsrer Hand,
 wir wären verloren, das wisse, du kühner Weigand."²
 Da sprach der edle Sigfrid: „Wer brächt' uns wohl den Tod,
 wenn Gott uns will beschirmen? der hilft leicht in jeder Noth!"
 Er nahm sein seidenes Hemde und wischte ihr ab den Schweiß;
 der minniglichen Jungfrau war vor Aengsten heiss.
 Er sprach: „Du sollst nicht trauern, dieweil ich bei dir bin."
 Die Zwerge, die zu Tische hatten gebient, die flohen hin.
 Noch war der grimme Trache vom Stein drei Meilen weit,
 drum sah'n die zwei Gelieben ihn noch nicht selbst zur Zeit;
 doch daß er kam, das sah man am Feuer, das von ihm rann:
 wohl dreier Weerschäfte lang es vor ihm her brann.
 Drum war die Maid in Sorgen; dem Reden Rath sie gab,
 sie wollten sich verbergen, daß er sie nicht hinab
 im Fluge beide stieße, in eine Höle tief,
 die unterm Drachensteine in den Berg nieder lief.

¹ Treu, kühn. ² Held.

Er kam in seiner Stärke gefahren an den Stein;
 Feur er von sich schraubte, sein Grimm war traun nicht klein.
 Vom Steine stürzten Stüde, der Berg erbebt im Reich,
 auf stieg gen den Wellen der Brodem feuerroth und heiß.
 Der Held trat aus der Höle, des Drachen Schwert er schwang;
 mit großen Schlägen grimmten er gen dem Wurm sprang.
 Der Wurm mit seinen Branten ¹ riß ihm ab den Schild:
 der Schweiß ab dem Haupte rann vor Angst dem Degen mild.
 Der Stein gewann da Hitze gleich eines Ofens Glut,
 gleich glühendem Eisen, das man aus der Esse thut.
 Der grimme Wurm machte die Hitze also groß:
 gen Sigfride er immer das höllische Feuer schoß.
 Sie trieben auf dem Steine all über den hohen Berg
 ein solches Ungestüme, daß mancher wilde Zwerg
 hin floh gen dem Walde; sie glaubten fest, es sei,
 wenn der Berg fiele, mit ihrem Leben auch vorbei.
 Der Berg ward erleuchtet. Da mußte Sigfrid auch
 fliehen vor der Hitze, die er litt, und vor dem Rauch,
 den gegen ihn trieb der Drache blau und feuerroth;
 er wollte sich verbergen: dazu zwang ihn große Noth.
 Grimhild und auch Sigfrid hinab die Höle floh'n.
 bis sich gemindert hätten ein wenig Feuers Loh'n.
 Als er um da schaute, da fand er großen Hort:
 er wähnte, daß der Drache gehäuft ihn hätt' an diesem Ort.
 Zween der Ribelunge in dem Berge hier,
 die waren Eugels Brüder; gehütet hatten sie
 den Hort der Ribelunge. Da zu wanken hub der Berg,
 da mußte aus der Kammer den Hort tragen mancher Zwerg.
 Sie trugen ihn zur Höle da in der Steinwand,
 unterm Drachensteine, allda ihn Sigfrid fand.
 Nichts davon wußte Eugel da der Zwerg,
 daß flohen seine Brüder und daß leer war der Berg.
 Nicht achtet' er ² des Hortes. Da sprach das Mägdelein:
 „Viel edler Held Sigfrid, erst naht uns große Pein!
 ergrimmet ist der Drache und bläset Eitergift:
 willst du beslehn den Teufel, deine Kraft es übertriff.“

¹ Taphen. ² Sigfrid.

„Nun hab' ich stets vernommen, sprach der Nede mild,
wer auf Gott vertraute, dem war er stets ein Schild.
Müssen wir beide sterben, so sei es Gott gellagt,
daß ich mich dein erbarmte, du viel auserwählte Magd.“
Da ward der edle Nede so grimme und todgemuth;
sein Schwert er nahm, zu Berge stieg der Tegen gut;
da fiel ihn an der Drache und fügt' ihm große Noth,
ihm schoß aus seinem Schlunde das Feuer blau, gelb und roth.
Der Wurm in grimmer Weise mit seinem Schwanze secht,
daß er den kühnen Neden gar oft darcin verslocht;
er wollte hinab ihn werfen von dem hohen Stein;
da sprang er aus den Schlingen, daß nicht er ihm umschloß das Bein.
Eigfrid schlug mit Grimme den Wurm auf das Horn;
da nicht er kliesen mochte und ihn schlagen vorn,
da schlug er ihn an der Seite auf sein Hornbach:
dennoch muß' er leiden von dem Drachen Ungemach.
Er schlug aus allen Kräften mit seinem Schwerte gut.
Da ward des Wurmes Hitze, als wär' es eine Blut
von einem ganzen Fuder Kohlen, das da brann:
da begann das Horn zu weichen, daß es von ihm niederrann.
Da schlug er den Drachen recht in der Ritze entzwei
mit dem guten Schwerte, daß laut erscholl sein Schrei;
halb fiel er von dem Steine, das andere stieß er nach:
das sah die schöne Grimhild, wie er zu Stüden da brach.
Eigfrid fiel zur Erde, Zeit ihm schwand und Raum;
vor der großen Müde genas der Nede laum;
weder sah noch hört' er, und Niemand war ihm kund,
erbliehen ihm war die Farbe und kohlschwarz war ihm der Mund.
Er lag manche Weile, bevor er sich versann.
Als er sitzen konnte und wieder Kraft gewann,
da sah er höchst betrüblich Grimhild liegen für todt.
Er sprach: „Gott vom Himmel! o wech meiner großen Noth!“
In seinen Arm er schloß sie. „Das müsse erbarmen Gott!
soll ich dich todt heim führen? das ist des Teufels Spott!“
Da kam der Zwerg Euzel, er sprach: „Sieh in den Mund
Dieß Arait der edlen Jungfrau: sie wird bald dann gesund!“
Als die schöne Grimhild das kleine Arait da nahm,
sie begann zu sitzen, zu ihr selber sie da kam.

Sie sprach: „Edler Sigfrid, deine Hülfe ward mir kund.“

Sie schloß ihn in die Arme und küßte ihn an seinen Mund.

Da sprach zu dem Neden Eugel der gute Zwerg:

„Der falsche Niese Ruperan bezwang den unsern Berg,
darin wohl tausend Zwerge mußten sein ihm unterthan
und zinsen unser Eigen dem viel ungetreuen Mann.

Nun hast du uns erlöst und hic gemacht frei,
des wollen wir dir dienen, so mancher unser sei,
und will dich heim geleiten, dich und das Mägdelein;
ich kenne Weg und Straße wohl gen Worms an den Rhein.“

Er führte sie heim zu Hause in den Berg hinein,
er gab ihm gern und willig seine Speiß und seinen Wein,
das beste, das man finden oder mag erdenken wohl:
des ihr Herz begehrte, des war der Berg da voll.

Sigfrid da nahm Urlaub zu Eugel dem Könige hehr
und zu seinen Brüdern und andern Zwergen mehr.

Da sprach der König Eugel: „Sigfrid, Held gemeit,
unser Vater Niblung ist gestorben vor Leid.

Ob Ruperan dich hätte gebracht in Todes Noth,
wir müßten darum alle in dem Berge liegen todt,
um daß ich von dem Schlüssel dir die Währe habe gesagt,
der zu dem Stein gehöret, darauf gefangen lag die Wagh.

Nun hat das verhindert deine edel werthe Hand,
des sollen wir immer danken dir, lühner Weigand.

Des wollen wir dich geleiten und die Maid wohlgethan,
ich und unser tausend, daß euch kein Leid möge nah'n.“

„Rein ihr, sprach da Sigfrid, genug ich Dienst empfeng.“

Die Maid seht' er hinter sich, sein Noß sanfte gieng.

Allein doch König Eugel gab ihm das Geleit.

Da sprach zu ihm Sigfrid: „Nun sage mir, Held gemeit:

Laß mich noch genießen deiner Kunst wohl erkannt.

Dort vor dem Drachensteine da hast du mir genannt

Vater und auch Mutter: wie soll es mir ergehn

und meinem schönen Weibe, wie lange soll mein Glück bestehn?“

Da sprach der Zwerg Eugel: „Was sein soll, wird geschehn!

Du hast sie nur acht Jahre, das hab ich wohl gesehn,

so nimmt dein junges Leben dir eine Mörderhand:

gar ohne alle deine Schuld trinkt dein Blut, Held, der Sand.

Deinen Tod wird rächen dein wunderschönes Weib;
 drum denn wird verlieren so mancher Held den Leib,
 daß nirgends auf der Erde ein Held am Leben bleibt:
 wo lebt ein Riese auf Erden, der also sich hat bewiebt!"

Schnell da sprach Sigfrid: „Und werde erschlagen ich,
 werd' ich so wohl getödtet, nicht will ich klagen mich,
 noch auch will ich fragen, wer mich bringe in Todes Noth.“

„Ja, dein Weib, das schöne, lieget auch des Streites todt!“

Da schieden sie sich in Treuen. Es lehrte in seinen Berg
 Egel der hehre König, der vielerfahrne Zwerg.
 Ob' Sigfrid seiner Strafe ritt, da fiel ihm ein,
 wie er den Hort da hätte liegen lassen in dem Stein.

Er sprach: „Seit ich mit Rätthen den Drachenstein gewann,
 was ich fand darinne, das erbt von Recht mich an.“

Er lud ihn auf in Eile, daß nichts da liegen blieb:
 seit gieng er hinter dem Horte, das Noth er vor sich her da trieb.

Als er kam zum Rheine, er dachte in seinem Muth:
 leb' ich so kurze Zeit nur, was soll mir all das Gut?
 Und sollen alle Reden durch mich verlieren sein,
 wozu soll dann dieses Gold? Damit warf er's in den Rhein.

Gibichen dem Reichen die Nöhre ward gesagt,
 daß Grimhild heim käme, die wunderschöne Magd,
 und wer sie hätt' erlöset von dem Wurm unrein,
 und wie sie hätte gewonnen Sigfrid auf dem Drachenstein.

Der König ritt da selber entgegen der Jungfrau zart:
 kein Fürst auf dieser Erde je so empfangen ward.
 Er hieß die frohe Kunde da künden in das Land;
 Fürsten und auch Herren man da auf den Wegen fand.

Die Hochzeit da währte bis an den neunten Tag,
 daß man aller Kurzweil in Ritterspielen pflag
 mit viel großen Ehren. Drauf titten sie von dann;
 durch seine reiche Gaben Sigfrid Freunde viel gewann.

Zeit schuf er gut Geseite und stärkte das Gericht;
 ob einer Gold trüge, er durfte fürchten nicht.

Durch seine große Stärke man scheute ihn immer mehr:
 des fürchte sehr da Gunther, der viel edle König hehr.

Da sprach der grimme Hagene: „Er ist der Schwager mein,
 will er der Lande walten hier nieder um den Rhein,

so soll er eben schauen, daß er's nicht übersieht:
 ich bin's, der es rächet, ob es jemals geschieht!"
 Da sprach der König Gernot: „Mein Schwager Sigfrid,
 aus meiner Hand ich gäbe das allerbeste Glic,
 daß unser Vater Gibiße hätte meinen Sinn:
 es brächte traun dem Ricken hier die Länge nicht Gewinn!"
 So die jungen Könige Sigfride trugen Haß.
 bis daß die zween Schwäger¹ vollbrachten beide das,
 daß Sigfrid mußte sterben. Ob einem Brunnen kalt
 erstach der grimme Hagene ihn dort auf dem Odentvalt.

Dem Anfange dieses Gedichtes, das Sie jetzt hörten, fuhr
 Hasspinger nach Beendigung des Vortrages fort, gehn in allen
 alten Runden noch fünfzehn Strophen voraus, die, wiewohl sie
 echte Sage enthalten, doch zu unserem Gedichte ursprünglich nicht
 gehörten. Denn nach demselben kennt Sigfrid seine Eltern gar
 nicht und erfährt ihre Namen erst durch Ugel. Anders verhält
 es sich aber nach diesen fünfzehn Strophen. Da der Inhalt derselben
 doch echte Sage ist, so will ich sie Ihnen jetzt mittheilen,
 jetzt, wo sie der Einheit des Gedichtes keinen Eintrag thun. Sie
 lauten wörtlich in ihrer sprachlichen Rohheit und Verstümmelung:

Es saß im Niederlande ein König so wohl bekannt,
 mit großer Macht und Gewalte, Sigmund war er genannt;
 der hatt' mit seiner Frauen einen Sohn der hieß Seisfrid,
 des Wesen werdet ihr hören allhie in diesem Lied.
 Der Knabe war so muthwillig, dazu stark und auch groß,
 daß seinen Vater und Mutter der Dinge gar sehr verdroß.
 Er wollte keinem Menschen sein Tag' sein unterthan,
 ihm stund sein Sinn und Gemüthe, daß er nur jöge davon.
 Da sprachen des Königes Räte: „Nun laßet ihn ziehen hin
 so nicht er bleiben wolle; das ist der beste Sinn;
 laßt etwas ihn versuchen, so wird er bändig zwar,
 er wird ein Held viel kühne und lebt er etlich Jahr.“

¹ Gnuether und Hagene.

Also schied von dannen der junge kühne Mann.

Da lag vor einem Walde ein Dorf, das lief er an;
da kam er zu einem Schmiede, dem wollt' er dienen recht,
ihm schlagen auf das Eisen als ein andrer Schmiedeknecht.

Er schlug entzwei das Eisen, den Amboss in die Erd;
wenn man ihn darum strafte, so nahm er auf kein' Lehn';
er schlug den Knecht und Meister und trieb sie wider und für;
nun dacht' der Meister ofte, wie sein er lebzig würd!

Da lag ein mercklich Drache bei einer Linde all' Tag.

Da schickt' ihn hin sein Meister, daß er sollt' haben Frag, —
ein Köhler saß im Walde, des sollt' er warten eben,
hinter derselben Linde, der sollt' ihm Kohlen geben.

Damit so meint' der Schmied, der Wurm sollt' ihn abthun.

Als er kam zu der Linde, den Wurm thät' er besehn.

Er thät ihn bald erschlagen, der junge kühne Mann.

Da dacht' er an den Köhler: zu dem gieng er in den Tann.

Da kam er in ein Gewilde, da so viel Trachen lagen,
Lindwürm, Kröten und Atern, als er bei seinen Tagen
hätt' je gesehen liegen zwischen Bergen in einem Thal:
da trug er zusammen die Bäume, riß die aus überall.

Die warf er auf die Würme, daß keiner auf mocht' fahren,
daß sie all' mußt'n bleiben, als viel' als ihr' da waren.

Da lief er hin zum Köhler, da fand er Feuer bei ihm:
das Holz thät er anzünden und ließ die Würm' verbrinn'.

Das Horn der Würm' bgund weichen, ein Dächlein her thät flieh'.

Des wunderts' Seifried schre, einen Finger er drein stieß.

Da ihm der Finger erkaltete, da war er ihm hörnein:
wohl mit demselben Dache schmiert' er den Leibe sein.

Er ward aller hörnein, dann zwischen den Schultern nit,
und' an derselben Stätte er seinen Tod auch litt,

als ihr' in andern Gebichten hernach werd't hören wohl.

Er zog an König Gibiches Hof und war auch Mannheit voll.

Er diente willigliche dem König sein Tochter ab,

daß der König Gibiche ihm die zum Weibe gab.

Die hatt' er wohl acht Jahre. Nun hört, was da ergieng,

eh sie ihm ward zu Theile, was Wunder er anseng.

Nun mögt ihr hören gerne, wie der Nibelinge Hort
gefunden ward sei reiche bei keinem Kaiser fort:

den fand Eiríðr der Kühne bei einer steinen Wand:
 den hat ein Zwerg verschlossen, der war Nibling genannt.
 Da den Zwerg Niblingen im Berg der Tod vertrieb,
 er ließ drei Söhne junge, den war der Schatz auch lieb.
 Sie saßen in dem Berge, hütten Nibelinges Hort,
 darum sich von den Heunen hub jämmerlicher Mord
 An manchem Held viel Kühne, die da wurden erschlagen
 wohl in den harten Streiten, als ihr noch höret sagen,
 daß Niemand kam davone, das ihu' ich euch bekannt,
 als Dieterich von Berne und Meister Hildebrand.

Hier mögen wir in der That, sagte Irmgard, als Gaspinger schwieg, die Sage in ihrem allmäligen Verstummen belauschen. Nicht einmal den Namen des Schmiedes kennt sie mehr, der ohne Zweifel der nordische Regir ist. Daß der Lindwurm dessen Bruder war, weiß sie auch nicht mehr; dafür ist der angeführte Köhler ein willkürlicher Zusatz. Sehr wenig geschieht ist es auch, daß neben dem einen Lindwurm noch eine Menge anderer Lindwürme, Kröten und Attern, d. i. Rattern, da sind, durch deren Horn Eiríðr die Hornhaut erhält. Dabei ist nun wieder vergessen, weshalb er zwischen den Schultern ohne Horndede bleibt. Nach den Nibelungen fiel ihm dorthin ein Lindenblatt als er badete; das Prosa-Volksbuch sagt einfach: weil er dahin nicht reichen konnte. An die Brunhild wird auch nicht gedacht; vielmehr zieht er gleich nach Erlegung des Lindwurms an Gibichs Hof, wo er dem Könige die Tochter abdiene, aber wodurch, erfahren wir nicht. Nun erst folgt die Erwerbung des Hortes, die wieder eigenthümlich dargestellt ist: er findet ihn einfach bei einer Steinwand. Er gehörte dem Zwerge Nibling, und nach dessen Tode seinen drei Söhnen, deren Namen uns unbekannt bleiben. In dem Nibelungenliede heißen sie Niblung und Schilbung; ob Alberich der dritte sein soll, ist unklar; im Eiríðrsliede hörten wir ihn Engel nennen, welchen Namen Grimm durch „kleine Aue“ (Insel) deutet, und mit dem altnordischen Eylimí (d. i. Aft einer Insel), dem Vater Gripirs, welcher Eiríðrs Mutterbruder sein soll, in Verbindung bringt.

Allerdings ist alles hier im Ausklingen, sagte der Schwere

Edman. Die Willkinasaga bietet alles dieß zusammenhängender, wenn auch wieder mit eigenthümlicher Abweichung. Wenn Sie wollen, so erzähle ich Ihnen den Inhalt der Kapitel 136—146 der Willkinasaga.

Edmans Erbot ward angenommen, und er begann:

Sigmunds schwangere Gemahlin Eifilia oder Eifibe ward vom Grafen Hartwin, dem sie widerstanden hatte, der Untreue beschuldigt und sollte auf Befehl des Vaters in einem Walde ausgelegt und ihr die Zunge ausgeschnitten werden. Hartwin und sein Freund Hermann von Schwaben führten also die Königin, unter dem Vorwande, daß sie ihrem aus einem Kriege heimkehrenden Vater entgegengehn sollte, in den Wald und Hartwin wollte sie tödten. Hermann jedoch wollte das nicht zulassen und rieth dem Hunde, der ihnen gefolgt war, die Zunge auszuschnitten und sie dem Könige zu bringen. Darüber geriethen beide in Streit. Während des Kampfes gebar die Königin einen schönen Knaben, wickelte ihn in ihren Schleier und that ihn in ein gläsernes Trinkgefäß, das sie mitgeführt hatte. Hermann erschlug nun zwar im Kampfe den bösen Hartwin, dieser aber stieß fallend das Gefäß mit dem Fuße in den naßen Strom. Die Königin, dieß sehend, starb aus Schmerz. Hermann begrub sie und brachte die Kunde von allem an König Sigmund, der ihn aus dem Lande wies.

Das Glas mit dem Kinde aber schwamm den Strom hinab und trieb in den See. Bei der Ebbe stieß es an einen Felsen und zerbrach, und das Kind weinte. Da kam eine Nixe, trug das Kind in ihr Lager und säugte es mit ihren Zungen. Nach zwölf Monaten war es so stark wie ein vierjähriger Knabe.

Was Sie da erzählten, sagte Iringard, klingt mir mehr romanisch, als deutsch oder gar altnordisch. Es erinnert sehr an die Sage von der Genoveva, und der Name Eifilia könnte wohl aus Cecilia entstanden sein. Auffallend, aber deutlich ist es, daß den echten Namen der Mutter, Sigilind, der Norden auf jeden Fall nicht kannte. In den Liedern der Edda heißt sie Þiðdis, hier Eifilia.

Es ist möglich, sagte Edman, daß dieses Stück, eben weil man die echte Sage vielleicht nicht mehr kannte, eingefügt ward.

Aber in Scandinavien geschah diese Einfügung nicht, sondern in Norddeutschland, woher ja die Willinasaga stammt.

Und was den Namen Eijilia betrifft, so mein' ich, sagte Haspinger, spricht schon die Nebenform Eißbe gegen die Zusammenstellung mit Cecilie, obgleich der Anklang nahe liegt. Wir haben die altdeutschen Wörter sisesang, Klagegesang; sisagomo (= Klage-mann) der deutsche Name des Pelikan; sisuwa, Klage, Klagelied (naeniae); daodsisu, Todtenklage; sisomo, muscus, ein Moos. Das aus dem Griechischen stammende sisymbra (σισύμβριον) balsamita, und die lateinischen Wörter siser, Zuckerwurzel, sisara, erice, will ich nicht herbeiziehen; aber in Eijilia, Eißbe (Eißvera?) könnte der Name einer Waldblume enthalten sein, so gut wie in Genevra, und Blumenamen verwendet man gern als Frauen-namen. Immerhin ist die Erzählung der Willinasaga sehr merkwürdig; aber fahren Sie fort.

Was nun folgt, sagte Edman, ist unbestreitbar echt. — Nicht weit vom Strande wohnte der kunstreiche Schmied Mime. Der gieng in den Wald, Kohlen zu brennen, und da kam der schöne Knabe zu ihm an das Feuer und er war nackt und stumm, die Hinde aber folgte ihm. Mime aber, der keine Kinder hatte, nahm ihn mit und nannte ihn Sigfröd (Siegfundig). Als Sigfröd neun Jahr alt war, war er so stark und unbändig, daß er alle Schmiedeknechte Mime's schlug, und den stärksten der zwölf, Edihart oder Edebrecht, der ihm wehren wollte, bei den Haaren aus der Schmiede zog. Mime stellte ihn nun selbst an die Arbeit. Er machte einen starken Eisenstab glühend und hieß ihn mit dem schwersten Hammer drauf schlagen. Sigfröd aber schlägt gleich den ersten Schlag so gewaltig, daß der Ambossstein zerspringt, der Amboss in den Untersatz hineinsinkt, und Eisen, zerbrochene Zange und Hammerstiel umherfliegen. Mime sah da wohl, daß er nicht zum Schmiedetauge, und ließ ihn müßig umhergehn, suchte nun aber ihn los zu werden. Im nahen Walde lag ein grüner Lindwurm, der tödtete alles, was ihm nahe kam. Er war Mime's Bruder. Zu dem gieng Mime und versprach ihm den Knaben zu jenden. So schickt er nun den Sigfröd in den Wald, Kohlen zu brennen,

giebt ihm Speise und Wein für neun Tage und eine Holzart. Draußen macht er von gefällten Bäumen ein großes Feuer, setzt sich dann nieder und verzehrt den ganzen mitgebrachten Vorrath auf einmal. Da schoß der Lindwurm daher und wollte ihn verschlingen; Eigfröð aber warf ihn mit einem brennenden Baume nieder und schlug ihm mit der Art das Haupt ab. Hierauf füllt er Wasser in seinen Kessel, hängt ihn über das Feuer und wirft große Stücke vom Lindwurmsfleische hinein zur Nahrung für sich. Als er seine Hand eintaucht, zu versuchen, ob das Fleisch weich sei, verbrennt er sich die Finger und steckt sie in den Mund, um sie zu kühlen. Wie aber die Brühe auf seine Zunge kommt, versteht er, was zwei Vögel sagen, die auf einem Baume sitzen. Sie geben ihm den Rath, den Nime zu tödten, wenn ihm sein eigenes Leben lieb sei. Er bestreicht sich darauf mit dem Blute des Lindwurms, erst die Hände und dann den ganzen Leib; nur zwischen die Schultern kann er nicht reichen. Hierauf nahm er das Haupt des Wurmes und gieng heim. Alle Gefellen flohen in den Wald, als sie ihn kommen sahen; Nime aber trat ihm entgegen und bot ihm zur Sühne eine kostbare Brünne und das Schwert Gram. Eigfröð nahm alles an; aber als Nime ihn so ausgerüstet hatte, schlug er ihm mit dem eignen Schwerte das Haupt ab.

Eigfröð gieng nun hin, sich das Roß Grani zu holen, welches bei den Stuten der Brunhild weidete und von welchem ihm Nime gesagt hatte. Ungestim drang er in ihre Burg See-gard und erschlug die sieben Thürhüter, die ihm wehrten. Brunhild aber erkannte ihn sogleich, trat herzu und stillte den Streit. Sie offenbarte ihm darauf seine Abkunft und gab ihm das Roß Grani, welches in der Wildniß zwölf Männer nicht fangen konnten, ihm aber kam es von selbst entgegen. Von der Erwerbung des Hortes durch Eigfröð weiß die Willkinasaga nichts; doch sagt sie Cap. 367, daß das Gold in Eigfröðs Keller liege. Von den Zwergen Nibeling, Eugel Alberich, von der Tarnhaut, dem Schwerte Balmung und der Wünschelruthe weiß die Willkinasaga ebenfalls nichts. — So viel ist etwa, um das vorgelegte Stück zu erläutern, aus der Willkinasaga anzuführen.

Die Willinasaga ist allerdings reicher und zusammenhängender als die mitgetheilten Strophen, sagte Verta, wenn auch Einzelnes nordischer Quelle entnommen sein mag, wie das über das Rost Grani Gesagte, da die deutsche Gestalt der Sage dieses Rost gar nicht kennt. Aber wenden wir uns jetzt zum Eigfridsliede; es giebt doch vielleicht noch Einzelnes, was der Erläuterung bedarf. So heißt es z. B., der Drache habe die Grimhild bis in das vierte Jahr auf dem Steine festgehalten, so daß sie keinen Menschen erblickt habe. Das verstehe ich; denn damit ist gesagt, daß Eigfrid erst nach drei Jahren zu ihrer Befreiung erschien; dann aber heißt es: sie habe zwölf Wochen oder länger ganz allein auf dem Steine gesessen, und das verstehe ich nicht.

Ich meine, antwortete ihr Haspinger, damit soll gesagt werden, daß der Drache in den ersten Wochen sich ihr nicht zeigte, um sie wo möglich zu beruhigen. Einsamkeit bewirkt viel.

Das läßt sich hören, sagte Baron Wilmar. Aber wenn dann der Drache zu ihr sagt, „sie müsse sein Weib werden, und dann solle sie mit Seele und Leib in die Hölle fahren,“ so ist mir das sehr auffällig.

Eine Folge der Verchristlichung der Sage, antwortete ihm Leodegar. Der Drache ist nach christlicher Ansicht der Teufel; und wer sich dem Teufel vermählt — —

Ich bin mit dieser Erklärung vollständig zufrieden, antwortete ihm Wilmar.

Jetzt, sagte Irmgard, versteh' ich auch, weshalb der Drache gerade zu Ethern zum Manne wird. Die Macht des Bösen ist durch die Auferstehung Christi und seine Höllefahrt bezwungen; und so kann auch der Drache wieder Mensch werden zu dieser Zeit.

Aber warum will der Zwerg Eugel Eigfride nicht helfen, bevor er Gewalt von ihm leidet? fragte Verta.

Zwerge müssen immer gezwungen werden, bevor sie den Menschen helfen, sagte Haspinger, sei es durch Wohlthat, sei es durch Gewalt.

Wissen Sie uns nicht den Namen des Riesen Ruperan zu deuten, mit dem Eigfrid zunächst zu thun bekommt? fragte Irmgard.

Nein, sagte Haspinger; die deutsche Sprache bietet keine genügende Erklärung dar. Es giebt zwar einen alten Namen Cubba, Copra, aber wir kennen seine Bedeutung nicht. Das altnordische kubbr, Baumstamm, und kull, Larve, Capuze, führt zu nichts, und an kopra, Haarschmuck, und koppr, Kopf, Trinkgeschirr, mag ich nicht einmal denken.

Nun, so mag der Riese meinetwegen für uns Geheimniß bleiben, antwortete Iringard; aber die Nebelhülle, die der Zwerg über den niedergeschlagenen Helden wirft, ist doch gewiß die Tarnhaut oder die unsichtbar machende Hülle?

Das ist sie, entgegnete Graf Huno, und sie kommt mit dem Horte später in den Besitz des Riesen; jetzt aber hat sie noch der Zwerg.

Nach Strophe 96, sagte Haspinger, habe ich vier Strophen ausgeschieden, die das grimmige Wesen des Drachen erklären sollen, auf jeden Fall aber nur ein schlechter Zusatz sind; sie lauten:

Das machte, er war verflucht in teuflische Art,
darum zu allen Zeiten der Teufel bei ihm war
in Gestalt ein's feurigen Drachens, doch war's ihm ohne Pein:
seiner Seel Vernunft und Sinne, das mußt alles willig sein.
Da braucht er sein Vernunft nach menschlicher Natur
ein Tag und auch fünf Jahre bis er zum Menschen ward,
ein schöner Jüngelinge, als er je war gesucht:
das kam ihm von Buhlschaste: ein Weib ihn hatt' verflucht.
Durch Schöne der Jungfrauen der Trache sie menschlich hätt'
wenn die fünf Jahr hinkämen, daß er sie nehmen thät'
und sie also möcht' haben; weil er ein Drache wär',
so ward' sie ihm zu Theile, das sonst geschähe nimmermehr.
Und da ihm nun Seifride die Jungfrau nehmen wollt',
die er hätt' lang gespeiset und sie zu Worms hätt' geholt,
darum war er so grimmig hin an den Stein gefahr'n,
mit Hitze er wollt' verbrennen, die auf dem Steine war'n.

Abgesehen von der Ungeschlachtheit der Sprache, zeigt schon der Inhalt, daß dieß nur ein schlechter Zusatz ist, wie es deren noch andere giebt. Bald darauf z. B. wird gesagt, daß der Drache

fortgeflogen und mit fechzig jungen Drachen zurückgekehrt sei, die jedoch alle fogleich wieder Reihhaus nehmen, was alles so ziemlich an Blödsinn gränzt.

Ueber folche Auswüchse dürfen wir uns eben nicht wundern, da es der deutschen Heldensage einmal befchieden war, so tief hinabzufinken, ließ sich Verta vernehmen. Sagen Sie uns lieber: wir sehen im Gedichte Zwerge und Riesen in Feindschaft, denn Eugel sagt ja geradezu, daß Euperan ihn und die Seinen ihm zu dienen gezwungen habe; ist die Feindschaft zwischen Riesen und Zwergen eine ständige, oder kommt sie nur in diesem Gedichte vor?

Wir finden in mehreren deutschen Gedichten dieser Feindschaft gedacht, während in der nordischen Mythologie Zwerge und Riesen zuweilen in einander übergehen, sagte Haspinger. Negin wird als ein Zwerg geschildert und doch wird er auch iötun, d. i. Riese, genannt, und sein Vater Hreidmar wie sein Bruder Fáfnir waren Riesen. Hohe Kraft und listige Schlaueit treten einander im Leben wohl oft feindlich entgegen, und so läßt sich die Feindschaft zwischen Riesen und Zwergen in den deutschen Sagen wohl begreifen. Listig und zugleich weise ist jedoch Eugel; er kennt nicht nur Heilkräuter — wir werden noch mehrmals Zwerge als Heilkünstler treffen — sondern ist auch der Zukunft kundig, wie er ja Sigfride sein Schicksal voraus sagt. Als Herren der Erde im Innern der Erde sind die Zwerge ganz folgerichtig auch die geschicktesten Erzarbeiter und ihre Schmuckfachen sind die schönsten, ihre Waffen die besten. Zu den Helden stehn die Zwerge als ihrer Hülfe bedürftige meist freundlich, die Riesen meist feindlich. Doch giebt es auch Ausnahmen, und wir sehen Riesen im Dienste der Helden treu und zuverlässig, Zwerge ihnen feindlich und sie verärend. — Da Sie nun wohl über alles Aufschluß haben, können wir uns weiter wenden.

Noch eine Frage, sagte Irmgard. Giebt es nicht noch anderweitige Zeugnisse für diese Gestalt der Sigfridsage in Deutschland?

Es giebt deren, antwortete Haspinger, aber nicht sehr alte, abgesehen von dem Steine bei Sarbrück, „dem man spricht Eriemildenspil“ (Spindel der Grimhild, jetzt Epilstein), Urkunde

von 1354, bei Kremer, diplom. domus Ardennens. p. 484), und dem Atriembiltenstein bei Rehl in der Ortenau (Urkunde von 1476, bei Leuchten 2, 54); älter bezeugt ist ein Brunnhildestein auf der Mitte des Feldberges bei Frankfurt, Urkunde vom Jahr 1221, bei Guden, cod. dipl. 1, 479; und der lectulus Brunnhilde, Bett der Brunnhild (Urkunde vom Jahr 1043, bei Johannes, res Mogunt. 2, 514). Das älteste Zeugniß giebt Hans Sachs in seiner Tragödie der Hürnen Seifrid, worin Sigfrids Jugend und seine Befreiung der Grimhild wie in unserem Gedichte dargestellt wird, doch mit Abweichungen, weil vielleicht ein anderes Gedicht seine Quelle war; denn Gernot heißt Gerner, Grimhild wird vom Drachen entführt, während sie sich an der Tapferkeit Sigfrids bei einem Turniere erfreut, und ihre Mutter stirbt aus Schmerz darüber. Noch mehr weicht die Darstellung von Sigfrids Tode ab: er wird erstochen, während er am Mittag an einem Brunnen im Walde schläft, nicht indem er trinken will; der Tod im Schlafe stimmt aber zur Edda. Da der Dichter zu einer willkürlichen Veränderung keinen Grund hatte, so dürfte er wohl einem jetzt verlorenen Gedichte gefolgt sein.

Merkwürdig ist auch die Erzählung Matth. Quades in Teutscher Nation Herlichkeit, Köln 1609, S. 146: Der gemeine Mann halt dafür, Wurms hab den Namen behalten von dem großen Wurm oder Drachen, der allda des Königs Tochter durch die Lust entführet, welchen nachmals der hürnen Seifrid im Odenwald (wo ein Lintbrunno sich findet, cod. Lauresh. 1, 16) erschlagen und die Jungfrau wieder erlöset, wie derselbe Drache mit samt der Jungfrau und ihren Brüdern samt Seifride zu Wurms auf dem Markt an einem überalten Gebäu (die Münz genannt) ganz antiquitätisch abgemalt stehn, dabei auch das Gebein von dem Riesen und Drachen, welche Seifrid überwunden, in eiserne Ketten gefast, hangen. Auswendig an der Mainzer Pforten siehet man auch die alte Contrafetzung des Drachen, und am Rhein uf dem Thurm im Eck der Stadtmauer siehet man auch den Seifriden. So ist auch noch ein fliegender Wurm oder Drach der Schildführer des Wappens dieser Stadt, welches ein Schlüssel ist, den Seifrid dem

Niesen abgewonnen, damit er unten den Felsen aufschloß, um oben zu der Jungfrau hinauf zu kommen; und denselben Schlüssel hat Seifrid sofort mit heim gen Worms geführt und hat ihn die Stadt zur ewigen Gedächtniß in ihren Schild gesetzt. — Diese an sich junge Stelle zeugt doch für das Dasein der Sage in weit früherer Zeit, und es bedarf kaum weiterer Belege dafür. Und somit denke ich, wenden wir uns nun zum Rosengarten.

Das Gedicht vom „großen“ Rosengarten, so genannt im Gegensatz zum Laurin oder dem „kleinen“ Rosengarten, entstand kaum vor dem Jahre 1250, ist aber nur in Bearbeitungen aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts uns erhalten. Der Gedanke, die beiden Haupthelden der deutschen Sage, Sigfrid und Dietrich, einander gegenüber zu stellen, lag nahe, und ward schon früher, aber in ungenügender Weise, dadurch ausgeführt, daß man Dietrichen dem Knaben Sigfrid begegnen, ihn besiegen und als Gefangenen zu Ekeln führen ließ. So wenig die in der echten Sage begründet war, ebenso wenig ist es der Kampf der beiden Helden im Rosengarten zu Worms.

Unter einem Rosengarten dachte man sich im Mittelalter eine höchst anmuthige, mit allen Reizen der Natur und Kunst geschmückte Gegend. Viele Städte hatten einen solchen. Bekannt sind der Rosengarten zu Hall in Schwaben, zu Mainz, Mannheim, Gernsheim, Sträßburg und Turlach; Worms hatte deren sogar zwei, einen großen und einen kleinen. Den gleichen Namen trug ein freier, schöner Platz bei Rostock, wo König Erich von Dänemark im Jahre 1312 großes Hoflager hielt, und Leipzig hat sein Rosenthal, obgleich da weder Rosen noch ein Thal zu sehen sind. Da auch der Zwergkönig Laurin seinen Rosengarten hat und heute noch eine rauhe Gegend des Thüringerwaldes der Rosengarten heißt, so meint Grimm, man habe wohl ursprünglich mit diesem Namen einen scheinbar öden, aber mit der Pracht, die entweder nur elischen Augen sichtbar ist oder im Innern des Berges liegt, erfüllten Elhengarten bezeichnet. Dann wird der Name aber auch bildlich gebraucht. So läßt ein Meisterlied aus dem fünfzehnten Jahrhundert die zwölf ersten Meister sich in einem Rosen-

garten wie in einem Paradiese versammeln, und in dem Volksliede
 san der instiginge to Laneborg (im Jahr 1371) heist es:

Seven hundred wëren over kamen,
 se wëren frîch, unde dar benamen
 sprak Mâneke mit der barden:
 „Gi hëren, weset alle frô:
 gi sint in dem rôsengarden!“

d. h. ihr seid da, wo ihr eures Herzens Wunsch erfüllen könnet.
 Späterhin besagte „in dem Nofengarten sein“ genau so viel als
 „in unbekümmerter Lust leben.“ So heist es im Leben des Ritters
 von Schweinichen 2, 73: J. F. G. waren die Zeit lustig und
 guter Dinge, ließen einen Hund schlafen und sorgen, vermeinten
 nicht anders, sie wären ganz frei im Nofengarten.

Den Nofengarten zu Worms hat nun Grimhild der Sage
 nach seit ihrer Kindheit gehegt und gepflegt. Er ist eine Meile
 lang und eine halbe breit. Er wird, statt von einer Mauer, von
 einem seidenen Faden, nach anderer Ueberlieferung von einer kost-
 baren, spannenbreiten Borte eingefast. Auch einer Thüre wird
 erwähnt. Darin steht eine große Linde, die fünfhundert Frauen
 Schatten zu geben vermag. An ihren Ästen trägt sie Umhänge
 von Seide zum völligen Ausschluß der Strahlen der Sonne. Unter
 der Linde pranget ein Gefühle aus Elfenbein; den Boden decken
 Marmorplatten, die mit seidenen Teppichen belegt sind. Auf dem
 Baume befindet sich ein mechanisches Kunstwerk (in den Gedichten
 des vierzehnten Jahrhunderts werden dergleichen oft erwähnt und
 ausführlich geschildert): goldne Vögel, innen hohl und durch Röhren
 verbunden, erheben den lieblichsten Gesang, wenn man einen Balg
 drückt. Kurz, im Nofengarten herrscht solche Lust und Wolle,
 daß in ihm ein Jahr wie ein Tag vergeht. Zwölf Helden be-
 schützen den Garten gegen jeden, der ihn zu betreten wagt. Sie
 tragen prächtige Waffentröcke, jeder mit zwölf goldenen Vögeln
 geschmückt. Wer von ihnen ein Abenteuer bestehen soll, dem reicht
 Grimhild eine goldene Fahne, in welcher ein ellenbreiter silberner
 Streifen, und die mit einer Leiste eingefast ist, auf welcher goldene

Buchstaben die Abenteuer des Rosengartens verkünden. Die zwölf Beschützer des Gartens sind nach der ältesten Darstellung 1) vier Niesen: Pusolt, Ertwin, Schrtan, Asprian; 2) vier Neden: Stuoßfuchz, Walther, Volkher, Hagene; 3) vier Könige: Gernot, Gunther, Gibeche, Sigfrid.

Der Gang des Gedichtes ist nun kurz folgender: Grimhild, stolz auf ihre Helden und eifersüchtig auf den Ruhm Dietrichs, sendet einen Boten zu diesem und entbietet ihn selbstwollsten zum Kampfe; der Sieger soll einen Rosenkranz und einen Kuß von ihr erhalten.

Nur eine Bearbeitung läßt nicht die Grimhild, sondern zwölf Jungfrauen zum Schlusse des Ganzen die Küsse und Kränze ertheilen, was jedenfalls minder gut ist. Dietrich weigert sich erst, die Forderung anzunehmen, thut es aber endlich doch, durch Hildebrand bewogen. Aber Dietrich kann nicht zwölf Helden zusammen bringen, und so wird Hildebrands Bruder Isan aus dem Kloster, wohin er sich zurückgezogen hat, abgeholt. Dieser streitbare Mönch hat die komische Person bei dem ganzen Handel zu vertreten, was Niemand auffällig finden wird, der die Sitten eines großen Theiles der Geistlichkeit im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert kennt. Die einzelnen Kämpfe, die die verschiedenen Bearbeitungen verschieden ordnen, übergehe ich, da Sie solche Kampfschilderungen bereits zur Genüge kennen, und so erwähne ich nur, daß der Ausgang der Kämpfe insofern ein unerwarteter ist, als von den Vernerhelden eilse den Kampfplatz als Sieger verlassen und nur einmal beide Gegner als Unbesiegte belohnt werden. Dadurch ist den rheinischen Helden Unrecht angethan, am meisten aber dem Sigfrid, der nur dadurch vom Tode gerettet wird, daß Grimhild ihren Schleier über ihn breitet. Ebenso wenig ist es zu loben, daß in einigen Bearbeitungen — wahrscheinlich sollte den Kämpfen dadurch ein ernstlicher Zweck gegeben werden — Gibeche sich Dietrichs zuletzt unterwirft und sein Reich von ihm zu Lehen empfängt. Nicht besser ist es, wenn eine der Bearbeitungen, um dem Ganzen noch mehr Glanz zu geben, Egelu sammt Nidigern herbeiziehet, von welchen ersterer freilich gar nichts zu thun hat, als daß er

einmal das Heerhorn blasen läßt. Nüdiger freilich bethätigt sich nicht nur als Mitkämpfer, sondern auch sonst, z. B. als Bote nach Worms, auf das glänzendste. Aber dadurch ward nun unter die zwölf Berner Helden Verwirrung gebracht. Nur acht sind allen Bearbeitungen gemein, nämlich: Dietrich, Hildebrand, Wolfhart, Eigeflab, Heime, Witeche, Zlian, Dietleib. Die vier übrigen heißen bald Ortwin, Edehart, Helmschrot, Amelolt; bald Hertnit, Edewart, Nüdiger, Amelung; bald endlich Fruot, Nüdiger, Hartung, Dietrich von Griechen. Auch auf die rheinischen Helden hat das verwirrend eingewirkt. Gemeinsam sind allen Darstellungen: Wibeche, Gunther, Gernot, Sigfrid, Hagene, Volkher, Ortwin, Schrutan, Aspran; die letzten drei heißen in A B Pusold, Walther, Stuwofuchs; in D Rienold, Herbot, Stuffing; in C Pusold, Walter, Stuffing.

In der Wilkinasaga, nahm jetzt Professor Edman das Wort, findet sich Cap. 150—202 ein ähnliches Ereigniß geschildert; doch ist hier Dietrich von Bern, der seine Helden erproben will, der Herausforderer, nicht der Geforderte. Auch ist der Ausgang der Kämpfe ein billigerer, indem der Sieg auf beide Theile so ziemlich gleich vertheilt wird. Wenn Sie hören wollen, so erzähle ich Ihnen die Begebenheit.

Da Alle zu hören willig waren, begann der Schwede:

König Dietrich ließ sich und allen seinen Mannen ein prächtiges Gastmahl bereiten und entbot dazu die mächtigsten Männer seines Reiches und andere Häuptlinge, darunter König Gunthern und seinen Bruder Hagenen. Von dem letzten wird nun erzählt, wie er der Sohn eines Albes gewesen, und zwar eine zwiefache Sage. König Aldrian von Niflungaland, erzählt die erste, hatte eine Gemahlin, welche einmal berauscht in ihrem Garten einschlief und da von einem Albe bewältigt ward. Später kam er zu ihr und sagte ihr, das Kind würde ein gewaltiger Mann werden. Sie gebor einen Sohn, der sehr stark aber häßlich ward. Eines Tages fragte er die Mutter, warum er den Sippen nicht gleiche? worauf ihm die Mutter seine Herkunft entdeckte. Zufälligerweise hörte dieß ein Weib, Aldrians Frilla (Geliebte), und die entdeckte ihm.

alles. Hagene's ältester Bruder hieß Gunnar, der zweite Gernoz, der dritte Gisler und Grimild hieß ihre Schwester. — Die zweite Sage aber berichtet: König Irung in Niflungaland hatte eine Gemahlin Oda, die mit einem Alb den Hagene zeugte. Zu den obengenannten Söhnen kommt hier noch Gudjorm (der Guttorm der Edda) hinzu. Aldrian und Irung (ohne Zweifel der thüringische Iring, weshalb Grimild in manchen Sagen „eines thüringischen Königes Tochter“¹ heißt) vertreten also den Gibiko oder Dankrat. Die Schilderung der Waffen der Helden und ihrer Schildzeichen übergeh' ich. — Da nun König Dietrich mit Freunden auf alle die Helden sah, die an seinem Tische saßen, und sagte, daß Niemand in der Welt ihnen gleiche, sagte Herbrand, sein Bannerträger: „Du hast noch nicht die Stärke König Irungs und seiner Streiter, besonders Sigurds, versucht.“ Sogleich beschloß Dietrich nach Vertangaland zu reiten (das wäre Britannia, Bretagne, ist aber vielleicht aus Vorgundaland entstanden oder absichtlich geändert, weil Gunther und Hagene hier auf Dietrichs Seite stehn), und alle seine Mannen folgten ihm. Nachdem sie viele Tage durch dichte Wälder geritten waren, kamen sie zu dem Vertangawalde, dessen Eingang der Riese Etger (deutsch Higer), König Nordians Sohn, bewachte. Briteche gelobte, mit diesem die Sache abzumachen und tödtete ihn. Um die anderen zu foppen, bestrich er sich mit dem Blute des Riesen, ritt eilig zurück und rief: „Der Riese kommt, der Riese kommt!“ worauf alle bis auf Dietrich flüchteten. Als sie dann zürnten, besänftigte er sie durch das Versprechen, das Gold des Riesen mit ihnen zu theilen. So ritten sie denn weiter und schlugen bald darauf ihre Zelte vor Irungs Burg auf.

Sigurd erkannte aus der Burg die Schildzeichen und ritt unter fremdem Namen zu ihnen, daß er ihre Absicht erkunde. Dietrich sagte ihm die Fehde an, schenkte ihm aber ein Roß und einen Schild für Irung, welche der junge Hnialung, Hornboge's Sohn, da das Loos ihn traf, hergeben mußte. Darüber war

¹ Auch Tochter eines Baiernherzogs heißt sie. Vgl. Deutsche Heldensage von W. Grimm, S. 301, 303, 306.

Amalung ungehalten, und er wäre dem Helden gern nachgeritten, um beide wieder zu erkämpfen, wenn er nur ein Roß gehabt hätte. Da ließ ihm Witeche sein Roß unter der Bedingung, daß, wenn er es verlor, er ihm sein ganzes Erbe in Winland abträte. Er nahm die Bedingung an, ritt nach, ward aber von Sigurd besiegt. Als jedoch Sigurd in ihm einen Verwandten erkannt hatte, gab er ihm sowohl das eigene als auch das Roß Witeche's zurück, verlangte aber, daß er ihn an eine Linde binde und den Seinen sage, daß er gesiegt und den Besiegten an einen Baum gebunden habe. Amalung that dieß, und alle glaubten ihm, nur Witeche nicht. Dieser bestieg sein Roß und ritt nach dem Baume, um durch eigenen Anblick sich zu überzeugen. Da Sigurd ihn kommen sah, riß er sich los und sprang den Berg hinan.

Nun folgt eine ausführliche Schilderung des Kampfes zwischen den elf Söhnen Hongs und Sigurd auf der einen Seite und Dietrich und seinen zwölf Helden auf der andern. Da Hhong selbst nicht kämpft, so hat der älteste seiner Söhne es mit zwei Gegnern zu thun. Die ersten fünf Helden Dietrich's, Heime, Herbrand, Wildeber, Eintram und Hasold¹ werden von den fünf jüngsten Söhnen Hongs besiegt und gebunden; Amalung dagegen siegte über den sechsten Sohn Hongs, der sich nun dadurch loskaufte, daß er Hasolden und Herbranden in Freiheit setzte. Hagene und Hornboge wurden wiederum von dem siebenten und achten Sohne Hongs besiegt und gebunden; Dietleib aber socht nun mit dem neunten Sohne Hongs bis die Nacht kam und die beiden Könige sie trennten. Am folgenden Morgen begann der Kampf wieder, Dietleib siegte und errang Hagene's Freiheit. Hildebrand und Gunther wurden vom zehnten und elften Sohne Hongs besiegt und gebunden, aber nun trat Witeche gegen den elften und ältesten Sohn Hongs auf und brachte es dahin, daß dieser mit der Freigebung aller Gefangenen sein Leben erkaufen mußte.

Nun war es an Dietrich, sich mit Sigurd zu messen. Sie kämpften zwei Tage lang, ohne daß einer den andern verwundete.

¹ In der Deutschen Sage hat Dietrich Hasolden erschlagen, somit erscheint er da nicht unter seinen Helden. Vgl. unten Eggen Aufzähl.

konnte. Während der Nacht verschaffte sich Dietrich das Schwert Biteche's, den Wiming; Eigurd aber verlangte am Morgen des dritten Tages, daß Dietrich schwöre, er habe dieses Schwert nicht. Dietrich steckte das Schwert hinter sich in die Erde und schwur nun, er wisse nicht, daß Wimings Spitze oberhalb der Erde und sein Griff in Jemandes Hand sei. Der Kampf begann; aber Eigurd merkte bald, daß Wiming seine Hornhaut durchschnitt und übergab sich an Dietrich. So ward Eigurd Dietrichs Gefelle und folgte ihm nach Niflungaland zu König Gunther; vorher aber schenkte er seinem Verwandten Hornboge und dessen Sohne Amalung reiche Geschenke und brachte es dahin, daß Fjung seine Tochter Halbiörg mit Amalung vermählte, worauf Dietrich und Fjung als Fr.unde schieden. — Nun folgt die Vermählung Eigurds mit Grimhild und Gunthers mit Brunhild, die auf der Burg Seegard wohnt, wohin Eigurd Gunthern führt.

Diese Gestalt der Sage ist freilich alterthümlicher und schöner, als wie sie in unserm Rosengarten erscheint, sagte Irmgard, dennoch hat auch diese ihren Reiz, namentlich durch den grobkernigen Mönch Hsan, der z. B. die Grimhild, als sie ihn küßt, mit seinem rauhen Barte blutig reibt, seine Brüder im Kloster mit den Bärten zusammen bindet und sie über eine Stange hängt u. s. w.

Sie haben recht, antwortete ihr Haspinger, und so will ich denn der Gesellschaft jetzt vortragen, wie dieser Mönch aus seinem Kloster zum Kampfe abgeholt ward.

Alle waren damit einverstanden, und so begann denn Haspinger:

Auf saßen da die Herren, ¹ die Necken viel gemeit,
Herrn Dieterichs Reise ² war manchem Manne leid.

Da huben sich die Herren gen Hsenburg an die Fahrt,
wo der Mönch um Rosen heraus entführt ward.

Da ritt zu aller vorderst Meister Hildebrand:

Herr Dieterich von Berne kam ihm nach gerannt.

Schild und Speer führte ³ selbst der Degen hehr:

so that auch Meister Hildebrand; mit ihnen ritt Niemand mehr.

¹ Dietrich und Hildebrand. ² Kriegszug. ³ Die Fürsten hatten feinsten Schild- und Speerträger.

An dem fünften Morgen und etwas noch davor
 gen Hienburg die Herren kamen an das Thor;
 an wolk' eben himmen der Mönch den Morgenlang,
 als Dietrich unter Schilde nebst Hildebrand zur Pforte drang.

Hildebrand da klopft: „Bald nun laß mich ein:
 ich will in diesem Kloster ein Prediger auch sein!“

Der Mönch¹ da rief: „Wer klopft so laut an unser Thor?
 schaut hinaus geschwinde, wer nun halte davor!“

Bringet mir meinen Harnisch und mein gutes Schwert,
 was sie dann hie suchen, des werden sie gewehrt,
 und meinen Helm, den lichten,“ sprach der Mönch Man;
 wollen den Mönch² sie zwingen, das wehr' ich, traun, ob ich kann.

Man brachte ihm seinen Harnisch. Da sprach der Mönch Man:

„Und wären ihrer dreißig, ich binde mit ihnen an;
 mir breche denn in den Händen das gute Schwert mein,
 wir wollen in dem Kloster von ihnen ungeschudelt sein!“

Schauet aus dem Fenster, wer vor der Pforte sei!“

„Herr, es ist ein Alter, er führt der Wölfe drei
 im Schild und güldne Schlange auf des Helmes Dach.“

„Waffen!“ das ist mein Bruder Hildebrand!“ der Mönch da sprach.

„Bei ihm hält ein Junger auf schnellem Rosse; traun,
 er ist ein kühner Ketz, mag ich recht ihn schau.“

„Er führt an seinem Schilde einen Löwen grazil.“ —

„Er mag es wohl vollbringen: das ist mein Herr Dietrich!“

Da trat vor die Pforte der Mönch Man:

er trug ob der Brünne eine graue Kutten³ an,

er trug ob den Beinen zwei runde Hosen grau;

so trat er vor die Pforte und lugt' umher gar genau.

„Benedicite, Bruder!“ sprach Meister Hildebrand.

„Nun führe dich der Teufel, sprach der Mönch zuhand,

daß Jahr ein Jahr aus du reitest dem Streite nach.

Du möchtest bei Frau Uoten lieber haben gut Gemach.“

„Ei wohl, wenn nur ich möchte, sprach Meister Hildebrand;

Grimhild die schöne hat nach uns gesandt,

¹ Man. ² Die Gesamtheit der Mönche. ³ Andrus des Staunens.

⁴ Graue Mönche heißen die Bernhardiner; sie tragen weiße Kutten und schwarze Scapulier.

daß wir kommen sollen zu ihrer Hochzeit."

"Es scheint wohl, lieber Bruder, daß ihr alle Thoren seid. Mich dünket, was soll ich's leugnen? Euer Treiben lächerlich."

Was irrt Euch denn zu Bern, mein Herr Dieterich?"

"Der König läßt dich bitten, sprach Meister Hildebrand, daß du die Fahrt ihm leistest, die ihm gelobte deine Hand."

Tu gabst ihm deine Treue, du schwurst ihm einen Eid, hat' er eine Heersahrt, du wärest ihm bereit."

Da sprach der Mönch Ilhan: "Reisen¹ nicht ich mag, doch da ich's ihm gelobte, wohl bekannt ist mir der Tag."

Verdrängt zu Bern Euch Einer, da fahrt ich mit Euch hin, gen Worms jedoch zur Reise, bereit ich nimmer bin."

Da sprach der alte Hildebrand: "Lieber Bruder mein, brüderlicher Treue sollst du nun ermahnet sein."

Tu kannst's im Briefe² finden, was uns die Maid entbot: mir und meinem Herren ward Hülfe nie so noth."

"Helft doch eurem Bruder, sprach Herr Dieterich;

bleibt Ihr hier im Kloster, das steht traun Euch lächerlich."

Da sprach der Mönch Ilhan: "So will denn drein ich hau'n!"

Ob ich zum Streite lauge, das mögt Ihr selbst nun schau'n."

Da zog er ab die Rutten, in's Gras er hin sie warf:

da stand der Mönch Ilhan gerüftet, wie's der Held bedarf."

"Was trägst du unter den Hosen?" sprach Meister Hildebrand.

"Was trag ich, lieber Bruder? Rein altes Sturmgewand!"

Der Berner da beschaute des Mönches Breitshwert:

"Eines guten Predigers habes³ seid Ihr wahrlich gewehrt:

Wem den Bann löset Euer Predigershab,

das habt auf meine Treue, es folgt ihm in das Grab.⁴

Wüßten's die Burgunden, die edlen, dort am Rhein, lieber als Euch beichten würden sie Keger sein."

"Wohl auf denn, sprach Mönch Ilhan, wir schau des Rheines Fluß,

wir holen uns einen Rosenkranz nebst einer Jungfrau Ruß;

wir wollen Grimhild suchen mit manchem kühnen Mann,

der ihr von den Augen das Mies⁵ wohl blasen kann."

¹ Heersfahrten. ² Im Ladebrief der Grimhild. ³ Kreuz der Ritters-
prediger, hier Schwert. ⁴ Die Wunden nämlich. ⁵ Mies. „Der machen
wird, daß sie hell sieht," ist der Zinn.

Siet ab euren Roffe, viel lieber Herre mein,
beliebt Euch hier ein Imbiß, ich geb' Euch guten Wein.
Die Mönche tragen die Reiten, die hier im Kloster gehn:
die mögen lauen ihr Gerstenbrot; nach anderm meine Sinne sehn!"

Da berief zusammen der Ayt die Bruderschaft, —

alle sie geboten über des Mönchs Kraft,¹

Da sprach der Fürst von Berne, der edle Dietrich:

„Lasset ihr nicht ihn wieder ein: ich zerstör' Euch sicherlich.“

Da sprach der Ayt: „Heiz König, es ist nicht unser Recht,²

daß wir sollen sechten; das ziemt nicht Gottes Aecht;

wir sollen sein zu Dienste Tag und Nacht bereit

unserm Herrn und Schöpfer! drum laß den Mönch ohne Leid!“

„Heiz Ayt, begann da zürnend der Mönch, so hört mein Wort:

beträfe diese Reden ein Leid am Rheine dort,

das wohl ich hindern könnte, ließt ihr mich gehn,

dafür müßten wahrlich die Brüder mir zu Buße sehn!“

Der Ayt erschrak, er sagte: „Lieber Bruder mein,

wollt ihr vom Rhein mir bringen ein Rosenkränzelein,

so wollen eure Sünde wir büßen wahrlich gern,

da so gern ihr reitet!“ Des lachte Dietrich von Bern.

Da sprach ein alter Bruder: „Sei Gott Dank und Lob!

er hat uns oft die Härte getauscht hart und grob,

wenn wir thun nicht wollten, was er uns gebot.

Nun hat doch im Kloster ein Ende, hoff' ich, die Noth!“

Da ward zu Tisch geset von Bern Heiz Dietrich

und ihm gegenüber, das wißt sicherlich,

Hildebrand der Alte, der auserwählte Mann:

Herlich da zu Tische diente Mönch Ilhan.

Als das Mahl beendet war, da führte man her sein Mark,³

den Bruder Scheminges,⁴ ein Roß groß und stark.

Da band an die Seite Ilhan sich das Schwert:

zorngemuth beim Griffe saß' es flugs der Rede werth.

Da trat hin zum Ayte der Mönch Ilhan:

„Lieber Herr, nun möcht' ich Urlaub gern empfahn;

¹ Der Einzelne im Kloster ist der Gesamtheit unterworfen. ² Amt.

³ Roß; auch in Marfall, Marshall (Rostnucht). ⁴ Scheming heißt Witliches Roß, Ilhans Wenig.

wir müssen alle helfen dem edlen Dietrich."

"Ich erlaub' es gerne, sprach der Ayt, sicherlich."

Flugs hieß Hsan bringen seinen Schild und Speer,
womit in früheren Tagen gar oft er stund zu Wehr:
das gute Roß Benig der Rede überschritt.

Urlaub nahmen die Herren: in Freuden Hsan da ritt.

Ihm folgte vor das Kloster mancher Klostermann;

alle nach sie fluchten dem Mönch Hsan.

"Daß du dich hast geschieden von deiner Bruderschaft,
des werdest du erschrecken, aber nimmer siegest!"

Zum Schluß der heutigen Unterhaltung nun noch zwei Bemerkungen:

Daß Hans Sachs in seiner Tragödie nur Dietrich und Sigfrid im Rosengarten kämpfen läßt, bezeugt keineswegs eine ältere einfachere Gestalt der Sage. Der Schauspieldichter konnte den Zwölfkampf begreiflich nicht gebrauchen; das, und nur das, bewog ihn zur Vereinfachung. Dieß ist die eine; wichtiger ist die andere. Aus der prosaischen Schlußrede zum alten Heldenbuche (erste Ausgabe ohne Ort und Jahr, zweite Ausgabe 1509) ergiebt sich nämlich, daß es im Mittelalter ein Gedicht müsse gegeben haben, welches den zweiten Theil der Nibelungen, die Rache der Grimhild, an ein Rosengartenlied, aber ein ganz anderes, anknüpfte, an ein Rosengartenlied, welches Sigfrid durch Dietrichs Hand umkommen und in Folge davon die Grimhild ihre Rache nicht gegen ihre Brüder, sondern gegen die Wölfsinge, d. h. Dietrich und seine Mannen, richten ließ. Daß kein Irrthum des Verfassers dabei statfinde, geht aus einigen Angaben hervor, die keines der bekannten deutschen Gedichte kennt, die jedoch mit der altnordischen Niflunga- und Vilkina saga übereinstimmen. Die Stelle lautet:

Als dem künige Etzel sin Frau Heriche gestarb, dô nam er künig Gibiches tochter Crimbilten, die vor des hürnen küniges Sifrides wib was, der von dem Berner in dem rösengarten erschlagen ward. Daz müete Frau Crimbilt gar sere, und ward des Berners und aller

Wölfinge stendin, die ūz der Hiunen lande¹ wāren. Dō gedachte sie einen bōren fund, daz die Wölfinge alle erschlagen wūden, und darumb nam sie künig Etzeln, wan er was der richest und gewaltigeste künig. Durumb sie vermeinte, er möchte den Wölfin gen wol widerstān, und machete einen grōzen hof und liez den ūz rufen in alle land und verkūden allen helden: dō kāmen alle helde zuo hofe in die stat Ofen in Ungerland; daz selbe land was künig Etzels. Dō het sie heimlichen gar grōzen nīd und hōz wider die Wölfin ge ūz Hiunenlande, daz sie den hūnen Sifrid iren man in dem rōsengarten erschlagen heten: Alsō gieng sie zuo Hagen von Troy und bat in, daz er die helde zuo ime neme und ein gereiz und hader anseige, alsō daz die hiunischen helde alle erschlagen wūden. Dō sprach Hagen, daz kūde er mit keinen ēren anfāhen; wāre ez aber, daz ieman den strit anseige, sō wōlte er sīn allerbestez tuon. Dō nā frau Crimhilt sah, daz Hagen wider sine ēre nīht tuon wolte, dō het sie einen jungen sun von zehen jāren,² zuo dem sprach sie: „lauf, schlag Hagen an einen backen!“ Der knabe sprach: „welcher ist ez?“ Sie sprach: „ez ist der dort sitzet.“ Dō gieng der knabe hin und schluog in an einen backen. Dō sprach Hagen: „daz wil ich dir vertragen umb dīner kindheit willen; wāre ez aber, daz du mich mē schlūegest, sō möchte ich dir ez nīht vertragen.“ Dō was sie frō und sprach aber zuo dem knaben: „lauf und schlach in noch einmāl!“ Der knabe tet waz in die muoter hiez. Dō er in aber het geschlagen, dō stuond Hagen ūf und sprach: „daz hāst du nīht von dir selben getān,“ und nam daz kind bī dem hār und schluog im daz haubet ab. Dō sprang ieder man ūf, dā einer, dā zwēne, dā dri, bīz daz man ez in dem oberen saļ und in der stat gewar

¹ Der Hiunen Land bezeichnet hier nicht das östliche Göttes, sondern im Einklange mit der Wiffridage das Land Dietrichs, also ein südliches; daher hiunische helde = Wölfin ge. ² Diese ganze Begebenheit mit dem Knaben kennen nur nordische Quellen.

ward. Dô liefen die helde alle zuo samen und schluog in einer den andern zuo tôde, ângenomen Hildebrand, der ertette sich ânes lebens mit schlegen, doch wurden im zwô wunden in daz haubet geschlagen. Dô was der Berner in der stat in einem andern hûse und wiste niht von den sachen, biz daz Hildebrand verwundet zuo im kam und im die mære sogete. Dô lief der Berner balde und wolte besehen, waz der mære ware. Dô fund er fraun Crimhiltu zwên brüeder, die sieng er und band in alle viere zuo samen und gieng dô hinweg. Dar nâch kam frau Crimhilt und fund ir brüeder alsô gebunden ligen. Dô lug ein schwert neben in, daz nam sie und schluog in beiden die haubet ab. Dô kam der Berner und wolte besehen hân die zwêne gebunden man: dô wâren in beiden die haubet ab geschlagen. Dô sach er frau Crimhiltu vor im gân und ein schwert in der hand tragen; dô sprach der Berner: „ir habet den zweien die haubet ab geschlagen?“ Dô sprach sie: „ja.“ Dô nam der Berner daz schwert und schluog sie in der mitten enzwei. Alsô wurden gar vil helde erschlagen und reit der Berner und Hildebrand hinweg.

Dies ist in der That eine merkwürdige Darstellung, nahm Irmgard das Wort, als Haspinger geendet hatte. Da die Niflungasaga dem Verfasser sicher nicht bekannt war, kein deutsches Gedicht aber der Begebenheit zwischen Hagen und dem Sohne der Grimhild erwähnt, so muß ein Nibelungenlied, das sie hatte, noch im fünfzehnten Jahrhundert vorhanden gewesen sein, obwohl sich davon keine Spur erhalten hat. Auch sonst noch weicht die Darstellung des Kampfes von der in unserem Nibelungenliede ab. Der Kampf erhebt sich in einem unteren Saale, so daß man das Getöse in dem oberen Saale hört. Dietrich ist gar nicht zugegen, kann also auch nicht Ekelu und Grimhild aus dem Saale führen, was, da sie hier Feindin der Wölsinge ist, auch überhaupt wohl nicht eintrat. Auch übergiebt er hier nicht die von ihm Gebundenen der Grimhild, sondern er geht einfach von dannen. Darauf kommt Grimhild, sieht ihre Brüder gebunden und tödtet mit eigener Hand

beide, während sie im Nibelungenliede nur Hagen tödtet, Gunthern aber zuvor tödten läßt. Freilich begreift man hier nicht, warum sie die Brüder tödtet, da sie ihnen ja hier nicht feind ist, nicht an ihnen, sondern an Dietrich den Tod Sigfrids zu rächen hat. Es wäre jedoch möglich, daß sie dieselben auf deren eigene Bitte tödtet, auf daß sie nicht in Dietrichs Gewalt bleiben, oder um sie der Schmach der Bande zu überheben, was auch ein alterthümlicher Zug wäre. Diese Ansicht wird vielleicht dadurch bestätigt, daß es heißt, Dietrich sei gekommen, die Gebundenen zu befreien, d. h. wohl: ihrer zu spotten. So begreift sich auch, warum Dietrich die Grimhild mitten entzwei schlägt, während im Nibelungenliede Hildebrand dieß thut, nach der Klage Hildebrands ihr das Haupt abschlägt.

Ihre Ansicht, meine Genädige, ist kaum zu verwerfen, erwiderte ihr der schwedische Gast. Was die Erzählung der Niflungasaga betrifft, so kann ich Ihnen sagen, daß ihre Darstellung von der deutschen doch etwas abweicht; Hagen tödtet den Knaben nämlich gleich nach dem ersten Schlage, und der Knabe trägt den Namen Astorian, wie sein Großvater nach der Wilkina, wie wir sahen.

Auch die Verwundung Hildebrands ist hier eine andere als in dem Nibelungenliede, wo er durch die Brünne gehauen wird, sagte Graf Huno. Das ist zwar eine Kleinigkeit; aber hier haben auch Kleinigkeiten Gewicht. Hat sich denn aber wirklich gar kein anderes Zeugniß für diese Gestalt der Sage in Deutschland erhalten?

Ich weiß nicht, woher Staricius, der um 1660 lebte, die Nachricht hat, die er in seinem „Neuvermehrten Heldenschatz“ S. 80 mittheilt, wo er von „Sigfrids Geschichte, zu Worms am Rathhaus von Alters her künstlich abgemalet und noch heutigen Tages zu sehen,“ handelt und dann fortfährt: So wird auch der Rosengarten daselbst, in welchem bei Sigfrids Zeit viel Helden erschlagen worden und er selbst uns Leben kommen, außerhalb der Stadt noch heutiges Tages gezeigt. Hätte er seine Angabe, daß Sigfrid im Rosengarten erschlagen worden sei, nicht dem Nachwort zum Heldenbuche entnommen, so wäre ein Zeugniß

wenigstens, wenn auch ein spätes, vorhanden. Merkwürdig ist auch, was er hinzufügt: „Wenn auch Jemand in der Singschule der Meistergesänge öffentlich daselbst die Geschichte vom hörnin Eifriede aus dem Kopf also ausfingen kann, daß von den dazu bestellten Merkern kein Verzeihen ausgeloschet oder notirt wird, so wird ihm ein gewiß Stück Geld zu schuldiger Verehrung vom Rath der Stadt Worms, alter Gewohnheit nach, gereicht.“ Sollte demnach Einer der Herren, — ob man auch Frauen zuließe, weiß ich nicht, will es jedoch nicht bezweifeln, — sollte also Einer der Herren oder Eine der Frauen, das Stück Geld zu Worms erwerben wollen, so wollen wir ihm und ihr den besten Erfolg wünschen. Damit wollte der alte Herr Graf die Abendunterhaltung schließen, aber Jrmgard sagte schnell:

Es mag sein, daß die Herren recht haben, welche eine so willkürliche Entstehung des Gedichtes vom Rosengarten annehmen, aber ganz unwidersprechbar erscheint mir die Annahme nicht. Mag auch die Verbindung der Rosengartensage mit der Sigfrid-Dietrichsage nur eine willkürliche sein; sie könnte doch ursprünglich ganz andere Namen, anderen Sinn und andere Bedeutung gehabt haben. Wer kennt nicht den in unserer Gegend noch hier und da im Lenze aufgeführten Kampf zwischen Sommer und Winter und ihrem Gefolge? Daß diese Frühlingsfeier früher viel weiter verbreitet war, beweisen nicht nur die erhaltenen Streitlieder, deren Strophen abwechselnd vom Sommer und Winter gesprochen wurden, sondern auch verschiedene Erwähnungen dieses Volksfestes in älterer Zeit. Könnte nicht ein auf den Kampf des Sommers gegen den Winter und dessen Besiegung durch jenen sich beziehender Mythos dem Gedichte zu Grunde liegen? Dadurch würde sich die Besiegung aller rheinischen (nördlichen) Helden, der Kämpfer des Winters, erklären, und die Ungerechtigkeit des Gedichtes wäre um so leichter erklärbar. Auch die Darstellung der Wilkinsaga widerspricht nicht, auch da sind Dietrich und seine (südlichen) Helden ja doch die Sieger, denn die von ihnen durch die Gegner gebunden werden, werden allemal wieder befreit. Das Binden scheint mir vielmehr gerade ein sehr sprechender Zug. Spricht man nicht von den Banden des Eises, des

Frostes? Und der Name Isung, bedeutet der nicht Sohn des Eises, d. i. Frost, Kälte? Ja es wäre denkbar, daß die Grimhild des Rosengartens ursprünglich eine von den Frostriesen geraubte und in Haft gehaltene Göttin war, eine Freyja, Freupa, die die Riesen einst forderten für Thörs Hammer, oder eine Idunna, die sie nebst ihren belebenden Äpfeln wirklich einst raubten. Mehr als diese Andeutungen will ich nicht geben; aber ich gebe sie, um mich für Ihre schöne Erklärung der Trendelsage, die mich immer noch freut, zu bedanken. Damit sei denn für heut geschlossen, da der Herr Graf bereits seinen Stuhl zu rücken beginnt.

Dritter Abend.

Diesen und den nächsten Abend, begann Haspinger, als Alle Sitz genommen hatten, haben wir uns mit Dietrich von Bern und seinen Kämpfen zu beschäftigen. Sie kennen ihn bereits aus dem zweiten Theile der Nibelungen, der Rache der Grimhild, wo ihm die Endentscheidung übertragen ward, wie er denn der Lieblingsheld der Süddeutschen war. Die Größe seiner Gesinnung, seine Alles zwingende, Alles beherrschende Kraft tritt dort deutlich zu Tage. Bereits vernahmen Sie auch, daß der Dietrich der Sage mit dem ostgothischen Theodorich der Geschichte nichts weiter gemeinsam habe als Namen, gleichnamigen Vater und gleichen Wohnsitz. Wir haben es also hier nur mit einer Anlehnung der Sage an einen geschichtlichen Namen zu thun, keineswegs aber geschichtliche Ereignisse in der Sage zu sehen oder zu suchen. Auch ward Ihnen bereits kund gethan, daß in einem Theile der Dietrichsage, in seinen Kämpfen mit Lindwürmen, Riesen und Zwerge, der Held die Stelle eines Gottes, wahrscheinlich des alten Thors, des Donnerers, vertrete, weshalb ihm denn auch der Feuerathem, d. h. der Blitz, beigelegt wird. Wenn eben dieses Feuerathems wegen dunkle Gerüchte, welche seiner hervorragenden Stellung halber die Sage deutlich auszusprechen sich scheut, ihn zum Sohn eines Albes oder gar des Teufels machen, so müssen wir uns nur erinnern, daß alle Götter des Heidenthums den Christen nicht als Gebilde der Einbildungskraft, als nichtige Wesen, sondern als Teufel gelten. Heißt er also ein Sohn des Teufels, so ist damit nicht mehr und nicht minder gesagt, als er sei ein Sohn Bödans,

dessen Sohn Thonar ja des Blizes waltet und der Hauptfeind aller Riesen, Zwerge und Lindwürme ist, weil eben diese die Mächte sind, welche dem Landbau, dem Thonar vorsteht, hindern. Wir wollen daher, da eine Scheidung durchaus nothwendig ist, zuerst die Sagen betrachten, in denen Dietrich als der siegreiche Belämpfer solcher Ungethüme auftritt, und dann erst jene, in denen er als Belämpfer von Menschen in menschlichen Verhältnissen erscheint. Es ist bekannt, daß neben Dietrich von Bern auch noch ein Hugdietrich und ein Wolsdietrich in Sagen gefeiert wird. Die Gebrüder Grimm und Andere haben nun kein Bedenken getragen, es geradezu auszusprechen, daß alle diese Dietriche, weil sie so vieles gemeinsam haben, eigentlich einen und denselben Helden bezeichnen, und es läßt sich dagegen nichts sagen; dennoch ziehe ich es vor, die Sagen von den verschiedenen Dietrichen, da sie doch einmal als verschiedene Helden gegeben werden, hier auch als verschiedene zu behandeln, und zwar so, daß ich zuerst die Sagen von Dietrich von Bern und dann erst die Sagen von Hugdietrich und Wolsdietrich Ihnen vorführe.

Befolgen wir diesen Gang, so kommen zunächst in Betracht, 1) Dietrichs von Bern Vermählung mit der von ihm von schimpflicher Kogabe und Bedrückung befreiten Jungfrau Virginal, der Königin von Tirol, als dessen Oberherr Dietrich bezeichnet wird, oder Dietrichs erste Ausfahrt, auch Dietrichs Drachenkämpfe und Dietrich und seine Gefellen genannt, 2) die Besiegung des Riesen Eigenot, 3) Eggen Ausfahrt, 4) der Zwergkönig Laurin oder der kleine Rosengarten.

Dietrichs erste Ausfahrt nun ist ein sonderbares, kaum echte Dietrichsage enthaltendes Gedicht, das schwerlich früher als zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts zusammen geschrieben ward. Es ist in der dreizehnteiligen Bernerweise oder auch Herzog Ernst-ton abgefaßt und hat in einer Handschrift 1097, in einer anderen nur 866 Strophen, ist also ziemlich umfangreich. Aber schon die Menge der darin vorkommenden, romanischen Durchgang

verrathenden Namen¹ beweist, mit welcher Art Gedicht wir es zu thun haben. Im günstigsten Falle ist es eine tiroler Riesen- und Zwergsage, die gleich dem Rosengartenliede nur dadurch in den Sagenkreis Dietrichs gezogen ward, daß man die Namen Dietrichs und seiner Helden die ursprünglichen Namen vertreten ließ. Freilich bedachte der Verfasser nicht, der Dietrichs erste Kämpfe schildern wollte, daß dann er selber daran that, ihm Witichen und Heimen als Kampfgesellen zu geben, da Dietrich diese nur durch Besiegung zu Gesellen gewann, folglich schon früher gekämpft haben mußte, also hier nicht zum ersten Male kämpfen konnte. Wenn er also seinen Held Str. 32 selbst sagen läßt: „mir ist noch unbekant umb stürmen und umb striten,“ so folgt hieraus, daß Witiche und Heime noch nicht seine Gesellen sein können. Hätten wir das Gedicht in reinerer Gestalt, falls es eine solche gab, so würde es wahrscheinlich für die deutsche Mythologie von Bedeutung sein; als Dietrichsage ist es unbedeutend, als Gedicht breit und weitschweifig. Nach dem Gefagten wird es genügen, wenn ich Ihnen den Inhalt kurz angebe.

Virginal, Königin von Tirol, lebt mit Jungfrauen und Zwergen in einem von fünf Riesen bewachten reichgeschmückten Berge. Einen dieser Zwerge, Elbegast, vertreibt sie, weshalb wird

¹ Virginal scheint zwar das lateinische *virginalis*, jungfräulich; dennoch könnte etwas wie *irgen*, *irguni*, *Perz*, *Gebirge*, und *näl* = *nadel* darin liegen, auch wenn Nadel dichterisch nicht die Schlange bezeichnet, wie Weinhelt will. Aber wäre dem so, so entspräche *näl* dem *hind*, d. i. Schlange, womit eine Menge weiblicher Namen (Försemann verzeichnet 143) gebildet sind; *äl*, *Nal*, kommt in Namen nicht vor. Namen jedoch wie: *Madius*, *w.*, *Morilean*, *m.*, *Corine*, *w.*, *Lieberdin*, *Terzulas*, *m.*, *Terlepin*, *m.*, *Floris*, *m.*, *Janidas*, *m.*, *Malgéras*, *m.*, *Posel*, *m.*, *Moslia*, *Porticilia* klingen wenig deutsch. Die Gegner Dietrichs werden bald Heiden, bald Sarazine geheißen und deren Götter, wie immer in den höfischen Epen, die aus Frankreich stammen, *Nachmet*, *Apell*, *Apellian*, *Tervigant*, *Mercurius* genannt. Andere Namen, abgesehen von Dietrichs Helden, sind jedoch gut deutsch, wie *Orgis*, *Bibung*, *Nitigér*, *Sigram*, *Görwart*, *Nötwin* (*Nuetwin*?), *Nessenbrant*, *Wikram*, *Valdegrün*, *Baldung*, *Giselbrant*, *Schiltwin*, *Strandell*. Manche sind mit Absicht gemacht, wie *Vellenwalt* (sälle den Wald), *Vessenhöz*, *Bitterbösch*, *Fessenfrösch*, *Gledenhöz*. Die Ortsnamen sind alle bis auf *Utened* undeutsch, z. B. *Aven*, *Teraspunt* (vgl. *Jaroslav*, *Jaromierz*) u. s. w.

nicht gesagt, samt Weib und Kind. Trauernd begiebt er sich zu Ortgis, dem Sohn des Heiden Terjusas, Königs von Arabien, der Frauen und Kinder zu verspeisen gewohnt war, so lang er lebte. Er klagt ihm seine Noth und Ortgis verheißt ihm Rache an der Königin Virginal. Mit achtzig Riesen zieht er gegen den Berg der Königin, Jeraspunt, tödtet die fünf Riesen der Virginal und zwingt sie selbst zu einem Vertrage, in Folge dessen sie ihm nicht nur ihren kostbaren Kranz vom Haupte, sondern auch jedes Jahr eine ihrer Jungfrauen geben muß, welche er stets selbst abholt, sie im Walde mit seinen Hunden jagt und dann tödtet.¹ Deshalb wendet sich Virginal endlich nach Bern um Hülfe. Hildebrand bestimmt den jungen Dietrich mit ihm auszureiten und in Tirol jezt seinen ersten Kampf zu bestehn. Dort im Walde bei einem Brunnen angelangt, vernimmt Hildebrand den Weheruf einer Jungfrau; er heißt Dietrichen sein hier warten und reitet fort um zu sehen, was das Geschrei bedeute. Da trifft er die Jungfrau Madius, die das Loos, an Ortgis ausgeliefert zu werden, dies Mal getroffen hat, und vernimmt ihre Noth. Während des Gespräches kommen die Hunde Ortgis' und fallen die Jungfrau an; aber Hildebrand ergreift die Rüden, bindet sie mit den Schwänzen zusammen und hängt sie an einen Baum. Jezt kommt Ortgis, beschilt und bedroht den Helden, wird aber nach langem Kampfe von ihm erschlagen. Die dankbare Madius will ihren Befreier sofort nach Jeraspunt zur Königin führen; Hildebrand aber sagt, er müsse seinen Herrn erst auffuchen, hebt die Jungfrau auf sein Roß und reitet zum Brunnen zurück, wo indeß Dietrich Ortgis' Begleiter, die ihn in Abtheilungen zu vier, acht, zwölf Mann anfielen, alle bis auf einen erschlagen hat. Jezt kommt Hildebrand an, aber zugleich mit ihm auch eine neue Schaar Heiden. Vier und zwanzig derselben tödtet Hildebrand, und damit sind die Feinde beseitigt. Nachdem die Helden ein Roß für die Jungfrau eingefangen, reiten sie zusammen nach Jeraspunt; aber eh sie noch die Burg erreichen, sagt Madius, sie wolle voraus reiten und sie anmelden,

¹ Diese Jagd ist gleich der Hasenst in Eggen Ausfahrt.

auf daß sie würdig empfangen würden; sie möchten ihrer nur hier warten.

Nicht weit von dem Orte jedoch, wo sie harrten, lagen eine Menge junger Lindwürme in der Sonne; die Alten waren nach Ägung ausgegangen. Mit ihnen gerathen die Helden in Kampf und ihre Schläge sind so gewaltig, daß sie bis in dem Berg der Königin erdröhnen. Wadius erzählt ihre Rettung und will sofort wieder zu den Helden reiten; Virginal jedoch schickt ihren Zwerg Vibung nach denselben und heißt ihre Jungfrauen zum Empfange der Erretter sich schmücken. Vibung reitet gerüstet hin und findet Dietrichen mit einem dreißig Ellen langen alten Lindwurme im Kampfe, während Hildebrand die junge Brut besteht, der nun auch der andere Alte zu Hülfe kommt. In seinem Rachen trägt er einen Mann, den er jetzt fallen läßt, um sich auf Hildebrand zu stürzen. Aber dieser bleibt Sieger. Als er nun zu dem Manne sich wendet, nennt dieser sich Rotwin (oder Randwin), Sohn Helseirichs von Lune und der Partolape (d. i. Bardolseib) von Tustan, und so fand Hildebrand in ihm den Sohn seiner Ruhme. Er nimmt ihn hinter sich auf das Ross und sieht sich nun nach Dietrich um; der aber stund noch in schwerem Kampfe mit dem Wurme an einem Bache. Sein Schwert war zerbrochen und so wehrte er sich mit Steinen. Auch er siegt zuletzt. Jetzt erschien Helseirich selbst mit Gefolge, da man in seiner Burg Aron¹ den Kampf vernommen hatte. Erfreut über die Rettung des Sohnes führt er die Freunde nach seiner Burg, wo man sie wohl empfängt und Jungfrauen Dietrichs Wunden verbinden. Als sie bei Tische sitzen, kommt Vibung, entbeut die Helden zur Königin und reitet mit ihrer Zusage nach der Mahlzeit wieder von dannen. Nachdem Dietrich hier noch den Lieberdin (= Liubhardino) von Palermo, der ihn sucht, besiegt und dadurch zum Begleiter gewonnen hatte, bereiten sie sich zur Königin zu ziehn. Helseirich und Rotwin schenken dem Berner ein kostbares Schwert, ein Wert Wielands, und ein Hüfthorn und geleiten die drei Helden. Sie ritten durch

¹ Arona am Lago maggiore kann nicht gemeint sein, eher Vongarene in Triant.

Gebirge, Wald und Heide, und kamen zu einer Burg. Da kam ein Sarazene aus der Burg Ortmed und fragte, wer sie wären. Er erfährt das von Helsenich und meldet es seinem Herren Janibas,¹ dessen Vater Ortgis Hildebrand früher tödtete. Verrath sinnend ladete er sie in die Burg, versperrte nach ihrem Eintritte aber sofort Thor und Brücke und ließ vier Löwen auf sie los, dem Kampfe selbst zuschauend. Als die Löwen erlagen, schrie der Herr: „pagocz gomy,“ d. h. Männer, kehrt an sie, und seine gerüsteten Burgleute fielen die Helden an. Aber alle wurden samt ihrem Herren Janibas erschlagen, obgleich sie ihre Götter anriefen und laut „Labracko,“ d. h. Wehe immer, schrieten. In der Burg fanden sie drei gefangene Christenjungfrauen, die die Königin Virginal früher hatte als Jins geben müssen, Rosilia, Porticilia und Potbrünne (oder Potrune, aber im Reim auf Rünne, dennoch aber könnte es Baturüne sein), die jetzt frei wurden. Als sie nun hier ruheten, vermissen die Helden den jungen Dietrich. Der war nicht mit in die Burg geritten, sondern verfolgte einen Eber, den er früher aufgejagt hatte. Er erlegte ihn in einem Tobel und blies dann sein Horn. Das hörten die Helden, die ihn suchten. Aber bevor sie zu ihm kamen, brach aus einer Höhle ein grimmer, zwanzig Ellen hoher Kiese hervor. Er hatte feurige Augen, ellenweiten Mund, schwarzes Gesicht, höckerichten Näden und trug statt des Panzers Bärenfelle und statt des Helmes einen Lindwurmshädel. Dietrich kam durch ihn in Noth, aber ehe noch Hildebrand ihn traf, ward der Kiese von ihm bezwungen. Dietrich schenkte ihm das Leben, stopfte ihm die Wunden mit Moos und hieß ihn den erlegten Eber tragen. So ritten nun die fünf Helden nebst den drei Jungfrauen nach der Burg Aren zurück, weil sie Virginals Berg zu finden sich nicht getrauten, und weilten, von Helsenichs Gemahlin wohl gepflegt, daselbst vierzehn Tage. Werbung der Zwerg kommt abermals sie zu entbieten, und Helden

¹ Janibas scheint altes Janisaths. Mit saths, Mann, werden Namen gebildet, vgl. Caninefates schon bei Tacitus. Eben so scheint Terjusas, Terivas, Terjusaths von terjan, schädigen, doch könnten die Namen auch slavisch sein, wie die Worte pagocz gomy.

und Frauen brechen wiederum auf. Dietrich reitet voraus, um die Königin zuerst zu begrüßen, verirrt sich aber nochmals und kommt zur Burg Ruter (: lüter).¹ Hier tritt ihm der Niese Wikram entgegen und auf Dietrichs Frage, ob die Königin hier wohne, sagt er ihm, hier wohne die Herzogin Rabina, die Gemahlin Rütigers. Als Dietrich, der nicht gerüstet ist, darauf zurüdtreten will, schlägt ihn der Niese samt dem Rosse zu Boden und trägt ihn als Gefangenen auf die Burg, sein Ross aber geht ihm nach. Hier wird Dietrich von Rütiger gefesselt und in Haft gehalten. Während dieß geschah, gelangten Hildebrand und die Andern zur Königin Virginal. Sie werden wohl empfangen, aber da sie Dietrichen hier nicht finden, geräth Hildebrand in Sorge und Betrübniß. Helse rich spricht seine Ansicht dahin aus, daß er wohl von einem der zwölf Niesen Rütigers gefangen und nach der Burg Ruter geführt werden sei. Beide Helden beschließen in der Nacht, nach Ruter zu reiten, um zu erfahren, ob Dietrich dort sei.

Der wird indessen gegen den Willen Rütigers schlecht verpflegt und muß in seinem Gefängnisse hungern, weil der Niese Wikram die für den Held bestimmte Speise immer selbst verschlingt. Rütigers schöne Schwester aber nimmt Antheil an dem jungen Helden, und als er ihr seinen Hunger klagt, sagt sie das ihrem Bruder, der darüber in Zorn geräth und dem Niesen Wikram drohet, ihn aus dem Lande zu treiben, wenn er solchen Unglimpf nicht lasse. Der Niese, unwillig darüber, klagt das seinen Genossen, sie beschließen Dietrichs Tod, und Wikrams Sohn Pisrandengruß will nächste Nacht die That vollbringen. Dietrich ist des Abends außerhalb des Verliees und hat dem Steinwerfen der Helden zugehört. Ein gewaltiger Stein liegt neben ihm. Als nun der junge Niese kommt und ihn tödten will, ergreift der gefesselte Dietrich den Stein und wirft damit den Niesen todt. Die Niesen stürzen jetzt gegen ihn, aber Dietrich ergreift des Todten Stange und vertheidigt sich. Das Getöse zieht den Herzog und seine Schwester herbei, und während er die Niesen beschilt, birgt sie den Helden in

¹ Mäiarum, Mantern, quae et Eparesbure, an der Donau, liegt doch wohl zu entfernt?

ein festes Gewölbe, daß er vor dem Grimme der Riesen sicher sei, und bespricht mit ihm, wie er befreit werden könne. Dietrich verlangt einen Boten an Hildebrand; die Jungfrau übernimmt das und der Bote wird nach Jeraspunt von ihr abgesandt. Auf die Nachricht, wie es mit Dietrich stehe, beschließt Hildebrand Dietrichs Helden aus Bern herbei zu holen. Bei dem Begräbniß des Erschlagenen erheben die Riesen ein solches Klagegeschrei, daß Vögel und Waldthiere davon fliehen, Zwerge und Menschen sich entsetzen und des Himmels Einfall fürchten.

So reitet Hildebrand gen Bern und kehrt mit Volkhard, Witichen, Heimen, Dietleib, Blodelin, Gerwart, Gernot, Reinold und Morilean (König von Ungarn) zurück nach Ruter, wo er nun jedem der Riesen einen der Helden entgegenstellt. Dietrich hört den Kampf und freut sich; er bittet die Schwester Rütigers, ihm die Erlaubniß zu erwirken, daß auch er einen Riesen bestehn dürfe. Sie thut dieß und verschafft ihm auch durch Hildebrand seine Waffen. So reitet er zum Streite, erschlägt den zehnten Riesen und Hildebrand den eilften und letzten (denn einen hat Dietrich bereits getödtet). Rütiger nimmt darauf seine Burg von Dietrich zu Lehen. Auf dem Wege zur Königin Virginal müssen die Helden nochmals mit Lindwürmen und Riesen streiten, und nun erst gelangen sämtliche Helden zur Königin Virginal. Dietrich vermählt sich mit ihr und führt sie nach Bern.

Sie haben recht, nahm Jrmgard, als Haspinger geendet hatte, das Wort, wenn Sie in diesem umfangreichen Gedichte nur eine erweiterte, mit der Dietrichsage sehr willkürlich verknüpfte tirolische Riesen- und Zwergsage erkennen wollen. Wollte man behaupten, daß der Vereiner Alles, was zur Dietrichsage ursprünglich nicht gehört, nicht irgendwoher entlehnt, sondern selbst erfunden habe, so thäte man ihm wahrlich eine zu große Ehre an. Lassen wir den letzten Theil, die Gesangenschaft Dietrichs bei Rütiger, die ungeschickt angeknüpft und noch ungeschickter angeführt ist, hinweg, so braucht Hildebrand nicht nach Bern zu reiten und die Bernerhelden bleiben ruhig zu Hause. Obnehin gehören Blodelin, Gerwart, Gernot, Reinold und Morilean nicht zu den Helden Dietrichs, denn Blodelin

gehört zu Ezeln, Gernwart zu Ortnid, Gernot zu den Rheinhelden, Reinold zu Ermenrich, und Morilean mag aus romanischer Sage genommen sein. Auch Nitiger, der immer nur schilt, seine Niesen aber thun läßt, was sie thun wollen, eben so grundlos aber auch seiner Schwester nachgiebt, hat keine der Helden Sage angemessene Art zu handeln. Nicht minder ist die Theilnahme seiner Schwester für Dietrich sehr schwach begründet; Liebe ist es nicht, was sie antreibt, für Dietrich zu handeln; was sie eigentlich dazu bewegt, das erfährt man nirgends. Kurz, scheidet man dieses Stüd aus, so erhält man eine in sich abgeschlossene, abgerundete Niesen- und Zwergsage, und man braucht, um sie als selbständig erscheinen zu lassen, statt Dietrich und Hildebrand nur andere Namen zu setzen und dasjenige zu entfernen was nur gesagt war, weil diese beiden Helden eingeführt wurden.

Sie haben das gut herausgefühlt, sagte Leodegar. In der That, die Anordnung der einzelnen Kämpfe mit den Niesen Nitigers durch Hildebrand gemahnt sehr deutlich an den Rosengarten, aber als unglückliche Nachahmung.

Und den Verfasser des Gedichtes, wie es jetzt vorliegt, schloß der alte Herr Graf, dürfen wir uns in der Nähe der Südslaven heimisch denken. Das wird schon durch die eingemischten slawischen Glosseln dargethan, und auch einige der gebrauchten Namen dürften slawisch sein, wie andere romanisch. Alles dieß weist auf eine Gegend hin, wo deutsche, slawische und romanische Sprache einander berührten.

Sie irren sich nicht, Herr Graf, sagte Haspinger; das Gedicht könnte in Steiermark oder dort herum entstanden sein. Merkwürdig ist es aber, daß Tirol, und nicht nur in dieser Sage, als ein Land geschildert wird, wo mehr Zwerge, Niesen und Lindwürme haufen als Menschen. Die Landstriche südlich der Donau, durch welche Westgothen, Vandalen, Alanen, Ostgothen und zuletzt Langobarden nach Westen zogen, erscheinen in den Sagen als menschenleere Wüste, was leicht eine Folge dieser Durchzüge sein mochte, die wohl die Bevölkerung mit sich forttrissen. So wird auch von dem Lande der Angeln gesagt, daß dasselbe nach dem Abzuge der

Angeln nach Britannien unbewohnt gewesen sei. Freilich begreift sich das von dem rauhen gebirgigen Lande hier im Süden eher, als von der fruchtbaren Ebene dort im Norden.

Aber wir wenden uns, denke ich, zu einem andern Gedichte, denn dieses verdient als Kunstwerk nicht eben besondere Beachtung, woran die gewählte Strophe, die jeden nicht ganz ausgezeichneten Dichter zu breiter Weitschweifigkeit und ewigen Wiederholungen verführt, nicht die kleinste Schuld haben dürfte, denn an diesen Fehlern leiden fast alle in dieser Strophe abgefaßten Gedichte, was ich hier gleich ein Mal für alle Mal bemerken will.

Nur eine kurze Frage noch, sagte freundlich lächelnd das Fräulein von Lunkhosen; Sie erwähnten vorhin die Bernerweise oder Herzog Ernsts Ton: was haben wir darunter zu verstehen?

Jedes Lied, gleichviel ob episch oder lyrisch, belehrte sie Gaspinger, besteht aus drei Theilen: Wort, Weise, Ton. Mit Wort bezeichnet man den Gedanken nach seinem sprachlichen Ausdrucke, mit Weise die metrische Form, mit Ton die Melodie. Im Mittelalter war es keinem Dichter gestattet, seine Thätigkeit auf Wort und Weise zu beschränken, wie das heut zu Tage üblich ist, sondern jeder hatte zugleich auch den Ton, die Melodie, wonach sein Gedicht gesungen werden sollte, zu schaffen. Wenn daher die Dichter im Mittelalter mit der größten Strenge ihre Töne als ihr Eigenthum sich zu bewahren suchten und demnach jeden, der einen fremden Ton sich aneignete, d. h. zu fremder Melodie ein Lied dichtete, als einen Tonedieb öffentlich beschimpften, so dürfen wir uns darüber gar nicht wundern.

Herr Gott! rief da Berta aus, da wären ja fast unsere sämmtlichen Dichter Tonediebe.

Merkwürdiger, lautete die Antwort Gaspingers, wenn Ansicht und Gesetz des Mittelalters noch Geltung hätte. Auch wären wohl die wenigsten unserer heutigen Dichter im Stande, die Melodie zu ihren Gedichten selbst zu schaffen; denn ich glaube nicht, daß viele von ihnen sich auf musikalische Composition verstehen dürften, eine Kenntniß, die im Mittelalter jeder Dichter besaß und besitzen mußte. Da nun aber der Ton, die Melodie, von der Weise, der metrischen

Form, doch in mancher Beziehung abhängig ist, so kam es, daß man wohl Weise und Ton hie und da, wo es darauf nicht gerade ankam, für gleichbedeutend nahm. Die Töne aber erhielten alle von ihren Erfindern oder von Anderen Eigennamen, die im späteren Mittelalter oft sehr eigenthümlich und sonderbar gewählt wurden, wie Sie noch hören werden. Bei epischen Dichtungen nun ward Weise oder Ton, die man hier am unbedenklichsten als gleichbedeutend annahm, mit dem Namen des Helden bezeichnet, dessen Thaten darin gefeiert wurden. In unserer dreizehnzeiligen Weise sind nun aber eine Anzahl von Thaten des Berners, d. i. Dietrichs, und die wunderbaren Erlebnisse und Thaten des Herzogs Ernst von Schwaben, den Sie ja alle aus Uhlands trefflichem Trauerspiele kennen, besungen worden, und darum heißt sie die Bernerweise oder Herzog Ernsts Ton.

Besten Dank für die Belehrung, sagte das Fräulein von Lunkhosen; ach was sind wir doch für unwissende Geschöpfe, was das Alterthum unsers eigenen Volkes betrifft!

Da trösteten Sie sich nur, wandte sich Graf Huno zu ihr; auch wir Männer, selbst die meisten unserer Gelehrten, die da genau wissen, daß die Augenbrauen des Polyphem schwarz und nicht dunkelbraun waren, und daß Helena ihr Kopfband zweimal um ihr schönes Haupt zu schlingen pflegte und nicht bloß einmal wie die Cassandra, oder daß die Tochter Jerphas zuerst auf dem linken Fuße und dann erst auf dem rechten hüpfte, als sie ihrem Vater entgegen tanzte, die Tochter der Herodias aber zuerst auf dem rechten und dann auf dem linken einhergeschwebte, als sie sich ihren Tanz mit dem Haupte des Täufers bezahlen ließ, selbst diese gründlichen Gelehrten sind in den Sachen des deutschen Alterthumes nicht wissender als Sie.

„Traun, ein trefflicher Trost, sich mit tüchtigem Troste zu trösten,“ sagte da Gräfin Irmgard; aber jetzt, Berchtrichter, gehn Sie weiter, wenn es Ihnen so gefällig ist, und Niemand anderweitige Frage zu erheben hat.

Wenn Dietrich und Virginal ein Gedicht ist, das nach keinem

Inhalte eine gewisse Verwandtschaft hat mit der britischen Märchensammlung, dem „rothen Buche von Hergest“ (*Llyfr coch o Hergest*, by Lady Charlotte Guest, London 1842), und den darauf beruhenden altfranzösischen Romanen und ihren deutschen Bearbeitungen; wenn es also reich an, freilich schlecht verarbeiteten, Stoffe erscheint, so bietet dagegen das Lied von Eigenot eine sehr einfache Riesensage, deren Schauplatz ebenfalls wieder Tirol ist. Das Wildbunte, Märchenhafte jenes Gedichtes fehlt hier ganz. Dort haben wir eine jungfräuliche Elfenkönigin mit einem ganzen Hofstaate von Elfsinnen, Zwergen und Riesen, bedrängt von feindlichen Mächten, die dem Geiste der fräteren Dichtung gemäß Heiden und Saracenen heißen, was eine Folge der Kreuzzüge war, aber befreit von einem Helden, der alle ihm den Zugang zu ihr sperrenden Feinde besiegt und endlich sie als Lohn seiner Thaten darvonträgt; hier fehlt das weibliche Element ganz, nur zwei Riesen sind zu besiegen, und die Zwerge, von den Riesen bedrängt, erweisen sich den Helden hilfreich. Der Inhalt der Sage ist kurz folgender: Dietrich hatte, noch ein Jüngling, den Riesen Grim und sein Weib Hilde, welche ihn und Hildebranden anfielen, erschlagen und durch diesen Sieg seine kostbaren Waffen, den leuchtenden Helm Hildegrim und das scharfe Schwert Nageling nebst einer Brünne gewonnen. Seit dieser Zeit lauerte der Riese Eigenot im Felsgebirge Tirols auf ihn und Hildebranden, um seine von ihnen erschlagenen Sippen zu rächen. Das erfahren die Neden und Dietrich zieht aus, den Riesen aufzusuchen, Hildebrand aber gelobt ihm, wenn er nach acht Tagen nicht heimgekehrt sei, ihn nachzureiten, ihn zu befreien oder seinen Tod zu rächen. Dietrich wird, nachdem er zuvor einen Riesen getödtet und einen Zwerg befreit hat, von Eigenot besiegt und in eine tiefe Schlangenhöhle geworfen, daß er darin umkomme. Zur bestimmten Zeit erhebt sich nun Hildebrand, aber auch er wird von Eigenot besiegt und von ihm zu seiner Wohnung getragen, wo er ihn ebenfalls den Schlangen zu übergeben gedenkt. Als der Riese hinausgeht, eine Kette zur Fesselung zu holen, sieht Hildebrand Dietrichs Waffen an der Wand hangen, ahnet, daß er noch lebe, zerreißt den Strick,

womit er gebunden ist und erlegt nun mit Dietrich's Schwerte den zurückkommenden Riesen nach schwerem Kampfe. Das Getöse des Kampfes hat Dietrich gehört und er fordert seinen Freund nun an, ihn aus dem tiefen Verliese zu befreien. Hildebrand durchforstet hierauf die Wohnung Eigenots, um eine Leine zur Rettung zu suchen, aber vergebens. Bei diesem Suchen kommt er zufällig zu dem Gemache eines Zwerges, der diesen seinen Berg an die Riesen verloren hat und nun ihnen frohnen muß. Hildebrand überrascht ihn im Schlafe, bemächtigt sich sein und verlangt von ihm zur Lösung des Hauptes, daß er ihm beistehende Dietrichen zu befreien. Der Zwerg, erfreut, daß die Riesen, seine Bedrücker, getödtet sind, ist dazu bereit und zeigt dem Recken eine lange leberne Leiter, deren sich Grim bediente, um auf den Grund der tiefen Höhle zu gelangen, und so wird denn Dietrich befreit und kehrt mit Hildebrand nach Bern zurück.

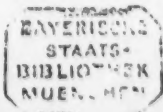
Ei, hier haben wir ja einen vollständigen und dazu durchsichtigen Mythos, nahm nun Graf Huno das Wort, schlicht und einfach, wie die guten Mythen gewöhnlich sind, ohne alle fremdartige Zuthat. Wir wissen, daß Thonar (Thor) zur Winterzeit, wo ihm weder Blitze noch Donner zu Gebote stehn, machtlos seinen Feinden, den Riesen, gegenüber ist. Der nordische Mythos, der den Gott nicht so tief erniedrigen kann, wie die Sage den Helden, läßt nun zwar seine Waffe, den Donnerhammer Mjölnir (Zermalmer), in die Gewalt der Riesen kommen, die ihn neun Nasten (Tagreisen) tief in der Erde verborgen halten, woher er nur durch List wieder zu gewinnen ist, was bekanntlich durch Lokis Hülfe zu Stande kommt; aber den Gott selbst giebt er nicht in die Gewalt der Feinde. Wenn dieß dem Helden in der Sage widerfährt, so ist das allerdings eine Vergrößerung, aber eine, wie ich glaube, dadurch gerechtfertigte, daß der Held eben kein Gott ist. Dem entsprechend wird nun auch die List Lokis zur Kampfsgewalt Hildebrands, die nur durch kluge Umsicht von der wilden Sturmkraft Dietrich's sich unterscheidet; denn Hildebrand ist überall der weise, kampferfahrene, lebenskluge Mann. Zwerge erscheinen im nordischen Mythos nicht; denn der Gott bedarf ihrer nicht, während der Held ihrer Hülfe nicht entbehren kann, wodurch ihre Einführung

gerechtfertigt erscheint. — Hier haben Sie meine Deutung der Sage, wenn Sie Ihnen annehmbar erscheint.

Wie stellte Sie das nicht, sagte Irmgard. Du bist, lieber Vetter, ein viel zu gewandter Erklärer, als daß wir es wagen könnten, Widerspruch zu erheben, zumal wo Deine Erklärung so einfach und so genau sich der Ueberlieferung anschließt. Freilich, im dreizehnten Jahrhundert hat man wohl keine Ahnung von diesem Stück Heidenthum mehr gehabt; damals war man zufrieden in Dietrich einen strenggläubigen Christen zu erkennen, der die Niesen einfach weil sie Heiden waren erschlug. — Aber ich wäre doch begierig, ein Stück wenigstens dieses Gedichtes zu vernehmen.

Ihrem Wunsche kann ich leicht genügen, erwiderte ihr Hapsinger, wenn Sie mir nur erlauben, ein anderes Metrum, eine andere Weise zu nehmen, als das Gedicht des dreizehnten Jahrhunderts hat. Westalb sollen wir uns auch durch die Wiederholungen und Weitichweisigkeiten, die die schwierige Bernerweise notwendig hervorrief, den Genuß verkümmern? Wenn man im dreizehnten Jahrhunderte sich nicht damit nur begnügte, die Form der alten Sagen zeitgemäß umzubilden, sondern auch wohl den Inhalt selbst mehr oder minder umgestaltete, wovon Beispiele in Menge leicht vorzubringen wären, warum sollen wir heute noch eine unpassend gewählte Form festhalten, bloß weil sie früher einmal gewählt ward? Wir dürfen gewiß das gleiche Recht beanspruchen, das man im dreizehnten Jahrhundert unbedenklich in Anspruch nahm, wenn wir auch aus guten Gründen nie so weit gehn wollen, als man damals gieng, wo man eben nur Unterhaltung und nichts weiter bezweckte. Ich gebe Ihnen also den alten Inhalt in neuer Form. Bei den Epyden der höfischen Dichter freilich, deren jede scharf ausgeprägte Eigenthümlichkeit ihres Verfassers zeigt, dürfte man nicht so verfahren, weil durch die Wahl einer anderen Form diese Eigenthümlichkeit sicher immer verwischt würde. Aber in der deutschen Sage haben wir es nirgends mit Dichtern, immer nur mit Gedichten zu thun, und zwar mit Gedichten, die Gemeingut des Volkes waren, wie das uns schon ein genauerer Anblick der Handschriften lehrt. So hören Sie denn:

Utmüller, Gedhabene und Wittenmeyer. II



In der Halle saßen Abends Dietrich einst und Hildebrand,
 und es flog des Scherzes Rede wie der Geer aus sicherer Hand;
 sprachen von so manchem Siege, den ihr kühnes Schwert erschocht,
 freuten sich der reichen Kränze, die der Ruhm den Helden flocht.
 „Wahrlich, sprach der alte Meister, mannhaft haben wir gekämpft,
 und des Uebermuthes Prahlens immer noch mit Glück gedämpft;
 aber keiner aller Gegner stritt wie Riese Grlm so grimm,
 und sein Weib, die tolle Hilde, tobte mehr denn zwier so schlimm.“
 „Köstlich, traun, war's anzuschauen, lachte da Held Dieterich,
 wie das Weib mit starken Armen unter'm Felsen drückte dich:
 auf der Brust dir Hilde kniete, brünstiglich sie dich umschloß,
 daß dein rothes Blut in Strömen dir das Streitgewand begoß.
 Fast vergieng dir schon der Athem; keine List dir frommte ja,
 jede Wendung war verloren; übel lagst du wahrlich da:
 wie das Fischelein in dem Eisen strecktest alle Biere du,
 bis mein gutes Schwert vom Rumpfe schlug der Riesen Haupt
 im Nu.“

„Wahrlich, sprach halb schamboll lächelnd Hildebrand, ich muß gestehn,
 Wunder ist's, daß noch auf diesen alten Füßen ich mag gehn.
 Heter ward ich nie gedrückt noch: malme Donar ihr Gebein!
 Heut noch schmerzt mir Hals und Rücken, denk' ich an den schändlichen
 Stein.“

Ungeschlacht ist all die Eippenschaft. — Aber dürft' ich dir vertrau'n,
 daß du deiner Gier nach Kampfe nur ein wenig wolltest staun,
 sprach' ich dir vom größten Riesen, dessen Fuß das Land je trat:
 nimmer noch der grimme Unhold einen Mann um Friebe bat.
 Furchtbar ist die Kraft des Thursen; ¹ wohl bewahrt durch festes Horn,
 blickt er voller Hohns auf Alle; schrecklich aber ist sein Zorn;
 Roß und Reiter schlägt er nieder mit der Eisenlange Wucht:
 Keiner zwang ihn noch, ja keiner rühmt sich auch nur heiler Flucht.“
 „Renne, Hildebrand, mir den Riesen; den zu kennen treibt mich's sehr.“
 „Rein ich, sprach der alte Rämpe; nein, ich nenn' ihn nimmermehr!
 Ja, wenn du versprechen wolltest, daß du nimmer in den Wald
 rittest zu des Riesen Steinwand; — doch du rittest nur zu bald!“
 „Magst dich fest auf mich verlassen, immer folgt ich, weißt du wohl.“
 „Schön du folgtest! ja, beim Himmel, der Gehorsam war oft köhl.“

¹ Thurse = Riese.

Doch du könntest nimmer schlafen, hörtest du die Mähre nicht:
nun, so hör' denn: aber, König, denke fein an Wort und Pflicht!
Reißt du, Herr, wohl noch die Steinwand, wo du Grimmen brachst
den Grimm

und sein Weib, die Hilbe, schlägst auch, die mit mir dort that so
schlimm?

nun, dort hau't des Riesen Nefte, und er nennt sich Eigenot:
lange lugt er schon und lauert: Reid' uns schläg' er gerne todt.
Kam' ihm unser einer nahe, Reid dann seht' er kühn an Reid;
denn er rächte gern den Oheim und das grimme Riesenweib."
„Run so laß uns hin doch reiten; gönn' die kleine Lust ihm doch!"
„Traun, ich wär' ein Thor, sprach Hildebrand; wahrlich dieß nur
fehlte noch!"

Aber denke, lieber Meister, traun, es wär' uns große Schmach,
wagten nicht wir hinzureiten, und man trüg' es lang uns nach;
alle würden Furcht es schelten; uns verhöheten selbst die Frau'n:
und wär' halb von Stahl der Riese! jetzt will ich ihn mir beschau'n!"
„Dacht' ich's doch! Warum nicht schwieg ich! Jugend hat ja nie Ver-
stand:

kaum berührt man ihren Hochmuth, Augs zum Schwerte greift die
Hand!

„Aber Meister, alle Reden lachten unser, und nicht schlecht:
Jener höhnt uns, und wir zaudern ihn zu strafen: ist das recht?"
„Wärst du weise, kliebst du ruhig sitzen in der Halle da:
eines trotziges Riesen Schmähung läßt sich leicht ertragen ja!"
„Meister, sprach mit Zorn da Dietrich, herzlich hub mein Ruhm
sich schon:

hätt' ich tausend Leben, alle wag' ich dran um solchen Lohn."
„Run, da muß ich traun bellagen, und es ist mir wahrlich Reid,
daß ich dir in guten Treuen von dem Riesen gab Bescheid:
aber bleibst du fest entschlossen, nun, so reit' ich mit dir hin;
wiß, und wär' es auch mein Ende, daß ich dort dein Rächer bin."
Freundlich sprach der junge König; „Rein du, treuer Hildebrand,
bleib du hier, ich übergebe deinem Schutze Leut' und Land.
Bewahrt in deinen Händen, weiß ich, laß' ich Alles hier:
reiche Schwert mir, Schild und Brünne, samt des Helmes lichter Zier."
Als des Königes Sinn erfuhren in der Burg die schönen Frau'n,
daß er hin zu Walde wollte, mit dem Riesen sich zu hau'n,

alle kamen da gelaufen, alle kamen da gerannt;
 Seufzer, Thränen, laute Klagen wurden viel dem Herrn bekannt.
 „Mit dem Niesen willst du's wagen? Klagte mancher rother Mund,
 ach! da schauen unsere Augen dich wohl nimmermehr gesund!
 Schöne doch des jungen Lebens; gieb nicht so der Kampfwuth Raum:
 wär's noch ein berühmter Rede, aber so begreift man's kaum!“
 Tröstlich zu den holden Frauen sprach von Bern da Dieterich:
 „Was denn klagt ihr? Seid doch ruhig! Schweigt und höret jetzt
 auf mich:

Und ob Eisenstangen frähe Tag für Tag der öde Gief,¹
 strafen will ich seinen Hochmuth, lauf es grad' nun oder schief.“
 Als des Königes festen Willen nun erkannte Hildebrand,
 hieß er flugs zur Halle bringen all das stolze Streitgewand;
 reicht ihm selbst die güldne Brünne, setzt den lichten Helm ihm auf,
 schnallt das Schwert ihm an die Lende, beut des Schildes Schirm
 ihm drauf.

Und es spricht dabei der Kämpfe: „Nimmer langte mir wie jetzt,
 seit mich Dietmar einst, dein Vater, dir zum Meister hat geleht.
 Folge, König, mir und laße dich geleiten einen Mann,
 daß er hier es könne künden, träß ein Unfall dich im Tann.“
 „Hildebrand, sprach der junge Rede, dieß zum Zeichen laß' ich dir:
 lehr' ich nicht in sieben Nächten, schlug des Todes Stunde mir.
 Willst du Treue dann mir zeigen, Meister, dann o komm zum Stein,
 räche meinen Tod am Niesen und bestatte mein Gebein.“
 „Das geleh' ich, sprach der Alte; seiner Eisenstange soll
 dann der Niese nicht genießen, wär' er toller noch als toll!“
 Damit schritten sie von dannen; Dietrich rasch auf Falken sprang,
 daß die Brunn' an seinem Leibe laut und herrlich ihm erklang.
 Und die Reden und die Frauen folgten all' ihm bis zum Thor;
 manche Zähre stahl sich heimlich aus den Augen da hervor.
 „Aht zurück nun!“ rief der König; „Hildebrand, du beschirme
 Land und Leute, meinen Bruder Diethern auch befehl' ich dir!“
 Zornig, als die stillen Thränen Wolfhart schaute, schalt er so:
 „Nimmer, gieng' es nach den Weibern, würd' ein Rede Kampfes froh!
 Laßt das Weinen! Wozu wären Fürsten, sagt es mir einmal,
 wenn nicht ihren Ruhm zu bauen mit des Schwertes scharfem Stahl?“

¹ Gief, Thor, Narr.

„Wolfsbart, sprach die junge Gerlind, geh! du bist ein harter Wolf!'
geh doch selbst den Riesen schlagen! keine kummert's einen Schel-
mag der Riese weich dich klopfen; allen ist es völlig gleich;
das nur würden wir bedauern, trübe nicht des Riesen Streich.“

„Danke, Mühmchen, für die Wünsche; bist doch, traun, mir gar zu gut!
zeigte gern mein Haupt dem Riesen, gölt' es auch ein wenig Blut.
Sagt's, ich bitt' Euch, doch dem Fürsten! Seht, ich schließe Helmes

Sturz

und geleb' es Euch, ich schmiede dort den langen Riesen kurz.“

Lächelnd zu den stolzen Worten sprach von Bern der junge Held:

„Unerschrocken bist du, Wolfsbart, und ein Mann im Massensfeld;
aber diesen Riesen habe für mich selbst ich ausersehn;

dir genüg' es an den Mähren dies Mal, was ihm dort geschehn!“

Damit grüßt der König freundlich Frau'n und Herren allzumal,

sücht sein Streitroß in die Seiten mit der langen Sporen Stabl.

Zierlich trabt er seines Weges, nur gefolgt von Hildebrand:

aber lange schaun den beiden nach die Frauen unverwandt.

Eine halbe Meile reitet Hildebrand neben Dietrich,

giebt ihm gute Kampfeslehren, wie man wehrt des Gegners Stich,
wie der Stange Schlag man meidet, wie der Keule Flug man hemmt,
und wie klug sich mindere Stärke großer Kraft entgegen stemmt.

Als er Alles wohl besprochen, beut ihm Dietrich die Hand.

„Rehr nun heim, getreuer Meister! Sei dein Wunsch mir Sieges
Pfand!

Rehr nun heim, und meines Bruders Dietrichs pflüge mir getreu,
daß der junge Held gedeihe, allen Feinden einst zur Schen!“

Sprach's und ritt nun eiligst fürder. Rückwärts lenkt des Rosses Fuß
Hildebrand, aber seinem Herren oft noch nach er schauen muß.

Bald dann hemmt auf einem Hügel er des Rosses leichten Tanz,
folgt ihm mit den treuen Augen, bis ihm schwindet Helmes Glanz.

Hier können wir einen Halt machen, sollte Jemand eine Be-
merkung vorzubringen oder eine Frage zu stellen haben, unterbrach
Häpfinger seinen Vortrag.

Zu fragen habe ich hiebei nichts, entgegnete ihm Irmgard,

¹ Wolf, junger Bar.

allenfalls eine Bemerkung. Der alte Hildebrand nämlich, scheint es mir, tritt hier ganz in demselben Charakter auf, der ihm, wie wir sahen, im Volksliede von Hildebrand und Hadubrand gegeben ist. Wie dort den Sohn, so reizt er hier seinen Jüngling zum Kampfe, obgleich ihn dazu jedesmal ein anderer Grund bestimmt. Galt es dort einer Prüfung des Sohnes, so gilt es hier einer Zurechtweisung Dietrichs, der sich seines Sieges über Grim und Hilde überhebt und dem alten Helden mit jugendlichem Uebermuthe in die Erinnerung ruft, daß er ihn damals gerettet habe. Wenn nun diesmal Dietrich unterliegt und von Hildebrand gerettet wird, so hat der Alte ihm sowohl seinen Spott als auch seinen Dienst vergolten. Das ist schön ersonnen und wird, ich zweifle nicht daran, eben so schön ausgeführt sein. Dieß war meine Bemerkung. Habe ich damit mich geirrt, so bitte ich um Belehrung.

Da Alle die Richtigkeit der Bemerkung einräumten, fuhr Häsinger mit dem Gedichte fort:

Hin nach Norden ritt der Hede wohl zweien Sommertage lang,
bis er kam an's Hochgebirge. Leicht war seines Rosses Gang.
Dort gewahrt' er auf der Heide einen hochgehörnten Elch,
Andre sind jedoch der Meinung, daß es war ein grimmer Echel.¹
Als er dieses Thier erblickte, sprach er: „Oft man hat gesagt,
windtschnell sei mein Ross; wohlan denn, mit dem Elch dort sei's gewagt!“
Und er trieb sein Ross zum Sprunge: flüchtig über's Heideland
sprang es, trug den Held behende, bis er an dem Elch sich fand.
Doch der Elch war auch nicht träge, und so gab's ein Rennen hier,
daß man bei dem raschen Laufe Mann nicht unterschied noch Thier.
Nur ein einzig Wesen schienen wahrlich diese drei zu sein:
schien der Elch jetzt vorzudringen, holt ihn Dietrich gleich doch ein.
Endlich an des Elches Halse stützt unser Reiter tritt:
da vom Halse mit dem Schwerte schleunig er das Haupt ihm schnitt.
Aus da war es mit dem Rennen. Dietrich kniff des Rosses Ohr:
„Ja, mein Falk, du bist der schnellste, läufst selbst einem Elche vor!“
Wie will dich von mir ich lassen, gebe keinem jemals dich;
denn auf dich, mein schneller Falke, kann man fest verlassen sich.“

¹ Elch und Echel, zwei Hirscharten.

Also spricht der junge Rede, und das Roß sieht klug ihn an,
wiehert, hebt den Fuß, als woll' es nochmals messen diese Bahn.
Doch von seinem schnellen Rosse setzt der kühne Reiter saß,
ließ es grasen auf der Heide, und auch er sich nicht vergaß;
setzte sich zum Rosse nieder, zog hervor ein Stüdklein Brot,
aß und sprach: „Jetzt möcht' ich sechten: küm' doch Riese Eigenot!“
Raum hat er das Wort gesprochen, eh noch er sein Brot verkau't,
einen ungeschlachten langen rauhen wilden Mann er schaut.
Einen Zwerg an seiner Stange festgebunden trug er her.
Grimmig war des Mannes Anblick und er brummte wie ein Bär.
Als der Mann dem Helden nahte, rief der Zwerg: „Erbarme dich!
bist ein Rede du, so rette! Dieser will ermorden mich.“
Dietrich griff sein Schwert behende, trat dem Rauhen in den Weg:
„Wilder, rief er, für das Zwerglein nimm den Elch und freien Steg!
Denn bei Gott und meiner Treue, lassen mußt du mir den Zwerg,
wärst du höher als der Baum da, dider als dort jener Berg.“
„Ei, du Fand, versetzte jener, was geht dieser Zwerg dich an?
Sei du froh, wenn ich dich ruhig lasse ziehen deine Bahn.“
„Wohl denn, sprach der kühne Rede, nun so sei dir widersagt;
mache deine Stange lebig und dann sei der Kampf gewagt.“
„Hei! das soll dich bald gereuen!“ sprach der ungeschlachte Mann,
band den Zwerg von seiner Stange, warf ihn weit von sich hindann.
Muthvoll war der Mann und dreiste, denn zu Leibes Schutz er trug
weder Helm noch Eisenringe, noch ein andres Kleid nach Zug;
nur das langes Haar ihn hüllte von dem Haupte bis zum Fuß,
das gleich Nadeln von ihm starrte, steif und stramm und schwarz
wie Ruß.

Nichts als seine Stang' er führte, doch die führt' er wahrlich gut,
wie man sah, als nach dem Held er setzt sie schwang in grimmer Buth;
doch auch Dietrich nicht sich säumte: kräftiglich sein Schwert er schwang:
leider mocht' es nicht ihm frommen, denn vom Haar stets ab es sprang.
Während Dietrich darob staunte, brach der Wilde muthherfrisch
auf den Held, so wie der Bauer auf die volle Garbe drisch.
Dietrich staunte da nicht länger, sprang den Rauhen zornig an:
da ward von den beiden Streitern manch ein schwinber Schlag gethan.

¹ Es galt für unritterlich, einen zu bekämpfen, bevor man ihm Freundschaft und Frieden angedeutet hatte.

Fast der Eine sank zu Boden, bald der Andre kam auf's Knie.

Klagend sprach der junge Nede: „Größte Schmach erlebt' ich nie,
soll von einem nackten Manne hier ich nun besiegt mich sehn:
trüg' er degenlich Beschmeide, ¹ möcht' es spottlos doch geschehn.

Aber soll von einem Nackten ich verlieren meinen Leib,

billig mag in jedem Lande mich verlassen Mann und Weib.“

Müde wurden endlich beide und sie kamen überein,
eine kurze Frist zu ruhen: beider Sorge war nicht klein.

In das Gras sich beide setzten, Dietrich aber Nede bot:

„Vieles ich von einem Riesen hört', er nennt sich Eigenot;
nun bist ungefüg' und stark du, Mann, und wahrlich groß genug;
möchte nimmer dich verwunden, was ich auch auf dich hier schlug.

Sage, kennst du diesen Riesen? oder bist du's selber gar?

„Nimmer litt' ich stärkere Schläge, das bekenn' ich dir fürwahr.“

Jener drauf: „Fürwahr, ich wäre nicht ein halber Eigenot:
stritt Eigenot mit dir hier, schlug sein erster Schlag dich todt!

Einst, du magst es immer wissen, stritt ich mit dem starken Mann,
aber mir erging es übel: kaum ich da dem Tod entrann.

Traun, und waren meiner vierzig, alle hält' erschlagen er:
er bezwang mich, und daß ihm ich diene, das ist sein Begehrt.“

„Wie? bestünd er deiner vierzig? sprach von Bern da Dietrich,
nun bei Gott! so weiß ich nimmer, wie da soll genesen ich!“

„Du? verfehte jener lachend, du lamst deshalb in den Tann?

Du willst Eigenoten zwingen? Das gieb auf, du dummer Mann!

Mich nicht einmal magst du zwingen! Schwach ist deines Schwertes
Streich!

„Hast genug du nun geruht auf dem Rasen sanft und weich,
will ich flugs dir das beweisen.“ Damit hub der Nade sich;
Muthig, wenn auch reich an Sorge, trat zum Streite Dietrich.

Doch eh sie den Kampf begannen, raunte leiß ihm zu der Zwerg:

„Schlag den Knäuf ihm an die Schläfe, denn sonst schlägst du einen
Berg.“²

Dieser Weisung folgte Dietrich, und er that auch wohl daran:
that er anders hier im Streite, gieng' er jetzt des Todes Bahn.

¹ Mittelliche Ausrufung. ² Ein in vielen Sagen vorkommender Zug, daß
Riesen und Zwerge durch den gewöhnlichen Gebrauch des Schwertes nicht be-
zwungen werden.

Her gesprungen kam der Wille, schlug nach rechts und schlug nach links;
Dietrich aber auch gedachte jetzt des wohlgemeinten Winks,
nahm das Schwert zu beiden Händen, als den Wilden an er lief,
ließ es an den Kops ihm klingen, bald von eten heil, bald schief.
Einem Esen gleich er dampfte jetzt vor Eifer und vor Zorn,¹

daß dem nackten Mann versengte seine Gluth das Haar von Horn:
schlug ihn auf die Heide nieder, warf sich auf ihn, stieß den Knopf
seines Schwerts ihm an die Schläfe, färbt' ihm roth und blau
den Kops.

So betäubt er denn den Nackten: Sehn und Hören ihm verging;
durch den Hals er dann vom Nacken einen Schwertschlag noch emp-
fing,
der das Haupt vom Rumpf ihm trennte. Dietrich griff's am langen
Haar,

band es an des Hesses Sattel: Sieges Zeichen ihm es war.²

„Wölfe mögen dich begraben, sei du selbst der Grabelehn!“

also rief, des Sieges sich freuend, noch in Zorne Dietmars Sohn,
setzte seinen Fuß dem Todten auf die Brust, und stieß ihn fort:³
wenn ihn Wölfe nicht besargten, liegt noch auf der Heid' er dort.

Freudig kam der Zwerg gesprungen, da sein Tränger deckt den Staub.

„Immer soll mein Dank dich zieren, rief er, wie den Baum das Laub!
Deine Hand mir, kühner Rede, fernte den gewissen Tod:
mich zu tödten hatte diesem anbefohlen Egenot.

Tausend Zwerge, wiß es, dienten mir; wir bauten einen Berg:

da kam dieser hergegangen, fieng mir Zwergin weg und Zwerg:

meinen Berg er wollte haben: gute Wohnung er ihm bot:

Meines Bruders Eggeriches Berg bewohnt jetzt Egenot.

Naum noch hundert Zwerge leben mir: da wollt' ich selber sehn.

ob nicht Gold mir Fricke schaffe: Leid ist da mir, Helt, geschehn.

Er ergriß mich lachend, band mich an die Stange, nahm mein Gold.

„Dafür, rief er, will ich braten dich; ich bin dir wahrlich hold!

Neh dich sonst ich, traun, verkaute! — Deinen Berg jedoch den will
Egenot für seine Freunde, darum schweig du davon still!“

¹ Dietrichs Harnrathem äußert sich. ² Zitte des hohen Alterthums. Aus den Schädeln der Getödteten ward getrunken; später galt es schon für schimpflich, den Erschlagenen auch nur der Hüftung zu berauben (cranium necare).
³ Noch heute sagt man: seinen Fuß auf Feindes Nacken setzen.

Und so trug er mich zur Heide, — seine Küche hat er hier,
 wo er seine Braten brätet, oder auch wohl kocht sein Bier.¹
 Aber wenn ich dich betrachte, Held, so wird mir wunderbar,
 denn auf deinem Haupte trägst du ja den Hiltesgrim² fürwahr!
 Also bist es du, der Berner, der ihn Orimen abgetwann?
 Um so mehr nur, Dietrich, freut mich, daß ich dir jetzt danken kann.“
 „Dietrich bin ich, und zum Danke, hoff' ich, wirst du zeigen mir,
 wo ich Eigenoten finde, sprach der Held; ich dank' es dir.
 Seine Mannheit hört' ich rühmen, schauen will ich, wie dem sei,
 und, ja sollt' ich darum sterben, seines Ruhmes wird er frei.“
 „Rein du, kühner Held, entsage diesem unheilvollen Streit;
 denn des Riesen grimme Stärke scheuen alle nah und weit.
 Brauchte man doch tausend Wochen bis zu seinem Hause dort!
 Hundert Reden ihn bestunden: keiner gieng als Sieger fort.
 Komm mit mir zu meinem Berge, — Waldung, Berner, bittet dich, —
 gebe Gold dir, Held, und Silber, und was sonst noch freute mich,
 bunte helle Edelsteine und das beste Streitgewand;
 ja mein Berg mit allen Schätzen diene, Rede, deiner Hand.“
 „Wahrlich, sprach der kühne Rede, wahrlich, du versprichst mir viel:
 doch ich kann nicht; meinem Meister Hildebrand ich setz' ein Ziel:
 komm' ich heim nicht in acht Tagen, reitet Hildebrand dann aus. —
 Wie dann sollte mein er spotten: schon dran denken macht mir Graus!
 Darum weise mich zum Riesen.“ „Nun, so reit denn dort hinein,
 sprach da Waldung, stets nach Norden; bald wirst du zur Stelle sein,
 wo der Riese liegt auf Lauer: geb' ein Gott dir Heil und Glück,
 aber, Held, ich fürcht', ich fürchte, heil nicht lehrest du zurüd.“
 Also sprechend schied da Waldung, und der junge Rede gieng
 hin zu seinem schnellen Rosse, das mit Wiehern ihn empfing.
 Bald im Sattel saß der Rede, und nun gieng es vogelschnell
 auf der Heide hin; es strahlte Hiltesgrim im Lichte hell.

Dietrichs Kampf mit dem Riesen Eigenot, der nun folgt,
 übergehe ich, um Sie nicht durch allzuvieler Kampfschilderungen zu
 langweilen, unterbrach hier Haspinger seinen Vortrag. Die Ge-
 sinnungen der Menschen haben mit der Zeit sich geändert. Einst

¹ Die Riesen sind seit ältester Zeit Viersieder, daher auch die Herren des
 Rastels. ² Hiltesgrim bedeutet Kampfmaske; der Helm war ein Werk der Zwerge.

konnten die Deutschen von Kämpfen nie genug hören; jetzt sind sie friedsam geworden, und den Einen ist der Schnupfen eines Fürsten, den Andern das Umfangmaß der Erminlinien der Frauen, den Dritten ein zerbrochener Ziegel irgend einer verrotteten Stadt Griechenlands, den Vierten endlich der Auf- oder Abschlag der Baumwolle, des Kornes oder der Erbsäpel wichtiger als die Kämpfe der alten Helden ihres Volkes. Nicht daß ich Sie in eine der genannten Abtheilungen bringen wollte; aber den Richtungen der Zeit entzieht sich Niemand ganz, und die Furia tedesca, vor der einst Italien zitterte, ist längst besänftigt. Heute lebt kein Heinrich von Kempten mehr. Genug, Sie wissen, daß Dietrich nach tapferm Kampfe besiegt und in das Wurmverlies versenkt ward, und daß Hildebrand seiner Zusage gemäß sich aufmachte.

Denn als nicht zu Bern sich zeigte Dietrich zur berühmten Zeit,
sprach der alte Held: „Mir ahnt es, schlecht besam ihm dieser Streit;
und so muß ich auf mich machen, ihn zu retten, wenn ich kann;
solches hab' ich ihm verheißen, und sein Wort hält stets der Mann.“
„Aber Alter, sprach Frau Nota, denkst du gar nicht an dein Weib?
Was, ach! soll aus mir dann werden, nimmst der Niese dir den
Leib?“

„Nicht zum ersten Streit ich reite, sprach der Rede hochgemuth;
soll ich meinen Tod dort finden, hab' euch Gott in seiner Hut!“
„Was nur klagt ihr? sprach verweisend Wolfhart, der viel kühne Held;
lieber als auf Stroh ich sterbe doch fürwahr auf grünem Feld.
Und kommt er zurück als Sieger, freuen wir uns alle sehr:
daraus, liebe Ruhme, hindre du den Dheim mir nicht mehr.“
Und mit diesem Wort dem Helden reicht' er dar sein Streitgewand.
Auf das Haupt den Helm Frau Nota selber ihrem Gatten band;
dann mit ihren treuen Armen sie umschloß zum Ruß den Held.
„Hei! rief Wolfhart, nun verloren ist der Niese dort im Feld!“
„Nesse, sprach Frau Nota lächelnd, dünkt ein Ruß dich also gut,
ei, so frei' dir doch ein Weiblein, die dich küßt mit holdem Muth!“
„Keine will mich, sprach der Rede, was ich dafür immer thu':
stets, will eine Maid ich küssen, lehrt sie mir den Rachen zu.“
Alle lachten dieser Rede; schnell jedoch nahm Hildebrand
Schild undpeer und gieng zur Thüre, wo sein Roß bereit er fand.

„Al' ihm gaben das Geleite; Wolfhart aber muthig sprach:
 „Rehst du nicht als Sieger, Heim, reit' ich dir als Mäher nach!“
 Also ritt der Held von dannen und am dritten Tage kam
 er zur Stelle, wo des Rosses seines Herrn wahr er nahm.
 Einsam gieng es, Gräjer rufend. „Wehe mir! sprach Hildebrand,
 Dietrich liegt füt wahr erschlagen, da sein Ross ich also fand.“
 Von der Warte hatt' inzwischen auch der Niese Eigenot
 bald erblickt den greisen Keden, der sich offen dar ihm bot.
 Eilig kam er her gesprungen. Als ihn Hildebrand ersah,
 sprang er rasch von seinem Rosse: wohl erwogen das geschah.
 Und mit schnell gezognem Schwerte trat er ihm entgegen fed.
 „Hast du meinen Herrn erschlagen hier in deinem Waldversted?
 Eilig sag' es, schänd' der Laurer; sag' es, oder lebt er noch?
 Wärest du noch dreimal größer, trifft dich meine Rache doch.“
 „Ei dein Herr, wer ist dein Herr doch? schnaubte Eigenot ihm zu;
 nenne mir ihn, alter Musbart! und du selbst, wer bist denn du?“
 „Dietrich, Dietmars Sohn, mein König heißt, ich heiße Hildebrand,
 Herbrands Sohn; Bern ist sein Erbe, Garten¹ ist mein Heimathland.“
 Also sprach der alte Streiter. Höhnisch Eigenot da rief:
 „Dietrich, wiss' es, meine Schlangen nährt im Barmverliese tief;
 dahin hab' ich ihn versenket, und du sollst mir auch hinein:
 Unrecht wär' es, solltet nicht ihr beide dort vereinigt sein.“
 Und mit diesen Worten grimmig auf den Keden ein er sprang;
 doch nicht minder muthig Hildebrand ihm die Freis² entgegen schwang.
 Hoch von seinen schnellen Schlägen sprang das Feuer in die Lust,
 daß den ungeschlachten Kiesen hell umlohte rother Duf.
 Dennoch konnt' er nicht verwunden seinen Feind, wie hell er ließ
 ihm sein Schwert am Leib erklingen, und wie schnell er nach ihm
 stieß.
 Besser es dem Niesen glückte; denn mit einem Schlag er schlug
 ihn zu Boden und zu Trümmern seinen Schild, den hoch er trug.
 Bleib' ich liegen, ist's mein Ende, sprach zu sich der kühne Mann.
 Da zu seinem Heil der Degen eine gute List ersann.
 Auf er sprang und zu den Bäumen, wo sie ragten dicht geschaart,
 zog den Streit der schlaue Kämp; hier nun glaubt' er sich bewahrt.

¹ Das Land um den Gardasee.

² Freie (Schweden), Name von Hilde-

brands Schwerte.

Wenn ein Stangenschlag des Niesen gegen ihn gewittert kam,
dann er Baum um Baum bedächtig seinem Leib zum Schirme nahm.
aber wenn des Niesen Stange in den Grund die Spitze grub,
dann hervor aus seinen Bäumen Hildebrand zum Schlag sich hub.
Und so trieb's der schlaue Streiter eine gute Weile lang;
wie der Nief' auch zielen mochte, immer aus dem Streich' er sprang.
„Alter Langbart, rief der Große, du bist listig und geschick:
daß ich auf der offnen Heide dich nicht habe, thut mir leid.
Aber frommen soll dir wenig deine Schlaubeit, deine List,
ich beraube deines Schutzes wahrlich dich in kurzer Frist!“
Aus der Hand er warf die Stange, Baum um Baum er nieder brach,
und so bau' er um den Helden einen Hag auf allgemach.
Als der Nede sah, daß immer höher wuchs der dicke Hag,
sah das Ding er doch bedenklich. „Mit dem Schwerte nimmer mag
ich mich fürder schirmen, sprach er; was nun fang' ich Armer an?
Leider muß mit meinem Herren ich wohl gehn die gleiche Bahn.“
Eingeschlossen stund der Nede, traum, von allen Seiten bald.
Der ihn treulich erst beschirmte, der verderbt' ihn nun, der Wald.
Hoch sein Haupt noch überragte dieser Jaun, und keinen Steg
sah er, der hinaus ihn trüge, denn verschränkt war jeder Weg.
Und als er begann zu klettern an dem Baumgewirr empor,
kam der Niese flugs gesprungen, gab ihm einen Schlag ans Ohr,
daß er rückwärts niederstürzte, und sein Schwert der Hand entglitt:
schlimmern Streit in seinem ganzen Leben nie der Nede stritt.
Als der Nief' ihn tief am Boden eingezwängt von Aesten sah,
jauchzt' er in der Lust des Sieges; nimmer liebers ihm geschah.
Ueber'n Baumwall bog hinunter sich der Lange, faßte dann
fest den erzgeschmückten Gürtel, riß empor den kühnen Mann.
Aus den Bäumen auf die Heide trug er ihn mit starker Hand,
warf ihn (tötel war sein Sträuben) nieder auf das öde Land.
„Nimmer siehst du Bern nun wieder, weder du noch Dietrich:
Schlangen haben ihn zerbissen, die zerbeißen bald auch dich.“
Alsa sprach der grimme Niese; Hildebrand aber faßte Muth,
dachte: Noch vielleicht ja lebt er, und dann wird noch Alles gut.
Heiß' ein Gott nur unser einem jetzt aus dieser großen Noth,
daß wir durch den wilden Niesen hier nicht beide liegen todt.
Hin zu Hildebrande lauernd nieder jezt der Niese saß;
wie gefangne Maus der Rater ihn er mit den Augen maß.

Als ein wenig sich erholte nun der alte Hildebrand,
nahm er schnell zween lange Riemen und umwand ihm Fuß und
Hand.

Mit der rechten Hand ergriff er bei dem Bart ihn weiß und lang,
über Achsel er behebte ihn mit einem Rucke Schwang;
hin zu seinem hohlen Steine trug er so den Reden werth:
in der linken Hand noch trug er seine Stange und das Schwert.
„Weh mir, Riese, rief der Rede, du verführst mit mir nicht zart!
trag mich anders, laß aus deinen Krallen meinen grauen Bart!
Niemals trug an meinem Barte noch ein Held mich, wiß' es Gott:
hätt' ihn mir zu Bern geschoren, hätt' ich je geahnt den Spott!“
Höhnend sprach der wilde Riese: „Alter Knabe, thut dir's weh?
Nun, das freut mich! ist ein Tröpflein Leides aber nur vom See.
Daran magst du dich gewöhnen; bist einmal in meiner Hand.“
Bald nach diesem Hohne kam er hin zu seiner Felsenwand.
In sein Wohngemach den Reden trug er, in den hohlen Stein,
warf ihn hier zu Boden nieder, daß ihm krachte sein Gebein;
gieng hinaus dann, daß er suche Fessel noch und Eisenband,
drein den Helden jetzt zu schließen, ihm zu klemmen Fuß und Hand.
Während nun der Riese suchte, sah der Rede rings umher:
da gewahrt' er Pracht und Reichthum; niemals schaute größer er.
Von den Wänden blinkte leuchtend Gold und mancher Edelstein,
blaue, grüne, wasserhelle, rothe, gelbe, groß und klein.
Ein Karfunkel aber strahlte recht als wär' er Sonn' und Tag,
der ganz oben in der Spitze der gewölbten Dede lag.
Hinten an der Wand erschaut' er elfenbeinern Bettgestühl,
drauf die Riese, wollt er schwelgen, schlief auf weichem Lotterpfehl.
An den Wänden sah er Harfen, Rotten,¹ Geigen ohne Zahl.
War der Thurse wohl ein Künstler? Ei bewahr' uns! alle Mal,
wenn er sanft hier schlummern wollte, rief mit seines Hornes Klang
er zu sich ein Heer von Zwergen, das zu seinem Dienst auch sprang.
Diese schlugen dann die Harfen, strichen Rotten hoch und tief,
geigten süß und zart und fangen, während jener schnarchend schlief.
Und nicht durften ab sie lassen, bis er sich vom Lager hub.
„Fort zum Werk!“ dann schnaubt' er: jeder dann nach Gold und
Steinen grub.

¹ Rette (hruzdō, hrorta, d. i. Schwalbe), eine Art Geige.

Alberich, der Zwerge König, hatte dieses Haus erbaut;
 aber seine Söhne hatten kurz als Herren sich geschaut.
 Eggerich und Waldung mußten räumen ihn ihr Eigenthum,
 und ihr Volk ihm mußte fröhnen ohne Dank und ohne Ruhm.
 Als die Herrlichkeit beschaute staunend Meister Hildebrand,
 da gewahrt' er Dietrichs Brünne, Helm, Schild, Schwert auch, an
 der Wand.

„Bin ich thöricht doch und albern! staun' ich über diese Pracht:
 wirft er mich zu seinen Schlangen, sprach er, hüllt mich finstre Nacht!“
 Rüstig da mit allen Kräften sich der kühne Riese wand,
 bis er beide Hände löste, brach entzwei das eine Band.
 Bald auch nun und leichter wurden Band und Fessel abgestreift,
 womit ihm der arge Riese beide Füße hält' umreift.

Schnell in seiner Hand erglänzte der berühmte Ulfjachs,¹
 der durch dicke Eisenbrünne schnitt, als wär' sie Wat aus Glas;
 nahm den Schild dann zu dem Arme, und so stund er kampfbereit,
 eben als mit seiner Fessel kam der Riese lang und breit.

Kingsum ließ den Blick er schweifen, als er sein Gemach betrat:
 da gewahrt' er denn des Riesen, der nicht um Erlaubniß bat,
 sondern stramm nach eigenem Willen stellte sich auf eignen Fuß
 und dem Wirth in seinem Hause bot jetzt ungestilltesten Gruß.

„Ha! wer wagte dir zu lösen meinen Riemen, den ich band?
 doch es soll dir wenig helfen: sieh die Stang' in meiner Hand!“
 Also brüllte wild der Riese, und mit zwiefach grimmer Wuth
 schlug er nach dem alten Kämpfen; doch der stund auf seiner Hut.

Hinter einer Säule barg er sein so schwer bedrohtes Haupt:
 wenn ihn traf der Riese, hält' er ihn des Lebens flugs beraubt,
 denn er schlug aus dieser Säule große Schollen, lastenschwer,
 die dem Held zur Seite fielen: so blieb seine Drohung leer.

Doch der Held ergriff behende dieser Schollen eine, warf
 sie dem Thurnen an den Schädel, daß es bröhnte schrill und scharf.
 Mancher, traun, des Wurfs verdürbe; zwirbelt' selbst der Riese doch
 einem Mühlrad gleich und fühlte, oh im Kopf' er hab' ein Loch.

¹ Ulfjachs (Uokisaks, Schwert des Schreckens, auch Egiljachs geheißen, was das Gleiche bedeutet) gewinnt Dietrich eigentlich erst von Eggen, weshalb das Schwert auch Eggenjachs genannt wird. Dietrich hat es demnach hier nur durch einen Vorgriff, denn Egge lebt noch. Sein Schwert in diesem Kampfe heißt Naging.

Doch sein Lederhut ihn schirmte: so nicht gab er darauf viel,
vielmehr sprach er zu dem Neden lachend: „Nebst auch du solch Spiel?
Spiel ist dieß der Riesenknaben; doch du kannst es kaum noch halt,
denn mit deinem Purse tödest du noch nicht einmal ein Kalk.“

Also hatten sie zusammen einen ungefügen Sturm;
her trieb dieser, hin trieb jener: so sie kamen an den Thurm,
wo der Berner lag in Nöthen. Wohl da hörte Dietrich
Hildbrands Schläge; denn der Alte schlug sie stark und degenlich.
Als so Schlag auf Schlag des Alten in den tiefen Thurm ertösch,
ward des hart bedrängten Fürsten Freude munter, stark und groß.
„Wahrlich, sprach er, Hildbrand ist es, der getreue Meister mein,
und mir künden seine Schläge, daß er mir will Ketter sein.“

Mit viel lauter Stimme Dietrich aus dem hohlen Steine tief,
als so Schlag auf Schlag er hörte, zu dem treuen Neden rief:
„Bist du's, lieber Meister? Wehre dich durch Gott, ja wehre dich!“
aber Hildbrand nicht vernahm es, denn sie stritten emsiglich.

Also grimmig beide schlugen, daß der Feuerfunken Brand
in den Stein hinunter sauste. Dietrich hub zum Mund die Hand,
rief hinauf mit voller Stärke, daß den Ruf der Niede klug
hörte trotz der Wetterschläge, die der grimme Niese schlug.

Als den Ruf vernahm der Alte, ward er erst von Herzen froh,
nahm das Schwert in beide Hände, schlug, daß einer Garbe Stroh
gleich der Niese schien zu brennen und er ihm zu Füßen sank;
doch als er ihn tödten wollte, that er selber einen Wank.

Das erhielt des Niesen Leben dießmal noch; er sprang empor
hub die Stang' und schlug und streifte Hildebranden dicht am Ohr.
Allzulang gemessen hatte Eigenot den grimmen Schlag
auf den Held, der seit dem Wank noch auf seinen Knien lag.

Ueber ihn hin schritt der Niese, weil den Hieb die Kürze brach,
etwas ferner stehn er wollte: da von unten auf ihm stach
Hildebrand mit seinem Schwerte eine Wunde spannentief,
daß das Blut in vollen Strömen aus des Thurses Leibe lief.

Aus dem Schwerte sprang der Niese; Hildebrand auch säumte nicht.
Während sich der Wunde wandte mit verzerrtem Angesicht,
sprang er hinter eine Säule; sich zu schirmen rieth ihm List.
Laut vor Schmerz der Thurse brüllte, dennoch gab er wenig Frist.
„Wissen möcht ich, rief er grimmtoll, wer bei dir gewesen sei!
Hatte dich so fest gekunden, wähnte, traun, von dir mich frei;

hatte dich zerbläut, zerstoßen draußen, eh' dich ein ich hieng:
 thöricht war ich, daß nicht dort ich an den nächsten Baum dich hieng!
 Daß ich Ruhm an dir gewinnen wollte, kommt zu Schaden mir;
 daß ich heim dich meinen Würmen trug, das reut mich, sag' ich dir.
 Nie so schwer mich überladen ich von zweien Männern fand,
 als von euch; bei meinem Haupte, schwer ward mir der Widerstand.
 Dietrich mich fast verbrannte. Feuer spie sein Mund auf mich;
 wenn ich meinen breiten Schild nicht nahm, erlag den Bluthen ich.
 Eine List ich mir zu Gute seit erfand: mit ihm ich rang:
 damit will auch dich ich zwingen, wie dort ihn ich damit zwang."
 „Reinen Dietrich seh' ich wieder, rief der Reister, und mein Weib;
 aber du mußt hier erstirben, dir benehm' ich hier den Leib!“
 Als der Riese solches sagte, stund er achtsam nicht genug;
 drum der Rief' ihm aus dem Helme schier die größte Esherbe schlug.
 Eine Hand bequem man hätte wohl gelegt in diesen Schrot.
 Hildebrand erschrak gewaltig, und fürwahr es that ihm Noth.
 Größern Schaden konnt er fürchten; doch der ungeschlachte Mann,
 weil er nicht erlegt ihn hatte, zu verfluchen sich begann.
 „Recht ist, was ich hier erleide; recht ist, was nun kommt an mich!
 Als ich dich gebunden hatte, hätt' ich sollen tödten dich!
 Dennoch will ich dich nicht fürchten; dennoch mußt du liegen todt.“
 Und zu neuem Schlag die Stange hub der grimme Eigenot.
 Doch er traf ihn nicht, den Riesen, traf nur in den harten Stein,
 hinter welchem sich der Schlaue barg, zu schützen sein Gebein.
 Drei Schuh tief er in den Felsen schlug mit seiner Arme Kraft:
 ringsum schwirren Felsensplitter, doch die Stange blieb in Faß.
 Als der kampfgewandte Reister sah den Riesen ohne Wehr,
 nahm sein Schwert in beide Hände rasch der Held und trat daher;
 stieß den Stahl ihm sonder Säumen in die alte Wunde tief,
 daß das Blut in dicken Strömen ihm an seine Hände lief.
 Auf ein Knie hin mußte sinken da der Riese Eigenot.
 „Reinen Herren mußt du lösen oder vor mir liegen todt;
 wähle zwischen diesen beiden!“ rief der alte Hildebrand.
 „Dietrich bleibt im Barmverliese, sprach der Thut' und hub die Hand.
 Nach dem Riesen griff er eilig, rächen wollt' er noch sein Blut;
 Hildebrand doch wohlbedächtig blieb jetzt sein auf seiner Hut.
 Da des Grimmen Sinn er merkte, er sein Schwert so kräftig schwang,
 daß dem ungefügen Riesen weit das Haupt vom Halse sprang.

Als der Sieg hier war gewonnen, hub hinbann sich Hildebrand
 schleunig zu dem hohlen Steine, wo den Herrn von Bern er fand.
 Vor den Schlangen und den Rattern er in großer Sorge lag:
 greulich war der Dunst der Höhle, der empor stieg an den Tag.
 Und hinunter in den Abgrund rief der Held nach kurzer Frist:

„Bern ich möchte nun vernehmen, wie du her gekommen bist;
 bist allein aus Bern geritten, hattest Mannen doch genug,
 die mit dir geritten wären: traun, du warst da wenig klug!

Burglehn hast du hier empfangen¹ und du sitzest kühl und gut
 hier im Schatten; Fliegen saugen nicht, noch Rücken hier dein Blut.
 Dietrich, ja, du hast empfangen, was noch immer der empfing,
 der aus raschem Muth des weisen Mannes Lehren übergieng.

Nimmer wolltest du mir folgen, was auch Gutes rieth mein Mund;
 nun, du hast es, trag' den Schaden: war er doch vorher dir kund.
 Ruhig laß ich dich denn liegen, wie mir auch geschehen mag:
 wer dich in die Nacht hier senkte, hebe dich auch an den Tag!“

Schamboll rief aus tiefem Schlunde zu dem Reden Dieterich:

„Nun, ein wenig misselungen ist mir's: was soll's leugnen ich?
 Hast den Riesen doch erschlagen? — Noch ist mir der Leib gesund
 trotz der Schlangen und der Rattern: hätt' ein Thor nur dieser
 Schlund!“

Hilf mir aus dem schnöden Loche, lieber Meister, hilf mir doch!
 will mein Leben lang dir folgen: traun, du weißt wohl Hülfe noch!“

„Gern ich hülfe, sprach der Reder, — seinen Lohn der Riese fand, —
 wäre nur mir eine Leiter oder nur ein Strick zur Hand!

Doch wo soll ich einen finden, ich weiß weder wo noch wie;
 in dem gottvergeßnen Walde keinen Menschen traf ich hie!
 Wären nur noch ganz die Riemen, womit mich der Ungeschied — —
 wart! ich suche!“ Hin der Alte gieng, doch fand er keinen Strick.

Traurig kam der Reder wieder: „Nichts ich fand: die Ruß war hohl.“

„Willst du meinem Rathe folgen, rief da Dietrich, geht es wohl:
 Schneid in Streifen mit dem Schwerte, Meister, nur dein gut Gewand,
 stricke dann es aneinander und gieb mir es in die Hand!“

Flugs verschnitt sein Kleid der Reder, knüpfte daraus rasch ein Seil,
 ließ es in den Schlund hinunter zum Gefangnen auf gut Heil.

¹ Eine nicht eigene, sondern nur als Lehen überlassene Burg; das gelehnte
 Recht, in einer Burg zu hausen.

Schnell ergriff das Seil der Berner. „Zeuch nun, tief er, allgemach!“
Hildebrand zog und zog, — doch leider bald das Seil in Stücke brach.
Als den tiefen Fall des Fürsten der getreue Held ersah, —
tief zurück der Berner stürzte; leider traun ihm nie geschah, —
rief er laut mit großem Garme: „Weh, daß je die Sonne mich
hier erblickte, lieber Dietrich, soll ich so verlieren dich!“
Und der Rede schlug zur Klage mit der Hand sich an die Brust.
„Mag ich dich nicht mehr erretten, ist mir todt der Erde Lust,“
rief er klagend. Dietrich hörte tief im Stein den Klageruf:
„Kehre heim, o Hildebrand, rief er; denn ein Gott mir solches schuf.
Käm' ich auch, du treuer Meister, käm' ich wieder auch an's Licht,
von dem tiefen schweren Falle möcht' ich doch genesen nicht.
Kehre heim zu Lande, Hildebrand, lieber Meister, denke mein!
Diethern, meinen jungen Bruder laß dir wohl befohlen sein!“
Hildebrand in seiner Trauer tiefer gieng er in den Berg,
suchend ein Geräth: da fand er schlafen einen wilden Zwerg.
Er ergriff ihn bei dem Barte, brach durch Schütteln seinen Schlaf,
„Helfen, rief er, mußt du, Kleiner; seist du Böcklein, seist du Schaf!“
Mit erschrocknen Augen schaute da den Reden an der Wicht.
„Was denn that ich dir, du Grimmer? rief er, schone mein Gesicht!
Gieb den Bart mir frei, dann rede: was verlangest du von mir?“
„Wenn ein Thor ich wäre, lachte Hildebrand, gäb' ich Freiheit dir!
Rein! du magst dein Haupt nur lösen, denn es liegt in meiner Hand.
Deine Hülfe mir gelobe, sonst trinkt hier dein Blut der Sand!“
„Ich gelobe, Held, dir Alles, sprach der Zwerg, nun gieb mich frei!“
„Sei's, sprach Hildebrand, so sehn wir, ob im Zwerg auch Treue sei!
Fahren ließ mit diesem Worte Hildebrand des Zwerges Bart.
Wahrlich, Rede, sprach der Kleine, du fährst sehr gewagte Fahrt;
sieht der Riese dich im Berge, dann ist's flugs um dich geschehn,
denn er pflegt in solchen Dingen durch die Finger nicht zu sehn.“
„Schweig vom Riesen, sprach der Greise, denn der sieht nun gar nicht
mehr,
den erschlug ich.“ „Den erschlugst du?“ „Ja, denn er bebrang
mich sehr.
Meinen Herrn, den Berner, warf er in sein tiefes Wurmverlies:
ihn zu retten trug mein Schwert ich über Steingeröll und Wies.“
„Dietrich in des Riesen Banden? rief der Kleine, Dieterich?
Er, der meinen Bruder Waldung jüngst befreite gegenlich?

Komm! laß rasch uns ihn befreien; er hat wohl an uns gethan;
was ich kann, um ihn zu retten, leist' ich gerne, sonder Wahn!"

"Deinen Namen müßt' ich wissen, sprach der alte Hildebrand,
da du meinem Herren trägest holdes Herz und holde Hand."

"Eggerich bin ich geheiß'n, Alberich mein Vater hieß,
sprach der Zwerg; uns beiden Brüdern diesen Berg als Erb' er ließ.
Grün und seitdem unterdrückte und entriß uns unsern Berg;
Ineuchtsch hier ihm fröhnen mußte Tag' und Nächte jeder Zwerg.
Dieterich hat ihn dann erschlagen; doch sein Nefse Eigenot
kam, und war uns Grün gehässig; war uns dieser gar der Tod.
Aber komm jetzt, eine lange Leiter, Rede, zeig' ich dir,
die der Niese Grün einst brauchte; wohlbekannt noch ist sie mir;
reicht bis auf den Grund der Höhle, ist von Leder stark und gut."

Beide schritten rasch von dannen: Hildebrand war froh gemuth.
Als der Rede da, der greise, diese gute Leiter sah,
ihm in seinem langen Leben Liebers wahrlich nie geschah:
hub allein sie auf die Schulter, war auch ihre Last nicht klein,
trug sie, wo der Fürst in Sorgen lag, bis an den hohlen Stein.
Rief zum Grunde sie der Höhle, rief dann seinen Herren an:
"Nimm die Leiter, junger Degen, so gewinnst du freie Bahn!"
Daß da Dieterich nicht säumte, daran zweifelt Niemand wohl,
denn, als ihn das Licht bestrahlte, sah er aus wie grüner Kohl.
Als den Rand er nun erklimmen hatte, sagte Hildebrand:
"Sei begrüßt mir, junger Kämpfe! Hier! ergreif nur meine Hand!
Sage mir, du schlimmer Wildfang, der du Streites hast begehrt,
hat der Niese Stand gehalten? Bist du Streites nun gewährt?"

"Sind wir heim erst, sollst du treulich Alles hören, Hildebrand!
Jetzt ist's nicht mir um's Erzählen. Reinen Dank für deine Hand!"
Also sprach der kühne Streiter, und mit einem raschen Schwung
schwang er sich aus seinem Grabe: niemals sprang er frohern Sprung.
Als nun fest auf seinen Füßen stand der junge Dieterich,
trat ihn an der Zwerge Herrscher und begrüßt' ihn tugendlich.
"Sei willkommen, edler Dieterich, mir und meinem Bruder hier!
Dieser Berg ist nun dein Eigen, er samt aller seiner Zier."

"Diesem Zwerge magst du danken, sprach da Meister Hildebrand;
denn du bleibst in diesem Loche, bot er nicht die Ketterhand."
"Schweig des Dankes! kühner Rede, sprach da König Eggerich,
denn du weigst, der edle Berner hat es längst verdient um mich."

Und ein Horn aus reinem Golde sezt' an seinen Mund der Zwerge,
dreimal blies er, und es hallte durch den Wald und in den Berg,
und es kamen aus dem Berge Zwerglein eine große Schaar,
König Waldung an der Spitze, alle schön und wunderbar.

Alle stunden still und sitzig; doch auf Eggerichs Gebot
boten sie sich den zu Füßen, die sie freiten aus der Noth;
führten dann die beiden Reden in den Berg, so reich an Pracht:
da beim frohen Siegermahle tranken sie die ganze Nacht.

Als der Morgen nahte, huben sie nach ihren Rossen sich.

Gold und Edelsteine brachten Waldung sezt und Eggerich.

„Zur Erinnerung, kühne Reden, sprachen sie, nehmt dieses an:
was wir sind und was wir haben, Alles ist euch unterthan!“

Und so schieben sie von hinnen, kamen auch gesund nach Bern:

Uota nun den alten Hildebrand küßte wahrlich zwiefach gern,
aber Wolfhart rief: „Mich ärgert's, daß nicht mehr im Loche Ihr liegt,
denn um Euch an's Licht zu bringen, hätt' ich eben auch gesiegt!“

Reich ist diese Sage nicht, nahm Gräfin Irmgard sezt das
Wort, weder an Ereignissen noch an Trägern derselben; aber die
wenigen Charaktere, die sie uns zur Betrachtung bietet, sind scharf
gezeichnet und strenge durchgeführt. Die Treue Hildebrands am
Ende süht uns mit der Härte der Strafe, die er seinem Jög-
linge aufzuerlegen für gut fand. Die Riesen sind ungeschlacht und
vierschädig, und zumal der erste, steifbeborstete ist etwas unge-
heuerlich. Von der Gutmüthigkeit, die manchen Riesen sonst eigen
ist, ist keine Spur hier; dagegen erweisen sich die Zwerge em-
pfangener Wohlthaten eingedenk und den Helben hülfbereit. Freilich
sind sie hier von den Riesen bedrängt und bedrückt, und stehn
deshalb schon feindlich zu denselben; von ihrer Trugsucht, Hinter-
list und Rachgier können sie daher auch hier nicht wohl Zeugniß
geben. Uota ist ein gutes Mütterlein und Wolfhart ein kampf-
froher Kämpfer wie überall.

Ich meine doch, daß Waldung Rachsucht zeige, entgegnete ihr
Verta. Verräth er denn nicht dem jungen Dietrich, wie er seinen
Gegner erlegen könne? Denn da er seiner Bande sich erledigt

sah, so hätte er, während die Gegner kämpften, unbehindert das Weite suchen können, wenn es ihm nur um Rettung zu thun gewesen wäre; aber er will Rache für die erlittene Unbill und so bleibt er.

Du irrst dich, erwiderte ihr Irmgard. Ich schreibe sein Verbleiben vielmehr seiner Dankbarkeit gegen den Helden, der ihn befreite, zu, und der verloren war, wenn Waldung sich entfernte und sein Wissen für sich behielt.

Sie haben Beide recht, nahm Haspinger wiederum das Wort. Nachgier und Dankbarkeit giengen bei Waldung eben Hand in Hand, und so läßt sich in der That nicht entscheiden, welche der beiden Regungen ihm Beweggrund seines Handelns war; es können leicht beide gewirkt haben.

Wissen Sie auch, Verehrtester, daß Männer, welche, wenn zwei Frauen sich streiten, beiden recht geben, sich den Dank keiner verdienen? fragte Berta, spaßhaft schmollend. Ich hoffte, Sie würden schirmend mir zur Seite stehn, wo Sie dann auf meinen Dank einen besonderen Anspruch gehabt hätten; so jedoch kann ich Ihnen nur für Ihre Verse danken, die allerdings ganz lieblich klangen und uns weder durch Weitschweifigkeit noch durch Wiederholungen gelangweilt haben, und das thn' ich denn auch mit diesem Knize, und erlaube Ihnen dafür mir die Hand zu küssen.

Haspinger verneigte sich lächelnd und küßte die ihm darge-reichte schöne Hand, dann fuhr er fort:

Ich gedachte zwar erst, jetzt gleich Eggen Tod folgen zu lassen, weil beide Gedichte, abgesehen von der Gleichheit ihrer strophischen Form, auch dadurch einen gewissen Zusammenhang haben, daß der Tod des Riesen Grim, wie er hier zum Kampfe mit Eigenot die Veranlassung wird, so dort zum Lobe Dietrichs, welches Lob Eggen Reid erregt und dadurch den Tod dieses Helden herbeiführt. Mein da wir bereits schon geraume Zeit hier sitzen, so will ich Eggen Tod für den nächsten Abend zurücklegen; denn das Gedicht ist unermüdeten Zuhörer würdig, und dafür heute noch in Kürze und Schlichte den Laurin besprechen. Hier werden Sie Riesen und Zwerge in Eintracht und eben deshalb als Feinde der Helden erblicken. Der Schauplatz ist wiederum Tirol, der Kreis der Helden

aber dem der Feinde angemessen erweitert. Wir haben von dieser Sage zwei Gestaltungen. Die eine zeigt uns ein Gedicht in der durch Mittelreim aufgelösten Nibelungenstrophe (die so genannte Hönweis Wolframs oder Hildebrandston), die andere ein Gedicht in kurzen Reimpaaren, der gewöhnlichen Form der höfischen Epopöen, aus einem Gedichte in sechszeiligen Strophen hervorgegangen. Beide schließen mit der Befreiung der vom Zwerge geraubten Jungfrau, so sehr sie auch sonst von einander abweichen. Endlich ist noch eine Fortsetzung der Sage erhalten, ursprünglich auch in der alten sechszeiligen Strophe abgefaßt, die uns die Lieder des zwölften Jahrhunderts bereits zeigten. Jetzt ist die strophische Form freilich stark zerrüttet.

Die älteste bis jetzt bekannte Erwähnung Laurins und seines Eises im „gebirge in Tiutschen landen und in der Walhen lant,“ d. h. in Tirol, findet sich im Wartburgkriege, einem Gedichte aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts; aber daselbst wird einer Sage von Laurin erwähnt, die mit unserer in keiner Beziehung steht. Woher Aventin, oder Joh. Turndayr, wie er eigentlich heißt, seinen in der bayerischen Chronik mitgetheilten Stammbaum Laurins habe, weiß ich nicht zu sagen. Er berichtet S. 36^a der Frankfurter Ausgabe von 1580: „Nach könig Adelger (der Held des in unserem Kreise am fünften Herbstabende besprochenen Gedichtes) ist in das regiment getreten sein sohn, könig Lareyn; was in ehren und gewalt ein und fünfzig jar; von welchem wir noch vil-singen und sagen; seyn alte reimen ein ganz buch voll von im noch vorhanden. Die von Tyrol am Oschland zeigen noch den harnisch könig Lareyns, und der gemein mann solt's gleich glauben, dass er's sei.“ — Dann folgt 36^b: „Nach könig Lareyn hat Teutschland verwalt drey und fünfzig jar sein sohn Ilsing, von dem man noch alte Reimen, der alten Teutschen, unser vorfahren, chronica, hin und herwider findet.“

Unsere Gedichte haben den gelehrten Mann zu seinen Aufgaben nicht berechtigt, denn sie sagen von allem diesem kein Wort. Da er sich jedoch nur auf Gedichte beruft, so muß er andere, die

für uns jetzt verloren scheinen, gekannt haben; denn nackte Erfindungen dieser Art sind nicht seine Sache. — Steinhewell sodann macht, in der Vorrede zu der Chronik der vornehmsten Weiber von Voccag, aus Laurin sogar einen Grafen Laurenz von Tyrol, „den man den starken Laurin nennet umb sein großen Reichthum und Macht, die sein Leut aus den Bergen graben, darumb sie auch Erdmännlein geheissen werden.“

Diese Angaben, die ich Grimms Deutscher Heldensage entnehme, lehren 1) daß man die Sage als Geschichte zu verwerthen suchte und 2) daß die Sage von Laurin weit reicher war, als wir sie jetzt kennen. Doch nun zu der uns erhaltenen Sage, die ich zuerst nach dem strophischen Gedichte; das sie einfacher und reiner bietet, mittheile. Sie lautet:

Zu Bern saß Dietrich mit seinen Helden, von denen fünf Reden, die anderen gewöhnliche Menschen waren. Die fünf Reden hießen: Hildebrand, Wolfhart, Dietleib, Witeche und Wolsfietrich (der fünfte heiße besser: Heime). Einst ritten Dietrich und die fünf Reden vor die Stadt hinaus und erfreuten sich an den Rosen, die rings umher blühten. Da sagte Hildebrand, er wisse einen schöneren Rosengarten; aber der dessen pflege, bringe Helden in Noth. Auf der ganzen Erde sei kein schönerer Garten zu finden. Er sei eine Meile lang und eine halbe breit und in ihm sei es immer Tag durch die Karfunkel, die darin seien. Eine Meile weit vom Garten, den ein goldener Faden umschließe, rieche man den Duft der Rosen. Des Gartens Herr sei älter denn vierhundert Jahr, und er tödte jeden, der ohne seine Erlaubniß denselben betrete. Dietrich wünschte sogleich, den Namen des Herren zu hören, da er keinen so reichen und edlen Fürsten kenne, und wo sein Land gelegen sei. Hildebrand sagte ihm darauf, der Herr heiße Laurin, aber er habe nichts auf der Erde oben als den Garten; im Innern der Erde jedoch habe er mehr Silber, Gold und Edelsteine als der reichste König; er lebe sammt zwölf tausend Zwergen, seinem Hofgesinde, in einem hohlen Berge. Wolfhart meinte, Laurin habe Hildebranden wohl reich gemacht, daß er ihn so hoch lobe. Wäre es aller Wille, so ritten sie hin, die Herrlichkeit

mit eigenen Augen zu beschauen. Dietrich stimmte bei und bat Hildebranden, ihnen den Weg zu zeigen; aber der Alte sagte: er wolle lieber in Bern in Ruhe weilen. Als nun auch Dietleib bat, sagt er: Ihr wollet nicht mit Gemache leben. Kenntet ihr die Zwerge, wie ich sie kenne, ihr liehet diese Reise. Manchen Geld haben sie schon in Noth gebracht, und Laurin weiß Alles, was er wissen will. Kommt ihr in den Garten, so ergeht es euch sicher übel. Nur dreier Spannen lang ist Laurin, aber sein Halsberg ist eitel Gold. Wie der Mond leuchtet er, wenn er daßer geritten kommt; wohl eine Meile weit sieht man den Glanz.

Dietrich und Witeche versprachen darauf keine Ungebühr zu üben, und so erklärte sich denn Hildebrand bereit, sie zum Garten zu geleiten. Sofort ritten sie denn hin. Als sie aber den Garten erblickten, sagte Wolfhart, jetzt brauchten sie Hildebrands Geleit nicht fürder, und sie wollten den Garten des übermüthigen Zwerges schänden. Dietleib und Witeche stimmten dem bei; zuerst wollten sie das goldene Thor zerbrechen und dann ihre Rosse im Garten alles niedertreten lassen; Dietrich aber sagte, er gönne ihnen die Lust, auf daß er nur auch Laurinen hier zu Gesicht bekomme. Wolle der es rächen, so wolle er selbst ihn befehn. Hildebrand beschalt sie ihres Uebermuthes halber und weil sie ihn hintergangen hätten; auf die Bemerkung eines der Jünglinge aber: ihre Rosse hätten Hunger und den sollten sie hier stillen, ritt Hildebrand zornig eine Meile weit zurück. Als er aus ihrem Gesichte war, sagte Witeche, er wolle jetzt das goldene Thor öffnen. Er nahm also einen weiten Anlauf, sprang und stieß mit dem Fuße dagegen; aber das Thor blieb verschlossen. Eben so vergeblich war es, als drei daran sprangen, und erst als alle fünf anliefen, sprang das Thor aus den Angeln. Duft und Glanz kam aus dem Garten, der alle erquickte; aber sie giengen hinein, und zerschlugen und vertraten Alles, zogen ihre Rosse in den Garten und ließen sie weiden, aus Zorn über Laurins Hochfahrt.

Nun wahrlich, unterbrach Berta hier den Vorlesenden, die Reden hätten ihren Zorn diesmal besser wider sich selbst gewendet; was hatten sie den kostbaren Garten so muthwillig zu zerstören?

Vergessen Sie nicht, mein Fräulein, daß Laurin herbeigerufen werden soll und nur dadurch herbeizurufen ist, erwiderte ihr Graf Huno.

Wir finden allerdings ein solches Verfahren roh, sagte Baron Wilmar; aber im Mittelalter sah man die Sache anders an. Laurin will selbst, daß sein Garten zerstört werde, auf daß er Gelegenheit erhalte, seine Stärke und Ueberlegenheit zu beweisen. Sie erinnern sich wohl an die sogenannten Abenteuer in den höfischen Epopöen, z. B. an den berühmten Brunnen im Walde Bregillan, um den sich Alles in Hartmanns Iwein dreht. Wenn man die daneben befindliche Steinplatte mit Wasser aus dem Brunnen begießt, so entsteht ein Unwetter, welches die ganze Gegend verhegelt, und dann erscheint der Graf Alliers, der Herr des Brunnens, um Rache zu üben und für sich selbst Ruhm zu erwerben durch Besiegung des Ritters, der den Stein zu begießen gewagt hatte.

Sie urtheilen ganz richtig, nahm der alte Graf das Wort, und ich muß gestehn, daß mir der Garten des Iwerkes besser gefällt als der Brunnen des Grafen. Die ganze Brunnengeschichte im Iwein ist für uns eine Ungereimtheit, was der Garten Laurins nicht ist. Die ursprüngliche Bedeutung des Brunnens ist eben im ritterlichen Iwein ganz und gar verwischt, und so erscheint uns die ganze Geschichte thöricht.

Gaspinger las weiter:

Als der Berner die Verwüstung sah, sagte er: Wahrlich, giebt mir Gott einen Garten, ihr kommt mir nimmer darein. Ihr könnt die Garten bauen, daß sie nie mehr tragen; solche Gärtner habe ich in meinem Leben noch nie gesehen. — Witche war indeß aus dem Garten gegangen. Da sah er einen hellen Glanz daher kommen, und er berief sogleich die Andern aus dem Garten zu sich. Seht, sagte er, da kommt fürwahr ein Engel daher! Ja, erwiderte ihm der Berner, es scheint Sanct Michael zu sein.¹

¹ Neben Sanct Georg Schutzpatron der Ritterschaft und deshalb oft ritterlich gerüstet abgebildet.

Wenn es nur nicht Laurin ist, meinte da Dietrich; laut aber rief
Wolfdietrich: Bindet eure Helme auf! Der da auf uns zureitet,
trägt uns Haß.

Laurin war es, der zornig daher sprengte. Er führte in
seiner Hand ein blauammetenes, reich mit Gold gesticktes Banner.
Goldene Ringlein hingen daran und in ihm stunden zwei laufende
Windhunde. Die Stange aber, die er in der Hand hielt, war
von Silber. Als er so auf die Helden zuritt, kam auch Hildebrand
wieder herbei. Auf dem Haupte trug Laurin einen Goldhelm mit
reicher Krone, darinnen Vögel saßen und durch Zauberkraft sangen;
auch schmückte sie eine Menge buntfarbiger, hellstrahlender Edel-
steine. Dieser Helm war ein Meisterwerk der Zwerge, und ge-
hört in Tränenblute, daß weder Schlag noch Stich ihm schaden
konnte. Dreizehn ganze Jahre hatten acht Zwerge an Laurins
Harnisch gearbeitet; nur Ortnuds Brünne war gleich gut. Gleich
vollkommen war sein Schild, dreifach, so daß ein Fuch ob dem
andern lag. Auch der Zwerg hatte drei Jahre daran gearbeitet.
Auch im Schilde liefen zwei Windhunde, daran man des Landes
Herren erkannte.¹ — Nicht minder herrlich war sein Schwert;
keines kam ihm gleich. Sein Griff allein war mehr werth als ein
Land, und das Ortband an der goldnen Scheide ein Carfunkel.
Kostbar war auch sein Sattel, und eine schwere goldgestickte Decke
hüllte sein Ross bis fast auf die Füße ein.²

So kam er ritterlich daher und meinte Niemand zu weichen.
Noch hatte er drei Stüde bei sich, von denen unter allen Helden
im Garten nur Hildebrand Kunde hatte. Das eine war ein Ring,
daven er sieghaft ward; das andre ein Gürtel, der ihm die Kraft
von zwölf Männern gab; das dritte ein Hellsäppllein, das ihn,
sobald er es auf das Haupt setzte, für Alle unsichtbar machte.³
Als er den Helden so nahe kam, daß er sie hätte grüßen mögen,
da rief er zornig ihnen zu: „Ihr Varrten von Art, was thut ihr
in meinem Garten? Wer hat euch hergeladet? Warum, das sagt

¹ Das Wappen von Tüzel? ² Laurin erscheint in der Pracht der Turnier-
rüstung. ³ Vgl. Rand 1, S. 119, wo von solchen Zwergkleinden die
Reihe war.

mir, habt ihr Efel mir, der ich euch nie Haß erzeugte, hier die Rosen zertreten?“ — „Ist das dein erster Gruß? erwiderte ihm Held Witeche und griff nach seinem Schilde. Nun, dir sei wider-sagt!“ „Reit du eiligst deines Weges, rief Dietleib ihm höhniſch zu; willſt du nicht dich mäßigen, ſo ergreife ich dich bei einem Beine und ſchlage dich an die Steinwand. Du erzürneſt mich durch deine Hochſahrt.“ „So will ich denn für eure Schandthat euch Buße auferlegen, rief jetzt Laurin: Jeder von euch gebe mir die rechte Hand und den linken Fuß! Thut ihr das gern, nun wohl; thut ihr es nicht freiwillig, nun ſo müßt ihr.“

Warum verlangt Laurin nicht gleich die Köpfe? unterbrach fragend Berta den Vortrag.

Die Forderung der rechten Hand und des linken Fußes, erläuterte der alte Herr Graf, iſt keine viel geringere und in den Gedichten des Mittelalters nicht eben ſelten; immer aber wird ſie nur von Rieſen, Zwergen oder ungeheuerlichen Menſchen geſtellt. Rechtlich war eine ſolche Buße allerdings nicht, und deſhalb ward ſie wohl auch ſtets verweigert. Nur ein Jüngling hätte ſie leiſten können. Wer die rechte Hand verliert, kann nicht mehr das Schwert führen; wer den linken Fuß, nicht mehr zu Pferde ſteigen. Er iſt nicht mehr kampffähig, er iſt wehrlos; das größte Uebel, das einen Mann in jenen Tagen treffen konnte.

Da wir einmal bei Erläuterungen ſind, ſagte Irmgard, ſo möcht' ich wohl hören, was der Name Laurin bedeute. Man hat doch nicht etwa dabei an laurus zu denken? Freilich läge das italieniſche Adjectiv laurino am nächſten.

Ich weiß nicht, ob man an laurus, laurino denken dürfe, erwiderte ihr Leodegar; gewöhnlich leitet man den Namen Laurin = Lavarin, von lavare, waſchen, ab. Man könnte demnach in Laurin einen Goldwäſcher ſehen. Oder ſoll man gar an die alt-römiſche Göttin der Diebe und Heuchler denken, die Lavernia, deren Namen man ebenfalls auf lavare zurück führt?

An laurus, laurino zu denken, nahm Baron Wilmar das Wort, verbietet wohl ſchon die Rekenform Lârein, da wohl law in lā, aber lau in lō überzugehn pflegt. Wir werden alſo bei

Laurin, Lavarin bleiben müssen. Die Hinweisung auf die Lavernia lasse ich auf sich beruhen; da anzuknüpfen bin ich nicht gelehrt genug; freilich soll die Lavernia zu Rom und in den Provinzen von jeher zahlreiche Verehrer gehabt haben. Ich erinnere mich noch aus meiner Schulzeit an die sechzehnte Epode des Horatius, wo von der Lavernia manches zu lesen ist.

Wir hätten also in Laurin einen Goldwäscher oder einen Dieb, sagte jetzt Gräfin Irmgard. Nun, beide Bezeichnungen passen für den Zwerg, und so meine ich, gehn wir weiter.

Hafpinger fuhr also fort:

„Hätte ich euch jemals Leid gethan, sprach Laurin weiter, und hättet ihr mir abgesagt und Streit erhoben, nun, so hättet ihr euch gerächt, wie ihr es mochtet, und hättet ihr mir dann auch meinen Garten zerbrochen.“ „Ei wer leugnet denn dir etwas? unterbrach den Echeltenden Woldietrich. Wir haben, was wir thaten, gern gethan; willst du's nicht glauben, so beschau dir's selber. Du bist, kleiner Gumpeler, uns gleichgültig; du magst nur dein Geschwäze lassen; ich allein wollte deiner tausend bestehn.“ „Bist du ein biderber Mann und hast du Ehre, so sollst du mich zuerst bestehn,“ rief Laurin zornig, aber Dietrich trat vor und redete zur Sühne. Sei er Herr des Gartens, habe er Grund zum Zorne; aber ein neuer Sommer bringe neue Rosen, und Fürsten, die reiche Buße zahlen könnten, pfände man nicht an Händen und Füßen. Die Sühne dünkte Woldiharten schimpflich und er schalt deshalb den Berner. „Wie sah ich, sprach er, auf dieser Erde einen so zagen Mann! Fürchtet Ihr den Kleinen so sehr, der dort bei dem Steine hält? Pfui Euch! Sein Kofs ist ja nur wie eine Geiß! Wer da sagt, daß Ihr ein Kede seid, der lägt. Keine Müde erschreckt Ihr. Ich rathe Euch, sucht das Weiße!“ Da rief Laurin höhnisch: „Seid ihr biderbe Männer? Ihr übtet Gewalt gegen mich, und doch will euer keiner mich bestehn. Gebt mir rasch die Pfänder, die ich heische, sonst lasse ich euer Leinen am Leben.“

Rasch sprang da Witiche in den Sattel und ritt wider den Zwerg; Laurin aber traf ihn so gut mit seinem Speere, daß er

sosort im Grase lag. Da fiel der Kleine mit großem Jorne über ihn her und wollte die Pfänder nehmen; schnell jedoch sprangen die Andern herbei, ihn zu beschützen. „Kommt Einer her, schrie Laurin, dem ergeht es ebenso.“ Da wichen alle zurück, nur Dietrich trat heran und hielt sein Schwert über Biteschen; aber Laurin schlug ihn mit einem Schlage zu Boden. Jornig sprang der Held wieder auf und trat mit den Füßen bis an die Sporen in die Erde. „Den Schlag, den du mir gabst, rief er, den gilfst du mir!“ „Gern,“ sagte der Laurin höhnisch, und schlug ihm eine tiefe Wunde. Nun wogte der Kampf hin und her, aber Dietrich kam mehr und mehr in Bedrängniß. Als Hildebrand das sah, meinte er, Dietrich sei genug bestraft, und er beschloß ihm zu helfen. Er schlug daher den beiden Streitern vor, eine Zeit lang zu rasten, und beide folgten gern, da sie ermüdet waren. Als Dietrich nun zu Hildebrand kam, sagte dieser: „Wo habt Ihr Euren Verstand, Herr von Bern, daß Ihr also mit dem Zwerg streitet; nichts hilft es Euch, denn sein Zauber ist stärker. Noch kennet Ihr den Zwerg nicht. An dem Daumen seiner rechten Hand trägt er einen Ring, der ihn sieghaft macht. Denket darauf, ihm den Ring abzuschlagen. Thut Ihr's nicht, so muß es Euer Ende sein.“

Dietrich befolgt den Rath. Als sie den Kampf wieder aufnehmen, schlägt er ihm den Ring vom Finger, den Hildebrand sogleich aufhebt und verwahrt. Später zerbricht er auf des Meisters Rath ihm auch den Gürtel und wirft ihn weg, und reißt ihm das Hekkläpplein vom Haupte, das er, um sich vor den Schlägen zu schützen, aufsehte. Gürtel wie Hekklappe nimmt Hildebrand ebenfalls in Verwahrung, und so ist nun Laurin seiner Zaubergegenstände beraubt und der Jornwuth des Berners bloßgestellt. Diese ist um so heftiger entbraunt, als Laurin, den er, während er sein Hekkläpplein trug, nicht sehen konnte, ihn auf das grimmigste bedrängte und schwer verwundete. Auch sein Feuerathem, der ihm „als des Bliges Gleich“ aus dem Munde brach, konnte nicht ihm helfen, da der Gegner ihn unsichtbar war. So war es denn kein Wunder, daß Dietrich, als Laurin sich nun besiegt gab und um

Eshonung seines Lebens bat, davon nichts hören wollte. In dieser Noth rief er nun Dietleiben um Beistand an und gab sich ihm als Schwager zu erkennen, da er seine Schwester habe. Sogleich sprang Dietleib zu dem Berner und bat ihn, den Zwerg ihm zu geben. Er bat dreimal, aber dreimal weigerte Dietrich die Gewährung der Bütte. Da bestieg Dietleib sein Ross, ritt hin, entriß dem Berner den Zwerg und barg ihn im Walde. Dietrich eilte ihm nach, und als Dietleib zurückkehrte, kam es zu einem harten Kampfe zwischen den beiden Freunden. Da hätte einer von ihnen sterben müssen, wäre Hildebrand nicht eingeschritten. Er rief die Andern auf, die Kämpfer zu trennen, und so stellte er den Frieden wieder her.

Als die Eühne geschlossen war, holte Dietleib Laurinen herbei; Dietrich aber und Laurin sahen einander mit grimmigen Blicken an. Von Dietleib aufgefordert, erzählt nun Laurin, wie er vor zwölf Jahren des Helden Schwester bei einer Linde geraubt und mit sich hinweggeführt habe; noch sei sie aber Jungfrau, und ihr, der Königin, diene manches Zwerglein im Berge. Dietleib war sehr erfreut, diese Kunde von seiner Schwester zu hören, und auf Hildebrandes Rath wird Laurin unter die Gefellen Dietrichs aufgenommen. Da sie nun alle Gefellen wären, sagte da Laurin, so lade er sie ein, ihm in seinen Berg zu folgen, wo sie seine lieben Gäste sein und manches Wunder schauen sollten. Die Helden befragten Hildebranden, was er dazu meinte; dieser aber rieth ab, weil man keinem Zwerge Treue zutrauen dürfe, und alle seien Zauberer. Dietrich wünschte jedoch die Wunder des Berges zu schauen, und Dietleib bat die Andern um seiner Schwester willen ihn dahin zu begleiten, und so willigten denn alle ein und nahmen die Einladung Laurins an. Darauf hin ersuchte Laurin Dietleiben, ihm seine Schwester zur Ehe zu geben, und Dietleib sagte, in dem hohen Berge sollte Hochzeit sein und Laurin der Bräutigam. Sie lachten, sahen alle zu Hesse und folgten Laurin zu seinem Berge.

Sie ritten die Nacht hindurch. Mit Andruch des Tages kamen sie auf einen grünen, von Linden beschatteten Anger vor dem Berge. Die Helden sahen ab, und Laurin gieng in den Berg,

um für den würdigen Empfang der Gäste zu sorgen. Als bald kam eine Schaar Zwerge heraus; manche schlugen Pauken, andere pfeiften; diese spielten Lauten, jene Harfen, andere geigten und wieder andere sangen hoch und tief. Darauf socht und sprang eine neue Schaar auf dem Ager den Helden zur Kurzweil. Als sie dann in den Berg hineintraten, sahen sie eine Menge Zwerge und auch die Königin gieng daher.

Ich bitte um eine kleine Erläuterung, ergriff Fräulein Verta pßlich das Wort. Erst sagt Laurin, Dietleibs Schwester sei seine Gemahlin, und dann bittet er den Bruder, sie ihm zur Ehe zu geben; wie reimt sich das?

Es giebt gültige und ungültige Ehen oder Verbindungen zwischen Mann und Weib, antwortete ihr der alte Herr Graf. Gültige nennen die Rechtskundigen die, bei deren Schließung alle Bedingungen, die zu erfüllen sind, erfüllt wurden. Nach altdentschem Rechte hat nun der Vater oder der nächste männliche Nag, wenn der Vater todt ist, Schutzpflicht und Verfügungsrecht über die Jungfrau, das mundium. Ohne dessen Einwilligung kann also keine Ehe gültig geschlossen werden. Ein Weib, das in rechtlich ungültiger Ehe lebte, hieß Rebse, und eine solche hatte niemals die Rechte einer Frau. Es versteht sich übrigens, daß dieser Zug ein in die Sage hineingetragener ist, denn Zwerge fragen nichts nach diesen rechtlichen Verhältnissen.

Da keine weitere Erklärung nöthig schien, fuhr Haspinger fort:

Zwölf Fürsten schritten der Königin voran, zwölf Jungfrauen traten ihr nach. Sie empfing ihren Bruder, umarmte und küßte ihn. „Herzliebster Bruder, küßte sie ihm heimlich zu, laß Gott dich selig sein! Befreie mich aus der Gewalt der Zwerge, von denen keiner an Gott glaubt; ich bin alles Gottesdienstes beraubt und traure sehr.“ Dietleib dankte Gott, daß er seine liebe Schwester gefunden habe. „Freue dich, sprach er leise, meiner Gefellen, die dort stehn und die mir helfen werden, daß ich dich davon bringe. Ich will dich befreien oder sterben. Den Garten Laurins, deines Mannes, haben wir zerstört, und Dietrich hat im Jörn ihn so geschlagen, daß er kaum genesen wird. Auch hat er Kling,

Gürtel und Hekklappe verloren. Sage mir nur, ob du noch Jungfrau bist.“ — Tes versicherte sie den Bruder; Laurin habe noch andere Weiber, und so habe sie ihre Ehre bewahren können.

Laurin war schlau. „Ihr Herren, rief er laut, sitzet nieder und habt guten Muth. Bald kommt es besser, daß euch die Weile nicht lang werde.“ Der Berg war innen um und um mit Golde bezogen und im Golde leuchtete mancher Edelstein. Ob den Tischen an der Decke strahlten große Carfunkt. Die Fürsten staunten ob der Pracht und besprachen sich leise. Die Bänke waren von Silber und die Tische von Gold. Diese wurden jetzt mit köstlichen Decken belegt und darauf stellte man zierliche Krüge, gefüllt mit Wein, Meth und Bier. Acht Herzogen und sechzig Grafen waren im Berge; zweitausend Edle aber dienten als Knechte. Man blies zu Tische. Wildbrät und Fische und andere kostbare Speisen wurden aufgetragen. Die acht Herzogen saßen mit den Gästen zu Tische, an dessen Ende Laurin mit der Königin Platz nahm. An Nebentischen saßen die Grafen und wieder an anderen die Diener.

Ei! unterbrach Verta den Vortragenden, hier im Berge geht es ja fast zu, wie es im Römer zu Frankfurt zugehen pflegte, wenn ein neugewählter römischer Kaiser deutscher Nation beim Krönungsmahle saß.

Sie irren sich, meine Genäbige, erwiederte ihr Pater Leodegar; in der letzten Zeit waren bei solchen Krönungsmahlen nur die drei geistlichen Kurfürsten in Person anwesend; die weltlichen nur durch Stellvertretung.

Da hätte der Kaiser ihnen statt der wirklichen auch nur stellvertretende Lehen leihen sollen, sagte Irmgard.

Freilich, antwortete ihr Baron Wilmar, wenn nur eben der Kaiser mehr als ein Schatten gewesen wäre. Bei einem Heinrich III., bei einem Friedrich I. sollten sie es wohl unterlassen haben, sich durch Hofschrangen vertreten zu lassen. Aber fahren Sie fort, bester Herr Professor.

Haspinger that es:

Als man gegessen hatte, huben die Zwerge an zum Saitenspiel zu singen, so daß die Gäste wäbnten, sie seien im Paradiese.

Nirgends auf der Erde sahen sie noch solche Wunderpracht, hörten sie solche Weisen.

Da führte Laurin die Königin in ein Nebengemach und sagte zu ihr: „Laß mich um deinen Rath hören; die Neden, die hier im Berge sind, — allen muß es an das Leben gehn.“ Die Königin rietß ihm ab und mahnte ihn, daß er an sich selbst denke und seinen Adel nicht schände; Laurin aber blieb verstockt und verlangte Rache für seinen Garten. „Laß sie mein genießen, edler König, sprach sie; strafe die Neden, aber schone ihres Lebens.“ „Wie mag ich's lassen, rief da Laurin: Ring, Gürtel und Hohlklappe hat mir Dietrich entrißen.“ „Nun, sagte sie, habe ich's erworben, daß sie mein genießen?“ „Noch nicht ganz, antwortete Laurin; erst muß ich noch deinen Bruder sprechen.“ Hiemit gieng er zurück in die Halle und bat Dietleiben, daß er ihm folge. Er führte ihn in eine Höhle und sagte ihm seinen Willen; Dietleib aber hieß ihn schweigen, schalt ihn und sagte ihm, daß er seinen Gefellen helfen werde. Da sprang Laurin hinaus, und indem er rief: „So mußt du hier gefangen sein!“ verschloß er die Thüre.

Sofort gieng er zurück in die Halle und bat die Helden fröhlich zu sein. Zugleich ließ er starken Wein bringen, worin er zuvor Zwalm, d. i. betäubenden Stoff, gethan hatte. Bald sanken die Neden nieder. Da ließ Laurin ihnen die Brünnen abziehen und Hände und Füße zusammen binden. So trugen sie Zwerge in einen Thurm, der durch neun feste Stahlthüren verschlossen war. Darin lagen nun die Neden nach ihrer Freude. Erst am sechsten Morgen erwachten sie aus ihrer Betäubung und waren nun in großen Sorgen; doch löste jeder mit dem Munde seine Bande. Sehr verlangten sie nach Harnisch und Schwert. Da sprach Hildebrand: „Ihr wolltet mir nicht folgen; wahrlich ich fürchte sehr, unser keiner sieht Bern wieder.“ „Wäre ich oben in der weiten Halle, sagte Wolsbart, ich wollte mit ihnen streiten; ich allein erschläge den Zwerg! Wie mag es auch dir ergehn, Dietleib, lieber Gefelle? oder willst du die Schuld theilen, daß du uns verlässest?“

Die Königin bat oft um ihren Bruder und um die Neden;

aber Laurin wollte ihr nie versprechen, daß er sie leben ließe. So will ich schauen, dachte sie, was ihnen nützlich sein könne. Um meinethwillen ist mein Bruder mit den Andern hergekommen: sollte ich ihn verlieren, ich müßte ewig hier sein; aber eher wollt' ich sterben. Ich will Allen aus der Noth helfen! — Eines Tages, als Laurin an der Seite der Königin fest schlief, ließ sie heimlich das Lager und gieng zu dem Gemache, da Dietleib eingeschlossen war. „Greif durch dieß kleine Loch, sprach sie; ich gebe dir einen Ring, daß du aus dem Steine kommest. Die Thüre muß sich dem Ringe öffnen.“ Sofort öffnete sich die Thüre, die Königin aber harrte, bis er hervorgieng. Er küßte sie an ihren Mund und fragte sogleich, wo seine Gefellen wären und ob sie noch lebten. „Steh ruhig, sprach die Königin, ich helfe ihnen auch davon; ihre Harnische will ich ihnen bringen.“ Sie nahm die Harnische und die Schwertter, band Alles an ein Seil und ließ es in den Thurm hinab. „Waffnet euch fröhlich, rief sie hinunter; ich habe hier fünf Ringe, die stoßet wohl an eure Hände, so wird euch Wunder bekannt. Die Thüre wird euch offen stehn.“ Sie ließ nun auch die Ringe hinab in den Thurm und die Ketten giengen vollgerüstet daraus hervor, die Thüre aber ließen sie offen stehn. Da sprach die Königin: „Nun will ich von euch gehn und mich zu Laurin wieder nieder legen.“ Die Ketten dankten ihr und gelobten, für sie Leib und Leben zu wagen. Sie gieng und legte sich wieder zu ihrem Manne Laurin; die sechs Ketten aber sprangen hervor in den Berg und stießen überall die Thüren auf.

Das hörte Laurin und mit Zorn sprang er vom Lager auf. Er nahm sein Horn und blies die Zwerge zu wecken. Sie legten rasch ihre Harnische an und seßten die Hellschlappen auf. Zwölftausend Zwergmänner kamen zum Streite. Gleich einer finstern Wolke drangen sie her. Die Ketten erschrakten, daß ihrer so viele waren, aber Hildebrand ermahnte sie, die Feinde, die sie mit dem Schwerte niederschlugen, mit den Füßen todt zu treten. Schaarhaft drangen die Zwerge jetzt gegen die Helden an und suchten sie von einander zu trennen. Zuerst drängten sie Dietleib zu einem Tische hin. Obwohl der Kette mit jedem Schlage

zum mindesten acht Zwerge tödtete und andere unter die Füße trat, wenig half es ihm, denn sie sprangen auf Tische und Bänke, und schlugen und stachen auf ihn, daß er wohl aus dreißig Wunden blutete. Da hub er den Tisch auf und warf ihn auf die Zwerge, daß ihrer vierzig oder mehr todt blieben, die andern aber flohen in Furcht und Angst. Ermüdet setzte sich da Dietleib und vermochte nicht mehr zu streiten; die Zwerge aber wandten sich gegen Wolschart, der an eine Wand hinten am Berge gedrängt war, und brachten ihn in Noth, wie tapfer er sich wehrte. Er stund neben einer Säule: die umschloß er mit den Armen und stürzte sie auf die Zwerge, daß ihrer mehr denn sechzig todt lagen. „O weh der Noth! rief Laurin, als er das sah; kommt mit mir, hier geht es uns übel!“ Damit stürmte die Schaar gegen Dietrich; Wolschart aber war froh, Ruhe zu haben. Sie trieben Dietrich hin, wo das Gießfaß hieng. „Nun reuet mich, rief er, daß ich Laurinen auf breiter Heide leben ließ. Daß ich ihn mir abreden ließ, kommt mir nun zu Leide, mir und meinen Gesellen.“ Da nahm Laurin selbst einen Beer und schoß ihn auf den Hals, daß er hinter sich fiel und an die Wand sich lehnen mußte. Das Blut rann von ihm; doch er sitzt als ein kühner Mann, daß die Zwerge zu Haufen vor ihm lagen. Aus seinem Munde brach Feuerlohe, die brannte die Zwerge, daß sie nicht bleiben mochten. Mancher Zwerg verbarg sich da, wo er sicher zu sein wählte. Zweitausend Zwerge waren todt, Laurin aber führte sein Heer wider Hildebranden. Auch dieser mußte weichen, so stark er war. Auch seine Rüste, deren er so manche wußte, halfen ihm nicht. Vor einem Gemache, Laurins Herberge, hielt er; da sah er eine breite und schwere eiserne Thüre, die an zwei Bändern hieng. Die hub er aus und warf sie auf die Zwerge. Mehr als hundert lagen davon todt. Als er die Thüre wieder aufheben wollte, fielen sie über ihn her und schlugen ihn nieder. Seine Brünne ward roth von Blute. Da wälzte er sich auf ihnen um und erdrückte ihrer viel. „Die Thüre will ich haben, rief er, und wäret ihr noch so toll!“ Als er der Thüre mächtig ward und sie aufhub, flohen alle Zwerge davon, er aber sprang ihnen mit der Thüre nach und

warf wohl zweihundert damit todt. Da ließen sie ihn und wandten sich gegen Witechen. Der empfing sie nicht besser. Er stund in einem Winkel und wehrte sich mannhast. „In eurem Blute will ich euch taufen, rief er, es sei Mann oder Weib.“ Aber sie schlugen auch ihm manche Wunde. Die Ede war ihm zu enge für sein langes Schwert; er konnte keinen rechten Schwung nehmen. Da sprang er auf die Weite und die Zwerge hinter ihm drein. Da erschlug er ihrer so viele, daß sie bis an dem Gürtel im Blute wateten und ihrer viele ertrannten. Sie trieben ihn zwar in den Winkel zurück, er aber saßte seinen Schild am Riemen und schlug damit die Zwerge nieder. Da flohen sie und wandten sich gegen Wolsdietrich. Der stund in der Mitte der Halle und Laurin schlug auf ihn mit aller Macht, ergrimmt, daß er so viele Zwerge verloren hatte. Wolsdietrich stund in Bedrängniß, da Laurin mit allen Zwergen, so viele deren noch lebten, ihn bekämpfte. Da schlug er mit dem Schwerte so tief in eine Steinwand, daß ein halbfuderschweres Stück herab stürzte und eine Menge Zwerge tödtete. Da mußte manches Weib ihren Mann, manche Mutter den Sohn, mancher Freund den Freund beklagen. Wolsdietrich aber sprang daher, hub das Felsstück auf und schleuderte es auf die Zwerge, deren mancher laut aufschrie, keiner aber am Leben blieb.

Während des Kampfes weilt Dietleibs Schwester, die Königin, einsam in ihrem Gemache und trug große Sorge um ihren Bruder und die anderen Neden; sie trug ihnen wahrlich holdes Herz.

Da kein Zwerg mehr im Berge lebte, sprang Laurin in seiner Wuth hinaus vor den Berg und blies laut sein Horn. Das hörten die sechs gewaltigen Riesen, die er zum Schutze der Zwerge geworden hatte. Sie hießen Jank, Streitbas, Stur, Signid, Eproß und Schlagvor.¹ Sie kamen sogleich mit ihren Stahlstangen in den Berg gelaufen, den Zwergen zu helfen. Sie waren mit Ries bewachsen, grausam und wild, zum Streite wohl gerüstet. Sie griffen, wie sie genannt sind, Dietleiben, Witechen, Wolsparten,

¹ Streitbas und Schlagvor sind gemachte Riesenamen; auch Jank scheint nicht viel besser. Vergl. die Riesenamen in Dietrich und Virginal.

Wolfdietrichen, Hildebranden und Dietrichen an, wurden aber alle erschlagen. Die einzelnen sechs Kämpfe bieten nichts besonders Merkwürdiges, so daß die Angabe des Endergebnisses genügt. Ohne seinen Feuerathem aber wäre Dietrich verloren gewesen. Als Laurin auch seine Riesen todt sah, sprang er fort und verbarg sich bei der Königin. Die Riesen suchten ihn überall, fanden ihn aber nicht. „Hätte ich nur nun meine Schwester, sprach da Dietleib, so möchte ich Ruhe haben.“ Ueberall hin rief er laut: „Bist du, traute Schwester, noch am Leben, du und dein Mann Laurin, so gebt Antwort; mein Schwager soll seines Lebens sicher sein.“ Laurin schwieg stille. Die Königin aber sagte: „Ich will Euch, edler König, freies Geleite gewinnen, so kommen wir hinaus. Sollen wir hier verkommen? Wir haben weder Zwerg noch Zwergin mehr im Berge.“ „Deffne nicht! sagte Laurin, es gilt mein Leben.“ Da rief Hildebrand: „Wollte Laurin hervorgehn und uns die edle Königin geben, wir ließen ihn am Leben, des mag er sicher sein.“ Dem stimmten alle Helden bei und riefen: „Auf Treue und Eid, geh' her, Laurin, dir soll kein Leid geschehen!“ Da öffnete Laurin die Thüre und führte die Königin heraus. Die Fürsten aber sprachen: „Des Lebens bist du sicher; aber du mußt als Gefangener mit uns von dannen. Was wir hier im Berge finden, das führen wir hinweg; der Königin aber geben wir einen anderen Mann. Deffne den Berg und gieb uns unsere Rosse, daß wir auffügen!“ „Auf dem Anger vor dem Berge weiden die Rosse,“ sagte Laurin und öffnete das Thor, daß sie des Tages Schein sahen. Da legten die Helden ihre Harnische selbst und reinigten auch Laurinen von dem Blute. Auch die Königin bereitete sich nun zur Fahrt; aber die Schätze des Berges, Gold, Silber und Edelsteine, das Eigengut der Zwerge, luden sie auf Wagen und Karren. Laurin sah betrübt dazu, mußte es aber geschehen lassen. Darauf schlugen sie den Berg zu und ritten heim gen Bern sammt der Königin und Laurin. Sie wurden schön empfangen und ihre Wunden geheilt. Dietleibs Schwester ward mit einem andern Manne vermählt, Laurin aber mußte zu Bern fortan Gaukler sein.

Ei, dieß ist ja eine ganz artige Sage, nahm das Fräulein

von Lunkhofen das Wort. Wie schön wird sie sich erst in der höfischen Fassung annehmen, die wir doch wohl auch kennen zu lernen berechtigt sind, nicht wahr?

Sie könnten leicht, wenn Sie da viel erwarten, sich getäuscht sehen, antwortete ihr Graf Huno. Die höfisch geformten Epen deutscher Heldensage stehn den in Strophen bei weitem nach. Sie haben durch die höfische Form mehr verloren als gewonnen, indem die Jährenden, wenn sie der fremden, französischen Form sich bedienten, fast niemals sich frei zu bewegen im Stande waren. Sie begiengen damit immer einen Mißgriff, und jeder Mißgriff rächt sich.

Sie haben vollkommen recht, Herr Graf, sagte da Haspinger, und da der höfisch geformte Laurin sich nirgends über die Mittelmäßigkeit erhebt und außer den Keimpaaren in der That nichts Höfisches hat, so begnüge ich mich denn auch billig mit der Angabe der Abweichungen in der Sage selbst, und lasse Alles, was an Inhalt beide Darstellungen gemeinsam haben, jetzt bei Seite. Leere Wiederholungen lieben sie Alle gewiß so wenig als ich. So hören Sie denn, das höfische Gedicht beginnt also:

Einst lustwandelte Simild, Dietleibs Schwester, mit diesem und andern Frauen und Herren zu Steier in einer schönen Aue. Als sie zu einer Linde kamen, verschwand plötzlich die schöne Simild, und vergebens suchte man sie; denn Laurin der Zwerg hatte ihr eine Hehlklappe übergeworfen, sie dadurch so unsichtbar gemacht, wie er selbst war, und sie nach seinem Berge entführt. Dietleib sendet darauf das Geleite heim, er selbst aber bestiegt sein Roß, um nach Garten (eine Burg am Gardasee) zu Hilbrand zu reiten, um ihn zu beraten, was zu thun sei.

Hier haben wir ja schon zwei Abweichungen, nahm Baron Wilmar das Wort, und zwar nicht ganz unbedeutende. Einmal reitet hier Dietleib gleich nach dem Raube an den Gardasee, während nach der früheren Darstellung die Jungfrau bereits vor zwölf Jahren geraubt ward und Dietleib sich unter Dietrichs Gefellen befindet und keineswegs die Schwester sucht. Dann aber trägt Dietleibs Schwester hier einen Namen, während sie im Volksgedichte namenlos ist. Aber was bedeutet wohl Simild?

Simild ist Simhild oder Elmhild. Sino und slina bedeuten Band, Fessel von dem Zeitworte siwan, nähen, binden = lat. suere, durch m abgeleitet, erklärte Gaspinger.

Demnach wäre unser ländliches die Seime, dünner Strick, Bindfaden, das alte slina? fragte Verta.

Ohne Zweifel, erwiderte ihr Gaspinger, und daß hild ursprünglich Kriegsgöttin, dann Krieg bedeute, und in Frauennamen häufig vorkommt, das wissen Sie bereits. Simhild wäre also eine fesselnde oder eine gefesselte Hild, kurz eine Fesselhild. Doch ich gehe weiter.

Dietleib wird von Hildebrand freundlich aufgenommen, aber einen Rath erhält er nicht; vielmehr beruft Hildebrand seine Mannen und führt, von diesen geleitet, Dietleiben gen Bern zu Dietrich, wo sie ein halbes Jahr ruhig weilen. Auf dem Wege nach Bern fieng Hildebrand einen wilden Waldmann, der um Frieden bittet und sagt, sein König Laurin, der großen Uebermuth übe, habe ihn vertrieben. Dieser Mann ist es auch, der Hildebrand die erste Kunde von Laurins herrlichem Garten in Tirol mittheilt.

Zu Bern nun ist es Hildebrand, der Dietrichen antreibt (keinstwegs abmahnt), Laurinen zu bekämpfen, wenn er Ruhm erwerben wolle, und sogleich reiten Dietrich und Witege ins Tirol, um den Rosengarten zu sehen. Witege, ohne Dietrichs Abmahnung zu beachten, verwüftet den Garten; dennoch, als Laurin kam, ihn besiegte und seine Pfänder nehmen wollte, streckte Dietrich sein Schwert über ihn und bot Laurine Kampf, wenn er nicht von den geforderten Pfändern abstehn wolle. Laurin nimmt den Kampf an, und im Augenblicke, da Dietrich und Laurin einander zu Rosse zu bekämpfen sich anschickten, erscheinen Hildebrand, Wolfhart und Dietleib, die nachgeritten waren, auf der Kampfstätte. Wolf-dietrich ist dieser Darstellung fremd.

Der Kampf zwischen Dietrich und Laurin, dann zwischen Dietrich und Dietleib, die Sühne durch Hildebrand ist im Ganzen wie in unserer Darstellung. Auf die Einladung Laurins, in seinen Berg ihn zu begleiten, ist es wieder nicht Hildebrand, der abräth, sondern vielmehr Witege. Ehe sie Laurins Berg erreichen, wird

es Nacht, und Laurin führt die Helden in einen Berg, den ein Neffe von ihm zu Lehen hat, wo die Helden wohl bewirthet werden. Sie rasten die Nacht über hier, mit Tagesanbruch aber reiten sie fort und nachdem sie noch drei Meilen geritten sind, kommen sie zu Laurins Berge. Witeche mahnt nochmals ab, aber von Wolthart deshalb verspottet, ist er der erste, der zur Thüre des Berges hineilt. Die Thüre wird, nachdem Laurin ein an ihr hangendes Goldhorn geblasen hat, geöffnet, aber gleich nachdem die Helden eingetreten sind, wieder geschlossen. Nach allerhand Kurzweil und Spiel im Berge durch die Zwerge übt Laurin so gleich Trug. Er beruft einen Zauberer und heist ihn machen, daß die Gäste einander nicht mehr sehen. Dieß geschieht, und erst als die Königin kommt, weicht der Zauber durch das Licht ihrer Krone und erhalten die Helden die Sehkraft wieder. Nachdem nun Simild mit großem Geleite eingetreten ist und die Helden begrüßt hat, geht es zu Tische. Die Helden legen die Waffen auf Laurins Geheiß ab und erhalten kostbares Hofgewand. Das Gastmahl verläuft wie in der anderen Darstellung; als jedoch die Königin fortgeführt wird, sehen auch die Helden nichts mehr. Gespräch zwischen Laurin und der Königin, an dessen Ende sie ihm einen Ring reicht, der die Stärke von zwölf Männern ihm giebt, zum Ersatz seines Gürtels. Er verspricht dafür der Gäste zu schonen, bricht jedoch sein Wort. Das Gespräch zwischen Laurin und Dietrich mit seinem Endergebniß ist wieder übereinstimmend, auch das folgende Benehmen Laurins den Helden gegenüber. Doch als sie betäubt daliegen, ruft er den Riesen Rind herbei und befiehlt ihm, die von ihm selbst gebundenen Helden an seiner Stange in ein tiefes Gemölbe im Berge zu tragen. Hier erwachten sie am Morgen, klagten ihre Noth und über Laurins Untreue; Dietrich aber ergrimmete darob also, daß das Feuer von seinem Munde gieng und die Bande an einer seiner Hände verbrannte; die andere löste er darauf und dann zerschlug er die Kette von armstarken Eisenringen an seinen Füßen mit der Faust. Hierauf befreite er auch die drei anderen von ihren Banden. Doch vermistien sie ihre Waffen und wußten nicht, wie sie von dannen kämen. So lagen sie bis an

den dritten Morgen. Auch Dietleib war so fest versperrt, daß er nicht hinaus konnte. Da verbunkelte Simild den Berg durch Verhüllung des leuchtenden Steines in ihrer Krone, holte den Schlüssel und schloß die Thüre auf. Dietleib sprang hervor und fragte nach seinen Gefellen. Simild gab ihm einen Ring, durch welchen er alles sehen konnte, und segnete ihn, daß er unverwundbar ward, dann zeigte sie ihm den Thurm, darin die andern lagen, und seine Waffen. Er waffnete sich, und da wegen der Tiefe seinen Zuruf die andern nicht hörten, warf er ihr Kampfgeräthe ihnen hinab. Hildebrand hörte den Schall, griff die Waffen und sagte, daß sie nun noch länger leben sollten.

Als Laurin Dietleiben so kampfbereit sah, Welsungen in der Hand, stieß er in sein Horn und weckte seine Zwerge. Sie rüsteten sich und mehr als tausend drangen gegen Dietleiben, an der Spitze Laurin. Er mahnte die Seinen tapfer zu streiten und vor den Andern sich zu hüten, denen dieser die Waffen gegeben habe. Damit griff er mit den Seinen den Helden an, der zwar viele erschlug, Laurinen aber nicht verwunden konnte. So ward er an eine Wand der Höhle gedrängt.

Jetzt kamen auch die andern viere gerüstet herauf, aber sie saßen nichts. Da gab Hildebrand dem Werner den Gürtel Laurins, und nachdem er ihn umgebunden hatte, sah er die Zwerge und sprang in den Streit. Hildebrand empfahl ihm noch, wenn er Laurinen treffe, den Ring, der ihm große Kraft gebe, ihm zu nehmen und denselben ihm zu bringen, auf daß er ebenfalls sähe. Dietrich schlug darauf Laurinen zu Boden, nahm ihm den Ring und brachte ihn Hildebrande, der nun auch in den Streit sprang. Da lief ein Zwerg vor den Berg und blies ein Horn. Das hörten die fünf Riesen Laurins und sie kamen herbei. Ihr Führer war der Riese Rind. Sie sprangen wohlgerüstet zum Kampfe; diweil hatte Laurin zwölf tausend Zwerge verloren. Aber da die Riesen jetzt kamen, sprangen die Zwerge, die sich vertrocken hatten, wieder hervor und mehr als sechs tausend erneuerten den Kampf. Hildebrand erblickte die Riesen zuerst; er rieth Dietrichen und Dietleiben sich zusammen zu halten, dann gieng er zu Witechen und

Wolfsbart und empfahl ihnen, da sie nicht sahen, dem Kampfe fern zu bleiben, und sprang wieder in den Streit. Da Wolfsbart und Witeche die grimmigen Schläge hörten, konnten sie sich nicht mehr halten, sondern schritten, obgleich sie nichts sahen, hauend hin und her. Da trat Eimild ihnen entgegen, lobte ihre Kühnheit und gab jedem einen Goldring, durch dessen Stein sie nun sehen konnten. Sie schlugen sich durch drei tausend Zwerge hindurch und kamen zu ihren Gefellen. Jeder bestritt nun einen Riesen, die nach langem Kampfe erschlagen wurden. Auch die Zwerge wurden alle getödtet, so daß die Helden bis an die Kniee im Blute stunden. Laurin ward gefangen, und damit fand der Kampf sein Ende.

Da giengen die Helden und sagten der Eimild, daß sie befreit wäre. Darauf luden sie die Schätze Laurins auf Wagen, um sie mit zu führen. Laurin aber mußte ihnen folgen und ward Gaukler zu Bern.

So ritten sie fröhlich von dannen, und als sie zur Linde kamen, wo Laurin die Jungfrau geraubt hatte, beurlaubten sich die Helden von Bern von Dietleib und Eimild. Witerolf, der die Mähre vernommen hatte, eilte herbei, dankte den Helden und ladete sie nach der Stadt. Sie ritten mit ihm, wurden herzlich bewirthet und erzählten, wie Alles ergangen wäre. Nach drei Tagen ritten Dietrich, Hildebrand, Wolfsbart und Witeche heim, Laurinen mit sich führend, der seitdem als Gaukler zu Bern lebte; Eimild aber ward mit einem hiderben Manne vermählt.

Die zweite Bearbeitung, ergriff Gräfin Irmgard jezt das Wort, enthält allerdings manches Eigenthümliche und manches das den Vorzug verdient, während hinwieder Anderes minder gut ist. Als Vorzug erscheint mir vor allem, daß die Geraubte ihren und zwar sehr schidlichen Eigennamen hat, daß ihr Bruder gleich nach dem Raube auszieht, sie zu suchen, und daß sie nur sechs Monde in der Gewalt des Zwerges bleibt und nicht zwölf Jahre. Minder gut dagegen ist es, daß Dietrich dem Zwerge seinen Ring erst beim Kampfe im Berge abnimmt, und noch weniger, daß Laurin diesen Ring zuvor von Eimild erhält, denn dadurch erschwert sie

ja nur ihre Befreiung. Auch ist von Uebel, daß der Ring nun zugleich auch Kraft geben, der Gürtel Laurins aber zugleich auch sichtbar machen muß. Die Verleiherung der Kraft gehört dem Gürtel, die Verleiherung des Schwermögens dem Ringe zu. Keiner Zusatz ist der Auftritt Viterolls, des Vaters Dietleibs, am Ende und eben so unglücklich die Seleitung der Simild durch die Bernerhelden nach Steier; hier bedingte der eine Mißgriff den andern eben so wie oben bei Ring und Gürtel. Ich will Ihnen jetzt meine Ansicht über den ursprünglichen Gehalt der Sage vortragen. Täusche ich mich, so belehren Sie mich. Sie sollen einmal sehen, setzte sie lächelnd hinzu, daß auch wir Frauen bereits etwas gelernt haben. Hören Sie denn einmal, welch einen Mythos ich Ihnen da herauschäle. Sie sollen das nicht allein können. Nein, wir wollen, vermögen wir auch noch keine Meisterstücke, doch nicht immer nur Lehrlinge bleiben.

Unlängbar haben wir hier wieder, wie ich die Sache ansehe, mit einem in Heldensage umgewandelten Göttermythos zu thun. Die Simild ist eine vom Zwerge geraubte und durch die Ehe mit ihm gefesselte, bei ihm festgehaltene Göttin. Sie ist eine den Nachtgottheiten durch gewaltigen Raub anheimgefallene Lichtgöttin, eine deutsche Persephone, daher in Besitz Licht gebender, die Nachtlichen sichtbar machender und aus der Finsterniß an das Licht schaffender Ringe, und ihr Trieb, ihre Ehe zu lösen und sich aus der Gast zu befreien, ist demnach selbstverständlich. Ihre Nacht also verbietet eine menschliche Jungfrau in ihr zu sehen. Unter den sie befreienden Lichtgöttern ist Donar, durch Dietrich auch hier vertreten, am Feuerathem, d. h. dem Fluge, erkennbar. Wäre Dietleib nun durch ein Attribut des Fro, altnordisch Freyr, etwa durch den Eberhelm, kennbar gemacht, so wäre Simild noch sicherer als seine Schwester Frauwa, Freya zu bezeichnen, die ja einmal in die Gewalt der Zwerge gerieth, und in Besitz des leuchtenden Brisingamens ist, wie Simild im Besitz der Licht verleihenden Krone. Wie Freyr über den Sonnenschein waltet, so sieht Freya, wie durch ihre Beinamen Horn, Mardöll, Eyr, Gefn, dargethan wird, im Bezug zum Monde; denn diese Beinamen werden ja als

Erstes Viertel, Vollmond, leßtes Viertel und Neumond bedeutet. Auf die entsprechenden keltischen Götter Belus, Sonne, und Belisana, Mond, will ich nicht erst hinweisen. Aber wenn etwa simo, wie reis Ring und Band, so Band und Ring bedeutet hätte, so hätten wir in Simböld, vielleicht die Frau der leuchtenden Ringe, d. i. die Mondgöttin zu erkennen, obgleich der Name oben anders gedeutet ward. — Hildebrand spielt als treuer weiser Rathgeber die Rolle des allweisen Wodans. Für Loki, der bei solchen Dingen sonst immer Rathgeber ist, möchte ich Hildebranden hier nicht erklären, da alle bössartigen Eigenschaften und auch die Jugend Lokis dem alten Helden abgehn. Die anderen Helden, Witeke und Wolsfhart, wozu noch Wolsdietrich-Heime kommt, haben sich wohl erst eingefunden, als der Mythos zur Heldensage umgestaltet ward, denn an den drei Göttern Wodan, Fro und Donar ist es genug. Waren aber im Mythos außer diesen drei noch andere genannt, so waren es sicher nur Diener der Götter. Eben so verhält es sich wohl auch mit den Riesen, deren das eine Gedicht sechs, das andere nur fünf kennt. Die sechs tragen Eigennamen, die fünf bleiben unbenannt, denn statt Riese Kind wird Riesenkind zu lesen sein. Aber von den sechs Riesenamen sind höchstens drei, Eignid, Sproß und Stur (Sturm?) echt; die anderen drei Janß, Schlagvor und Streitbaß sind augenscheinlich erfunden. Auch Eignid, allerdings alter Name, könnte hier vielleicht Sieg-nicht sein sollen. — Die Götter, am Tage und unter freiem Himmel siegreich, fallen, in das Reich der Unterirdischen verlockt, in deren Gewalt durch den Genuß ihrer Speise, ihres Trankes, der sie betäubt und ihrer Macht beraubt und daher twalnutrank, Dunsittrank, heißt. Sie werden auch mit Blindheit geschlagen im Reiche der Unterirdischen, und davon kann sie nur die Lichtgöttin, die sie zu befreien gekommen sind, erlösen, was denn auch durch die ihnen gereichten Ringe geschieht. Die neun Stahlthüren, welche den Thurm, darin sie liegen, versperren, gleichen der Erdtiefe von neun Kasten oder Tagereisen, in welcher die Riesen den geraubten Hammer Thors bewahrten. Die fünf Tage, während deren die Helden oder Götter betäubt liegen, sind die Wintermonde, in denen die Lichtgötter

machtlos sind, keine Waffen haben. Daß der räuberische Zwerger nicht mit seinem Haupte büßt, sondern gefangen hinweg geführt und zum Gaukler, Narren, gemacht wird, ist offenbar spätere Mildeutung, aus einer Zeit, da Fürsten Zwerge als Narren hielten. Diese Mildeutung machte auch erst die Fortsetzung möglich, die Sie uns noch zu geben haben, und die daher auch wohl kaum mythologischen Gehalt haben wird; übrigens hat sie sich nur in einer und zwar sehr späten Handschrift erhalten, wie man mir gesagt hat.

Sie haben recht, sagte Haspinger, die Fortsetzung trägt ganz den Charakter eines wildphantastischen Märchens, nicht den eines Mythos, der innere Haltung haben muß.

Ich bewundere in der That den Scharfsinn unserer anmutigen Wirthin, wandte sich Baron Wilmar zu Irmgard. Ich hätte es nicht vermocht, den Kern aus der Hülse so reinlich herauszuschälen. Aber es ward eines Umstandes gedacht, der noch seiner Lösung harret: Bann und wie kam Freyja in die Gewalt der Zwerge?

Das kann ich Ihnen sagen, entgegnete ihm Professor Edman. Das war das eine Mal, als sie den strahlenden Brustschmuck, das Brisingamen, erwarb. Freilich ward sie da von den Zwergen nicht geraubt und von den Göttern nicht befreit, sondern in Winne entlassen, wie der Mythos erzählt. Das andere Mal aber war es, als der Schmied, ein Zwerg oder Riese, für die Erbauung von Asgard die Freyja nebst Sonne und Mond zum Lohne verlangt, und die Götter diesen Lohn zugesagt hatten. Als sie die Zusage später bereuete, tödtete Thor den Schmied und brachte die Freyja zurück. Hier war sie wirklich in der Gewalt der Mächtlichen und ward mit Gewalt befreit. Auch Idhunna ward von Jötun Thiaffi geraubt und von Loki zurückgebracht. — Ein Attribut des Freyr, das Sie vermiften, ist doch vielleicht vorhanden. Es mußte sich freilich durch reinen Zufall erhalten haben. Freyr besaß nämlich ein Schwert, das von selbst schlägt, das er jedoch später, um die Gerda zu erhalten, weggab. Nun ist nur Dietleibs Schwert mit einem Eigennamen, Welsung, bezeichnet, aber keines anderen Helden Schwert, obgleich Dietrich den Egisachs und Nægling, Hilvebrand die Freife, Witeche den Miming, alle sonst oft genannt, führten.

Sollte das hier bedeutungslos sein? Da Dietrich und Hildebrand, wie die Frau Gräfin will, den Thor und Odin vertreten, Dietleib aber der Schwertgott Freyr ist, Odin jedoch den Oeer, Thor den Hammer führt, so scheint mir die Nichtbenennung der Schwertter jener beiden hier eben so wohlbegründet, als auf der andern Seite die Nennung Welsungs als des Schwerts Dietleib-Freys. Doch soll darauf durchaus kein Gewicht gelegt werden, da die Sache an sich gleichgültig ist und zur Entscheidung nichts beiträgt.

Allerdings wäre dieser Beweisgrund allzu spitz und allzu zerbrechlich, nahm Leobegar das Wort; aber es bedarf dessen auch nicht. Weiß nicht alles Volk heute noch, daß Frau Venus, d. i. doch Freyja die Liebesgöttin, im Hörselberge saß? Und ist die bald im Brunnen, bald im Berge hausende Holda nicht die Königin der Berggeister, der Wichte, des Huldusolfes? Und vertritt Holda nicht nur nicht die Freyja, sondern auch die Frigja? Die Einbild kann also recht wohl eine Holda-Freyja oder Holda-Frigja sein. Und wenn es im Wartburgkriege heißt: Mit Artus (Arthur) im Berge sei Juno und ihre Tochter Felicia, so sind darunter doch wohl nur die Frigja und Saliba, Sälbe zu verstehen, wenn man in der Juno nicht etwa lieber die brittische Ceridwen sehen will, die zum brittischen Arthur allerdings sich besser schickt als die deutsche Frigja. Götinnen also sind recht wohl bei Zwergen in hohlen Bergen zu denken, mögen sie nun geraubt oder nicht geraubt sein. Im ersten Falle werden sie feindlich, im andern freundlich zu den Zwergen stehn.

Nun zu der Fortsetzung, sagte Haspinger. Ihr voran steht in der Handschrift das behandelte Gedicht in Reimpaaren, die jedoch ursprünglich sechszeilige Strophen bildeten. Dieses Gedicht war die Grundlage der Umdichtung in höfischer Form, zeigt aber doch bemerkwerthe Abweichungen bei sonst oft fast wörtlicher Uebereinstimmung. Es beginnt gleich der volksmäßigen Bearbeitung mit den Berner Helden; der Raub der Jungfrau, die Künsthild, d. i. Kunihild, hier heißt, der Ritt Dietleibs zu Hildebrand und mit diesem nach Bern sehlen, und zwar mit Recht. Ebenso fehlt der Zauberer, der die Reden auf Laurins Geheiß blendet. Dafür

steht hier nur, daß Rünkhild, als Zwerge und Riesen erschlagen sind, hervortritt und Dietrichen bittet Laurins Leben zu schonen, und daß er die Bitte gewährt. Die Helden geleiten Dietleib und Rünkhild, was wiederum besser ist, nicht nach Steier, und somit fehlt Biterolf und die Bewirthung zu Steier; vielmehr folgen Dietleib und seine Schwester den Helden nach Bern, und erst von da kehren beide heim, aber ihre Heimath wird nicht genannt. Eigen ist der Schluß und auf die Fortsetzung hinüberleitend. Rünkhild bittet nämlich beim Abschiede Dietrichen, den gefangenen Zwerg freundlich zu behandeln und ihn für das Christenthum zu gewinnen. Und Laurin, der seinen Entschluß Christ zu werden durch Ulfung dem Berner kund thut, wird in der That später getauft und fortan freundlich behandelt. Er seinerseits vergilt dieß durch Treue gegen Dietrich. Nun beginnt die Fortsetzung.

Dietrich hatte nach dem Siege die mit dem Leben davon gekommenen Zwerge Treue schwören lassen und den Berg an Eindram übergeben, dem mächtigsten der Zwerge nach Laurin. Dieser sandte aber in alle Berge und klagte den Zwergen sein Leid. Einer der Boten kam zu Alberich in Lamparten, der jedoch, weil sein Herr, König Drinib gestorben war, nicht helfen konnte und den Boten über das Meer zu den Zwergen im Berge Armonia sandte. Dort wohnte Laurins Oheim Walbaran. Ihm dienten auch die Berge Einon, Thabor, alle Gebirge in Indien und der Kaukasus, durch welchen der Euphrat die Edelsteine aus dem Paradiese führt; auch hatte er das Land Kananea, die Heimath der „großen Leute“ (Enakim), bezwungen.

Als Walbaran den Brief gelesen hatte, gelobte er Rache und berief die Seinen von dem Berg Rumparier. Binnen vier Wochen sammelten sich ihrer 115,000 Mann im Thale Mambre. Aus ihnen wählte er 60,000 Mann und hundert Riesen aus Kananea. Das ganze Heer war unsichtbar. Auf Oibenden (Dromedaren) und Kameelen führten sie all ihre Leibnahr hin zu Abentls¹ in den Hafen, wo alle Schiffer auf und abfahen.

¹ Soll wohl Allers (Alton) heißen.

Hier sandte er den Reden Ringund mit seiner Schaar ab, um alle Schiffe wegzunehmen. Einer seiner Fürsten, Polias, rief ihm, dem Berner die Fehde ansagen zu lassen, und so sandte er Schiltungen voraus. Drei Wochen brauchte das Heer zur Ueberfahrt. An einem Montage kamen sie vor Venedig an und lagerten sich daselbst. Schiltung war indessen selbzwölfter nach Bern gekommen, wo er von Laurin als ein Bote seines Oheims Walbarans erkannt ward. Er sagte die Fehde an; Dietrich erklärte sich bereit, Laurin aber redete zum Frieden, entbot seinen Gruß an Walbaran und hieß ihn willkommen, wenn er als Freund käme. Die Freundschaft zwischen ihm und Dietrich könne nichts stören.

Mit diesem Bescheide ritt Schiltung zurück zum Heere, worauf Walbaran vor Bern rückte. Auch Dietrich hatte seine Mannen versammelt; aber Niemand konnte die Feinde sehen außer er, Sildebrand, Dietleib, Witeche und Wolfhart durch die Kraft der Ringe, die sie hatten. Damit die Leute nicht zu Schaden kämen, besetzte jeder von ihnen ein Stadthor. Laurin jedoch erbot sich Frieden zu stiften und ritt selbzwölfter hinaus zu Walbarans Zelte. Hier wohl empfingen und bewirthet, ließ er sich die Gewährung einer Bitte zusagen, und bat nun um Friede und Freundschaft mit dem Berner, der der treueste Mann sei, den je die Sonne beschienen habe. Walbaran versprach, ihm morgen Antwort zu geben und befiel ihn bei sich, gebot jedoch indeß Friede. Laurin sandte also Witechen mit dem Bescheide in die Stadt zurück.

Am dritten Morgen ritt auch Laurin heim, und entbot Dietrich von Walbaran einen Wettkampf ihrer besten Helden. Dietrich nahm den Kampf an, und die Helden bereiten sich. Die überaus kostbare Rüstung Walbarans wird weitläufig beschrieben. Unter weichenblauem mit goldenen Sternen besäeten Panzer zog er selbzwölfter vor die Stadt und mit einer gleichen Anzahl Helden zog ihm Dietrich unter dem rothen Panzer mit dem goldenen Löwen entgegen. Zuerst kämpften Wolfhart und Schiltung. Wolfhart ward besiegt und von Schiltung in das Lager getragen. Nun kämpften Dietrich und Walbaran und der erste geräth in schwere

Bedrängniß. Da gelobte Laurin auf Hildebrands Bitte die Kämpfer zu sühnen, und sollte es sein Leben kosten. Er rieth Hildebrande Dietrichen zu umfassen, während er Walbaranen umfienge. Dieß geschah, Laurin bat um Frieden und Walbaran band seinen Helm ab. Dietrich und Walbaran schwuren einander Freundschaft und zogen nun zusammen, geleitet von ihren Männern, in die Stadt Bern, wo die Gäste über Nacht bleiben mußten. Sie wurden herzlich bewirthet und verbrachten die Nacht in Freuden bei Gesang und Saitenspiel. Am nächsten Morgen mußte Walbaran alle seine Fürsten in die Stadt kommen lassen, wo die Bürger sie auf das Beste verpflegten. Walbaran fuhr mit den Seinen darauf wieder heim, Laurin aber blieb zu Bern.

Diese Fortsetzung ist eine recht müßige, nahm jezt Gräfin Irmgard das Wort. Sie hat keinen Zweck weiter, als daß Laurin gehoben werde. Wie er früher durch Treulosigkeit sich auszeichnete, soll er nun, da er Christ ist, durch Treue sich hervorthun. Man begriff, als man dieß dachtete, gar nicht mehr die Wesenheit Laurins. Zwerge, die Hofnarren sind, mögen wohl Christen sein, aber ein mythischer Zwerg kann nimmer Christ werden, so wenig als ein heidnischer Gott. Und hierin liegt wieder ein Beweis, daß Laurin eigentlich im Kampfe um die leuchtende Göttin seinen Tod finden mußte.

Uebrigens erkennt man in dieser Fortsetzung deutlich die Einwirkung der Kreuzzüge, gerade wie in Drenkel und Bräde. Ja Echiltung der Vöte Walbarans und Echiltung der Vöte der Bräde dürften leicht einer und derselbe sein. Das Land Cananea (Kanaan), der Berg Einon (Sinai), das Thal Nambre, Acon und Benedig bezeugen die Einwirkung der Kreuzzüge. Neue Heldennamen erscheinen in der Fortsetzung nur wenige, aber sie sind bis auf Polias deutsch. Eindram, Echiltung, Ilung verleugnen ihre Heimath nicht, und Walbaran ist entweder Walbero (altnord. Walbiörn, d. i. Kampfbär, Nordbär), oder Walhraban, Walram, d. i. Kampftrabe, Nordtrabe. Merkwürdig ist, daß nur zwei Heldenpaare kämpfen, obgleich zu einem Zwölfskampfe entboten ward.

Wäre die Fortsetzung später als im zwölften Jahrhunderte getrieben worden, die jetzt jetzt schwebenden Kämpfe wären uns kaum erspart.

Sie haben recht, schloß Haspinger diese Abendunterhaltung; das alte Gedicht schloß ursprünglich mit der Besiegung der Niesen und Zwerge im Berge selbst. Der Kopenhagner Laurin mit der Fortsetzung mag ursprünglich dem zwölften Jahrhundert angehören, obwohl die Handschrift nur aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammt. Die Uebersetzung in höfischer Form gehört dem vierzehnten Jahrhundert an, und der achttheiligtrophische Laurin, wie wir jetzt ihn haben, dem fünfzehnten. Hiemit ward die Sägung aufgehoben.

Morgen also zu frühlicher Jagd! rief Bertia lächelnd, als die Gesellschaft sich trennte; da werden wir dann sehen, ob etwas von dem Geiste der alten Helden in unseren Herren regt wird.

Am frühen Morgen zog die ganze Gesellschaft, selbst Leodegar nicht ausgenommen, zu Rosse hinaus in den sich weit hin dehnenen, Berge und Thäler bedeckenden Wald. Die Schönheit des Morgens, den anmuthigen Reiz der Gegend mögen sich Leser und Lesertinnen selbst nach Belieben ausmalen. Wer es nicht aus sich vermögen sollte, findet in tausend Romanen und Novellen Musterschilderungen. Alle, auch die Frauen, waren mit kurzen Stutzen bewaffnet, wie sie in Tirol häufiglich sind, denn es galt dies Mal dem Schwarzwilde, davon genug im Walde gieng. Bertia meinte zwar, die Herren hätten sich mit dem kurzen Sauspische begnügen sollen, wie er im Mittelalter üblich war; denn da die Eber bei der alten Bewaffnung geblieben seien und keine Neuerungen darin sich gehalten hätten, so sei es von ihren Gegnern nicht eben edel, sich ihrerseits anderer und gefährlicherer Waffen zu bedienen. Man lachte zu dieser Bemerkung, fand sich aber nicht bewegen, die Bewaffnung deshalb zu ändern. Hätten die Eber allen Fortschritten der Kunst sich verweigert, starrköpfig auf dem Alten und Veralteten beharrt, meinte Graf Huno, so hätten sie die Folgen davon einzig nur sich selbst anzurechnen. Kein Volk, das mit einem andern in Krieg gerathe, laßt seine besseren Waffen zu Hause,

weil der Gegner schlechtere habe. Diesen Brauch hätten auch schon die Aeden befolgt, weil sie ja sonst einzig sich ihrer Hände und keines Epiehes hätten bedienen dürfen. Diese Vertheidigung der neuen Waffen ward wohlbegründet erfunden und somit mußte sich Berta die Etufen gefallen lassen.

Bald farbte die frische Morgenluft aller Wangen höher, und kühner als sonst blickten die Augen ringsumher. Den Zug eröffneten Graf Huno und der schwedische Gast in eifriger Unterhaltung über skandinavische Jagdgebräuche der Vorzeit und der Gegenwart. Wollte ich ihr Gespräch mittheilen, ich würde mir ohne Zweifel den Dank manches Weidmannes erwerben; aber ich habe jetzt anderes zu berichten. Ihnen folgte Irmgard und der alte Graf, Berta und Baron Wilmar, dann Hapsinger und Leobeggar, der sein Ordenskleid heute mit einem kurzen Rocke vertauscht hatte, den Hut des Mönches aber auf dem Haupte trug, daß jeder in ihm den Geistlichen erkannte. Den Zug schlossen drei berittene Förster des alten Grafen und die Knechte mit den Hunden. Der geheime Oberpfenstosser Künrich von Stoffeln, den man zur Jagd eingeladen hatte, hatte dankend abgelehnt. Es lag ihm ob, eine Anzahl neu angelkommener Reerschäumköpfe für seine Turchlaucht anzurauen und so konnte er unmöglich den Hof verlassen. Ob nicht vielleicht auch einige Ehen, die fromme Nonne Rüngold auf der Burg anzutreffen, ihn bewogen hatte, daheim zu bleiben, weiß man nicht; aber es ist nicht ganz unwahrscheinlich, denn er lebte der festen Ueberzeugung, sie werde es nicht lange im Kloster anhalten. Darin freilich täuschte er sich. Frau von Teufenstein also war allein in der Burg. Sie blieb daheim, weil, wie sie sagte, sie des wilden Ebers Haupt lieber auf dem Tische als in dem Walde sähe.

Baron Wilmar hatte zwar gesucht, als man sich ordnete, an die Seite der Gräfin Irmgard zu kommen; aber sie hatte, als sie sich merkte, ihren Schimmel sogleich an die Seite des Chems gelenkt und so die Beitreibung Wilmars vereitelt, und gleichzeitig hatte Berta um sein Geleit gebeten. War das Verabredung unter den Freundsinnen oder war es Zufall? Ich weiß es nicht.

So hätte ich denn nun die schönste Gelegenheit, eine Jagd mit den wunderbarsten Ereignissen und Abentheuern zu schildern, ja ich könnte deren selbst ersinnen, wenn das wirklich Vorgefallene mir nicht wichtig und merkwürdig genug erscheinen sollte, aber ich schreibe keinen Roman, sondern Geschichte, und somit sind mir Schranken gezogen, die ich nicht überschreiten darf. Da nun bei der Jagd in der That nichts Wunderbares sich ereignete, so muß ich mich mit der Anführung des Endergebnisses bescheiden. Es wurden nur drei Reuler erlegt, der eine vom alten Grafen, der andere von Berta, der dritte von Baron Wilmar. Die andern Jagdgenossen giengen sämtlich heutelos davon, doch wußten einige sich anderweitig schadlos zu halten. Für uns jedoch sind nur die Umstände, unter denen Baron Wilmar den Eber erlegte, von einiger Bedeutung, und so mögen diese denn näher angegeben werden; ja die Pflicht des Geschichtschreibers verlangt sogar die Mittheilung dieser Umstände, da sie auf das Verhältniß zwischen Irmgard und Wilmar nicht ohne Einfluß blieben.

Der alte Graf hatte zwar, bevor die Jagdgenossen am Jörsthanse sich trennten, die Frauen gebeten, je einen der Jörster zum Geleit im Walde zu nehmen, auf daß sie nicht in Gefahr lämen, denn er kannte nicht nur beider Kühnheit, sondern wußte auch, daß bei solchen Gelegenheiten auf Diener immer sicherer zu rechnen sei, als auf andere männliche Begleiter. Beide waren auch dem Wunsche des alten Grafen nachgekommen; Wilmar jedoch, welcher der Gräfin Irmgard sein Geleit jetzt offen angeboten hatte, war mit der Antwort: „sie wolle ihn nicht der Ehre des Tages berauben,“ höflich aber kalt zurückgewiesen worden.

Er hatte sich schweigend verneigt, aber, obwohl gekränkt, dennoch beschlossen, ihr, wo möglich unsichtbar, zu folgen. Er ahnte, was auch wirklich eintrat, daß sie nämlich wohl bald den Jörster zurückschicken werde, um ungestört im Walde dahin zu streifen, sich auf ihre gute Waffe und ihre sichere Hand verlassend, wenn ihr etwas aufstehen sollte. Er wußte, daß es ihre Art so war, und er täuschte sich nicht. Bald ward ihr der Geleitmann lässig, da sie ihren Gedanken ungestört nachhangen wollte, und sie

bat ihn, sie nach einer Gegend zu führen, wo sie von dem auf-
gejagten Wilde unangefochten bliebe und fern genug dem Jagd-
gestümmel, denn sie wolle lieber heut in Einsamkeit und ungeführt
sein denn Wild erlegen. Es war etwas in ihrem Innern, was
sie beunruhigte und es ihr unmöglich machte, sich den Freunden der
Jagd hinzugeben. Und schon seit längerer Zeit hatte sie ihre Ruhe
und ihre Herrschaft über die Außenwelt und sich selbst verloren,
sie wußte selbst nicht wie und wodurch. Dem Förster kam die ihm
genannte Absicht, zumal an einem Jagdtage, zwar absonderlich und
befremdend vor; dennoch geleitete er sie in ein anmuthiges Thal,
gab ihr die Richtung an, die sie zu nehmen habe, wenn sie auf
den Sammelplatz gelangen wolle, meinte, hier wäre sie sicher vor
Ebern und Hirschen, fände dagegen die ungestörteste Einsamkeit,
und ritt seines Weges, als sie ihn aufforderte, an der Jagd seiner-
seits Theil zu nehmen. Er wußte, daß jeder Einwand von seiner
Seite wirkungslos sei und er einfach zu gehorchen habe.

Sie stieg sofort vom Rosse, band es an einen Baum und setzte
sich, ihren Stutzen an der Seite, auf einen Stein. Bereits eine
geraume Zeit hatte sie sinnend und nur mit ihren Gedanken be-
schäftigt so dageessen, ohne was um sie herum vorgieng, zu
achten, als sie plötzlich ein Geräusch vernahm, als ob ein größe-
res Thier den Abhang rechts herunter komme. Nach kurzer Weile
zeigte sich denn auch ein gewaltiger Eber, der ohne Zweifel ver-
sprängt worden war und sich in dieß stille Thal flüchtete, denn
es hat wenig für sich, daß er gleich ihr ein besonderes Bedürfniß
nach so stiller Einsamkeit gefühlt habe. Wäre sie ruhig sitzen ge-
blieben, so würde er wohl, ohne sie zu belästigen, weiter gestrichen
sein; aber, war es Schreck oder plötzlich erwachende Jagdlust? sie
sprang auf, schlug auf das Thier an und feuerte. Die Kugel
traf den Eber, aber ohne ihn zu tödten, vielmehr reichte sie nur
seinen Grimm, und er stürzte sogleich auf seine Feindin los, seine
gewaltigen Hauer zum tödtlichen Schlage hehend. Sie stand wehr-
los dem grimmigen Thiere gegenüber, und fast hatte dasselbe sie
erreicht, als ein Schuß krochte und der Reuter, mitten in das
Herz getroffen, zusammen stürzte.

Sie war gerettet, und nicht lange sollte es ihr verborgen bleiben, wem sie ihre Rettung zu danken habe. Der Baron Wilmar trat aus dem Gebüsch auf sie zu, „Frau Gräfin, sagte er mit leisem Vorwurfe, Sie waren da in übler Gesellschaft. Wollen Sie Ihren Gedanken Gehör geben, so thun sie das besser in Ihrem Garten als in diesem Walde hier. Ich danke dem Himmel, der mich zufällig hier vorüberführte. Aber wo ist der Förstermann, den Sie auf den Wunsch Ihres Herren Cheims zum Geleiter sich wählten?“

„Ich danke Ihnen für den Dienst, lieber Baron, sagte Irmgard, ihm erröthend und befangen die Hand bietend. Ich würde mich glücklich schätzen, könnte ich Ihnen jemals einen gleichen oder auch nur ähnlichen Dienst erweisen. Sie haben recht, mich zu schelten. Den Förster sandte ich fort, weil ich allein sein wollte und hier, wie er mir sagte, nichts zu besahren hätte. Aber kommen Sie! Sie haben ganz recht, der Wald ist kein schädlicher Ort, um seinen Gedanken nachzuhängen. Lassen Sie uns zum Sammelplatze reiten. Die Hauer dieses Ebers sollen stets in meinem Zimmer mir vor Augen sein, damit sie mich an meinen Leichtsinne und — an Ihren Schutz erinnern.“

Damit wollte sie nach ihrem Kasse hin; es war, als ob sie seine Gegenwart fürchtete in dieser Einsamkeit; aber Wilmar hielt ihre Hand fest in der seinigen. „Nein! sagte er, Frau Gräfin, schenken Sie mir nur einige Augenblicke. Sie wissen, daß ich Sie liebe und auch ich wägnie nicht ein Gegenstand Ihrer Abneigung zu sein. Wohlan! ich will und muß erfahren, was ich von Ihnen zu hoffen oder zu fürchten habe. Sie verweigern mir jede Annäherung und weisen mich stets zurück. Jetzt und hier will ich vernehmen, von Ihnen selbst vernehmen, was sich zwischen uns gedrängt hat. Also reden Sie!“

„Halten Sie mich für eine Berta von Bruned, Herr Baron, da Sie, wie es scheint, erwarten, daß ich Ihnen hier sage, wie Sie mich erwerben können? Doch nein, ich will Sie nicht tranken. Ich bin keine Schiller'sche Berta, und Sie sind, das weiß ich, kein Schiller'scher Audenz. Ich liebe Sie, ich leugne es nicht; aber

nie kann ich die Ihre werden, das ist eben so sicher. Die Gründe, weshalb ich das nicht kann, sollen Sie erfahren; aber nicht heute, nicht hier, sondern auf meinem Zimmer morgen oder sobald Sie wollen. Das was hier geschah, nöthigt mich Ihnen mein Herz offen darzulegen. Also auf meinem Zimmer, wenn Sie, wie ich von Ihnen hoffe, damit zufrieden sind. Und jetzt geleiten Sie mich zum Forsthaufe. Dort hinaus, in dieser Richtung müssen wir reiten, wie mir der Förster sagte; kommen Sie also!"

"Nun wohl, sei es denn, entgegnete ihr Wilmar. Ich nehme Ihre Einladung an; Ihre Gründe, wosern sie Vernunftgründe sind, werden, hoffe ich, für mich nicht unüberwindbar sein. Also jetzt kein Wort mehr darüber."

Damit half er ihr auf ihr Ross, bestieg dann das seine und schweigend ritten sie neben einander zum Sammelplatze. Noch war dieser leer als sie anlamen; noch hörte man in der Ferne Schüsse knallen. Irmgard und Wilmar waren allein hier, wie dort früher im Thale, aber ihre Zungen waren gefesselt. Beide scheuten sich, ein Gespräch zu beginnen. Was hätten sie auch sprechen sollen, da sie über das, was ihr ganzes Herz erfüllte und ihnen jeden anderen Gedanken benahm, nicht sprechen wollten? Alles Andere lag ihnen jetzt so ferne, daß sie lieber schwiegen. Irmgard beschäftigte sich demnach mit Anordnung des Jagdimbisses in der Stube. Sie nahm Flaschen und Gläser aus den Korden und reichte sie auf dem schlichten Brettsche, den eben so schlichte Bänke umgaben. Ein tüchtiger Laib Brod ward dann auf den Tisch gelegt, daneben Schüsseln mit kaltem Braten gestellt und Teller, Messer und Gabeln rings vertheilt. Sie war beschäftigt, und dieß erleichterte ihr den Zustand. Anders war es mit Baron Wilmar. Er wollte zwar erst der Gräfin bei ihrem Geschäfte helfen, nicht aus Galanterie, sondern nur um beschäftigt zu sein; aber ein Blick ihrer Augen belehrte ihn, daß sie seine Hülfe nicht wünsche; denn es lag ihr daran, so lange als nur möglich etwas zu thun zu haben. So schritt er denn hinaus und am niederen Gesträuche auf und ab, hie und da wolle Blätter von den Zweigen brechend und Gehalt und Härzung derselben gedankenlos mit einander vergleichend.

Es war für beide ein drückender Zustand, aber auch der drückendste findet zuletzt sein Ende. Nach einer halben Stunde etwa begannen die Beidgenossen sich einzeln einzufinden, und mit ihnen kam Bewegung und Leben in das stille Forsthaus. Zuerst erschien Leodegar, stellte das ungebrauchte Gewehr ab und überreichte der Gräfin ein paar verspätete Herbstblumen. „Hier der Ertrag meines Waldganges, sagte er freundlich; bunt, aber leider duftlos, wie der Spätherbst sie bietet. *Ecclesia non sinit sanguinem*, d. h. die Kirche vergießt kein Blut, wie Sie wissen, und somit bringe ich Ihnen denn mein unblutiges Opfer dar.“

Freundlich sich verneigend, nahm Irmgard die Gabe. Wilmar aber, der eben eintrat, konnte sich nicht enthalten, bei Leodegars Worten bei sich zu denken: die Kirche vergießt kein Blut, aber sie verbrennt die andern Glaubens sind, wenn sie Recht hat, und umgibt die Herzen so mit Dornen und Gestrüppe, daß kein menschliche Gefühle in ihr nur schwer aufzukommen vermögen.

Bald nach Leodegar stellte sich Haspinger ein zugleich mit Edman. Haspinger hatte einen Steinschall geschossen und legte ihn auf eine Bank. „Der, sagte er, würgt kein Waldhuhn mehr, noch zerreißt er fürder die frohlichen Säger des Waldes.“

„Ihr Auge und Ihre Hand sind Ruhmes werth, Herr Professor, sagte Baron Wilmar, den erlegten Raubvogel aufhebend und an den Flügeln ausspannend. Es besagt etwas, einen solchen Fluggewaltigen aus der Höhe herab zu holen! Und welche Beute haben Sie in unserem Walde gemacht?“ wandte er sich an den Schweden, froh, daß er nur sprechen konnte.

„Die beste, wenn auch nicht für mich, so doch für meinen Freund, den Entomologen Zoranson in Upsala. Sehen Sie nur diese jetzt freilich harten Kerse; alles Wesen, die in Schweden nicht vorkommen; eine Beute, die ich bequem heimsenden kann und die Sie mir nicht mißgönnen werden.“

„Gewiß nicht, sagte der alte Graf lächelnd, der so eben mit Verta und seinem Sohne Huno herantrat und Edmans Worte vernommen hatte. Für derartige Jagd stehn Ihnen alle Forste des heiligen römischen Reiches unbedingt offen. — Aber wenn

nicht etwa die Frau Gräfin dort Einspruch zu erheben hat, so habe ich die Ehre, Ihnen hier die Königin der heutigen Jagd vorzustellen. Fräulein Berta hat mit sicherer Hand von ihrem Rosse herab einen gewaltigen Keuler erlegt, ein Thier, wie vielleicht kein zweites mehr in diesem Walde geht."

"Ich am wenigsten darf ihr die Würde streitig machen," antwortete die Gräfin Irmgard, und sie erzählte nun ihren Unfall und ihre Rettung durch Baron Wilmar. Der alte Herr sah die Erzählerin ernst an; aber ihre ganze Haltung sagte ihm, daß jetzt eine Klüge wegen Mißachtung der von ihm getroffenen Anordnung unzeitig und auch wohl überflüssig sei, und so begnügte er sich, dem Baron Wilmar warm die Hand zu drücken. Er ahnte den Zusammenhang des Ganzen; aber nur um so weniger wollte er jetzt darauf eingehn. Graf Huno jedoch konnte sich nicht enthalten, den leichtsinnigen Uebermuth seiner Base, wie er es nannte, wohlmeinend zu rügen.

Die Heiterkeit und der muntere Eherz, die sonst bei solchen Jagdgelagen sich einzustellen pflegen, wollten in Folge der Stimmung, die sich Aller nach und nach bemächtigte, da Irmgard und Wilmar einsilbig blieben und an der Unterhaltung kaum Antheil nahmen, diesmal sich nicht einfinden, und so ritt man nach dem Umbiß und nachdem die Heimtschaffung des erlegten Wildes angeordnet war, in sehr verschiedener Gemüthsstimmung und ziemlich schweigsam nach der Burg zurück.

Vierter Abend.

Seit der Jagd waren einige Abende ausgefallen, weil Baron Wilmar gleich darauf durch eine Geschäftsreise in Anspruch genommen war. Er hatte deshalb auch noch nicht die ihm zugesagte Unterredung mit Gräfin Irmgard haben können, und das Verhältnis zwischen beiden war noch das gleiche. Jetzt, nach vierzehn Tagen, war er zurückgekehrt und gleich darauf hatte er sich auf Forstied eingefunden, überzeugt, daß Irmgard sofort ihn zu dem zugesagten Gespräche bescheiden werde. Aber sie hatte zunächst nur die Abendunterhaltungen wieder aufgenommen, und so finden wir die Gesellschaft in dem bekannten Zimmer vereinigt. Gaspinger als Wortführer begann:

Die Geschichte, die wir heute zu besprechen haben, sind die letzten der Dietrichsage, welche aus älteren Mythen erwachsen. Da sie, zumal das bedeutendere, das gewöhnlich Eggen Ausfahrt heißt, ihrer ganzen Haltung nach zur eigentlichen Heldensage hinüber leiten, so habe ich sie an das Ende der Dietrichsmythen gesetzt, um von ihnen sodann zur reinen Heldensage von Dietrich überzugehen. Wir betrachten zunächst Eggen Ausfahrt. Der ursprüngliche Mythos mag nun etwa so gelaute haben:

Eine schöne Riesenjungfrau Ecburg (der Name Ecopure erscheint seit dem neunten Jahrhundert oft, zumal in niedersächsischen, rheinischen und niederländischen Urkunden), die sich schon durch ihren Namen als Rixe (alt Rixus, Rixusa) zu erkennen giebt, hört von der Trefflichkeit eines jungen Gottes, etwa Donars, laßt Liebe zu ihm und sendet einen ihrer Rixe, den gewaltigen

Niesenjüngling Egge (alt Agjo, wozu das altnordische Degir, der Schredende — so heißt der Meergott — altdeutsche Uoti im Ablaut steht), um den Ersehten zu ihr freundlich zu entbieten. Egge geht, aber da Donar der freundlichen Ladung nicht Folge giebt, will Egge ihn gewaltsam zu Seburg führen. So kommt es zum Kampfe zwischen beiden, und Egge wird nach langer Gegenwehr erschlagen. Donar beschleicht nun selbst Eggen Haupt der Jungfrau zu überbringen und trifft auf dem Wege zu ihr dessen Bruder Fasold (alt Fasuwald¹), der als wilder Jäger ein Moosweib jagt. Er ist weniger stark und kühn als Egge, aber schlau, hinterlistig und zum Verrathe stets geneigt. Beim ersten Beegnen zeigt er scheinbar Großmuth, als sie jedoch zum anderen Male einander treffen und Fasold nun Eggen Tod vernimmt, erwacht seine Rachgier und er wirft sich auf Donar. Bald jedoch besiegt, bittet er um Schonung, schwört seinem Ueberwinder Treue und gelobt ihm, ihn zur Niesenjungfrau Seburg zu führen. Auf dem Wege dahin aber sinnt er treulos stets auf Verrath und führt den jungen Donar so, daß er den grimmsten und stärksten Eippen des getödteten Egge begegnen muß. Er selbst wagt sich nicht mehr an ihn; aber er hofft, daß es einem Niesen oder einer Niesin gelingen werde, den Verhassten zu tödten. Das Ergebnis ist jedoch, daß Donar Fasolds ganzes Geschlecht fast vernichtet und endlich ihn selbst, als er seine Untreue erkennt, tödtet. Als er zuletzt zur Niesenjungfrau Seburg kommt, offenbart er sich ihr, wirft ihr Eggen Haupt in den Schooß und lehrt in seine Heimat zurück.

Hier haben wir also eine vollständige Göttersage. Daß sich Götter mit Niesenjungfrauen vermählen, obwohl Götter und Niesen einander meist feindlich entgegenstehn, ist nichts unerhörtes. So freite Freyr die schöne Gerda, die Tochter Gynis, Riördr die Elabi, die Tochter Thiaffis, Odin selbst die Gunnlöð, die Tochter

¹ Der Name Fasold ist selten, und nicht sicher zu deuten. Das angelsächsische fas bedeutet Franke (fimbria); das altnord. fas dagegen Stolz, Hochmuth; das hochdeutsche faenl, junges Thier; faenlig, fruchtbar; faen, Gerste (ptisana); faenhi, Aehricht (migma); altnord. fa, Aehricht (palen); holländ. vien, gejiert, felsam. — Fitteltreue und Hochmuth ist in der That Fasolds Charakter.

Euttungs, und Thór hat neben der Eif noch eine zweite Gemahlin, die Niesin Jarnsaxa (die Eisensteinige), und von ihr die Söhne Modi (Muth) und Magni (Stärke). Jarnsaxa aber bezeugte sich schon durch ihren Namen als Niesin, wenn sie auch nicht geradezu Niesin genannt würde.

Eine Deutung dieses Mythos freilich weiß ich kaum zu geben; dazu müßten wir mehr von Eeburg wissen als dieß der Fall ist, und somit entgeht uns der eigentliche Grund, weshalb sie ver-
schmäh't wird, obgleich er ohne Zweifel vorhanden war. Sehen wir nun zu, was aus diesem Mythos durch Umwandlung in Heldenlage geworden ist. Er ist uns in drei von einander nicht nur in der Darstellung, sondern auch in den Begebenheiten selbst abweichenden Fassungen überliefert, a) Handschrift des Freiherrn von Laßberg; b) der alte Straßburger Trud von 1559, c) die Bearbeitung im Heldenbuche Caspars von der Rhön. Sie alle sind in der schon oben genannten schwerfälligen dreizehnzeiligen Strophe abgefaßt, weshalb ich, wie ich es bereits beim Eigenot that, auch hier eine andere Form wähle, folglich nicht sowohl eine Uebersetzung, die immer ungelenk bleibt, als vielmehr eine neue Bearbeitung gebe. So verfuhr man im dreizehnten Jahrhundert, und auch ich darf es hier, und zwar um so mehr, als ich ja keine gelehrten Jopsträger oder Chinesen zu Zuhörern habe. Sie beruht hauptsächlich auf Laßbergs Text, und nur wo Caspars Heldenbuch das Bessere bietet, habe ich dieses herbeigezogen. Vom Schlusse, der bei Laßberg fehlt, verstand sich das von selbst. Mit den Abweichungen des Straßburger Druckes, so weit sie sachlich und wichtig sind, werde ich Sie am gehörigen Orte bekannt machen. So hören Sie denn:

Saßen einst in kühler Laube schöne Frau'n beim goldenen Wein,
tranken selbst und auch den Heden schenkten sie getührend ein;
dort zu Köln es war am Rheine; rings in Wäthen stund das Land,
denn der Lenz mit reichen Händen schmückte den geliebten Strand.
Eeburg hieß die hochgelobte, sie, des Rheines Königin;
mit den Helden Wechseliebe tauschte gern ihr hoher Sinn.
Ihr zur Rechten eine strenge Maid mit eukster Eürne sah,
ihr zur Linken eine Jungfrau, deren Echerlust gern sich maß.

Und die Reden beim Gelage, billig werden sie gekannt:

Ebenrot der Eine, Hasold war der andre Held' genannt,
aber Egge hieß der dritte; waren all' an Ehren reich,
jedoch Egge war der kühnste, das erkannte man sogleich.

Alle dreie waren Brüder; Mendiger ihr Vater hieß,

der, ein Turs, nach wildem Leben ihnen reiches Erbe ließ.

Nobelgart auch, ihre Mutter, trug, so heißt es, Niesenleib:

Mendiger die Maid im Walde fand: sie ward allda sein Weib.

Gern auch ich der Jungfrau'n Namen nennen würde, wüßst' ich sie —

Egga sie vergaß zu nennen — sonst vergißt sie solches nie —

nun, so nennen wir die Streuge diese hier, sie war es ja,

jene dort die Heitre; damit, glaub' ich, sind die Namen da.

Hasold nun, der wortgewandte, hub den Stauf und sprach das Wort:

„Traun, ihr dürft es wohl mir glauben, Dietrich ritt als Sieger fort.

Grim erlag ihm und auch Hilde. Ja, sein Meister Hildebrand

begt ein ganzes Nest voll Lüste: schlauern Held man niemals fand.“

Jorn erregte dieser Lobspruch Eggen, und der Kühne sprach:

„Hasold schweig! Dein Lob des Berners alles Ebenmaß durchbrach.

Manchen Reden saht ihr fallen auf das grüne Land durch mich:

der sich wahrlich mit dem Berner wohl darf messen, das bin ich!

Alt bin zwanzig ich der Jahre; hundert Kämpfen wol ich schlug:

Keiner stund vor meinem Schwerte, der mir Schild entgegen trug.

Wie die Bäume vor dem Sturme fielen sie vor mir auf's Land:

doch wer rühmte darum jemals diese sieggewohnte Hand?

Tausend Flimmersterne geben nicht der einen Sonne Licht.

Schwache Kämpfen niederwerfen bringt des Ruhmes Kränze nicht;

aber einen Held besiegen, dessen Haupt des Ruhmes Kranz

herlich schmückt vor allen Helden: solch ein Sieg hat Lob und Glanz.

Auf will nun den Held ich suchen, will mit Streit ihn kühn beschn;

einer von uns beiden, wißt es, muß zu Wodans Saale gehn

Nicht ertrag ich solches Prangen und sein Ruhm erregt mir Schmerz.

Traun, Ihr sollt es bald erfahren, ihn besiegen ist mir Schertz.“

„Ist nach Wodans Saal so heftig, sprach die Heitre, Held, dein Drang?

Wir fürwahr, das sag' ich, würde dort wohl Zeit und Weile lang.

Schwertgeklirr von früh bis abends, dann zur Nacht ein dattres Bier

zu gedultem Schweinsfleisch —: besser doch gefällt mir's hier!“

Egge lachte; doch mit Grimme sprach zu Hasold Ebenrot:

„Rühme mir nur nicht den Berner! Grimmen schlug im Schlaf er todt;

und auf lästerliche Weise nahm er Helm ihm, Brünn' und Schwert:
wäre Grim erwacht, er hätte leicht ihm wohl den Raub gewehrt!"
„Kann es lassen, sprach da Faselb; bin ihm weder feind noch hold:
sah den Held noch nie mit Augen; nicht, was gleicht, ist stets auch
Gold;

aber Alle, die den Reden sahen, sagen's laut und frei,
daß von allen kühnen Helden er fürwahr der kühnste sei.
Kannst du mir nur Einen nennen, der im Streit ihm mochte stehn?
Sah man nicht aus allen Kämpfen ihn hervor als Sieger gehn?
Und daß Grimen er im Schlafe hab' erschlagen, das ist Zug.
Warum zieh' ich ihn des Mordes? Dietrich, traun, ist ohne Trug.
Hildebrand und Dietrich ritten, sagt man, aus in's grüne Land,
sich an Lenzes Schmutz erfreuend; doch das Schwert auch stets zur
Hand

hatten sie, wie's ziemt den Helden; ganz von selbst sich das versteht:
denn der Rede weiß ja niemals, ob nicht Feind ihm widergeht.
Vor Tirol auf einem Anger trafen sie des Niesen Weib —
in des Morgens Thauwaden war ihr lieber Zeitvertreib. —

Als die Wille sah die Reden, hub sie flugs den grimmen Kampf:
Grimen aus dem Schlummer weckten ihre Schläg' und ihr Gestamp.

Als nun Grim mit schwerer Stange wuthgrimm auf den Berner schlug,
warf sich Hild' auf Hildebranden; und sie drückt' ihn hart genug
da mit ihren starken Armen. Auf die Brust ihm kniete sie:
Traun, verloren war der Alte, half ihm Dietrich nicht hier.

Aber Grim ihm war erlegen und mit schwindem Schwertes Schwang
schlug das Haupt er ihr vom Halse, daß es weit vom Rumpfe sprang.
Nahm er Schwert nun, Helm und Brünne, nahm er sie mit Ehren
traun;

wohl erworben war der Herrraub; Jeder kann das deutlich schaun."
Da rief Eberrot: „So sagt man; doch du hast es nicht gesehn,
was dort auf dem grünen Anger an dem Niesen ist geschehn.
Kannte Grimen ja, den Starlen: nicht so leicht war's da gethan.
Schief er, nun dann ist's begreiflich: lobst den Berner nur nach
Bähn."

Kügend da die Strenge sagte zu dem Zweifler ernst und scharf:
„Ei, wer mag das Arge wädhnen, wenn man's Gute glauben darf!
Das geziemt nicht wadern Helden; darum schelt' ich dich mit Zug.
Eberrot: gewiß, der Berner Grimen nicht im Schlafe schlug!"

„Nein! rief Egge! volle Wahrheit, holde Jungfrau, sprach dein Mund.

Dietricch ist ein kühner Reder, das ist Allen längst ja kund,
und ein kühner Reder tödtet nimmer einen Feind im Schlaf;
nein! er weckt zuvor ihn immer, wenn er ihn im Schlummer traf.“

Seufzend da die schöne Seeburg sprach, die junge Königin:

Wöchte doch den Held ich schauen! Traun, das achtet' ich Gewinn,
da der hohe Ruhm des Reden hin durch weite Lande zieht.

Womit hab' ich es verschuldet, daß des Helden Blick mich flieht?

Hät' ich einen kühnen Voten, den ich senden könnte; traun,
bald wohl würden wir den Helden hier am Rheingestade schaun:
freundlich ließ' ich's ihm entbieten, und er käme dann wohl her:
aber so — doch ich will schweigen und ersticken mein Begeh'r.“

„Seeburg, sprach besorgt die Strenge, willst du senden in den Tod
einen deiner treuen Reden ohne Grund und ohne Noth?“

„Ei was! schöne Frauen schauen tödtet keinen Reden ja,
sprach die Heitre; das beweisen, wähn' ich, unsre Freunde da.“

„Liegt so viel dir an dem Berner, nun dann, edle Königin,
sollst du bald den Reden schauen; Bürge des ich selbst dir bin.

Aus ich zieh' ihn aufzusuchen, bitte sitzliglich ihn her,

Maid, in deinem holden Ramen: gern, so hoff' ich, kommt dann er.
Traun, er kommt! Doch sollt' er's weigern, nun so zwingt ihn meine Hand:
als Gefangnen dann ich führe her den Reden in das Land.“

Also sprach da lächelnd Egge. Seeburg neigte sich ihm hold.

„Deine Treue, sprach sie schmeichelnd, lauter ist denn reines Gold.

Weiß es selbst nicht, wer mir's anthat, nein, und wes so gar mein Muth
seht sich nach dem hohen Reden: seinem Ramen wallt mein Blut.
Sah ich nur den kühnen Fürsten, laß' ich aus dem Sinn ihn wohl;
doch sein Ruhm birgt einen Zauber: jeder Widerstand ist hohl.“

Nun, willst, Held, du sein mein Vote, wahrlich, so gebührt es mir
zu der Ausfahrt dich zu rüsten. Freudig biet' ich Alles dir,
gebe dir der Brünne beste, wie kein Held je leichte trug:
dreifach ist ihr Ringgewebe, Werk von Zwergen reich und klug.
Goldgeslecht sind ihre Beeren. Schönte kam mir nie zu Sicht.

Ortnids Brünne war nicht fester, Dianrichs reicher nicht.

Also rühmen laut die Männer. Vollblick nennt die Brünne sich:
die sollst auf der Fahrt du tragen: damit ehrest du, Reder mich.“

Und sie biß die Brünne bringen, Helm zugleich, auch Schild und Schwert.
Laut dieß Hergewäte lobten die drei Reden kühn und werth.

Selber holt ihm in die Brünne sie mit ihrer weißen Hand:
drauf den Helm, den strahlend hellen, auf das Haupt dem Held
sie band.

Hertlich über alle Maßen war das Schwert, das ihm sie bot:

Egisachs sich ohne Tadel zeigte stets in Kampfes Noth.

Neigte man es hin zur Erde, schien's, als ob hinauf vom Sand
eine goldgefleckte Schlange stiege zu des Helden Hand.

Einem Blüthstrahl glich die Klinge, wenn man in der Luft es schwang.

Gleich als wären Vast sie, Horn und Eisenting' es rasch durchdrang.

Aller Schwerter bestes war es, das war längst schon Allen kund:

uns jedoch berichtet dieses Saga's irrthumsfreier Mund.

Gülden war des Schwertes Helze, doch ein grüner Edelstein

war ihr Knauf; der güldnen Scheide Urband ein Rubin ganz rein:

Seidenborte war der Fessel. Rimmer war ein Schwert ihm gleich:

dein sein Werth, man darf es glauben, galt ein ganzes Königreich.¹

Und es nahm die königliche Jungfrau, Sebura, so das Wort:

Held, dein Helm ist Wielands Arbeit. Manches Jahr durch fort
und fort

schoß an ihm er und mit güldnen Spangen hell er ihn umfieng:

Unter diesem Helme Ruodlieb oft zu Kampf und Siege gieng.

Sieh! ein lüchtes Eberbildniß stellt' er gülden auf den Helm:

Ibor drum er heißt; er leuchtet durch des Streites dichten Nelm.²

Feuerlohen sprüht sein Funkseln. Wiß auch, keines Schwertes Schlag,

schwäng' es auch der Heden stärkster, diesen Helm verlegen mag.

Und nicht minder könnt' ich, Egge, rühmen auch dein gutes Schwert.

Alberich und seine Brüder bauten dazu sich den Herd.

Neun der Reiche nach dem Wasser, es zu härten, er durchgieng:

von zwein Zwergen, die's ihm stahlen, König Ruodlieb es empfing.

Gramaleibe, seinem Sohne, sterbend es der Kötig gab,

der so manchem kühnen Heden damit half ins frühe Grab.

Gabevin, sein Enkel, endlich brachte her nach Köln das Schwert:

so gewann ich's und so geb' ich dir es nun, du Hede werth."

Einen Schild sie bot dem Heden, neu, stark, breit und lang genug,

den kein Weertich jemals schürfte, dem kein Schwert je Schramme schlug.

¹ Helze, Griff. — Urband, der unterste Theil der Schwertscheide. — Fessel, das Band, der Riemen, womit das Schwert um den Leib gegürtet wird.

² Ibor = Eber. Nelm = Staub, Dunkel.

Altmaier, Gerhartshausen und Winterhagen. II.

Zu der Brust auf von den Füßen reichte dieser lichte Schild:
 seine Mitte bot dem Schauer aber noch kein prangend Bild.
 Endlich hieß das beste Streitroß, breit von Brust, von Augen Aug.
 Seburg dar dem Necken ziehen, das noch je den Sattel trug;
 aber Egge nicht es wollte. „Laßt das Roß nur ruhig stehn,
 rief der kühne Held, sich weigernd, gern ich mag zu Fuße gehn.
 Auf die Länge ja nicht trüg' es mich mit aller seiner Kraft,
 darum, hohe Jungfrau, wäre doch für mich es nur ein Gast.
 Munter mag dahin ich schreiten unbehindert vierzehn Nacht,
 daß nicht Hunger je noch Müde mich beraubet meiner Nacht.“
 „Laß dich, Egge, doch erbitten, sprach die königliche Maid;
 wolltest so du gehn zu Fuße, traun, das wäre sehr mir leid.
 Bitter würde man dich schelten. Wisse, wohin auch du fährst,
 all mein Lob mir, so zu Fuße wandernd, Rede, du verzeirst. —
 Seht doch, sprechen alle Leute, Brünne gab man, Helm und Schwert
 und den Schild auch; doch des Rosses war der Held, so scheint's
 nicht werth.

Wiß dem Geber und der ganzen Sippe! — Darum reit es, Held.“
 „Nein! erlaß es mir; zu Fuße mag ich wandern Berg und Feld.“
 So versagt' es ihr der Rede. Zu der minniglichen Maid
 nahm er Urlaub, und von dannen schritt er fröhlich sonder Leid.
 Nach ihm blickten Frau'n und Necken. Wie der Hirsch zu Walde

springt,

also sprang er weiten Sprunges. Laut die Brunn an ihm erklingt.
 Auch den Helm man hörte klingen aus dem Walde mannigfalt,
 einer Glocke gleich; berührte ihn ein Ast, mit Schall er's galt.
 Auf des Waldes Wild er schreckte durch des Heergewätes Klang,
 da so durch der Bäume Reihen wohlgemuth der Rede sprang.
 Munter ward der Vögel Stimme. Manç ein Sperber flog herbei,
 neubegierig, welch ein Klingen durch den Wald vernehmbar sei.
 Auch genug der wilden Thiere lockte seine schwinde Fahrt.
 So von allen Waldbewohnern staunend nachgeschaut ihm ward.

Hier will ich einen Halt machen und allfällige Fragen gern
 beantworten, sagte Caspinger. Zuvor bemerkte ich gelegentlich, daß
 der dritte Rede bei Laßberg und Caspar Eberrot, im alten Trude

Ebernot heißt. Der richtige Name wird Ebenrot hier sein, obwohl Ebernot an sich untadelhaft ist.

Das Lob, welches Hasold dem Berner erteilt, nahm der alte Graf das Wort, finde ich in Widerspruch mit seinem späteren Benehmen gegen den Held. Sein Charakter ist, wie angegeben ward, Eitelkeit, Hochmuth und Untreue. Hier aber erscheint er durch sein Lob sogar edel. Einem Charakter gemäß wäre dieß Lob, wenn der Zweck desselben wäre, Eggen gegen Dietrichen aufzureizen, und so des Bruders aus irgend einem Grunde los zu werden.

Ihre Bemerkung, Herr Graf, ist sehr richtig, entgegnete ihm Haspinger. Und die Begründung dieser seiner Handlungsweise wäre auch nicht eben sehr schwer gewesen. Ursprünglich waren die drei Reden wohl Bewerber um die Königin und Egge der scheinbar begünstigte. Wäre dieß Verhältniß festgehalten, so hätte Hasolds Lob in seiner Falschheit seine Quelle, und dann wäre sein Charakter streng durchgeführt. Ein kunstgewandter Dichter würde nicht versäumt haben, Hasolds Benehmen hier zu begründen; Sängers des Volkes gehn über solche Dinge oft hinweg.

Die Art und Weise, wie das Verlangen der Rheinkönigin nach dem Berner erwacht, ergriff Irmgard das Wort, scheint mir auch mehr dem späteren Mittelalter angemessen als dem höheren Alterthum.

Ich bin mit Dir darin völlig einverstanden, wandte sich Graf Huno an Irmgard. Hätte Seburg den Held früher gesehen und so Liebe zu ihm gefaßt, so erschiene ihr Verlangen nach ihm natürlicher. Wir haben hier ohne Zweifel eine nicht eben lobliche Einwirkung der höfischen Poesie auf die volksthümliche. In jener, die an solchen Ueberschwenglichkeiten nur zu oft Gefallen findet, ist ein so entstandenes Verlangen einer Jungfrau nach einem ihr ganz fremden Held nicht weiter auffällig und kommt in der That auch vor; im volksthümlichen Heldenliede jedoch kann und muß es fremden. Ebenso gehört dieser späteren Zeit an, daß eine Königin keinen Fußboten ohne Schande senden könne.

Nicht wahr, die Oeeren sind die speerförmigen Verlängerungen

eines Kleides oder einer Brünne nach unten? fragte Verta. Ich erinnere mich des Wortes noch aus Trendel.

Ganz recht, erwiderte ihr Irmgard. Du hast ein treucreß Gedächtniß denn ich. So weiß ich nicht mehr, ob nicht auch schon die beiden Herren einmal genannt worden, Ertnid und Hsanrich?

Sie wurden bereits genannt, antwortete ihr Leobgar. Ertnid war nach der Sage der Sohn des Zwerges Alberich und König der Langobarden in Italien. Er fand seinen Tod durch einen Lindwurm, den ihm sein Schwiegervater für den Raub der Tochter in das Land geschickt hatte. Hsanrich dagegen war König von Wilkinaland und Vater der Hertja, der Gemahlin des Agilo oder Attilas, des Königs von Hunland.

In der ausführlichen Schilderung der Waffen, womit Egge ausgerüstet wird, ergriff Happinger jezt das Wort, kommen Namen vor, die auf einst vorhandene, jezt verlorene Sagen hindeuten. Den berühmten Egisfahs, auch Ainsfahs, d. i. Aginsfahs, Nofisfahs, daz alte sahs, später Eden-fahs geheißen, kennen die meisten deutschen Gedichte der Dietrichsage. Egisfahs, Aginsfahs, Nofisfahs bedeuten Schwert des Schredens; Nofi, altnord. Degir heißt aber auch der Gott des Meeres, der Neptun der Germanen, wie wir bereits hörten; die Benennung daz alte sahs, entstund, weil man Egisfahs, Aginsfahs nicht mehr zu deuten wußte; eben so Eggenfahs, das Schwert des Egge, der freilich eben ursprünglich der Egi, Agjo ist. Im altfranzösischen Roman Fierabras wird der Name des Schwertes sogar zum Namen des Schmiedes: *Trois freres furent d'un pere engendrez, desquels l'un avoit nom Galand (d. i. Wieland), le second Magnificans et le tiers Ainsiax. Ces trois freres firent neuf especes, c'est a sçavoir chascun trois. Ainsiax fit l'espee nommee Baptisme, laquelle avoit le pommeau d'or bien peinct, et aussi fit Florence et Fraban, lesquelles Fierabras avoit. Magnificans fit l'espee nommee Durandal, laquelle Roland eut, l'autre estoit nommee Saumagine, et la tierce Courtin, que Ogier le Danois eut, Galand fit Flamberge et Hauteclere et Joyeuse, laquelle Charlemagne avoit par grand specialite. Nan s'ist hieraus,*

wie weit die Sage von diesem Schwerte verbreitet war. In deutscher Quelle (Grimm, Deutsche Heldensage, S. 146) heißen die drei Schmiede Mime, Hertrich, Wieland. Zwölf Schwerter schmieden gemeinsam Mime und Hertrich, das dreizehnte und beste aber, den Wining, fertigt Wieland. Wieland aber war Alb oder Zwerg, eben so wie Alberich zugleich Zwerg und Schmied ist. Alles Kostbare ist ja nach Mythos und Sage Werk der Zwerge, von dem Speere Wodans, dem Hammer Thors, dem Goldhaare der Eif, dem Halschmucke der Freyja an bis zu den Schwertern, Brünnen und Helmen der Helden.

Von den frühern Besitzern des Egisachs nennt Lathbergs Handschrift den König Ruodlieb (= Ruodlieb) und seinen Sohn Herbot; Caspar von der Rhön den König Weigant von Hban (im Heim auf dieben), den Greinleib, d. i. Grameleib, und den Gabein, d. i. Gabe-win. Nordische Sage nennt den Rutsleif oder Rosleif und Grameleif. Auch hier also theils Uebereinstimmung, theils Abweichung. Nun, meine ich, dürfte Ihnen Alles deutlich sein; eine weitere Erklärung läßt sich nicht geben, da man von den genannten Helden, den Besitzern des Schwertes, nichts Genaueres weiß; die Sagen von ihnen sind verschollen. — Hören Sie also nun, wie es dem Voten der Seburg ergieng.

Hafspinger las weiter:

So rheinaufwärts lief der Rode über Berg und über Thal, überschritt das Hochgebirge, ruhte nicht ein einzig Mal, stieg hinab in Gethungane, kam in zaunumschloßnes Land, bis in einem wilden Thale einen Hagestald er fand.¹

Einjam stund er an dem Acker und er baute seine Frucht.

Den befragte jetzt denn Egge, freundlich grüßend und mit Zucht, wie weit noch gen Bern es wäre. „Gerne künde das ich dir, sprach der Hagestald: der Tagesfahrten zwö noch, glaube mir.

Heute magst du nicht erreichen Bern; gieh nur ihn auf, den Bahn. Zieh, die Sonne geht zu Ruhe, wehl drum dünkt es mich gethan, daß du hier die Nacht verbringest, wenn du nur genügsam bist; denn mit meiner Rüche freilich dünstiglich bestellt es ist.“

¹ Hagestald. Waldbewohner, Einsiedler. jetzt: Hagestolz.

„Nun, so rasi' ich hier bis morgen, da so freundlich du Gemach mir für heute willst gewähren, und hercin der Abend brach. Unbesorgt doch um die Küche magst, o Wirth, du gänzlich sein: ein Stück Brotes genügt; und Wasser mag ersetzen uns den Wein.“ Also rief der kühne Wandrer. Lächelnd sprach der Waldgefell: „Brotes kann ich satt dich machen, und hier sprubelt frisch ein Quell. Wildes zwar genug im Walde geht; allein gebraten kam es mir niemals her; zum Jäger aber bin ich, traun zu lahm. Kaum noch sprach dieß Wort der Waldmann, als ein hochgehörter Hirsch led sein Haupt im Walde zeigte. „Sieh, der kommt mir recht zur Birsch, rief der Rede.“ Mit drei Sprüngen war er an dem Wilde dort, schlug es mit dem Schwerte nieder, hub's empor und trug es fort. Zu der Hütte trugen's beide Männer darauf leicht und schnell. Bald war ihm die Haut genommen, und das Feuer brannte hell. An dem Spieß ein Ziemer schmorte, zierte kurz darauf den Tisch, und die beiden Mahlgossen aßen munter bald und frisch. Als der Hunger nun gestillt war, sprach der Waldmann: „Auf gut Glück!“ gieng, und lehrte bald mit einem großen Schlauche Wein's zurück. „Nächst der Ungebratne gierig stets nach Wasser, tränken wir den Gebratnen jetzt mit Weine süßlich, Feld, behagt es dir!“ Also sprach der Wirth und wader gieng der Stauf aus Hand in Hand, bis der jugendliche Wandrer plötzlich Jagetrieb empfand. „Sage, sprach er, sahst den Berner du? du kennst den Reden doch?“ „Oft schon sah ich ihn, versetzte jener, und vor kurzem noch.“ „Werne sah' auch ich ihn wahrlich, sprach der Rede, lönni' es sein; hab' an ihn, traun, ein Gerworbe: schöne Frauen an dem Rhein laden ihn; ich bin ihr Bote zu dem Berner hergesandt: zeige mir den Weg nach Bern hin, Alles ist dann wohl bewandt.“ „Warte bis zum Morgen, Rede; noch hüllt uns die finstre Nacht, sprach der Waldmann; auf die Wege hat am Tage daß man Acht. Triffst den König wohl bei Hause; denn wie man mich dort belehrt, war von einem kühnen Austritt eben erst er heimgelehrt.“ „Desto daß, sprach freundlich Egge; hier doch, Freund, verweil' ich nicht: könnte doch die Nacht nicht schlafen, und mir leuchtet Mondes Licht. Habe Dank für dein Erbieten: komm und zeige mir den Weg; deinen Namen aber, Alter, nähm' ich gern mit auf den Weg.“

„Vanjagais bin ich geheissen, Andragais mein Vater hieß,
 kamen her mit Obovalar, der uns Siz hier nehmen ließ.
 So denn weist du's, sprach der Alte. Nenn' auch deinen Namen mir;
 scheinst mir kühn und kampfgewaltig, das bekenne gern ich dir.“
 „Egge heiß ich, sprach der Kämpfe; bin kein vollberühmter Mann;
 hoher Kämpfentwerke Ruhm noch meine Hand mir nicht gewann.
 Noch ist ohne Ruhmeszeichen, wie du siehst, mein blanker Schild:
 hab' ich Glück jedoch, so zeigt er, hoff ich, bald ein stolzes Bild.“
 „Nun so komm! zur Königsstraße führt von hier ein schmaler Steg,
 und die leitet hin nach Bern dich: vielbetreten ist der Weg;
 denn es zieht der Reden Menge Tag für Tag zum König hin:
 hold empfängt er immer Alle, wie des selbst ich Zeuge bin.“
 Also sprach der Wirth; sie giengen drauf selbender rasch und schnell,
 bis zum Heerweg sie gelangten. Hier nun schied der Waldgesell.
 „Dieser Straße, sprach er, folge, denn sie führt dich hin nach Bern:
 möge leuchten deinem Wege, kühner Held, ein guter Stern.“
 Rückwärts schritt der Waldbetrohner, aber vorwärts Egge schritt,
 während hoch am nächtigen Himmel still der Mond durch Wolken glitt.
 Nie die lange Nacht durch ruht' er auch nur einen Augenblick,
 bis die hohe Bern er schaute: rastlos trieb ihn sein Geschick.
 Mit der frühen Morgenröthe fröhlich er die Stadt betrat:
 nach der hohen Burg des Herschers eiligt er sich weisen bat.
 Wohl gefiel dem jungen Kämpfen sehr der hochgezinnte Bau,
 doch mit scheuen Blicken maßen ihn die Walchen, Mann wie Frau.
 Ja, die rebekühnen Walchen traten alle hinter sich:
 wie die Espähen vor dem Sperber nahmen sie den Winkelstrich.
 Diese bargen hoch auf Thürme, jene sich in Keller tief,
 und manch einer, blind vor Aengsten, ihm gerab' entgegen lief.
 Selbst die Götzen staunend schauten und kopfschüttelnd hinterdrein,
 als der Held die Stadt durchstürmte, sprachen: „Wer mag dieser sein?
 Unserm Herscher, ohne Zweifel, will der Wild' an Haar und Haut:
 nun, da mag er sich nur wahren: der empfängt ihn nicht zu traut.“
 Niesenhaft erschien den Leuten dieser hochgewachsne Gast:
 um drei Häupter überragte wahrlich er die Männer fast;
 darum gieng zu Bern die Rede, — leicht ja mochte das geschehn: —
 daß er nicht ob seiner Größe seine Füße könnte sehn.
 Wie von Feuerluth erstalte hell von Golde dieser Mann.
 „Bleibt zu Bern der lange Riese, zündet er die Stadt noch an!“

Also rief ein altes Weiblein, hinterm Fenster wohl versteckt:
solche Furcht der Alten hatte Brünne, Helm und Schild erweckt.
Als der Held nun kam an's Burghor, seht' er seinen Schild zu Fuß,
und hinein mit lauter Stimme rief der Nede solchen Gruß:
„Sagt, wo find' ich Dieterichen, den ich suchte viel und sehr?
Manches fremde Land durchlief ich, fand ihn aber nimmermehr.
Frauen haben mich gesendet, edel, reich und schön genug,
die den Fürsten gerne sähen, mag's geschehn mit gutem Tug.
Nie noch ward ich Frauenbote: nur durch sie hieher ich lief,
ihrethalben überschritt ich Berge hoch und Thäler tief.
Wohl mag ihrer er genießen: das, ihr Kämpen, sagt ihm an,
selber bin ich ihm Geleite hin zum Rhein auf irrer Bahn;
frei soll kommen er und scheiden, wie dem Fürsten das behagt:
aber sollt er mir sich weigern, nun, dann ist ihm widersagt.“
Diese Ladung ward dem alten Hildebrande hinterbracht;
auf die Zinnen hub der Nede sich sofort in seiner Nacht.
Staunend sah den jungen Held er, der die Frist zur Schau, benützt,
still der Antwort harrte, ruhig auf den langen Schild gestützt.
Und es rief der alte Nede zu dem jungen ungemuth:
„Wollenschaube¹! kaß dir ziente denn der Brünne güldne Gluth!
Nicht gekührt es sich in Waffen so zu Fuß nach Fürsten gehn:
der dir gab die güldne Brünne, mochte wenig wohl verstehen!“
Ruhig sprach der junge Degen: „Eure Sitte kenn' ich nicht;
doch kein Ross vermag zu tragen mich; der Rücken ihm zerbricht.
Eine königliche Jungfrau sandte mich in dieses Land,
daß ich ihr den Berner holte; sie verließ mir dieß Gewand.
Werne sähe sie den Neden, und mit Ehren mag er dann
wieder heim zu Lande lehren, auf mein Wort, der kühne Mann.
Bürge bin ich des dem Fürsten; doch versagte sich er mir,
nun, so weiß ich ihn zu zwingen, alter Held, das sag' ich dir.“
„Wärest du daheim geblieben, wärest du klug, sprach Hildebrand:
solche Ladung her zu bringen nenn' ich billig Unverstand.
Arundlich laß dir rathen, Anabe: denke schleunigst fortzugehn:
wenn mein Herr mit Lottern² kämpfte, würde dich er auch bestehn.“
Jornig blickte da dem alten in's Gesicht der junge Held.
„Allzu hart du, Mann, mich strafest: kämest du herab in's Feld,

¹ Mantel als Wollenschaube. ² Zerstören, Landstürmen.

soltest du ha'd anders sprechen! Doch um Dietrichs Willen sei
 dir das Schmäheiwert verziehen; kam frei her und scheide frei!"

Weiter nichts vor Zorn sprach Egge. Da wohl merkte Hildebrand,
 daß der Held gekränkt sich fühlte; doch das Zühnwort leicht er fand.
 „Mußt nicht zürnen, wenn ich scherzte, rief er; das ist so mein Brauch;
 ei, man sieht ja bald es, Rede, daß dich nicht gebär der Strauch.
 Was ich aber sagen wollte: Dieterich ist nicht daheim —
 ach, den Wildfang hier zu halten fehlt der rechte Honigseim! —
 magst ihn aber leicht doch finden: er durchstreift den Baiernwald.
 trägtst du Lust ihn zu bekämpfen, dort begegnest ihm du bald.
 Du scheinst kampfbegierig; aber zähme deinen Eifer, Held;
 manchen Necke schon er streckte blutig auf das grüne Feld.
 Weit bekannt ist des sein Name; darum rath' ich, such' ihn nicht,
 denn er könnte dich auch legen auf dein junges Angesicht.
 Willst jedoch du nicht es lassen, willst du mannbast greifen zu,
 nun, dann sieh ihm fest im Streite, wie dem Sturme sieht die Flu.
 Hast ihn du besiegt, so kehre, Held, nur wieder her nach Bern:
 dann magst du mit mir dich messen; dann mit dir, traun, kämpf'
 ich gern.“

Auf hub seinen Schild der Regen, Uriaub er zu Niemand nahm.
 Trotzig schied er jetzt von dannen, wie zur Burg er trotzig kam.
 Alle Leute nach ihm blickten, bis er in der Ferne schwand;
 wohin er des Landes kehrte, jeder leicht heraus das fand.
 An der Eisch nach dem Gebirge hin er raschen Sprunges lief;
 deutlich sah das von den Zinnen der nicht grade Wache schief.
 Mancher, der zuvor das Schweigen liebte, rief jetzt Hohn ihm nach,
 weil der Held es nicht mehr hörte; sonst sein Wit wohl lög' ihm
 brach.

Weiter Berg noch Thal ihn hemmte, weder Bach ihn hielt noch Fluß;
 ohne jemals um zu blicken lief er fort in einem Schuß.
 So geschah's denn, daß der Rede, noch an seinem Fuße lahm,
 mit der ersten Abendröthe munter gen Trident hin kam.
 Auf zur Burg flugs stieg der Schnelle, wo man wohl es ihm erbot.
 Als er satt war, ihn der Burgherr fragte — Frage war ihm noth —
 wannen er des Landes käme? dann, wohin er wolle noch?
 „Nach dem Berner such' ich, sprach er; wißt ihr ihn, so sagt es doch!"

„Ei, vor kurzem war der Rede hier; er ritt in's Baiertland,
 sprach der Burgherr; wenig Tage sind es, daß man hier ihn fand.
 Nach dem Berge Ronis¹ wandern mußt du; drüber führt ein Steg;
 hältst du sorgsam ein die Richtung, wanderst du den rechten Weg.“
 Ruhig schlief die Nacht der Rede; da jedoch der Morgen kam,
 hub sich Egge hin gen Norden, und sein Lauf war traum nicht lahm.
 Höher wurden stets die Berge, wilder stets der Wasser Sturz,
 aber nichts den Wandrer hemmte; seine Last war stets nur kurz.
 Gegen Mittag in der Wildniß kam ein Ungethüm ihm quer;
 schnaubend fuhr es aus dem Westen über seinen Weg ihm her;
 einem Kasse glich es unten, oben aber einem Mann;
 seittwärts ragten ihm zwei Schwingen, wie kein Vogel je gewann.
 Linbournflügeln glichen diese, fest mit Hornhaut überdeckt,
 die von hier in gleichem Braunschwarz um den ganzen Leib sich streckt.
 Einen Wurfgeer seine Rechte kreisend über'm Haupte schwang;
 an der Seite hieng ein Schwert ihm, spannenbreit und Kasterlang.
 Aus dem Meer emporgestiegen war dereinst dieß Ungethüm,
 in die Wildniß hier verlockt' es dann sein eigner Ungeßüm.
 Hier nun warf es alle Thiere nieder, die sein Grimm ersah;
 auch so manchem kühnen Reden gleiches Leid von ihm geschah.
 Ohne Gruß mit wilder Grimmiwuth auf den Held den Geer es schoß,
 dazu brüllt' es, daß der weite Wald ergoll, der sie beschloß.
 War so fest nicht Eggen Brünne, hätte nimmermehr er traum
 fürderhin gesucht nach Dietrich, den so gern er wollte schaun.
 Da der Geertwurf ihm versagte, zog es flugs sein breites Schwert;
 mit der Kraft des Donners schlug es grümmig auf den Reden werth,
 daß das Feuer aus den Ringen loht' und er zu Boden sank:
 nimmer that in seinem Leben noch der Rede solchen Wank.
 Doch nicht lange lag der Kühne; neue Kraft ihm gab der Jörn,
 und nun ließ sein Schwert erklingen er an seines Feindes Horn.
 Hageldicht die Streiche fielen ihm auf Schultern, Haupt und Brust,
 denn mit jedem guten Schläge wuchs am Kampfwertl Eggen Lust.
 Bald ringsum die Stüde flogen, klein' und große sander Zahl.
 Wer nach Wunderbeinen gieng, fände hier die schönste Wahl;²
 denn nicht früher hemmte wahrlich Egge seines Schwertes Schlag,
 als bis hier in tausend Trümmern dieses grimme Reerthier lag.

¹ Val di Non. ² Dem hat auch die Ausgrabung später wohl ausgedeutet.

So gewaltig schlug hier Egge: traun, ihm ward vom Streite heif.
 Raun daß er verschmausen wollte; von der Stirn ihm rann der Schweiß.
 Als er sah, was hier gethan war, kam ihm selbst ein Lachen an,
 und nach einer kurzen Ruhe hub er neu sich auf die Bahn.
 Bald darauf an eine Linde der behende Wandrer kam,
 wo von einem wunden Reden Klageruf sein Ohr vernahm.
 Zu dem Wunden sprach der Kühne: „Sage, wer zerhieb dich so?
 Wenn ich, Held, dir helfen könnte, mach' es traun das Herz mir froh.“
 Zum Gesunden sprach der Wunde: „Dietrich hat mir so gethan,
 der von Bern, der Kämpfen kühnster; hier wohl endet meine Bahn.
 Keiner sollte den bestreiten; er hat eines Leuen Muth;
 seine Kraft ist unerschöpflich; keinem wahrlich kommt es gut.“
 Niedersehte sich der junge Redde zu dem wunden Mann;
 seine Wunden schau'n und messen er mit Aug' und Hand begann.
 „Wetter! nimmer noch erblickte Wunden ich so lang und tief,
 so viel ich auch Wunden schaute,“ sich verwundernd Egge rief.
 „Im Gebirg und in der Wildniß hab' ich doch gestritten viel,
 habe Wunden selbst geschlagen; aber Alles hat sein Ziel.
 Unter Helm und unter Brünne, Held, ist wenig an dir heil:
 Schwert er so nicht können hauen: dich zerschlug ein Donnerkeil!“
 „Nein! kein Donnerkeil zermalmt, junger Redde, mir den Leib;
 selber hab' ich mir erworben diese Wunden durch ein Weib.
 Ruhm mir zu gewinnen zog ich heut mit kühnen Helden aus:
 war auch dieses nicht mein erster, ist es doch mein letzter Strauß.
 Ruodhild, meine Traute, wollte nie mir reichen ihre Hand,
 bräch' ich nicht den stolzen Verner ihr zur Brautlaufst in das Land:
 Dietrich nur den Kranz ihr sollte flechten in das blonde Haar:
 ihn zu holen ritt ich: nimmer scheut ja Liebe die Gefahr.
 Glaubte halb durch Schmeicheltrede zu gewinnen seine Huld,
 kam es aber doch zum Streite, nun, so war's nicht meine Schuld.
 Hohen Ruhm auch mir es brachte, wenn den Helden ich bezwang,
 mit Gewalt zur Burg ihn führte; hold mich Ruodhild dann umschlang.
 Statt des Ruhmes, junger Redde, warb ich mir nur dunklen Tod;
 sehr entgalt ich meines Hochmuths. — Schweig! O Trostes ist nicht
 Noth!
 Lange mein nun harrtet Ruodhild; nimmer schmückt ihr Haupt der
 Kranz,
 soll ihn Dietrich dar ihr reichen: mir erlosch der Liebe Glanz. —

Ritt selbvierter nach dem Fürsten, wollte nach der hohen Bern:
 doch nicht weit wir sollten reiten. Wir gewahrten, wie von fern
 herwärts kam ein stolzer Hede; bald kam gegen uns der Held:
 einen güldnen Leun im Schilde ließ er leuchten über's Feld.
 Drau erkannten wir den Fürsten, und ich sprach ihn freundlich an:
 aber nicht er wollte lassen wenden sich von seiner Bahn.
 Na'ch da griff ich nach dem Schwerte, weil er blieb der Bitte taub,
 hoffte mit der Freunde Beistand ihn zu werfen in den Staub.
 Er besund uns alle Viere. Dreie sanken bald dahin,
 zahlten alle mit dem Leben: selbst ich nun der Vierte bin.
 Die den Kampf vereint wir kämpften, eine nun auch hier das Grab;
 darum bitt' ich, junger Degen, denn mir brach der Hoffnung Stab."
 "Deinen Namen möcht' ich wissen: nennst du deinen Namen mir?
 sprach der heile Mann zum Wunden; gern bin ich zu Willen dir;
 aber nicht wirst, Held, du sterben, nein, genesen wirst du noch.
 Auch die tiefsten Wunden heilen: dieser Trost gilt immer doch."
 "Meinen Namen dir ich nenne: bin von Lene Helerich,
 und auch meine Kampfgenossen magst du kennen, freut es dich.
 Meinen Bruder Riudegast nenn' ich als den ersten dir,
 ihn, den starken Schildgerümmeter, hieß ich leider folgen mir.
 Hug von Mainz dann war der Andre, der zur Fahrt mir gab Geleit,
 denn wo's galt das Schwert zu schwingen, fand ich immer ihn bereit.
 Ortwin von Bemm, den Schlaunen, als den Dritten ich entbot:
 er auch folgte, denn er fürchte gern den grünen Boden roth.
 Freunde waren wir, Gesellen, tren vereint seit langer Zeit,
 war's zum Scherze, war's zum Ernste, jetzt auch hier zum letzten Streit:
 Jetzt ist Alles dir verkündet. Meine Wunden brennen mich.
 Hebe mir das Haupt ein wenig, darum, Held, jetzt bitt' ich dich."
 Egge that des Wunden Willen. „Held, nun sage mir geschwind,
 wohin wandte sich der Berner?“ sprach da Mendigeres Kind;
 „denn ich muß den Recken sprechen. Ihn zu finden gieng ich weit.“
 „Wehe dir, versehte Helerich, suchst du mit dem Fürsten Streit.
 Traun! nicht dir ergeht es anders als es uns mit ihm ergieng:
 Jeder, der an ihn sich wagte, immer noch den Tod empfing.
 Darum laß den Berner reiten; wende dich von seiner Spur:
 dorthin ritt er, wo die Buchen du gewahrst auf oder Flu.
 Also ist ih' seine Brünne, daß kein Schlag sie je verlegt,
 und sein Schwert von solcher Güte, daß es Stahl wie Tuch zerlegt.

Schlüg' er wieder eine Felswand, müßte sie zu Trümmern gehn:
 darum, bist du küßn auch, hüte dich den Neden zu beschern."
 Lächelnd sprach der junge Kämpf: „Held, du weißt nicht, wer ich bin.
 Nicht geringer meine Waffen wahrlich sind. Die Königin
 gab sie mir mit eignen Händen, Seburg, die zu Köln gebeut."
 „So bist Egge du, der Starke! seh' zum ersten Mal dich heut."
 Also sprach von Lone Helfrich. Egge sagte: „Ja, sie hat
 nach dem Berner mich gesendet; ihn zu holen sie mich bat,
 sei's mit Güte, sei's mit Zwange; darum fahr' ich durch das Land;
 war bereits zu Bern, den König aber nicht daheim ich fand."
 Warnend sprach der wunde Kämpf und er seufzte tief dazu:
 „Gehst du nach dem Berner, Egge, gehst nach deinem Tode du!
 Folge nicht der stolzen Jungfrau, sie gebor's aus Uebermuth:
 Nimm an mir dir doch ein Beispiel, das ist wahrlich, Held, dir gut."
 „Nath', o Helfrich, mir nicht Schande, sprach der Held, es muß nun sein.
 Alle Frauen an dem Rheine dürften billig spotten mein,
 lehr' ich heim mit leeren Händen, und mein Lob, es wäre todt:
 daß den Held ich schleunig finde, das fürwahr nun thut mir Noth."
 „Mag denn nicht mein Nath dich wenden, mag nichts ändern deine Noth,
 nun, so bind mir meine Wunden, Held, und nimm' mein Roß dafür:
 hat mich zwischen Köln und Speier oft getragen, nimm es hin:
 nicht in Baiern noch in Schwaben bess'res geht; des Bürg' ich bin."
 „Gern die Wunden dir ich kinde, für dein Roß doch dank' ich dir.
 nimmer mag ein Roß mich tragen: ei, was sollt' ein Roß da mir?
 Glaub' auch, wirst es selbst noch brauchen. Wand ich hier der
 Wunden Ranft,
 bind' ich auf dein Roß dich feste, heim dann trägt wohl dich es sanft.
 Aber womit soll ich binden? Habe Binde nicht noch Wand.
 Doch was thut's? ist Riess und Winse doch in Menge hier zur Hand.
 Binde Witen beut das Strauchwerk. Nun, versuch' ich meine Kunst;
 kamst du heim, so bindet besser deine Traute jeden Kunst."
 Also sprach der junge Degen und er schritt sofort zur That;
 doch eh' Riess er drei Handvoll rüßte, kniefred an ihn trat.
 „Ueberlaß nur meinen Händen diejen Wunden, sprach der Zwerg;
 Binden, Kräuter, Wurz' und Salben, Alles hegt mir hier mein
 Verg.

Ich versteh mich auf die Heilkunst; diese Kenntniß dir gebührt.
 Wunden magst du schlagen, Nede; Wunden aber heilen nicht.

Jeder Zwerg und jede Zwergin, traun, versteht sich darauf baß: habe schon geheilt so Manchen; nicht aus Ruhmgier sag' ich das." „So besorg' ihn," sprach der Rector, nahm dann Urlaub zu dem Mann, und mit den gewohnten Sprüngen hub er hin sich in den Tann, hielt genau die Richtung inne, wie sie Helfrich gab ihm kund: nach dem Berner sein Verlangen einmal unbezwingbar stund.

Nun wahrlich, sagte Berta, als Haspinger einhielt, Egge wäre mein Wundarzt! Moos, Vinsen und Ruten von den Estrüchern will er zum Verbande nehmen. Da war es wirklich gut, daß der Zwerg herbeikam, obgleich auch dieser wohl kaum zu Salerno oder Montpellier die Heilkunst gelernt haben wird.

Allerdings hat er sicher nicht auf einer der beiden altberühmten Schulen der Heilkunst die seine erlernt, antwortete ihr Leodegar. Aber das deutsche Alterthum schrieb den Wald- und Verggeistern besondere Kenntniß darin zu, und läßet sie auch Helden darin unterweisen. So heißt es in der Gudrun:

Si heten in langer zlte dā vor wol vernomen,
daz Wate arzet wære von einem wilden wibe:
Wate der vil mære gefrumete manegem wunden an dem libe.

Der heilkundige Zwerg hat also durchaus nichts Auffälliges. Unter den Helden der Sage, die den Namen Helfrich führen, herrscht übrigens, um auch das nicht unerwähnt zu lassen, große Verwirrung. Einen Helfrich, den Sohn Berchters, nennt das Gedicht vom König Rother (Band I.). Innerhalb der Dietrichsage erscheinen dann 1) Helfrich, Dietrichs Mann und Blutsfreund, 2) Helfrich von Lunders und Helfrich von Lothringen, Eghels Vasallen, 3) Helfrich von Lune, der Vater Rentwins, 4) unser Helfrich, der bald von Lone, Lane, bald von Bunne (Bonn) heißt. Der Name Lane, Lone ist wahrscheinlich auf den Lahngau (Logunahi) zurückzuführen, der bekanntlich seine eigenen Grafen hatte. Uebrigens ist der Ortsname Lone bis an die Nordsee hinab häufig, worüber man bei Förstemann Band II. nachlesen kann. Da unseren Helden jedoch sein Hof häufig „zwischen Speier und

Köln“ getragen hat, so haben wir auch in dieser Gegend seine Heimath zu suchen. Ueber die drei Freunde Helerichs giebt uns die Sage keinen weiteren Aufschluß.

Die ganze Geschichte mit Helerich, sagte Gräfin Irmgard, scheint mir auch nur eingestochten, und zwar nicht ungeschickt, als Warnung für Eggen, der sich jedoch nicht warnen läßt, und um unsere Theilnahme an ihm zu steigern, was nicht uneben erreicht wird. Aber was meinen Sie, ist das dem Meere entstiegene Ungeheüm nicht der griechischen Mythologie abgeborgt? Es erinnert fast allzu deutlich an die Kentauren.

Von diesen unterscheiden es die Lindwurmsflügel, antwortete ihr der alte Graf. Die Wassergeister der deutschen Mythen erscheinen zuweilen als Menschen, zuweilen als Rosse und zuweilen auch als Mannrosse oder Rossmänner. Das mag auf uralter Beziehung des Pferdes zum Meere beruhen, wie ja auch bei den Hellenen Poseidon der Schöpfer und Geber des Rosses war. Auffällig ist es allerdings, daß Eggen, der sich schon durch seinen Namen als ein Meerries zu erkennen giebt, ein Wassergeist bekämpft. Najo, Egge und Degir fallen zusammen, wie der Flußname Eider lehrt, welcher altdeutsch Egidora, altnordisch Degis dura, die Thüre des Egi oder Degir lautet, und hierdurch wird uns des Egge ursprüngliches Wesen erschlossen. Aber die Umgestaltung des Mythos in Heldensage ist in diesem Gedichte viel weiter vorgeschritten als in allen andern bisher besprochenen, und so dürfen wir uns über einzelne Unzuträglichkeiten nicht eben sehr wundern. Ursprünglich trat der Rossmann Eggen wohl nur abmahnend vom Kampfe mit Dietrich entgegen, und erst, als dieß wirkungslos blieb, mochte er Gewalt anwenden. Unserem Gedichte jedoch kam es nur darauf an, Eggen Streithewalt anschaulich zu machen, und so mochte es auch den Rossmann sogleich ihn feindlich anfallen lassen.

Darauf fuhr Haspinger fort:

Helerich genas, und er gab Manchem davon seit Bericht,
wie der Bernerheld Herrn Eggen kam im Walde zu Gesicht.
Selbst er zeigt' ihm ja des Berners tief im Tann verborgne Bahn:
ohne seine Weisung schwerlich traf der Held den Fürsten an.

Immer finst'rer, immer dichter ward der kaum betretne Wald,
 doch er sah des Rosses Hufspur und so traf den Held er bald.
 Bald auch sah den Helm er leuchten, den der kühne Berner trug,
 denn auch in des Waldes Finstre Hildegrim gab Licht genug.
 Doch auch Eggen Helm der helle gab fürwahr nicht mindern Schein.
 Traun, es war, als ob zween volle Monde durch das Laub hinein
 leuchtend blinkten. Dietrich staunte, da des Lichtes wahr er nahm.
 „Nimmer, sprach er, doch von einem Helme solch ein Lichtstrahl kam!
 Selig sei die Hand des Schmiedes, die so leuchtend machte dich;
 jedes Jahr gewinnt an Helle, guter Helm, du sicherlich.
 Nun das freut mich. — Doch vernahm ich da von Stahl nicht
 hellen Klang?“

Eggen Brünne war's, die dröhnte, da dem Berner nach er sprang.
 Wenn der Schild den Halsberg rührte, sich der laute Klang erhob,
 der sich hell und immer heller in des Berners Ehren grub;
 daran merkte denn der Rede, daß ihm Jemand eilte nach.

Da sein Ross er hemmt und freundlich zu dem jungen Held er sprach.
 „Gerne würd' ich, Held, dich grüßen, wüßt' ich, ob genehm es dir.

Wonach eilst du? Sandte Jemand etwa, Rede, dich nach mir?“

Egge stund und also sprach er, zu dem Berner hingewandt:

„Schöne Frau'n am Rheine haben mich nach Dietrich ausgesandt.

Bist von Bern der kühne Dietrich du, so gieb es schnell mir kund,

daß mich zwecklos mit Gerede nicht verweile hier mein Mund.

Gerne wünscht den Held zu schauen Seburg mit der weißen Hand;

diesen Helden aufzusuchen, wiß', durchmaß ich manches Land.“

Lächelnd zu dem raschen Boten sprach von Bern da Dietrich:

Manch ein Dietrich lebt zu Bern wohl, manch ein kühner, sicherlich:

aber meinst du jenen Dietrich, dem das Erbe Dietmar ließ,

hast den rechten du gefunden, wenn man den dich suchen hieß.“

„Ja, den such' ich, sprach der Schnelle. Sage, folgst du mir zum
 Rhein?“

Schöne Frauen magst du schauen und manch holdes Mägdlein;

wünschen alle dich zu kennen, dich, des Ruhm die Welt erfüllt:

wie du laust, magst frei du scheiden; dieses sei dir unverhüllt.“

„Lieber, sprach der kühne Berner, spar' dein Werben, denn ich kann
 nicht dir hin zum Rheine folgen; mein begehrt jetzt dieser Tann.“

„Nun, so rüste dich zum Kampfe, denn es muß nun einmal sein:

folgst du willig nicht, so folgst du mir gezwungen an den Rhein!“

Egge rief's mit Zorn, doch Dietrich sagte drauf: „Du sprichst in Wahn.
 Warum sollt' ich mit dir kämpfen? Hast mir Leides nicht gethan.
 Und was sehn an mir die Frauen? Bin ein Mann wie viele sind:
 traun, an mir, du magst mir's glauben, sah sich niemals eine blind.“
 „Nach' es kurz, sprach wieder Egge, Mendigeres kühner Sohn;
 Ich versprach dich hin zu bringen, bin des Weigerns nicht gewohn.
 Folgst du, wohl! Doch bist du störrisch, nun so zieh nur flugs dein
 Schwert;

will vergebens nicht gegangen sein nach dir, du Rede werth!“
 Dietrich gab dem Ross die Sporen. „Jeder seine Straße kennt,
 sprach er; nicht gewohn zu leschen bin ich Feur, das mich nicht brennt.
 Habe mit dir keine Fehde, darum wandre deine Bahn.
 Bin kein Hahn, der toll sich aufstraucht, sieht er einen andern Hahn.“
 Damit ritt der Held von dannen, jedoch Egge rief ihm nach
 über Schildes Rand, der Kühne: „Held, bewahre dich vor Schmach!
 Lehre, kühner Rede, Lehre! Steh' auf meinen Fuß'n hier,
 kann nicht dir, dem Reiter, folgen. Sieh doch meine Waffenzier!
 Diese Brünne hell von Golde, die kein Schwert verlegen mag,
 dieser Helm auf meinem Haupte, der an Glanz besiegt den Tag,
 dieses Schwert, das Zwerge schufen, und das kaum ein Land vergilt:
 Alles wird dir, wenn mit Unrecht, Held, man dich der Zagheit
 schilt.

Vollbild heißt die gute Brünne und mein Kampfschwert Egisach.
 Nimmer trug ein Rede bessres! Stahl durchschneidet es wie Wachs.
 Ibor ist der Helm geheizen; schau den Eber, der ihn schmückt:
 nimmer ward von Schwertes Schlage noch ein Härlein ihm zerstückt.“
 Wider diesen Anruf also sprach da Dietrich, Dietmars Sohn:
 „Meine Brunn' ist nur von Eisen, aber Kampfes wohl gewohn.
 Auch mein Helm ist licht genug mir; oft ich ihn zu Streite trug,
 und mit diesem meinem Schwerte manchen guten Schlag ich schlug.
 Nicht begeh'r ich andrer Wassen, und ich kämpfe nicht mit dir.
 Jeder könnte so mir kommen; so nicht, Held, behagt es mir.
 Wer der Zagheit mich zu schelten wagt, dem zeig' ich meinen Muth.
 Wer der Zagheit mich zu schelten wagt, dem zeig' ich meinen Muth.
 Nicht mit dir ich Fehde habe, darum ist uns Friede gut.“
 List da wob der Mann zu Fuße: „Rede, nieder auf das Land,
 rief er, steig von deinem Rosse; Siehe deut uns dieser Rand.
 Liebe Nähre dir ich künde; traun, dein Herz wird freudenvoll:
 deinem hohen Kämpferuhme bring' ich billig diesen Zoll.“

Dietmars Sohn ihm gab zur Antwort, und er that es wohl bedacht:
 „Gättest, wähn' ich, traun mich gerne wohl vom Rosse hier gebracht?
 aber Herr auf meinem Falken bin ich, sieh, zu jeder Frist:
 willst mit Truglist du mich fangen, mußt du suchen bessere List.

Doch ich will zu dir mich setzen, bindest du den Helm zuvor
 ab von deinem Haupte, Rede; dann nur biet' ich dir mein Ohr.
 So will deiner Mähr' ich lauschen, anders aber kann's nicht sein:
 Gott nur hört uns in der Ede und des Waldes Vögelin.

„Nicht ein Wörtlein dir ich sage, sprach da Mendigeres Kind,
 nein! ich will von dir mich wenden, deinen Ruhm doch mach' ich
 blind.

Magst von Bern zu sein dich rühmen, Dietrich magst du heißen auch,
 doch von Bern dem edlen Fürsten gleichst du wie dem Ar der
 Gauch.“¹

„Ich bin Dietmars Sohn, kein Andrex, sprach der kühne Dietrich.“
 „So log Jasold dort, mein Bruder, trog die Herrin so wie mich;
 laut er rühmte deine Kühnheit, doch er lobte nur nach Bahn;
 säh' er dich mit eignen Augen, würdest andern Spruch empfahn!“

Also rief mit Jorn da Egge, Dietrich aber sprach das Wort:

„Lobte mich dein Bruder Jasold vor den edlen Frauen dort,
 weiß ich dafür Dank dem Reden, will sein Lob auch mehrten wohl;
 sein will nimmer ich vergessen, wo man Helden loben soll.

Aber sieh, es sinkt die Sonne, sieh, der Tag zu Riste geht:
 willst du warten bis die Sonne wieder dort im Osten steht,
 gern will dann ich dir beweisen, daß dich Jasold nicht belog,
 als er freundlich mein gedachte: weber sie noch dich er trog.“

„Schweig, o schweig! Du bist ein Zager! wähnst, ich traue deinem Wort?
 wenn die Nacht uns erst beschattet, reitest du behende fort.
 Flugs du steigst von deinem Rosse, bist du nicht ein zager Wicht;
 satzsam leuchtet uns zum Kampfe, mein' ich, auch des Mondes Licht.

Also rief aus Streitgier Egge, Mendigeres kühner Sohn:

„schnell da stieg vom Rosse Dietrich, solcher Schelte nicht gewohn.

„Unbeschimpft bis heute wahrlich, Rede, sprach er, zeig' ich dir,
 daß dein Schwert ich wenig fürchte, willst du's nicht erlassen mir.“

Kaum daß Dietrich von dem Rosse nieder auf den Boden kam,
 flugs war Egg' ihm auch zur Seite, bei dem Zaum das Roß er nahm;

¹ Kunstz.

ferne hin um eines Baumes Ast den reichen Jaum er schlang.
dann zurück mit großen Sprüngen zu dem Berner kühn er sprang.
„Nun erst hab' ich dich gefunden, seit den Boden tritt dein Fuß,
und nun wiederhel' ich, Nede, dir denn meinen ersten Gruß:
Komm mit mir nach Köln, die holde Königin doselbst zu sehn;
kannst nicht fort, drum folge willig, denn es muß ja doch geschehn!“
Trophes Ruthes rief dieß Egge; Dietrich aber düster sprach:
„Sehr verdreust mich deiner Hochfahrt, die, traun, alle Schranken
brach.

Ei, du rebeschneller Schwäger, dünst' ich dich so fingerzahn?
Bald fürwahr du sollst empfinden, daß ich krumm nicht bin noch lahm!
Traun! ich irre dich der Mähre, die du sagen willst den Frau'n,
ja mit meinem guten Schwerte will das Wort ich dir gerbau'n!“
Also sprach der kühne Berner und er hub den Schild zur Brust,
zog den Nagling aus der Scheide: jezt war Kampf auch ihm nur Lust.
Auch nicht Egge säumte lange: hoch den Egisachs er schwang,
und nun schlugen beide Neden, daß jedweder Schild erklang.
Mußte von der Schwerter Schlägen bleichen auch der Helme Glanz,
lohte doch um beider Häupter hell ein lichter Feuerkranz.
Hoch empor sein Schwert hub Egge, schlug nach Dietrich ohne Ziel;
ab den Bäumen schriet der Starke schnell der grünen Aeste viel;
suchte nach des Gegners Leben durch den Schild und durch den Helm:
um das Haupt den Streitern schwirrten Aeste, Zweige, Ries und
Nelm.¹

Dietrich Eggen auch nicht sparte. Hoch den Schild in linker Hand,
schlug den Gegner er mit Kräften auf das lichte Streitgewand;
bald jedoch die grimmen Kämpen hemmte jezt die finstre Nacht,
beide wünschten Tages Helle, recht zu zeigen Kunst und Macht.
Dum zu seinem Widerwinnen wandte jezt sich Dietmars Sohn:
„Held, fürwahr, ich bin ermüdet; bin des Streites zwar gewohn,
aber heute stritt mit Bieren ich und ward im Streite wund:
nicht mehr kämpfen möcht' ich heute, wahrlich, wär' ich auch gesund.
Warte darum, bis am Himmel leuchtend dort die Sonne strahlt,
dann versuchen wir uns besser; kühner Kampf die Last uns zahlt.
Will dir, Held, ja nicht entweichen; traun, entweichen nicht ich mag.
drum, durch aller Frauen Ehre, warte, bis uns kam der Tag!“

¹ Baummoss und vermodert Holz, Holzhaub.

Auf die Rede zu dem Berner also freundlich Egge sprach:

„Gern gewähr' ich dich des Wunsches; ja, die Nacht hat Ungemach.
Niemand soll im Finstern streiten, ist der Kampferfahnen Vort.
Komm, wir ruhen, bis die Sonne leuchtet, an der Eiche dort!“

Gaspinger hielt inne, um dem Gespräche über das Vorgetragene Raum zu geben.

Das ist wirklich ein schönes Gedicht, nahm Gräfin Irmgard das Wort. In ihm erkennt man recht deutlich, welchen Fortschritt die Dichtkunst seit dem zwölften Jahrhunderte gemacht hat. Erscheinen dort die Gestalten der Helden immerhin etwas holzschnittartig, so haben sie hier volles, frisches Leben. Wie schön ist der stürmisch kühne Egge und der gehalten mutige Dietrich gezeichnet und ausgeführt. Jetzt ist Dietrich, das empfindet man, seinem weisen Meister Hildebrand völlig erwachsen und nicht mehr bedarf er dessen Leitung. Wenn uns also auch der ursprüngliche Sinn des Mythos in diesem Gedichte unauffindbar bleiben sollte, so werden wir doch dafür durch die ganze Haltung des Gedichtes hinreichend entschädigt. Wie würden wir solche Dichtung rühmen, wenn sie fremdem Volke zugehörte, und wir sie uns nur durch gelenke oder ungelenke Uebersetzung dürftig angeeignet hätten! Aber da sie unser altes Eigenthum ist, wer achtet ihrer?

Du hast recht, sagte Verta. Aber ich habe nicht Alles verstanden, und gerade weil die Dichtung so schön ist, möchte ich gern Alles verstehen. Warum will Dietrich nur dann zu Eggen sich hinsetzen, wenn dieser den Helm erst sich vom Haupte binde?

Das Abbinden des Helmes, sagte Huno, war ein Zeichen, daß die Feindschaft ab und Friede sein solle. Es genügt eine Stelle statt vieler; geben Sie mir einmal die Gudrun her.

Er erhielt das Gedicht, schlug auf und las:

Hetele der herre vil hêrlichen streit.

er kam ze Waten dem alten, daz was dem helde leit.
der recke ruoste an Hagenen: „Durch iuwer selbes êre
lât sich den haz verenden, daz unser friunde nicht sterben mêre.“

Hagen dô frâgete lûte, grimme was sîn muot,
durch wen er'z scheiden solte. Dô sprach der helt guot:
„Diz bin ich Hetele von Hegelinge lande,
der sîne lieben mäge sô verre nâch froun Hilden hin gesande.“
Hetele der fûrste den helm abe gebannt.
den fride hîrt man rûesen dô über al daz lant.
dô sprach vater der Hilden, daz es gescheiden wære:
dô hîrten die frouwen in maneger zite in nie sô liebiu mære.

Gut, sagte Verta, und wenn Dietrich hinzusetzt, „nur Gott und die Waldbögel hörten sie,“ so will er damit sagen, er dürfe sich schon ins Gesicht loben lassen, weil kein anderer Mensch es höre, oder nicht?

Sie haben es getroffen, mein Fräulein, entgegnete ihr Edman. Und wenn Dietrich nicht ohne Sonne kämpfen will, so befolgt er nur eine alte Vorschrift, die auch Egge recht wohl kennt. Schon im ersten altnordischen Liede von Sigurd heißt es:

Keiner hebe Kampf mit Männern,
schwebt des Mondes Schwester nidwärts.
Die Sieg haben, die sehen können,
Schwertspiels gierig oder im Schwarme streitend.

Man soll also weder im Einzelkampfe (Schwertspiel) noch in der Feldschlacht (im Schwarme) streiten, wenn die Sonne niedergeht.

Hiermit dürfte wohl Alles erklärt sein, was etwa einer Erklärung bedarf, sagte Haspinger, und ich fahre fort:

Als sie sahen, sagte Dietrich: „Held, du hast mir warm gemacht:
deines Schwertes Schläge lohten, Feuerbrände, durch die Nacht.
Nenne doch mir deinen Namen; nennst ihn, traun, mit Ehren, Held,
denn fürwahr, nie kühnern Kämpfen trug bis heut ein Waffenseld.“
„Egge heißt' ich, sprach der Redde; Weniger mein Vater hieß.
der mir und den beiden Brüdern ungetheilt das Erbe ließ.
Hasold, wisse, nennt der Eine sich, der Ander' Ebenrot.
Jezo kennst du, Held, die Namen, die der Vater selbst uns bot.“
„Held, du bist an Wuchse höher, dünkt mich, denn manch andrer Mann,
und, wie selbst ich hier es fühlte, keiner grôere Kraft gewann,

sagte Dietrich; keinen Härtern fand ich bis auf diesen Tag:
glücklich mag sich jeder rühmen, der im Streite stehn dir mag!"

Lächelnd gab zur Gegentrede Mendigeres lühner Sohn:

„Eine Waldmaid unsre Mutter, Wobelgard, der Jagd gewohn,
streifte fernhin über Berge wie durch manchen finstern Tann:
und im Wald auch mit Gewalt sie Mendiger zum Weib gewann.

Doch mich schläferst, laß uns schlafen, Held, wenn dir es so behagt;
länger schon denn sieben Nächte blieb ein Bette mir versagt;
gieng von Köln nach Bern hinüber über des Gebirges Schnee,
dich zu holen; schöne Frauen harren dein auf grünem See.“¹

„Wie du meinst, versetzte Dietrich. Schlaf denn, wenn es dir behagt;
aber thörichst deine Frauen nenn' ich, offen sei's gesagt,
daß sie dich so ferne Wege sandten nach so schlechtem Mann:
Wunder ist es, was Gelüstes doch schon manche Frau gewann.

Und auch du, der du dich senden liehest, dünkst mich wenig klug.
Nun, so schlaf denn, ich will wachen, hast zum Schlaf hier Raums
genug.“

„Waffen! schrie der junge Kämpfe, soll an dich ich lassen mich?
Wenn ich schlummre, magst du wahrlich allzuleicht entfernen dich.“

„Nuhig magst du schlafen, Egge. Nimmer brech' ich meine Treu,
sprach der Berner; Schande wär' es; davor, Held, empfind' ich Scheu.
Immer müßt' ich ja mich schämen, wär'd' als Flüchtler ich erkannt:
weithin wird des Berners Name, wähn' ich, nur mit Ruhm ge-
nannt.“

Zu des Berners Füßen Egge legte hin sich in den Grien,²

Dietrich aber macht' ein Feuer; bot der Wald doch trocknen Aien;
und so saß er, bis vorüber gieng die Hälfte dieser Nacht:
Treuer ward von seinem Feinde nimmer noch ein Feind bewacht.

Als die Hälfte nun verstrichen war der Nacht, mit leisem Wort
Dietrich rief: „Erwache, Degen!“ aber Egge schlief noch fort.
Sanft ihn Dietrich da berührte: „Wache, Held, ermuntre dich!
habe treulich dein gehütet, nun magst du bewachen mich.

Für die Stunden bis zum Morgen schließ' ich meine Lider zu:
wie ich dir den Leib beschirmte, schirme nun den meinen du!“
Ohne Säumen streckte Dietrich sich zu seinen Füßen hin.
Egge saß und wachte treulich, stützend mit der Hand das Kinn.

¹ Hügel. ² Sand.

Nicht an Trug der Rede dachte, ferne blieb ihm diese Schuld,
 doch nach kurzer Frist erfaßte Kampflust ihn und Ungebuld.
 „Wehe! rief er; ach wie lange dauert die verwünschte Nacht?
 Held, wie lange willst du schlafen? Wäre doch vorbei die Wacht!“
 Schweigend wieder sah der Degen, aber nur geringe Frist.
 „Will der Himmel nie mehr hellen? O wie trüg du, Sonne, bist!“
 rief der Held und mit dem Schwerte stieß die Feuerbränd' er fern:
 „O wie lange willst du heute säumen, guter Morgenstern!“
 All die Weile lag in Sorgen Dietrich und Schlafes frei,
 er ermah des Gegners Stärke, seine Wunden auch dabei,
 die jüngst Helfrich ihm im kühnen Streite schlug und Luudegast,
 Hug und Ortwin; und nun kam ihm neues Streites Ueberlast.
 „Dietrich, seufzt' er, lieber Bruder, seh' ich jemals wieder dich?
 Ach! vergebens wohl erwarten Hildebrand und Wolschart mich!
 Alle werden mich beklagen, unterlieg' ich dieser Noth:
 Meinen Oheim Irmenrichen einzig wohl erfreut mein Tod!“
 Während Dietrich scheinbar schlummernd lag und still erwog sein Loos,
 gab mit seiner starken Faust ihm Egge plötzlich einen Stoß.
 „Immer, rief er, hört' ich rühmen, Dietrich froh des Kampfes sei:
 warum schläfst du jetzt so lange? Sieh, die Nacht ist fast vorbei!“
 Aufsprang Dietrich, zornig rief er: „Egge, wahrlich, du bist grob!
 wenn mit Stößen du die Reden wedest, mehrst du kaum dein Lob!“
 „Wozu zaudern? In des Morgens Frische kämpfen Reden gern:
 sieh! dort eben steigt in Osten endlich auf der Morgenstern.“
 So sprach Egge. Sonder Säumniß nahm er seinen Schild zur Hand,
 zog den Ggisack, den scharfen, und nahm kampfgerechten Stand.
 Dietrich trat ihm kühn entgegen, ob man gleich noch wenig sah:
 jetzt geschah ein Kampf von Helden, wie noch keiner je geschah.
 Ob' zum Kampfe Dietrich antrat, wandt' er gegen Osten sich,
 faltend auf der Brust die Hände. „Vater, fleht' er, schirme mich,
 gib mir Sieg in diesem Kampfe, wenn zum Heil es mir gereicht;
 meinen Worten blieb des Gegners Herz, du weißt es, unerweicht.“
 Als das Egge sah, da rief er: „Das vergaß ich, meiner Treu!“
 Drauf gen Norden zum Gebete wandt' er sich ohn' alle Scheu.
 „Wodan, rief er, Sieges Vater, weiß, du liebst die Kämpen ja;
 hab' um nichts sonst dich zu bitten: gern besiegt' ich diesen da!“
 Kaum hat sein Gebet gesprochen Egge jetzt, so schlug er auch,
 daß nicht bloß die Funken sprühten, Feuer gab's vielmehr und Rauch.

Dietrich aber stritt besonnen, bot entgegen ihm den Schild,
 dachte: nun, vielleicht ermüden ihn die Schläge stark und wild.
 Doch da täuschte sich der Gute; denn je wilder Egge schlug,
 desto mehr die Kraft ihm anschwoll. Dietrich bald Bedenken trug
 aufzufangen nur die Schläge; so denn schlug auch er darein,
 so daß seines Schwertes Klinge schien nicht Stahl, nein! Bliß zu sein.
 Diesen Morgen nicht die Vögel wurden zum Gesang erweckt
 von der Sonne, nein, sie wurden durch's Gedröhn empor geschreckt.
 Kengstlich suchten sie die Ferne, setzten sich auf keinen Ast,
 ließen Wurm und Käfer kriechen, flogen alle fort mit Hast.
 Diesen Streit auch schaun nicht möchte wahrlich ein verzagter Mann,
 seine Sinn' ihm, traun, vergiengen, läm' er jetzt in diesen Tann.
 Hin und her die Recken traten auf der Kampfstatt Weg an Weg,
 in den Grund das Rieß sie stampften, machten neben Stege Eieg.
 Ganz zertreten in dem Kreise ward das Gras, so daß mit Zug
 keiner sagen möcht', ob jemals dieser Raum hier Gräser trug.
 Also zu der Kämpfen Füßen sah es aus. Wer wundert sich,
 wenn doch endlich Egge müde ward und müde Dieterich?
 Um ein wenig zu verschmausen, hielten sie mit Schlägen ein;
 viel wohl hätten sie gegeben jetzt für einen Becher Wein;
 ja, selbst Wasser würde munden beiden, wäre hier ein Duell:
 da's nicht konnte sein, so griffen wieder sie zum Schwerte schnell.
 Unversproten war noch immer beider Kämpfen Streitgewand:
 seine Brünne durfte loben jeder, wie das jeder fand;
 nur den Schilden tiefe Schrammen brachte dieser grimme Streit,
 denn gleich wilden Donner schlägen hallten ihre Schläge weit.
 Endlich war der Tag gekommen, und die Sonne blutigroth
 stieg empor am Morgenhimmel, ahnte wohl des Einen Tod;
 denn wer hätte hier geschieden diese Kämpfer, die den Hain
 ohne Freunde wie Berather hier betraten ganz allein?
 Egge zog den ersten Rugen, daß er sah, wohin er schlug:
 er durchhieb den Schild, den Dietrich an dem linken Arme trug.
 Mitten durch den güldnen Leuen schnitt der wohlgemess'ne Schlag,
 daß der gute Schild in Trümmern jetzt vor Dietrichs Füßen lag.
 Egge sprach da zu dem Berner, Menbigeres starker Sohn:
 „Folgst du nun nach Köln mit willig? Bin des Wittens ungewohn.
 Meiner Herrin mußt du zeigen dich, so wahr ich Egge bin:
 gehst du nicht mit mir zum Rheine, trag' ich dich als Todten hin!“

Dietrich, da sein Schild gespalten, tiefer in den Wald hin wich,
 aber Egge sonder Säumen, immer schlagend, nach ihm strich.
 Nimmer wich vor einem Reden Dietrich bis zu dieser Frist,
 und auch jetzt nicht wich aus Furcht er, nein! er wich aus kluger List.
 Durch die Bäume wollt' er schirmen sich vor Schlägen grimm und wild;
 da den Schild er mir zertrümmert, dacht' er, sei der Wald mir Schild!
 Aber Egge kam behende, schlug herunter Ast um Ast,
 und so häuft' er auf den Reden bald von Aesten eine Last.

Tennoch bracht' er nicht zu Falle diesen vielgewandten Held:
 er gewann, sich aus den Aesten windend, wieder offnes Feld,
 nahm sein Schwert in beide Hände, dachte, traun, jetzt Fleisch und Bein
 Eggen eines Streichs zu spalten; aber Egge war wie Stein.

Egge lachte: „Ganz vergebens, stolzer Rede, müßst du dich!
 mein Geräth ist unverleßbar; besser ist's, du hörst auf mich,
 folgst mir hin zum grünen Rheine, daß dich Seburg sehen kann:
 thust du's gerne nicht, so mußt du! Nichts dich rettet, kühner Mann!“

Tief ergrimmt durch solches Hohnwort gab ihm Dietrich einen Schlag,
 so daß Egge wahrlich wähnte, daß ihm kam der jüngste Tag.
 Zu der Erde mußt' er nieder; doch vergalt er ihm den Streich,
 als er plötzlich wieder aufsprang, denn der Grund nicht dächt' ihn
 weich.

„Wannen kam dir solche Stärke, daß du mich zu Boden schlugst?
 schrie vor Jorne tobend Egge. Sieglös dennoch, Held du trugst
 wider mich her deine Waffen!“ Damit auf des Reden Gut
 schwang sein Schwert der grimme Streiter: hoch auf spritzte roth
 das Blut.

Hildegim, der lautre, helle, jetzt verlor sein strahlend Licht,
 denn von Dietrichs warmem Blute war er überflossen dicht.
 Ohne Trost der Held jetzt kämpfte, sonder Hoffnung und Vertraun:
 hatte Gott ihn denn verlassen? durfte nicht auf ihn er baun?

Laut sein Roß begann zu wiehern. Seines Herren Ungemach
 Angst und Jorn ihm traun erregte. Vorn es jetzt den Zügel brach,
 der's am Baume fest hielt, deutlich konnte man das wohl erschaun,
 denn das Roß begann mit seinen Füßen grimmig auszuhau'n.

Doch umsonst: der starke Zügel hielt es, und so konnt' es nicht
 seinem Herren Hülfe bringen. Traurig wandt' es sein Gesicht:
 ja, wenn Roße weinen könnten, hätte dieses Roß geweint:
 hatt' es doch mit seinem Herren lange Freud' und Leid vereint.

Egge sprach, der Grimme, höhrend: „Mache, traun, die lange Zeit!
 Als die Sonn' emporstieg, wäht' ich ausgestritten diesen Streit,
 und jetzt über dem Gebirge wandelt sie die hohe Bahn:
 nur gespielt bis jetzt ich habe, doch nun heb' ich's ernstlich an.
 Habe dein geschont, o Berner, aber länger schon' ich nicht;
 als Besiegten dich bescheinen soll noch dieser Sonne Licht.
 Wahrlich, nun bist du verloren. Traun, die Königin dich schaut:
 gieb aus deiner Hand dein Schwert nur, siehst ja, daß mich's nicht
 verhaut!“

„Nimmer! tief der kühne Berner, nimmer soll das, Held, geschehn!
 Niemals soll mit ihren Augen mich besiegt die Jungfrau sehn!
 Tödt' mich, vermagst du's, Rede; diesen Schimpf ertrag' ich nicht;
 lieber will ich nicht mehr schauen dort der Sonne goldnes Licht!“

Egge sprach mit lautem Jorne: „Nun, versuchen wir's denn daß;
 wirfst dich nicht mehr lange fristen; weder List dir hilft noch Hah!
 Ei, was soll ich noch dich flehen? Stehst vor mir in schwacher Wehr:
 traun, ich bin, du stolzer Rede, wider dich mit Streit ein Heer!
 Zwing' wider deinen Willen dich, und wärst du noch so klug!“

Mit dem Wort ihm Egge grimmig eine neue Wunde schlug,
 eine tiefe, spannenlange, daß sein Blut in Strömen floß:

Wunder war es, traun, daß Dietrich nicht sofort zu Boden schoß.

Durch die silberweiße Brünne quoll hervor das Blut so roth.

„Nun, was meinst du, Rede, dünket noch dich nicht der Sühne Noth?
 sprach zum kühnen Berner Egge: Weißt du's nicht? der Weise spricht:
 nur so lange geht zum Wasserquell der Steinkrug, bis er bricht!“

„Eich' ja noch auf meinen Füßen, sprach von Bern da Dietrich;
 eh' die Nacht uns hier beschattet, magst du nicht besiegen mich;
 und auf deine Steinkrugmähre, die du rühmst mit lautem Schall,
 laß' ich andre dich vernehmen: Uebermuth kommt vor dem Fall.“

Egge spöttisch drauf versetzte: „Für den Spruch bedank' ich mich.

Eh' die Nacht uns hier beschattet, mag ich nicht besiegen dich?

Wie vernahm ich, traun, die Mähre! Ei, wer hat dir das gesagt?

Hat's ein Vogel dir gesungen? Hat dir's weise Frau gellagt?¹

Hoffe nicht auf neue Bitte! Mußt mit mir gen Köln in's Land,
 mein Gefangner mußt du folgen, meine Treue des ist Pfand.

¹ Dich besagend dir's verkündet. Ueber die weisen Frauen das Nöthige
 Bd. I. S. 107 ff.

Magst es nicht mehr lange treiben. Traun, dein Uebermuth dich treg:
Wer dir auch das Trostwort sagte, bald du siehst es, daß er log."
Um den Helden auf dem Boden sloß herum ein rother Bach:
seine Kraft ihm wollte schwinden: da nun ward sein Zorn erst wach.
Gleich als stünd' er unverwundet, schlug auf Eggen er mit Kraft:
aus dem Mund ihm Feuerlohe brach, jetzt lebzig ihrer Gast.
Oberhalb des starken Schildes er ihm tiefe Wunde schlug,
denn durch seines Rundes Bluthauch ward der Stahl jetzt weich genug.
Nieder sank zu Boden Egge, doch auch Dietrich fiel zugleich:
denn in seinem eignen Blute glüht der Held an Muth so reich.
Egge schnell den Held erfaßte mit der starken Arme Kraft,
rasch umschlang er seinen Gegner, hielt ihn fest in enger Gast.
Da begann nun ein Geringe, ein Gewälze her und hin;
bald lag Dietrich ob, bald Egge: keiner hatt' es doch Gewinn.
Wild einander an sie knirschten, sahn einander an mit Groll.
Von dem eignen und des Feindes Blute ward da jeder voll.
Endlich doch blieb oben Dietrich, unten Egge, was er rang
und mit großer Kraft den Neden hierhin bald, bald dorthin schwang.
Als der kühne Berner Eggen unterliegen sah, da sprach
Dietmars Sohn zu dem Bezwungenen: „Held, bemiß dein Ungemach!
Willst dein Leben du behalten, tapftrer Mann, ergieb dich mir,
thu's durch aller Frauen Ehre: lasse gern das Leben dir!
Unser Zorn, wie groß er immer sei gewesen, sei gestillt;
Leib und Leben dir zu lassen, dazu bin ich, Held, gewillt.
Gern ich thu's um deiner Mannheit willen, sage nur ein Wort,
und die wir uns grimm belämpften, gehn von hier als Freunde fort."
„Wehe! sprach da Mendigeres Sprosse, das nicht woll' ein Gott;
wäre, traun, für alle Zeiten überall der Leute Spott!
Alle würden mein, des Starcken, höhrend spotten, Mann und Weib,
hätt' erbettelt ich von deiner Gnade Leben mir und Leib.
Wenig fremmt dir deine große Freude, Held, auf meinen Tod;
zween wie du noch leicht erschlug' ich, brächte noch sie, traun, in Noth.
Deine Kraft wird bald dir schwinden, ist zu Nichts dir wahrlich gut,
denn bald müssen ja dich schwächen deine Wunden und das Blut."
Wieder sprach der stolze Berner, kühner Nede, lausche mir,
unter zweien Dingen einzig biete jetzt die Wahl ich dir:
Mir Gefelle mußt du werden, Degen, oder liegen todt:
eines dieser beiden Dinge sein muß, so verlang's die Noth!"

„Nimmer werd' ich dir Gefelle!“ rief der Held in Todes Lust
 und mit seinen starken Armen drückt' er Dietrich an die Brust.
 Hielt' ein Schraubestock den Fürsten, läg' er festgelemmter kaum:
 All die Welt wohl gäbe Dietrich jezo für geringen Raum.
 Immer strammer an die Ringe zwang ihn Egge', ihm schwand das Licht:
 wahrlich, jarten Weibes Drücken gleichen Eggen Drücke nicht.
 Aus dem Mund und aus der Nase schoß sein Blut hin auf den Alee:
 von der Taufe bis zur Hinfahrt litt er nimmer solches Weh.
 Höhnend Egge rief: „Was hilfst dir's, Rede, daß auf mir du liegst?
 Dadurch, wähn' ich, kühner Rämpo, du mich kaum wohl hier besiegst!“
 Aufgelommen fast wär' Egge jezt durch Kuggewandten Aud,
 gab ihm nicht aus allen Kräften Dietrich schnellsten Gegenrud.
 Während unter ihm im Grase hin glitt Egge, griff er recht
 in des Berners Halsberg oben und zerriß das Ringgeslecht;
 grab' als wären Bast sie, schliß er ihm die Ringe did und groß:
 auf dem Feinde lag da Dietrich bar des Schutzes jezt und bloß.
 Seine Wunden zerri' ihm Egge grimmvoll auf; es floß sein Blut
 reichlichst über beide Ringer; mannlich dennoch blieb sein Muth.
 Durch das Wälzen und das Drücken schoben endlich beide sich
 an den Stamm hin einer Eiche: rasch ergriff ihn Dieterich.
 An der Eiche Wurzeln drängte Dietrich Eggen jezt mit Kraft,
 daß ihm aus dem Munde sprigte weit des Blutes rother Saft.
 Fast von Sinnen kam der Rede, doch sein Halsberg nicht zerstückt,
 wie sich Dietrich ab auch mühte, nicht ein Klingelein da zerstückt.
 Athemlos da lag der Starke; Dietrich aber sprach das Wort:
 „Held, du magst nicht länger leben, drum ergieb dich mir sofort.
 Weigerst du's, so mußt empfangen du von meiner Hand den Tod:
 darum komm gen mir zu Hulden, hilf dir selbst aus dieser Noth.
 Vor die Frauen dann gefangen führ' ich dich an meiner Hand;
 so nur, anders aber niemals, siehst du wieder Rheines Strand;
 so nur ich bekannt auch werde dort der stolzen Königin,
 die nach mir, Held, aus dich sandte; darum beug du deinen Sinn!“
 „Nimmer wahrlich als Gefangnen führst du mich an den Rhein,
 eher soll mein Haupt von meinem Halse mir geschlagen sein;
 ja! verlieren will ich lieber hunderttausendmal den Leib,
 als daß mein dort jemals spotte das von mir geliebte Weib!“
 „Rein, o nein! du kühner Rede, so nicht rede wider mich,
 mahnte Dietmars Sohn ihn nochmals, der getreue Dieterich;

Gott es weiß, daß ich dein junges Leben ungern wende dir,
 darum, Egge, laß dein Trohen, übergieb dein Schwert du mir!"

"Nimmer dir mein Schwert ich reiche: schon gesprochen ist das Wort:
 ist an mir es dir gelungen, nun, so tödte mich sofort!
 Deinen Ruhm nur kann es mehren; gönne dir der Ehren haß,
 Held, an mir, denn einem Zagen; offen dir bekenn' ich das.

Ja, den Tod erwart' ich, Rede, frei von blöder Kengste Qual,
 hin nach Walahall entbreut mich Wodan selbst zum frohen Wahl;
 ende demnach, da du siegest, sonder Mitleid, sonder Graun:
 lachend will des Todes Stirne, wie's dem Reden ziemt, ich schaun!"

Also sprach gelassen Egge; Dietrich aber seufzte tief,
 als er zu dem jungen Kämpfen jezt die lezten Worte rief:
 "Nun, so reu'st du mich, Egge; schredlich blickst du, Held, mich an,
 kämest auf du von der Erde, wär' es, traun, um mich gethan;

Ohne Säumen jezt dem Gegner er den Helm vom Haupte brach;
 doch wie kräftig Dietrich immer auf die Kettelhaube stach,
 nicht vermocht' er sie zu spalten; mit dem Anause dar er stieß,
 bis des Blutes rothe Welle durch das Gold sich bliden ließ.

Egge sinnlos lag. Die güldnen Schliße schnell er auf da hub,
 rasch den Nagling er nun senkte: Eggen Leib das Schwert durchgrub.
 Also fand von Dietrichs Händen Egge seinen frühen Tod;
 ungern fällt' er nur den Helden, doch sein Troß es ihm gebot.

Als den Sieg nun an dem kühnen Kämpfen Dietrich so gewann,
 stand er mit betrübten Augen neben dem erschlagenen Mann.
 Schmerzbezeugt begann er also zu beklagen Eggen Loos:
 "Meinem Ruhme giebt, ich ahn' es, dieser Sieg des Todes Stoß!

Ja, zerrissen liegt zu meinen Füßen nun der Ehre Kranz,
 den mir reich und immer reicher schmückte meiner Siege Glanz;
 und verschwieg' ich allen Menschen, Held, mit dir den schweren Streit,
 wenn ich selbst an ihn gedanke, schäm' ich, traun, mich alle Zeit.

Wohin ich im Lande kehre, fingerzeiget man auf mich:
 "Seht, der ist es, der den jungen Eggen todtstach, Dieterich!"
 Also rufen all' und wenden dann die Blicke von mir ab:
 diesen Ruf, den muß ich hören, bis mich birgt das tiefe Grab.

Nur zum Unheil, junger Rede, deine Mutter dich gebat.
 Warest du besonnen, nähmest deines Lebens haß du wahr.
 O daß du genommen hättest, was mit Huld ich an dir bot,
 nicht dann müßt' ich jezt beklagen meine Schande, drinen Tod.

Glücklich nennt mit Recht vor Allen man den wohlbedachten Mann,
der nach' Fug in allen Dingen halten oder lassen kann.

Alles Raß doch dir war fremde: halten nicht und lassen nicht
konntest du: das gab dem Tode dich dahin, mich dem Gericht.
Was geschah, das ist geschehen; Niemand macht es ungeschcehn. —

Jetzt nach deinem Heergetwäte, kühner Rede, will ich sehn,
das der Sieg mir gab zur Beute. Nimmer schwingst du mehr ein
Schwert,

nicht des Helmes, nicht der Brünne wird fortan von dir begehrt.
Meine Brünne hängt in Felsen, deine starke Hand sie schließ;
deiner denn bedarf ich, Rede, der kein Klinglein noch zerspliß.
Run, so nehm' ich denn den Meraub! Mir gehört dein Streitgewand;
schwer genug erwarb es wahrlich mir im Kampfe meine Hand."

Eggen da der Rede wandte, zog die lichte Brunn' ihm ab,
die die königliche Jungfrau dort zu seinem Tod' ihm gab;
in den Sand hin warf er seine, hüllte sich in Eggen Gold:
"Für die königliche Gabe, Jungfrau, bin auch ich dir hold!"

Also rief der Kämpfe freudig, als er so geschmückt sich sah —
Seburg, traun, wohl nimmer ahnte, was mit ihrer Gist geschah.
Dann den Egisachs, den scharfen, band er rasch um seinen Leib:
"Für dich gute Schwert, so rief er, dank ich auch dir, stolzes Weib!"

Daß gerüstet gieng zu Streite nimmer, traun, ein Heergefell.
Jetzt den Helm noch will ich bergen: meiner zwar ist ebenhell,
doch im Wald ihn liegen lassen, wäre Schmach; ich greife zu;
deinen Schild auch nehm' ich, Egge; meinen schlugst in Trümmer du."

Mit dem Helm und mit dem Schilde hin zu seinem Ross' er gieng.
das ihn fröhlich mit Getwicher an dem Baume dort empfieng.
Als den Helm er angebunden hatte, dann gelöst den Zaum,
schwang er rasch sich in den Sattel: gern verließ das Ross den Baum.
Als er fort nun wollte reiten, rief ihm Egge bittend nach:

"Rehre her zu mir und ende, Rede, doch mein Ungemach;
hau du mir das Haupt vom Halse: bin ja doch zum Tode wund;
damit ende meine Qualen: werde nimmer doch gesund.

Sieh, genesen mag ich nimmer, darum laß erbitten dich,
Held, durch aller Frauen Ehre; laß nicht also liegen mich!
Hast nicht Schuld an meinem Tode, hab' ihn selber ja gesucht:
thust du's, ruh' ich sanft, und nimmer wird von mir dann dir ge-
sucht."

Dietrich ritt auf diese Worte zu dem wunden Reden hin,
 saß vom Rosse, sprach mit nassen Augen: „Egge, hier ich bin;
 deinen Wunsch vernahm ich, Armer; ich erfülle dein Begehrt:
 Besser, schwerttobt als unheilbar siechend: beut dein Haupt denn her.“
 Egge mit der Arme Stützung hub ein wenig sich empor,
 streckte still das blutbefloßne Haupt, so weit er mochte, vor
 und empfing mit heittrer Stirne so des scharfen Schwertes Schlag,
 der das Haupt vom Halse trennte: blutig in dem Sand es lag.
 Als die That gethan war, sagte Dietrich: „Nicht den Wölfen soll,
 Held, dein Leib zur Nahrung dienen, denn dein Herz war tugendvoll.“
 Und mit seinem guten Schwerte grub der Held dem Held ein Grab,
 senkte dann den Leib des Todten weinend in die Gruft hinab.¹
 Einen Hügel ob dem Reden wölbte drauf des Reden Hand,
 nahm das Haupt und gieng zum Rosse, zu dem Helm er fest es band.
 „Traun! der stolzen Jungfrau, sprach er, die dich sandte, Held,
 nach mir,
 will dein todt's Haupt ich bringen, Egge, das gelob' ich dir!“

Das ist eine ausführliche Schilderung eines Zweikampfes, sagte jetzt Gräfin Irmgard, und wohl eine längere, als ich je eine gelesen zu haben mich erinnere. Aber sie ist keineswegs ermüdend, wie dergleichen sonst sehr oft sind. Ohne Zweifel ist das Folge der wohlberechneten Gliederung des Kampfes und der stattfindenden Reden und Gegentreden der Streiter, die uns ihre innere Beschaffenheit schön veranschaulichen.

Du hast recht, antwortete ihr der alte Graf; die Kampfschilderung ist lang, aber man darf nicht vergessen, daß dieß auch einer der Hauptkämpfe war, die Dietrich zu bestehen hatte, und dann ist auch die althergebrachte Lust der Deutschen an Kämpfen in Anschlag zu bringen. Das hat sich freilich alles geändert. Baumvollespinner sind eben keine kampffrohe Helden, so wenig als die Bäckermwürmer. Als die Männer jedoch bei den alten einfachen Verhältnissen keine Beschäftigung ihrer würdig erachteten als

¹ Siehe Bd. I. S. 162.

Jagd und Kampf, fand man auch keine Schilderung eines Kampfes zu Lang.

Die ganze Darstellung des Kampfes ist zwar recht klar, nahm hierauf das Fräulein von Lunkhofen das Wort; dennoch bedarf ich einiger Erläuterung. Dietrich sagte einmal zu seinem Gegner: er müsse sein Gefelle werden, wenn er das Leben behalten wolle; was heißt hier Gefelle?

Unter Gefellen verstand man im christlichen Mittelalter ungefähr dasselbe, was man unter Blutbrüdern im heidnischen verstanden hatte, antwortete ihr Graf Huno. Ursprünglich bezeichnet Gefelle, *gasaljo*, wohl den mit einem Andern in der gleichen Wohnung, *sal*, Wohnenden, also den, der mit einem Andern Alles gemeinsam hat. Die „Gefellschaft“ war also die engste Verbindung unter Männern. Im heidnischen Alterthume mischten diejenigen, die sich also auf Leben und Tod verbanden, ihr Blut in einem Becher und tranken dasselbe, woher sie Blutbrüder heißen, oder sie traten auch mit einander unter einen abgelösten Rasen und legten so das Gelübde ab, was altnordisch heißt *ganga undir iardhar men*, unter der Erde Schmutz gehn. Anderwärts war es auch üblich, daß wer sich zu irgend einer Unternehmung, etwa einer Heeresfahrt, verbinden wollte, einen Stier den Göttern schlachtete, die frische Haut auf der Erde ausbreitete und darauf trat oder sich darauf setzte. Wer sich ihm verbünden wollte, trat zu ihm auf die Haut. Mehr darüber finden Sie in J. Grimms Geschichte der deutschen Sprache, Band I. S. 128—139. Eine schöne Sage von solchen „Gefellen“ ist die von Amelius und Amicus und die dem Gedichte Ruonrads von Würzburg, Engelhart und Engeltrud, zu Grunde liegt. Wie gänge und gäbe aber solche „Gefellschaft“ einst war, das beweisen schon die zahlreichen Bezeichnungen der Sache. Ich kenne z. B. *gisaljūn*, *gisellūn*; *giteilūn*, die Alles gleich theilen; *gihleibūn*, die das gleiche Brot essen; *gimazūn*, die die gleiche Speise essen; *gipettūn*, die das gleiche Bett theilen; *gislāsūn*, die zusammen schlafen; *girānūn*, die zusammen vertraut reden; *gisindūn*, Gefährten; *ginōzūn*, Genossen; *githōstan*, die zusammen auf der Ruderbank sitzen u. s. w.

Eine solche Gesellschaft war demnach freilich ein anderes Ding als das was wir heute Gesellschaft nennen, sagte Berta. Zu unserer Zeit ist Gesellschaft am häufigsten gleichbedeutend mit: Zusammenkunft von Menschen, die sich und einander langweilen wollen und, um darin im Flusse zu bleiben, Ihee trinken. — Dann heißt es: Dietrich habe Eggen die güldenene Schlipe aufgehoben, um ihn zu tödten. Was sind das für Schlipe?

Schlipe nannte man den geschlitzten Theil des Gewandes oder der Brünne, den, der sonst auch Geer heißt, antwortete ihr der alte Graf, und das Wort gere ward, so viel ich mich erinnere, bereits erklärt.

Freilich, entgegnete Berta, da wo von der Brünne der Königin Breide und des alten Eise die Rede war; aber das ist lange her, und das Wort Schlip kam damals nicht vor. Ich danke Ihnen also für die Erläuterung und bitte Sie, mir zu sagen, was denn das für eine Kettelhaube war, die man unter dem Helme trug?

Im späteren Mittelalter, erhielt sie zur Antwort, benannte man diese Haube mit dem Fremdworte härsenier. Angelsächsisch findet sich dafür husola, was hochdeutsch hubulo zu lauten hätte, zugleich aber auch die sogenannte Stuchhaube der neugeborenen Kinder bezeichnet. Besonders häufig wird das härsenier bei Wolfram von Eschenbach erwähnt, z. B. von stuhel ein veste härsenier, oder von ringen stark gestepet ein härsenier. Vermuthlich trug man es, damit, wenn man den Helm im Kampfe verlöre, was vorkommen konnte — ich erinnere an Adolf von Nassau in der Schlacht bei Gelnhausen — das Haupt nicht schirmlos wäre.

Ich möchte auch, wofern es mir vergönnt ist, eine Frage thun, ergriff Irmgard das Wort. Dietrich will, heißt es, den Héraub nehmen: was besagt das?

Sie wissen, genädige Frau, antwortete ihr der Benedictiner, daß das deutsche raub und das französische robe das gleiche Wort sind und ursprünglich auch wohl das Gleiche bezeichneten. Eine Robe ist jetzt noch ein Rod, ein Kleid; raub aber bezeichnet das einem erlegten Feinde vom Sieger abgenommene Waffenkleid, was die Römer spoliium nannten. Der erste Theil des Wortes Héraub

aber, nämlich *rô*, ist das alte *hrniv*, *hrô*, und dieß bedeutet Leiche. *Héraub* ist also Entkleidung der Leiche. Aber was im Alterthume allgemeine Sitte war, und was geschehen mußte, wenn der Sieg vollkommen sein sollte, ich erinnere nur an Alboin, der es unterlassen hatte, dem von ihm erlegten Gepidenkönige Kunimund die Rüstung zu nehmen, und der deshalb von seinem Vater Ardoin vom Tische weggerufen ward, — das galt im späteren Mittelalter für unritterlich, schimpflich, und Parcival mußte den begangenen *Héraub* schwer büßen. Die Ansichten also hatten sich geändert, wie Sie sehen. Auch daß Dietrich dem Schwerverwundeten das Haupt abschlägt, wenn auch auf seine Bitte, dürfte kaum ritterlich sein, wenn es auch menschlich ist und unter gleichen Umständen auch wohl heute noch vorkommt. Noch weniger aber stimmt es zu den Sitten des Ritterthums, daß er das Haupt des erlegten Feindes mit sich nimmt, obgleich auch dieser Brauch dem Alterthum angemessen war. Daß man aus den Hirnschalen erlegter Feinde mit Gold geschmückte Trinkgefäße machte, wissen Sie gleichfalls aus der Geschichte Alboins, des Langobardenköniges, und wir dürfen daran um so weniger zweifeln, als der Geschichtschreiber Paulus Diaconus heilig versichert, diesen Trinkbecher aus der Hirnschale Kunimunds selbst in Händen gehabt zu haben, und auch sonst noch solche Becher erwähnt werden; aber auch die Kirche bediente sich solcher Becher, gefertigt aus der Hirnschale Heiliger. So gab man zu Trier Fieberkranken aus der in Silber gefaßten Hirnschale des heiligen Theoduls zu trinken, und noch im Jahre 1465 trank Leo von Rozmital zu Neuß aus der Hirnschale des heiligen Cuirinus. Die Mönche zu Ebersberg schenken aus des heiligen Sebastians, die zu Niedermünster in Regensburg aus des heiligen Ernhardes Hirnschale. Auch das Anknüpfen des abgeschlagenen Hauptes an den Sattelbogen kommt sonst noch vor. So sagt Rollan im provençalischen *Gerabras* B. 2320:

*ur fassam una causa de que s'ia parlat:
ensens preguia li testas a l'areo nozelat,
e furem ne prezen perdenant l'almirat.*

Es versetzt also in unserem Gedichte, wenn auch nicht ritterliche, so doch alte Sitte.

Gaspinge fuhr hierauf fort:

Auf sein gutes Roß der kühne Berner jezo wieder sah:
 von dem Blute seiner Wunden ward's zu beiden Seiten naß.
 Durch die Wildniß ritt er langsam. Als die Nacht zur Erde kam,
 eines Wunders in der grünsten Aue wahr der Rede nahm.
 Unter'm Schatten einer Linde sah er eines Brunnens Fließ,
 der in dieser frischen Aue seine Wellen rauschen ließ.
 Hier, beschattet von den Aesten, lag und schlief das schönste Weib
 dicht am Ufer, daß die Welle neigte fast den stolzen Leib.
 Bannen kam die Maid, die schöne, nahm den Aeden Wunder traum:
 nimmer noch in seinem Leben mochte schönes Weib er schau.
 Raich vom Rosse saß der Berner, band es fest an einen Ast,
 zu der minniglichen Jungfrau hub sich Dietrich sonder Last.
 Neben ihr im Grase liegen sah der Held ihr Schwangewand.
 Schnell ergriß er's und dann rührt' er sanft die Maid mit leiser Hand.
 Auf sie fuhr aus süßem Schlummer, roth ihr ward das Angesicht;
 Dietrich sprach: „Daß ich dich weckte, holde Jungfrau, zürne nicht!“
 „Warum zürnt' ich? sprach die Nixe; Held, ich zürne nicht so bald.
 Was wohl aber trug dich, Dietrich, Dietmars Sohn, in diesen Wald?
 Bannen kamst du? Wohin fährst du? — Aber, Held, du bist ja wund!
 Sieh, das Blut, das da hinab läuft, giebt mir deine Wunden kund!“
 „Komm' von Bern, nach Köln ich reite. Dort im Walde widergieng
 mir ein junger, kühner Aede, dem das Schwert nicht müßig hieng.
 Kaum ich ihn bezwingen mochte; tiefe Wunden er mir schlug.
 Jetzt denn weisst du, holde Meermaid, was mich her zur Aue trug.
 Meine Wunden sehr mich schmerzen; wolltest du sie binden mir,
 würd' ich, hoff' ich, wohl genesen; immer, Maid, ich dankt' es dir.“
 Also sprach zur minniglichen Seemaid Dietrich, Dietmars Sohn,
 denn er wähnte, Nixen seien nicht der Heilkunst ungewohn.
 Lächelnd sprach die schöne Meerfrau: „Gern ich hülfe dir der Noth,
 wär' ich nur der Heilkunst kundig; Andern sie die Rorue bot;
 aber binden deine Wunden will ich dir, so gut ich kann:
 Bald ein Moosweib wohl du findest, und das heilt dich, kühner Mann.“
 „Lehn' dir Gott, du Hülfbereite, sprach von Bern da Dieterich,
 als sie band ihm seine Wunden, der Verband schon fristet mich.

„Wie zur Hülfe Gott dich sandte; dein vergach' ich nimmermehr;
 deinen Namen du mir nenne; den zu kennen wünsch' ich sehr.“
 „Vabakild bin ich geheissen, sprach die Nixe, dort der Fluß
 ist mir Heimath; gern doch weil' ich hier an meiner Quelle Guf.
 Mein auch nenn' ich dieser Aue Flur bis dort zu Walbes Strich. —
 Aber jetzt muß ich von daunen: meine Schwestern rufen mich.
 Unser Leben wäre wönig, wär' uns Fajeld nicht gehaß;
 aber der verfolgt uns immer, stellt uns nach ohn' Unterlaß.
 Eine schon ward seine Beute; dort im Walde fieng er sie,
 führte sie nach seinem Thurne: doch der Mächer ist nun die.“
 „Weile noch ein wenig, Jungfrau! sprach der kühne Held von Bern;
 Gutes ist dir kund und Uebles: deinen Rath' vernähm' ich gern.
 Sieh, nach Köln hin will ich reiten zu der stolzen Königin,
 die nach mir den kühnsten Heden sandt', ihm selbst zum Ungewinn.
 Selbst jetzt will ich ihr die Kunde bringen, wie der Kampf ergienß,
 und daß er von meinen Händen leider dort den Tod empfienß.
 Eggen schlug ich, darum sage, bringt mich nicht der Ritt in Noth?
 Hab' ich nicht von seinen Sippen zu befahren meinen Tod?“
 „Fährst gen Köln du, sprach die Nixe, kommst du, Held, fürwahr in Streit,
 wirfst mit deinem guten Schwerte Wunden schlagen tief und weit;
 dir jedoch nicht wöb die Norne, daß dich fällt der Rache Hand.
 Wahrheit! sprach ich; aber wieder gieb mir, Held, nun mein Gewand!“
 Ihr Gewand der Held ihr reichte. Eitig stund vor ihm die Maid;
 nur ihr Haar, das bis zum Fuß hin ein sie hüllte, war ihr Kleid;
 aus der grünlich goldnen Hülle streckte sie hervor die Hand,
 nahm vom Held den zartgewobnen weißen Schleier und entwand.
 Raum berührt' er ihre Schulter, als, ein Schwan, sie fort entzog;
 aber Dietrich fühl' im Herzen, daß das Meerweib nicht ihn trog;
 wohlgenuth drum ritt der Hede hin jetzt durch den wilden Tann,
 wo bald neues Wunder sollte schaun der unerschrockne Mann.
 Zween der Tage war geritten Thale tief und Berge steil
 Dietrich nun, und hinter ihm lag schon der Wildniß größter Theil;
 da vernahm denn gegen Abend eines Weibes Alageruf
 von der Ferne her der Rede; flugs sein Falke hielt den Fuß.
 Durch die Stauden und Gesträuche wimmernd bald ein Moosweib sprang,
 grimmt verfolgt von stinken Räden; schrecklich ihr Gebell erklang.
 Als sie Dietrich sah, rief laut sie: „Nette, Held, ich flehe dich,
 schirme mich vor Fajolds Hunden! Weh mir, die zerreißen mich!“

Nasch herab von seinem Rosse Dietrich auf den Zuruf sprang,
griff die Holzmaid: raichen Schwunges in den Sattel er sie schwang;
dann ergriff die grimmen Rüden er mit seiner starken Hand
und mit gutem Riemen beide Bräden er zusammen band.

Was sie schnaubten, was sie bollen, lösen mochten sie sich nicht.
Zu der schlanken Waldmaid wandte Dietrich jetzt sein Angesicht:
„Ei wie kamen Hasolds Hunde, wilde Maid, an deinen Fuß?
So ja nannstest du die Rüden: staunen solcher Jagd ich muß.“

Also sprach der kühne Necke; Antwort gab die Waldmaid so:
„Hasold ist der Herr des Landes; uns zu jagen macht ihn froh.
Seine rothen Rüden jütert er mit unserm Fleische satt:
selten ihm entkommt ein Moosweib, denn zu bald nur sind wir
matt.“

„Ist es Hasold, Eggen Bruder?“ sprach von Bern da Dietrich.
„Ja, der eben ist es, Necke; traun, er ist uns fürchterlich.
Egg' ist stark und kühn, doch Hasold hinterlistig ist und schlau,
und mit Treu und Glauben wahrlich nimmt er niemals es genau.“
„Eggen schlug ich, sprach der Berner; er ließ seine Waffen mir.“
„Hüte dann dich zwiefach, Necke, vor dem Falschen, rath' ich dir,
sprach das Holzweib. -- Weh' uns, wehe! schon vernehm' ich Hornes
Schall,

bald wirst du den Wilden schauen: wahr' dich, Feld, vor Ueberfall!“
Nicht viel größer war die Waldfrau denn ein siebenjährig Kind;
statt des Haares auf dem Haupte Wies sie deckte kraus und lind.
Ihres schlanken Leibes Farbe spielt' in bräunlichgrünem Schrein;
ihrer Hände zeigte jede vier der Finger zart und fein.

Beide jetzt das Horn sie hörten; auch die Hunde heulten laut,
strebten ab vom festen Bunde, schurften wund sich Haar und Haut.
„Wehe! rief die Moosfrau, wehe! Necke, wo nun berg' ich mich?
sieht uns Hasold, sind verloren wir; er würgt uns, mich und dich!“

„Ruhig, Weiblein! sprach der Necke, ruhig! ich bin auch noch da;
hoffe zwar, er laß' uns ziehen, denn bedächtig ist er ja.
Irrten mich nicht meine Wunden — doch er meidet wohl den Streit —
wollt' ich ihm die Jagd verleiden, traun, für alle Folgezeit.“

Ob' das Wort der Berner vollsprach, lam ein neues Nüdenpaar; —
bald der Waldmaid auf dem Sattel sie mit Eifer nahmen wahr.
Ampung witternd an dem Rosse sprangen beide hoch empor,
schnappten nach dem Weiblein, aber Halle schlug sie hinter's Ohr.

Auf dem Rücken lagen beide durch des edlen Rosses Zorn.
 Durch's Gebüsch brach jetzt Fasold, blasend laut sein Wisenbhorn.¹
 Als gebunden seine Hund' er sah und seine Hunde tobt,
 sprang er rasch von seinem Rosse, war vor Jorne dunkelroth.
 Flugs er ihre Fessel löste, klug er doch an's Seil sie nahm,
 denn er sah zugleich den Neden, und der dächt' ihn wenig zahm;
 stolz doch trat er ihm entgegen, rief mit bösem Blick' ihn an:
 „Wer erlaubte dir zu hemmen meine Jagd auf meiner Bahn?
 Daß mein Wild du mir entriestest, kaum ich dir's vertragen mag:
 fernher über das Gebirge jagt' ich's heut den ganzen Tag.
 Sprich, von wannen fährst du, Frecher? Sag' es schnell, wer reizte dich,
 mir das Moosweib zu bestreiten? Wenig, scheint mir, kennst du mich!
 Möcht' ich Ehr' an dir erwerben, aber du bist schwach und wund,
 solltet ihr mir beide hangen; machte meinen Zorn dir kund;
 doch ich sehe durch die Ringe rieseln ja dein rothes Blut,
 und es sind, du darfst mir glauben, heute dir die Wunden gut.“
 Ruhig sich beschaute Dietrich seinen Gegner, als er sprach,
 sah, daß ihm das Haupt beschützte festen Helmes Eisendach,
 den in schön geschwungenen Bogen zier umfieng ein güldner Reif;
 Adlerschwingen an den Seiten ragten aufwärts starr und steif.
 Einem Weibe gleich in Zöpfe trug geflochten er das Haar,
 die mit Stahl und Gold durchflochten, traun, ihn zierten wunderbar.
 Bis hinunter zu den Füßen reichten sie dem hohen Mann:
 nicht nur Schmutz, auch gegen Schweres Schläge Schutz er so gewann.
 Dreifach, enggefettet, schirmte schwere Brunn' ihm wohl den Leib,
 und so durft' er gern es sagen, Kampf ihm sei nur Zeitvertreib.
 Drüber trug er einen grünen Waffentrock, der hüllt' ihn ganz,
 daß nicht Thau noch Regen trübe seiner Brünne hellen Glanz.
 Auch der Schild war wohl nach Lobe, der ihm an der Fessel hing;
 mitten drinn ein schwarzer Drache mit erhobnen Branken gieng;
 hell aus seinem Rachen schossen wilder Feuerstrahlen viel.
 Damit wollte Fasold sagen: hütet Euch vor meinem Spiel!
 Als vollendet seine Rede Fasold hatte, Dietrich sprach:
 „Bist ein Held du, nun, so sag' es, was ich wider dich verbrach:
 gern sieh' des ich dir zu Buße. Traun, ich sehe noch den Tag,
 daß ich deiner Lasterzunge, wie sich's ziemt, vergelten mag!“

¹ Horn vom Auerechsen (bisom).

Höhnisch sprach dagegen Fasold: „Nun, und wärest du nicht wund — dich besiegen wenig Ehre brächte mir, das sei dir kund.

Deine hohe Rede wahrlich werth' ich nur für Thoren Wort: wärest weise du, du schwiegest, lämst dann unbestritten fort.“

Seiner Wunden dachte Dietrich, und er sprach mit guter List:

„Neden habe, sagen Weise, so wie Schweigen seine Trist.

Darum, Rede, wie du meinst; ist dir meine Rede leid, nun, so laß hinweg mich reiten, mich und mit mir diese Maid!“

Fasold sprach mit kaltem Stolze: „Fahr denn hin, die Maid sei dein;

aber laß mit mir dein Habern, willst du mit Gemache sein.

Hüt' auch dich mir im Gebirge jemals zu begegnen mehr:

ob gesund, ob wund du wärest, darnach frag' ich dann nicht sehr.“

Während dieser Wechselrede zog am Himmel her die Nacht,

und die Sterne wurden flimmernd und des Mondes volle Pracht.

Leise flüsternd sprach das Moosweib zu dem Berner: „Eile fort!

unverzüglich, traun, ist Fasold; leicht gerut ihn dieses Wort.“

Mit der Waldmaid ritt von dannen Dietrich, und auch Fasold ritt;

ohne Gruß die Reden schieden, denn ihr Stolz dagegen stritt.

Als die Waldfrau nun und Dietrich einsam waren, da begann

zu dem Weiblein so zu sprechen Dietmars Sohn, der kühne Mann:

„Sage mir doch, wodurch reiztest du des grimmen Fürsten Zorn,

daß er also hart verfolgt dich durch Klippe hier und Dorn?“

Seufzend sprach das braune Moosweib: „Geld, fürwahr, ich weiß es nicht;

das nur weiß ich, daß ich immer scheuen muß sein Angesicht.

Ja! mein hohes wildes Leben hat er mir geniedert gar.

Niesen ihm und Iwerge müssen dienen durch das ganze Jahr.

Keiner darf den Dienst ihm weigern; was er fordert, das geschieht;

seine Herrschaft unbestritten hier im Wald er wahrlich sieht!“

„Wolle Gott vor seiner Herrschaft uns beschirmen, steht es so,

sprach der Rede; seiner Hochfahrt bin fürwahr ich wenig froh;

droht' er doch uns aufzuhängen! Wären meine Wunden heil,

wollt' ich seines Uebermuthes niederlegen einen Theil!“

Das ich widerrathe, Rede, willst in Ehren du bestehn,

sprach das Moosweib; nimmer suche du des Stolzen Bahn zu gehn!

Wird er inne, daß du schlugest Eggen mit der starken Hand,

gibt er nimmermehr dir Frieden: dann sein Grimm bricht jedes

Band.“

„Seinen Grimm ich wenig scheute, sprach der Berner, wär' ich heil,
 aber meine Wunden brennen, und der Weg wird rauh und steil.
 Nein, nicht kann ich weiter reiten: rasten denn wir hier die Nacht:
 unter diesem Felshang sicher, hoff' ich, ruhn wir, hältst du Wacht.“
 Mühsam stieg vom Hesse Dietrich, setzte nieder sich auf's Land;
 mit dem Rücken er sich lehnte seufzend an des Steines Wand.
 „Jasold ist ein Wüthrich, sprach er; seine Jagd ihn schändet, traun!“
 „Läß ihn, Rede, sprach die Waldmaid; will nach Kräutern um
 mich schaun.“

Und sie gieng. Nach kurzer Weile kam sie wieder frohemuth:
 „Nies und Kräuter, sprach sie freundlich, sind für deine Wunden gut:
 wohl ich kenne sie: sie heilen deine Wunden, glaub' es mir:
 willst du deiner Brünne, Rede, dich entleiden, helf' ich dir.“
 Während dieß der Held vollbrachte, rieh in ihrer Hand mit Kraft
 Nies und Kraut sie, bis sie linde wurden durch den eignen Saft:
 auf die Wunden dann sie legte sanft sie hin: in kurzer Zeit
 war dem Held, als ob er niemals hätt' gestritten einen Streit.
 Ganz und gar der kühne Kämpfe dächte heil sich und gesund,
 und zur Waldmaid sprach, ihr dankend, also jezt des Reden Mund:
 „Keine Schmerzen, Dank dir, fühl' ich, aber matt noch bin ich sehr:
 könnt' ich nur ein Stündlein schlafen, braucht' ich keiner Hülfe mehr.“
 „Ei so schlaf, du frommer Rede! schlummte nur! Wer hindert dich?
 Treulich will ich dich bewachen; des verlaß dich nur auf mich!“
 Also sprach die weise Waldfrau. Dietrich zog sein Streitzgewand
 wieder an, und unter'm Haupte seinen Schild er Ruhe fand.
 Zu dem Hesse gieng das Moosweib, band es fest an einen Ast,
 pflückte dann ihm sorglich würziger Kräuter eine ganze Last.
 Jalle ließ das Gras sich munden. Schnell zum Manne wieder lief
 drauf die Maid: zu seinen Füßen wachte sie, dieweil er schlief.
 Und mit süßer sanfter Stimme Lied um Lied sie leise sang,
 immer leiser, bis den Reden bald ein fester Schlaf bezwang.
 Braucht' in Schlaf ihn seine Müde? wirkte das ihr süßes Lied?
 Das nur weiß man, daß er träumend aus dem Selbstbewußtsein
 schied.

Durch die Nacht die Maid des Reden pflegte so bis an den Tag,
 doch der Morgen kam, und immer Dietrich noch im Schlummer lag.
 Großer Jammer sie da sazte; denn sie dächte, durch den Tann
 liefen Funde; sanft zu wecken suchte sie den kühnen Mann.

Doch wie viel den Held berührte sie mit ihrer braunen Hand,
 also fest da schlief der Berner, daß er davon nichts empfand;
 doch aus Treue blieb sie sitzen, ob auch weit sie wünschte sich.
 „Unheil will dein Schlaf dir bringen, sprach sie, traf so Hasold dich!
 Weh! er kommt! Ich hör' ihn blasen, höre seiner Rüden Laut;
 allzulange schon ich weile: sie zerreißen mir die Haut!
 Wehe! wie wird er mich quälen!“ Ihre Augen wurden roth
 von den Thränen, die sie weinte. „Wache, Rede! Bist du todt?
 Frei doch bist du des Gesüchtes. Wüßt' ich nur, was dir geschah!“
 Dietrich diese Klage hörte, wenn er auch die Maid nicht sah;
 denn er konnte nicht erwachen. Laut erscholl jetzt Hasolds Horn
 in der Nähe: da mit Kräften rüttelt' ihn sie, fast mit Zorn.
 „Allzulange schläfst du, Rede! rief sie. Wache! du hast Zeit!
 Findet Hasold hier dich liegen, schlägt er dich auch ohne Streit.“
 Auf vom Schläfe sprang der Berner. „Lange hör' ich rufen dich:
 was denn irrt dich? nicht doch mocht' ich aus dem Schläfe lösen mich.“
 Also sprach der kühne Berner. Ihm zur Antwort sprach die Frau:
 „Hasold jagt bereits im Walde hier, ich hört' es ganz genau.“
 „Nun, er will uns aerne sehen. Was da weiter? komm' er doch!“
 sprach der Rede; heute wahrlich jagt er nimmer mich in's Loch!“
 „Nein, o nein! Ich darf nicht weilen! Götter, wo nun berg' ich mich?
 rief das braune Weib in Aengsten: rette, kühner Rede, dich!“
 Damit floh das Moosweib bekend hin durch Saude, Busch und
 Dorn,
 denn von neuem und ganz nahe hörte jetzt man Hasolds Horn.
 An die Felsen ihr sich hingen Hasolds grimme Rüden bald,
 und nun gab's ein wildes Jagen durch's Gekläuf' und durch den Wald.
 Hasold auch auf schnellem Rosse hatte bald sie nun ereilt:
 „Hab' ich dich nun, braunes Moosweib? Sag es, wo dein Schirmer
 weilt!“
 Arm' und Beine grimm die Rüden ihr zerbißen; sie schrie laut;
 ihr Gejammer hörte Dietrich. „Sind die Hund' ihr an der Haut?
 sprach der kühne Held; zum Schutze muß ich eilen meiner Maid,
 will sie lösen von dem Wilden, der ihr anthut solches Leid.“
 In den Sattel sprang der Rede; Falke seinen Herren trug
 schnellsten Sprunges hin zur Stelle, wo die Waldmaid Hasold schlug.
 „Schäme dich, rühmst du dich edel! rief ihm zürnend zu der Held:
 Laß die Maid fluge, oder wahrlich, roth du färbst das grüne Feld!“

Fasold jezt auch Dieterichen sah. Mit Hohn er rief sofort:
 „Schön! du bringst dein Haupt mir selber: bald zierr's jenen Eidi-
 baum dort!“

Rasch er sprang von seinem Rosse; doch auch Dietrich säumte nicht,
 und so bot da Rede Reden lauten Troß in's Angesicht.
 „Nicht zurück du heute mißest, schöner Bräuer, deinen Weg,
 rief vor Jorne schäumend Fasold; ich verrammle dir den Steg.
 Wähne nicht zu stehn im Streite mir, du bist von Wunden matt!“
 „Schweig! sprach Dietrich; bald du fühlst, hoff ich, dich des
 Streites satt.“

„Warte! rief mit Grimme Fasold, bist doch für mein Schwert zu schlecht;
 eine Ruthe thut es, den! ich, wider dich auch im Gesecht.“
 Und er riß vom nächsten Baume rasch hinab den größten Ast,
 sprang mit ungefügen Schlägen an den ihm verhassten Gast.
 Aber Dietrich ihm zu Trümmern seinen Ast behende schlug;
 auch die stahldurchwundnen Höpfe, die der Held am Haupte trug,
 fielen stückweis auf den Boden. Fasold hinter seinen Schild
 sich da barg und griff zum Schwerte: Schlag um Schlag nun
 dröhnte wild

Egisachs jedoch der scharfe seinen Helm ihm jezt durchdrang:
 eine Spalte gab's im Eisen gut wohl einer Spanne lang.
 Roth sein grünes Waffenhemde färbte seines Hauptes Blut:
 als die Wund' er fühlte, nieder sank ihm da sein hoher Muth.
 „Als Besiegten mich bekenn' ich; ich ergebe mich an dich.
 Nimm mein Schwert denn, kühner Rede, lässest du nur leben mich!“
 also rief der wilde Jäger. Seine Hochfahrt nieder sank,
 seine Hohnsucht ward zu Schanden und sein schöner Stolz ward
 krank.

„Gerne magst du leben, Fasold, sprach da Dietrich, schwörst du mir
 treu zu sein mir und getwärtig, will ich wohl genaden dir.
 Also hold zu sein mir schwöre, als ob nimmermehr ein Leid
 dir gethan ich hätte, Fasold: das mir schwör', ich will den Eid!“
 Fasold schwur was Dietrich wollte; seinen Eid jedoch er brach.
 Zu dem kühnen Berner aber also jezt der Falsche sprach:
 „Gerne möchte wohl ich kennen, der mich zwang, den kühnen Mann,
 und der hier in gutem Streite meine Treue sich gewann.
 Dir ist es an mir gelungen; keinem sonst es, Held, gelang;
 • jeden, der mit mir zu kämpfen wagte, meine Hand noch zwang;

drum mit Ehren magst du nennen, Rede, deinen Namen mir;
 gern ich möcht' in allen Landen deinen Ruhm, Held, mehren dir!"

"Meinen Namen, sprach der Sieger, geb' ich gerne dir bekannt:
 Dietmars Sohn ich bin, des Kühnen; Dietrich bin ich selbst genannt:
 bin von Bern hieher geritten. Dort im Wald ein junger Mann
 zwang mich, Held, zu schwerem Kampfe: größte Noth ich nie gewann.
 „Wehe! rief die braune Waldmaid. Warum, Rede, melden das?
 Bist du weise, schweigst du, Dietrich, wedest nicht dir neuen Haß."
 „Ei, was weißt du? rief da Hasold; sahst denn, Moosweib, du den Streit?
 Rede, Dietrich, gern von Kämpfen hör' ich traun zu jeder Zeit.
 Wahrlich, starken Widerwinnen traffst in diesem Walde du,
 deine Wunden das bezeugten gestern Abend an der Fluh.
 Leid mir ist es, daß mein Bruder Egge dich im Tann nicht fand:
 hättest den besiegt du, Dietrich, diene ganz dir unser Land.
 Ungetheilt ist noch das Erbe zwischen ihm und zwischen mir:
 hättest Eggen du bezwungen, Alles diene, Dietrich dir.
 Stark ist er und kühn vor Allen, doch der Jahre noch ein Kind."
 Dietrich sprach: „So muß ich wahrlich wähen, daß zween Eggen sind.
 Einen schlug ich dort im Walde; todt er mir zu Füßen lag.
 Daß er mich ergienge, der Rede, heut ist's schon der fünfte Tag!
 Tief in Wassen her, als ob er flöge; bringen an den Rhein
 schönen Frauen mich er wollte; wenig, traun, er schonte mein.
 Was ich ihm der Ehren anbot, alles wies er stolz zurück;
 allzusehr der Kühne traute wahrlich auf sein Waffenglück;
 lebend oder todt er bringe, schwur er, mich der hohen Raid:
 daß ich ihn erschlug im Streite, dennoch ist mir's bitter leid!"

"Haßt besiegt du meinen Bruder, traun, erliegt du keinem Mann,
 sprach da Hasold; größte Stärke nimmermehr ein Held gewann.
 Alle müssen dir sich neigen, wo du stehst, der Helden Schaar:
 doch an deiner Brünne nehm ich keine Kampfes Spuren wahr.
 Darum lünde doch mir, Dietrich, welche List den Sieg dir gab —
 List allein dir mochte frommen, war nicht gar ein Trug dein Stab.
 Wahrlich, gerne wollt' ich hören, wie vor dir der Held verdarb;
 wohl nicht Ehre, wähn' ich, deine Hand an seinem Tod erwarb."
 Tief verlezt gab ihm zur Antwort Dietrich, Dietmars kühner Sohn —
 solches lästerlichen Vorwurfs war er eben ungewohn —:
 „Wie verlehrt sich deine Rede! Jetzt dein Sinn ward offenbar;
 aber alles, was du geiserst, ist erlogen ganz und gar.

Deine Hände du mir neigtest Treue du gelobtest mir:

Treulos aber dich ich finde: zum Verderben kommt es dir,
wenn vor mir du nicht entrinnest in der Erde tiefsten Grund,
traun! und wärst du zehnsach Egge: das sei, falscher Mann dir kund."
"Ich dich fliehen? Niemals, Dietrich! Wenig kennst du meinen Rath.
Nicht so leicht du sollst erwerben hier mein Erb' und Vatergut!
Meinen Bruder will ich rächen, den du, traun, im Schläfe schlugst:
seine Waffen, seh' ich jezo, mir zu Hölhe her du trugst."

Jornig sprach der kühne Berner: "Wollte Gott, es wäre wahr,
daß geschlafen Egge hätte; lebte dann noch manches Jahr.
Fandst mich, Kede, selbst doch gestern einen Streites müden Mann,
fliehend meine tiefen Wunden, bei der Waldmaid in dem Tann!"

Aber Jasold war im Grimme, brach dem Held die Sicherheit,
wich dem zorngeißwellten Herzen; Dietrich doch stund kampfbereit.
So mit allen Kräften schlugen jezt sie dar auf Helm und Schild,
daß die rothen Feuerglanzer ringsum stoben wirr und wild.

Wie zween wilde Bären sprangen an einander Mann und Mann;
ihrer breiten Schwerter Schläge brähten durch den finstern Tann.
Bald doch sank zu Boden Jasold; denn als wären sie von Wachs,
drang durch Helm ihm, Schild und Halsberg unaufhaltsam Egisachs.

Jasold rief am Boden liegend: "Ich bekenne meine Schuld,
schalt mit Unrecht, edler Dietrich, dich, aus frevler Ungeduld;
aber läsest du mich wieder, Held, in deinen Gulden stehn,
will ich dir in hieten Treuen immerdar zu Dienste gehn."

Dietrich hatte schon erhoben hoch sein Schwert zum Todesstreich,
doch an Eggen er gedachte, und so ward das Herz ihm weich;
ließ den Ungetreuen leben, sprach: "Um Eggen Willen sei
dir die Läst'ung verziehen, sonst wär' es mit dir vorbei.

Aber brichst du deine Treue wieder, Jasold, schlag' ich dir
sicherlich das Haupt vom Halse; Schonung hoffe nicht von mir!"
Jasold sprach: "Das sei mir ferne! Brach ich einmal meine Treu,
fühl' ich doch, zum andern Male sie zu brechen, volle Scheu. —

Doch die Wunden, Held, mich schmerzen. Rufft du, Dietrich, wohl die Maid,
daß sie mir die Schrammen heile, denn sie weiß da wohl Bescheid?
Taub sie wäre meinen Bitten, aber du bewege sie bald:

ich gelob' auch niemals wieder sie zu jagen durch den Wald."
Und er rief die Hunde zu sich, nahm die Hüden an das Band,
die noch laut den Fels umkollen, darauf Schuß das Moosweib fand.

da hinauf war sie geflüchtet vor der grimmen Hunde Wuth, die mit aufgesperrem Machen gierten heiß nach ihrem Blut. Dietrich rief der wilden Jungfrau; schleunig sie gelaufen kam; aber als des edlen Berners Wunsch und Bitte sie vernahm, sprach sie: „Traun, es wäre besser, seine Wunden heilten nicht; aber deinem Wunsche, Dietrich, mich zu fügen ist mir Pflicht.“ Rasolds Wunden schnell sie heilte. Zu dem Berner sprach sie dann: „Jetzt, Held, will ich heim zur Mutter: habe Dank, du guter Mann!“ Eh noch Dietrich reden konnte, fern sie schon im Walde sprang: springend sang sie, singend sprang sie: laut ihr Lied herüber klang.

Sie sagten uns in den Worten der Einleitung, daß Eggen Ausfahrt einen Uebergang zur eigentlichen Heldenlage bilde, nahm der schwedische Gast jetzt das Wort; aber hier haben wir ja so viel Mythisches als nur immer sonstwo. Ich gebe Ihnen allerdings zu, daß die eigentliche Heldenlage auf die Darstellung eingewirkt haben mag, zumal was die Schilderung der Haupthelden, Dietrich und Egge, betrifft; aber alle Nebengestalten, mit einziger Ausnahme des alten Hildebrand, des Hagestald und Helsefischs, sind rein mythologische Wesen. Zuerst trat ein grimmer Meeremann, halb Mann halb Aes, auf, dann erscheint eine liebliche, der Geschichte kundige Nixe, die sich Bababild nennt, zuletzt das vom wilden Jäger verfolgte Moosweib, das sich heilerfahren und gesangkundig erweist, abgesehen von dem Zwerge, der den wunden Helsefisch heilt. Ueberall ist hier des Reimenschlichen wenig, des Mythologischen viel. Es wäre mir sehr erwünscht, wenn ich etwas über die hier zu Lande herrschenden Vorstellungen des Volkes in Betreff der Nixen und Moosfrauen vernähme. Auch wir in Schweden kennen beide, aber doch vielleicht unter etwas verschiedenen Verhältnissen.

Ich kenne die schwedischen und norwegischen Ansichten über diese Wesen, antwortete ihm Graf Huno; im Ganzen sind sie von denen unseres Volkes nicht sehr abweichend, wenn auch reicher und manigfaltiger, was sich schon aus der längeren Dauer des Heidenthumes dort erklärt. Neuere deutsche Mythologien scheiden die

Niren oder Wassergottheiten in Meerfrauen und Wasserfräulein; ich weiß nicht, ob mit Zug und Recht. Von eigentlichen Meerfrauen kann begreiflich nur am Strande des Meeres Erinnerung leben, wie denn in der That die Küsten der Nord- und Ostsee solche haben. Im Binnenlande kann von eigentlichen Meerfrauen nicht die Rede sein. Davon abgesehen, denkt man sich die Meerfrau, mariminni; merminne, als ein Wesen, das oben Weib, unten Fisch ist. Sie verlockt durch ihren Gesang und hat die Gabe der Weissagung, da sie gleich den Valkyrien oder Schwamjungfrauen zukunftsukundig ist; ja sie kann gleich diesen als Schwan davon fliegen. Sie ist aber auch grausam, gleich der altnordischen Rán (ahd. Hrahana) d. i. der „Räuberin,“ denn hráhanjan, altnord. ræna bedeutet „rauben.“ Sie stürzt Schiffe um und verlangt jeden Tag einen Menschen als Opfer. Den ihr Verfallenen läßt sie nur selten los, und stets nur gegen ein anderes Opfer. Selten erscheint sie als begabende und schützende Gottheit, als Freundin einzelner Menschen oder Geschlechter. Tiroler Sagen kennen noch die Benennung Meerfrau, aber sie wissen nichts von der unteren Fischhälfte.

Die Wasserfräulein oder Niren sind ganz Weiber und zwar von überirdischer, verlockender Schönheit. Bei Mondschein tanzen sie auf den Wellen der Ströme oder Landseen und schirmen die Anwohner. An den Freudenfesten der Menschen betheiligen sie sich gern; kommen sie aber nicht zu rechter Zeit heim, so büßen sie mit dem Leben. Der Wassermann bringt sie um und ihr Blut färbt die Oberfläche des Wassers roth. Er ist also eifersüchtig. Ihre Schönheit und Jugend ist aber nicht immerdauernd, sondern ihnen nur für einen bestimmten Zeitraum, meist für drei hundert Jahre verliehen. Um sich beide nach Ablauf der Frist zu erhalten, müssen sie die Liebe eines Mannes gewinnen, dem sie Kinder zwieschlächtiger Wesenheit gebären, doch wiegt die des Vaters vor. Ihre Abkunft von der Mutter bezeugt jedoch die Schwimmhaut zwischen den Fehen und der Umstand, daß sie im Wasser nicht naß werden. Opfert man eines der Kinder, so wird dadurch der Wasserbann für die übrigen gebrochen. Die Verbindung zwischen

Nixe und Mann endet meist unglücklich, wie die Sagen von der Melusine und vom Ritter von Staufenberg beweisen. Dennoch giebt es eine Menge schöner und rührender Sagen von der Liebessehnsucht der Niren, besonders in der Oberpfalz. Näheres enthalten die Werke von Schöppner, Panzer und Schönwerth.

Was die Moosweiblein betrifft, nahm Leodegar das Wort, als Graf Huno abbrach, so tragen auch diese verschiedene Namen. Der allgemeinste, der alle, auch anderartige, solche Wesen begreift, ist wildin wip, wilde Weiber. In bairischen Sagen heißen sie Hooeweibl, Mojaweibl, Moosfräulein, Holzfräulein. In Tirol heißen sie Salinger oder die Saligen, d. h. wohl die Glücklichen, Seligen. Auch Eigennamen bewahren Tiroler Sagen, wie Giragingele, Hörele, Stuzlawuzla, Groaßarinba, Stuzemuze, Rauchrinde, Stizl, Wjzl, Salom. Sie gehören zu den Nalben und bilden den Uebergang von diesen zu den Zwergen, haben aber auch einiges, gleich den Niren, mit den Schwanzungsfrauen, den Valkyrien, gemeinsam. Gleich den Wunschfrauen (Waltkyrien) streben auch sie nach der Liebe von Männern und überhäufen sie dafür mit Glücksgütern. Man brachte ihnen einst besondere Opfer, wovon sich Spuren bis heute erhalten haben. Die Frauen in den Venediger Alpen spinnen ein Stück Flachs und werfen dieß für die Waldfrau in das Feuer. Den wilden Fräulein am Würmse bringt man Speisen, und den Gögerfräulein werfen die Kinder von Weilheim, wenn sie auf den Gilgenberg hinauf steigen, noch heute Fichtenzapfen in eine schüsselfartige Vertiefung. In Tirol unterlassen die Sennerinnen es nicht, wenn sie zu Berge fahren, Blumen und Erdbeeren für „die Saligen“ mit zu nehmen. Sie sind den Menschen holdgesinnt, hülfreich und dienstfertig; doch auch sie rächen Beleidigungen meist durch erbliche Gebrechen oder Entziehung des Wohlstandes. Ein Jüngling hatte einst ein Moosweib gekränkt, aus Rachsucht schenkte sie ihm einen Gürtel; er aber legte diesen aus Vorsicht einem Baum um, der sofort zerschnitten ward. Stehn sie irgendwo in Dienst, und wird ihr Name ver Rathen, was meist aus dem tiefen Walde her geschieht, so verschwinden sie; eben so wenn ihr menschlicher Gatte sie nach ihrem

Namen fragt. Im Walde spinnen sie das Moos um die Aeste der Bäume und ziehen es von einem Baume zum andern. Diese Fäden muß man abwinden und sorgfältig aufbewahren, denn sie bringen Glück und heilen Wunden. Ueberhaupt sind die Moosfrauen heilkundig und befreien die Menschen von Krankheiten und Seuchen. Auch ihre schöne Stimme, wenn sie singen, wird gerühmt. Ihre Größe erreicht nicht die der Menschen; doch giebt es in Tirol auch Waldweiber von Riesengestalt und großer Wilde, die Janggen. Die Moosweiblein gehören zum Gefolge der Holda als Waldkönigin (Diana). Ihre Hauptfeinde sind der wilde Jäger und seine Gesellen. Um vor diesem sie zu schützen, läßt man Büschel Getreide auf dem Felde stehn, und die Holzfäller bezeichnen Baumstöcke mit drei Kreuzen. Auf diesen und in jenen finden sie Schutz und Rettung.

Ich habe noch zu bemerken, nahm jetzt Haspinger das Wort, daß weder im alten Drude von 1559 noch bei Kaspar von der Rhön Dietrichs Begegnung mit der Nixe am Brunnen sich findet. Der erste, aber nicht Kaspar, hat dafür ein abermaliges Zusammentreffen Dietrichs mit Helsrich, der von jenem nach Bern gesandt wird. Lashbergs Handschrift weiß von dieser Zusammenkunft auch nichts und hat dafür die mit der Nixe Babahild, nur läßt sie diese jetzt sogleich auch die Wunden des Helden heilen, die dann auch hier das Moosweib noch einmal heilt. Das heißt des Guten zu viel gethan. Aber es werden sich später noch andere Abweichungen in den Quellen kund geben. Man ersieht hieraus theils das Fortleben der Sage, theils die Willkühr der fahrenden in ihren Darstellungen. — Sollte nun noch Jemand eine Erläuterung wünschen, so bitte ich um die Fragen.

Hafold, wandte sich Berta an ihn, drohte zuerst den Helden zu hängen, dann, daß sein Haupt einen Eichenbaum zieren solle: ist der Inhalt beider Drohungen der gleiche?

Zu Ganzem: ja; antwortete Haspinger. Es war Sitte des Heidenthums, erlegte Feinde an Bäumen aufzuhängen oder auch ihre Häupter an Bäumen zu befestigen. Dadurch wurden die Besiegten gleichsam zum Opfer, das der Sieger Wödan darbrachte.

Eine Beschimpfung lag wohl allerdings darin, wenigstens in späterer Zeit; denn die Ruhe wie die Ehre des Erlegten verlangte die Bestattung, die freilich wieder verschieden war: der Todte ward entweder begraben oder verbrannt oder in einem Schiffe, — hohlem Baume, woher noch Todtenbaum = Sarg, — den Wogen des Meeres oder eines Flusses zur Fortbeförderung in das Reich der Todten übergeben. Dem Todten, den man ehren wollte, gab man Waffen, Goldschmuck, Ros, Hund und Habicht mit; denn das Leben hier ward dort fortgesetzt. Auch Diener und Dienerinnen wurden getödtet, um den Herren zu geleiten. Zuweilen folgten sie ihm auch freiwillig, wie das auch wohl Gattinnen und liebende Jungfrauen thaten.

Es ist schön, daß Sie uns von diesen Gebräuchen gelegentlich etwas gesagt haben, ergriff Gräfin Irmgard das Wort. Aber sagen Sie mir: durch den Eid, den Dietrich so feierlich verlangt, will er Fasolden hindern, für seinen erschlagenen Bruder Blutrache zu üben, wie Recht und Sitte dieß heischen, nicht wahr?

Allerdings ist das seine Absicht, antwortete der alte Graf. Es war Pflicht des Sippen, den Sippen zu rächen, und so konnte Fasold vielleicht sich nur dadurch abhalten lassen dieß zu thun, wenn er, noch unwissend, den Eid schwur, der verlangt ward; denn für Meineidige, Mordmörder und Verführer des Weibes eines Andern, und nur für diese drei, kennt das deutsche Heidenthum Strafen nach dem Tode. Der Aufenthalt bei der Helja (jezt: Hölle) galt nicht als Strafe, wenn auch die Zulassung in Walahalla als Lohn der Tapferkeit angesehen ward.

Nun die letzte Frage, sagte Irmgard. Nicht wahr? Fasold will Dietrichen heimtückisch anreizen zum Kampfe mit Eggen, dessen Tod er noch nicht weiß, dadurch, daß er ihm das Erbe als noch ungetheilt vorstellt? Er rechnet auf Dietrichs Streben nach Ruhm, auf seine Habgier oder Herrschsucht und nimmt als sicher an, daß er Eggen erliegen werde, wodurch denn auch seine Niederlage gerechen wäre.

Allerdings ist das sein Beweggrund, wiewohl er ihn begreiflicher Weise verschweigt, erwiderte ihr Gaspinger und wollte nun

weiter lesen. Halt! rief da Verta, eben fällt mir noch etwas ein, wonach ich fragen muß. Was heißt: Jasold brach die Eicherheit?

Eicherheit, antwortete ihr Graf Huno, ist nach ritterlichem Sprachgebrauche die feierliche Verpflichtung zu irgend einer Sache, das feierlich gegebene Wort. Besonders ward nach einem Kampfe von dem Sieger „Eicherheit“ genommen, von dem Besiegten, der damit sein Leben sich erhielt, gegeben. Dieser verpflichtete sich, alles zu leisten, was von ihm gefordert werde. Ein Ritter, der „seine Eicherheit brach“, war ehrlos für immer. Der Sieger konnte dem Besiegten auch aufgeben, „seine Eicherheit“ einem andern Ritter oder einer Frau oder Jungfrau zu leisten, wodurch diese das Recht der Bestimmung über den Besiegten erhielten. That ein Sieger so, so erwies er damit dem die größte Ehre, an den er den Besiegten schickte, um ihm „seine Eicherheit“ zu geben.“

Schade, daß dieser Brauch abgekommen ist, sagte Verta lächelnd; bestünde er noch, so hätte ich ohne Zweifel Aussicht, daß Sie mir die von Ihnen Besiegten zuschickten. An angemessenen Forderungen wollte ich es dann nicht fehlen lassen.

Und ich hätte dann den herkömmlichen Dank von Ihnen zu erwarten, nicht wahr? fragte Huno schalkhaft; aber Verta sagte darauf nur: Jetzt, Herr Professor, bitte, lesen Sie weiter.

Und Gaspingler las:

„Nede, sprach zu Jasold Dietrich, hin nach Köln man mich entbot; will der stolzen Jungfrau Seburg selbst verkünden Eggen Tod; so gelobt' ich's dort dem Kühnen. Lösen will ich denn mein Wort, gern ja wollten Dietrichen schau'n die schönen Frauen dort. Ohne Zweifel sind die Wege hin zum Rheine, Held, dir kund, wolltest du die Bahn mir zeigen, rühm' es gerne dort mein Mund.“ Auf Verrath da Jasold dachte; zu dem Berner schnell er sprach: „Gern will hin ich dich geleiten, ist es dir nicht Ungemach. Wohl bekannt sind mir die Wege; ritt schon oft den Rhein hinab; war zu Köln, als Seburg Eggen Brünne, Helm und Schweit dort gab; kenne wohl die stolze Jungfrau. Kommt dir's recht, so reiten wir.“ „Auf, zu Rosse denn! sprach Dietrich; reit du vor, ich folge dir.“

Munter trabten denn die Reden, Hasold vor und Dietrich nach,
 aber Hasold sann auf Rache, scheute nicht vor neuer Schmach.
 Einen Thurm der Falsche kannte, nur drei Stunden lag er fern,
 wo den Tod nach seinem Wahne finden soll der Held von Bern.
 Eggetwulfs Söhne hausten, Eggenot und Eggetwit,
 seine Vettern, auf dem Thurme. Hieher lenkt' er Rosses Schritt.
 Als dem Thurm sie nahten, sahen einen Mann sie stehn am Thor,
 der hin nach dem Walde spähte, hielt die Hand den Augen vor.
 Wohl gerüstet stund der Rede, geerbetwaffnet, kampfbereit:
 an der Mauer ihm zur Seite lehnt' ein Schild ihm, lang und breit.
 Als den Mann gewahrte Hasold, wandt' er sich an Dietrich:
 „Guten Labetrunk, Held, finden hier wir, trägt nicht Alles mich.
 Wohl ich jenen Reden kenne, der dort an dem Thore steht.
 Eggenot ist er geheissen, gern er stets zu Kampfe geht;
 und nicht minder kühn sein Vetter ist, er nennt sich Eggetwit:
 ist dir's komulich, nach dem Thurme lenken wir der Rosse Tritt.“
 „Nicht gegessen noch getrunken, sprach der kühne Dietrich,
 hab' ich lange, darum denk' ich, sperr' ich traun nicht lange mich.“
 Wohl! sprach Hasold; aber Dietrich, klug dann achte meinen Rath;
 schweig du still von Eggen Tode; rühme ja dich nicht der That.
 Eggenot und Egge waren hold einander, glaube mir;
 beide tranken, beide kämpften stets vereint, das sag' ich dir.
 Traun! erführe jetzt des kühnen Eggen Hinfahrt Eggenot,
 und daß du den Freund ihm fallest, dich bestünd' er auf den Tod.“
 „Prahlen ist nicht meine Sache, war es nie, sprach Dietmars Sohn.
 Und durch Uebermuth zu Streite reizen Einen, — ungetwohn
 war ich immer des; sich brüsten war mir immerdar verhaßt:
 nimmer stör' ich seinen Frieden, wenn nicht selbst das Schwert er saßt.
 Seine That jedoch verleugnen, Rede, schändet stets den Held:
 will er Kampf, so mag er kommen: Raumes beut genug das Feld.“
 Mit der Rede waren beide hingelommen zu dem Mann:
 Eggenot sie freundlich grüßte: seit er leiden Tag gewann.
 Flugs ihn fragte Hasold: „Sage mir doch, liebster Eggenot,
 weilt daheim mein kühner Vetter, der es stets so hold mir bot?“
 „Nein! gab ihm der Held zur Antwort: in des grünen Waldes Schooß
 Eggetwit am frühen Morgen ritt mein Ross Heibangerlos.
 Ein Gerücht uns gestern zukam, Egge folg' im Walde dort
 Cines Reden Spur mit Eifer; darum ritt mein Bruder fort,

wollt' ihn her zu Hause laden." „Egge, ritt allein er hin,
 oder folgten ihm die Knechte? Nicht begegnet ihm ich bin."
 Also fragte schlau der Falsche. „Nein, entgegnet' Eggenot,
 Nicht allein er ritt zum Walde. Unfern Mannen er gebot
 sich nach Eggen umzuschauen." „Ach! rief Falsold, nimmermehr
 finden sie der Kämpen besten; denn es fiel der Degen hehr!"
 „Egge fiel? du fäselst, Falsold! rief erschrocken Eggenot;
 aber du willst mich nur foppen!" „Nein, ich weiß es, er ist todt,"
 sprach da Falsold. „Todt ist Egge? Schrie der Held da Jorues voll,
 liegt erschlagen Egge, wahrlich, Eggenot ihn rächen soll!"
 „Willst du's rächen, rief da Dietrich, brauchst du, Held, nicht weit zu gehn,
 denn du siehst des Reden Töchter hier vor deinen Augen stehn.
 Aber bist du weise, Jüngling, bleibst du meinem Schwerte fern."
 Und sofort von seinem Rosse saß der kühne Held von Bern.
 Eggenot jedoch nicht warnen ließ sich; denn das Riesenblut,
 das in seinen Adern wallte, trieb auch ihn zu Frevelmuth;
 und so langt er nach dem Schilde. Hoch empor den Beert er schwang,
 und mit wilder Wuth Gebrülle gen dem Berner rasch er sprang.
 Dietrich rief: „Gernach, du Knabe! Ramst von deiner Amme Brust
 traun zu früh gen mir zu Streite! Gab bisher der Kampf dir Lust,
 kann er dir auch Leid wohl geben; darum laß mit mir den Kampf!"
 Aber Eggenot war jorntaub und sein Athem heißer Dampf.
 Lange schonte sein der Berner, deckte mit dem Schilde sich,
 stach mit seinem scharfen Beert ihm Eggenot jezt Stich auf Stich;
 doch die Schonung ward verachtet: da gab Dietrich auf den Scherz,
 Und sein Egisachs, der scharfe, brach dem Jüngling in das Herz.
 „Weh mir, Eggenot! rief Falsold; weh, du liegst! es strömt dein Blut:
 meine Nebe schlug dich, Armer; dich verrieth dein kühner Muth!
 Und ich darf dich, Held, nicht rächen!" Jornig sprach da Dieterich:
 Zeuch dein Schwert, willst ihn du rächen: der im Kampf dir steht,
 bin ich!"
 „Nein, o nein! versehte Falsold; nein! ich gab dir meinen Eid:
 schlägst du Vater mir und Mutter, thäte immer doch dir leid!"
 „Nun, so komm, sprach da der Berner, eh zurück der Better kehrt:
 durch den Tod des Jünglings, wahrlich, ward mir schon das Herz
 verfehrt."
 Und so ritten sie von dannen, Falsold vor und Dietrich nach,
 Doch der ungetreue Führer sann für sich auf neue Schmach.

Wie den Held er könne tödten, immer er und immer sann,
 aber offen zu bekämpfen wagt' er nicht den kühnen Mann.
 Weiter ritten beid' und weiter, und es war ein heißer Tag.
 „Zasold, rief der kühne Berner, birgt denn keinen Duell der Hag,
 daß ich mir den Durst doch lesche?“ „Freilich, rief da Zasold schnell,
 seittwärts, dort an jener Steintwand sprudelt uns ein frischer Quell.“
 „Nun so laß zum Quell uns reiten,“ rief da Dietrich frohgemuth,
 und sie trabten hin zur Stelle: frisch da quoll's hervor und gut.
 Und sie saßen ab den Rossen. Seinen Schild da Dieterich
 legte zu dem Sprudel, kniete drauf und wollte laben sich.
 Unter'm Rinne Helmes Riemen hatte jeßo seine Hand
 aufgelöst und mit der Rechten stützend sich auf Steines Rand,
 neigt' er seinen Mund zum Springe. Da sprang Zasold auf ihn zu,
 riß den Helm ihm rasch vom Haupte, warf ihn weit hinweg im Nu.
 Und mit seinem scharfen Schwerte schlug er auf den Nacken wild,
 doch ihn barg die Kettelhaube. Rasch griff Dietrich seinen Schild,
 sprang empor und mit der Budel schlug so stark er ihn auf's Haupt,
 daß er einen Keil des Donners auf sich niederwertern glaubt.
 Helm und Schild und Schwert entreißt er jezt dem ungetreuen Mann,
 doch der wirft sich ihm zu Füßen, schreit so laut er schreien kann:
 „Zweimal, leider, ward ich treulos: werd' es wahrlich nimmer mehr:
 aber Eggenot und Egge schmerzten, Held, mich allzu sehr.
 Gnade, Dietrich! Gnade, Gnade! schonen meines Lebens doch!
 war ich dir auch zweimal treulos, lann ich doch dir dienen noch;
 denn aus diesem Waldgebirge findest nimmer du den Weg,
 wenn nicht ich hinaus dich führe, denn ich lenne jeden Steg.“
 „Gede dich denn fürder, Nordwolf! sprach mit Borne Dieterich,
 will noch einmal dir vergeihen; aber Zasold, wahre dich:
 so mir Gott, es ist dein Ende, trügst du mich zum dritten Mal. —
 Wieb den Helm mir! Auf den nächsten Weg dann richte deine Wahl!“
 Zasold holte seinen Helm ihm; Dietrich auf das Haupt ihn band,
 ließ dann seinen Fellen trinken, strich die Nähn' ihm mit der Hand;
 schwang dann rasch sich in den Sattel; Zasold schwang sich auch hinein:
 schweigend ritt voraus er, schweigend folgte Dietrich hinter drein.
 Hin denn ritten so die beiden durch das Waldgebirge schnell.
 Als der Abend kam, gelangten sie zum schönsten Wasserquell
 unter einer hohen Steintwand. Eine Lind' ihn überfieng;
 hier zu bleiben dachte Zasold, neuem Trebel nach er bieng.

„Sieh, die Sonne, sprach da Jasold, eben zu Genaden geht:
 ist's dir recht, so laß uns rasten, bis am Himmel neu sie steht.“
 Wie du willst, versetzte Dietrich; unter Helm und Schilde soll
 ruhig ich die Nacht durch wachen, scheint der Mond doch hell und voll.“
 Leicht gefesselt ließen beide Renner sie nach Grase gehn,
 sahn sie doch es fein und würzig und in reichster Fülle stehn.
 Trefflich wohl es schmedte beiden; aber Falke litt es nicht,
 daß ihm Jasolds hoher Rappe jemals kam vor's Angesicht.
 Weder Brot noch andre Nahrung bot den Aedlen dar der Wald,
 da begnügten sie mit Beeren sich, — sie fanden solche bald.
 Als der Hunger, wenn auch dürstig, war gestillt für diese Nacht,
 schürte Jasold an ein Feuer, und er that's mit Vorbedacht.
 Durch die große Müde fielen bald des Berners Augen zu,
 als er saß, die Gluth zu Füßen und den Rücken an der Fluh.
 Bald ihn sah entschlafen Jasold. Leise sprach er: „Wehe mir!
 darf an dich mich nimmer wagen: doch den Tod ich werbe dir.“
 Von der Gluth der Ungetreue leisen Schrittes schlich hinweg —
 wohl bekannt in diesem Wald ihm war auch der geheimste Steg.
 Auf er stieg zu einer Steinburg, die ganz in der Nähe lag,
 sie bewohnte seine Ruhme Birgild bis auf diesen Tag.¹
 Als zum Burgthor er gelangte, Zerren er, den Riesen, fand,
 seinen Resten; an der Brücke lehnt' er schlafend. Ihm zur Hand
 an der Felsstückmauer lehnte seiner Eisenstange Last.
 Als ihn Jasold weckte, blidte Zerre murrend an den Gast.
 Aber bald er ihn erkannte. „Sei willkommen, Külling,² mir,
 sprach er, — aber wer zersehte so die gute Brünne dir?“
 „Zerre, sprach da seufzend Jasold, willst du hören auf mein Wort,
 dir das schwere Leid ich künde, das uns traf im Walde dort.
 Egge, mein so kühner Bruder, schmählich dort erschlagen liegt,
 der so manchen frechen Aeden hat mit starker Hand besiegt,
 ihn erschlug im Schlaf ein Kämpfe; seine Waffen trägt er stolz,
 Eggen blutig Haupt auch band er prahlend an das Sattelholz.
 Eggenot auch fiel, den mannhaft ich dann sah zum Streite gehn.
 Ich bin schwach, du weißt es, Zerre, wollte dennoch ihn bestehn,
 wollte meine Rache rächen: aber ich erlag ihm bald:
 du bist stark: für deine Stange fuhrt' ich her ihn in den Wald.“

¹ Bei Raspar heißt sie Ruoge, d. i. Ruedbild.² Stammverwandter.

Zerre schrie: „Nicht weiter wahrlich soll er führen Eggen Haupt;
ich erschlag' ihn, wenn es anders meine Mutter mir erlaubt!
Geh nur, Jasold, geh sie fragen, und dann bringst du mir Bescheid,
aber weile nicht zu lange, denn das Warten ist mir leid.“

In die Halle hub sich Jasold, wo der Frauen saßen drei,
Birghild selbst nebst zweien ihrer Basen, all' der Güte frei.
Nagbild ihr zur Rechten hockte, Radallach zur Linken saß:
riefisch waren sie von Wuchse, trugen allen Menschen Haß.
Alle waren gier nach Streite, stets bereit zu Fang und Griff,
liebten wenig nur die Spindel, wenig auch das Weberstiff:
sprangen wildhin über Klippen, warfen Felsen in das Thal;
das war dieser Frauen Spinnen, das ihr Weben allzumal.

Nicht zu freundlich auch begrüßen Jasold jezo diese drei,
ließen vielmehr in der Halle lange stehn ihn nebenbei;
erst als seine Trauermiene Birghild sah, ward milder sie:
„Warum, sprach sie, sehen, Jasold, wir dich in der Halle hie?“

Jasold alles ihr denn sagte, was er Zerre'n sagt' am Thor;
jeine Bitte, daß sie's rächte, fand denn ein geneigtes Ohr.
„Keine Sorge weiter, Kesse! sprach sie; lam der heitre Tag,
komm' den Bracher todtzuschlagen ich hinunter in den Hag.“

Eines Hirsch's feisten Rücken setzte man ihm auf den Tisch.
Jasold fühlte Hunger, darum hieb er ein und aß dann frisch.
Einen großen weiten Kessel Vieres voll trug man ihm her:
traun, da mochte Jasold trinken satt und sattjam nach Begehr.

Also sorgte man für Jasold, während Dietrich nahrlos blieb,
nur daß ein gesunder Schlummer auch den Hunger ab ihm trieb.
Als er satt war, gieng zu Zerre'n Jasold an das Thor zurück,
gab Bescheid ihm von der Mutter und vom Hirsch ein großes Stück.

Nach den Berg hinunter sprang er wieder in den finstern Wald,
schlich mit leisem Tritt zum Feuer und ersch' den Reden bald.
Noch er lag in festem Schlummer. Jasold nahm den alten Stand,
lehnte ruhig seine Schulter an des Steines graue Wand.

Stille war es hier am Brunnen; in der Burg war's nicht so still,
denn nach ihren Waffen rufte Birghild überlaut und schrill.
Ihre Söhn' auch mußt'n kommen, Zerre so wie Walderich:
nur nach ihrer Tochter sehnte Birghild jezt vergebens sich.

Wodelgard ergieng im Walde gerne sich auf eigne Hand,
aber glauke Niemand, daß sie Blumen dort zu Kränzen wand.

Hirsche, Wölfe, Bären fangen war ihr fährer Zeitvertreib,
 denn an Leibkraft übertraf sie weit jedwedes Niesenweib.
 Wild und stark war ihre Ruhme, Fasolds Rutter, Wodelgard,
 aber sie war dreimal stärker und auch dreimal wildrer Art.
 Jene war der Birghild Schwester, und so war es dieser Pflicht,
 ihrer Neffen Tod zu rächen; darum denn auch lieb sie's nicht.
 Eiligt hieß zur Halle tragen Birghild jetzt ihr Streitgewand;
 seine Ringe waren dicker als an Ketten je man fand.
 Drei der starken Niesen trugen diese Brunn' ihr jetzt herbei.
 aber Birghild sich bewegte darin sehr behend und frei.
 Als den Leib die Brunn' ihr hüllte, zerre da den Eisenhut
 dar ihr bot, der wohl gehärtet war in heißem Drachenblut.
 Drauf ergriff die Eisenstange sie, die war fünf Klafter lang,
 doch als wäre schwankte Gerte sie, so leicht sie Birghilds schwang.
 So zum Streite stund gerüstet hier das ungethüme Weib.
 Zu den beiden Söhnen sagte jetzt sie: „Nur ein Zeitvertreib,
 hoff' ich, soll der Kampf mir werden, nur ein leichtes Morgenispiel,
 denn mit einem Schlage seh' ich seiner Laufbahn hier das Ziel.
 Aber fiel ich doch im Streite, du, Sohn Zerze, Walderich,
 beide seid ihr stark von Kräften, rächen sollet ihr dann mich;
 klug jedoch zu Hülf' euch rufet eure Schwester Wodelgard,
 dann ist ihm das Brod gebaden wahrlich zu der lezten Fahrt.“
 „Sollen wir nicht auch an diesem Spiele haben unsern Theil?“
 riefen Radallach und Ragbild: „Schläge sind auch uns ja feil.“
 „Nein! Ihr bleibt mir in der Halle. Soll ein ganzes Niesenheer
 wider einen Mann ich stellen? Ich ihn schlage sonder Wehr!
 Als sie dieß gesprochen hatte, rasch den Stein hinab sie sprang,
 daß an ihrem stolzen Leibe laut das Rottelhemd erklang.
 Bald so kam sie zu dem Brunnen, wo noch Dietrich sanfte schlief.
 Als sie Fasold hier gewahrte, tiefer in den Wald er lief.
 Zu dem Berner trat die Niesin, und es war ihr erster Gruß,
 daß sie sonder alles Zögern stieß den Heden mit dem Fuß.
 „Auf! Erwache! rief sie schnaubend; trügst auch Donars Hammer du,
 soll es wenig dir doch helfen; ich erschlage dich im Nu!“
 Auf da blickend sprach zu Birghild Dietrich, Dietmars kühner Sohn:
 „Ungetwaschen, wiß' es, Niesin, bin ich Streites nicht gewohn.
 Laß mich Händ' und Augen nehen, dann bin dir ich kampfbereit.“
 „Nun so wasch dich, sprach da Birghild: sieh der Waischtrog ist ja breit.“

Während an der kühlen Quelle Händ' und Augen Dietrich
 wusch, da sprach er: „Diesem Weibe hier erliegen kränkte mich.
 Ungern nur mit ihr ich kämpfe; gar zu leicht man spottet mein;
 aber Friede giebt sie nimmer: nun, so soll gestritten sein!“
 Zwischen beiden jetzt zum grimmen Kampfe kam es denn sofort,
 „Eggen Mörder, dich erschlag ich!“ also klang zum Schlag ihr Wort;
 aber Dietrich ließ zum Schelten ihr fürwahr nicht lange Zeit:
 ob dem Enkel¹ ihr das linke Bein er abhieb in dem Streit.
 Und mit einem zweiten Schlage schlug er ihren Leib entzwei
 mitten durch hin unterm Brustbein. Greulich scholl ihr letzter Schrei,
 wild und grausend; ihn erhörte fern im Walde Nibelgard:
 „Das war meiner Rutter Stimme, rief sie; hin, in rascher Fahrt!
 Eine Buche samt den Wurzeln aus der Erde rasch sie riß,
 hin sie sprang und manchen Stamm sie springend ab den Wurzeln
 schloß.

Ueber Ronen,² Sträucher, Steine setzte wild ihr schneller Fuß,
 bis sie kam, wo Hasold lauschte. Grimmig rief sie, sonder Gruß:
 „Meiner Rutter Stimme hörte fern im Wald ich: traf sie Leid?“
 „Magst es sehn mit eignen Augen, Vase! gab er ihr Beschaid;
 sieh, der Rede dort hat Eggen dir erschlagen, der so hold,
 Raid, dir war von ganzem Herzen: er trägt seiner Brünne Gold.
 Ruch verwundet' er im Kampfe, dann erschlug er Eggenot,
 Deinen Nag; auch deine Rutter liegt von seinem Schwerte todt.
 Hast du Muth, so magst du's rächen!“ — Wie vom Fels sich stürzt
 ein Fluß,

stürzte sie sich auf den Reden, doch ihn stürzte nicht der Schuß.
 Bald die Buche, die mit Grimmtwuth auf den kühnen Held sie schwang,
 an des scharfen Schwertes Schneide wohl in tausend Stücke sprang.
 Rasch erfaßte sie der Berner bei dem langen fahlen Haar,
 und durch einen Streich des Schwertes war ihr Hals des Hauptes bar.
 Während dieß erging, kam Zerze hergerannt und Walderich;
 daß so lang die Rutter kämpfte, deutete Zerren wunderbar;
 Als sie sahn, wie's hier ergangen war, schrie Zerr' in wilder Wuth:
 „Auf ihn, Bruder! dengle kräftig ihm den lichten Eisenhut!“
 „Zerre, laß dich doch bedeuten, sprach der schlaue Walderich,
 streit allein du mit dem Reden, du bist stärker viel denn ich;

¹ Knöchel. ² Gefallene Baumstämme.

rühmst ja stets dich, hinzuschmettern drei der Knaben meiner Kraft:
traun, dein Ruhm vor allen Sippen, zwangst den Held du, kommt
in Saft!

„Schand uns wär' es, schlugen beide wir den Mann zusammen todt:
räch' die Mutter jezt und Schwester! Gern ja tret' ich in die Ruch,
sollt' auch nur ein Fuß dir straukeln; doch du straukelst nimmermehr:
Keiner, der an dich sich wagte, freute sich der Wiederkehr!“

„Brauchst zum Streite nicht zu reizen; traun, ich streite sonst schon gern!“
Jerre rief's, und raschen Sprunges sprang er an den Held von Bern.
Der empfing ihn wohlbedächtig, bog sich hinter Eggen Schild
und am vorgehaltenen Schwerte spiegte sich der Riese wild.

Wie der Weidmann einen Bären laufen läßt auf seinen Spieß,
so den zornbetäubten Riesen Dietrich auf jezt laufen ließ.

Wie der Eichbaum, den der Wirbelwind entwurzelt, nieder stürzt,
stürzte Jerre: von dem Berner ward er um das Haupt verkürzt.

Auf dem Boden seine Hände schlugen grimme noch hin und her,
seine Beine stießen aufwärts jezt und dann auch wieder quer.

Endlich doch lag Jerre ruhig; doch der schlaue Walderich
warf die Stang' aus seinen Händen und dem Held er neigte sich.

„Wahrlich, rief er, edler Rede, gern dir biet' ich meinen Gruß;
zwar du fälltest mir die Sippen, doch es war ein hartes Nuß.
Will die Todten nicht beklagen, minder noch sie rächen; nein!
mich dir geb' ich, Held, samt allen Schänen, die mit birgt der
Stein.

Birghild, meine Mutter, nimmer hat an mir sie wohl gethan,

Wodelgard und Jerre blidten immer mich verächtlich an.

Mußte stets die schlechtesten Lumpen tragen und auch hungern wohl:
während Braten sie verschwelgten, aß ich ungeschmalzten Kohl.

Warum sollt' ich da beklagen dieser meiner Quäler Tod?

Nein! ich freue mich: ihr Ende fand nun alle meine Noth.

Eines will ich dir noch melden: daß es hier dir wohl gelang,
ärgert, traun, den falschen Hasold, der dort steht im Walde bang.

Hasold meine Mutter reizte, meinen Bruder und auch mich,
sein Gewerch es diese Nacht war, daß wir hier erschlugen dich.

Darum auf den Stein er eilte, da der Schlaf dich, Rede, band
hier am Brunnen; selbst er traute nicht, der Feige, seiner Hand.“

Hin zu Hasold schritt da Dietrich. „Falscher, rief er, deinen Eid
brachst du so zum dritten Male: das soll, traun, dir werden leid.

Nicht mit dir ich fürder kämpfe; du bist für mein Schwert zu schlecht:
dennoch, Halsüder, soll dir werden um den Meineid hier dein Recht.
Aber magst du sterben, nimmer tilgest wahrlich du die Schmach,
auch noch in den fernsten Zeiten schilt dir deine Schande nach.“
Seinen Schild erhub der Nede, hoch er ihn am Arme schwang,
Und durch einen Schlag zu Scherben Fasolds schönes Haupt zersprang.
„Hast den Lohn nun, lauter Prahler, süßer Schwäger, hast den Lohn!
hat ein Ende nun dein Raunen? wahrlich, es verstummte schon!
Jetzt ist's gut, du kühner Nede, jetzt ist's gut, sprach Walderich,
wollst du hin zum Steine folgen, Nede, mir, so freut es mich.
Fühlst du Hunger, kühner Kämpfe, Speise hab' ich dir zu Dank,
fühlst du Durst, so kann ich reichen dir den besten Labetrank.
Ich bin jetzt der Herr des Steines, darum folge fröhlich mir.
Alles, was ein Wirth dem Gaste kann er bieten, biet' ich dir.“
Zu dem Niesen sprach der Nede: „Nahrung wäre wohl mir noth, —
auf den Stein nicht kann ich folgen dir; nach Köln man mich entbot.
Kannst du wohl den Weg mir zeigen?“ „Freilich, gern, zu jeder Zeit!“
sprach der Niese, denn nach Köln ist eben es nicht allzuweit.
Westlich hinter diesem Walde triffst du, Held, den grünen Rhein;
eh die Sonne dreimal sinket, reitest du zu Köln wohl ein.
Aber harre noch ein Weilchen; Nahrung hol' ich dir und Trank:
auch den allerkühnsten Helden macht ja Durst und Hunger krank.“
Und der Niese sprang behende sonder Säumen auf den Stein,
kam zurück mit eines Bären Hamme, feist und nicht zu klein,
und mit einem Schlauch voll Weines. Dietrich sprach: „Ich danke dir:
wahrlich nach so vielen Kämpfen schmeckt ein guter Bissen zwierr.“
Als er satt war, stieg zu Rosse rasch der unerschrodne Held;
Walderich ihn durch's Gebirge führte bis an's offne Feld.
Erst an Rheines Ufer trennte sich der Niese von dem Mann:
Dietrich fúrder ritt und endlich Köln am Abend er gewann.
In der Laube wieder sahen dort die drei belobten Frau,
und die stolze Seburg wieder in der Mitte war zu schau;
aber keinen Heden schaute dieß Mal man im Kreise hier,
keinen heitern Scherz vernahm man, keine Rede fein und zier.
In die Ferne ließen düster sie die Blicke schweifen hin.
„Noch kommt Egge nicht gegangen! sprach die junge Königin.
Ob er je den kühnen Berner bringet wohl, was er verschieß?
Ach! ich fürchte sehr, daß Dietrich nimmer sich gewinnen lich!“

Raum aus ihrem rothen Munde dieses Seufzerwort erklang,
 als ein Rede hoch zu Rosse kühn bis an die Laube drang.
 Hier zur Erde stieg er eilig, in die Laube trat er ein:
 Alle staunten, keine wußte, wer der Rede möchte sein.
 Und mit jorndurchglühn'ten Augen sprach der Rede zu den Frau'n:
 „Ich vernahm, daß Dieterichen Ihr so gerne wolltet schaun,
 ja, der Allerkühnsten einen habt Ihr nach ihm ausgesandt:
 leider hat es zu des Boten Unheil das Geschick gewandt!
 Nun, so seht, den sehn Ihr wolltet, war's auch nur aus Uebermuth,
 doch zugleich auch diesen schauet, der durch Euch vergoß sein Blut!“
 Mit den Worten warf der Fürstin Eggen Haupt er in den Schooß,
 stieg zu Rosse, ritt von dannen, klagte lang noch Eggen Loos.

Jetzt denn überblickt man die ganze Sage, eröffnete Gräfin
 Irmgard die Besprechung, als Haspinger geendet hatte, und es ist
 in der That kein Zweifel, daß wir eine ursprüngliche Göttersage
 auch hier vor uns haben, deren Umgestaltung zur Heldensage kaum
 halb durchgeführt ist. Sie haben uns dieß bereits im Eingange
 mehr als angedeutet; aber was wissen Sie uns nun zur weiteren
 Begründung und, wenn es möglich ist, Deutung Einschläglichen
 mitzutheilen?

Eben nicht viel im Ganzen, entgegnete ihr Haspinger, und
 noch weniger völlig Sicheres. Wir werden uns auch hier mit
 Muthmaßlichem begnügen müssen. Ich muß in der That befürchten,
 daß die Eine oder der Andere in unserer Gesellschaft Goethe's Worte
 vielleicht mir zurufe: „Beim Erklären seid nur fein munter: legt
 ihr nichts aus, so legt was unter!“ Dennoch will ich mich daran
 wagen, mag es auch immer etwas Gewagtes bleiben. Indes,
 mehr als einmal schon hat der Irrthum zur Wahrheit geführt.

Nur muthig, Herr Professor! rief ihm Berta schallhaft lächelnd
 zu. Jetzt sieht man doch deutlich, daß Sie auch keine Ader von
 jenen „rechtgläubigen“ Gottesgelahrten haben, die Flugs für Alles
 Glauben fordern, was sie zu sagen belieben, und die gegen die
 Vernunft ausklagen, wie störrische Esel gegen einen Hund, der
 es wagt mit seiner Nase ihren Weinen nahe zu kommen. Hätten

Sie etwas vom Geiste eines solchen, so würden Sie sofort fordern, daß wir ohne Weiteres unsere „blöde“ Vernunft gefangen nähmen unter dem Glauben an — Ihre Behauptung. Wir müßten es thun, oder wir wären dann „blinde Vertreter des einseitigen, flachen und faden Nationalismus, verknöcherte Kante, besungen in der Nüchternheit eines kritischen Verstandes,“ oder was weiß ich alles sonst noch. Aber nur muthig angefangen! Sollten Sie unserer Glaubensfähigkeit zu schweres zumuthen, so werden wir das offen Ihnen sagen.

Nun so hören Sie denn, sagte darauf Haspinger. Von dem Kleeblatte der riesigen Brüder: Egge, Asafold, Ebenrot, von denen zwei durch Dietrich fallen, hat sich Egge so ziemlich deutlich als derjenige uns zu erkennen gegeben, den die alten Skandinavier Degir nannten. Freilich wird nirgends gesagt, daß Degir einmal mit Thór gekämpft habe, oder gar von ihm erschlagen worden sei. Aber wir haben nur einen sehr geringen Theil der alten skandinavischen Göttersagen übrig, und da das Meer, d. i. Degir, dem Landbau, dessen Beschützer Thór ja ist, sich in manchen Gegenden, z. B. an den Küsten der Nordsee, sehr feindlich sich beweist, so hätte schon bei den heidnischen Friesen und Chauken sich ein Mythos von einem Kampfe zwischen Donar und Agi, Ugi (= Degir) sich bilden können, dessen Umgestaltung wir denn vor uns hätten. Das Meer, Agi oder Ugi, wird aber jenen Küsten dann besonders gefährlich, wann Sturmwind es aufwühlt und die Bogen desselben gegen den Strand treibt. Darum kann sich denn auch Donar nicht damit begnügen den Agi, den Meerriesen, allein zu bekämpfen, er muß sich auch in seiner Götterkraft gegen den Sturmriesen, das ist Asafold, erheben. Asafold, der Sturmriese, ist aber in seinem Grimme nicht so anhaltend und stäte als Agi, der Meerriese, und so unterwirft er sich denn auch bald seinem gewaltigen Gegner, es tritt für kurze Zeit Windstille ein; aber bald erhebt sich der Sturm mit neuem Grimm — Asafold bricht den mit Donar eingegangenen Vertrag, wird also an ihm treulos. Die Riesen und Riesinnen, mit denen Asafold Dietrichen (Donar) in Kampf verwickelt, sind Ströme und Gewässer, die von dem

Gebirge herab in die Niederungen brausen, wenn im Frühlinge der Südwind die Schneemassen schmelzt. Sie sind dem Landbau nicht minder schädlich als das Meer, daher gleich dem Agi, Uogi, Feinde Donars. Die Namen dieser Niesen und Niesinnen gehören zum Theil zu den dunkelsten. Es sind dieß Eggenot, Eggewit, Birghild, Kadallach, Naghild, Bodelgard, Zerze und Walderich. Alle sind Sippen von Eggen und Jasold. Eggenot drückt etwa aus Schrednoth, Eggewit, wenn an widu, Holz, Wald zu denken ist, wäre Schreckwald, Waldschreck; aber die Namen mit wid, wit, sind noch überaus dunkel, und so könnte Eggewit auch einen bezeichnen, der zu schreden weiß. Birghild erklärt sich leicht als Weib des Gebirges; Kadallach (= Kwadallach? wie chatilön, schwagen, statt kwatilön), könnte die Geschwähige, brausende, bedeuten; lach ist noch undeutbar, kommt jedoch zu oft in Namen vor, als daß man es ohne weiters als verderbt aus laich, löch, die gleichfalls vorkommen, ansehen dürfte. Wäre es aber aus laich entstanden, so läge das angelsächsische læce, Gespiele, das altnordische leika, Gespielin, am nächsten. Naghild wird die sich regende, sich aufbäumende bedeuten; Bodelgard aber (bei Laßberg Bodelgart, was auch Uodelgard sein könnte, hier jedoch weniger passend wäre) ist die rasch laufende, die Wüthende. Zerze (wobei auch Zorze vorkommt) ist der Zerzerrende, Zerreißende, und Walderich endlich entweder der im Walde herrschende, oder der Gewaltigherrschende. Die Namen der Gebirgsströme sind also alle trefflich und treffend.

Nun wären denn alle Namen erklärt bis auf Ebenrot und Babahild, sagte Berta, und die dürfen, meine ich, auch nicht ungeedeutet bleiben.

Babahild, wie die Nixe heißt, die Dietrich am Brunnen findet, antwortete Haspinger lächelnd, bedeutet kriegerische Frau, oder frauliche Kriegerin; denn Baba, wovon Bamberg, Babenberg, den Namen hat, bedeutet Weib; Ebenrot endlich der Niese, der Bruder Jasolds und Eggens, ist der „überall rothe,“ der „durch und durch rothe.“ Warum er aber diesen Namen trägt, das sollen Sie jogleich vernehmen.

Ihre Erklärung ist gar nicht übel, nahm jetzt Graf Huno das Wort. Als den Meeragott Degir hat schon J. Grimm Eggen erkannt, und so haben Sie für dieses Stück der Erklärung den besten Gewährsmann. Auch was Eggen Bruder Jafold betrifft, so sieht Grimm in ihm, diesem wilden Jäger, einen Sturmriesen, der über das Gebirge herab braust, und dessen Name schon riesischen Uebermuth ausdrückt. Weiter wagt sich Grimm nicht, aber er deutet auf einen altskandinavischen Mythos hin, der, recht aufgefaßt, uns, wie er glaubt, weiter führen kann.

Ich weiß, welchen Mythos Grimm und Sie meinen, nahm Professor Edman das Wort; es ist die Erzählung von Forniot und seiner Nachkommenschaft — d. h. eine Stammtafel der nordischen Helden- und Königsgeschlechter, — und sie lautet: Forniotr hieß ein Mann, der hatte drei Söhne. Einer war Hler, einer Logi, einer Kari. Hler herrschte über das Meer, Logi über das Feuer, Kari aber über die Winde. Kari war der Vater Jokuls (des Eisgletschers), Jokul aber war Vater des Königs Enar (Schnee). Enars Kinder waren Thorri (strengster Winter), Fönn (dichter Schnee), Drifa (lockerer Schnee) und Miöll (weißester Schnee). Thorri war ein mächtiger König. Er beherrschte Duenland und Finnland. Die Duenen opferten ihm, daß er Schnee gäbe und gute Schneeschubbahn. Das Opfer (blut) fand Statt im Mitwinter, d. h. zur Zeit, da die Sonne in den Wassermann tritt; sie hieß daher Thorris Monat. Seine Söhne heißen Nor (da davon Noregr, d. i. Nordweg, Norwegen abgeleitet wird, scheint Nor statt Nordhr zu stehn) und Gor (Roth); seine Tochter Göt (Zeit der Hochfluth; Zeit, da die Sonne in das Zeichen der Fische tritt). Von Nor stammt dann Harald der Haarföhne ab; aber die Nachkommen dieser Kinder Thorris und ihre Thaten und Schicksale können wir füglich hier außer Acht lassen. Wir haben hier offenbar einen uralten Naturmythos. Forniotr wird falsch erklärt als „alter Riese“; denn Jotr hat nichts mit Jötun gemein, vielmehr gehört Jotr zum Volksnamen Jutar, und von diesen hat Jütland den Namen. Die Bedeutung des Namens entgeht uns; deutsch würde er Jut lauten wie Jötun Jut, Ejan. Der Name

seines ältesten Sohnes Hler scheint zu hla, flüßig sein, flüßig werden, zu gehören und bedeutet demnach Wasser. Von ihm trägt heute noch die Insel Less, alt Hlæs ey, im Kattegat, wo Thór einst viele Riesenweiber erschlug, den Namen. Der Riese Hlebarðr scheint mit Hler wiederum zusammen zu fallen. Der zweite Sohn Logi ist das Feuer; deutsch würde er Loho heißen. Von ihm ist in der Edda oft die Rede. Der Name Rári (eine Valkyrie heißt Rára) ist noch nicht deutbar. Das lateinische Caurus, Cörus, der Nordwestwind, dient kaum zur Deutung, da Caurus Rári, nicht Rári fordern würde nach dem Gesetze der Lautverschiebung. — In einer anderen Erzählung, Fundinn Noregr, das gefundene Norwegen, heißt es dagegen: Fornioth hatte drei Söhne; der eine hieß Hler, den wir Degir nennen, der andere Logi, der dritte Rári. Dieser war Vater des Frosti (Frost) und dessen Sohn hieß Enar der Alte. Enars Sohn war Thorri und dieser hatte zwei Söhne, Nor und Gor, und eine Tochter Góí. Hier ist die Sage einfacher. Daß Jökul hier Frosti heißt und Enars drei Töchter, Fönn, Drísa, Miöll, nicht vorkommen, ist unwichtig; bedeutsam ist nur, daß Hler und Degir als ein und derselbe bezeichnet werden.

Schon, sagte jetzt Leodegar. Da Hler also Degir, Degir aber Agi, Ulogi, Egge ist, so decken sich auch Rári und Jasold, Logi und Ebenrot, und jetzt begreift man, weshalb dieser Riese der „durch und durch rothe“ heißt. Wir hätten also unsere drei Brüder im Norden, wenn auch unter anderem Namen wieder gefunden, und wir begreifen jetzt das feindliche Verhältniß der drei Brüder zu Donar, denn sie sind Schädiger und Hinderer des Landbaus. Anders wird das Verhältniß der Seburg zu Donar gedacht sein, wie auch das Verhältniß der Babahild zu ihm ein freundliches ist; denn, das Wasser fördert auch die Fruchtbarkeit der Erde und das Gedeihen der Gewächse, und somit hat die Liebe der Seerjungfrau Seburg zu Dietrich-Donar nichts Befremdendes. Und eben so leicht begreift sich auch ihr freundlicher Umgang mit Eggen, Jasold, Ebenrot. Aber wunderbar! ich meine, wir finden auch in Deutschland noch ein sehr altes Zeugniß für Hler, Degi, Ulogi, Agi, Agio, Egge, und wie er sonst noch geheißen haben mag.

Gregor von Tour erzählt bekanntlich die Niederlage des schwedischen Königes Choghilaich durch Theodebert, den Sohn des austraischen Königes Theodorich, um das Jahr 520, im Lande der Chatuaren, an der Küste der Nordsee. Diese Niederlage kennt auch das angelsächsische Gedicht vom Beowulf, und in ihm heißt Higelac ein König der Gauten (der schwedischen Goetar). Nun erzählt aber eine Sage des zehnten Jahrhunderts (Haupt, Zeitschrift, V, 10), dieser Choghilaich sei so stark und groß gewesen, daß ihn seit seinem zwölften Jahre kein Ross zu tragen vermocht habe, und die Gebeine des Niesen würden noch auf einer Insel des Rheines, wo er in das Meer fällt, den von fern Herankommenden als ein Wunder gezeigt. Da nun die Römer auch hier in der Nordsee von Säulen des Hercules reden, so konnten sie sehr leicht bei den Griechen von einem deutschen Gotte oder Meerriesen Kunde erlangt haben, den sie nun nach ihrer gewohnten Weise „Hercules“ benannten. Grimm hat demnach ganz recht, wenn er (Geschichte der deutschen Sprache II., S. 591) sagt, daß der geschichtliche Choghilaich für solch einen Mythos nicht ausreiche. In dem deutschen Gotte oder Niesen, den die Römer gewöhnlich Hercules nennen, erkennt Grimm den Sahnöt, hochdeutsch Sahnöth, d. h. Schwertträger. Werden wir hier nicht wieder an Eggen, den kein Ross zu tragen vermag, und der in dem Besitze des Schreck erregenden Schwertes, des Egisachs, ist, erinnert. Ageo, Uogi, Egge konnte recht wohl bei einem anderen Volkstamme Sahnöt heißen; ja selbst Choghilaich, hochdeutsch Huhleisch, der muthvoll kämpfende, konnte ein Beinamen desselben sein, so gut wie ihn der geschichtliche Gauten-König führte.

Nun, meine ich, können wir die Betrachtung dieser Sage von Eggen Ausfahrt schließen und uns zu einem anderen Gegenstande wenden; denn ich glaube nicht, daß irgend etwas zur Erklärung der Sage dienendes übergegangen sei.

Noch nicht! antwortete ihm Berta. Eggenot gedenkt eines Hesses mit sonderbarem Namen — wie heißt es doch?

Heidangernoß, rief ihr Graf Huno zu, und der Name bedeutet Thier des Heideangers, der Heidewiese.

Jetzt bitte ich Sie, den neuen Gegenstand uns vorzuführen, wenn es Ihnen so gefällig ist, sagte freundlich nickend Berta zu Haspinger, und er begann:

Nun wohl! — Aber nein, ich habe erst noch einiges nachzuholen, dessen ich bei den reichen Erklärungen fast vergaß. Vom Abgange des Moosweibes an, das Jasold jagte und Dietrich befreite, gehn die drei uns erhaltenen Ueberlieferungen in der Reihenfolge der Begebenheiten und in der Darstellung dieser selbst sehr auseinander; nur können wir dießmal hiebei weniger selbständige Lebensregung der Sage als vielmehr Willkür der Aufzeichner bemerken. Doch auch dieß hat sein Lehrreiches; wir erseten daraus, was damals für schön galt, wenn auch manches davon uns unschön erscheint.

In des Freiherin von Laßberg Handschrift folgt auf des Moosweibes Weggang: 1) Bewirthung und Nachtlager auf der Burg eines unbenannten Zwergeß, der bisher Jasolds Dienstmann war, nun aber in ein Dienstverhältniß zu Dietrich tritt. Sein Gebiet wird bezeichnet: „der Kanel (Kanai, Fluß) der was aller sin von Klam (heitre, offene Gegend?) unz hin ze Kläse (Verschluß durchs Gebirge). 2) Am nächsten Morgen reiten Dietrich und Jasold fort und kommen zu Eggenot, der draußen vor der Burg steht. Sein Schwert war eines der berühmten zwölf und es leuchtete wie Spiegelglas. Vor ihm hatte es Sigfrid der „härnin“ getragen. Das wäre also Balmung; aber wir erfahren nicht, auf welche Weise Eggenot nach Sigfrids Tode in dessen Besiß kam. Da Sigfrids Mörder Hagene den Balmung hat, was wohl begründet ist, kann ihn Eggenot nicht führen, und somit haben wir auch hier Willkür. Der junge Eggenot fällt im Kampfe, Dietrich aber läßt dem Todten seine Waffen. 3) Dietrich und Jasold treffen auf einer Wiese vor einer Burg an einem Brunnen die Birghild „Jasolds und Eggen Mutter“ (aber sie war die Schwester ihrer Mutter); es kommt zum Kampfe und sie wird erschlagen. Wodelgard springt herbei und bekämpft den Verner. Mitten in der Beschreibung des Kampfes bricht die Handschrift ab, denn das Ende derselben fehlt.

Bei Kaspar von der Althn ist die Folge der Begebenheiten:

1) Dietrich und Haseold reiten zusammen fort und gelangen Abends zu einem Brunnen an einer hohen Steinwand, wo sie die Nacht zu bleiben beschließen. Haseold will der Schildwacht pflegen. Als Dietrich schläft, reitet er hinauf auf den Stein, wo seine Muhme Nachim (d. i. Hagbild) nebst ihren Söhnen Zerre und Walderich und den Basen Nipsch (d. i. Nuoze) und Kallach (Kadellach) haust. Die Tochter Wodelgard fehlt hier. Zerre wird von Haseold am Thore getroffen, und er weist den Nache beischenden an seine Mutter Nachim. Diese will sobald es Tag geworden den Verner bestechen und trifft die Vorbereitungen zum Kampfe. Haseold wird bewirthet und kehrt an den Brunnen zurück. Sobald es Tag geworden ist, kommt Nachim, bekämpft Dietrichen, fällt aber im Kampfe. Zerre, von Walderich gereizt, springt zur Nache herbei, wird jedoch gleichfalls erschlagen. Walderich unterwirft sich dem Sieger und verräth ihm Haseolds Treulosigkeit, worauf dieser von Dietrich getödtet wird. Walderich holt Exeise von dem Steine und bewirthe den Helden. Dietrich reitet allein fort. 2) Dietrich trifft auf Eggenot, der neben seinem Hofsse Heidangeruoch an der Kluse vor einer Steinwand steht. Eggenot fragt grimmig, wer es ihm erlaubt habe, durch sein Land eines Todten Haupt zu führen? Dietrich sagt ihm, daß er Eggen, Haseold, Nachim und Zerre getödtet habe, und lasse er ihn nicht seines Weges reiten, so werde es ihm ebenso ergehen. Eggenot entgegnet, Egge sei der Sohn seines Bruders und dessen Tod wolle er rächen. Er besteigt sein Hofs; beide kämpfen zu Pferde; Eggenot fällt. 3) Dietrich reitet fort und kommt nach Coln (Jochgrim, Cocherim, d. i. Colonia Agripina). Vor der Burg auf einer Brücke traf er zwei Bilder, wie Männer gestaltet, die mit ihren Stangen sogleich auf ihn losschlugen. Er stieg ab, band sein Hofs an eine Linde und bestritt die Bilder (Statuen); das eine aber schlug ihn zu Boden, daß er ohne Besinnung lag, bis der Morgenstern aufging. Jetzt sprang er auf, und schlug die Bilder nieder; bestieg sein Hofs und ritt über die Brücke. Er fand die Burg von drei Königen belagert (aber weshalb, wird nicht gesagt); der eine war der König von Frankreich, der andere der König von Merlingen (Carolingorum regnum, also wieder

Frankreich), der dritte wird nicht genannt. Jeder hatte tausend Helden bei sich. Der König von Kerlingen rennt mit vierundzwanzig Helden Dietrich an, wird aber getödtet. Der König von Frankreich verbietet hierauf den Seinen den Kampf, und so reitet Dietrich in die Burg. Von den drei Königen hören wir nichts mehr.

Die beiden mit Stangen schlagenden, die Brücke vertheidigenden Wilder, nahm Graf Huno jetzt das Wort, sind irgend einem Nittergedichte abgeborgt. In diesen findet man dergleichen Abenteuer zu beliebiger Auswahl. Uns erscheint alles dieses nur lächerlich. Dennoch hat selbst ein Wolfram von Eschenbach dergleichen Albernheiten keineswegs als Albernheiten gewerthet, was uns kaum begreiflich scheint. Erst Cervantes betrachtete diese Dinge im rechten Lichte und er zuerst machte davon den rechten Gebrauch.

Ich meine, warf Gräfin Irmgard ein, Ariosto und die anderen italiischen Dichter haben doch noch früher davon den rechten Gebrauch gemacht. Wenn es Wolfram nicht that, so hat das seinen Grund wohl darin, daß er alles als geschichtlich wahr annahm. Er durfte es daher nicht übergehen, und konnte es nicht anders als ernst behandeln; er hätte ja sonst seinen Gawan, dieses Muster eines Nitters, als Hanswurst hinstellen müssen, was zu wollen er weit entfernt war.

Sie haben recht, sagte Haspinger, es kommt aber noch toller, hören Sie nur weiter!

Bitte, rief Berta schnell: Die von drei Königen belagerten drei Jungfrauen in Köln sind ohne Zweifel auch aus irgend einem Nittergedichte entlehnt. Parzival z. B. fand Pelrapeire auf ähnliche Weise belagert, als er hinkam. Aber die Entlehnung ist um so unglücklicher, als der Entlehner sie nicht einmal auf verständige Weise einzuflechten wußte. Aber fahren Sie nur fort.

4) Ein Bote bringt der Königin die Nachricht, las Haspinger weiter, Egge sei zurückgekommen und führe ein großes Haupt am Sattelbogen. Die Königin Seburg fürchtet, es werde ihnen zu Ungewinne kommen. Der Ankömmling wird eingelassen, er tritt in den Saal vor die Königin, beschilt sie ihres Uebermuthes wegen und wirft ihr zornig Eggen Haupt vor die Füße, daß es in Etüde

springt. Ohne Beurlaubung reitet er wieder fort, trifft auf einer Heide Hildebranden und Wolfsharten, die ihn zu suchen ausgeritten waren, aber ihn jetzt in der fremden Rüstung nicht so leicht erkennen. Doch bald erkannten sie ihn, und reiten nun froh seiner Heimkehr auf Bern zu. Wolfshart reitet voraus, Dietrichs Ankunft den Frauen anzufagen, und führte dann ihrer drei tausend oder mehr auf den Plan hinaus, wo sie den Helden empfiengen und darauf mit ihm in Bern einritten. Bei einem köstlichen Ge-
lage zur Feier seiner Heimkehr erzählt er ihnen alle von ihm be-
standenen Kämpfe.

Im alten Drucke von 1560 ist wiederum Alles ganz anders, aber deshalb nicht besser. 1) Nach dem Abgange des Moosweibes reiten Dietrich und Fasold fort. Gegen Abend kommt der Zwerg Albrian zu ihnen und führt sie nach seiner Burg Neß, wo sie wohl bewirthet werden. Ihm diene alles Land von Görg bis an die Kluse. Während Dietrich hier schläft, reitet Fasold in den Wald zu seiner Ruhme Nuoze (d. i. Nuobhild), um sie zu Dietrichs Tödtung zu reizen, Albrian aber verräth dieß dem Verner. Fasold trifft die Ruhme nicht daheim, wohl aber ihre hier unbenaunten Söhne. Diese reizt er gegen Dietrich auf, und als dieser nun daherreitet, fallen sie ihn an, aber beide werden erschlagen. Nun kommt Nuoze herbei, erfährt von Fasold das Geschehene, aber auch sie fällt nach hartem Kampfe. Birghild heist also hier Nuodhild, während sie bei Kaspar Hagbild hieß. Die Tochter Wodelgard und die beiden Vasen kommen hier nicht vor. 2) Fasold erhält wiederum Verzeihung auf seine Bitte und führt nun Dietrichen auf die Burg Eggenots, der hier ein blinder, aber zauberkundiger Greis ist. Fasold reizt ihn auf, während Dietrich im Burghofe auf den Empfang harret, und da der blinde Eggenot den Helden nicht bekämpfen kann, so will er ihn auf andere Weise tödten. Er läßt sich von Fasold einen goldenen Apfel reichen, der auf einem Simse liegt, und tritt, diesen in der Hand tragend, von Fasold geführt, in den Burghof, ohne den Verner jedoch zu begrüßen. Als Dietrich darüber zürnend sich zum Kampfe erbietet, zeigt ihm Eggenot das strahlende Kleinod und verheißt ihm dasselbe

zu geben, wenn er es haben wolle. Dietrich erklärt sich für die Annahme, der blinde Greis aber läßt den Apfel zu Boden fallen. Als der Verner ihn aufhebt, verwundet er sich die Hand an dem Apfel und läßt ihn wieder auf die Erde sinken. Hasold hebt ihn auf, reicht ihn dem Blinden und sagt ihm, daß der Apfel dem Helben nur ein wenig Haut aus der Hand genommen habe, worauf Eggenot erklärt, daß demnach Niemand wagen dürfe, Dietrichen zu bestehn, und in die Burg zurückgeht; Dietrich und Hasold aber reiten von dannen nach Köln. — Die ganze Geschichte mit Eggenot und seinem Apfel ist übrigens ziemlich verworren erzählt und lüdenhaft; auch erinnert sie sehr an britanische Sage.

3) Sie kamen zu einer Linde, darunter ein kühler Brunnen floss. Dietrich will hier seine vom Apfel wundte Hand kühlen, aber da er Hasold nicht mehr traut, heißt er ihn den Helm aufbinden, er wolle es auch thun; Hasold dagegen verspricht ihm fern zu reiten. Er thut dieß und sitzt dann vom Rosse. Aber während Dietrich seine Hand im Brunnen kühlt, schleicht er herbei, ergreift den abgelegten Helm Dietrichs und schleudert ihn weit hinweg. Dietrich, der den Klang hört, springt auf, und als Hasold auf ihn eindringt, schlägt er ihn zu Boden und bricht ihm den Helm vom Haupte. Der Ungetreue bittet wiederum um sein Leben und gelobt den Helben nun ungefährdet zu den Frauen zu führen. Dietrich schenkt ihm nochmals das Leben, bindet ihm aber die Hände, um vor seinen Nachstellungen sicher zu sein. Als sie in der Nähe von Köln sind, klagt Hasold, daß die Frauen ihn so gefesselt sehen sollen und bittet Dietrichen, seine Bande zu lösen. Seine Bitte wird erfüllt. Als sie zu Köln einreiten, fragen die Leute, wer wohl Der sei, der Eggen Brünne trage? Die Königin aber, der die Kunde zukommt, meint, ihr sage es ihr Herz, daß es der Verner sei; wenn sie ihn sehen solle, so reue sie nicht die Brünne und Eggen Tod wolle sie wohl verschmerzen. Als sie an das Burgthor kamen, stiegen sie ab und wurden eingelassen. Hasold erbot sich, bevor sie zu den Frauen giengen, Dietriche der Burg Wunder zu zeigen. Dietrich befürchtet, man werde es für Jagheit nehmen, wenn er nicht einwillige, die Wunder zu sehen,

und so geht er mit. Sie kamen zu einem Bilde, an dem ein Niemen hing; diesen heißt Jasold ihn ziehen, so werde er die Bilder (Statuen) tanzen sehen. Dem Berner graunte; da sah er einen starken Speer an der Wand stehen, den nahm er, steckte ihn durch den Niemen und zog diesen an sich. Sogleich schlug das Bild dahin, wo er gestanden sein sollte, und zertrümmerte den Speer, und das andere Bild schlug ihn so, daß er ausgestreckt da lag. Da begann Jasold grimme Schläge auf ihn zu schlagen, aber Dietrich sprang auf und wehrte sich. Jetzt kamen die drei Jungfrauen und sahen den harten Streit, den Niemand zu scheiden sich getraute. Seburg fragte, wer der Kühne sei, der mit Jasold streite? Eine der Jungfrauen antwortete, sie glaube, es sei Dietrich von Bern. Dietrich kam durch einen Schlag Jasolds auf ein Knie; als er aber wahrnahm, daß die Frauen sein Strauchen sahen, ward er so grimm, daß er Jasolden durch den Helm schlug. Todt sank er nieder und Niemand beklagte ihn. Seburg sandte sofort zu dem Berner und ließ ihn bitten, sich zu nennen. Er nannte sich, weigerte jedoch sich sehen zu lassen und gieng nach seinem Rosse. Seburg sandte ihm eine Jungfrau nach und ließ ihn nochmals bitten sich ihr zu zeigen und Dietrich gewährte. Er gieng zurück, band den Helm vom Haupte und gieng in den Saal, da manche edle Frau inne saß. Man trug ihm einen reichen, goldgeschmückten Sessel herbei, worauf er den drei Königinnen gegenüber sitzen sollte. Die drei Jungfrauen hießen ihn willkommen sein, und Seburg befahl gute Kost und guten Wein herbeizubringen und bat ihn zu essen und zu trinken. Groß war das Gedränge um ihn her; er aber legte sein Schwert über seine Knie, hing Schild und Helm an das Gefiedel und saß so als ein weiser, wohl bedachter Mann. Da bat ihn die Königin bei ihrer Treue seines Lebens ohne Angst zu sein, worauf er sanfteren Muthes ward und sein Schwert einer Jungfrau übergab. Seburg bat ihn nun mit ihr zu essen, und als er zusagte, entwaffnete sie ihn mit eigener Hand und hieß reiche Kleider bringen, die er tragen sollte. So gieng er mit den drei Königinnen zu Tische.

Ei sehen Sie doch, unterbrach ihn hier Irmgard, da haben

wir ja die vollkommenste Hofsitte des dreizehnten Jahrhunderts. Der besondere Sessel für den Gast, den man besonders ehren will, wird gebracht, weil man die ständige Bestuhlung des Saales nicht für würdig genug erachtet, und nun wird der Willkommstranf gereicht. Sein Stuhl wird so gestellt, daß er den Ehrensitz, das sogenannte Gegenstiebel, bildet. Dietrich also wird mit vollen Ehren behandelt. Dennoch trauet er noch nicht, denn er weiß ja nicht, ob das Abenteuer mit den Wildern nicht in dem Willen der Königin gelegen habe, und wie Hagene in den Nibelungen legt er sein Schwert über die Knie, um jeden Augenblick kampfbereit zu sein. Erst auf die gegebene Zusicherung hin entledigt er sich seiner Waffen und sie ihrerseits erweist ihm die größte Ehre, indem sie ihm die Waffengriemen mit eigener Hand auflöst und das Hofgewand ihm reichen läßt, das für jeden Gast bereit gehalten ward. Derselben Sitte wird oft, z. B. im Wein und im Parzival gedacht.

Ja, sagte da Berta, die Sache verhält sich so; aber das Abenteuer mit den zuschlagenden Wildern dürfte wohl eher den britanischen Romanen als der deutschen Hofsitte entnommen sein.

Allerdings, antwortete ihr der Benedictiner; solche Veranstaltungen aber, mechanische Kunstwerke, gab es vielleicht doch auch an den Höfen Deutschlands, wenn auch nur zum Scherz, wobei eine Tracht Schläge schon mit in den Kauf gieng. So lebensgefährlich freilich kommen diese Dinge nur in den Rittergedichten vor; wir haben aber die Lebensgefährlichkeit auch wohl nur als dichterische Freiheit zu werthen. Diesen Dichtern kam es vor allem darauf an, ihre Helden in jeder auch der unerwartetsten Lage probekhaltig zu zeigen, und so werden hier und da die sonderbarsten Dinge ausgeklügelt.

Bern hätten sie, fuhr jetzt Gaspinger fort, den Helden für immer da behalten, und so mancher wünschte, daß er hier Herr würde, d. h. sich mit Seburg vermähle, und nimmermehr gen Bern ritte; aber als der Tisch aufgehoben war, trat Dietrich vor die Königin und bat um Urlaub. Es sei, sagte er, heute der achtzehnte Tag, seit er aus Bern fortritt, und die Seinen möchten wohl in Sorgen um ihn sein. Da die Königin ihn nicht bewegen

konnte, daß er da bliebe, gab sie ihm Urlaub und dankte ihm, daß er sie von Eggen und Hasold befreit habe. Sie habe Eggen, und ihr Gespiel Hasolden heirathen sollen, nun habe er sie von den Freiern befreit: er solle nun ihr Herr sein, und sie gäben ihm „drei der besten Burgen;“ Dietrich aber sagte lächelnd, er wolle sonst ihr Diener sein. Da neigten ihm die drei Jungfrauen und verhießen ihm Hilfe wider alle seine Feinde. Seburg selbst erbot sich, ihm acht tausend Mann zuzuführen und Leib und Leben für ihn zu wagen. Da er nicht länger bleiben wollte, geleiteten ihn alle dahin, wo seine Wagen waren. Das kostbare Kleid, das er getragen hatte, schenkte er einem kühnen Manne und legte ihm selbst den Gürtel an. Er ward gewaffnet, und als er zu Rosse saß, reichte ihm Seburg einen Fingerring, der von einem Karfunkel wie der lichte Tag leuchtete. So schied der Berner und mancher Segen ward ihm nachgerufen. Viele, denen Egge einst den Vater erschlagen hatte, lobten den Tag, da der Berner sie gerochen habe, und wollten nun hin fahren, von wo man sie nach dem Tode des Vaters in der Wiege weggetragen habe.

Daß Ritter das gelehnte Hofkleid nachträglich verschenken, war wohl kaum Brauch, sagte der alte Graf, obwohl sonst nicht selten kostbare Kleider auf solche Weise verschenkt wurden, aber, versteht sich, immer eigene, nicht fremde. Die fahrenden Sänger deuten gern zur Aufmunterung auf diesen Brauch hin, und das ist denn wohl auch hier der Zweck. Und wenn „die drei besten Burgen,“ fügte er lächelnd hinzu, einer Erklärung bedürfen sollten, obgleich sie sich immer gern im Verborgenen halten, so finden sie solche am besten durch Ahlands anmuthiges Liedchen, das da mit den Worten schließt, die der Graf seiner Braut, der ihm vermählten Tochter des Kaisers, in höfischem Echerze beim Tanze zuflüstert: „Dart Jungfräulein, hüte dich sein!“ u. s. w.

Es ist eigen, sagte Irmgard, ohne die gegebene Erklärung weiter zu beachten, hier haben wir auch wieder den leuchtenden und erleuchtenden Ring; aber seine ursprüngliche Bedeutung ist vergessen, und so kann auch die Rheininnige Seburg einen solchen Ring verschenken, obgleich sie keine Lichtgöttin ist. Der Ring ist

demnach hier wohl nur Symbol, sie reicht ihn dem Feld zum Zeichen, daß er fortan Herr ihres Reiches sei.

Ich weiß nicht, antwortete ihr Leodegar; der Ring kommt freilich als Symbol bei Uebergaben vor; allein nur Geistliche wurden mit Ring und Stab belehnt. Indes braucht man es hier im Gedichte nicht so streng zu nehmen, und so mag meinetwegen der Ring hier Symbol der Uebergabe sein.

Aber, nahm Verta das Wort, der arme Egge erscheint ja hier plötzlich als ein Todtschläger ersten Ranges und als Räuber von Kindern.

Freilich, entgegnete ihr Graf Huno, aber als Todtschläger gab sich Egge gleich vom Anfange an zu erkennen, und als Wasser- riefte darf er auch Kinderräuber sein. Diese Eigenschaft haben einmal alle Wassergottheiten.

4) Der Verner, begann Haspinger weiter zu lesen, ritt also von dannen und vier Tage lang durch einen breiten Wald. Weber Tag noch Nacht ruhte er. Da traf er einen Bauer, der sein Roß, aber ihn selbst nicht erkannte, da er andere Rüstung und anderen Schild führte. Der Bauer bricht, seinen Herren todt wähnend, in Klagen aus, und Dietrich giebt sich ihm zu erkennen, indem er seinen Helm abbindet. Der darüber hoch erfreute Bauer bewirthet ihn mit Speise und Trank und vergift auch seines Rosses nicht. Jedoch bevor sie noch aßen, sah Dietrich Hildebranden aus dem Walde herreiten. Er gieng ihm entgegen und die Helden schlossen einander in die Arme. Darauf aßen alle zusammen, dann bestiegen sie die Rosse und Hildebrand bat den Bauer, sie durch den Wald zu führen. Dietrich giebt ihm den Hof, darauf er als Lehenmann saß, zu freiem Eigen. Der Bauer besteigt sein Roß und führt die Helden aus dem Walde, bis sie die Straße nach Bern erkannten, dann schied er dankend. Als sie in die Nähe der Stadt kamen, vermieden sie die Häuser, um den Fragen der Leute zu entgehn. Die Nacht brach ein, aber Dietrichs Fingerring leuchtete so hell, daß die Wächter zu Bern meinten, sie sähen den lichten Morgen. Man weckte die Leute, und die Mauern wurden von Bewaffneten besetzt; Dietrich aber sandte Hildebranden voraus.

Er ward erkannt und das Thor ihm geöffnet. So ritt er denn ein und gieng in einen weiten Saal, wo Frauen und Herren saßen. Er sagte ihnen an, daß Dietrich käme; da wurden Laien und Pfaffen froh. Nun folgt eine Klage des Dichters, daß die Herren sehr larm und geizig seien; Dietrich war das nicht, daher waren alle froh, ihn wieder zu sehen. Er ward herzlich empfangen und galt, seit er Eggen, Hasolden, Ruoze und ihre Söhne erschlagen hatte, für den kühnsten Mann. Doch habe er mit Eggen Schwerte Niemand mehr erschlagen: außer da der große Krieg zu Rom war gegen Octaver von Lamparten zu Kaiser Zeno's Zeiten, der zu Constantinopel saß. Zu Rom saß damals Augustulus, den hatte Octaver vertrieben, und er belagerte Rom. Da bat man den Verner um Hilfe und er zog aus und schlug die Feinde aus dem Lande. Seit ward er zu Rom König und Herr und herrschte einunddreißig Jahr. Er starb zu Rom nach Christus Geburt 497.

Ein merkwürdiger Schluß diese geschichtlichen Anführungen, sagte Leodegar, als Haspinger geendet hatte. Offenbar hat sich der Jährende, der von sich aus kaum im Besitze solcher geschichtlicher Kenntnisse war, bei einem Geistlichen Rathes erholt, es mußte denn sein, daß er in seiner Jugend zum Geistlichen bestimmt und danach geschult, später den Beruf eines Jährenden ergriffen hätte; ein Fall, der, wie man weiß, wirklich hie und da eintrat, Freilich sollte man dann in diesem seinem Gedichte selbst noch andere Spuren gelehrter Bildung entdecken, aber solche finden sich nicht.

Es wäre auch möglich, sagte der alte Graf, daß dieser geschichtliche Schluß des Gedichtes erst im sechzehnten Jahrhundert gebildet ward, zur Zeit des alten, ihn enthaltenden Druckes. Um jedoch diese Frage entscheiden zu können, mußte man alle Handschriften und anderen alten Drucke des Gedichtes zur Vergleichung herbeiziehen. Man weiß ja, daß seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts sich ein stärkerer Widerwille gegen die „Lügenmährn“ der Sage erhob, der bereits im zwölften Jahrhunderte sich zu regen begannen hatte. Mitbin sollten ohne Zweifel diese Anführungen

aus der Geschichte zur Beglaubigung der Sage dienen. Aber was halten Sie von der Ansicht Gedeke's, daß zwei, ursprünglich selbständige und von einander unabhängige Sagen, Dietrichs Kampf mit Eggen, Dietrichs Kampf mit Fasold, verschmolzen und mit anderweitigen Zusätzen ausgeschmückt worden seien?

Ich kann nicht bestimmen, antwortete ihm Haspinger. Dazu scheint mir das Gedicht zu streng gefügt, und es ist nirgends eine Spur erhalten, daß Dietrichs Kampf mit Fasold einst selbständige Sage war, wie sich doch Dietrichs Kampf mit Eigenot als solche erhielt, und auch sein Kampf mit Grim und Hilde, der jetzt ganz verloren ist, sicher als solche da war. Es spricht auch dagegen der altnordische Mythos von Hler und seinen Söhnen Degir, Kari, Logi, und das alte Gesetz der Vutrache, das den Bruder verpflichtete, des Bruders Tod zu rächen. Fasold aber ist Eggen Bruder, wie Kari Degirs. Wir haben demnach den engsten Zusammenhang der beiden Kämpfe wie der beiden Sagen. Freilich die anderen Kämpfe Dietrichs mit den Niesen und Niesenweibern Hagbild (Virghild, Huodhild), Bodelgard, Eggenot, Zerze, Walderich mögen Zusätze und Erweiterungen sein. Dafür könnten schon die Abweichungen in der Reihenfolge und Darstellung dieser Begebenheiten sprechen. Wenn, wie ich glaube, im ursprünglichen Mythos nur die drei Brüder Egge, Fasold, Ebenrot durch Dietrich besiegt wurden, so würden wir in Eggenot den Ebenrot zu erkennen haben. Die Namen konnten um so leichter vertauscht werden, als nicht einmal der Reim geändert zu werden brauchte. In Deutschland giebt es jetzt allerdings keine feuerspeiende Verge; aber einst gab es deren, und so ließe sich ein Kampf Dietrichs mit Ebenrot dem Feuerriesen eben so rechtfertigen, als sein Kampf mit dem Meerriesen Egge und Sturmriesen Fasold.

Aber ich habe nichts mehr darüber zu sagen, und ist es Ihnen recht, so gehn wir zum letzten angekündigten Gedichte über. Alle waren einverstanden, und Haspinger begann also:

Es ist bekannt, daß in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts mit der aus Zweifel an der geschichtlichen Wahrheit der Sagen entstandenen Abneigung gegen sie eine mehr und mehr

sich ausbreitende Hinnneigung zur sinnbildlichen Darstellung Hand in Hand gieng. Wie die erste die geschichtlichen Dichtungen, die Heimchroniken, hervorrief, so erzeugte die letzte die sinnbildlichen, oder mit undeutschem Ausdrucke, allegorischen Gedichte. Diese Verirrung überschritt endlich alle Gränzen des Erlaubten, und so kam es, daß im Rheurband alle Poesie durch die Sinnbildnerei zu Grunde gerichtet ward. Es wäre folglich sonderbar, wenn wir nicht auch in der deutschen Heldensage auf schwache Anfänge dieser Sinnbildnerei wenigstens stoßen sollten. Nun, einen solchen Versuch bietet uns das Gedicht von Dietrich und Sälde (Heil, Glück), oder wie es gewöhnlich aber minder gut heißt, Egels Hoffhaltung. Es findet sich nur im Heldenbuche Caspars von der Rhön. Wenn Gödeke meint, das Gedicht werde nicht viel älter sein als die Handschrift (um 1472 geschrieben), so kann ich dem nicht beistimmen. Gerade die Verwilderung der Sprachformen spricht dagegen. Hätten wir eine Dichtung des fünfzehnten Jahrhunderts in ihm, so wäre auch die Sprache derselben die dieser Zeit, abgesehen von allem Andern. Die hier wie in allen anderen Gedichten, die Caspar ab- und umschrieb, gleichmäßig wahrnehmbare Verwilderung der Sprachformen wird eben nur begreiflich, wenn die Dichtung selbst älter ist als die Handschrift. Und somit meine ich, haben wir die Entstehung des Gedichtes um hundert Jahr früher anzusetzen als die Handschrift sich selbst setzt. Auch ward ja bereits im fünfzehnten Jahrhundert der Gegenstand unserer Dichtung dramatisch behandelt (Keller, Fastnachtspiele des fünfzehnten Jahrhunderts, Nr. 62), was ebenfalls ältere erzählende Dichtung voraussetzt. Das Gedicht bei Caspar ist im Hildebrands-ton (215 Strophen), einer Umwandlung der vier Langzeilen der Nibelungenstrophe in acht Kurzzeilen, wobei die vorderen Hälften der Langzeilen mit einander durch klingende Reime verbunden werden. Bei der angegebenen Beschaffenheit dieser Dichtung genügt eine Inhaltsangabe, und die bitte ich denn jetzt vernehmen zu wollen.

Im Ungarlande saß der berühmte König Egel, dem kein König an Reichthum und Wilde gleich war. Ihm dienten zwölf

Könige, zwölf Herzogen und dreißig Grafen, dazu eine ungezählte Menge Ritter und Knechte. Niemand auf der weiten Erde wagte wider ihn etwas zu thun; und in allen seinen Landen herrschte Friede und gutes Geleite. Einst nun ließ König Egel eine Wirthschaft (Hoffest) ausrufen und dazu entbot er alle seine Mannen, die Könige, Herzogen, Grafen, Ritter und Knechte, und alle sollten ihre Frauen und die Kinder, die vierzehn Jahr alt wären, mitbringen. Sie leisteten Folge und König Egel freute sich ihrer Kunst und seiner Macht. Sie wurden alle freundlich empfangen, als aber die Zeit des Essens kam, gieng Egel mit den Herren, seine Gemahlin mit den Frauen und Kindern in einen besondern Saal zu Tische. Kein Thor war beschloffen. „Man lasse sie offen, sagte Egel, denn ich habe auf der breiten Erde keinen Feind. Oeffnet sie weit, Niemand bedarf Geleites her zu mir.“

Da kam an das Thor die schönste Jungfrau und sie sprach mit süßen Worten: „Höre, lieber Wächter, wo mag dein lieber Herr sein? Wäre er nicht zu fern, daß er meine Rede höre! Bitte ihn, mich in der Stille zu hören, so wird mein Leid ein Ende haben.“ Sogleich gieng der Wächter in den Saal und trat vor König Egel und sagte ihm das Begehr der Jungfrau, der König aber hieß sie sofort in den Saal führen. Sie kam und alle staunten über ihre Schönheit. Ihr Kleid — doch ich meine, wir halten uns bei dem kostbaren Gewande der Jungfrau nicht weiter auf.

Was? unterbrach ihn Verta. Ich bitte recht sehr, Sie haben uns bereits Kleider und Rüstungen der Männer in Hülle und Fülle geschildert, aber noch kein Frauengewand. Ich glaube, es ist dieß von sämmtlichen Herren aus der keineswegs löblichen Annahme, wir seien eitel, geschehen, und folglich aus sehr unnöthiger Sorge für unsere Besserung. Nun wahrlich, wir können Sie sammt und sonders mit größerem Rechte der Eitelkeit zeihen als Sie uns!

Fräulein von Lunkhofen verlangt immer nur was billig ist, sagte lächelnd Graf Luno; also vorwärts! Ich bin in Wahrheit selbst begierig, zu hören, wie man sich Frau Salde bekleidet dachte.

So hören Sie denn, antwortete Haspinger, wie eine edle Jungfrau im vierzehnten Jahrhundert etwa gekleidet sein mochte; übrigens geben uns darüber auch alte Gemälde sattjam Aufschluß.

Auf dem schönsten Haare, das jemals ein Mensch gewann, trug sie ein strahlendes Haarband; hell glänzte es von Gold und edelen Steinen; vorn daran aber stund ein Karfunkel. Der Hód, den sie trug, war weiß, und darauf waren Perlen genäht. Auch der Edelsteine zeigte er genug, und so war er denn so schwer, daß sie kaum ihn tragen konnte. Nicht minder reich an leuchtenden Steinen war das Band, das sie um ihren Hals trug, und der Gürtel, der ihren stolzen Leib umfieng, bestand aus farbigen Edelsteinen je zwischen güldnen Spangen. Ihr Kleid war unschätzbar, und mancher König sprach ihr Lob. Das ist alles, was wir vom Kleide der Frau Sälde erfahren.

Wie? fragte Berta, nicht einmal der Stoff des Kleides wird genannt und vom Schnitt wird kein Wörtlein gesagt? Da erfahren wir denn in der That wenig.

Bedenke doch um Himmels willen, rief ihr Irmgard seht zu, daß wir es mit einem Gedichte und nicht mit einer Modezeitung zu thun haben. Doch was will ich? Du bezweckst ja nur, daß wir das nun fromm gewordene einstige Hoffräulein nicht so ganz und gar entbehren.

Du bist häßlich, Irmgard, sagte Berta. Aber es ist schon gut; fahren Sie nur fort, Herr Professor.

Aus hohem Geschlechte, las Haspinger weiter, war die Jungfrau geboren. Im Lande „zu Noren“ war ihr Vater König; er war so mächtig, daß kaum lebt, der ihm gleiche. Er hatte zwei Söhne, die gleichfalls gewaltige Krieger waren: die kamen seit von einem, dem man manchen Mann zu seiner Mahlzeit geben mußte, um ihr Leben. Als der König starb, erbten die Söhne das Reich; die Schwester aber war ihnen verhaßt. Da gelobte sie Gott ihre Keuschheit immerdar zu bewahren; weithin ward ihre Tugend gerühmt. Dafür gab Gott der schönen Jungfrau drei Gaben zu Lohne;

Die erste Gabe, oder wie es im Gedichte heißt, Genade war, daß, wenn sie einen Menschen ansah, sie bald wissen konnte, welche

Eigenschaft er hatte und was sein Denken war; das konnte die Maid jedem sagen.

Die andere Genade war, daß, wenn ein Knecht mit seiner Wehr zu Streite gehn wollte, sie ihm segnen konnte, daß er von keinem Feinde erschlagen zu Boden fiel.

Die dritte Genade, die sie jeden Tag einmal hatte, war, daß sie schnell dahin kam, wohin sie zu kommen gedachte oder wohin sie ihren Sinn setzte. Das geschah mit der Schnelligkeit eines Gedankens.

Also war sie auch heute aus fremden Landen her gefahren, wo die Könige alle waren. Nach König Egel trug sie Verlangen, und den fand sie denn auch alsbald. Sie sprach: „Gott grüße dich!“ und er dankte freundlich der schönen Jungfrau. Dann begrüßte sie die Könige und werthen Fürsten, die Grafen, Ritter und Anechte, und wünschte, daß Gott denen, die nach Ehren strebten, Lohn geben möge. Alle dankten ihr und baten sie herzu zu gehn. Egel setzte sich wieder nieder und sah sie freundlich an; die Könige und Fürsten aber ließen das Essen stehn bei ihrem Anblide. Sie vergaßen ihrer selbst, so schön war sie.

Sie begann: „Ich will hier mein Jammergebüß klagen. Versage mir nicht, warum ich dich bitte, durch Gott und durch unsere Frau; durch alle Frauen schaue du deine Ehre an. Ich bitte dich, behrer König, daß du mein Helfer seiest. Von weitem bin ich her geflohen in diesen Saal. Der wilde „Bunderer“ will mich fressen. Schloß zu Brücke und Thür und den guten Saal; sonst zücht er mich hin, daß ihr es alle sehen müßet. Er hat es länger als drei Jahr mit mir so getrieben. Nirgends darf ich bleiben.“ Lächelnd antwortete ihr König Egel: „Kein Thor schließt man hier zu. Ich habe immer bei meiner Zeit gute Ruhe gehabt. Kommt er herein zu uns, so gebe ich ihm gute Speise, die ihm besser sein mag, denn daß er dich zerreiße.“ Da sprach die reine Jungfrau zu dem hochgebornen Könige: „Er kommt wahrlich herein, er hat des einen Eid geschworen. Daß er mich essen will, das sei dir leid, König. Vergiß nicht mein, sondern sei mir bereit zur Hilfe. Du sollst für mich streiten durch unserer Frauen Ehre. In allen

Landen wird man dich darum loben. Er hat mit seinen Hunden drei ganze Jahre mich gejagt bis auf diese Stunde. Ich hoffe, du werdest ihm davor sein mit deiner Stärke und Macht, die Gott dir gab, und mich am Leben erhalten.“ „Das verjage ich dir, antwortete ihr der König Egel, denn sieh, schöne Jungfrau, ich streite nimmer.“ „So weh mir, du reicher König, rief sie kläglich: willst du mit verzagtem Muth von mir weichen? Erbarme dich um aller Jungfrauen willen; bedenke, daß auch dich ein Weib gebär.“ „Du verstehst meinen Sinn, entgegnete ihr König Egel; ich will nicht für dich sechten, denn ich bin der höchste; aber wähle dir hier einen Kämpfer unter meinen Gästen, damit er dir aus der Noth helfe. Kühne Helden sitzen in meinem Saale; die habe ich mir auserwählt, und darunter habe du die Wahl. Wagt du den erkennen, der der tapferste ist, und nennst du ihn, vielleicht hilft er dir.“ „Ja, sprach die Jungfrau, sobald ich einen Mann ansehe, so weiß ich auch, was er in seinem Gemüthe hat. Diese Genade hat mir Gott gegeben.“ „Das glaube ich nicht, wahrlich, versetzte der König, du sagest mir denn gleich hier das, von dem ich selbst sagen muß, es sei wahr.“ „Das sage ich dir gern, wenn du dann nur so hiedert bist, mir das Leben zu lassen, entgegnete ihm die Jungfrau; mag ich deinen Zorn vermeiden, so will ich die Wahrheit wohl finden.“ Darauf sagte denn der hochgeborne König, Leib und Leben solle ihr gesichert sein, wenn sie seine Gemüthsart erkenne, und er wolle ihr dann einen Kämpfer geben. Da sprach die Jungfrau: „So wisse denn dir, König, fürwahr, daß du so zaghaft bist, daß unter allen deinen Mannen kein also verzagter ist; aber du bist so milde und den Armen weich, daß ich dir Gleichen niemals fand. Darum wußte ich's wohl, daß du nicht für mich kämpfst. Aber laß mich dort innen aus dem Saale einen Kämpfer holen, darum bitt' ich dich, ob ich einen so kühnen finde, der mich meiner Bitte gewährt.“ Da sagte der reiche König: „Durch deine jungfräuliche Schönheit, und weil du die Wahrheit sagtest, so geh denn hin zu meinen Gästen und erbitte dir den kühnsten. Dir Gleiche fand ich nimmer noch.“

So gieng denn die Jungfrau freudig in den Saal zu den

Neden und betrachtete sie: da fand sie nur einen, der mit der Wehr gut war, und das war der Markgraf Rüdiger. Die Anderen waren alle so verzagt, wie König Egel selbst. Rüdiger gieng gerade durch den Saal, als ihn die Jungfrau sah, und dreihundert Neden traten ihm nach. Schnell gieng die Jungfrau wiederum zu König Egeln und sagte ihm, daß sie einen kühnen Mann gefunden habe. „Keinen kühneren konnte ich sehen, sprach sie; er schritt über den Saal, und dreihundert Mannen traten ihm nach. Er trug ein Trinkfaß, einen goldrothen Stauf, hin zu der Königin. Der hilft mir aus der Noth, des bin ich sicher.“ „Jungfrau, sagte Egel, das ist der theuerste Mann, den ich jemals schauen mochte. Nie gewann ich einen besseren, das sage ich dir in Wahrheit. Mehr denn fünf Jahre schon weilt er bei mir. Der kühne Jüngling heißt Rüdiger, aber den versage ich dir. Sein Vater, ein reicher König, sitzt in Meiland; dort ist ihm Alles unterthan. Sein Vater und seine Mutter sind auch Kinder eines Königes. Ich habe ihn gesehet über Pechlaren und über Oesterreich, und ich will ihm auch noch eine reiche Königin zum Weibe geben. Den versage ich dir.“ „Nein du, edler König, antwortete ihm die Jungfrau; nein! thue so wohl und laß ihn meinen Fechter sein. Du trägst der Ehren Krone und wolltest hier der Schande pflegen? Du sollst mir ihn nicht versagen; laß mich vor ihn gehn und meine Noth ihm klagen. Wird ihm mein Leid kund gethan, es wird ihm leid, und er wird mir beistehn. So laß mich denn den edlen Rüdiger bitten, denn schnell wird der wilde Wunderer kommen.“ Laut lachte König Egel, aber er sagte nichts. „So soll mich denn der Teufel verschlingen, rief sie klagend, und doch hülfle Rüdiger, daß es unterbliebe.“ „Du hast recht gesehen, sprach der König Egel; aber ich weiß nicht, ob er für dich streiten wird. Manchen Streit zwar hat mein Markgraf schon bestanden; sein Lob ist ihm immer geblieben; mancher Mann gab ihm die Ehre. Mit wem er zu Streite kam: alle lagen vor ihm todt. Nun, so bitte ihn denn, vielleicht hilft er auch dir.“

Die minnigliche Jungfrau ward der Rede froh. Sie eilte in den Saal zum Markgrafen Rüdiger. Alle seine Knechte wichen

ibr, bis sie vor ihn kam. Als sie ihm nahe war, sprach sie: „Gott grüße dich, Held! Laß mich dich nicht verachten, mag ich auch unwürdig sein.“ Sie grüßte darauf die hohe Königin, Egels Gemahlin; wen sie im Saale sehen mochte, der ward mit Grusse ermahnt. Die Königin neigte ihr züchtiglich, Rüdiger aber bat sie, daß sie ihr Begehr ihm kund gäbe; er wolle sie des gewähren, wenn es danach sei. Da sagte sie ihm, wie der wilde Wunderer mit seinen Hunden sie seit drei Jahren schon verfolge und sie essen wolle. Bald werde er in die Burg hier kommen, und ihr Leben sei verloren, wenn er ihr nicht helfe. Da sagte Rüdiger, der Markgraf zu Pechlaren: „Das sind greuliche Dinge! Nie hörte ich noch, daß Einer Leute essen wolle. Aber sechten für dich kann ich nicht. Ich thäte übel daran. Mein Herr hat so manchen kühnen Mann, der für dich streiten mag. Die sollen deine Kämpfer sein. Sie würden alle mir gehorchen, wollte ich streiten, und sprächen, ich wäre ein Fährer, ein Anderer könnte es besser. Darum suche dir einen, der kühner als ich sei. Findest du keinen, nun, so will ich streiten; aber du findest wohl kühneren.“ Damit gieng er mit seinen Mannen hinweg und ließ die Jungfrau stehn.

Traurig gieng sie zu König Egel und sagte ihm, daß Rüdiger ihr seine Hülfe versagt habe. „Ich könne wohl hier, meinte er, einen Kämpfer finden, der kühner denn er sei. Wüßte ich doch nun, wer der sei!“ Da hörten sie ein Horn erschallen. „Erst hab' ich Angst, sprach die Jungfrau, ich höre sein Horn: nun muß ich todt liegen.“ Sehr erschrak der König bei dem Schalle des Hornes. In den Saal her sprangen die Hunde des Wunderers. „Wehe, wehe! rief die Maid; König, laß die Thore schließen, du siehst die Wahrheit da.“ So brachte die Jungfrau ihn dazu, daß er die Thore, wenn es nöthig würde, zu schließen befahl. Sie umfieng den König mit ihren Armen und bat ihn nochmals, daß er ihr einen Kämpfer gäbe. „Nun, sagte da König Egel, du weißt, edle Jungfrau, wo die jungen Königinnen dort hoch im Saale sitzen: dort suche dir einen Kämpfer.“ Mit raschen Schritten eilte die stolze Jungfrau dahin und grüßte die Königinnen. Sie gaben ihr Urlaub zu reden und sie sprach: „Ihr habt zwischen

zwei Königinnen an eurem Tische einen jungen Helden sitzen; der ist frisch von Herzen, der soll mein Helfer sein.“ Das war der Held von Bern, davon aber wußten die Jungfrauen nichts; er antwortete ihr jedoch, er hülfe ihr gern, wenn Jemand ihr helfen möchte. Sie klagte ihm darauf, wie der wilde Wunderer mit seinen Hunden sie jage und sie essen wolle. Schon sei er vor der Burg und seine Rüden seien bereits im Saale. „Durch Gottes Genade erkenne ich, daß du der kühnste Mann bist; du sollst dich mir nennen.“ Da sprach der Jüngling: „Willst du mich kennen, so wisse, ich bin Dietrich von Bern; ich will dir helfen und für dich sechten; daran will ich alle Frauen ehren.“ „Du hast der Tugend genug, sprach die Jungfrau; du bist mild und biederbe! Selig sei die dich trug, weil du die reinen Frauen früh und spät lieb hast. Bald nun kommt die Zeit, da du mir mit Schwert und Schilde bereit sein sollst.“ „Trag' dein Leid in der Stille, sprach Dietrich, ich helfe dir sicherlich, wenn es König Egel mir erlaubt!“ Da gieng sie zu König Egel und sagte ihm, daß sie einen Kämpfer gefunden habe; „aber er hat es an dich gelassen, ob es dein Wille sei.“ „Nenne mir den kühnen Helden,“ sagte da Egel. Sie nannte ihn und sprach: „Er heißet Dietrich.“ Da wollte Egel den Helden ihr nicht erlauben. „Der ist, sagte er, mir der liebste von Allen. Mein Reich theilte ich mit ihm, wenn er des begehrte. Zwei Jahre sind es, seit er bei mir weilet. Er kam an meinen Hof mit seinen Mannen, deren er fünfhundert herführte. Sein Vater bat mich, daß ich ihn in allen Tugenden förderte und ihn Zucht und Ehre lehrte. Seines Vaters Bruder ist Kaiser zu Rom; sein Vater ist ein König und seine Mutter eine Königin. Groß und edel ist sein Geschlecht. Ziehe er im Kampfe für dich, es wäre mein Unheil; sie würden alle einander helfen und mich vertreiben. Der soll den Wunderer hier nicht bestehn, denn er ist noch kaum achtzehn Jahr alt. Darum, Jungfrau, sei er dir versagt.“ „Nein, edler König, sprach die Jungfrau, durch deine Güte, thue nicht so übel, ich steh' hier in Sorgen, laß ihn mir beistehn!“ „Nein, sagte Egel, das geschieht nimmer. Geh zu Nüriger und sieh, ob er dir helfe. Den wollt' ich eher

verlieren, als den jungen Dietrich; aber jeder, der hier stürbe, reuete mich.“ „Nein, edler König, erlaube mir Dietrichen, der wird mich erretten, denn ich kann ihn segnen, daß er nicht erschlagen wird. Du wirst nicht weiter sorgen, wenn du die Wahrheit siehest.“

In diesem Augenblicke sah man den Wunderer zur Burg herreiten; das sahen alle Fürsten, die in der Burg da waren. Er kam mit Schalle und hielt vor dem Thore. Mit Grimme blies er sein Horn und viele Hunde umboßen ihn. Greulich war der Laut seines Hornes. Er eilte zu dem Graben, wo die Schlagbrücke gelegt war. Als sie nun sie aufziehen wollten, da ward ihnen die Zeit zu kurz. So mußten sie sie liegen lassen und der Wunderer trat darauf. „Wolltet ihr mich trügen? rief er höhniisch: nun steh' ich doch hier.“ Mit lauter Stimme rief er zu den Reden hinein: „Gebt mir die Maid heraus, oder es gilt euer Leben!“ Sie schwiegen alle stille; aus Furcht geschah das, denn er war so grimmwild; seines Gleichen sah man nie. Da sprach König Egel: „Der Teufel fürwahr ist hievor, schließet uns daß alle Thore! Räme er zu uns herein, er brächte uns alle in Noth; es müßte uns allen an das Leben gehn!“ In angsthafter Furcht kam abermals die Jungfrau und bat König Egeln um Dietrichen. Egel aber wies sie nochmals an Nüdiger, und nur wenn der ihr den Kampf versage, solle sie sich an den Berner wenden. Die Jungfrau gehorchte und bat den Markgrafen, für sie zu sechten. „Sollte ich mich des ungesügten Mannes unterwinden? antwortete ihr Nüdiger; findet du sonst Niemand hier, der ihn zu bestehen wage?“ Da sprach sie sogleich zu ihm: „Der Wunderer hat vor dir Ruhe; ich habe einen gefunden, der ist kühner denn du! Der kämpft schon mit ihm, und Gott müsse ihm Glück geben. Nur um dich zu ehren, bat ich dich, das sollst du wohl merken.“

Da fragte sie Nüdiger, wie der heiße, der ihr helfen wolle, und sie nannte den Berner. „Ja, der kann wohl Streites pflegen, sagte da Nüdiger, darum streitet er billig. Er ist ein kühner Held und edler denn ich. Ich will nicht für dich streiten.“ Da gieng sie Dietrichen zu suchen, und sie fand ihn unter Frauen und

Maiden. Sie bat ihn um Hülfe: der sie verschlingen wolle, sei schon vor dem Thore. Könnte er ihn nicht überwinden, so wären alle verloren. Er sagte ihr den Kampf zu. Ich hoffe, sagte er, daß mir Gott beistehn werde. Aber wie werde ich mich mit Hildebrande abfinden? Ich verbieth ihm, daß ich nicht streiten wolle, bevor ich vier und zwanzig Jahr alt wäre; daran aber fehlen mir zum mindesten noch neun Jahre.“ Da rief laut der Wunderer: „Ihr sollet mich bald einlassen, eh daß ich alles umkehre. Ich muß zu essen haben. Die Magd, die Ihr mir vorenthaltet, ist mein. Ich will es Euch vergelten und Euch alle umbringen.“ Die Frauen im Saale, die das hörten, kamen schier von Einnen: alle fürchteten für ihr Leben. Dietrich aber hieß sein Streitgewand herbei bringen und ermahnte den Wunderer, sich Zeit zu lassen. Die schöne Jungfrau band ihm selbst die Waffentriemen, setzte ihm den Helm auf und gab ihm Schild und Schwert in die Hand. Als dieß gethan war, sprach sie: „Steh stille! ich will dir lohnen, daß du um meinetwillen den Wunderer bestehn willst: ich gebe dir einen Segen, der dich sichert, daß du niemals von einem Tegen erschlagen wirst.“ Sie gab ihm den Segen, der ihr durch Gott kund ward. Von wegen ihrer Frömmigkeit gab Gott ihr diese Genade. Dieser Segen blieb bei ihm, denn man hat es gehört, daß Gott ihn oft errettete. Und noch zur Stunde ist Herr Dietrich von Bern am Leben, das hat ihm Gott als Buße auferlegt. Höret, wie das kam: Cines Tages übernahm er sich zu Bern in der Stadt mit Rede: das war des Teufels Rath. Deshalb ward er von einem unreinen Kasse, das wohl der Teufel selbst sein mochte, und auf dem er reiten mußte, in die Wüste Rumenei¹ entführt; dort muß er bis zum jüngsten Tage mit Lindwürmen streiten. Aber wir wollen es lassen, wohin er gekommen sei: Gott wird ihm noch aus der Noth helfen: er wohnt ihm bei mit Stärke. So heben wir wieder an, und sagen, was der Wunderer gethan hat. Er rief abermals laut, man solle sofort ihn einlassen, er habe

¹ Rumeneien galt im Mittelalter als wüste, nur von Lindwürmen und Ungeheuern bewohnte Wüste; wohl eine Folge der Völlerwanderung. Ueber die Sage von Dietrichs Entrückung spätere das Nähere.

nicht Zeit zu warten; in seinem Lande seien drei Könige, die dasselbe ihm mit Streit abgewinnen wollten, und die wolle er samt ihren Heeren erschlagen. Als man ihn nicht einließ, da hub er an zu stoßen als ob ein Weiter schlage. Die guten Eisenklammern, die Riegel und Bänder zerbrach er; die eiserne Thüre, obwohl sie die festeste war, mochte nicht ihm widerstehn. Jetzt sprang er in den Saal, gefolgt von seinen Hunden. Achzehn Leitbraden und vier und zwanzig Jagdhunde kamen mit ihm; sein Roß hatte er draußen an den Ast einer Linde gebunden. Sein Geschmeide war das beste; sein Helm stark und gut, seine Brünne eng und dicht, sein Schild hart und kostbar, sein Schwert breit und lang. Von Silber und Gold aber war an seinem Harnisch nichts zu sehen; aber er war von gutem Stahle und manchen Mann hatte er in diesen Waffen schon erschlagen. So trat er in den Saal ohne Jemand zu grüßen; seine Hunde aber fielen sofort die Jungfrau an und hiengen sich in ihr Kleid. Da sprang Dietrich auf und schlug wohl an zwanzig Hunde nieder; dann nahm er die Maid und setzte sie neben sich. „Nun will ich sehen, sprach er, wer dich essen soll! „Da der Wunderer seine Hunde todt sah, und die Jungfrau an Dietrichs Seite, ergrimnte er und drohte beiden den Tod. „Wärest du nicht kindisch, schrie er, du würdest fern bleiben! Gieb mir flugs die Maid, ich muß zu essen haben!“ Dietrich versprach ihm statt der Jungfrau Schläge und Streiche und hieß ihn in ein Spital gehn, dort finde er zu beißen und habe die Auswahl. Der Wunderer beschalt ihn und sagte, er solle ihn der unnützen Rede erlassen, wenn er ein Fürst sei; Dietrich aber hieß ihn in den Wald hinaus gehn: der Athem seines Wundes thue den Frauen weh. Da sprang der Wunderer her und ergriff die Jungfrau bei der Hand; Dietrich aber fuhr empor und gab ihm einen Stoß, daß er zu Boden stürzte und setzte die Maid wieder neben sich. Der Wunderer schämte sich seines Falles vor den Helden, doch trat er nochmals vor den Helden und forderte die Maid. „Sie wird dir nicht, sagte Dietrich, du kündest mir denn den Grund der Feindschaft.“ „Den will ich dir künden, antwortete der Wunderer; es ist eine alte Geschichte. Als ich noch

klein war, war auch sie noch ein Kind, ihr Vater aber ein reicher König. Da man mir nun kein Weib finden konnte, die mir gleich (d. i. gleich edel) wäre, so nahm mein Vater dem Könige das Kind und verlobte es mir. Deshalb ist sie mein. Sie jedoch verschmähet mich und will mich nicht; sie sollte sich aber, ehe sie den Tod litte, anders besinnen; denn eh ich sie einem andern lasse, das habe ich geschworen, fresse ich sie auf, und wäre sie noch so groß.“ Dietrich fragte nun die Jungfrau, ob sie denn dem Wunderer nicht sich vermählen wolle; sie aber wollte lieber sterben als das thun. So kam es denn zum grimmigsten Kampfe zwischen Dietrich und dem Wunderer.

Während dieses vorgieng, hatte sich Rüdiger mit seinen Mannen gewaffnet, um, wenn Dietrich unterliege, und der Wunderer, wie er gedroht hatte, ihn hängen wolle, ihm zu helfen und den Wunderer zu bekämpfen. Dietrich, als er die Helden sah, dankte ihnen, aber er hoffte schon allein mit dem Riesen fertig zu werden. Vier Tage dauerte der Kampf, und es war, als ob ein Wetter am Himmel Donnerschläge thue, so daß Niemand bei ihnen bleiben mochte, und die ganze Burg erbehte. Manche tiefe Wunde ward da geschlagen, und ohne den Segen der Jungfrau hätte Dietrich nicht bestehen mögen. Als der Wunderer eine lange Wunde empfing und aus Dietrichs Munde jetzt Feuer lohete, rief der Riese: „Wehe, daß ich Streit erhub, darum lieg' ich nun todt. Mein Vater sagte mir, als er starb, daß ein Dietrich, aus dessen Munde Feuer lohe, mich erschlagen werde: bist du Dietrich, so sage es mir.“ „Dietrich heiße ich, erwiderte der Held, das will ich dir nicht verlängnen.“ Damit schlug er ihm einen Schlag, daß der schwere Halsberg ihm herabfiel und der Wunderer mit bloßem Halse da stund. Da bat er um Schonung und verhiess der Maid Sicherheit; aber Dietrich vertraute nicht seinem Worte und schlug ihm mit einem Streiche das behelmte Haupt vom Halse, daß es dröhnend zu Boden fiel. Da freute sich Dietrich des Sieges.

Er hub das Haupt auf, warf den Helm davon, ergriff es bei den Haaren und trug es vor Männer und Frauen; es war aber so schwer, daß er kaum es tragen mochte. Als er zu der

schönen Jungfrau kam, übergab er ihr das Haupt und sagte: „der Wunderer hat ausgewundert! Hier siehst du sein Haupt!“ Da dankte ihm die Maid und band ihm den Helm ab. Schnell kam jetzt auch König Egel gelaufen. „Das sind gute Mähre, rief er, daß du so davon gekommen bist; jetzt sollen wir uns deines Sieges und der Jungfrau freuen!“ Er hieß ein köstliches Mahl bereiten und man setzte Dietrichen mit der Jungfrau oben an den Tisch zwischen Egel und die Königin. Dann folgten seine besten Freunde, Nüdiger und seine Mannen, und darauf die Andern nach Stand und Würde. So waren sie froh in Eittigkeit und alle rühmten Dietrichen.

Als das Mahl beendet war, sprach die schöne Jungfrau: „Nun will ich von hinnen in meines Vaters Land; dahin steht jetzt mein Sinn und so bitte ich um Urlaub. Aber daß Ihr meinen Namen wisset, will ich ihn Euch nennen. Daß ich nicht Gold und Silber Euch lasse, wie man thut, das laßet Euch nicht verdrießen, denn Ihr habet des schon genug. Vernehmet es, ich bin wahrlich Frau Sälbe und trage in meines Vaters Lande die Krone.“ Darauf bot sie Allen die Hand, dem Verner aber gab sie nochmals ihren Segen, umarmte ihn und küßte ihn. „Gott müße dir, sprach sie, alles geben, was ich dir Gutes gönne. Gott sei bei Euch allen.“ Damit verschwand sie.

Haspinger schloß sein Buch zu.

Mit der echten Sage, nahm jetzt Graf Huno das Wort, ist dieses Gedicht freilich in einigem Widerspruche; denn nach dieser kommt Dietrich nicht als ein Jüngling zu Egeln, der noch nie gekämpft hat, sondern erst nachdem er von Irmentriche aus Wälschland vertrieben ward; die Kämpfe gegen Irmentrich aber folgen erst auf Dietrichs Kämpfe mit Riesen, Zwergen, Lindwurmten. Es war also keineswegs wohlgethan, den Ort des Kampfes gegen den wilden Wunderer an Egels Hof zu verlegen. Als Besieger des wilden Jägers trafen wir Dietrichen bereits in Eggen Ausfahrt, wo Hasold dieser ist, und in Dietrich und Virginal ist Ortgis der wilde Jäger, wird da jedoch von Hildebrand besiegt. Wenig zu loben ist es auch, daß unser liedicht Frau Sälbe, das persönlich

gedachte Heil (denn Sælde, *ahd.* *Salida* ist das lateinische *salus, salutis*), vom Wunderer gejagt werden läßt; denn dadurch wird ja Sælde geradezu zur Unsælde, zum Unheile. Die Erfindung ist also ungeschickt und ihr einziger Zweck ist, zu zeigen und zu erklären, wie es kam, daß Dietrich in allen Kämpfen Sieger blieb. Freilich hätte das geschickter bewirkt werden können.

Wir haben also, sagte darauf Professor Edman, hier entweder eine willkürliche Erfindung oder, was mich wahrscheinlicher dünkt, eine Sage, die weder mit Dietrich von Bern noch mit Eþeln ursprünglich etwas zu thun hatte. Wäre das Ganze reine Erfindung, es wäre einerseits gewiß geschickter erfunden, anderseits aber träfen wir dann kaum auf so manchen alterthümlichen Zug. Ich will Ihnen meine Vermuthung einfach mittheilen. Wir haben im Norden eine Menge Sagen, in denen erzählt wird, wie eine Jungfrau, die fast immer als eine Walkyrie geschildert, oft geradezu Walkyrie genannt wird, von irgend einer Widerwärtigkeit bedrängt zu einem jugendlichen, meist noch ganz unbekannten Helden ihre Zuflucht nimmt, von ihm beschützt wird, ihm dafür als Hylsja, Folgerin, d. h. Schutzgeist, nun stets zur Seite steht, ihn beschützt und ihm stets den Sieg verschafft. Zuweilen wird solches Verhältniß sogar zu einer ehelichen Verbindung; aber dann geht es meist zu beider Verderben aus. Eine solche Sage, meine ich, haben wir ursprünglich auch hier, und ursprünglich hat sie ohne Zweifel andere Namen gehabt. Jungfrau Sælde ist eine Walkyrie, die von einem verhassten Bewerber bedrängt wird, zu einem jugendlichen, noch thatlosen Helden, dessen Tüchtigkeit sie jedoch im Geiste erkennt, ihre Zuflucht nimmt, von ihm beschützt und befreit wird und fortan nun ihm auf seiner ganzen Heldenlaufbahn schirmend und Sieg verleihend zur Seite steht.

Das läßt sich hören, lieber Freund, erwiderte ihm Graf Huno; es kommt nur darauf an, ob sich in der Jungfrau Sælde auch die Eigenschaften einer Walkyrie finden.

Ich denke, ja, einige mindestens, versetzte Edman. Sie versteht sich zunächst, wie es heißt, auf die Gemüthsart der Helden; aber was sie zu erkennen vermag, ist Muth oder Zagheit. Zugleich

kennt sie auch das Maß beider. Egelu, den mächtigen König, erkennt sie als den jagsten aller Menschen und sie sagt ihm das auch furchtlos, wie er es gelassen anhört, ohne sich gekränkt zu fühlen; Müdiger erscheint ihr muthig genug, aber noch um vieles muthvoller Dietrich: den wählt sie daher auch zu ihrem Kämpfer und verleiht zugleich ihm Kampfglück. Zum andern heißt es, sie könne jeden Tag einmal an einen beliebigen Ort hin sich plötzlich versetzen. Von den Valkyrien wissen wir, daß sie auf ihren Rossen, aus deren Mähnen der Thau auf die Erde fällt, über Land und Meer hin reiten. Zum dritten endlich heißt es, sie verleihe Glück im Kampfe und beschirme durch ihren Segen das Leben des Helden. Sie macht also den erwählten Held zum Sieger und er trägt ihr Zeichen, ihren Segen (d. i. signum). Nun erfahren wir noch, daß Gott ihr diese Macht verliehen habe, gerade wie Wödan den Valkyrien die ihrige erteilt, und wie die Valkyrien Jungfrauen sein müssen, so hat auch sie Gott gelobt, ihre Keuschheit zu bewahren.

Wirklich, sagte Irmgard, Sie gewinnen mich fast für Ihre Ansicht, und hieße die Maid Salgund oder Salhild, Saltrud, so wäre gar nichts dagegen aufzubringen, aber sie heißt Sälde.

Freilich, antwortete Haspinger; aber im späteren Mittelalter wußte man von den Valkyrien nichts mehr, und da sælde, ere, milte, schame und andere solche Wörter personificirt wurden, wie bei den Römern fortuna, caritas, virtus, pudor und andere, so darf uns der Name Sälde nicht eben wundern. Die Siegesglück verleihende ward zur Glück verleihenden, und sonach konnte man sie mit Zug Sälde nennen. Freilich verleiht sie in unserem Gedichte eben nur Siegesglück und kein anderes, was sprechend genug ist.

Aber der Verfolger der Jungfrau, der von ihr verschmähte Bewerber, ein Riese der ganzen Schilderung nach, trägt einen wunderbaren Namen. Er heißt der wilde Wunderer; nun, wild ist er schon, aber Wunder thut er nicht, sagte jetzt Fräulein Berta: wie hat man wohl den Namen Wunderer zu verstehen?

Allerdings ist er Riese, antwortete ihr der alte Herr Graf;

als solchen bezeichnet ihn nicht nur die Kraft, womit er die Thore zertrümmert, und die Größe seines Hauptes, das Dietrich kaum tragen kann, sondern auch seine Fressgier. In der Edda heißen die Niesen geradezu iöthnar, d. i. Eßer. Aber den Namen Wunderer vermag ich nicht genügend zu deuten.

Nun denn, sagte Haspinger, so will ich es denn versuchen. Wunderware, Wunderer bedeutet einen, der Wunder thut und ist im Mittelalter Prädicat a) Gottes und Christi, b) ausgezeichneten Helden, einzig in unserm Gedichte bezeichnet das Wort einen wilden, teuflischen Niesen. Und das darf es, denn wunder bezeichnet nicht nur alles, was Staunen erregt, sondern auch alles, was Graun und Graus hervorruft. Somit ist ein wunderware auch ein Graun und Graus erwedender, und angemessene Bezeichnung des Niesen. Daß er die Jungfrau, wenn sie sich ihm zu vermählen sich weigert, fressen will, ist spätere Vergrößerung. Menschenfresser sind die Niesen der deutschen Götterlehre ursprünglich nicht; das wurden sie erst später nach dem Glauben des Volkes, vielleicht durch griechisch-römischen Einfluß. So haben wir uns Frau Sälde auch nicht als Mohrin zu denken, wenn es auch heißt, sie sei im „Lande zu Mohren“ geboren, denn das besagt nur: in einem sehr fernen Lande. Sie wird ja als in leuchtender Schönheit strahlend dargestellt.

Merkwürdig ist mir noch, nahm Leodegar jetzt das Wort, daß die Jungfrau ihren Held bei Eßeln nicht unter den Männern, sondern unter den Frauen antrifft; gerade wie Achilleus unter Jungfrauen sich verborgen hat, als Odysseus ihn aufsucht, um ihn nach Troja zu führen. Ohne Zweifel sah unser Held gleich dem Hellenen in Frauengewande unter den Jungfrauen. Denn sie wissen ja nicht, daß er unter ihnen weilt. Das Frauengewand mag nur vergessen sein; der Zug ist jedenfalls echt und alt, mag der Held unserer Sage nun in seiner Jugend für weiblich gegolten haben, wie andere, später hervorragende Helden in ihrer Jugend tselphast waren oder sonst in Hinsicht auf Geist oder Leib Gebrechen hatten, oder war er aus anderem Grunde unter den Jungfrauen, gleich dem Achilleus oder dem Hugdietrich bei der

Tochter König Walgunds. Ja Dietrich von Bern und Hugdietrich können vielleicht denselben Helden bezeichnen; dann wäre Egel Walgund. Auffällig ist es jedenfalls, daß Egels Gemahlin Heriche niemals hier genannt wird, da doch ihr Name zu den bekanntesten gehört; auch daraus läßt sich schließen, daß statt Egel ein anderer Name früher in der Sage stand, und daß sie auf Dietrich von Bern (der seinen Hildebrand nicht bei sich hat) und Egelu nur übertragen ward. So wird es sein, schloß Haspinger die Sitzung. Wir sind nun mit dem mehr oder minder mythologischen Theile der Dietrichsage fertig; der nächste Abend wird uns den anderen Theil der Dietrichsage, seine Kämpfe mit Irmenrich und was damit zusammen hanget, vorüberführen.

Die Gesellschaft begab sich zum Theetische.

Fünfter Abend.

Die Gesellschaft war heut etwas früher als gewöhnlich zusammen gekommen, denn der alte und wohlbeleibte Herzog von Kratingen, Citel Fritz VII., hatte den Tag zuvor in Folge plötzlich erwachter Neugierde anspannen lassen, hatte den geheimen Oberpfeisenstopfer Rünrich von Stoffeln in den Schlitten commandirt, war selbst eingestiegen, hatte, eine große Tabakpfeife im Munde, die Lenkseile höchst eigenhändig ergriffen und war gegen Abend auf Forstede angelangt. Solche besondere Einfälle kamen dem alten Herrn gar nicht selten, und allemal wurden sie sofort ausgeführt. Da galt keine Widerrede. So war schon vorgekommen, daß er befahl, der Geheime Rath habe sogleich sich zu versammeln, da er eine überaus wichtige Angelegenheit zur Berathung zu bringen habe; aber auf dem Wege zum Sitzungshause war ihm plötzlich eingefallen, er habe ja dem Oberforstmeister von Hasenohr den so viel versprechenden neuen Meerschäumkopf noch nicht gezeigt, und so fuhr er denn in größter Gemüthsruhe statt in die Sitzung drei Stunden weit in den Forst hinaus, zum Oberforstmeister.

Rünrich hatte auf Befehl ihn zu unterhalten ihm von den Abendversammlungen auf Forstede manches erzählt, allein dafür augenblicklich keine besondere Theilnahme zu erregen vermocht. Auf einmal aber war die Neugierde, was bei solchen Versammlungen doch wohl zu hören sei, in ihm erwacht, und, einmal erwacht, mußte sie selbstverständlich auch sofort befriedigt werden. So war er nebst seinem geheimen Pfeisenstopfer, den er nie von seiner Seite ließ, zur Verwunderung Aller Nachmittags auf Forstede angelangt,

hatte sich für einige Tage selbst zu Gaste gebeten und sofort für den Abend eine Sitzung angesagt; denn er sei gekommen, sagte er, sich einmal recht unterhalten zu lassen. Er wolle zur Abwechslung etwas kräftiges; das Stadigedresche und die Hoffunkereien widerständen ihm nachgerade wie schales Bier.

Der alte Graf fühlte sich selbstverständlich durch den Besuch Seiner Durchlaucht höchlichst geehrt, und Irmgard bot alle Kräfte auf, die angenehme Wirthin zu machen, obwohl dieß bei ihrer Stimmung und Gemüthsverfassung eben keine ganz leichte Sache war. Den Andern flüsterte der Graf gelegentlich zu, sie sollten nur reden und thun, als ob keine Durchlaucht zugegen wäre; der alte Herr liebe vor allem Unbefangenheit, und daß jeder sich gebe wie er sei, wie denn auch er selbst es stets so halte.

Der Abend war unter den verschiedenartigsten Gesprächen heran gekommen, und der Herzog schwur, er habe sich seit langem nicht so gut unterhalten und lange habe ihm der Tabak nicht so wohl geschmeckt wie heute. Die Gesellschaft begab sich in das bekannte Zimmer, und der Herzog nahm sogleich den Stuhl des Vorsitzenden ein, ohne jedoch an die Obliegenheiten eines solchen im geringsten zu denken.

Ehön, sagte Irmgard da lächelnd, unser durchlauchtigster Gast nimmt die ihm gebührende Stelle ein. Und wahrlich, der Herzog gehört nirgends sonst hin als an die Spitze des Heeres, mag es nun zu einem Kampfe mit Waffen oder nur mit Worten gehn. Es beglückt mich, daß Ew. Durchlaucht unserem Vereine heut zu präsidiren geruhen.

Larifar! erwiderte ihr der alte Herr, seinen Stuhl und die vor ihm auf dem Tische liegenden Bücher genauer jezt betrachtend; ich liebe weder Präsente noch Präsentationen. Auf das Commandiren versteh' ich mich, aber nicht auf das Präsentiren — der Herzog verwechselte immer beide Wörter und nicht nur jezt, — und so will ich denn auch flugs mein Geschäft beginnen. Also: Herr Graf, lassen Sie ein gutes Bier bringen; die vollen Gläser werden unter den Büchern gar nicht übel sich ausnehmen, und langen Sie und die übrigen Herren ihre Pfeifen hervor, wie ich

mir die meine sofort werde reichen lassen. Ein Tabakskränzchen muß es sein, wenn etwas vernünftiges dabei herauskommen soll. Ohne Rauch keine guten Gedanken! Das wußte schon vor länger als hundert Jahren mein Vetter zu Potsdam, Gott habe ihn selig. Herr geheimer Pfeifenstopfer, thun Sie, was Ihres Amtes ist!

Der Aufgerufene gieng zu einem von ihm bereits mit Pfeifen und Tabakbeuteln belegten Nebentische, nahm eine gewaltige Meerschampfeife, füllte sie, reichte sie seinem Herren, zündete einen Fidibus an und setzte damit den Tabak in Brand.

So! sagte jetzt der alte Herr nach einigen tüchtigen Zügen; nun kann das Schärmügel losgehn, wann und wie es will! Ich bin bereit zuzuhören.

Der alte Graf lehnte die erlaubte Pfeife ab, Graf Huno jedoch steckte nach einem Blicke auf die Frauen sich lächelnd eine Cigarre an.

Nichts Olimmhängel! rief da jedoch sogleich der Herzog; kann sie nicht leiden; Pfeifen sind commandirt! Holen Sie sich eine, und haben Sie keine, so steht Ihnen eine von meinen zu Dienste. Herr Geheimeroberpfeifenstopfer, warten Sie Ihres Amtes!

Wenn Ew. Durchlaucht so zu befehlen geruben, antwortete Graf Huno, so ist es nur meine Pflicht zu gehorchen.

Gut! Sie gefallen mir, junger Herr; basta! rief der Herzog; werde darauf denken, Ihnen eine Stelle an meinem Hofe anzuweisen. Aber das sage ich Ihnen einmal für allemal, mit der Durchlaucht bleiben Sie mir hier vom Leibe; ist nichts als byzantinisch-römische Schnurpfeiferei das Majestät, Durchlaucht, Hoheit. Die Kaiser, Könige und Fürsten des Mittelalters verschmäheten alle diese Lappen. Sie ließen sich schlecht und recht „Herr Kaiser, Herr König, Herr Herzog“ nennen, und thaten wohl daran. Haben wir etwa durch all diesen Firlefanz mehr Macht und Ansehen als unsere Ahnen, Gott habe sie selig! im schlichten Mittelalter hatten? Scheint mir nicht so. Hätte auch längst schon an meinem Hofe all den Plunder abgeschafft; aber meine Geheimen Staatsräthe meinen, ich dürfe das nicht, das habe Noten zur Folge und ich müße befürchten, daß man mich absetze als unfähig, Land und

Leute zu regieren. Wäre ich deutscher Kaiser, ich wollte es euch schon zeigen, wie man herrschen könne, ohne sich Majestät schimpfen zu lassen. Der Bundestag sollte mir nur kommen! Aber basta! Hier bin ich nur Herr Herzog. Verstanden?

Die übrigen Herren lehnten das Rauchen ab; der Benedictiner, weil es die Klosterordnung nicht gestatte; Edman, weil er es nicht vertrage; Gaspinge, weil er den Vortrag heute habe; Baron Wilmar endlich sagte, er rauche niemals des Abends. So hatte denn der Herzog nur zwei Beistände, den jungen Grafen und seinen Pfaffenknapen, der selbstverständlich mithalten mußte.

So beginnen Sie denn, befahl der Herzog, und Gaspinge begann.

Wenn Dietrich von Bern in den bereits betrachteten Sagen ein mehr oder minder mythisches Wesen war, insofern er mit Riesen, Zwergen, Lindwürmen u. s. w. zu kämpfen hatte, so tritt er uns in den folgenden als durchaus menschlicher Held entgegen. Seine Gegner sind Irmenrich (der sagenberühmte gothische König Ermanarich, dessen Reich von der Weichsel bis zur Donau reichte) und dessen Helden. Um die verwandtschaftlichen Verhältnisse der beiden Widersacher zu erkennen, theile ich den Stammbaum derselben mit, wie ihn unsere Gedichte geben. An der Spitze des Geschlechtes steht Anzias, in welchem Namen ich das altdeutsche Ans, in der Mehrzahl Ensi, gothisch Angeis, Gott, erkenne; denn von den Anses, die er Halbgötter nennt, leitet auch Jornandes, das Geschlecht der Amaler, d. h. der ostgothischen Könige ab. Des Anzias Sohn ist Hugdietrich I., welcher mit Hildeburg, Walgunds Tochter, den Wolsdietrich erzeugt. Wolsdietrich ward von einer Wolsin als Kind in ihre Höhle getragen und von ihr aufgefängt, daher sein Name. Als er erwachsen war, vermählte er sich mit Liebgard, Godians Tochter (Liebgard heisst auch die Mutter der Hildeburg), und zeugte mit ihr Hugdietrich II., welcher Eiminne von Frankreich zum Weibe nahm und von ihr einen Sohn, Amelung, erhielt, der freilich Amalo heißen sollte, gerade wie Walafing in Egufrids Stammbaume Waliso. Amelung, dessen Gemahlin nicht genannt ist, hatte drei Söhne, Diethern I., Irmenrichen

und Dietmar; und unter diese theilte er sein Reich, als der Tod ihm nahte. Diether erhielt Baiern und Breisach, Irmenrich Rom und Apulien, Dietmar Oberitalien mit Verona (Vern). Irmenrich aber brachte die Söhne Diethers nach dem Tode des Vaters um und vertrieb auch Dietmars Sohn, Dietrichen, zu dessen Vormund ihn der sterbende König ernannt hatte, um das ganze Reich seines Vaters sich zu unterwerfen. Dietmars zweiter Sohn, Diether II., fand den Tod durch Witichen in dem Kampfe Dietrichs wider Irmenrichen. Da nun Irmenrich auch seinen eigenen Sohn Friederichen auf die Verleumdung und den Rath Eibicho's hin umbringen ließ, so wird er mit Recht der Verräther seines ganzen Geschlechtes geheißen, und die Sage schildert ihn als treulos durch und durch.

Von den hieher gehörigen Gedichten sind zu nennen 1) das Gedicht von Dietrichs Ahnen, seine Kämpfe mit Irmenrich und seine Flucht zu den Heunen, wo er dreißig Jahre bei König Egelu weilt bis zum Tode Irmenrichs. Es ist ein Gedicht von mehr als zehntausend Versen und zwar in der Form der höfisch-ritterlichen Epen, dem freilich ein älteres strophisches Lied zu Grunde liegen wird, welches ohne Zweifel Vieles, was diese spätere Bearbeitung uns erzählt, uns nicht erzählen würde. Früher als das Jahr 1300 darf man diese höfische Umdichtung nicht ansetzen. Es gehört hieher 2) das aus 1140 sechszeiligen Strophen bestehende Gedicht, welches die Rabenschlacht, d. h. die Schlacht bei Ravenna heißt und mit dem zuvor genannten so ziemlich von gleichem Alter sein mag. Das Gedicht scheint nur eine breite, geschwähige Erweiterung eines älteren kürzeren Liedes zu sein, wobei es dem Verfasser hauptsächlich darauf ankam, alle bekannten Helden der Sage einander im Kampfe gegenüber zu stellen. Weit älter dagegen ist und echte Sage enthält die eingeschaltete Erzählung vom Tode Diethers und der Söhne der Helche (Herche) und Egel's durch Witichen, der hier für Irmenrichen streitet. Dieses Stück lehrt zugleich, daß die sechszeilige Strophe aus einer älteren vierzeiligen entstand, indem die beiden ersten Zeilen in ihre Hälften zerlegt und diese nun als selbstständige Verse behandelt wurden.

Man hat ferner hieher zu zählen 3) das Gedicht von Alpharts Tode, ein Lied in der Nibelungen Strophe. Sein Gegenstand ist der Ueberfall und die Tödtung Alpharts auf der Warte durch Witichen und Heimen; ein einzelnes Ereigniß in diesem langdauernden Kampfe. Endlich gehören noch hieher 4) das Volkslied von Irmenrichs Tode, das erst vor einigen Jahren in einem alten Drucke glücklich von Gödeke aufgefunden ward, 5) die bereits im ersten Bande besprochenen Gedichte von Hildebrand und Hadubrand und 6) die nur in Prosa erhaltene Erzählung von der Entführung Dietrichs durch ein schwarzes teuflisches Roß, insofern welcher er fortan bis zum jüngsten Tage als wilder Jäger bei Nacht die Forste durchstreift. Hiemit denn wird er zu Wodan selbst, der bekanntlich der älteste Nachtjäger ist und vertritt hier somit diesen, wie er in andern Sagen, wie wir bereits sahen, die Stelle Donars einnimmt.

Ich wähle zur näheren Betrachtung den Tod Dietrichs und der Söhne der Helsen durch Witichen, wenn es anders Ihnen so gefällig ist. — Es ward angenommen und er las:

I.

1. Früh an einem Morgen, bevor noch lam der Tag,
träumte Frauen Helsen, als sie neben Eßeln lag,
o weh der bitterleiden Mähre,
ein wilder Drache zu ihr geflogen wäre.
2. Er durchbrach mit Kräften ihres Zimmers Dach
und nahm ihr mit Gewalte, da half weder weh noch ach,
ihre lieben Söhne beide
und trug sie hin auf eine grüne Heide.
3. Deutlich sie's erschaute, der Kinder Ungemach,
sie sah mit ihren Augen, wie ein Greif sie da zerbrach:
vor Leid ihr da das Herz ertrachte,
unsanft aus dem Schlummer sie erwachte.
4. Der Traum ihr recht es sagte, wie's dort seit ergieng,
da der edle Berner ihre Kinder zu Hülfe empfieng,
die jungen Könige hehr und bieder:
die sah sie leider lebend nimmer wieder.

5. Zu der Burg des Königes fröhlich da kam
die Schaar der Rothgestalben, deren Muth es auf sich nahm,
daß sie Dem von Verne wollten
auf Irmenrichen helfen, wie sie sollten.
6. Als das Heer zur Reise recht nun war bereit
aus der Heunen Lande, da hub sich großes Herzeleid;
da konnte man Jammer schauen:
da sah man weinen manche werthe Frauen.
7. Die jungen hehren Könige giengen hin zuhand
mit betrübtem Herzen, wo man die Königin da fand,
Frauen Helchen die Gute:
entgegen den Kindern gieng die Hochgemuthe.
8. Freundlich sie da küßte die Kinder an den Mund.
Die jungen hehren Könige thaten ihr Besuch ihr kund:
„Gnade, viel liebe Mutter,
wäre doch nun hier ein so Guter!
9. Wir bäten gar so gerne, sprach Scharf der Degen da,
wir möchten wohl mit Dietrich hin in's Römertreich, ach ja!
wir sähen beide gar so gerne,
davon er heißt, die gute Stadt zu Verne.
10. Mutter, liebe Mutter, nun bitte den Vater mein,
mag es, wie ich hoffe, nur mit deinen Gulden sein,
daß die Reis' er uns erlaube:
viel der Sippen reisen, wie ich glaube!“
11. Tief betrübt Frau Helche sah die Kinder an;
zu den jungen Königen freundlich sprechen sie begann:
„Diese Bitte sollt Ihr lassen:
Kinder seht, damit ist nicht zu spaßen!
12. Gern Euch auf der Reise behüten alle Zeit
die viel kühnen Reden; kommt es aber an den Streit,
so wird Euer bald vergessen:
so seid Ihr hin, das kann ich wohl ermessen.“
13. Das sollst Du nicht sorgen, liebe Mutter mein;
bei Nacht so wie bei Tage wollen stets wir beide sein,
darauf magst Du fest vertrauen,
bei Herren Dietrich: er wird auf uns schauen.“
14. Zu derselben Stunde der König Egel kam
Zu Helchen mit dem Verner. Wunder es den Herren nahm,

- daß seine lieben Söhne beide
er sah traurig stehn in Gram und Leide.
15. Da sprach zu dem Fürsten die Frau so wohlgethan:
„Ehel, deine Söhne liegen mir mit Bitten an,
sie möchten gern zu diesen Zeiten
mit dem Heer in's Römerland hin reiten.“
16. „Das wird mein Wille nimmer, daß man dort Euch sieht,
mit dem meinen Rathe nun und nimmer das geschieht.
Was begehrt Ihr Thoren beide?
Erlasset mich und Euch so großer Leide!“
17. Da sprach voll der Trauer Ort der junge Held:
„Ehel, hehrer König, wir wollen nicht in's Wassenfeld;
laßt uns reiten doch die Strecke:
dahin zieht so mancher gute Rede.“
18. „Redet was Ihr wollet, ich erlaub' es nie;
was auch Ihr mögt sprechen: nein, Ihr müßt mir bleiben hie!
Ob zu Leid' Euch was geschähe,
immer man mich dann in Trauer sähe.“
19. Da sprach der kühne Berner: „Laßt die Kinder doch,
da so sehr sie's wünschen: ich beschirme sie wohl noch.
Meine besten Reden sollen
ihrer pflegen, wenn sie mit uns wollen.“
20. Ehel der viel reiche sprach nach kurzer Frist
zu dem Herrn von Berne: „Ich fürchte Irmentriches List.
Wenn sie mir nicht wieder kämen,
Schmerz und Trauer mir das Leben nähmen!“
21. „Traun, wir kommen wieder, sprach der Degen Ort.
Ich traue wohl den Reden, sie beschützen schon uns dort.
Nimmer seht Ihr mehr uns lachen,
könnt Ihr uns die Reise wenbig machen.“
22. Mit weinenden Augen sprach Helche da zuhand
freundliche Bitte zu dem Herrn von Heunenland:
„Ach! so laß Dich doch erbitten,
Ehel, da sie gar zu gerne ritten!“
23. Nun laß sie kühnlich reiten, nicht ich's weigern kann,
und entbeut in Eile her zu Huse Mag und Mann;
dem Berner nun befiel die Kinder
und den andern Helben auch nicht minder.“

24. „Mir naht Leid, das seht Ihr; sagen ich es soll;
Euch werden, laßt Ihr ab nicht, oft noch euer' Augen voll.
Wie sich's füge, bitter Schmerzen
nahm,“ sprach Egel mit betrübtem Herzen.
25. „Erlaßt Euch doch des Kammers! sprach Ort da zuhand?
Warum hegt Ihr Sorgen, edler Fürst von Heunenland?
O wir können wohl uns wahren
vor den Feinden und des Kriegs Gefahren!“
26. Frau Helke vollvertrauend zu Dieterich sprach:
„Dieterich, edler Fürst, Du wirst richten Dich darnach;
Egel hofft es, ich nicht minder:
so empfang denn meine lieben Kinder!“
27. „Wollt Ihr mir vertrauen, sprach der Held sogleich,
Ihr seht sie gesunde bald zurück im Heunenreich;
das habt, Frau, auf meine Treue:
ihre Reise nimmer Euch gereue!“
28. Hünshundert Saumtrosse hieß Frau Helke da
mit reichem Golde laden: das verschlug sie wenig ja;
auch, glaub' ich, that sie das sehr gerne:
das gab sie zur Steuer Dem von Berne.
29. Als sich der edle Hede des Goldes unterwand,
Urlaub nahm er sitzig zu Frau Helken allzuhand;
er neigte sich, man konnt' es schauen,
ihr und allen ihren edlen Frauen.
30. Nun es an ein Scheiden von den Kindern gieng,
mit ihren weißen Armen sie Frau Helke wohl umfieng,
ihre Söhne hehr und bieder:
leider sah sie lebend nie sie wieder.
31. Die jungen Könige selber Frau Helke aus dem Schloß
über'n Hof hin führte: Jeder nahm sein maurisch Ross.
Da konnte man Jammer schauen:
die Kinder küßten Mutter und auch Frauen.
32. Gegen Wälschlande ritten in den Streit
die jungen kühnen Helden: sie wurden dort erschlagen leit.
O weh der jammervollen Reise,
die da geschah: verflucht sei diese Reise!

Hätte nicht geglaubt, begann jetzt der alte Herzog, indem er seinem Leibschneiders winkte, ihm den ausgegangenen Tabak wieder anzustechen, daß König Egel ein solcher Rindfaden gewesen sei, den seine Frau nach Belieben um den Finger wickeln konnte. Aber der Frau kann selbst eine Geißel Gottes nicht widerstehn, scheint es. Man sieht, daß sie die Herrschaft im Hause führt, und wie! Mir hätte Frau Helke, oder wie sie heißt, nicht so kommen dürfen; nein, mir nicht!

Ja, sagte der edle Herr von Stoffeln, und wie die beiden Rangen die Frau Mutter herum zu kriegen wissen, es ist wahrhaft ergötzlich. Man sollte meinen, die beiden Prinzen wären nach der neuesten Methode erzogen worden, mit so angenehmem Troste wissen sie zu pochen. Sie bemerkten, Herr Herzog, daß sie droheten, ihr ganzes Leben lang nicht mehr lachen zu wollen, wenn man sie nicht reifen lasse.

Sie haben ganz recht, Wertheimer, erwiderte ihm der Herzog; den Buben hätte eine tüchtige Forbel auf das Maul gehört. Na! die werden schön antrennen, das kann man sich denken. Und der Dietrich kennt sich sehr wohl an diesem Hofe aus. Er weiß, wer Herr ist, und sein Wissen trägt ihm denn auch ein schönes Stück Geld ein. Es war, weiß Gott, dazumal gerade wie es heute noch ist! —

Herr Herzog, nahm Verta lächelnd das Wort, in einem früheren Gedichte schon hörten wir, daß eine Frau diesem Könige Egel in das Gesicht sagte, er sei der verzagteste aller Menschen, und er nahm es ganz gelassen hin, als ob das sich von selbst verstünde. Erlauben Sie mir aber Ihnen zu sagen, daß der Attila der Geschichte und der Egel der Sage ihrem inneren Wesen nach nichts mit einander gemein haben. Sie haben den gleichen Namen, den gleichen Wohnsitz, die gleiche Macht, das ist Alles. Auch von der düstern Grausamkeit des nordischen Atli hat der deutsche Egel nichts; dieser ist vielmehr gutmüthig und schwach. — Aber ein Wort versteh' ich nicht; was ist Freise.

Alles, was Schrecken erregt, antwortete ihr Leodegar, hier etwa: Schredensthat.

So will ich denn fortfahren, wenn es Ihnen genehm ist,
sagte Gaspinger, und er begann:

II.

1. Als das Heer der Heunen gelangte hin nach Bern,
da schlug es Zelt an Zelt auf, den hohen Mauern nicht zu fern.
Vielor Freuden sie da pflagen.
Mit Kühnheit und mit Schalle da sie lagen.
2. Eiligt da besandte der Berner Rag und Mann;
zu Hofe rief die Reden des edlen Heergebieters Bann.
„Nun bitt' ich Euch, Ihr kühnen Helden,
wer guten Rath weiß, wolle mir ihn melden.
3. Die Sorg' ist nicht geringe, die mir ich nun gewann:
wie thun wir mit den Kindern? da rathet, sprach der kühne Mann,
daß wir's am rechten Ende fassen;
nun spricht: wo wollen wir die Kinder lassen?“
4. Da sprach von Steier Dietleib, der Degen hochgemuth:
„Edler Herr von Berne, ich sag' es recht Euch, was Ihr thut.
Uns allen scheint es traun das beste:
Ihr laßt die Fürsten hier in eurer Feste.
5. Da sind sie wohl beschirmt die Nacht so wie den Tag,
und wir sind ohne Sorge, was uns der Kampf auch bringen mag.
Hier mögen sie gesichert leben:
das ist der Rath, den wir Euch alle geben.“
6. Da sprach der edle Berner: „Auch mir erscheint das gut;
ich will Euch gerne folgen: die Kinder sind hier wohl in Gut.
Wir werden froh sie wiederfinden.
Doch rathet weiter, wer bleibt bei den Kindern?“
7. „Ersucht der Euern einen, welchen auch Ihr wollt.“
„Ihan den getreuen, sprach Rüdger, hier Ihr lassen sollt.
Der pflegt der Kinder wohl nach Ehren,
bis ihnen wir vom Streit zurücke lehren.“
8. Da sprach der edle Berner zum starken Ihan:
„Nun wohl mir, kühner Rede, daß ich Dich Treuen je gewann!
Du sei Bewahrer meiner Ehre,
bis ich Dir, Held, vom Kampfe wiederkehre.
9. Dir befehl' ich, Rede, auf die Treue dein
Frauen Helgen Kinder, die lieben Jungherren mein,

- meines Heiles reichste Blüthen:
die sollst Du mir, Ilhan, treu behüten.
10. Im Hause und auf der Straße wache nach und vor;
nicht achte ihres Zürnens, laß sie nimmer vor das Thor:
Kinder lockt's zu Wanderschaften:
mit dem Leben mußt Du für sie haften.
11. Ich tödte Dich, auf Treue, mit meiner eigenen Hand;
nichts kommt Dir zu Gute: dein Leben steht mir als ein Pfand;
das sag' ich Dir, nicht mehr noch minder:
drum laß aus deinem Schutze nie die Kinder.
12. Zu hohem Pfand' ich habe sie befohlen Dir.
Auf mein Land noch heute verzichten wollt' ich, glaub' es mir,
eh ich Helchen Kinder liebe:
ich trüg' es leichter, daß man mich versüße.
13. Räme Dir die Kunde, daß wir flüchtig sein,
sprach der edle Dietrich, so hüte, bei der Treue dein,
darum bitt' ich, Held, Dich gerne,
bewahre ja mir wohl die Stadt zu Berne.
14. Vorsicht immer übe, daran mah'n' ich Dich,
belagert Dich hier inne der ungetreue Irmentrich,
so verzage nicht an Ehre,
folge mir, wie Dich ich jezo lehre.
15. Sei es, daß Dir Jemand, Held, die Kunde bot,
sprach der Bogt von Berne, daß hinweg mich nahm der Tod,
o so laß Dich Niemand trügen,
laß die Feste so nicht ab Dir lägen!"
16. Mit Züchten sprach da Ilhan: „Nun saget, Herr, es mir,
laßt mich recht es wissen, auf Wen sollen warten wir,
wenn Ihr, — daß Euch Gott behüte! —
verdürbet? — Sehr das wahrlich mich bemühte!"
17. Des will ich Dich bescheiden, sprach Herr Dieterich:
Wär' es, daß ich fiels, so sollst Du harten sicherlich,
Held, auf Eheln den starlen:
der eilt herbei wohl von der Heunen Markten.
18. Ihm dann gieb die Kinder und zugleich die Stadt.
Ich weiß, sprach der Kühne, stets der Ehre Bahn er trat:
er bewahrt auch seine Ehre
an meinem Bruder Diether immermehr."

19. „Das will ich, edler Dietrich, sprach Herr Ilan:
die Stadt hier zu Berne mach' ich Egeln unterthan;
ich will aber Gott vertrauen,
Ihr sollt sie wohl noch lange selber bauen.“
20. „Noch ich Dir befehle auf die Treue dein
Diethern den jungen, den viel lieben Bruder mein:
den vertrau' ich deiner Ehre
bis ich aus dem Streit zurücke lehre.“
21. „Ilan sprach, der Degen: „Ich bewahr' ihn wohl;
meines lieben Herren ich mit Treue pflegen soll.
Gönne Gott mir nur die Stunde,
daß ich Euch alle sehe hier gesunde!“
22. Dietrich da mit Treuen zu Diethern sprach:
„Bruder, edler König, nun habt hier Euch gut Gemach
und behütet mir die guten
edlen Könige, was sie an Euch muthen.“
23. Ihr seid der Jahre ein wenig älter denn sie sind:
nie laßt aus Eurer Pflege der tugendhaften Helchen Kind;
wollen sie irgendwohin reiten,
das hindert kein und klug zu allen Zeiten.
24. Unser Land in Feindschaft leider also steht.
Und wisset, sprach der Rede, ob es uns irgend missegeht
an der edlen Helchen Kindern,
so muß uns fürder unser Heil auch schwinden.
25. Unverzagter Ilan, gebent' an all mein Leid,
und was ich Dir vertraute: bewahre deine Redlichkeit;
wahre, Held, mir meine Ehre,
das will ich wohl verdienen immermehr.“
26. Frauen Helchen Söhne, wohl eilig kamen die,
sehr es sie betrübte, daß sie sollten weilen hie;
das beklagten sie gar bitter:
sie zu trösten suchte mancher Ritter.
27. Müdiger, der edle, der kühne Markmann,
sah wohl die Betrübniß seinen lieben Herren an;
gern er tröstete sie beide:
„Was seid, junge Fürsten, Ihr in Leide?“
28. Da sprach Klageworte der junge Degen Scharf:
„Gut Rath, ihr Helden, unsere Freude niederwarf;

- wem nun sollen wir vertrauen?
wer weiß, ob wir Euch jemals wieder schauen?"
29. Ihr jungen behren Könige, Ihr sollt verzagen nicht,
sprach, sie tröstend, Rüdiger: trübt nicht eurer Augen Licht.
Wohl noch seht Ihr uns gesunde
hie zu Vern in einer kurzen Stunde."
30. Die jungen Könige küßte der wilde Markmann;
heißt Thränen jeder da zu weinen erst begann.
O weh der bittren Kummerschmerzen:
für immer schieden sich die treuen Herzen.
31. Da gieng auch der Berner zu den Kindern allgemach;
der viel edle Rede mit trübenden Augen sprach:
„Nun gehabt Euch wohl, ihr Beide;
behüt' Euch Gott vor allem Herzeleid!"
32. „Also pfleg' auch Euer Gott, Herr Dietrich!"
Die Jähren ihnen fielen aus den Augen sicherlich
auf die Händ' und auf die Kleider:
das war der Helden letzte Trennung leider.

Hier herrscht ein ganz anderer Ton, nahm jetzt Gräfin Irngard das Wort, als wir bis jetzt in der Heldensage zu hören gewohnt waren. Das Benehmen der Aeden den Kindern gegenüber finde ich so voller Rücksichten, daß es, strenge genommen, der Helden fast unwürdig wird. Es mag höfisch sein, natürlich ist es nicht.

Du hast recht, erwiderte ihr der alte Graf, dieß Stüd ist das schwächste in dem sonst gewiß schönen Gedichte. Die Helden benehmen sich gegen die Kinder, wie sich ritterliche Vasallen dem Lehnherren gegenüber im Mittelalter zu benehmen pflegten, wie ja auch die Knaben von ihnen geradezu „ihre Herren“ genannt werden. Gewiß freilich soll zugleich auch dadurch auf die Ehrfurcht, die sämtliche Aeden gegen die Mutter der Knaben, die Königin Helke, hegen, hingewiesen werden; denn auch darauf beruht das Benehmen der Helden mit. Die Kinder selbst erscheinen aber hier zu weinerlich, wenn man erwägt, was vorausgieng und was nachfolgt. Kurz die Charakterisirung der Kinder finde ich nicht eben

sehr gelungen. Von den Eltern schieden sie wohlgemuth; im folgenden Stücke kehrt ihr Unbedacht wieder; darauf wagen sie sich als junge Helden sogar an den nach Dietrich gewaltigsten Mäßen; dazu stimmt freilich ihre weinerliche Weichheit hier schlecht.

Der Dichter gieng offenbar darauf aus, das Mitleid seiner Hörer zu erregen, aber er thut dieß auf falschem Wege, äußerte sich jetzt Graf Huno. Eine ältere Gestalt der Sage würde die Söhne der Helche kaum uns als solche Zärtlinge zeigen, sondern in Uebereinstimmung mit ihrer späteren Handlungsweise. Knabenhafte Verwogenheit dürfen sie haben, und statt der heißen Thränen hätte der Dichter sie besser jugendlich übermüthige Prahlereien ergießen lassen, etwa: „Irmentrich sollte nur kommen, sie wollten ihm schon die Wege weisen.“

Wie wäre es wohl, sagte jetzt Baron Wilmar, wenn der Dichter zwiespältige Naturen hätte zur Anschauung bringen wollen? Ihre Verzagtheit jetzt und zuvor ihr Uebermuth könnte ihm als Erbtheil vom Vater, ihre spätere Kühnheit als Erbtheil von der Mutter gelten. Freilich hätte er, wenn dieß seine Absicht war, diese deutlich erkennbar machen sollen. Er läßt es uns aber höchstens errathen, und das ist immerhin ein Fehler.

Wir müssen nun einmal die Söhne der Helche nehmen wie sie sind, ließ sich jetzt Verta hören. Wir ist aber die Verwendung des „Ihr“ und des „Du“, wie sie hier vorkommt, aufgefallen. Welche Regel galt in dieser Hinsicht?

Darauf erwiderte Gaspinge: Das „Ihr“ geben sich Gleiche, wenn nicht besondere Verhältnisse, wie Freundschaft oder noch mehr Jörn das „Du“ herbeiführen. „Ihr“ erhält dann immer der Höhere von dem Niederen z. B. der Lehnsherr vom Dienstmann, und er giebt das „Du“ zurück, wenn nicht Jörn auch hier das Gegentheil hervorruft, und der Niedere duzt, der Höhere ihrzt. Wenn aber Dietrich seinen Bruder Diether ihrzt, so behandelst er ihn in diesem Augenblicke als König und nicht als Bruder; er will ihm dadurch seine Tadelnheiten schärfer einprägen. Von den Frauen gilt im Ganzen das Gleiche. Helche duzt Dieteriden, weil sie, die Königin, ihm hold gesinnt ist; später ihrzt sie ihre Nisfel,

seine Gemahlin, weil sie wegen des Todes ihrer Söhne auf ihn zürnt. Kommen in einem Gedichte von diesem festen Brauche Abweichungen vor, so liegt wohl oft der Grund davon darin, daß ein späterer Dichter die Nebenweise eines älteren Gedichtes aus Vergessenheit einmal beibehielt; denn in der älteren Zeit ward in Deutschland begreiflich nur geduzt, gerade wie von den Griechen und Römern. — Ist es Ihnen recht, so gehe ich weiter.

Alle waren es zufrieden und er las:

III.

1. Bei Händen sich ergriffen der reinen Helchen Kind
und Dietrich der junge. Zusammen giengen sie geistwind,
vor ihren Schirmer hin sie traten,
Ilsan zu der Stunde da sie baten.
2. „Ilsan, hehrer Meister, sprach der Degen Ort,
wir bitten Dich von Herzen, laß uns doch ein Stündlein fort,
gönn' uns vor die Stadt zu reiten:
wir kommen Dir zurück in kurzen Zeiten.
3. Wir möchten gern von außen die Stadt, der keine gleich,
die hohe Bern beschauen. O läge die im Heunenreich,
was mehr könnten wir verlangen?
mein Vater könnte damit wahrlich prangen.“
4. Mit Treuen sprach da Ilsan: „Ihr lieben Herren mein,
die Bitte sollt Ihr lassen, denn fürwahr, das mag nicht sein:
wâr es, daß Euch Leid geschähe,
den Tod mir selben nah'n ich lieber sähe.“
5. „Nicht ferne ja wir reiten, sprachen da die Kind,
Ilsan, lieber Meister; auch sind wir wahrlich nicht so blind,
wir behüten uns der Maßen,
daß uns Niemand schädigt auf der Straßen.“
6. „Erlaßt mich solcher Sorge, sprach Herr Ilsan,
dem edlen Vogt von Berne mein Gelübde ward gethan;
es möchte leicht mich dann gereuen,
und wâr auch immer leb'ig aller Treuen.“
7. „Was Du Unbilliges, sprach Scharf, begehst daran
gegen Dietrich: wohl ich das versühnen kann.

- Du hast es nimmer zu belagen:
wer auch sollt' es wohl dem Berner sagen?"
8. Da sprach der starke Ilhan: „Nun seid der Bitte gewährt.
Nicht doch bleib' ich hinter Euch, da denn zu reiten Ihr begehrt;
nimmer das ich unterlasse,
ich reite mit Euch Kindern auf die Straße.“
9. Troß des Wortes wurden die Kinder wohlgethan;
die jungen reichen Könige sprangen fröhlich flugs von dann
zu den Ställen bei dem Schlosse:
sie sahen unverweilt auf ihre Rosse.
10. Die jungen hohen Könige ritten aus der Stadt:
leider bald sie kamen auf den untreuen Pfad.
O weh! verflucht sei diese Reise:
wie schnell betraf sie klagenwerthe Freile!
11. Ob sich bereitet hatte Ilhan zu der Fahrt,
mehr denn eine Stunde weit ritten die jungen Helden hart;
da ritt er eiligt nach den Kindern:
er konnte um die Stadt sie nirgends finden.
12. „Wo soll ich hin nun reiten, ich armer Ilhan?
wer mir das sagen könnte!“ Laut zu rufen er begann;
ihm war leid gar ohne Raken:
Niemand gab ihm Antwort auf den Straßen.
13. Tief in seinem Herzen lag ihm Ungemach.
Ein Nebel dicht und finster ihm die Fernsicht unterbrach.
Die Kind ihm ritten aus den Augen:
da konnt' ihm all sein Suchen wenig taugen.
14. Er dachte in seinem Muthe: was, ob wohl die Kind
in ihrem dummen Sinne dem Heere nach geritten sind?
o weh! da würden sie verschret:
sie sind mir zu dem Heere hin geschret!
15. Seinem Blanken¹ eiligt gürtet' er baß;
mit gar manchen Sorgen auf das gute Roß er saß:
ihm war schwer von Herzeleide:
er ritt nach den Kindern auf die Heide.
16. An dem andern Morgen, als der Tag anbrach,
seine große Sorge Diether offen aus da sprach:

¹ Regname.

- „Um Rath, Ihr lieben Herrn, ich bitte:
ich fürcht' uns großes Unheil von dem Ritte.“
17. Sie sattelten ihre Reite mit williger Hand.
Die jungen hehren Könige hinaus sahen über's Land.
Hein und heiter schien die Sonne:
„Nun sicu' ich mich, sprach Scharf, dieser Wonne.“
18. „Bei dem hohen Himmel, sprach Ort allzuhand,
wie schön ob allen Mäßen ist dieß herrliche Land:
wahrlich, hoher Herr von Berne,
Ihr möget wohl hier wohnen immer gerne!“
19. Zu derselben Stunde, wie wir berichtet sind,
sahen herzu reiten den starken Witichen die Kind;
leider sollt' er ihnen nahen.
Die Kinder sprachen, als sie recht ihn sahen:
20. „Herr Gott in dem Himmel! wer mag der Rede sein,
der so kampfgewärtig dort hält, Trautgefelle mein?
laßt uns schleunig hin doch reiten!
er gebahrt, als ob er wolle streiten.“
21. Er hält dort helmbedeckt unter'm Schilde breit.“
Da sah ihn auch Diether von Bern, der junge Held gemeit.¹
Was sollt' ihm da Schreien taugen?
Thränen sah man bald in seinen Augen.
22. Ein Leid ihm von dem Herzen in die Augen kam;
des Reden Untreue mit Harm' erfüllt' ihn und mit Scham,
die an ihm er hat begangen:
so ward er von Trauer ganz befangen.
23. Helchen junge Söhne gewahrten das nun wohl,
daß die hellen Augen das Leid ihm machte thränenvoll:
um Auskunft baten flugb ihn beide,
was ihm so schnell geschehen sei zu Leide.
24. „Wohl mag mich Jorn erfüllen, sprach Diether: hört mich an:
der dort hält, der Rede, hat uns großes Leid gethan.²
O könnt' ich miß an ihm rächen!
Das thät' ich gern: was mag ich weiter sprechen!“
25. Nun frag' ich Dich ernstlich, sprach der Degen Ort,
Diether, hoher König; wer ist der stolze Rede dort?

¹ Froh. ² Er war von Dietrich zu Irmenrich übergegangen.

- Willst Du, Lieber, uns ihn nennen?
Er kommt nicht weg, wir wollen an ihn rennen!"
26. Mit großem Herzeleide sprach Diether da zuhand
zu seinen jungen Herren: „Nun, Witiche ist er genannt.
Hei, sollt' er von meinen Händen
hier sein ungetreues Leben enden!"
27. „Sind nicht wir junge Helden? sprach da Scharf sofort:
Wir sollen mit dem Kühnen streiten auf der Heide dort,
seinen Schild ihm bald zerhauen,
mag er uns zu stehn sich nur getrauen!"
28. Laut her rief nun Witiche (an Muth ihm's nicht gebracht),
als er die Kind erblickte: mit Stolz er diese Worte sprach:
„Nun, Reden, sagt es mir geschwinde,
gehört Ihr zu des Berners Ingesinde?"
29. „Bald Ihr's inne werdet, rief Diether wieder hin.
Als Ihr verkauftet unser Land, wo hattet Ihr wohl euren
Sinn?
Dafür büßt Ihr, wie sich's lehre,
Ihr mühet darum geben Leib und Ehre!
30. Wiß es Gott, Herr Witiche, Ihr kommt so nicht hin;
heute sollt Ihr büßen euren ungetreuen Sinn;
traun, Ihr bühet mir die Schande,
Ihr laßt uns euer Haupt zu einem Pfande!"
31. „Kindisch Ihr da sprecht, sprach Witiche alzuband;
Was geht Euch an das Römische Reich? fahrt wieder heim in
Egeln Land
und bescheltet mich nicht schre:
sonst seht Ihr's Land der Heunen nimmermehr!"
32. „Ungetreuer Jagling, Du wagst es offenbar
zu strafen hohe Könige? das sollst Du büßen mir fürwahr!"
Scharf es rief und hin er lenkte;
in der Hand das blanke Schwert er schwenkte.
33. Als der starke Witiche das Kind her reiten saß,
den Sattelgurt er anzog; mit großer Eile das geschah.
Der Rede kühn und viel vermessen
kam mit Horn nun auf sein Roß geissen.
34. Er dacht' in seinem Muth: Nun muß ich Euch befehn;
ich ich Euch entrinne, es muß mir an das Leben gehn.

- Da nahm der Nede Schemmingen¹
mit beiden Spor'n; 'man hört' ihn laut erklingen²
35. Gleich einem Regen mannhaft reiten er begann.
Scharf, der kühne Nede, ritt den starken Witichen an;
mit viel grimmiglichem Ruthe
schwang sein Schwert der junge Held, der gute.
36. Manchen Schlag er zielte, der Held gar unverzagt.
Wie stark Herr Witiche mochte sein, wie viel man Wunders
von ihm sagt,
dennoch schlug ihm jetzt zwei Wunden
Frau'n Helchen Sohn, Herr Scharf da zu den Stunden.
37. Sehr des zürnte Witiche, die Schande schmerzt' ihn sehr,
sie lag ihm schwer im Herzen. Nun sollt Ihr vernehmen mehr:
mit Zorn er Nimmingen zückte,³
an den jungen Scharf er grimmig rückte.
38. Mit einem schweren Schläge beendete er das Spiel;
recht zwischen beiden Augen traf er ihn an des Todes Ziel,
durch das Hirn hinab zum Rinne
schlug das Kind der Mann mit grimmem Sinne.
39. Bevor der junge König todt kam auf das Land,
das wisset als die Wahrheit, das Schwert mit kraftvoller Hand
schwang er, wenig es ihn mähete,
er schlug auf Witichen, daß das Feuer sprühte.
40. Da starb der reiche König von des Neden Hand,
nieder von dem Rosse sank er todt auf das Land.
Das war ein Leid ob allem Leide
den zweien jungen Königen auf der Heide.
41. Mit grimmiglichem Ruthe gegen den Neden brang
Ort, den übermächtig seines Bruders Ende zwang.
Sehr betweinte Ort der Gute
seinen Bruder Scharf mit Trauermuthe.
42. Als da sah Held Witiche, daß nicht er möchte dann,
mit freundlichem Sinne sprach der unverzagte Mann:
„O weh, König vom Heunenreiche,
heute habt verübt Ihr Kinderstreiche!

¹ Kofname. ² Die Ringe seiner Brünne erklingen. ³ Nimming, das Schwert Witiches.

43. Daran sollt Ihr denken, sprach der kühne Mann,
edler hoher König, ich habe Leid Euch angethan,
noch denn solget meiner Lehre:
fahret eurer Straße: dran geschieht Euch Ehre!
44. Ich schlag' Euch wider Willen, das könnt Ihr glauben mir;
dem edlen Herrn von Berne her zu Hülfe laamet Ihr;
wäret Ihr von guten Sinnen,
schnell fürwahr entwiichet Ihr von hinnen!"
45. "Wehre Dich, Du Mörder! Dein Tod muß es sein:
an Dir will ich rächen den viel lieben Bruder mein,
der hie todt liegt auf der Heide:
das kommt Dir traun heute noch zu Leide."
46. "Laß den Jorn, sprach Witiche, was auch sei geschehn;
es wird ein kleiner Schade, dran denke, besser überschau,
denn daß er sich noch vermehre:
laß' ich Dich ziehn, ist's deinem Vater Ehre!"
47. "Woju, jager Bösewicht, wähnst Du, daß ich sei?
sprach Ori: der mir von Jugend an immer treulich wehnte bei,
von dem soll ich mich nun scheiden?
mir muß mein Leben fortan immer leiden."
48. Mit beiden Händen fassen er begann das Schwert;
zusammen sprengten muthig die beiden kühnen Reden werth;
mit großem Hasse sie da rangen,
sie schlugen auf die Helme, daß sie klangen.
49. In der Zeit auch Diether auß's Noß gekommen war,
der edle Fürst, und sprengte nun Muthes voll zum Kampfe dar;
da bestunden ihn sie brüde,
die jungen Helden, Witichen auf der Heide.
50. Grimmig ihm sie schlugen Schläge sonder Zahl,
die jungen hohen Könige trieben Witichen auf dem Wahl¹
hin und her, nach jeder Seite:
o weh! sie waren allzumal zum Streite.
51. Der Eine vorn, der Andre hinten griff ihn an;
aus den Helmen stieben das wilde Feuer da begann;
an keine Schonung ferner dachte
der grimme Witiche: Schlag auf Schlag er brachte.

¹ Wahlstätte.

52. Mit dem guten Schwerte, das stets im Streit er trug,
Orten dem viel jungen Witichen Helm und Haupt durchschlug
mit ganzer Kraft, mit Mannes Händen,
hin von der Scheitel zu der Zähne Wänden.
53. Von Heunen Ort der junge ab dem Rosse sank
auf das Land hernieder, wo sein Blut der Boden trank.
Frauen Helchen Söhne beide
lagen da erschlagen auf der Heide.
54. Diethern sehr betrübte seiner Herren Tod;
das Blut dem jungen Reden aus den Augen sprang so roth.
Solches Leid ihn treffen sollte:
die beehren Könige er da rächen wollte.
55. Mit grimmiglichem Muth einander ließen an
die Helden, beide sprangen ab den Rossen auf den Plan;
ihre Schläge laut erklangen,
Jornes Lohen aus ihren Augen sprangen.
56. Listig sprang da Diether hin und wieder her,
manchen Schlag er wägte Witichen wider sein Begehr.
O weh! das sollt' ihm wenig frommen:
er mocht' an Kräften nimmer gleich ihm kommen.
57. Wie jung auch Diether wäre, er that doch Witichen weh.
Größere Schläge brachte nie Kind einem Reden eh.
Langer tiefer Wunden viere
schlug da Witichen Diether der viel ziere.
58. Sehr verdroß das Witichen. Auf das Land den Schild
warf der kühne Rede; mit beiden Händen grimmig wiß
das lichte Schwert er hub: so rüdt
er gen dem Jüngling, dem's da nicht mehr glühte.
59. Witiche so mit Grimme lief da Diethern an:
o weh, da galt ihm wenig der junge Held auf Streites Bahn.
Fluch auf immer diesem Schwerte;
er traf ihn an dem Ort, wohin er gebrach.
60. Durch die Achsel und den Leib das Schwert zu Thale brang,
erst der Gürtel hemmte der scharfen Klinge grimmen Schwaung.
„Weh mir!“ rief er und sank nieder,
nie seh' Dich ich, Bruder Dietrich, wieder!“
61. Dem viel edlen Könige die Kraft gar entwich,
nach einem Stücklein Erde seine Hand in Eile griff

- und führt' es fromm zu seinem Runde
zu unsern Herren Opfer zu der Stunde.
62. Diesen Tod betveinen Wiltche da begann
von seinem ganzen Herzen, der viel ungetreue Mann.
Seht, er küßte zu den Stunden
Diethern recht an alle seine Wunden.
63. „Könnst' ich Dir noch helfen von aller deiner Noth,
Gott soll mich vertuerken, wollt' ich drum nicht liegen todt!
Sicherlich, nun muß ich räumen
alles Land vor Dietrich ohne Säumen.
64. Er gieng zu Schemminge und wollte reiten dann,
von dem großen Schmerze schwinden ihm die Kraft begann;
machtlos ward er ganz vor Leide:
er mußte niederliegen auf die Heide.

Das ließ sich erwarten, daß es den Knaben übel ergehn würde, nahm der Herzog jezt das Wort, und jezt finde ich denn auch die Bemerkung, die bereits gemacht ward, daß nämlich die Knaben beim Abschied von den Helden zu Bern allgütiglich geschildert sind, ganz gerechtfertigt. Dort erscheinen sie als Vuben von sechs bis sieben Jahren, hier im Kampfe als sechszehn oder siebenzehn Jahr alte Jünglinge.

Und so alt müssen sie in der That auch sein, sagte Gräfin Irmgard; denn wir wissen, daß Diether ein Jahr alt war, als Dietrich zu Espeln floh, daß die Schlacht bei Ravenna nach fast zwanzig-jährigem Aufenthalte Dietrichs im Lande der Heunen Statt fand, und daß Diether nur „ein wenig älter“ als die Söhne der Helse war.

Wahrlich, antwortete lächelnd der Herzog, eine so gründliche Gelehrte hätte ich in unserer angenehmen Wirthin nicht zu finden vermuthet. Sie nehmen es, wie ich da höre, mit dieser Ihrer Beschäftigung genau und sind von allen diesen Dingen gründlich unterrichtet.

Ich danke für Ihre gute Meinung, Herr Herzog, antwortete Irmgard freundlich, aber den Ruhm der Gelehrtheit darf ich deshalb

keineswegs beanspruchen, und thue das auch nicht. Ich meine aber, es ziemt deutschen Frauen einige Kenntniß des deutschen Alterthums und der alten deutschen Dichtungen, und sie sei auch für uns weit ersprißlicher als die Kenntniß der griechisch-römischen Mythologie oder gar der französischen Romanhelden und Heldinnen. Das ist alles.

Ich bin mit Ihnen völlig einverstanden, sagte darauf der Herzog. Hätte ich eine Gemahlin, Sie müßten ihre Obersthofmeisterin sein, und kein Fräulein sollte mir an den Hof kommen, ohne sich über ihre gediegenen Kenntnisse in diesen Dingen auszuweisen zu haben; basta! Aber Deutsche sind wir schon lange nicht mehr.

Wie wäre es, Herr Herzog, meinte der gelehrte Benedictiner lächelnd, wenn Sie, was Sie von den Hoffrauen fordern würden, von den Hofherren forderten?

Meiner Treu, ehrwürdiger Vater, da bringen Sie mich auf einen guten Gedanken. Das soll geschehen. Tragen Sie es einmal in mein Gedächtniß, Herr von Stoffeln, auf daß es nicht vergessen werde. Damit überreichte er das bezeichnete Buch dem Oberpfaffenstosser, und dieser begann sofort mit süßsaurer Miene die Aufzeichnung.

Noch mehr für die gute Sache würden Sie thun, Herr Herzog, sagte Baron Wilmar, wenn Sie das gesammte deutsche Alterthum zu einem Lehrgegenstand aller gelehrten Schulen Ihres Landes machten. Zwar die Lehrer an denselben, die, ohne einzusehen, daß Griechen und Römer gerade sie selbst für Barbaren, oder auch deutsch ausgedrückt, für die größten Jöpfe halten würden, gern Alle, die Besseres zu thun wissen, als sich um ihre sehr gelehrten Abhandlungen über sehr geringfügige Dinge zu bekümmern, Barbaren nennen: diese freilich würden gewaltig wehklagen und den Untergang aller Bildung weissagen. Die Deutschen haben aber weit Größeres gethan, bevor die Jugend griechisch und lateinisch lernte, als nachher. Von alt griechisch-römischen Geiste ist deshalb doch nichts in sie gefahren, und sie sind eben geblieben, was sie waren, oder vielmehr weniger geworden.

Wird gleichfalls zu geeigneter Befolgung aufgezeichnet, rief der Herzog seinem Denkbuchführer zu, und dieser ließ denn auch den Bleistift nur so dahin fahren, daß es eine Art hatte.

Nun, wenn der heutige Abend diese Umwandlung unserer Schulen bewirkt, so wollen wir sein gern in Ehren gedenken, Erw. Durchlaucht, rief da Haspinger.

Herr Herzog, wollen Sie sagen, sagte der alte Herr. Sollen es schon sehen. Ich habe mir eine Anzahl gelehrter Programmata höchstgelehrter Professoren in das Deutsche übersetzen lassen. Gottes Wunder, was tischen die Herren uns da für Dinge auf! Sind nicht das graue Druckpapier werth, worauf sie stehn! Aber basta. Das Fräulein dort möchte auch gern einmal zu Worte kommen, ich sehe es ihr an.

Sicherlich, Herr Herzog, nahm da Verta das Wort: das Gedicht ist so schön, daß ich es gern ganz verstehn möchte, was leider nicht der Fall ist. Also, wenn mir eine Frage erlaubt ist: Wie kommt Ilhan dazu, die Söhne der Helche „seine lieben Herren“ zu nennen, und warum heißt Dietrich Vogt von Vern?

Dietrich, antwortete ihr der alte Graf, war als des Schutzes bedürftiger Flüchtling bei Egeln zu diesem gewissermaßen in das Verhältniß der Abhängigkeit getreten, das dem späteren Mittelalter erschien wie das Verhältniß des Vasallen zum Lehnsherren. Da nun Ilhan, der nebenbei bemerkt, von Ilhan, Hildebrands Bruder, wohl zu unterscheiden sein wird, obgleich er der Alte heißt, Dienstmann Dietrichs ist, so kommt auch er dadurch in ein abhängiges Verhältniß zu Egeln; er steht zu ihm etwa wie ein deutscher Edelmann zum Kaiser stand, der Lehnsherr seines Lehnsherren war. Nennt Ilhan nun so wie Dietrich Egels Söhne seine Herren, so beruhet das zwar auf keinem rechtlichen Verhältnisse; aber die höfische Sitte des Mittelalters verlangte es, die Söhne des Oberlehnsherren gleich diesen selbst zu achten. — Vogt aber, aus advocatus entstanden, bedeutet im Mittelalter Schirmherr und wird häufig auch zu Bezeichnung des Kaisers gebraucht, der Vogt von Rom hieß. Jeder Fürst konnte also im Mittelalter Vogt genannt werden.

Und warum nimmt der zum Tode verwundete Diether ein Stücklein Erde in den Mund? fragte Berta wieder.

Das Stücklein Erde vertritt in solchen Fällen die geweihte Hostie, antwortete ihr Leobegar. Diether reicht, da kein Priester gegen, sich selbst das Sterbesacrament, was zu thun jedem erlaubt war. Diether wird dadurch als Christ bezeichnet; das Christenthum der Söhne Egels dagegen bleibt fraglich, da dieser selbst Heide war, wiewohl ihre Mutter Helke im Mittelalter als Christin galt.

Haspinger ward nun aufgefordert fort zu lesen, und er begann:

IV.

1. Man sagte Dieteriche, daß sehr gewaltiglich
dort zu Rabene läge der ungetreue Irmenrich.
Vor Leid' er da begann zu grollen.
Rüdger sprach: „Belagern wir ihn sollen!“
2. Zugleich mit Dieteriche zog da mancher Mann;
mit Heeres Kraft sie fuhren. Eh sich Irmenrich versamm,
vor Rabene sie das Lager schlugen:
weit und breit die Schädigung sie trugen.
3. Irmenrich der stolze gebieten da begann,
Wage so wie Mannen rief herbei sein Heeres Bann.
„Nun wohl auf und wehrt die Feste,
sprach der Herr, das ist uns nun das beste!“
4. Da man Irmenrichen dorthier reiten sah,
Helferich der kühne, mit Mannes Ruthe sprach er da:
„Nun wohl auf zu diesen Zeiten:
starke Feinde wollen an uns reiten!“
5. Gen einander spornen sie die Rosse schnell,
mit Grimme sie da zückten die scharfen Schwertter licht und hell;
hei! wie sie gen einander stießen
beidenthalb mit Schwertern und mit Spießen!
6. Grimm ward da durchstochen mancher Halsberg;
die Speere mußten brechen: sie würlten willig Grimmes Werk.
Da sah man schlagen tiefe Wunden,
die nie geheilet wurden noch gebunden.
7. Laut auf allen Seiten klang da Schwert an Schwert;
die Todten fielen an das Gras: da ward des Streites kühn begehrt,

- mit sehr jammervollem Leide:
da war wahrlich schlimme Augenweide.
8. Mit des Todes Zahlung zahlten sie Gesuch,
sie schnitten durch die Helme recht als ob es wäre Tuch.
Die festen Brücken mußten spalten:
sie nahmen Schaden da sehr manigfaltigen.
9. Dieterich der kühne rächen da begann
sein Leid in dem Streite; Schmach doch Irmentrich gewann.
Die Seinen rings da niederlagen:
mit längerem Kampfe wollt' er's nimmer wagen.
10. Morunge von Tuslan, dem gab Irmentrich
zweihundert gute Rosse und manches Saumthier kräftiglich,
daß er hülff ihm hier von dannen:
er entrann von allen seinen Mannen.
11. Troß ward da der Berner; ein Ende nahm der Streit,
er hatte sich gerochen. Die Todten hieß er an der Zeit
heben aus dem feuchten Blute.
In der Zeit kam Ilan der gute.
12. Als der Vogt von Bern vom Ross' ihn steigen sah,
den viel kühnen Reden freundlich er begrüßte da.
Wohl erwog er seine Lage:
nach seinen Herren war die nächste Frage.
13. „Nun sage denn mir, Ilan, auf die Treue dein,
die Frage mag ich lassen nicht: wie steht es um die Herren mein?
wie gehalten sie sich beide?
Tröstete mich nach meinem Herzeleide.“
14. Zu dem edlen Berner sprach der kühne Mann,
mit trauervollem Muthsah er seinen Herren an:
„Herr, nun fraget mich nimmermehr;
ich verlor die jungen Könige hehre.
15. Ist nun hier wohl Jemand, der wisse um die Rind?
Schr es mich nimmt Wunder, daß nicht sie bei der Fahne sind.
O weh, stünd' es um sie rechte!“
da hieß er eilen Ritter und auch Knechte.
16. „Niemand soll das lassen, all ihr Freunde mein,
ich muß um die Kinder nun in großer Sorge sein,
weh, o weh mir immermehr!
nun verlert' ich erst hier Gut und Ehre.“

17. Als der edle Berner klagen so begann,
da kam mit Herzeleide Helferich, der Egheln Mann;
bitter weinend trat der Kähne
von dem Rosse nieder an die Grüne.
18. Beide seine Hände er zusammen schlug
vor Jammer und vor Leide, dazu ihn sein Herze trug.
Der Held von Bern da nimmer weiltte,
zu Helferich dem kühnen hin er eiltte.
19. „Nun sage Held mir, guter, was ist Dir geschehn?
Du bist in großer Trauer: um Gott, was hast Du hier gesehn?
das vernähm' ich, Redde, gerne.“
Da sprach Helfrich zu dem Bogt von Berne.
20. „Wißt Ihr nicht das Unheil? So vernehm't's nur gleich,
mit Recht ihr möget trauern: die jungen Könige lobesreich,
die liegen dort erschlagen beide
und euer Bruder Diether auf der Heide.“
21. Zu seinem guten Rosse eilen er begann;
schleunigst ihm auch folgten beide, Woge so wie Mann;
hin er sprengte flugs zur Stunde,
wo die Herren fand er todtvunde.
22. Da sank der edle Berner auf die Kinde hin
mit unbehershtem Schmerze. Sein Leid benahm ihm fast den Sinn;
er küßte beid' an ihre Wunden:
„Nun hab' ich meinen Jammer erst gefunden!“
23. Leidvoll seine Händ' er in die Augen schlug:
O weh des großen Leides! daß je mich meine Mutter trug,
das müße Gott nun erbarmen:
der erschuf nie einen Mann so armen.
24. Nun weh mir fürder immer, daß je das Licht ich sah!
(das Haar aus seinem Haupte riß der edle Redde da)
o weh! wo soll man mich nun schauen,
wenn man es sagt Frau Helchen, meiner Frauen!
25. Da sprach der edle Rüdiger zum Herrn vom Römertland:
„Stillig Ihr nun klaget; schwer traf Euch wohl Gottes Hand;
traun, Ihr dauert mich viel sehr:
Heunenland erblickt Ihr nimmermehr!“
26. Einen Finger aus der Hand biß der Held vor Leid.
„Gott mich schleunig tödte! Unheil sei mir stets bereit!

- nimmer muß' ich mehr gesunden!
 Alle Freude sei mir ganz verschwunden!
27. Mein wird auf dieser Erde nimmermehr nun Rath:
 traun, an jedem Orte, den mein scheuer Fuß betrat,
 spricht man: „Seht den Uebelthäter,
 seht an seinen Herren den Verräther!“
28. Alle laut das sprechen, wie schuldlos auch ich bin.
 O weh, armer Dietrich, wo willst du dich nun kehren hin?
 und wie soll ich nun gebahren?
 o wär' ich todt doch schon vor manchen Jahren!“
29. Die langen tiefen Wunden beschaut' er nun genau,
 die die jungen Könige beide trugen da zur Schau.
 Er sprach mit einem kurzen Worte:
 „Die Wunden sind von Níminges Orte!“
30. Hin gieng der edle Dietrich, da er seinen Bruder fand.
 Da hub sich erst der Jammer von den Heden allzuhand.
 Wer wohl möcht' es unterlassen?
 da war großes Weinen ohne Maßen.
31. „Nun breitet sich mein Jammer, die Klage mehrt sich mir!
 o weh, Bruder Diether, daß ich nicht liege todt bei Dir,
 ja, das klag' ich Gott viel theuer!“
 Die Augen waren roth ihm wie ein Feuer.
32. „Herr du Gott betrachte meine große Noth;
 den Leib du nicht mir schwäche, noch laß ich mich liegen todt,
 bis mein Leid dieß all ich räche:
 ich weiß nicht, was ich darum weiter spreche!“
33. Meiner Freuden Ostertag ist nun verloren mir.
 Junger, kühner Rede, wie viele Tugend lag an Dir!
 o daß Du mir mußttest scheiden:
 mir muß mein Leben fortan immer leiden!
34. Aller Menschen Freude mit Dir danieder lag.
 Du warst mein nächster Sippe. Noch hätte wohl an Dir der Tag
 ersieh der besten Streiter' einen
 und meinen Trost: fürwahr, ich mag wohl weinen!“

¹ Ert, Spitze. An den Wunden erkennt er das Schwert, das sie schlug, und somit weiß er nun auch, daß Witike der Töchter war, denn der trägt den Níming.

35. Sich selbst bei dem Haare mit Händen griff er da;
er raufte sich vor Schmerze: größer Leid ihm nie geschah
traun in allen seinen Zeiten.
In der Frist da sah man Witichen reiten.
36. Schnell hin über die Heide sprengen er begann.
Da sprach zum edlen Berner Rüdiger der Markmann:
„Was wartet Ihr, Herr von Berne?
wollt Ihr euren Feind erblicken gerne?“
37. Eilt zu eurem Rosse, Rede viel gemeit!“
Auf da sprang der Kühne: schnell war ihm zum Nitt bereit
sein Ross Falke, das viel gute:
drauf er saß mit bittergrimmem Muthe.
38. Von dem großen Leide grimmig war sein Zorn.
Dem Rosse ließ er gleiten in die Flanken beide Sporn.
Bei, der edle Fürst von Berne
der hätte Witichen jezt erreicht so gerne.
39. Fernhin anzurufen Witichen er begann
so laut als er vermochte: „Nun warte doch, Du starker Mann,
warte mein; bei allen Frauen,
laß mich, Rede, deine Mannheit schauen.“
40. Bist Du ein Wahlsfeldrede, Du lässest erbitten Dich,
in scharfen Stürmen lähne; nun warte doch nur, Held, auf mich!
warte, bis ich Dich erreite!“
Ich hüte mich, dacht' Witiche, hier vor Streite.
41. Wieder laut er rufte über Schildes Rand:
„Nun harre mein doch, Rede! Warum hältst Du mir nicht Stand,
Held, durch Willen aller Maide,
daß ich streitlos so von Dir nicht scheide?“
42. Gedenke daran, Rede, bei der Tugend dein,
sprach der edle Berner, Du willst der Kühren einer sein
in Stürmen und in Heeresfahrten:
bist Du kühn, so wirst Du mich erwarten!“
43. Je länger desto weiter Witiche von ihm ritt.
Zurcht ihn griff zum Herzen; wie manchen guten Streit er stritt,
er wagte nimmer hier zu streiten.
Da rief Herr Dietrich wieder bei den Zeiten:
44. „O weh, Witiche, Rede! Nun thu doch wie ein Mann!
daran Du gedente, daß Rußm schon deine Hand gewann,

- und hatte mein auf dieser Heide:
scheide mich von meinem Herzeleide!
45. Ich mahne, Held, Dich dringend durch alle Ritterschaft,
nun sag' an mir, Witiche, bei deiner männlichen Kraft,
drum ich, Rede, Dich nun frage:
ich bitte Dich, daß sein Dich nicht betrage!¹
46. Nun sag' an mir, Witiche, wie wehrten sich die Kinde,
die von deinen Händen auf der Heid' erschlagen sind?
ja! das hört' ich wahrlich gerne:
sage mir es, sprach der Herr von Berne.
47. Was hatten Dir zu Leide die Knaben doch gethan?
Nun warte, Held Du guter, Du siegst mir, Rede, wahrlich an.
Ich bin todt an meinen Händen:
ob nicht Du wartest, mühe Gott Dich schänden!
48. Nun lehre, kühner Rede, ward je Dir werth ein Weib,
sprach der Held von Berne; ich weiß wohl, daß Du mir den Leib
heute nimmst auf dieser Heide:
scheid Du mich von meinem Herzeleide!"
49. Je länger desto weiter Witiche fliehn begann;
er spornete Schemmingen, der so kampsberühmte Mann.
das sah wahrlich gar nicht gerne
Dieterich, der edle Vogt von Berne.
50. „Amse so wie lindes Heu will ich geben dir,
Schemming, sprach jetzt Witiche, erhältst du heut das Leben mir.“
Des Rosses Sprünge wurden weite:
es trug ihn fern von einem harten Streite.
51. Der Berner da bellagte schwer sein Ungeling.
„D weh des großen Leides! du thust mir leid, Schemming,
du trägst meinen Feind von hinnen:
darum traur' ich sehr von allen Sinnen.
52. Das klag' ich fürder immer, sprach der Rede gut.“
Falken er da spornete, daß heraus da sprang das Blut.
Sprünge wurden da genommen:
An das Meer war Witiche jetzt gekommen.
53. Er dacht' in seinem Muthe: Und muß ich Dich bestehn —
ich mag nicht Stand Dir halten, — ja Gott, wie soll es mir ergehn?

¹ Bedrücken (vergl. trage und altnord. tregi, Trauer).

- und kann Dir doch auch nicht entrinnen:
nun wolle Gott mir helfen selbst von hinnen!
54. Kaum war zwischen beiden eines Hofsprungs weit.
Um sein Leben Witiche sorgte sehr an dieser Zeit;
da kam eine Meerminne,
Witichen Ahnfrau, wie ich mich entsinne.
55. Die ergriff den Reden; sie fñhrt' ihn mit sich dann
zusamt dem seinen Rosse: sie rettete jetzt den kñhnen Mann.
Sie fñhrte Witiche zu der Stunde
mit sich nieder zu des Meeres Grunde.
56. Da der Held von Berne nun ihn nicht mehr sah,
mächtig ward sein Jammer; ihm, traun, leider nie geschah
in allen seinen Lebenszeiten:
nach ihm in das Meer begann er reiten.
57. Bis an den Sattelbogen sprengt' er in die Fluth,
das ist, traun, die Wahrheit, der edelkñhne Rede gut;
o weh! da mußt' er widerkehren:
das begann sein Herz ihm zu versehren.
58. Abfaß an dem Strande der Fürste kñhngemuth,
daß ruh'n sein Rosß er ließe, das war betonnen gar mit Blut.
Warten wollt' er zu den Zeiten,
ob er irgend Witichen sähe reiten.
59. Da Witiche der berühmte kam an des Meeres Grund,
Frau Wagbild ihn fragte: „Nun, kñhner Held, so gib mir kund
das vernähm' ich wahrlich gerne:
was flohst Du vor dem edlen Held von Berne?
60. Heut als ein Verzagter hast Du, Held, gethan;
dem edlen Berner hättest hier Du traun gesieget an.
Wozu taugst Du, Degen hehre?
Nun mußt Du Dich hñten immer mehr!“
61. „So will zurück ich lehren und will ihn besñhnen;
ich will mit ihm streiten, wenn es also soll ergehn.“
„O weh, das ist nun zu späte:
die Reife Dir ich gerne widerrathe.“
62. Nun, warum denn hätte jetzt ich ihn besiegt?“
Da sprach das weise Meerweib: „Nicht fern der Bescheid mir liegt:
da war sein edel Kampfschmeweide
ganz und gar erglüht an seinem Leibe.“

63. Das ist nun erhärtet, des laß Dich an mich;
verloren wär' dein Streiten: jezt schlug' Dietrich sich Dich;
er ist ergrimmt zu diesen Zeiten:
dein dreißig möchten nimmer ihn bestreiten."
64. Als zurück Dietrich auf das Wahlsfeld kam,
da sah er zu den Todten; großer Harm den Muth ihm nahm.
Er küßte wieder ihre Wunden:
"O läge doch ich todt zu diesen Stunden!"
65. Drauf die kühnen Neden (wohl in Leid sie find)
bestatteten denn zur Erde Diethern und Frau Helchen Kind.
Ihrer Freuden sie vergaßen,
in Jammer auf das Gras sie nieder saßen.
66. Da sprach von Lunders Helfertich: Wie lange sollen noch
wir klagen? Nichts wir ändern! So saßen neuen Muth wir doch!
Ob viel uns auch geschah zu Leide,
kommt, und lassen wir die blut'ge Heide."

Das muß ich sagen, ergriff der Herzog jezt das Wort, dieser Dietrich von Bern war doch ein rechter, echter König. Zeilen der heutigen gäben nicht Einen wie er war. Der war König durch sein Verdienst und nicht bloß durch die Gnade Gottes. Aber daß die Rüstung an seinem Leibe glühend geworden sei, wie das alte Meerweib sagt, das versteh' ich nicht. Er kam ja mit seinem Feuer in Verührung; aber auch wenn er durch eine brennende Stadt geritten wäre, hätte das nicht erfolgen können.

Das Wunder wird wohl so zu erklären sein, erwiderte ihm der alte Graf. Wir haben bereits diesen Dietrich als Vertreter des alten Donars, des Jupiters der heidnischen Deutschen, in einer Reihe von Sagen kennen gelernt. Als solchem kommt ihm Feuerathem, d. i. der Blitz zu. Diese Eigenschaft aber, die ihm nur als Ersatzmann Donars streng genommen zukommt, blieb ihm nun auch in anderen Sagen, in welchen er nicht den Donnergott vertritt, also auch keinen Feuerathem haben kann. Man ließ sich dadurch allerdings eine Unverträglichkeit zu Schulden kommen; diese jedoch ist um so eher binzunehmen, als in den nicht mythologischen

Sagen von Dietrich eben kein Gewicht darauf gelegt wird. Denkendere Dichter freilich wissen nichts von diesem Feuerathem Dietrichs da, wo er gar nicht erscheinen kann, d. h. da, wo Dietrich rein menschlicher Held ist.

Gut, sagte der Herzog, jetzt begreif ich die Sache. Aber was ist das für eine Geschichte mit Witiches Anfrau, dem Meerweibe, die, den Held zu retten, ihn auf den Grund des Meeres führt. Wenn das nicht auch in einen Mythos eingreift, so weiß ich nicht, was ich damit machen soll.

Viele Helden, des deutschen wie des hellenischen Alterthums, gelten für Söhne von Göttern oder Göttinnen, entgegnete ihm Graf Huno. Von den hellenischen ist das allgemein bekannt, nicht aber von den deutschen. Da jedoch die meisten der deutschen Helden vom Heidenthum uns überliefert sind, so kann ihre Abkunft von Göttern nicht weiter auffallen. Wären wir nicht Christen, wir fänden das ganz in der Ordnung. Wie nun Achilleus Sohn der Thetis war, war Witiche Urenkel der Waghild, die schon durch ihren Namen sich kennzeichnet, denn wäg bedeutet das sich bewegende Wasser, das Meer.

Witkin, ein sagenhafter König, welcher in seinem Namen schon unseren Grimm an Vulcanus erinnert, vermählte sich mit der Meerfrau Waghild; ihr Sohn war der Riese Wate (der Name stammt gleich Wuotan aus dem Zeitworte watan, wuot, unser waten, das lateinische vadere), dessen Sohn der kunstreiche Belint (ahd. Violant, altnord. Bölundr) ist, der nicht nur als der geschickteste Schmied berühmt ist, sondern auch Alflodhi, Elfenkenosse, ja sogar Alflrasi Eisenkönig heißt. Er gewinnt die Watahild, die Tochter des Königes Rithudr (Rithard, Rithing), und aus dieser Verbindung stammt nun Witiche (goth. Witugauja, althochdeutsch Witugouwo, angelsächsisch Wudga, d. i. Waldbewohner). Der kunstreiche Wieland ist schon oft, und gar nicht uneben, mit dem griechischen Dädalos (der kunstreiche) zusammengehalten worden; denn im deutschen Namen liegt derselbe Sinn. Nun ergibt sich auch, weshalb Witiche den Niming fährt. Dieses Schwert hatte Wieland geschmiedet und also benannt, als er

bei dem berühmten Schmiede Mime in der Lehre war. Mime ist ursprünglich ein alter Naturgott, der den Brunnen der Weisheit besißt und Odins Redegesell ist; dann wird er zu einem Waldgeiste, endlich zum kunstreichen Schmiede. Sein Name bedeutet: den sich an alles Erinnernden.

Witiche ist demnach abermals ein in die Heldensage eingegangenes, ursprünglich dem Götterkreise angehörendes Wesen, sagte jetzt Verta; aber seine Rettung für den Augenblick ist so merkwürdig, daß ich gern wissen möchte, ob über sein ferneres Schicksal nichts bekannt sei.

Die deutsche Sage weiß davon nichts mehr, antwortete ihr Haspinger.

Aber die skandinavische Willkinasage, die bekanntlich auf deutschen Liedern und Erzählungen deutscher Männer beruht, kann Ihre Frage beantworten, nahm Professor Edman jetzt das Wort. Nach dem Peringskjöldischen Texte verfolgt Dietrich den fliehenden Helden längst der Mosel. „Und er ritt, heißt es, so schnell sein Roß nur laufen mochte, Dietrich aber setzte ihm nach. Und so ritt Witiche hinaus in die See und Dietrich war ihm schon nahe gekommen. In diesem Augenblicke versank Witiche und da schoß ihm König Dietrich seinen Geer nach, und der Geer fuhr in die Erde an der Mündung des Stromes und blieb stehn: und da steht dieser Geerschast noch diesen Tag, und mag ihn jeder dort sehen. Hier fehlt also die Bagbild und Witiche findet seinen Tod. Aber die schwedische Willkinasage stimmt dagegen zum deutschen Gedichte. Sie sagt uns: Als Wikele in die See gesprungen war, da kam zu ihm eine Meerfrau, seines Großvaters Mutter (den Namen kennt nur das deutsche Gedicht) und nahm ihn und führte ihn nach Seeland, und hier lebte er lange Zeit. Dietrich aber suchte ihn später auf, traf ihn auf der Insel Femern und erschlug ihn, starb dann jedoch auch selbst auf dem Meere an seinen Wunden. Nordische Volksage kennt Witricks (= Wikele, Witiche) Grab bei Virkeby eine Meile von Roskilde auf Seeland, wo er den Riesen Langbein erlegte, dessen Grab daselbst ebenfalls gezeigt wird; aber auch bei Grossby in Bahuslän wird Witricks Grabhügel

gezeigt, wie Dedmann mittheilt. Ueberhaupt hatte Witiche und noch mehr sein Vater Wieland die reichste Sage, und sie war nicht nur über Deutschland und Scandinavien, sondern auch über Engelland und Frankreich verbreitet, und bei den Gothen und Langobarden bekannt.

Ich danke den Herren für die Mittheilung, sagte da Berta; aber Sie müssen es mir schon zu Gute halten, wenn ich noch anderen Aufschluß bedarf. Sagen Sie mir, ist von Morung von Toskana, der dem selbstkühnigen Irmenrich davon hilft und dafür zweihundert Rosse und manches Saumthier erhält, sonst noch etwas bekannt?

Nichts als daß er schon lange zuvor in der Schlacht bei Ravenna, nachdem er den Helerich von Lunders verwundet hatte, von Dietrich erschlagen ward, antwortete Haspinger.

Das ist ja ein Widerspruch, sagte sie; ist er bereits todt, so kann er Irmenrichen nicht retten.

Freilich, entgegnete Haspinger lächelnd, aber er eben dient mit zum Beweise, daß das ursprünglich selbständige Gedicht vom Tode der Eöhne der Helse, in welchem er den Irmenrich rettet, in das andere Gedicht von der Rabenschlacht, in welchem er von Dietrich zuvor getödtet wird, nur eingeschaltet ward; denn zwei Morunge auf Irmenrichs Seite sind doch nicht wohl anzunehmen.

Wir lernten bereits in Eggen Ausfahrt, nahm jetzt Irmgard das Wort, einen Helerich von Lune kennen; sieht dieser zu Helerich von Lunders in irgend einer Beziehung?

Ich glaube nicht, erwiderte ihr Haspinger; die Sage kennt viele Helden dieses Namens. Abgesehen von dem Helerich, Berchters Sohn, den König Ruother über die Elbe schickt und der dort fällt, und von Helerich von Lune oder Lane, den Dietrich, bevor er Eggen tödtet, verwundet, die beide nicht hieher gehören, kommt vor Helerich der Wölfin, Dietrichs Mann, Helerich von Lune (Luna in Italien), Rentwins Vater, und endlich Helerich von Lunders und Helerich von Lüringe, die, weil beide Helsen Mannen, wohl zusammenfallen. Es mag irgend ein fränkischer Hilperich, der gleich Irmenrid von Thüringen bei Helsen gedacht wird, gemeint sein.

Ueber die auftretenden Helden sind wir nun, denke ich, berichtet, sagte Verta; aber was heißt nun „mit des Todes Zahlung Besuch geben?“

Gesuch oder Bete (Bitte) hieß im Mittelalter eine Abgabe oder Steuer, die erbeten oder nachgesucht werden mußte, antwortete der alte Graf. Statt der geforderten Steuer geben sie den Tod, ist also der Sinn der Worte.

Der Ausdruck, den Dietrich braucht, indem er seinen Bruder „seiner Freuden Ostertag“ nennt, ist kühn und schön, sagte Verta, mag man ihn nun auf die christlichen Ostern, oder besser auf das frohe Fest der heidnischen Göttin Ostara beziehen; ich versteh ihn, aber nicht ebenso die Bezeichnung der Waghild durch Meerminne. Was bedeutet dieses Wort eigentlich?

Mariomenni, Merimenni, Merminni ist ein uraltes heidnisches Wort und bedeutet eben nur Meerweib, antwortete Leodegar. Renni, Minni ist weibliche Fortbildung von Mann, also gleich dem heutigen Männin = Weib.

Und nun kann ich wohl, wie ich denke, weiter lesen, sagte Haspinger, und er hub an:

V.

1. Von Rom der hehre König neues Leid gewann.
Die starken Helden Epels küßt' er alle, Mann für Mann,
die bereit jetzt heim zu kehren.
Also mahnte Dietrich Rüdigeren.
2. „Laß Dich mein Leid erbarmen, milder Markmann,
nach deiner Treue melde den Harm, den ich hier gewann:
laß Dich nimmer des betragen,
wenn Frau Helche danach möchte fragen.
3. Rein, wird' mir mit Fleiße meine Botschaft
an die hohe Königin und mahne sie mit ganzer Kraft,
daran mahne Du die Hehre,
daß ich stets ihr diene treu nach Ehre.
4. Magst Du das erwerben, milder Markmann,
daß ich Huld gewinne: deinen Boten sende dann
mit der Vollmacht mir in Eile
her nach Bern, wo fortan stets ich weile.“

5. Urlaub sie da nahmen; groß war ihre Noth;
sie dachten des Verlustes: da wurden lichte Augen roth,
die Reden Ehels, die viel harten,
schieden da von römischen Marken.
6. Harmes voll sie kamen heim in Ehels Land.
Was von Jammers Kunde jemals Euch noch ward bekannt,
des will ganz ich nun vergessen:
vor allen Harm will ihren Harm ich messen.
7. In die Stadt zu Grane ritten sie nun ein,
Rüdger samt den Andern. In Sorgen mochten wohl sie sein.
„Wie nun sollen wir gebahren?“
sprachen alle, die da Reden waren.
8. „Wir mögen nicht gedingen: ¹ nun räumen wir das Land,“
sprachen all die Degen. Da sprach Rüdiger zuhand:
„O weh der klägelichen Schwere;
wollte Gott, daß ich nun todt wäre!“
9. Die Weil die kühnen Reden waren geseffen ab
zur Erde von den Rossen: Jammer davon sich ergab:
die so schönen Pferde beide
die kamen Frauen Helche da zu Leide.
10. Sonder Aufsicht liefen vor die Pfalz sie dar.
O weh des großen Leides: jedweder Sattel roth war
von der jungen Könige Blute.
In der Zeit kam Helche die Gute.
11. Die blutbefleckten Rosse sah sie laufen dort.
Zu ihren Frauen sprach sie sehr erschrocken dieses Wort:
„O weh! mein Herz belastet Schwere:
mir kommt bald traun kummerreiche Wähe!“
12. Dort zwoi Rosse laufen, jenen wahrlich gleich,
sprach die hohe Fürstin, die meine Söhn' aus Heunentreich
voreinst ritten hin gen Berne;
ob sie's wären, wüß' ich wahrlich gerne.“
13. Darauf in kurzer Weile der milde Markgraf kam
mitsamt Heleriche: man sah's, sie hatten beide Gram.
Das sah Frau Helche da die Gute:
hin sie gieng mit trauervollem Ruthe.

¹ Vertrag schließen, Freisprechung von der Schuld suchen und erhalten.

14. Mit vielen tiefen Seufzern sprechen sie begann:
„Willkommen, Herr Rüdiger, willkommen alle Ehls Mann!
Nun befrei mich, Held, von Leide:
sag', wo find sie, meine Söhne beide?
15. Alle nun ihr lasset, meine Kinder nicht.
Ihr seid all' in Trauer: Unheil kündet dein Gesicht.
Weh mir! meine Söhne hehre,
meine Söhne seh' ich nimmermehr!“
16. Vor Schmerz verschwieg es Rüdiger, was all dort geschah:
seinen tiefen Jammer Frau Helke wohl an ihm ersah.
Nun erst fand sie sich in Leide
um ihre hergeliebten Söhne beide.
17. „Tugendhafter Markmann, nun laß dein Schweigen sein,
sprich mir, kühner Rede, von den lieben Kindern mein!
Suche nicht mich zu bethören,
nein, laß mich die volle Wahrheit hören!“
18. Er sprach: „Liebe Herrin, so füg' ich mich der Noth.
Nun klagt nicht allzusehr: sie sind wahrlich leider todt,
Eure lieben Söhne beide:
sie liegen dort zu Rabene auf der Heide.
19. Ob ich's Euch verhehlte, es würde Euch doch gesagt,
sprach der kühne Rede: mit Ruth nun, Herrin, es ertragt,
viel edle Frau, nach eurer Ehre:
wie sehr Ihr weint, Ihr seht sie nimmermehr!“
20. Als die hohe Fürstin die Kunde recht vernahm,
zur Erde fiel sie nieder, in allergrößtes Leid sie kam.
Das war aller Freuden Ende:
in bitterem Schmerz rang sie wohl die Hände.
21. „Weh mir armen Weibe, daß ich je ward gebor'n!
Was soll ich leben sürder? Nun hab' ich ganz und gar verlor'n
meine Freude, meine Wonne:
trotlos sieht der Mond, sieht mich die Sonne.“
22. Mit ihren weißen Händen sie sich zu Herzen schlug.
„O weh, arme Helke, daß deine Mutter je dich trug
zu so schwerem Herzeleide!
nun ist dahin sie, meine Augenweide,
23. O weh Scharf, mein liebes Kind, soll nie mehr Dich ich sehn?
Rein Leid ist ohne Rachen: wie könnte schlimmer mir geschehn? •

- Wer nun löset mich von Sorgen?
Ihr wecket, liebe Kind, mich alle Morgen!
24. O weh, milder Markmann, Klagen wohl ich mag.
Traun, so recht weiß Niemand, was Huld an meinen Kindern lag!
Lied wohl war die Augenweide,
wenn zu mir sie morgens kamen beide!
25. Mit ihren weißen Händen sie liebtesten mich:
Das hat nun alles Ende! Traun, immer hold sie zeigten sich:
ihre minniglichen Grüße
die dächten mich so rein, so hold, so süße.
26. Zeit meiner besten Wonne, du bist nun vorbei! —
Verflucht er sei nun immer! sprach die Fürstin tadellos frei,
Ihn ich meine, Den von Verne:
o weh, daß ich ihn jemals sah so gerne!
27. Wohl weiß ich, milder Rüdiger, er verrieth die Kind;
das benimmt mir Niemand: verkauft meine Kinder sind.
Wohl versteh' ich das Gemächte:
das verdank' ich Dietmars Geschlechte! —
28. O weh, Ort, du lieber Sohn! des Gekos des
soll ich arme Helche des fürder nun beraubt sein,
deiner kindlich süßen Nähre? —
Die löste mich gar oft von großer Schwere.
29. Deine Kindesgüte gab mir Wonne viel;
dein tugendliches Herze war stets meiner Freuden Spiel;
dein Mund, so roth wie frische Rose,
der konnte süße Worte sprechen lose.“
30. Frau Herrat¹ kam gegangen samt mancher werthen Maid,
sie hatten's auch vernommen, das Alle hier betraf, das Leid:
ihrer Freuden sie vergaßen,
zu Helchen, ihrer Herrin, hin sie sahen.
31. Frau Helche rasch und zornig sprechen da begann
zu Frauen Herrate: „Stecht auf, und seht mich nimmer an!
Euer Werk ist dieß mein Leiden:
nie erzeug' ich Gutes mehr Euch beiden!“²
32. Verflucht sei die Stunde, verwünscht sei der Tag,
da zum ersten Mal ich gab: weinen ich des nun wohl mag;

¹ Helchen Schwesstochter, Dietrichs Gemahlin. ² Der Herrat und Dietrichs.

- Unheil wünsch' ich, Fluch dem Runde,
der mir zum ersten gab vom Berner Runde!"
33. Da sprach der milde Rüdiger: „Frau viel wohlgethan,
o schweiget solcher Worte! Dazu bringt Euch falscher Wahn.
Nimmer hör' ich traun sie gerne:
schuldlos zeiget Ihr den Held von Berne.
34. Mein Leib der mühe schwinden, Herrin, sicherlich,
ob an euren Kindern Schuld nun habe Dietrich:
mein Leben setz ich Euch zum Pfande:
er gienge für ihr Leben heut vom Lande.
35. Wollt Ihr mir das glauben, liebe Herrin mein,
Ihr mögt das wohl erkennen, daß mir nicht leider könnte sein
um eure lieben Söhne beide;
nun merkt es recht, was jezt ich Euch bescheide.
36. Glaubt mir hohe Herrin, wie sie reuen mich,
so muß mich reuen Diether: der liegt auch todt, sicherlich,
der jugendlühne Fürst von Berne:
traun, den verlor sein Bruder auch nicht gerne.
37. Darum, edle Herrin, folget unserm Rath,¹
höret, was Euch Dietrich durch mich her entboten hat:
daß Ihr daran nun gedenket,
er habe nimmermehr Euch, Frau, bekränket."
38. Frau Helche die Reiche Rüdigern an sah:
mit traurigem Muth die hehre Fürstin fragte da:
„Sage mir bei deinen Treuen,
Rüdiger; laß dich nicht die Rede reuen:
39. Klagt' auch recht vom Herzen der Fürst vom Römerland?
viel getreuer Markmann, das mach' in Wahrheit mir bekannt:
daß mir melde deine Zunge:
ist in Wahrheit Diether todt, der junge?
40. „Herrin, sprach da Rüdiger, leider, es ist wahr.
Wie wenig Ihr mir trauet, ich sag' es laut und offenbar."
Da Frau Helche solches hörte,
ihr großes Leid von neuem auf sich störte.
41. „Ich sah mit meinen Augen, sprach der Markmann,
daß sollt Ihr mir glauben, daß er grimmstes Leid gewann:

¹ Meinen und der anderen Ketten Rath.

- ja, daß Dietrich zu den Stunden
die jungen Fürsten küßt an alle Wunden.
42. Dran mocht' ihn Niemand hindern, Gott ist Zeuge mir:
Einen Finger aus der Hand biß er sich, das sahen wir.
Wißt fürwahr es, Fürstin hehre,
seiner Klage vergeß' ich nimmermehr."
43. Auf da rasch Frau Helche richtete sich zuhand,
mit seufzendem Munde sprach die Frau von Heunenland:
„O weh! nun schmerzt mich sicherliche,
daß ich gesluckt habe Dieteriche!
44. Ihm an seinem Bruder wohl also leid geschah,
so mir an meinen Kindern; das ich deutlich nun ersah.
O weh, armer Fürst von Berne,
deinen Harn beklag' ich mit dir gerne."
45. Frau Helche, die viel edle, drauf zum Neden sprach:
„Hin zu Dieteriche nun eile, da laß nimmer nach!
dem edlen Fürsten Du verbeute:
ich sähe wie früher ihn so gern noch heute."
46. „Nun sagt mir, hehre Fürstin, sprach der Markmann,
wohl ich Euch vertraue: ob des sicher sein ich kann,
wenn ich her den Fürsten bringe,
daß ihn neues Unheil nicht umschlinge?"
47. „Ich sage Dir, kühner Markmann, meinen Sinn frei,
des nicht sollst Du sorgen: der edle Nede furchtlos sei;
sag' ihm, wohl ich es erfinne,
daß ich Epels Huld auch ihm gewinne."
48. Froh ward da Nüdiger. Sonder Aufenthalt
nach dem edlen Neden gen Bern ritt er alsobald.
Als den Fürsten er erblickte,
da sagt' er, wie Frau Helche ihn nach ihm schickte.
49. Nach großem Herzeleide ward Dietrich hochgemuth:
hin zu den Heunen ritt der edle Degen gut;
gen Eghenburg sonder Weilen
sah mit Dietrich Nüdigern man eilen.
50. Fröhlich ihn begrüßte Jung so wie Alt;
Epels lähne Helden empfingen wohl den Neden bald¹

¹ Nübu.

auf dem Saal in guter Ruhe:

Opel nur war langsam mit dem Grufe.

51. Dietrich sein Haupt neigte hin auf Opels Fuß:
da erbarmte Frauen Helchen der unminnigliche Graf.
sie vermocht' es nicht, die Reine,
dieß mit an zu sehn, sie mußte weinen.
52. Dietrich der kehre da zu Opeln sprach:
„Opel, hoher König, nun räch' an mir dein Ungemach,
keine lieben Söhne beide:
von meinem Leben Du mich jeso scheide!“
53. Opel auf ihn zückte, sprechen er begann,
er schloß ihn in die Arme: „Was Du mir auch hast gethan,
Du bist wie früher mir behuldet:
Du bist an meinen Söhnen nicht beschuldet!“

Jetzt übersehen wir, nahm Leodegar das Wort, das ganze Gericht, und wahrlich, wir müssen sagen, es sei schön und wohl gegliedert. Zwar auch hier erscheinen die Söhne der Helche fast als kleine Kinder, aber sie erscheinen so in der Klage der Mutter über ihren Tod. Und das ist hinzunehmen; denn in dem Gedächtnisse einer Mutter lebt die erste Jugend der Kinder besonders deutlich, und wenn in der Klage über ihren frühen Tod diese auf das lebhafteste vor das geistige Auge der Mutter tritt, so ist dagegen nichts einzuwenden. Opel hätte begreiflich den Tod seiner Söhne auf andere Weise beklagen müssen.

Und schön ist der Charakter der Königin hier durchgeführt, sagte Irmgard. Ihre Weichheit, Milde, Leichtbeweglichkeit tritt hier neben ihrer Hochherzigkeit auf das herrlichste hervor. Ließ sie sich früher durch die Bitten der Kinder zu leicht, und zwar zu einem überhasteten Entschlusse zu leicht bewegen, so sühnt sie das jetzt dadurch, daß sie sich von Nüdiger eben so leicht bewegen läßt, Dietrichen von aller Schuld frei zu sprechen und ihm ihre Guld wieder zu schenken. Und wie wohlbedacht und umsichtig benimmt sich bei der Trostung Nüdiger! Sie muß erst in ihrem Schmerze gegen Schuldlose heftig und ungerecht werden, bevor er ein einziges Wort

des Trostes wagt. Edle Gemüther werden um so eher geneigt, eine Schuld zu vergeben, wenn sie dadurch selbst in Schuld gekommen sind und sich der Verzeihung bedürftig fühlen. Und wie wohlberechnet ist jedes Wort, das nun Rüdiger spricht. Der Dichter läßt ihn einfach das edle menschliche Herz in's Auge fassen; ein schlechter Versmacher hätte ihn pfaffische Salbaderei vorbringen lassen. Auch Egels Charakter ist streng und folgerichtig durchgeführt: wie er sich früher nur durch seine Gemahlin und wider Willen bestimmen ließ, in den Ritzung der Söhne einzuwilligen, so ist auch er jetzt keineswegs so leicht zur Vergebung zu gewinnen, und Dietrich muß sich ganz in seine Gewalt geben, bevor er es über sich bringt ihn zu verzeihen. Aber er bringt es über sich, und dadurch erscheint er edler als der gleichmächtige Irmenrich, der freilich, wie Egel von seiner hochherzigen Gemahlin, so von seinem hinterlistigen, treulosen Rathgeber Sibiche geleitet wird, der zwar in unserem Gedichte nicht auftritt, aber doch auf Irmenrichs Seite die ganze bewegende Kraft ist, folglich auch hier im Hintergrunde steht.

Auch dadurch erscheint Egel edler als Irmenrich, fuhr Graf Huno fort, daß er vor der höchsten Schande, welche die Heldenzeit kannte, der Selbstflucht und der Verlassung der Mannen im Streite, bewahrt bleibt, fast das einzige Vergehn, auf welches in der ältesten Zeit der Tod als Strafe gesetzt war, und das untülbare Schmach nach sich zog. Auf Irmenrichen paßt ganz, was die Hellenen vom Xerxes sagten: „Er ist der letzte in den Kampf, der erste zur Flucht; in Gefahren verzagt, im Glücke übermüthig.“

Aber ich begreife nicht, sagte Bertha, warum Dietrich, der doch im Kampfe gesiegt hat, nun sein Reich nicht einnimmt und in Italien bleibt, sondern durchaus in das Heunenland zurückkehren will.

Dietrich hatte zwar in einer Schlacht gesiegt, antwortete ihr der alte Graf; aber damit war weder sein verlorenes Land zurückerobert noch Irmenrichs Macht gebrochen. Auch ist nicht zu vergessen, daß sein Peer, mit welchem er siegte, aus Egels Mannen bestand, die nach dem Tode ihrer jungen Könige nicht wohl länger

bei Dietrich bleiben konnten. Aber abgesehen davon, auch die Ehre Dietrichs verlangte seine Rückkehr zu Eteln, wenn er nicht an dem Tode der von ihm übernommenen Schüpfinge, deren Sicherheit er verbürgt hatte, sich selbst schuldig erklären und in aller Augen schuldig erscheinen wollte.

Das begreife ich nun wohl, sagte darauf Irmgard; aber wie die Feindschaft zwischen Dietrich und seinem Oheim Irmenrich eigentlich entstand, und wodurch dieser jenen nöthigte sein Land zu verlassen und zu Eteln nach Heunenland zu fliehen, das ist mir in seinen Einzelheiten unbekannt. Es wäre mir lieb das zu erfahren.

Nun so hören Sie denn, antwortete ihr Haspinger. In der nordischen Gestalt der Sage steht Irmenrich mit Dietrich von Bern in keiner Beziehung. Sein Reich ist da an der Weichsel. Auf den verrätherischen Rath Sibichs, der einst sein treuer Dienstmann war, dessen schöne Frau er aber bewältigt und dadurch ihn zum rachsuchtigen, auf das Verderben des Königes ausgehenden Rathgeber gemacht hat, vermählt er sich mit Swanhild, der Tochter Sigfrids, läßt diese jedoch auf die Verleumdung Sibichs, daß sie mit seinem Sohne ein unerlaubtes Verhältniß habe, von Hossen todt treten, seinen Sohn aber an den Galgen hängen. Darauf sendet Gudrun (Grimhild) ihre Söhne aus dritter Ehe aus, den Mord der Schwester zu rächen, und so findet Irmenrich durch die Rächer, die bei Nacht in seine Burg brechen, seinen Tod. — In der deutschen Sage dagegen ist er Kaiser von Rom. Auf Sibichs ungetreuen Rath läßt er seines Bruders Söhne, Fritile und Ambrese, hängen, und wendet sich dann gegen Dietrich, der ebenfalls sein Neffe ist. Dieser setzt sich zur Wehre, aber in einem Treffen werden ihm sieben oder acht seiner treuen Mannen gefangen, wogegen er Irmenrichs Sohn gefangen nimmt. Dietrich schlägt Auswechslung vor, aber Irmenrich verlangt für die acht Gefangenen nicht nur seinen Sohn, sondern auch Dietrichs ganzes Land. Um nun seine Mannen zu lösen, geht Dietrich von Land und Leuten und überläßt Alles seinem Gegner, der seinen Sohn nun zu den Wälfen (den Belataben, einem slavischen Volke) schickt, wo er

umkommt. Dietrich begiebt sich zu Ekeln nach Heunenland, der ihn freundlich aufnimmt und dessen Gemahlin Helche ihm ihre Schwefertochter Herrat zur Gattin giebt. Darauf hin stellt ihm Ekel ein Kriegsheer gegen Ermenrich und Helche läßt ihre Söhne mitziehen. Den Ausgang der Unternehmung kennen Sie.

Gewiß, antwortete Irmgard; und eben so wissen wir auch, daß Dietrich noch zehn Jahre bei Ekeln weilen mußte, bevor er dauernd heimkehren konnte, was erst Ermenrichs Tod ermöglichte. In diese Zeit fällt nun auch Ekels Vermählung mit Grimhild und deren Mache an ihren Brüdern wegen der Ermordung Sigfrids ihres Gatten, wobei Dietrich alle seine Mannen verliert, so daß nur Hildebrand ihm übrig bleibt. Die Thaten Dietrichs während der ersten zwanzig Jahre seines Aufenthaltes bei Ekeln erzählt uns kein deutsches Gedicht mehr, und da nach seiner Heimkehr sein Leben ein friedliches, ruhiges ist, so bleibt nur noch über den Tod Dietrichs, Ermenrichs und Ekels zu berichten, worüber es, wie ich weiß, ebenfalls Sagen gab.

Nur von Ermenrichs Tode ist ein deutsches Gedicht vorhanden, erwiderte Haspinger. Daß Ekel nach der Edda von der Gudrun im Bette getödtet ward, hörten Sie bereits; nach einer anderen Sage wird er von Hagens Sohne in dem Berge, wo der Hört liegt, eingesperrt und verhungert daselbst. Ich theile Ihnen jetzt das von Gödeke aufgefundenen niederdeutsche Volkslied vom Tode Ermenrichs mit und knüpfe daran eine anderweitige Sage vom Tode dieses Königes. Schließlich dann wende ich mich zu den Sagen von Dietrichs Ende. So hören Sie denn:

Hernhin gegen Frankreich da wohnet ein König gemeit,¹

der will den Berner vertreiben um seine Frömmigkeit.
Er hat in seinem Reiche Städte, Burgen und Eigenland.

„Zu wem soll ich mich wenden? gieb Rath, Meister Hildebrand!“

„Keinen Rath mag ich dir geben, keinen Rath nicht magst du ha'n;
die Städte und auch die Burgen sind uns nicht unterthan.

Ermenrich, der Ungetreue, der ist uns zwelfen gram,
er will uns alle zwelfe an den Galgen hängen la'n.“

¹ Froh.

„Ach, wüßt' ich, wo ich fände den König Ermenrich,
 an ihn ich Seel' und Leben wollte setzen sicherlich.
 An ihn so wollt' ich setzen ein sicher gewisses Pfand:
 das hohe Haus zu Berne, dazu mein Eigenland.“
 Sogleich sprach von der Zinne Meister Hildebrandes Weib:
 „Zu Dreisach wirst du finden den König Ermenrich.
 Er hat an seiner Tafel wohl viertehalb hundert Mann:
 ich rathe dir, Dietrich von Berne, du sollst ihm zu nah nicht ga'n.
 Südwärts gegen Frankreich da wohnt eine Witwe stolz,
 und die hat einen Sohn, der ist nur zwölf Jahr alt.
 Der ist zwischen seinen Wimpern wohl dreier Spannen breit:
 ich rathe dir, Dietrich von Berne, nimm ihn mit in deinen Streit!
 Du sollst geloben seinen Freunden Silber und auch roth Gold,
 und gelobe dem jungen Degen auch also reichen Sold.
 Du sollst geloben seiner Mutter, du willst ihn zu Ritter schla'n,
 so magst du den jungen Degen auf deiner Heerfahrt ha'n.“
 Der Berner ließ sich waffnen selbzwölft seiner Mann,
 Samit und auch Seide zogen sie über'n Harnisch an.
 Sie setzten auf ihre Häupter von Viole'n einen Kranz:
 da stunden die zwölf Herren als ob sie machten einen Tanz.
 Sie zogen sich graden Weges gen Dreisach wohl in das Land.
 Was fanden sie bei dem Wege? Einen Galgen gebauet sta'n.
 Da sprach der Berner selber: „Wer hat uns dieß gethan,
 wer ist's, der den neuen Galgen am Wege gebauet hat?“
 Sogleich sprach König Blöbeling, der allerjüngste Mann:
 „Das hat gethan König Ermenrich, der ist uns zwölfen gram.
 Säh' ich ihn zu Felde kommen mit viertehalb hundert Mann,
 ich sag' es, von Berne Dietrich, ich einer sie wollt' erschla'n.“
 Sie zogen sich graden Weges zu Dreisach wohl vor das Thor:
 „Pfortner, schließ auf die Pforte, laß nicht uns stehn davor!
 Wir wollen den König fragen, was wir ihm thaten zu Leid,
 daß er uns den neuen Galgen beim Wege gebauet hat.“
 „Ich schließe nicht auf die Pforte, ich laß' Euch ein nicht ga'n,
 der König ist mein Herre, darum muß ich das la'n.
 Ob sich von Euch erhebe auf dieser Burg ein Streit,
 des hätt' ich armer Reinold verloren meinen jungen Leib.“
 „Solltest du dein Leben verlieren sobald und alzuhand?
 daß meine wollt' ich setzen für ein sicher gewisses Pfand.“

Von Meilan der gute Reinold der gieng vor den König sta'n:

„Ach König, lieber Herr, darf ich sie ein wohl la'n?

Ach König, lieber Herr, soll ich sie ein wohl la'n?

der Berner hält vor dem Thor selbzwölft seiner Mann.

Er wollt' Euch gerne fragen, was zu Leid er Euch habe gethan,

daß ihr ihm den neuen Galgen beim Wege gebauet habt.“

„Was hat der Berner zu maulen selbzwölft seiner Mann?

Schleuß auf die Pforte, Reinold, und laß sie kommen an!

Wir binden ihnen ab ihren Harnisch, wir sollen sie alle sah'n,

wir wollen sie alle zwölf an den Galgen hängen la'n.“

Reinold schloß auf die Pforte sobald und allzuhand:

Herr Dietrich von Berne der allererste einsprang.

Seinen Bruder von der Stoe¹ den hatte er bei der Hand,

an seiner linken Seite gieng der alte Hildebrand.

Zunächst Herdegen gieng herein, der werthe Degen gut;

er führte an seinem Schilde drei Löwen wohlgemuth.

Zunächst gieng ein Horning mit seinem Hornbogen:

der ist dem edlen Fürsten wohl um die Herten² gezogen.

Darauf gieng ein Blöbeling, der König viel gemeit:

der war zwischen seinen Wimpern wohl dreier Spannen breit.

Herr Hunbert aus dem Garten,³ der war der siebente Mann,

Edehart mit dem Barte,⁴ der war der achte Mann.

Zunächst gieng ein Wolfbrand, der war der neunte Mann,

Darauf gieng ein Ilhan, der war der zehnte Mann.

Zunächst gieng ein Wolfwin, der war der elfte Mann,

der rasende Wolfhart zum letzten, der war der zwölfte Mann.

Der griff den Schlüssel feste in seine gewaltige Hand,

er schloß zu die Pforte, daß all die Burg erklang.

Das that er in der Absicht, daß Niemand hinab sollte ga'n,

bevor die zwölf Herren ihren Willen hätten gethan.

Sie nahmen sich bei den Händen, vor den König sie giengen sta'n:

„Ach König Herr, was haben wir Euch zu Leide gethan?

Ach König Herr, was haben wir Euch zu Leide gethan,

daß Ihr uns den neuen Galgen beim Wege gebauet habt?“

Der König schwieg ganz stille, wie der übergewaltige thut:

sofort zog von Berne Herr Dietrich ein Schwert von Golde so roth.

¹ Dietrich von Steier? ² Schulterblätter. ³ Garba. ⁴ Der getreue
Edehart. Die vier letzten sind Hildebrands Sippen, die Wölfe.

Er gab dem Könige Ermenrich einen gewaltiglichen Schlag
 und daß auch flugs sein Hauzet vor ihm auf der Erde lag.
 Sie schlugen den Tag durch all das todt, das auf der Burg da war,
 bis auf den guten Reinold, der um seine Treue genas.
 Der Berner schrie laut: „Waffen! o weh, daß ich hieher kam!
 Nun hab' ich verloren ja Blöbeling, meinen allerjüngsten Mann!“
 „Nun schweiget Ihr Herren stille, ich lebe und steh' gesund,
 in einem Kellerhalse ich steh': viertelhalb hundert machte ich wund.
 Viertelhalb hundert machte ich wund mit meiner gewaffneten Hand:
 nun sei gelobet vom Himmel Gott, wir leben noch allesamt!“

Das ist ja ein recht schönes Volkslied, sagte Verta; wie alt mag es wohl sein?

Der Druck, der es enthält, fällt um 1560. Das Lied ist begreiflich viel älter, es mag schon viele Jahrhunderte zuvor, wenn auch nicht gerade mit den Worten, die es jetzt hat, gesungen worden sein, sagte Haspinger. Aber das merkwürdigste ist, daß eine bis jetzt unbekannte Gestaltung der Sage dadurch zum Vorschein kommt. Das Gedicht weiß nichts von Dietrichs Flucht zu den Heunen; und daß Er den ungetreuen Ermenrich getödtet habe, wird sonst nirgends gelesen. Dietrich kommt hier seiner Vertreibung zuvor, indem er bald nach der Ermordung der beiden Harlunge, Fritze und Imbreke, deren Burg Breisach Ermenrich nun bewohnt, gegen den Mörder sich wendet. Rache für die Harlunge und Sicherung des eigenen Lebens sind die Beweggründe zu Dietrichs That; ist doch auch für ihn der Galgen schon errichtet. Die elf Helfer Dietrichs sind zum Theil auch eigenthümlich benannt. Gleich der erste „Sein Bruder von der Stoere“ ist auffällig. An Dietrichs Bruder Diether ist kaum zu denken; denn was sollte dann der Zusatz von der Stoere bedeuten? Ich glaube, Bruder sei hier so viel als Stallbruder, d. h. Heergefelle, und Stoere sei aus Stire verderbt, und Dietleib von Steier sei gemeint. Der dritte, Herdegen, beruht nur auf einer, aber ziemlich sicheren Vermuthung. Der alte Trud giebt verderbt: Dar uegest gink sik ein degen, des werdigen degen guds. Die deutsche Sage kennt zwei Herdegen,

einen Mann der Harlunge, und den Schwager Dietrichs. Jeder von beiden steht hier gleich gut. Das Schildzeichen, drei Löwen, kommt sonst nicht vor. Bedenklicher ist der vierte Held, Horning. Der Druck giebt: Dar negest gink sik eyn Hoernink mit sinem hoernen bogen; de is dem edelen forsten wol dorch sin herte getogen. Einen Horning kennt die deutsche Sage nicht, obwohl der Name sonst vorkommt, wohl aber kennt einen Hornboge unter Dietrichs Helden die Wilkinsage und unter Ekels Helden das Nibelungenlied. Es ist nun zweierlei möglich: entweder Hornboge ist der echte Name, und der Träger desselben wird als Bastard (horning) bezeichnet, oder der echte Name ist Horning, und Hornboge nur Beiname, von des Helden Wappen hergenommen, der den eigentlichen Namen verdrängte. Die Worte dorch sin herte (durch sein Herz) sind auf jeden Fall in umbe sin herde (um sein Schulterblatt) zu ändern. — Der fünfte Blödeling (Bloedelin sonst) erscheint nur in dem Gedichte von Dietrich und Virginal als Bernerheld, in welchem er die Niesen Asprian und Desenwald tödtet; überall sonst ist er Ekels Bruder (Blöda). Da er der jüngste der Helden genannt wird, so muß er der zwölfjährige Sohn der Witwe sein, den Hildebrands Weib ja mitzunehmen rath. Den Namen des sechsten, Hunbert, hat der Druck in Lummert verderbt. Er wird nur noch im Gedichte von Alpharts Tode unter Dietrichs Helden genannt. Der Zusatz ut dem Garden (d. i. aus Garda) bezeichnet ihn als Wölsing. Der Name des achten, Eckhart, ist im Druck durch Umstellung der Hälften zu Gardenecke mit eingeschobenem n geworden. Eckhart war Pfleger der Harlunge und darf schon deshalb bei der Nache nicht fehlen. Der Anhang zum Heldenbuche läßt Ermenrich sogar durch ihn fallen: Demselben Eckart wurden enpfollen die jungen Harlinge; dar nach schluog er keiser Ermenrich zu tode. man vermeinet auch, der getreu Eckart sei noch vor frau Venus berg und sol auch da beliben biss an den jungsten tag und warnet alle, die in den berg gan wollen.

Auch Agricola (Sprichwort 667) sagt: Der Eckard wolt seinen Herren, deren Vormund er was, treue beweisen und bracht also

viel zu wegen, daß er mit anderer Helden Hülfe den Ermenriche (Ermenrich) wider erwürgte. — Die Wölsunge Wolfbrand, Wolfwin, Wolfhart sind alle drei zu Wolfram-Diut geworden in dunkler Erinnerung an Wolf Dietrich, den Ahnherren Dietrichs; nur bei Caspar v. d. Röhn kommt noch ein Wolf Dietrich unter Dietrichs Helden vor, ein Wolfram nirgends. Aus Ilse endlich hat der Druck Isak gemacht; statt Ilse hätte ich auch Isung setzen können; denn sowohl Isung als auch Ilse sind Bernerhelden.

Noch schlimmer fast als den Mannen Dietrichs ist es König Ermenriche im alten Drude ergangen: er ist bald zum Könige van Armentrifen, bald zum Könige von Armentrife, Armentrif geworden, sowie Brisak (Dreisack) zu Freisak. Von Ermenrichs Helden wird keiner genannt außer Reinold von Meilan (Milano) der auch sonst vorkommt und bald Reinold bald Rienold heißt, bald für, bald gegen Dietrich kämpft. Hier wird er seiner Treue wegen allein von Allen geschont. Von der stolzen Witte, die südlisch oder einsam (denn sunder kann beides bedeuten) von Frankreich wohnt und deren zwölfjährigen Sohn Dietrich ja mitnehmen soll, ist sonst nichts bekannt. Auffallend und vielleicht eine Lücke verrathend ist es, daß Dietrichs Werbung um diesen Helden ganz übergangen ist und alle zwölf bereits, als es zum Auszug kommt, zu Bern sich befinden. Sei dem wie ihm wolle, das Gedicht ist lebendig und schön, wiewohl es nicht nur in den Eigennamen, sondern auch in den Wortformen und im Versbau greulich zerrüttet ist.

Oben bereits ward mitgetheilt, wie in der Edda Ermenrichs Tod erzählt wird. Jorvand (um das Jahr 552) trägt vor: Ermanarik, König der Gothen, ward, obwohl er viele Völker unterworfen hatte, von dem treulosen Geschlechte der Rogalanen (Rosomonen, Rasomonen), welches mit anderen ihm damals diente, bei folgender Gelegenheit überlistet. Da er nämlich ein Weib, Ewanihild (Eunihild, Eanielh, Eonild) geheiß, die aus dem genannten Geschlechte entsprossen war, wegen treulosen Abfalles ihres Gatten erzürnt, durch wilde Rosse zu Tode schleifen ließ, griffen die Brüder derselben, Earus und Ammias, welche der

Schwester Tod rächen wollten, den König mit dem Schwerte an, und verwundeten ihn in der Seite. Seitdem führte er ein elendes Leben und schied von dieser Welt, den Schmerz der Wunde und den Anfall der Hunnen nicht ertragend, 110 Jahr alt.

Nach der Edda ist nun Swanhild Sigurds und der Gudhrun Tochter, und sie ward mit Ermenrich vermählt. Gudhrun gewinnt in dritter Ehe den Sörli (Sarulo) und Hamadeo, und sendet diese nebst dem Stiefsohne Erp zur Rache der Schwester. Die beiden Söhne tödten selbst den Erp aus Mißgunst, überfallen darauf bei Nacht den Ermenrich, hauen ihm Hände und Füße ab, wie ihnen aufgetragen war, aber da nun Erp fehlt, bleibt ihm das Haupt, und die Brüder werden durch Ermenrichs Mannen mit Steinen getödtet, da sie durch ihre Rüstungen unverwundbar sind. Sie sehen, beide Berichte stimmen im Ganzen, nur daß Jorrand die Swanhild nicht in das Geschlecht Sigurds einreißet. Das Chronicon Quedlinburgense (Anfang des eilften Jahrhunderts) weiß, daß Ermanarich nach dem Tode seines einzigen Sohnes Fridurichs seine Nessen Embrika und Fritila an den Galgen gehängt habe, und daß er von den Brüdern Hemidus und Scirila, und den Adoacar, deren Vater (Schwester?) er getödtet, nachdem sie ihm Hände und Füße abgehauen, erschlagen worden sei.

Ezro Grammaticus endlich (zwölftes Jahrhundert) erzählt: Ermenrich hatte sich aus der Gefangenschaft beim slawischen Könige Ismar befreit und seinem Oheim Budli das väterliche Reich wieder abgenommen. Darauf baute er auf hohen Felsen eine feste Burg mit vier Thoren nach den vier Weltgegenden, um hier seine Schätze in Sicherheit zu bringen. Auf einem Seezuge begegnen ihm vier Brüder, Dänen von Hnen im Derefund und Wikinge. Nach dreitägigem Kampfe zwingt er sie, ihm ihre Schwester Swawild nebst der Hälfte ihrer Beute zu überlassen. Zugleich befreit er einen Königssohn, Wikto (= Eibicho) aus der Gefangenschaft und nimmt ihn mit sich; dieser aber hatte nicht vergessen, daß Ermenrich ihn einst seiner Brüder beraubt hatte. Um dafür Rache zu nehmen, erwirbt er Ermenrichs Vertrauen und verleitet ihn nun zur Vertilgung seines eigenen Geschlechtes.

Seine in Deutschland erzogenen Schwefterföhne nimmt er gefangen und läßt fie nach feiner Hochzeit mit Ewawild erdroffeln. Broder, fein Sohn aus früherer Ehe, foll, von Wiffo frevelhaften Umganges mit der Stiefmutter bezichtigt, gehängt werden. Sein Hund kommt weinend zu Ermentrich und fein Habicht zieht fich die Federn aus; daran merkt er, daß er durch Broders Tod findlos werde, und befreit ihn noch zu rechter Zeit. Die Knechte hielten nämlich auf Wifkos Geheiß ein Bret unter den Galgen, worauf Broder hinf, fo daß er nicht farb, bevor diefe die Hände aus Müdigkeit finken ließen. Ihnen, nicht dem Vater, follte Broders Tod zur Laft fallen.

Auch Ewawild follte fterben und Ermentrich ließ fie unter die Hufe feiner Kofse werfen; aber die Thiere ſcheuten vor ihrer glänzenden Schönheit (ihren leuchtenden Augen); da befahl Wiffo fie umzukehren (nach der Edda: ihr Antliß mit einem Tuche zu bedecken); fo farb fie.

Wiffo, Strafe für feinen Betrug fürchtend, reizte die Brüder zur Rache auf, verkündigte dann aber auch Ermentrichen, daß er Kampf zu gewärtigen habe. Die hwenifchen Wikinge ziefen aus, rauben, und da es bei Theilung des Raubes zu Streite kommt, tödten fie einen großen Theil ihrer Leute felbft (nach der Edda tödten die beiden Brüder den Stiefbruder, weil fie wäñnen, er werde ihnen keinen rechten Beiftand leiften). Wieder beruhigt erkennen fie nun, daß fie zu ſchwach feien wider Ermentrich und wenden ſich demnach an eine Zauberin, Gudhrun, um Hülfe. Gudhrun erfcheint alfo hier weder als Mutter der Ewawild noch geht die Anreizung zur Rache von ihr aus, wie in der Edda. Gudhrun bewirkt nun durch ihre Künfte, daß Ermentrichs Kämpfer erblinden und fo ihre Waffen gegen einander lehren. So gelingt es den Brüdern bis zu Ermentrich vorzubringen; da tritt plöplich Odin ein, vernichtet den Zauber und räth, weil die Brüder durch keine Waffen verlegt werden, fie durch Steinwürfe zu tödten. Die Kämpfer fallen nun auf beiden Seiten und Ermentrich wälzt ſich mit abgehauenen Händen und Füßen unter den Todten.

Von allen diefen Darftellungen miſcht keine den Dietrich von

Bern ein, und nur die Edda knüpft hier an die Sigurfridsage an. Als Ermenrichs Töchter erscheinen also a) die Rogalanen, b) die drei Brüder der Ewanhild, c) die vier Wikinge von Hwen, ebenfalls ihre Brüder, d) der getreue Edehart, e) Dietrich von Bern.

Somit wären wir denn über das Ende Ermenrichs zur Genüge in Kenntniß gesetzt, nahm jezt Irmgard das Wort, und es bleibt nur noch über Dietrichs Ende zu berichten. Von Ermenrich erfuhren wir zumal durch Sazo manches Neue, sonst Unbekannte. Nirgends sonst wird seiner Gefangenschaft bei den Elawen gedacht und daß Publi, Epels Vater, sein Oheim gewesen sei und ihn des Vatererbes einst beraubt habe. Dieses Vatererbe kann nun freilich nicht in Italien gelegen haben, wohin Ermenrich erst versetzt ward, nachdem er mit Dietrich von Bern in Verbindung gebracht worden war, sondern wir werden es an der Weichsel zu suchen haben; denn dort, von der Ostsee bis zur Donau, erstreckte sich Ermanarichs Reich.

Du hast gewiß recht, liebe Irmgard, erwiderte ihr Graf Huno; aber die Verbindung Ermanarichs mit Dietrich war bereits im neunten Jahrhundert vollzogen, wie uns das angelsächsische Lied von Widsith lehrt, welches aber noch an der Weichsel seinen Sitz annimmt. Auch seiner Kämpfe gegen die Heunen gedenkt es, nur nennt es nicht den Vater Publi, sondern den Sohn Atli als Ermanarichs Gegner. Wir lesen dort von B. 109 an:

Von hier aus¹ durchzog ich all das Erbe der Gothen,
suchte die kühnsten stets der Kampfgefeilen;
das war Gormantikes Ingesinde.
Den Hedhla besucht' ich und die Herelinge (Harlunge)
Emerta und Fridla und den Gäsfgota
— — — — — und Theodril,
Hadhöril und Sisela'n (Sibichsen);
— — — — — Selten dort die Waffen ruhten,
denn der Gräbhen (Gothen) Heere mit harten Schwertern

¹ Von Maurungania, Nordalbingia aus.

beim Wislawaalde (Weichselwalde) wehren mußten
das alte Erbland Aetla's Leuten. — —
Gar oft von diesem Heere hallend flog
der gellende Geer nach dem grimmen Volle.

Nachdem man einmal den Dietrich der Sage auf den ostgothischen König Theoderich bezogen hatte, lag es sehr nahe, auch dem Ermanarich seinen Sitz in Italien anzuweisen und ebenso die Kämpfe, die er an der Weichsel gegen die Hunnen gestritten hatte, dahin zu verlegen. Das war um so weniger bedenklich, als Attila ja einen Heerzug nach Italien unternommen hat.

Ja wohl, sagte Irmgard. — Theilen Sie uns denn nun Dietrich's Ende mit, Herr Professor; wir sind bereit zuzuhören.

Gaspinger begann:

Auch hier werden wir verschiedenen Darstellungen begegnen, schon weil ein Held der Sage mit einem Helden der Geschichte verschmolzen ward. Was zunächst den geschichtlichen Ostgothenkönig betrifft, so versichert Pabst Gregor I. (Dialog. IV, 30), daß er zur Strafe für seine arianische Ketzerei und seine Härte gegen den Pabst Johannes und den Patricius Symmachus vom Teufel durch den liparischen Vulcan in die Hölle hinabgestoßen worden sei. Da ein Pabst dieß sagte, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn er Glauben fand. Darum lesen wir in der Kaiserchronik:

Vil menige daz sähen,
daz in die tievel nāmen,
si fuorten in in den bere ze Vulcan:
daz gebōt in sant Johannes der heilige man.
dā brinnet er unz (bis) an den jungisten tag,
daz im nieman gehelfen ne mac.

Otto von Freisingen (zwölftes Jahrhundert) verknüpft zuerst die Behauptung des Pabstes mit der Volksage. Er erzählt Chronic. V, 3: „Deshalb (wegen der Härte gegen Johannes und Symmachus) ward er nach wenigen Tagen im dreißigsten Jahre seiner Herrschaft von einem plötzlichen Tode dahingerissen und von Johannes und Symmachus in den Aetna gestürzt. Das

hat ein Mann Gottes mit seinen Augen gesehen. Daraus entstand, wie ich glaube, die Sage: Dietrich sei lebend auf einem Roß zu den Unterirdischen hinabgeritten.“ — Dazu gehört, was der Mönch Godofred von Köln in seinen Annalen zum Jahre 1197 erzählt. „In diesem Jahre erschien einigen an der Mosel Wandelnden ein Gespenst, in menschlicher Gestalt aber von staunenerregender Größe, auf schwarzem Roß sitzend. Sie fürchteten sich, der Reiter jedoch nähete ihnen und ermahnte sie, sich nicht zu fürchten. Er sei Dietrich von Bern, der König; und es werde schweres Unglück über das römische Reich hereinbrechen. Dieß und anderes sagte er ihnen; dann ritt er von ihnen hinweg, über die Mosel hinüber und entschwand aus ihren Augen.“

Daran schließt sich eine Stelle in Epels Hofsaltung: Dietrich wird sündlicher Rebe wegen von einem gespenstigen Pferde, „das der Teufel selber ist,“ in die wüste Numenei entführt, wo er mit dem wilden Gewürme bis an den jüngsten Tag streiten muß. — Nach dem Anhang des Heldenbuches kommt ein Zwerg und holt ihn ab mit den Worten: „Berner, Berner, du sollst mit uns gehn; dein Reich ist nicht mehr in dieser Welt.“ Dietrich gieng mit ihm, und Niemand weiß, wohin er gekommen und ob er noch lebe oder todt sei.

Die Peringskjöldische Wikinasage schweigt ganz vom Ende Dietrichs; eine andere Handschrift jedoch erzählt: Thiodrek habe Thiere gejagt, an welche Andere sich nicht gewagt hätten, und sei oft ausgeritten nur von wenigen Dienern begleitet. Obgleich alterschwach, habe er doch keinen Kampf gescheuet. Als er sich eines Tages an der Stätte, die Thiodreks Bad heißt, badete, sagte ein Diener: „Dort läuft ein Hirsch, so stark und schön, wie ich noch keinen gesehen habe.“ Der König springt aus dem Flusse, wirft sein Gewand um, und ruft, wie er das Thier erblickt, nach Roß und Hunden. Die Diener eilen fort, aber da sie ihm zu lange säumen und er neben sich ein rabenschwarzes Roß gesattelt stehn sieht, besteigt er dasselbe. Schneller als ein Vogel fliegt, springt das Roß mit ihm von dannen, so daß weder Pferd noch Hund ihm folgen kann. Am nächsten kommt ihm noch ein Diener auf dem

Hof Blanke, und Thiodrek, der jetzt merkt, welch ein Hof er reite, will abspringen, aber er kann es nicht. „Herr, ruft ihm der Diener zu, warum reitest du so schnell und wann willst du zurückkehren?“ „Ich thue einen bösen Ritt, antwortet ihm Thiodrek; ich komme zurück, wann Gott und die Jungfrau Maria es wollen.“ Der Diener verlor da den König aus dem Gesicht und Niemand weiß, wo er hingekommen ist.

Anders wendet die altschwedische Wilkinsage Thiodreks Ende, sagte darauf Professor Edman. Er selbst beschließt sein Reich heimlich zu verlassen, um den ihm einst entkommenen Witichen aufzusuchen und an ihm den Tod seines Bruders Diether und der Söhne der Helse zu rächen. Sieben Jahre lang läßt er ein Pferd heimlich unter der Erde groß ziehen; als er dann einst im Strome badet, wird es, wie er befohlen hatte, losgelassen. Er fängt es ein und besteigt es; Niemand aber weiß, wohin er reitet. Er trifft Witichen auf Seeland oder Femern, tödtet ihn im Kampfe, stirbt dann aber selbst an den empfangenen Wunden auf dem Meere, ohne sein Land wieder zu sehen.

Die letzte Darstellung, nahm der alte Graf das Wort, ist zwar eine Geschichte aber vielleicht doch nur willkürliche Erfindung. Das unheimliche soll damit aus der Sage des Helden entfernt werden.

Ich glaube das nicht, sagte Haspinger, aber fahren Sie jetzt nur fort.

Aus gleichem Grunde wenigstens, sprach der Graf weiter, enthalten sich manche deutsche Gedichte Dietrichs Vater zu nennen; überhaupt wird über seine Verwandtschaft ein absichtliches Schweigen beobachtet, was um so auffälliger ist, als es stets für Ehre galt, zu einem berühmten Geschlechte zu gehören.

Den Grund davon, sagte Leodegar, erschließt uns, wie ich glaube, nun wieder der Anhang zum Heldenbuche, wo wir darüber folgendes vernehmen: Als des Berners muoter sin swanger wart, dô machete ein böser geist sin gespenst. Eines nachtes, dô Dietmâr in der reise was, dô troumte ir, wie si bi ir manne Dietmâr lûge. Dô si erwachete, dô greif

si neben sich und greif uf einen holen geist. Dô sprach der geist: „Du solt dir nicht fürchten, ich bin ein gehiure geist. Ich sage dir, der sune, den du tregest, wirt der sterkest geist, der ie geboren wart. Darumbe daz dir alsô getroumet ist, sô wirt siure ûz sinem munde schiezen swanne er zornig wirt, und wirt gar ein frumer helt.“ Alsô bâwet der tiufel in drîen nechten ein schône starke burg, daz ist die burg zuo Bern. — Hierauf ergiebt sich deutlich, daß man annahm, Dietrich sei der Sohn eines Nachtelens, und sein Vater habe ihn endlich in sein Reich und zur wilden Jagd zurückgeholt. Nach christlicher Ansicht war dieß allerdings ein Flecken, der Dietrich anhaftete, und da er als Vorbild und Spiegel aller Ritterlichkeit galt, so mußte man sich wohl hüten daran zu erinnern.

Ohne Zweifel, schloß jetzt Gaspinger, so hat das christliche Mittelalter die Sache sich zurecht gelegt; aber es ist doch eben nur eine Zurechtlegung. Die Nachtelens der deutschen Götterlehre hauchen nie Feuer aus; diese Fähigkeit konnte ihnen erst eingebracht werden, als man alle diese Wesen für höllische Geister, für Teufel ansah. Nur in der christlichen Hölle brennt Alles, nicht aber bei der heidnischen Galja, Hella. Da jedoch, wie wir sahen, alte heidnische Mythen des Thonar auf Dietrich übertragen wurden, so gieng auch der Feuerathem, d. h. der Blitz ganz natürlich auf Dietrich mit über. In diesen Sagen, die einst Göttermeythen waren, aber auch nur in diesen, gebührt dem Dietrich der Feuerathem. Da er ihn aber nun einmal hatte, so ließ man ihm denselben auch, wo er ihn haben weder soll noch kann, in der eigentlichen Heldenlage, in welcher er anderen Feldern nicht aber Wesen der Mythologie gegenübersteht. Es zeigt daher immer von Bedacht des Dichters, wenn ein Gedicht der zweiten Reihe nichts von Dietrichs Feuerathem weiß. Da man nun aber im christlichen Mittelalter in Dietrichs Feuerathem den Blitz Thonars unmöglich erkennen konnte, so mußte man diese Eigenschaft anderswoher ableiten, und da lag es eben nicht sehr fern, ihn zu einem Sohne des Teufels zu machen. Ich glaube daher auch nicht, daß

dasjenige, was der Anhang des Heldenbuches und von Dietrichs Erzeugung erzählt, aus einem jetzt verlorenen Gedichte entnommen sei; es ist vielmehr nichts als Meinung des Volkes, die sich über seinen Lieblingshelden in dieser Beziehung gebildet hatte. Auch gab es wohl schwerlich ein Gedicht, dem die Wilkinsage das mitgetheilte Stück vom Ende Dietrichs entnommen hätte; auch das scheint mir nur Glaube des Volkes, das ja seine besten Helden, auch geschichtliche, nicht sterben, sondern in Berge entrückt werden läßt. — Mehr den Anschein, einem Gedichte entnommen zu sein, hat die Ueberlieferung der altschwedischen Wilkinsage; aber dann durfte Dietrich nach der Schlacht von Ravenna nicht zu Egel zurückkehren, er mußte in Italien bleiben, und dann hätten wir eine Gestaltung der Sage vor uns, zu welcher das Lied von Ermenrichs Ende ebenfalls passen würde. Aber einen Lebensabscluß des Helden bedurfte man überhaupt erst, als man alle die einzelnen Sagen von Dietrich zu einem Ganzen vereinigte, wie in der Wilkinsage geschah. Nach Langes Ansicht, die Vieles für sich hat, ward die Wilkinsage von einem Isländer im vierzehnten Jahrhundert zu Bergen in Norwegen nach den Erzählungen niederdeutscher Kaufleute niedergeschrieben, wobei diese recht wohl sich auf Bremen, Soest und Münster, als Orte wo die Begebenheiten sich ereignet haben, d. h. wo die Sage noch lebe, und auf niederdeutsche Gedichte berufen konnten. Und waren die Erzählenden etwa gar aus Bremen, Soest¹ und Münster, was gar leicht der Fall sein konnte; so berichtet der Isländer auch nur die Wahrheit, wenn er sagt, daß ihm Männer aus diesen Städten die Sagen mitgetheilt haben. In Deutschland haben die einzelnen Sagen gewiß immer nur als einzelne bestanden; zu einem Gedichte sind niemals alle verarbeitet worden, denn kaum dürfte, wenn eine Alles umfassende Bearbeitung in Prosa vorhanden war,

¹ Im Altnordischen: Eusaf. Da Eusaf als Eiz Egel angegeben wird, als solcher aber in den meisten Gedichten Egelburg, worunter man Efen (Buda) versteht, genannt wird, so war man schon der Meinung, Eusaf sei nur Erinnerung an die altpreußische Hauptstadt Eusa. Aber wenn Ermenrich in Erißach wohnte, warum nicht Egel in Soest?

diese ganz und gar spurlos verschwunden sein. Aber für heute genug.

Ich habe mich gut unterhalten, sehr gut, weit besser als gewöhnlich in meinem Staatsrath, sagte der Herzog, als er sich erhob. Ich werde einige Tage hier bleiben, um noch ein Paar Vorträge anzuhören. Ich weiß schon weshalb. Herr von Stoffeln, bringen Sie morgen sofort diesen meinen Beschluß meinem Staatsrath zur Kenntniß. Gute Nacht, Frauen und Herren! Damit gieng er geleitet vom alten Grafen und gefolgt von Rünrich ab.

Sechster Abend.

Was werden wir heute zu hören bekommen? fragte der Herr, als am Avenor Ma versammelt waren..

Wir werden diesen Abend uns zunächst mit Gedichten beschäftigen, antwortete Gaspinger, welche theils echte Dietrichsage enthalten, obwohl ihr Held nicht Dietrich von Bern heißt, theils willkürliche Erweiterungen der Dietrichsage sind. Bleibt uns dann noch Zeit, so betrachten wir Gedichte, deren Inhalt ursprünglich selbstständige Sage ist, die jedoch später in die großen Sagenkreise Epels, der rheinischen Helden oder Dietrichs Eingang fand; vielleicht auch noch diejenigen Gedichte, deren Inhalt zu keinem der großen Sagenkreise gehört.

Aber wie kann es eine echte Dietrichsage geben, deren Held nicht Dietrich heißt? fragte Berta.

Dietrich heißt der Held nun wohl, aber nicht Dietrich von Bern, ließ sich darauf Gaspinger vernehmen. Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß der Dietrich der Sage mit dem Theoderich der Geschichte streng genommen nichts gemein habe als eben den Namen. Erst als man jenem durch Anlehnung an diesen Bern, d. h. Verona, zum Sitze gab, fand sich Dietmar als Vater Dietrichs ein, weil der Vater Theoderichs Theodomer heißt. Nimmt man für den Dietrich der Sage einen andern Wohnsitz an und giebt man ihm in Folge davon einen andern Vater, so fällt sogleich aller Bezug auf den geschichtlichen Theoderich hinweg. Aber im Mittelalter hat man freilich die in den Sagen auftretenden Dietriche für verschiedene gehalten, weil der neue Wohnsitz nur in

einen Theil der Sagen Eingang gefunden hatte, und es war eben darum auch ganz begreiflich, daß man dieß that; und um nun die geglaubte Verschiedenheit noch mehr hervor zu heben, fand man für gut, den Dietrich, dessen Eig Bern nicht ist, Wolsdietrich zu nennen, weil er nach der einen Sage als ausgesaugtes Kind von einer Wölfin aufgefäugt, nach der anderen von den Wölfen, denen man ihn als Kind preisgab, nicht zerrissen ward. Die Aussetzung aber fand Statt, weil seine Mutter auf widerrechtliche Weise zu ihm gekommen war, die Preisgebung, weil er schon als Knabe von ungeheurerlicher Stärke war und deshalb für eines Albes Sohn galt.

Ei, das paßt ja ganz und gar zu der zweifelhaften Herkunft Dietrichs von Bern, womit Sie uns am letzten Abend bekannt machten, sagte Gräfin Irmgard; und jezt sehe ich noch deutlicher ein, warum sich die Dichter so sorgfältig hüten, sich über die Abstammung Dietrichs von Bern auszulassen, seit er aller Helden Vorbild geworden war, und warum sie ihn des Mythischen entkleiden und dafür mit allen edlen Eigenschaften des Geistes und Hergens ausrüsten.

Hat dieser Wolsdietrich auch den Feuerathem Dietrichs von Bern, der doch wohl mythisch genug ist? fragte Berna.

Nein, erwiderte ihr Gaspinger, den hat er nicht, und hierin liegt für mich ein Beweis, daß der Feuerathem Dietrichs von Bern in keiner Verbindung steht mit seiner Abkunft von einem Alb. Erst als man die Dietriche geschieden hatte, was vielleicht schon im siebenten Jahrhundert geschah, wurden Mythen von Thonar auf Dietrich, aber nur auf den, der jezt Dietrich von Bern heißt, übertragen, und hieraus folgt zugleich, daß eigentlich Dietrich den Feuerathem nur da haben darf, wo er gegen Riesen, Zwerge und Lindwürme streitet, also den alten Thonar vertritt. Ueberall, wo er nicht den Donnergott vertritt, hat er demnach mit Unrecht den Feuerathem, d. h. den Blitz.

Nun so lassen Sie uns denn etwas von Dietrichs Ereignissen hören, bevor man Dietrich von Bern von ihm abtrennte, sagte Irmgard, und Gaspinger begann:

Dietrich, oder Wolfdietrich, wie ich jetzt ihn auch nennen will, ist zunächst Held zweier Gedichte, von denen das eine schlechthin Wolfdietrich, das andere Wolsdietrich und Sabene überschrieben ist. Beide haben manches gemein, weichen aber auch in manchem von einander ab. Sie werden beides, Uebereinstimmung und Abweichung, aus dem kurz mitzutheilenden Inhalte beider Gedichte abnehmen.

Dem Wolsdietrich ist ein Gedicht gleichsam als Einleitung vorausgeschickt, welches Hugdietrichs Brautsahrt heist; denn Hugdietrich gilt hier als Wolsdietrichs Vater. In Constantinopel, beginnt das Gedicht, herrschte der schöne Hugdietrich, dem das goldblonde Haar bis über die Hüften hing. Sein Vater Anzias (oder Attenuis) hatte ihn, als er starb, dem Herzogen Berchtung von Meran (Dalmatien) übergeben, daß er den jungen Fürsten in allen ritterlichen Künsten erziehe. Als er ihn zwölf Jahre lang unterrichtet hatte, bat ihn Hugdietrich, ihm eine Jungfrau vorzuschlagen, daß er sie eheliche, damit sein Land einen Erben habe. Berchtung rieth zu der schönen Hildegund, Tochter Walgunds, Königes von Salneck (Thessalonike), sagte aber zugleich, daß der sie keinem Manne geben wollte und sie auf einem Thurme wohlverwahrt hielte. Da beschloß Hugdietrich (Hug bedeutet Geist, Schlanheit, Muth) List anzuwenden und er ließ sich ein Jahr lang von einer Meisterin in künstlichen Frauenarbeiten unterweisen, und kleidete und gebärdete sich als eine Jungfrau. Als er sattfam vorbereitet war, fuhr er mit Jungfrauen, geleitet von Berchtung und seinen Mannen gen Salneck, wo vor der Stadt ein kostbares Gezelt aufgeschlagen war. Walgund erkundigte sich durch Herdegen nach dem Gaste; dieser aber nannte sich Hildegund, Schwester Hugdietrichs, der sie vertrieben habe. Liebgard die Königin ahnte zwar einen Anschlag auf ihre Tochter, Walgund aber glaubte es nicht und die Jungfrau ward freundlich aufgenommen. Nachdem Berchtung mit dem Geleite wieder heimgeritten war, ergab sich Hildegund ihren Arbeiten, und die gesielen so wohl, daß die Königin sie bat, wo ihrer Jungfrauen ihre Kunst zu lehren. Hildegund that dieß und erbat sich als Lohn nun, daß sie Hildegunden sehen dürfe. Der

König, dem Hildegund eine schöne Haube gestickt hatte, willigte ein und ließ zum Pfingstfeste die Tochter von ihrem Thurme herabkommen. Beide saßen da freundlich beisammen und Hildegund bat den Vater, ihr die fremde Jungfrau mit auf den Thurm zu geben, daß auch sie die Kunst lerne, und beide wurden wirklich auf dem Thurme eingeschlossen. So lebten sie zwölf Wochen zusammen, ohne daß Hildegund in der Jungfrau einen Mann erkannte; endlich aber geschah es und er nannte nun ihr seinen Namen. Sie ward schwanger und fürchtete für sich und ihn den Tod; Hugdietrich aber tröstete sie und sagte ihr, daß Verchtung ihn bald heimholen werde. Er hieß sie das Kind, wenn es ein Anabe wäre, Dietrich nennen; wäre es ein Mädchen, solle sie ihm einen Namen geben. Zugleich zog er den Thurmwächter Wölfelin in das Geheimniß, gewann ihn durch große Verheißungen, daß er das Kind ihm brächte, und versprach, sie bald als sein Weib heimzuführen. Er empfing von ihr einen Ring zum Andenken.

Nachdem Hugdietrich abgeholt worden war, gebar sie einen Anaben, der zwischen den Schultern ein rothes Kreuz als Mal trug. Als sie sich mit dem Wächter berieth, wie sie ihn könne taufen lassen, kam ihre Mutter auf den Thurm, und aus Furcht unzeitiger Entdeckung ward das Kind von dem Wächter in den Burggraben hinab gelassen. So merkte die alte Königin nichts. Bald darauf gieng eine Wölfin durch den Graben, fand das Kind und trug es in den Wald zu seinen Jungen, die noch blind waren. Als der Wächter dann hinabgieng nach dem Kinde, fand er es nicht mehr. Er beschloß, daß er die Mutter nicht erschrecke, ihr zu sagen, er habe das Kind zur Taufe getragen und es dann einer Amme übergeben. Erst des Abends kehrte er auf den Thurm zurück.

Am nächsten Morgen ritt König Walgund auf die Jagd. Er traf im Walde auf den Wolf und verfolgte ihn bis zu seiner Höhle. Die Wölfe wurden erschlagen, und dann fand ein Jäger das Kind und brachte es dem Könige, der es hold aufnahm und seiner Frauen heim trug. So vernahm es denn auch Hildegund, und als sie besorgt dem Wächter in das Gewissen rebete, gestund er

ihr Alles. Sie ließ sich darauf von ihrer Mutter das gefundene Kind auf den Thurm bringen und erkannte es bald an dem Kreuze. Nun bekannte sie Alles ihrer Mutter, und diese versprach sie mit dem Vater auszuföhnen. Die Eühne fand statt und der Knabe ward getauft und Dietrich genannt; zur Erinnerung an die Wölfe aber nannte man ihn Wolsdietrich. Als darauf Walgund Hugdietrich die Sache kund thun ließ, kam dieser sogleich, vermählte sich mit Hildeburg und führte sie nebst dem Kinde nach Constantinopel. Hildeburg gebar ihm noch zwei Söhne, Bogen, oder Baugen, und Wachsmuth; doch wuchs Dietrich vor allen herlich empor. Berchtung ward ihr Erzieher und lehrte sie Reiten, Schwertsechten, Heerschießen und andere Künste. Als sie das Alter hatten, erhielt jeder dreihundert Dienstmannen.

Damals stund König Dnit in seiner höchsten Macht. Außer Rom diente ihm Baiern, Schwaben, Westfalen und manch anderes Land. Gerwart sein Mann rühmte ihm einst Hugdietrichs Macht und erweckte dadurch in ihm die Begierde, auch ihn zu unterwerfen. Er sandte demnach den Grafen Herman nach Constantinopel und ließ Zins fordern. Hugdietrich wagte nicht den Zins zu weigern, und so sandte er jedes Jahr ein Saumroß mit Gold nach Rom; Wolsdietrich aber ließ ihm zornig sagen, sobald er ein Mann sei, werde er den Zins wieder heimholen.

Bald starb Hugdietrich; Hildeburg war schon früher gestorben. Zuvor hatte er noch sein Reich unter seine drei Söhne getheilt. Wachsmuth erhielt Eppern, Boge oder Bauge ein anderes Land, Wolsdietrich aber Constantinopel, und er besonders ward vom sterbenden Könige Berchtunge empfohlen. Der nahm ihn mit nach Meran und lehrte ihn viele Künste, insonderheit drei Messerwürfe, die ihn einst der König Anzius gelehrt hatte. Dabei theilte er ihm mit, daß er einst den Messerwurf auch den Pelian, Sohn des Königs Grippian von Reußen, gelehrt, ihm aber zwei Sprünge und einen Wurf vorenthalten habe; ihn aber wolle er alle lehren. Zu einen Pfingsten erteilte ihm Berchtung den Ritterschlag und gab ihm zugleich seine sechzehn Söhne zu Dienstmannen, und es schwuren ihm Treue vier Herzogen, zwölf Grafen und hundert Ritter.

Da kamen Mährte, daß seine Brüder Wachs-
 muth und Bauge ihn des Vatererbes berauben wollten. Da zogen die Aeden und
 viertausend Knechte mit ihm gen Egan (oder Eipin) in das Thal,
 wo sie sich einschifften und in zwölf Tagen vor Constantinopel
 anlamen. Da lagerten sie, und Berchtung befahl seinen Söhnen
 Herbrand (nachmals Vater Hildebrands) und Hagen das Heer
 und gieng mit Dietrich in die Stadt. Diesen grüßten die Brüder
 nicht, wohl aber Berchtungen und mahnten ihn, Dietrichen zu
 lassen, der ein Rebskind sei. Dietrich erbot sich, sein Erbe mit
 ihnen zu theilen; sie aber drohten ihm den Tod, und waffneten
 sich. Da blies Berchtung sein Heerhorn von der Jinne, und seine
 Söhne eilten, wie es verabrebet war, mit dem Heere herbei und
 stürmten die Burg. Es erhob sich ein grimmer Kampf, worin
 alle Mannen Berchtungs erschlagen wurden: doch wollte er mit
 seinen Söhnen nicht weichen, sondern sie stritten Rüden an Rüden.
 Auch sechs von ihnen fielen; aber so oft einer sank, lagte Berch-
 tung Dietrichen an, daß er es nicht merken sollte. Endlich traf
 Dietrichen selbst ein Stein, daß er für todt da lag. Da hub ihn
 Berchtung auf und trug ihn fort; die übrigen zehn Söhne aber
 folgten tapfer kämpfend. Als sie zu den Rossen gekommen waren,
 ritten sie eiligt von dannen, und fünf tausend Griechen ritten
 ihnen vergebens nach. Berchtung und die Seinen kamen in einen
 Wald; da wollten sie Nachtlager nehmen. Dietrich blieb gewaffnet
 und gieng in den Wald. Da kamen zwölf Riesen, überfielen die
 Schlafenden, banden sie und trugen sie zu Balmund in die Burg
 Xremund, der seinen Bruder rächen wollte und sie in ein Verlies
 warf. Darauf sandte er die Riesen nach Wolf Dietrich aus, der
 aber erschlug sie alle. Dann suchte er drei Tage lang mit Balmund
 selbst, der, so oft er aus einem Brunnen trank, die Stärke von
 fünfzehn Männern gewann und St. Georgen Hemde trug, das
 undurchdringlich war. Er hatte es aus einem Kloster geraubt
 und trug es zum Spotte. Dietrich aber half der Zwerg Sibung,
 dem sein Vater Gutes gethan hatte, indem er ihm einen Ring
 gab und ihm rieth, die Spitze seines Schwertes vor jedem Schläge
 in den Sand zu stoßen. So erlag endlich der Heide und Dietrich

schlug ihm das Haupt ab. Darauf nahm er das Hemde, legte es an, ritt zur Burg Tremund, erschlug den ungefügen Pförtner Alban und gieng zum Gemache der Königin, wo man auf ihn mit Stühlen und Bänken losschlug. Er aber tödtete alle Feinde, befreite Verhaftungen und seine Söhne und ritt mit ihnen von dannen.

Hier können wir, denke ich, einmal einen Halt machen, sagte Gräfin Irmgard, um das bis jezt Gehörte zu besprechen. Hugdietrichs Brautfahrt scheint mir aus ganz anderem Geiste gedichtet als Wolfdietrich, und ich zweifle nicht, das Gedicht bestund ursprünglich für sich. Es ist viel milder als Wolfdietrich, der ziemlich rauh beginnt. In jenem ist alles menschlich; in diesem haben wir es aber sofort wieder mit Riesen und Zwergen zu thun.

Das ist auch meine Ansicht, stimmte ihr Baron Wilmar bei; schon der grundverschiedene Ton der beiden Gedichte zeigt, daß sie nicht von dem gleichen Dichter herrühren. Und irre ich nicht, so ist nicht nur Hugdietrichs Brautfahrt, sondern auch Otnids Brautfahrt und die Sendung der Lindwürme nach Langbardenland mit Wolfdietrich verbunden worden, ein Gedicht, das wiederum in anderem Tone erklingt.

Sie irren nicht, Herr Baron, sagte Haspinger; die Sache verhält sich wirklich so.

Uebrigens, nahm der alte Graf das Wort, stimmt die Sage doch darin mit der Geschichte überein, daß sie für die Begebenheiten, die sie als frühere ansetzt, das oströmische Reich, oder das griechische, als Schauplatz annimmt; denn in Griechenland waren die Gothen eine geraume Zeit sesshaft, bevor sie nach Italien giengen. Darin freilich irret sie dann, daß sie Langobarden selbst kennt, bevor Dietrich dahin kommt. Die bekannteren Langobarden vertreten also die später verschollenen Schaaren der Rugier, Ekiren und anderer deutscher Stämme, die Radagais und Odoakar nach Italien führten, und deren Nachfolger die Gothen dann wurden.

Demnach würde also Otnid, der über die Langobarden herricht, für Odoakar stehen? fragte Verta.

Möglich, erwiderte ihr Leodegar; denn ihm steht Wolf Dietrich erst feindlich gegenüber, dann verbündet er sich mit ihm und erhält nach dessen Tode sein Reich, gerade wie Theodorich erst den Odoakar bekämpfte, dann sich mit ihm verband und nach dessen Tode das Reich erhielt. Und das Hildibrandslied nennt auch noch den Nachgar Theodorichs Gegner, nicht den Otnid. Für Odoakar trat also zuerst Otnid, dann Irmenrich oder Ermanarich ein. Gegen die Anlehnung der Sage an die Geschichte hier ist nichts einzuwenden. Soviel stimmt, aber mehr nicht; denn niemals war Theodorich Herr von Constantinopel, noch ward er von seinen Brüdern vertrieben. Die Geschichte kennt keine Brüder Theodorichs, und er lebte als Geißel in der östlichen Hauptstadt, nicht als Herr des Landes.

Die Begebenheit mit Balmund und seinen zwölf Riesen findet sich nicht in allen Handschriften des Gedichtes; das, sagte Gaspingar, glaube ich Ihnen bemerken zu müssen. Da keine Lücke in den Handschriften, in denen sie fehlt, dadurch entsteht, so zeigt uns dieß, wie die Sagen erweitert oder auch verengert wurden.

Gerade in diesem Stücke, bemerkte Irmgard, begegnen uns zwei alte Bekannte, der Pförtner Alban und der Zwerg Bibung: Alban erschien im Drendel, auch als Pförtner, aber als heimtückischer Zwerg. Bibung trat bereits im Gedichte Dietrich und Virginal auf, und zwar dienstbeflissen wie hier.

Aber was ist denn das als unverletzbar gerühmte Hemde des heiligen Georg für ein Kleid? fragte Berta, davon habe ich noch nichts gehört.

Erinnern Sie sich noch an den grauen Rock Drendels, oder an die Hornhaut Sigfrids? antwortete ihr der alte Graf. Das „Hemde des heiligen Georgs,“ des Schutzherrn der Ritterschaft, hat dieselbe Bedeutung. Alle diese Gewänder sollen nur erklären, wie gewisse Helden in den grimmigsten Kämpfen unverwundbar blieben. Noch weit spätere Zeiten wissen von solchen sogenannten Nothhemden (= Kampfhemden), und wie sie bereitet werden, zu erzählen. Ursprünglich, im Heidenthume, waren sie ein Werk der Walakurien, verliehen ihren Lieblingen unter den Helden, um sie

vor Wunden zu schützen; und daher ist es schädlicher, wenn die Dresdener und Wiener Handschrift des Wolfsbietrich dem Helden dieses Hemde durch Eigeminne zu Theil werden läßt. Die Benennung „St. Georgs Hemde“ ist eine verchristlichende. Der heilige Georg nämlich gieng aus allen Qualen unverletzt hervor, und wie diesen sein fester Glaube, sollte das Hemde den Helden, der es trug, wundlos erhalten. In der Wiener Handschrift heißt es von ihm:

Da hieß sie (Eigeminne) dem Herren in den Kiel tragen dar
ein palmasseiden Hemde, das sag' ich Euch fürwahr.
Sant Pangratien Heilthun darin beschloffen lag:
es war von hundert Jächern: das beschirmte ihn manchen Tag.

Wie es bereitet wird, lesen wir in Grimms deutscher Mythologie S. 1052: Ein unschuldiges Mädchen muß sieben Jahre lang stumm und schweigend das Hemde fertig spinnen, weben und nähen. Ein solches Hemde macht nicht nur fest und siegreich, es schützt auch vor Zauber oder löset ihn, wenn es über den Verzauberten geworfen wird. So bekommen in Werwölfe verwandelte Männer oder in Krähen verwandelte Mädchen, wenn sie damit bedeckt werden, die Menschengestalt wieder. Der Aberglaube behauptet sogar, daß, wer mit einem solchen Hemde am Leibe vor Gericht erscheine, in allen Händen Recht bekommt. In einem alten Segen (Hoffmanns Fundgruben I, 343) heißt es:

Sant Marien Nchemede (Leibhemde)
daz st hiute mîn fridhemede:
aller mîner vîende gewâsen
diu ligen hiute unde slâfen
und sîn hiut alsô palwâhs (übelchneidend)
als wære mîner vrowen sant Marien vâhs (Haupthaar)
dô si den heiligen krist gebære
und doch ein reiniu maget wære.

Wahrscheinlich schrieb man im Heidenthum auch der Wolfs-
haut vor Wunden schützende und Sieg gebende Kraft zu, sagte
da Edman; war doch der Wolf das dem Wödan heilige Thier.
Darum trugen die nordischen Berserker Wolfsgürtel über den

Brünnen, und Ulfhebin, der mit der Wolfsbaut bedeckt, ist altnordischer Heldenname, der genau dem altdeutschen Wolfsetan entspricht.

Die Bemerkung wird Grund haben, erwiderte ihm Leodegar; aber auch einem Kraute, dem „Allermannharnisch“ schrieb man vor Wunden schützende Kraft zu. So dürfte auch statt des oben erwähnten Heilthums, d. h. Reliquie, des heiligen Pangratus ursprünglich etwas anderes eingewoben worden sein, etwa Wolfsbaare.

Hören Sie einmal, Hauptmann, wandte sich der Herzog jetzt zu Rünrich, es wäre nicht uneben, wenn ich für mein herrliches Kriegerheer solche Georgshenden oder auch Wolfsgürtel beschaffen könnte. Wären meine Leute Hieb-, Stich- und Kugelfest, dann wollte ich —

Ja, gnädigster Herr, antwortete der Althauptmann, es gieng schon, aber es geht nicht. Wo sollten wir Mädchen finden, die sieben Jahre lang stumm und schweigend spinnen, nähen und weben möchten? Und Gürtel aus Wolfsefell — ich weiß nicht, ob sie heute noch die gleiche Kraft äußern würden, da Wotan einmal abgeseht ist.

Thut nichts! war der Bescheid darauf. Tragen Sie die Sache einmal vorläufig in mein Gedentbuch, ich will sie mir weiter überlegen.

Vielleicht gelingt es Ihnen eher, Herr Herzog, den Brunnen wieder auffinden zu lassen, woraus ein Trunk dem Balmund die Stärke von fünfzehn Männern gab, sagte Verta lächelnd, aber etwas lech; das wäre auch etwas. Er muß ja nicht allzuweit von Constantinopel sein.

Der alte Graf und Irmgard erschrakten nicht wenig über des Fräuleins Redheit; als aber der Herzog ganz ernst befaßl, den Brunnen in seinem Gedentbuche ebenfalls vorzumerken; beruhigten sie sich, und um von dem Brunnen sofort abzulenkten, fragte Irmgard, wie wohl das Stechen der Schwertsipitze in den Sand den Zauber Balmunds lösen gekonnt habe?

Die Erde galt für heilig, entgegnete, ihre Absicht unterstützend, sofort Leodegar. Eine alte Lehre sagt: „Wenn ein Kind beschrien

ist und nicht schlafen kann, so nimm Erde von der Gemeine (also nicht vom eigenen Boden) und wirf sie über dasselbe.“ Aber nicht nur den Zauber brechen kann man mit Erde, man kann mit ihr auch zaubern; denn man sagt auch: Wer sein Feld volltragend machen will, der gehe stillschweigend aus, hole von dreierlei Erädern Erde und menge sie unter seinen Samen. Er trägt damit also die Kraft der drei Aeder auf seinen über. Damit, meine ich, wird Alles besprochen sein, und unser Freund kann wohl fortfahren. Gaspinger las weiter:

Sie kamen neben der Straße in ein wildes Thal,
auf einen grünen Anger. Gelegen war der Schall.

Da blieben nun die Herren. Berendet war der Streit;
so hatten denn sie Hoffnung, daß sie noch lebten längre Zeit.
Sie blieben da, die Herren. Als sie besiel die Nacht,

da sagte Wolfdietrich zu den Helden wohlbedacht:

„Ihr Helden, legt Euch schlafen, der Schildwacht pflege ich wohl.“

„Verhüt' es Gott!“ sprach Hache, „unser einer wachen soll!“

Da sprach der Herzoge Berchtung: „Biel lieber Herre mein,
wir sind Euere Mannen: wos wollt Ihr Wächter sein?

Laßt mich und mein Gefinde wachen hier im Tann,

und leget Ihr Euch schlafen: Ihr seid, traun, ein müder Mann.“

Da sprach Wolfdietrich, ein kühner Degen hehr:

„Ich fürchte traun, ich diene Euer keinem nimmermehr.

Mir sagt es mein Herze. Es mag nicht anders sein.

Laßt mich die Nacht Euch dienen: das ist der Wille mein.“

Da sprach der Herzoge Berchtung: „Euer fahrt' ein rauhes Weib:
wie wollt Ihr vor derselben fristen euern Leib?

Sie ist nach Euch gegangen bis in das dritte Jahr;

sie häit' Euch gern zu Manne, das sag' ich Euch fürwahr.“

Da sprach Wolfdietrich: „Wie soll ich hindern das?

Doch trag' ich in der Jugend lieber ihren Haß,

denn ob gespart er würde mir in das Alter mein;

was ich auch muß leiden: das mag anders nicht sein.“

Da legten sich zum Schlasfe seine eilf Dienestmann;

doch Berchtung keinen Schlummer vor Mitternacht gewann.

1 Euch stellet nach.

Auch Wolfsdietrich wachte; er hoffte immer noch,
 daß gegen Morgen fände den Schlaf der Meister doch.
 Als nun entschlief sein Meister, da kam das rauche Weib,
 Frau Else, her zum Feuer. Sie sah des Fürsten Leib.
 Sie gieng auf allen Bieren, als ob sie wär' ein Bär.
 Er sprach: „Bist du geheuer? Welcher Teufel brachte dich her?“
 Da sprach Frau Else die rauche: „Ich bin geheuer gar.
 Minne mich, Wolfsdietrich, der Sorgen wirst du bar!
 Ein Königreich dir geb' ich, Herr, ein weites Land:
 das soll traun für eigen fürder dienen deiner Hand.“
 „Rein, auf meine Treue!“ sprach Wolfsdietrich gleich,
 „ich will nicht dich minnen, du Balanbinne¹ reich;
 heb' dich hin zur Hölle, du bist des Teufels Braut:
 vor dir und deinen Worten, Ungethüm, mir wahrlich graut.“
 Vor Zorn einen Zauber sie warf da auf den Mann,
 davon sofort Wolfsdietrich sein vergessen begann.
 Gar bald sein gutes Schwert sie und sein Roß ihm nahm:
 sie führt' es fort von dannen, bevor er zu sich selber kam.
 Als sich versann der Rede, da griff er nach dem Schwert:
 sich und die Seinen schützen wollte der Degen werth.
 Als nicht er's fand, da eilte der wunderföhne Mann
 hin nach seinem Roße: da war es eben auch von dann.
 Da wandte Wolfsdietrich sich in den finstern Wald:
 da hatte sie hergezaubert eine Straße, die fand er bald.
 Des Nachts der Reilen zwölfe lief der Weigand:²
 unter schönem Baume die rauche Else dann er fand.
 „Willst du mich noch minnen?“ die rauche Else sprach.
 „Nimmer!“ sprach der Rede, „das wäre mir Ungemach.
 Mein Roß du gib mir wieder, mein Schwert auch, das du nahmst,
 als du, ungeschlachtet Weib, mich mit Zauber überlarmst!“
 Sie sprach: „Nun lege dich schlafen, du bist ein müder Mann,
 und laß mich dir scheiteln dein Gelock so wonnesam.“
 „Dem Schraze³ magst du scheiteln die Locken, rauches Weib,
 wenn dich des gelüftet. Mit dir ist übler Zeitvertreib.“
 Vor Zorne neuen Zauber warf sie auf den Mann.
 Auf die Brust ihm fiel er: schlafen er begann,

¹ Teufelin. ² Held. ³ Schraz, Waldgeist.

daß er mußte sinken auf die Grüne hin.

Laut Frau Else lachte: „Dein ich wohl gewaltig bin!“

Sie schnitt ihm von den Schläfen zwei der Locken fort;

damit ließ sie liegen den edlen Recken dort.

Seit lief er unverföhren da zu Walde ein halbes Jahr:

Wurzeln und Waldbeeren aß er, sag' ich Euch fürwahr.

Als Berchtung erwachte und seinen Herren nicht fand, erschraf er sehr. Er rieth nun seinen Söhnen nach Constantinopel zu gehn, den beiden Brüdern dort zu dienen; aber dabei sollten sie ihre Treue Wolfsdietrich bewahren. Er selbst nahm Stab und Tasche und schied von den Seinen um Wolfsdietrichen aufzusuchen. Er fuhr über St. Georgen Arm (den Hellespont) und kam nach der alten Troja, wo er vor einem Münster die rauhe Else fand. Sie grüßte ihn freundlich, er aber forderte seinen Herren von ihr. Sie läugnete, ihn gesehen zu haben, und fragte zornig, wie er wagen dürfe, sie des zu zeihen. „Ihr seid ihm nachgegangen, das weiß ich wohl, sagte er; davon hab' ich meinen lieben Herren verloren.“ Darauf durchzog Berchtung die Heidenchaft, mit traurigem Muthe seinen Herren suchend; aber er fand ihn nirgends. So schiffte er denn wieder über das Meer und traf auf seine Söhne im Hofe der Burg der beiden Könige. Sie empfingen ihn wohl und fragten sogleich, ob er ihren Herren, Wolfsdietrich, gefunden habe. Als sie vernahmen, daß er nicht wisse, ob er noch lebe oder todt sei, wurden sie sehr betrübt; er aber fand es nun für das Beste, daß er den Königen diene, bis Wolfsdietrich wiederkehre. Diese jedoch legten ihn und seine Söhne in Bande und ließen je zwei zusammenschmieden und befahlen, daß sie so die Mauern der Burg bewachen sollten. Da wollte Gott nicht länger Wolfsdietrichs Elend ertragen und er sandte einen Engel zur rauhen Else, daß er ihr geböte, den Held solcher Schmach zu entledigen.

Der Engel sprach zur Frauen: „Was hast du gethan,
daß du willst verderben solch einen biderben Mann?
Kendre dein Beginnen, du ungeschlaches Weib,
oder dir nimmt der Donner in dreien Tagen den Leib!“

Als des Engels Stimme die Königin so vernahm,
 bald sie da erkannte, daß von Gott sie kam;
 schleunigt sie da eilte hinaus in den Tann,
 da sie Wolfdietrichen fand, den vielgetreuen Mann.
 „Willst du mich noch minnen?“ sprach sie da sogleich:
 Drauf gab Bescheid ihr Dietrich, von Griechen der König reich:
 „Ob getauft Ihr wäret, Ihr ungefügtes Weib,
 so wollt' ich mit Euch wagen beides Leben und auch Leib.
 Aber edle Königin, nun sagt es mir fürwahr,
 ob ich auch gern Euch minnte, mich schreckt das rauche Haar.“
 Sie sprach: „Das soll nicht hindern dich, du kühner Mann;
 darum, Held, nicht Sorge: leicht ich das ändern kann.“
 In ein Schiff sie führte den Reden hochgemuth;
 da fuhren sie mit Freuden über des Meeres Fluth.
 Da hatte sie ihr Königreich, ein viel weites Land.
 Sie sprach: „Willst du treu sein, das dient alles deiner Hand.“
 Den jungen Held sie führte durch ihr reiches Land
 hin, wo an einem Berge sie den Jungbrunnen fand:
 kalt stieß er einhalb, anderhalb doch warm:
 darein sprang die Königin. „Nun halte mich Gottes Arm!“
 Als sie aus dem Wasser erhob den stolzen Leib,
 traun, in allen Landen war sie das schönste Weib:
 In dem Jungbrunnen die rauche Haut sie ließ:
 Nun hieß Sigeminne, die früher die rauche Else hieß.
 Sie war an ihrem Leibe wohlgeschaffen überall,
 über die Hüfte hinunter wie eine Kerze gedraht;¹
 ihre lichten Wangen waren rosenroth;
 sie legte ein Kleid von Seide an, das man dar ihr bot.
 „Willst du mich nun minnen, Wolfdietrich?“
 sprach die Maid; der Rede besann nicht lange sich:
 „Ob so schön ich wäre als ich war vor einem Jahr,
 gerne dich ich minnte, das sag' ich, Maid, dir fürwahr.“
 Da sprach Sigeminne: „Nächstest schön du sein,
 so spring in den Brunnen nur getrost hinein!“
 Da sprang in den Brunnen der tugendhafte Mann:
 seines Leibes Schönheit er da wieder gewann.

¹ Mund schlant.

Darauf hielt er fröhlich Hochzeit mit ihr; doch vergaß er weder seiner eifß Dienstmanne noch Odin's stolzer Zinsforderung. Da gab ihm Eigeminne ein wunderbares Schiff, das „mit gutem Greifen: gesieder“ bereitet war, worein sie dann das oben genannte Pal: matseidenhemde, worin St. Pangratiens Heilthum versiegelt war, tragen ließ.

In diesem Stücke, nahm jezt Irmgard das Wort, treffen wir auf eine Menge des Wunderbaren, und manches davon mag wohl ursprünglich dem heidnischen Volksglauben angehören. Zu: erst die rauche Else, die nicht nur ein Bärenfell einhüllt, sondern die auch gleich einem Bären auf allen Vieren daher kommt, den: noch aber menschlicher Rede mächtig ist.

Daß man annahm, antwortete Graf Huno, Götter und geistige Wesen könnten sich in Thiere verwandeln, wissen wir. Wodan wandelt sich in Adler und Schlange, Loki in einen Falken, in ein Roß und in einen Bock, die Walakurien in Schwäne, Fäfnir in einen Lindwurm, Marpalie in eine Krähe und später auch in eine Schlange, u. s. w. Solcher Verwandlungen ließen sich aus der nordischen Mythologie und nordischen und deutschen Sagen noch viele anführen. Aber alle diese können nach Willkühr die Thiergestalt annehmen und ablegen. Das kann Else nicht; sie bedarf, um die rauche Haut los zu werden, des Jungbrunnens, eben so wie Wolfdietrich, um von seiner ihm angezauberten Miß: gestalt frei zu werden. Hieraus folgt, daß Else die Bärengestalt nicht freiwillig annahm, daß sie vielmehr durch eine andere, höhere Macht in einen Bären verwandelt ward. Diese höhere Macht wird nicht genannt, überhaupt erfahren wir nicht, wer sie ver: wandelt hat, und warum sie verwandelt ward. Es wird aber wohl Strafe für ein Vergehen gewesen sein, und der sie also Ver: strafende wird nur der sein, der ihr später noch Befehle zu: sendet und im Gedichte Gott heißt, d. i. Wodan. Die Erzählung ist auf jeden Fall lückenhaft. Aber so häufig Verwandlungen in andere Thiere erwähnt werden, so selten wird einer Verwandlung in Bären gedacht. Doch eine wird erwähnt Fornaldar sögur,

I. E. 80, sagte Odman. Nämlich Hwilt, die Gemahlin des Schwedenköniges Hring, verwandelt ihren Stiefsohn Biörn, weil er sie verschmäht, durch einen Schlag mit einem Wolfshandschuh in einen Bären. Er ist fortan am Tage Bär, bei Nacht Mensch, bis er von seinem Vater, dem König Hring, erlegt wird. Auch Else muß von Zeit zu Zeit in Menschengestalt erscheinen, denn Verchtung trifft sie vor dem Münster zu Alten-Troja und redet mit ihr. Sie wird also zur Nacht Bärin, ist aber Weib am Tage.

Die „alte Troja“ ist doch nicht gar etwa die Troja der hellenischen Sage? fragte Berta.

Das ist sie freilich, erwiderte ihr Leobegar. Schon früh im Mittelalter gieng die Sage von der trojanischen Abkunft der Franken, und so dürfen wir uns nicht wundern, Troja (als alte Troja im Gegensatz zu Neutroja, oder Xanten am Rhein) in der deutschen Heldensage zu finden.

Nun möchte ich nur noch vernehmen, sagte Berta, ob Jemand uns über den Jungbrunnen noch etwas mittheilen kann. Früher trafen wir auf einen Brunnen, woraus ein Trunk große Stärke verleiht, hier treffen wir auf einen, der noch Wunderbareres bewirkt.

Die Urstoffe, Feuer, Wasser, Luft, Erde, sagte der alte Graf, wurden von allen deutschen Stämmen verehrt. Das Wasser besonders da, wo es entspringt, am Quell oder Spring, Ursprung, Brunnen. Die Norne Wurthja hat nach der Edda ihren Brunnen; an einem Brunnen kommen alle Götter zum Gericht zusammen, und aus Mimes Brunnen trank Odin Weisheit. Von deutschen Göttinnen wohnen Nerthus und Hulda in Brunnen oder Seen. In Grimms deutscher Mythologie ist gar vieles auch über die Verehrung der Elemente mitgetheilt. Ein solcher Brunnen, wie hier einer geschildert ist, hieß bei unsern Vorfahren: Juncbrunno, Quecbrunno (Lebensbrunnen). Hier bewirkt er, daß Else durch Niedertauchen in ihm ihre Bärenhaut für immer los wird, nachdem die ihr auferlegte Bedingung der Erlösung, die Erwerbung der Liebe eines Helden in ihrer Schreckgestalt, erfüllt ist.

Ab! nun begreife ich auch, warum sie Wolfsdietrichen drei

Jahre lang nachgeht und nachher, als sie ihn gefunden hat, Gewalt und Zauber anwendet, ihn zur Liebe geneigt zu machen, sagte Verta. Er ist der ihr verheißene, sie erlösende Held, und nur er vermag sie zu erlösen. Nun wird auch ihr neuer Name, Eigeminne, da sie nur durch Liebe, Minne, erlöst werden kann, bedeutsam.

So, antwortete Hespinger, mag man später den Namen wohl gedeutet haben; aber das Wort meriminni, merimenni, walt-menni, d. h. Meerfrau, Baldfrau (menni aus mann) beweist, das Sigumenni, Eigeminne, nur Siegfrau bedeutet, mithin Wala-kuriennamen ist. Uebrigens hat Niemand darauf hingewiesen, daß unsere Eigeminne einige Ähnlichkeit mit der homerischen Kirke hat, zu der Zeus ebenfalls seinen Boten (Engel = angelus) sendet und ihr die Entlassung des Odysseus anbefiehlt.

Ja, sagte der Althauptmann: aber das Schiff, mit gutem Greifengefieder bereitet, was ist das für ein Schiff? Und ein Hemde aus Palmatseide? Nie habe ich davon gehört!

Ein Schiff, um Meer und Lust zu durchsegeln, antwortete ihm Edman. Die Edda läßt die Walkyrien durch Lust und Wasser auf Rossen reiten. Schiff und Ross kann hier, glaube ich, eines für das andere stehn. Man reitet ja nicht nur auf dem Rosse, sondern auch auf Schiff und Wagen. Ueber Palmatseide weiß ich Ihnen jedoch nichts zu sagen.

Palmat, Palmatseide ist eine sehr weiche, flodichte Seidenart, antwortete Leodegar, woraus man Matratzen und Bettdecken machte. Aber auch zu Gewändern ward Palmatseide verarbeitet, weil man glaubte, kein Schwert könne sie durchdringen. So heißt es in Ruonrads Trojanerkriege:

Da schuf ein Hemde wohl gewoben
aus blanter Palmatseiden,
daß er ihn da verschneiden (verwunden)
nicht mochte.

Hier wird das unverwundbarmachende St. Georgenhemde als aus Palmatseide gewoben angenommen, offenbar zur Erklärung dieser seiner Eigenschaft. Hiemit, meine ich, ist wohl alles zu erklärende erklärt.

Haspinger fuhr demnach fort:

So fuhr er gegen Lamparten. Als er nach Garda kam, setzte er sich unter eine Linde, darunter Niemand kommen durfte außer der streiten wollte, und entschlief. Eidrat erblickte ihn und sagte es ihrem Gatten. Dtnid gieng hinaus und erweckte ihn mit einem Stoße. So kam es unter ihnen zum Kampfe. Jeder schlug den andern dreimal nieder; als Dtnid zum vierten Male fiel, blieb er für todt liegen. Eidrat eilte herbei, und auf ihr Geheiß holte Wolfdietrich Wasser in seinem Helme. So ward Dtnid gelabt und kam wieder zu sich. Beide schlossen nun Bündniß, und Dtnid versprach Hülfe gegen die beiden Brüder, ward aber eifersüchtig, als Eidrat den Helden freundlich anblickte. Dennoch blieb er wohl ein halbes Jahr zu Garda. Endlich schied er und wandte sich zum Meere hin: da fand er seine Frau, die ihn zu suchen gekommen war, am Gestade stehn. Sie schiffen heim nach der alten Troja und leben daselbst ein halbes Jahr in Ruhe. Da ward Eigeminne durch List ihm geraubt. Ein Riese (Ritter), Drusian (Drysgan, Drasian), entführte sie. Wolfdietrich war mit ihr auf die Jagd gegangen und sie weilten unter einem kostbaren Zelte. Da sah er einen wunderbaren Hirsch, den wohl Drusian gebracht hatte, und um ihn zu fangen, verließ er Frau und Zelt. Da kam Drusian und entführte Frau und Zelt über's Meer nach seiner Burg. Als Wolfdietrich nach vergeblicher Jagd zurück kehrte, fand er weder Zelt noch Frau. Er bestieg sein Wunderschiff und kam nach Garda. Eidrat allein erkannte ihn. Sie gieng zu ihm, ihn zu erforschen, und theilte dann Dtnide ihre Entdeckung mit. Beide beschließen nun, auszugiehn und die Geraubte zu befreien. Sie kommen zu einem Waldmanne, wo sie Nachtlager nehmen. Während Dtnid schläft, verläßt ihn Wolfdietrich, um die Unternehmung allein auszuführen. Er kam nach vierzehn Tagen durch Zufall zu Drusians Burg, wußte jedoch nicht, daß Eigeminne hier sei. An einem Brunnen entschlief er, er hatte sich aber als Waller verkleidet und sein Schwert in einem Palmaste verborgen. Eigeminne sah von der Burg den Waller am Brunnen liegen, und verlangte von Drusian, daß er ihn sofort in

die Burg hole, wogegen sie versprach, sein Weib zu werden. (Nach anderer Darstellung sendet sie zuvor die Dienerin Fromut zu dem Waller, ihn zu fragen, wer er sei; und diese sagt nun Wolfsdietrich, daß heute die Frist zu Ende sei, die Drusian der Frau bewilligt habe, bevor sie sich mit ihm vermählen müsse. Wolfsdietrich gab ihr einen Ring, und an dem erkannte Eigeminne den Waller.) Drusian holt den Waller auf die Burg, wo er herrlich bewirthet wird. Als er in der Halle sich genau umschauete, sieht er das geraubte Zelt, und so weiß er, daß er am rechten Orte ist. Aber Drusian faßt Verdacht und heißt ihn essen und trinken, seine Augen jedoch im Zaume halten. Dreimal mahnt er so. Bei Tische dienen Zwerge. Als es Nacht ward, wollte Drusian die Frau in seine Kammer führen; da sprang aber Wolfsdietrich auf, zog sein Schwert und forderte sein Weib. Da ließ der Riese drei Brünnen herbeitragen und gab dem Waller die Wahl. Er wählte eine alte, unscheinbare mit starken Eisenringen, und verschmähte die beiden anderen, die kostbar waren und von Gold und Silber strahlten. Diese Wahl ist zwar dem Riesen gar nicht nach Sinne, aber sein Wort bindet ihn. Eigeminne nun waffnet ihren Gatten. Der Kampf war hart und schwer, und auch eine Menge Zwerge stürmte heran und schoß auf den Helden; endlich aber spaltete Wolfsdietrich Drusianen von der Achsel bis zum Gürtel, zündete darauf die Burg an, verbrannte die Zwerge und führte sein befreites Weib von dannen. (Nach anderer Darstellung kommt nach Drusians Falle seine Schwester Berille, eine greuliche nackte Riesin, der die Brüste bis auf die Knie hängen, schlägt den Sieger mit ihrer Stange nieder, bindet ihm Hände und Füße zusammen, nimmt sein Schwert und geht, eine Wiebe zu holen, um ihn aufzuhängen. Da fällt ein Regen, der seine Bande löst, und es kommt ein Zwerg, der ihn in eine Nebellappe hüllt und ihn zu dem Felsen führt, wo sie sein Schwert verborgen hatte. Im neuen Kampfe tödtet er die Riesin, und giebt Burg und Land zur Hälfte dem Zwerge Ortulf, der ihm beistund, die andere Hälfte giebt er dann dem Waldmann, der ihn und Otniden bewirthete.) — Auch Otnid hatte inzwischen schwere Kämpfe bestanden.

Als Wolfdietrich ihn traf, war er ganz schwarz; denn nachdem er einen grimmigen Riesen erschlagen hatte, hatten ihn in einer Höhle Zwerge mit Schwefel und Pech schwarz geräuchert. So zogen sie nun zusammen nach Garda, wo Eidrat ihren Mann nicht erkannte. Nach kurzer Ruhe schiffen Wolfdietrich und Eigeminne heim nach der alten Troja, wo sie nicht lange nachher starb.

In diesem Gedichte, sagte jetzt Irmgard, das sieht man deutlich, sind zwar Begebenheiten neben einander gestellt, aber nicht mit einander verbunden. Wolfdietrichs Aufgabe ist es, seine gefangenen Mannen zu befreien und sein Erbe zu erlämpfen. Alles, was geschieht, kann und darf also nur geschehen, um entweder dieß zu fördern oder zu hindern. Seine Verbindung mit Eigeminne fördert das Unternehmen ganz und gar nicht; sie ist also als ein Hinderniß desselben aufgefaßt; aber das ist mit keinem Worte auch nur angedeutet; das Hinderniß wird einfach durch den Tod der Hindernden aus dem Wege geräumt. Wolfdietrich, der doch überall der Vielgetreue heißt, vergift seiner Mannen länger denn ein Jahr; das war jedenfalls nur durch eine gränzenlose Liebe zu Eigeminne oder dann durch Zauberei, die sie anwendet, zu rechtfertigen. Darin hatte der Dichter die freie Wahl; aber er war diesem Stoffe nicht gewachsen.

Das Gedicht, wie wir es jetzt haben, gehört dem vierzehnten Jahrhundert an, sagte Haspinger. Zu dieser Zeit gieng man aber immer nur auf grobstoffliche Unterhaltung aus. So konnte man denn sehr leicht Strophen, die nicht Handlung, nur Beweggründe zur Handlung enthielten, als unnöthig ausscheiden. Daß das Gedicht selbst dadurch nothwendig zerstört ward, kümmerte damals die Zuhrenden wenig.

So wird es sich in der That wohl verhalten, nahm jetzt Baron Wilmar das Wort. Aber ich will jetzt auf etwas anderes hinweisen. Es ward bereits gesagt, daß Wolfdietrich und Dietrich von Bern ursprünglich einer und derselbe sind. Nun, wie hier dem Wolfdietrich seine erste Gattin durch einen Riesen geraubt

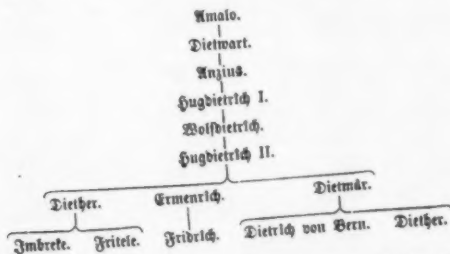
wird, so ward auch dem Dietrich von Bern seine erste Gattin Hertlin durch den Zwerg Goldemar geraubt und von ihm zurückgeholt, worauf sie gleichfalls sofort starb, wie hier Eigeminne. Das Gedicht, das dieß erzählte, ist verloren; aber seinen Inhalt bewahrt der Anhang zum Heldenbuche, wenn auch sehr kurz und deßhalb ungenau und verworren.

Ich möchte auch eine Vermuthung vorbringen, sagte Graf Huno. Eigeminne wohnt in der alten Troja: vor kurzem hörten wir, daß man die Franken aus Troja herleitete; wir wissen ferner, daß Hagene nicht nur von Tronege, sondern auch von Troja heißt, demnach als Franke gilt; ferner gehören Sigmund, Sigfrid, Siglind schon ihren Namen nach in den Stammbaum der Frankenkönige, die von Eigi, dem Sohne Wodans abstammen: könnte nun nicht auch Eigeminne fränkischen Geschlechtes sein?

Ihre Vermuthung ist ganz richtig, erwiderte ihm Haspinger. Nach dem Gedichte von Dietrichs von Bern Ahnen steht an der Spitze des ganzen Geschlechtes Dietwart, König von Rom. Seine Gemahlin war Minne, Tochter Lademers von Westermeer. Ihr Sohn war Siegher, welcher die Tochter Balluses von Ror-
mannenland, Amalgard, ehligte. Ihr Sohn war Dnid und ihre Tochter Sigelind, die sich mit König Sigmund vermählte, deren Sohn Sigfrid war. Dnid heirathete die Tochter Gobians von Galame, Liebgard, die sich nach dessen Tode mit Wolf-
dietrich von Griechenland vermählte. Wolfdietrichs Sohn war Hugdietrich, der Eigeminne von Frankreich heirathete. Ihr Sohn war Amalung, der mit einer Ungenannten aus
Retlingen Diethern, Irmenrichen und Dietmaru zeugte. Diethers Söhne waren Imbreke und Fritele; Irmenriches
Sohn war Fridrich, und Dietmar, der des Königes Desen
Tochter Dilia heirathete, zeugte Dietrich von Bern und
Diethern.

Diesen Stammbaum stellt allerdings das Gedicht auf, sagte Leodegar. Aber er birgt verschiedene Unfügigkeiten, wie schon W. Grimm das aussprach. Zuerst gehört Sigelind wohl nicht zu diesem Geschlechte, war eher eine Verwandte Sigmunds. Der Name,

den die nordische Sage ihr giebt, Hiördis, d. i. Schwertmaid, scheint mir nur ihr Valkyriename; ihr Vater aber heist dort Gylimi. Auch Dtnid gehört nicht zu diesem Stamme, denn nach der echten Sage war sein Vater der Zwerg Alberich, der Gemahl seiner Mutter aber König Dtnid. Allein, wäre dieser Stammbaum auch ganz unverbächtig, so gieng doch Dietwarts Geschlecht mit Dtnid zu Ende, da dieser keine Kinder hat. Dtnids Frau heist Liebgard; aber ihr Vater wird bald Nachaol, bald Raçaol, Nachaol, bald Marchorel, König von Syrien, genannt. Dennoch konnte Godian der ältere richtigere Name sein. Mit Wolsdietrich also beginnt nun ein neuer Stamm; denn daß er Dtnids Witwe heirathet, begründet keine Verwandtschaft mit Dietwarts Geschlechte. Sein Vater Hugdietrich und sein Großvater Anzias sind übergangen; aber seine eigene erste Gemahlin, Eigeninne, wird zur Gattin seines Sohnes Hugdietrichs II. gemacht; ganz richtig jedoch heist sie eine Königs-tochter aus Frankreich, was zu der alten Troja stimmt; denn daher sind die Franken nach der Sage an den Rhein gekommen. Amalung sollte Amalos heißen, denn Amalung ist Sohn Amalos. Amalos aber ist nach Jornand der Stammvater der ostgothischen Könige, der folglich an die Spitze des ganzen Geschlechtes gehört. Lautete demnach der ganze Stammbaum etwa:



so wäre dagegen nicht viel zu erinnern. Noch richtiger freilich würde er lauten:

Als er weiter ritt, die Lindwürme zu suchen, fand er einen Elephanten mit einem derselben im Kampfe. Da er den Elephanten im Schilde führte, stand er diesem bei, und der Lindwurm entwich. Der Elephant folgte ihm seitdem. Er kam zu einer Linde und legte sich da nieder, um zu ruhen; da jedoch in der Linde ein Zauber war, schlief er ein. Jetzt kam der Lindwurm. Der Elephant kämpfte mit ihm, und der Hund suchte seinen Herrn zu wecken; aber Dtnid erwachte nicht. So tödtete der Lindwurm den Elephanten und trug ihn samt Dtnide nach der Höhle. Als Dtnid aus dem Bereiche der Linde war, erwachte er und wollte sein Schwert ziehen; der Wurm stieß ihn aber gegen einen Felsen, daß er starb und warf ihn samt dem Elephanten seinen Jungen vor, die ihn durch die Brünne, die sie nicht zerreißen konnten, ausfogen.

Ros und Hund kamen heim, und so erkannte Sidrat, daß Dtnid todt sei. Sie beklagte ihn drei Jahre lang.

Ho ho! sagte jetzt der alte Herzog, sein Haupt mißbilligend schüttelnd und große Rauchwolken ausstoßend, Elephanten in Italien, das ist zu albern. War mehr als einmal dort, habe aber nur zahme Elephanten herumführen sehen, wie bei uns gerade auch. Lindwürme lasse ich mir überall gefallen, denn das sind Jagdthiere; aber Elephanten! Habe ich nicht recht, Frau Gräfin?

Gewiß, Herr Herzog, Sie haben vollkommen recht, sagte Irmgard. Wilde Elephanten kennt Italien nicht. Aber ich muß zu meiner Beschämung nur gestehn, mir giengen andere Dinge durch den Kopf, ich habe nicht aufmerksam zugehört und weiß daher nicht, ob nicht doch die Anwesenheit des Elephanten gerechtfertigt sein mag.

Ei, ei! sagte lächelnd der alte Herr; nicht zugehört? Andere Dinge gehn im Kopfe herum? Nun, werden sehen, werden sehen!

Der Zweck des Dichters war, ergriff Huno das Wort, kein anderer, als die Stärke des Lindwurms anschaulich zu machen, und so gab er ihm ohne weiteres Bedenken das stärkste der lebenden Thiere zum Gegner und zur Beute.

Ich zweifle, sagte der alte Graf lächelnd, daß ein noch so ziemlich vernünftiger Grund den Elephanten herbei führt. Dtnid hilft dem Elephanten ja nur, weil er ihn als Wappenthier im Schilde führt. Hier verräth sich Einfluß der höfischen Dichtungen, denn da begegnen wir sehr oft solchen Dingen. Wie Dtnide hier von nun an der Elephant, so folgt dem Zwein der von ihm befreite Löwe, dem Gauriel der Hock als Streitgefährte nach. Es sind das Albernheiten, aber für das ritterliche Epos ist eben nichts albern.

Aber wie kamen denn die Lindwürme nach der Langobarden Lande? fragte Berta.

Run, das kann ich Ihnen sagen, erwiderte ihr Graf Guno. Wir haben ein eigenes Gedicht von Dtnids Brautfahrt und Tod, gleich dem Wolfsdietrich in der Nibelungenstrophe, und wie dieser im vierzehnten oder zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts gedichtet, welches davon handelt. Da Herr Professor Haspinger wohl kaum auf dieses Gedicht eintreten wird, so erzähle ich Ihnen die Sache kurz.

Dtnid oder Ortnid, wie er auch heißt, war, wie Sie hörten, der Sohn des Zwerges Alberichs und der Gemahlin König Dtnids von Lampartenland. Er hatte ihn erzeugt, auf daß die Königin nach dem Tode des Königes, weil ihre Ehe kindlos war, nicht vertrieben würde, also aus bloßem Mitleid mit der Königin. Als Dtnid erwachsen war, wollte er eine Frau haben; aber man wußte keine Jungfrau, die er mit Ehren heirathen konnte, außer der Tochter des Königs Rachaol von Syrien. Aber die war von ihrem Vater eingesperrt und jedem Bewerber ließ er den Kopf abschlagen. So zierten schon mehr als siebenzig Häupter die Zinnen von Montabur. Dtnid wollte daher nur mit Heeresmacht gen Syrien fahren, und seine Vasallen waren zur Heerfolge bereit. Aber seiner Mutter war das nicht Schuß genug, und so sandte sie ihn hinaus in das Gebirge zu seinem Vater, dem Zwergkönige Alberich, und handigte ihm einen Ring ein. Dtnid kommt zur Linde, unter der ihn später der Lindwurm schlafend findet, und erblickt hier durch die Kraft des Ringes den Zwerg. Nachdem sich Vater und Sohn

verständigt, giebt jener diesem die sagenberühmte Brünne, Schild, Helm und Schwert und sagt ihm zugleich seinen Beistand zur Erwerbung der Braut zu.

Als die versammelten Helden zu Messina die Schiffe beistiegen haben, sieht Otnid, daß er Alberichs vergessen habe. Betrübt klagt er seine Vergesslichkeit an: da ruft ihm Alberich vom Mastkorbe herab zu, er sei doch zugegen. Ilias, Otnids Oheim, hört die Stimme, sieht aber den Rufer nicht, bis ihm Otnid seinen Ring reicht. Allen anderen bleibt Alberich immer unsichtbar. Sie landen in Syrien, und durch List und Gewalt wird die Jungfrau gewonnen, wobei sich Alberich als guten Christen erweist und die saracenischen Götter zertrümmert, wie er später auch die Jungfrau tauft. Nachaol muß die Tochter missen, sendet aber bald nachher, sich versöhnt stehend, seinem Schwiegersohne als kostbares Geschenk zwei Lindwürmer durch den wilden Jäger Welle (nach Andern durch den Riesen Welle oder Helle und sein Weib Ruoge). Otnid weist Wellen einen Ort nördlich im Gebirge an, wo er die jungen Thiere, von denen er Wunderdinge verheißt, erziehen soll. Welle begiebt sich in's Gebirge und erzieht dort die Lindwürmer, die, kaum erwachsen, Mord und Verwüstung rings umher anrichten. So wird Otnid bewogen gegen sie auszugreifen. Er läßt sich von Eidrat den Chering geben und sagt ihr, wer ihr den Ring, sein Schwert, seine Brünne und des Wurmes Junge bringe, der habe ihn gerächt, wenn er fallen sollte, und den solle sie heirathen, sonst keinen. Auf dem Wege in das Gebirge tritt ihm Alberich entgegen und verlangt seinen Ring, da er ihm doch nichts mehr helfe. Otnid giebt ihm den Ring, und sofort ist Alberich verschwunden. Otnid entschläft unter der Linde und wird von dem Wurm bis an die Sporen verschlungen und so in die Höhle zu den Jungen getragen. Wolf Dietrichs wird nie gedacht und auch kein Elephant kommt vor. Der Hund, den Otnid mit nahm, kehrt allein zurück, und daraus erkennen Eidrat und die Vasallen Otnides Aep. Da nun Eidrat keinem sich vermählen will, der nicht Otnids Tod gerochen habe, das Land aber, da der König fehlt, in Verwirrung geräth, so wird Eidrat vertrieben und erhält

jährlich nur hundert Pfund Kupfer, um daraus zu leben. Lange mußte sie in solcher Bedrängniß sitzen; denn der sie einst gewinnen und Otnids Tod rächen sollte, war noch ungeboren: das war der Aelter-Ähn Dietrichs von Bern.

Nun, nahm Berta jezt das Wort, diese Otnidsage steht mit der Wolsdietrichsage in einem auffälligen Widerspruche. Wolsdietrich war bei Otnids Tode noch ungeboren, hören wir hier, und im Wolsdietrich ist er sein Kampfgeselle. War er noch nicht geboren, als Otnid starb, so mußte Sidrat ziemlich alt sein, als er sich mit ihr vermählte.

Die Frauen der Sage haben zwar den Vorzug, daß sie nicht alt werden, antwortete ihr Eoman; dennoch glaube ich, hat man, als die beiden Sagen einmal verknüpft waren, das Unschädliche gefühlt und deshalb Wolsdietrichen älter angenommen und ihn zum Gesellen Otnids gemacht. Der Held, der Otnid rächen und die Lindwürme erlegen sollte, mußte Otniden überragen. Das war der Grund, weshalb man Wolsdietrichen zum Rächer Otnids machte.

Ihre Ansicht wird durch das Gedicht Wolsdietrich und Sabene, das wir bald werden kennen lernen, bestätigt, sagte Haspinger. Nach diesem ist zwar Wolsdietrich auch Otnids Rächer; aber daß er bei dieses Tode noch ungeboren war, davon weiß es ebensowenig als von Otnids Bund mit Wolsdietrich. Wir sehen deutlich, daß Unzufames, was bei der Verbindung zweier Sagen anfänglich stehen blieb, nach und nach getilgt ward. Aber ich will jezt fortfahren:

Während das in der Lombarden Lande sich ereignete, hatte sich Wolsdietrich in Trauer um Eigeminne erhoben, um zum heiligen Grabe zu wallen. In einem Walde stieß er auf zwölf Räuber, die sich in die Beute theilten, bevor sie ihn besiegt hatten. Sie hießen Kumeler, Grin, Batwin, Otteib, Isenhart, Otwin, Helmschrot, Bertrolf, Wendelin, Woltrand, Willung, Morgan und waren Sarazenen. Sie wurden alle von ihm erschlagen. Die Nacht darauf nahm er bei Herzog Ernst Herberge, dessen schöne Tochter Trutlin ihn gern geirathet hätte.

Von hier ritt er durch Ungarn, Oesterreich, Baiern, Lombardenland nach Apulien, wo er sich zu Manfred (Manfredonia) einschiffte.¹ Ein Sturm trieb ihn an ein Land, wo ein Waldbrieser seinen Steuermann fieng und ihn am Feuer röstete. Wolfdietrich kam dazu und erschlug ihn. Jetzt fuhr er allein mit einem Knaben weiter, ward aber bald von einem Raubschiffe mit Feuer beschossen. Er sprang hinauf und erschlug die Räuber bis auf Einen, den er sofort taufte und Bernher hieß. Der blieb fortan sein treuer Gefährte.

Er landete zu Aders (St. Jean d'Acre) und ward im deutschen Hause ehrenvoll empfangen. Die Ordensbrüder waren in Furcht vor dem Sultan, der ihnen 1100 Ritter getödtet hatte. Wolfdietrich nahm vierzig Brüder und erschlug 18,000 Sarazenen. Nun ritt er nach Jerusalem, griff mit Bernher und dem Knaben das heidnische Lager an; aber nachdem seine Begleiter gefallen waren, ward er gefangen. Merzigan, der Sultan, wollte ihn hängen lassen; aber ein guter Heide gab ihm seine Waffen und entließ ihn. Er erneuerte den Kampf, die Christen aus der Burg kamen zu Hülfe, und so wurden die Heiden vertrieben. Wolfdietrich verrichtete nun sein Gebet am heiligen Grabe.

In diesem ganzen Stücke, unterbrach jetzt Irmgard den Vortragenden, berührt sich Wolfdietrich auffallend mit Orendel.² Man sieht, es galt Keiner für einen vollkommenen Helden, der nicht für das heilige Grab gekämpft hatte.

Das war eine Wirkung der Kreuzzüge, antwortete ihr Haspinger, und Otnids wie Osvalds Brautfahrten, ja selbst Königs Ruothers Brautfahrt³ erfuhren diesen Einfluß.

Aber der Urahn Dietrichs von Bern, und dafür galt ja Wolfdietrich, kann ja gar nicht Christ gewesen sein: wie kann der gegen Sarazenen und für das heilige Grab kämpfen? fragte Berta. Damals gab es ja noch keine Sarazenen, sondern nur heidnische Araber.

¹ Ein seltsamer Weg von der „Alten Treja“ nach Jerusalem! ² Band I. 2. 157. ³ Band I. 2. 230.

Mit der Geschichte, mein Fräulein, müssen Sie nicht kommen, sagte Haspinger; seit die Helden der deutschen Sage Christen sind, können sie auch gegen Sarazenen kämpfen. Aber ich gehe weiter:

Von Jerusalem aus ritt Wolsdietrich um das Meer herum zu den wilden Reusen und kam am vierzehnten Abend nach Budin. Da wohnte der Heide Beligan, dessen schöne, zauberkundige Tochter Marpilia jeden Gast zur Nacht in ihr Schlafgemach mitnahm, dort aber durch einen Zauberspruch in Schlaf versenkte, worauf Beligan ihm mit einer Felle¹ den Kopf abschlug, den er auf die Zinne steckte. Wohl tausend Köpfe sah dort Wolsdietrich; aber eine Zinne war noch leer, und die war für sein Haupt bestimmt, wie man ihm offen sagte, wenn er bei der Jungfrau sich des Schlafes nicht erwehren konnte. Er wollte sofort umkehren: da wogte plötzlich ein breiter See rings um die Burg und er mußte bleiben. Marpilia führte ihn in den reichen Saal, in dessen Mitte eine prächtige Kinde stand, auf deren Zweigen goldene Vögel sangen. Es war ein Kunstwerk, das durch Blasebälge in Gang gesetzt ward. Unter dieser Kinde stand der von den besten Speisen und Getränken besetzte Tisch, und die Bewirthung ließ nichts zu wünschen übrig. Als die Nacht kam, brachte Beligan den Schlaftrank in einem Horne seiner Tochter; Marpilia aber schlug ihm das Horn aus der Hand; denn sie liebte den Helden und wollte nicht seinen Tod. Im Schlafgemache zeigte sie ihm ein Buch, die Weissagungen einer alten Eyville, die ihr einen dreißig Jahr alten Helden, Wolsdietrich geheissen, zum Gemahle verhießen. Er wollte sie zur Christin machen, sie ihn aber zu Nachmet belehren; unter diesem Streite verfloß die Nacht und nun kam Beligan und forderte ihn zum Kampfe. Auf dem Hofe zertrümmerte Wolsdietrich den Götzentod, und andere Bilder fielen zu Boden, als er das Kreuz machte. Nun begann der Kampf. Zuerst sprangen beide über einen acht Klafter breiten Graben, den Schild am Arme. Wolsdietrich sprang weiter als Beligan, war also Sieger. Darauf

¹ Die Felle war ein Werkzeug zum Köpfen, dessen Breitheit mit einem Schlägel durch den Hals getrieben ward. Eine Fortbildung der Felle ist das Hakenbeil.

stellten sich beide, nur mit dem Hemde bekleidet, einander gegenüber auf Schimmel, einen kleinen runden Schild (einen Budler) am linken Arme. Jeder hatte drei Wurfmesser. Veligan warf das erste Messer nach Wolfdietrichs linkem Fuße; dem aber wich der Held durch einen Sprung aus. Das zweite Messer Veligans schnitt ihm zwei Loden vom Haupte, ohne ihn zu verwunden, das dritte endlich fuhr durch den Schild, vermochte aber St. Georgenhemde nicht zu durchdringen und fiel zu Boden. Diese Würfe hatte Veligan einst vom alten Berchtung gelernt. Jetzt fragte er, ob er Wolfdietrich heiße; wäre dem so, so wolle er ihm seine Tochter und die Hälfte seines Reiches geben. Es war ihm nämlich geweissagt, wenn dieser Held sich mit seiner Tochter nicht vermähle, so müsse er durch seine Hand fallen. Wolfdietrich verleugnete sich. Mit dem ersten Messer zwickte er ihm den linken Fuß auf den Schimmel, das zweite warf er ihm in die Seite, das dritte, bei dessen Wurf er sich nannte, durch das Herz. Vom Schimmel fallend verwünschte Veligan seine Tochter; hätte sie nicht ihm gestern das Horn aus der Hand gestohlen, so hätte er heute gesiegt. Sie sei Schuld an seinem Tode.

Jetzt kam Veligans Weib und ließ aus einer Büchse einen giftigen Nebel aufsteigen; der Held aber griff ein Messer auf und erlegte sie durch den ersten Wurf. Als es helle ward, fielen die vier und zwanzig Burgmänner, die im Hofe den Kreis bildeten, ihn an, er aber besiegte sie mit Hülfe Gramalots des Pförtners und taufte die am Leben blieben. Auf sein Gebet sprang dazu Wasser aus einem Stein. Hierauf ließ er die Häupter von den Zinnen nehmen und begraben, die Burg aber übergab er seinem Helfer. Marpilla, die immer noch sich der Taufe weigerte, hub er auf sein Ross und ritt mit ihr von dannen. Durch ihren Zauber fand er sich plötzlich mitten in den Bogen einer See. Er aber ließ sich nicht hemmen und ritt hindurch. Da bat sie, daß er sie eines Bedürfnisses wegen vom Rosse lasse. Er gewährte, sie aber riß ihre Kleider vom Leibe, schlug in die Hände und flog als Krähe auf einen Baum. Sie machte, da er nochmals ihre Hand ausschlug, einen dichten Nebel und hegte einen Höllenhund auf ihn, aus

welchem, als er ihn zerhieb, zwei, dann vier, dann acht, dann sechszehn Hunde wurden. Er vertrieb sie, und sie nahmen die Zauberin mit in die Hölle hinab.

Eine Teufelsweiberhege, diese Marpilie, unterbrach jetzt den Vortragenden der alte Herzog; die konnte mein Vetter gut brauchen, der — nun Sie wissen schon wen ich meine. Er wäre alles Verdrusses auf einmal los, so wahr ich Eitelstolz heiße. So ein See, zu rechter Zeit hergezaubert, oder eine Meute solcher Hunde — na! ich wollte nicht hinsehen! Alles würde genehmigt und gut geheißen.

An das, was Ihr Herr Vetter brauchen könnte, sagte darauf lächelnd der alte Graf, hat der Dichter schwerlich gedacht. Uebrigens sieht man deutlich, wie hier auf dieses Stück — der Kampf Wolfsriedrichs mit Beligian war schon im ersten Entwurfe des Dichters vorgesehen, denn der alte Berichtung sagt gleich anfangs dem Helden, daß er ihn einen Wurf und einen Sprung lehren wolle, den er Beligane vorenthalten habe, — wie auf dieses Stück, sage ich, die wunderbare Märchenwelt des Morgenlandes eingewirkt hat.

Ihre Bemerkung, Herr Graf, ist ganz richtig, antwortete ihm Euman, aber nur, insofern sie sich auf Einzelheiten bezieht. Die deutschen Sagen und Märchen wissen zwar nur, soweit ich sie kenne, von alten Zauberinnen zu erzählen, wenn sie nicht etwa Feen sind; unsere dagegen kennen wohl auch jugendliche Zauberinnen. Stürme und hochgehende Wogen auf dem Meere zu erregen ist eines ihrer Hauptwerke; eine See jedoch hinzaubern, wo keine ist, das vermögen sie nicht. Das mag morgenländischer Einfluß hier sein, wie denn auch die Köpfe auf den Zinnen unleugbar dorthin gehören, samt den guldernen, singenden Vögeln auf der Linde. Die Linde selbst aber mitten im Saale ist wieder germanisch. Die Namen Beligian und Marpilia scheinen eher keltisch als deutsch, während Gramalot fast gothisch klingt (Gramalánths, d. i. Jormann), doch könnte in Beligian ein Beligand stecken, somit deutsch sein. Wir kennen einen Riesen Beli, den Freyr tödtete. Der Frauenname jedoch wird nur deutsch, wenn er aus Marivilia verdrbt sein kann.

Da Niemand etwas weiter vorbrachte, fuhr Gaspinger fort:

Das Stück, welches ich Ihnen jetzt vortragen werde, enthält zwar des Alten und Echten viel, doch auch manche Ausschmückungen, wie sie dem ritterlichen Epos gemäß sind. Hören Sie denn. — Wolsdietrich ritt ferner fünfzehn Tage lang zwischen Ungarn und dem Meere, bis er an St. Georgen Arm kam. Bedrängt von vielen Sarazenen sprengte er in das Meer: da kam ein Zwerg und führte sein Ross hindurch. Als er bei Nacht an die Burg seiner Brüder kam, hörte er seine Dienstmannen klagen und rief ihnen Trost zu. Aus Furcht vor seinen Brüdern jedoch fuhr er über das Meer nach Sicilien.

Hier hauste der Riese Valdemar und der forderte die rechte Hand und den linken Fuß als Zoll für den Ritt durch den Wald, ward aber von Wolsdietrich erschlagen. Ein weiser Greis ersah dieß in den Sternen und verkündigte es dem König Marsilian, der sogleich dem Helden entgegenritt, ihn freundlich empfing und köstlich bewirthete.¹ Des Königes Hausfrau war Wolsdietrichs Ruhme, und so ritt er, von ihr mit reichen Kleidern beschenkt, von dannen.

Im Gebirge traf er auf ein greuliches Riesenweib, Nomina, die jedoch ihn freundlich in ihr Steinhaus führte, weil sie seinen Vater und seine Mutter wohl gekannt hatte. Sie bewirthete ihn drei Tage lang und trug ihn dann zweiundsiebzig Meilen weit samt seinem Rosse über das Gebirge nach Langbardenland. Zu Trevis (Treviso) kam er zu einem Ritterspiele, welches Bernher, der Herr dieser Mark, seiner schönen Tochter Amie zu Ehren hielt. An einer Seidenschnur hing ein Goldring, nach welchem die Ritter mit den Speeren stachen. Der Lohn des Abstechens war ein Kuß der schönen Amie, die auf hohem Stuhle sitzend zuschaute. Noch hatte Niemand den Ring getroffen: da ritt Wolsdietrich, stach den Ring ab und erwarb den Lohn. Hermann, Graf von Tuslan, forderte darüber eifersüchtig, ihn zum Kampfe; der Besiegte sollte dem Sieger tausend Mark zum Lösegelde zahlen. Amie bewog ihren Vater für

¹ Vergl. Band I. S. 190.

den Fremden zu bürgen, und sie selbst rüstete ihn in eine kostbare Brünne. Wolsdietrich sprang ohne Stegreif in den Sattel und empfing des Grafen Stoß ohne zu wanken, dieser selbst aber fiel vom Rosse. Beim zweiten Gange hob Wolsdietrich ihn aus dem Sattel und trug ihn zwölf Klafter weit an seinem Speere.¹ Als des Grafen Mannen ihren Herren rächen wollten, legte er den Speer quer über den Sattel und rannte so die zwei und siebenzig Mann in einem Ritte nieder. Das geschah der schönen Amie und sie bot ihm ihre Hand an; er aber dankte, weil er zu seinem Gefellen Otnid müsse. Da vernahm er zuerst die Kunde von Otnids Tod, und daß Eidrat dem sich vermählen wolle, der die Lindwürme erlege. Er gelobte sofort den Tod seines Gefellen zu rächen, und versprach der schönen Amie seinen besten Dienstmann zum Gatten.

Wernher begleitete ihn bis Garba. Bei Nacht hörte Wolsdietrich Eidrat nebst dem Burgwächter Otnids Tod beklagen, und wie sie, die Königin, nachdem man ihr das Erbe entrißen, nun spinnen müsse um zu leben. Wolsdietrich warf ein schweres Felsstück an die Mauer, daß die Burg erbebe und die Königin zu Boden sank. Der Wächter entsetzte sich und sagte, nur Otnid könne diesen Wurf gethan haben, sie aber erinnerte sich, daß Wolsdietrich Otniden einst besiegt habe, folglich wohl stärker sei, rief hinab und fragte ihn, wer er sei. Wolsdietrich erwiderte ihr, er sei gekommen die Würme zu bestehn. Sie versprach ihm zum Lohne dafür all ihr Eigen, Garba und Bern, Baiern, Schwaben, Franken und Thüringen, nebst Worms, Speier und Köln und St. Katharinensee; er aber verlangte sie selbst und sagte, daß er ihr ebenbürtig sei, worauf sie einwilligte und ihm einen Ring hinabließ, der ihm Schutz gegen Feuer und Stank der Würme gewähren werde. Er nahm ihn, ritt aber hinweg ohne sich zu nennen.

Im Walde fand er darauf einen todtten Ritter und neben ihm dessen Frau in Leid und Mlage. Sie hatte dem Wurme den Gatten aus dem Rachen gerissen und dabei fast alle ihre Kleider

¹ Vergl. Band 1. Z. 167.

verloren und war auch verwundet worden. Sie bat den Helden ihr Wasser zu holen; doch als er damit zurückkehrte, hatte sie ein Kind geboren und war samt diesem gestorben. Wolsdietrich begrub alle drei in einer öden Kapelle. Er ritt fürder, kam zur Höhle der Wärme und sah hinein; aber kein Wurm war darinnen. Er ritt weiter und traf bald darauf auf einen Wurm, der mit einem Löwen im Kampfe war. Der Wurm war zwischen Schultern und Hüften zwölf Klafter lang und hatte vier und zwanzig Füße. Weil er des Löwen goldenes Bild im Schilde führte, half er ihm; sein Schwert aber zerschellte an der Hornhaut des Wurmes. Sofort umschlang ihn der Wurm mit dem Schwanze, stieß den Löwen todt und trug beide zu den Jungen in die Höhle. Als sie den Löwen gefressen hatten, warf er ihnen Wolsdietrich vor; der aber entsprang ihnen und barg sich unter den vielen Leichen. Sie wollten ihm zwar das Blut aussaugen, aber Sanct Georgen Hemde schützte ihn. Da die Jungen noch nicht satt waren, so holte der Alte auch noch das Koth, und so wurden die Jungen voll. Darauf begannen sie zu spielen, ergriffen Wolsdietrich und warfen ihn einander zu bis es Nacht ward und sie ermüdet entschliefen. Um Mitternacht erhob sich der Held; er fand das Schwert des Niesen Edelkeib; aber es zersprang beim ersten Stoß an die Felswand. Darauf fand er Dtnids Schwert bei dessen Gebeinen, und das hielt Stoß und Schlag aus. Mit einem Schlage weckte er den alten Wurm und erschlug ihn nach langem Kampfe, dann die zwölf Jungen, die in der Höhle waren; die Alte aber und ein junger Wurm entkamen. Den jungen erlegte achtzig Jahre später Dietrich von Bern. Hierauf schnitt er dem todtten Wurm die Zunge aus und verwahrte sie, sammelte dann Dtnids Gebeine, legte sie in einen Winkel, betete für ihn und bat ihn, daß er seine Waffen und seine Krone zu nehmen ihm erlaube. Eine Stimme antwortete gewährend aus dem Helme. So legte Wolsdietrich denn Dtnids Waffen an, gieng hinweg, legte sich, um auszuruhen, unter einen Baum und entschlief aus Müdigkeit.

Auch der Burggraf Gerwart hatte sich gegen die Königin erbotten, die Wärme zu bestehn. Mit achtzig Mannen kam er jetzt

zur Höhle, sah die Wärme todt, schlug und stach auf sie und nahm dann den Kopf des alten mit sich, um durch ihn zu beweisen, daß er die Wärme erlegt habe. Auf dem Heimwege fand er Wolsdietrich im Schlafe und wollte ihn erschlagen, da er den Sieger in ihm ahnte, aber die Grafen Hartmann und Hermann, die mit ihm waren, wehrten ihm. Nach der Heimkunft gab Gerwart sich für den Besieger der Wärme aus und wollte durch das Haupt des Wurmes seine Behauptung erweisen; die beiden Grafen jedoch widersprachen ihm, und so sandte die Königin den Grafen Hermann aus, Wolsdietrich her zu führen; dieser aber wollte zuvor noch die beiden Wärme erlegen, und schenkte dem Boten den Ring, den ihm Sidrat gegeben hatte.

Wolsdietrich traf, als er den nächsten Wärmen nachging, am Gardasee einen Löwen im Kampfe mit einem kleinen, feuerblasenden Thiere, einer Viper. Es lebt immer nur ein Paar. Wenn das Weibchen geboren hat, frist sie mit den zwei Jungen das Männchen, darauf fressen diese die Mutter. Wolsdietrich half dem Löwen, aber der Kampf war härter als mit dem Lindwurme. Sein Schild verbrannte, und er mußte sich mit dem Löwen vor dem Feuer der Viper in den See tauchen. Endlich schlug er ihr den Kopf ab und warf ihn in den See, der davon entbrannte. Wolsdietrich gieng weiter, und der Löwe folgte ihm.

Bald nun traf er auf die alte Würmin. Der Löwe ward von ihr verwundet und sie entkam wiederum. Wolsdietrich trug den Löwen nach Garda und übergab ihn dem Burgwächter; Sidrat aber nahm ihn, um ihn selbst zu versorgen. In der Nacht kam Wolsdietrich zur Burg zurück und Sidrat hat ihn freundlich herein. Er kam und sie umfieng und küßte ihn. Da brach der Burggraf mit dreihundert Mannen in das Gemach, schalt den Helden Otnids Mörder und griff ihn an. Der Löwe half seinem Herren, ward aber von dem Schweftersohne des Burggrafen getödtet. Wolsdietrich zog den Oer aus der Wunde und tödtete damit den Töchter. Jetzt kamen auch die Grafen Hartmann und Hermann, und Gerwart mußte mit den Seinen fliehen. Sidrat wollte nun, daß man im Walde draußen die Wahrheit erforsche, wer die Wärme erlegt habe.

Alle ritten hinaus. Sie sahen die todtten Würme; aber das genügte dem Markgrafen Helmnut nicht. Da wünschte die Königin, die alte Würmin möchte erscheinen, und sie erschien. Alle flohen entsetzt auf die Bäume, Wolfdietrich allein trat ihr muthig entgegen. Er vermählte jetzt den Ring der Eidrat, den er verschenkt hatte: da rieth sie ihm Dnids Schild aus der Höhle zu holen, darauf stehe ein Stein, der ihm frommen werde. Er that dieß und hieb nun die Würmin in zwei Stücke. Vier Junge fielen aus ihr, die er gleichfalls tödtete. Er rief nun durch sein Horn alle von den Bäumen herab und sie erkannten ihn jetzt für ihren Herren. Die Gebeine der Todten wurden aus der Höhle genommen und mit nach Garda geführt, wo man sie bestattete. Besonders herlich geschah dieß mit Dnids Gebeinen.

Darauf ward ein großes Fest veranstaltet, wozu Helmnut die Könige Hartnid von Spanien, Webersar von Frankreich und Fribelbald von Sicilien besandte. Auf der Au vor Garda war im Mai die fröhliche Hochzeit, da Wolfdietrich die Krone und die Königin empfing. Ritter und fahrende Leute wurden reich beschenkt, und mancher erhielt da die Ritterwürde.

Gaspinger Schwieg.

In diesem Stücke, nahm Gräfin Irmgard das Wort, sind augenscheinlich zwei Darstellungen der Sage verschmolzen. Nach der einen sollte Wolfdietrich durch die Junge des Lindwurms, die er ja zu diesem Zwecke mitnahm, beweisen, daß er diesen erlegt habe; denn wenn einer den Kopf eines Lindwurms bringt, der andere jedoch die Junge dieses Kopfes, so hat dieser mehr Anspruch auf den Ruhm des Sieges als jener. Dieser Junge aber ist da, wo der Beweis geführt wird, vergessen, oder vielmehr, man ließ sie absichtlich bei Seite, weil sich Wolfdietrich auf andere Weise als den Erleger des Wurmes kund thun sollte. Dieß geschieht nun dadurch, daß er vor Allen den Würmin erlegt, vor der Alle auf die Bäume entfliehen. Das ist die andere Darstellung, die keine Ausschneidung und Mitnahme der Junge kannte, die hier ja überflüssig war.

Auch andere Gedichte bieten diese Erscheinung dar, und sie ist wichtig für die Geschichte der Entstehung dieser Gedichte, sagte darauf Graf Huno. Aber Sie haben doch denn auch wohl den alten Bekannten bemerkt? Der König von Sicilien Marfiljan ist doch wohl der Herzog Werfiljan, des alten Eifen Sohn, der Drendel und Breiden ein Heer zu Hülfe entgegenführt? Da später ein König Friedebald von Sicilien genannt wird, sollte Marfiljan wohl hier gleich wie in jenem Gedichte Herzog heißen. Doch kommt darauf nicht viel an. Wir sehen, wie Namen der einen Sage in die andere übergehen.

Daß die Niesin Nomina den Held samt seinem Rosse über das Gebirge trägt, nahm Verta jetzt das Wort, erinnert mich an die Riesenjungfrau, die den pflügenden Bauer samt Pflug und Rossen in die Schürze nimmt und zu ihrem Vater auf die Burg hinausträgt als artiges Spielzeug für sie, von diesem freilich darüber belehrt wird und Alles auf den Acker zurücktragen muß. Diese anmuthige Kindlichkeit fehlt freilich der Nomina; sie hat nur die Stärke mit jener gemein.

Dieser Zug der Sage ist sicher echt, sagte der alte Graf; er ist keineswegs im Geiste des höfischen Rittergedichtes, welcher jene Zeit beherrschte und den daher alle willkürlichen Zusätze und Ausschmückungen zu erkennen geben. Ein Beispiel davon giebt uns gleich das Ritterspiel zu Treviso zu Ehren der schönen Amie, deren französischer Name schon die Entlehnung verräth. Die ganze Schilderung dieses Ritterspiels bezeugt ihre Quelle.

Die Schilderung des Ritterspiels ist allerdings so ziemlich höfisch, erwiderte ihm Galspinger, aber die Jungfrau trägt nur scheinbar französischen Namen. Da sie später die Stammutter der Wülfinge wird, indem sie sich mit Herbrand vermählt und mit ihm die drei Söhne Hildebrand, Nere, Elsan, und die Tochter Mergard zeugt (vermählt mit Amalold und Mutter von Wolfhart und Alphart), so dürfen wir schon einen deutschen Namen erwarten. Nun heißt sie auch wirklich neben Amie Amige, Amiche, und dieser Name ist deutsch, er bedeutet die Petriebhame, Geschäftige; gothisch würde er Amisk lauten.

Aber die arme Königin Eibrat, die nach ihres Gemahls Tode spinnen muß um leben zu können, die dauert mich; wo bleibt da die den Deutschen zugeschriebene Verehrung der Frauen? fragte Berta.

Diese Härte und jene Verehrung lassen sich mit einander vereinigen, belehrte sie Leobegar. Erinnern Sie sich nur daran, daß die Jungfrau bei der Vermählung aus ihrer Sippe ausschied und in die des Gatten übergieng. War sie nun landfremd, wie hier Eibrat, und war ihre Ehe kindlos, so konnte sie beim Tode des Gatten freilich in bedrängte Lage kommen und zwar in um so bedrängtere, je höher ihr Stand war, denn da wirkten zuweilen staatliche Gründe und der Ehrgeiz Herrschsüchtiger mit. Sie gedenken gewiß noch des schönen angelsächsischen Mägelieds jener nach dem Tode ihres Gemahls vertriebenen Fürstin, das uns Graf Huno vortrug. (Vb. I. 365.) Sie sehen also, daß bei kindlosen Ehen so was eintreten konnte einer Landfremden gegenüber, und deshalb wurden denn auch in späterer Zeit die Wittwenstühle (Wittwenstuhl, Witthum) vertragsgemäß bestimmt. Auch später noch ergieng es landfremden Fürstinnen nach des Gatten Tode übel genug; ich brauche bloß auf die heilige Elisabeth, die Tochter des Ungarnköniges Andreas, hinzuweisen.

Auch deutschen Fürstinnen widerfuhr in Deutschland zuweilen Eßlimmes genug, wie die Geschichte lehrt, sagte da Irmgard. Doch lassen wir das und sagen Sie mir lieber, ob Sie die Art, wie sich Wolsdietrich der klagenden Königin ankündigt, nicht höchst sonderbar finden? Ich finde sie roh.

Uns muß sie freilich so erscheinen, und auch ritterlich höfisch war sie nicht, sagte der alte Graf. Aber da Wolsdietrich sich nicht zu erkennen, sondern nur zu errathen geben wollte, wie denn auch wirklich die Königin ihn erräth, so war eine solche Darlegung seiner Stärke ganz am Orte. Wer Omid rächen und somit auch die Königin aus ihrer Bedrängniß reißen wollte, mußte stark sein. Die Darlegung seiner Kraft diente also am besten dazu ihre Hoffnung zu beleben. Der Grund aber, weshalb er sich nicht nennen wollte, ist leicht einzusehen: er fürchtete Gewaltthätigkeiten der großen Landherren gegen sich und gegen die Königin, und diese

seine Furcht war, wie Sie hörten, wohl begründet. Und nun folgt denn der Hauptkampf, den Wolsdietrich bestehn mußte, wenn er Eidrat gewinnen und seine gefangenen Freunde befreien wollte. Die Geschichte mit dem Löwen ist hier ebenso späterer Zusatz wie früher die mit dem Elephanten, und der Held hilft dem Löwen hier aus dem gleichen Grunde, weshalb er dort dem Elephanten half. Der Kampf mit dem Lindwurm hat ohne Zweifel auch Erweiterungen erfahren; Junge kannte die ursprüngliche Sage schwerlich, ja wahrscheinlich sogar nur einen Lindwurm. Daß Wolsdietrichs Schwert im Kampfe zerbricht, ist ein guter Zug, wie der, daß er mit Otnids Schwert den Wurm erlegt. Von Uebel dagegen ist wieder, daß er zuvor eines ganz und gar unbekannten Riesen Schwert findet und prüft, Edleibs. Die Stimme, die aus Otnids Helme ihm antwortet, ist ursprünglich selbstverständlich Otnids Stimme; manche Handschriften machen jedoch eines Engels Stimme daraus, was von Uebel ist. Ob die nun folgende Geschichte mit Gerwart echt ist, will ich nicht entscheiden; eine ganz ähnliche kommt im Tristan vor.

Diese Geschichte wird nicht anzuzweifeln sein, antwortete Haspinger, denn darauf beruht die Nothwendigkeit der Mitnahme der Junge. Nur tritt Gerwart zu undeutlich hervor; denn er ist es, der Eidrat zwingen will ihn zu ehlichen, und der, weil sie sich weigert, sie nun so bedrängt. Der nun folgende Kampf mit der feuerblasenden Viper steht wohl in Verbindung mit der langobardischen Schlangenverehrung; der Löwe jedoch ist wiederum überflüssige Zugabe.

Wissen Sie uns über diese Schlangenverehrung etwas mitzutheilen? fragte Irmgard.

Ja, wenn Sie es wünschen, erwiderte er, aber freilich nicht eben viel. Grimm theilt in der deutschen Mythologie aus dem Leben des heiligen Barbatius († 682), der zu Benevent unter den Königen Grimoald und Romoald lebte, darüber mit: die Langobarden hätten, obwohl sie Christen waren, im Geheimen Schlangenbilder verehrt. Das Goldbild einer Schlange, die man gewöhnlich vipera nenne, habe König Romoald und sein Haargefinde

besonders hoch verehrt. Durch eindringliches Bitten habe jedoch Barbatus die Königin Theodorada bewogen, ihm das Bild einzuhändigen, und er habe daraus Schüssel und Kelch fertigen lassen und aus diesen Gefäßen dem Könige nach seiner Heimkunft das Abendmahl gereicht und zugleich ihm gesagt, daß diese Gefäße aus seinem Schlangengebilde gefertigt seien. Einer der Hofmänner des Königes habe da sofort gesagt: „Wenn mein Weib solches gethan hätte, so würde ich ihr flugs den Kopf abhauen.“ Die andere Lebensbeschreibung setzt noch hinzu, die Langobarden hätten ihren höchsten Gott, also den Wödan, unter diesem Schlangengebilde verehrt. Nun wissen wir, daß Ösnir und Eräsnir nicht nur altnordische Schlangennamen, sondern auch Beinamen Odins sind, der also Schlangengestalt annahm. Noch Vieles ist über Haus- und Schlangenkönige bei Grimm zu lesen, das ich nicht anführen will und worauf ich Sie nur verweise. In der kleinen feuerblasenden Viper unseres Gedichtes haben wir also wohl den Schutzgott des Landes zu erkennen, den Wolsdietrich besiegen mußte, bevor er, ein Fremdling, des Landes Herr werden konnte. „Kein Ort ist ohne Schutzgeist, sagt ein alter Erklärer der Aeneide Virgils, der sich meist als Schlange offenbaret.“ — Was von der Viper sonst noch gesagt wird, scheint irgend einem Physiologus entnommen, wie Hoffmanns Fundgruben I, 28, Karajans Sprachdenkmale, S. 88, sie bieten.

Das letzte Stück, die Beweisführung, und in Folge davon die Vermählung mit Sidrat, bedarf keiner Erläuterung, sagte jetzt Irmgard. Die letzte ist im Geiste der Nittergedichte gehalten und der Uebertreibung bei der ersten ist schon gedacht. Nun wird wohl endlich die Befreiung der gefangenen Dienstmannen folgen, die lange genug darauf haben warten müssen.

Diese folgt nun, und Sie werden bemerken, daß hierin unser Gedicht sehr nahe sich mit König Rother¹ berührt, wiewohl es ihm nachsteht, erwiderte ihr Haspinger, und er begann:

So lebte Wolsdietrich in Ehren und in Freuden bis er seiner treuen Dienstmannen gedachte. Er klagte sich an, noch nichts für

¹ Vergl. Band I. S. 262 ff.

Grimm'sche, Herbst- und Wintermärchen. II.

sie gethan zu haben, obgleich er ihrer nie vergessen habe, und Eidrat hieß ihn für zehn derselben dreißig tausend andre, sie selbst aber für den eilften nehmen; er jedoch erklärte, daß dreißig tausend so schöne Frauen ihm noch nicht einen Dienstmann ersetzen könnten. Darüber zürnend versammelte sie ihre Vasallen und klagte ihnen die Verschmähung. Um sich zu rechtfertigen, erzählte er von Verachtung und dessen Söhnen, und was sie für ihn gethan hätten. Nun erst erkannte ihn Eidrat mit völliger Sicherheit und sie bot ihm sofort ihre Mannen, nur sollte er seine Brüder nicht tödten. Er wählte zwölf tausend aus, gab ihnen die Grafen Hartmann und Hermann, denen er Westerreich zum Lohne gegeben hatte, Helmnoten von Tustan und den Burggrafen Gerwart, dem er auf der Eidrat Bitte verziehen hatte, zu Hauptleuten und schiffte mit ihnen binnen zwanzig Tagen nach Constantinopel.

Angelandet verbargen sie sich in einem Walde, und Wolfdietrich gieng selbzwölfter verkleidet in der Nacht an die Burgmauer. Hier hörte er seine treuen Dienstmännern ihre nun schon dreizehnenjährige Gast beklagen, er aber bat sie bei der ihnen liebsten Seele um ein Almosen, da er als ein Waller vom heiligen Grabe herkomme. Er vernahm im Verlaufe des Gespräches, daß Verachtung vor Gram gestorben sei. Bei einem Pfingstfeste wären alle Ritter des Hofes prächtig gekleidet erschienen, nur sie hätten in grauen Röcken und Buntschuhen (die Tracht der unfreien Bauern) dastehn gemußt. Dieser Anblick habe ihm das Herz gebrochen; doch beklagten sie ihn minder als ihren lieben Herrn. Da gab er sich Herbrande zu erkennen. Alle knieten freudenvoll nieder und baten Gott zum Zeichen der Wahrheit ihre Ketten zu lösen. Sofort zersprangen diese, und sie öffneten das Thor und ließen ihn ein. Auch er war ergraut, Herbrand erkannte ihn aber an der Narbe der Wunde, die er ihm nach dem letzten Streite verbunden hatte. Sie wollten nun die Stadt verbrennen, aber Wolfdietrich gab es nicht zu, weil sieben der Zwölfboten in ihr sich niedergelassen hätten; doch ward die Stadt angezündet. Die Bürger eilten zur Abwehr herbei, und auch Wolfdietrich rief durch sein

Horn die Seinen nun zum Streite. Die Schlacht war blutig und alle Griechen wären erschlagen worden, hätte nicht Stadt und Land auf den Rath eines greisen Landherren sich unterworfen. Gerwart ward zum Stadthauptmann ernannt und Wolsdietrich zog nach Attins (Athenä?), wo seine Brüder hausten und forderte sie zum Entscheidungslampfe. Vor Constantinopel sollte dieser stattfinden und die Brüder erschienen daselbst mit vierzig tausend Mannen. Wolsdietrich siegte, und Wachsmut ergab sich; Wange jedoch verweigerte die Unterwerfung und ward von Hagen niedergeschlagen. Weil Wolsdietrich seiner Frauen es verheißen hatte, ließ er beide leben. Am Morgen darauf sah er neben seines Vaters Sarg den des alten Berchtung. Er riß den Deckel ab, küßte seinen Meister und gelobte Alles zu thun, darum er bei Berchtungs Seele gebeten würde. Nachdem er das Land getreuen Mannen untergeben hatte, kehrte er nach Wälschland zurück und führte seine Brüder mit sich.

Beim freundlichen Empfange kränkte es ihn, daß Sidrat seine Brüder vor seinen zehn Dienstmannen begrüßte, und er verlangte, daß sie diese in gleicher Weise begrüße. Auf Sidrats Bitte gab er dann ihr Land ihnen wieder zu Lehen und sandte sie heim. Fortan blieben sie ihm treu und gewärtig. Bald darauf wurden alle Landherren besandt, und sie kamen, huldigten ihm und krönten ihn in Rom zum Kaiser. In Folge davon hielt er zu Garba ein großes Turnier, wobei die schöne Amie, Werinher's Tochter, seiner Zusage gemäß mit Herbrande, Berchtungs Sohne, vermählt ward. Werinher setzte ihn zum Erben ein und Wolsdietrich gab ihm Garba, fortan Sitz der Wölsinge, deren Stammvater Herbrand durch Hildebrand ward.

Auch die anderen Söhne Berchtungs erhielten Land und Leute. Hage ward Landherr am Rhein mit dem Sitze zu Breisach; sein Sohn war Edehart oder Edewart, der treue Pfleger der Harlunges Frittele und Imbreke. Berchther erhielt Meran (Dalmatien), Berchtung, der junge, Kärnthens, Berchtwin Sachsen, und Alebrand Brabant. Die vier übrigen (ungenannten) Brüder wurden Landherren in Griechenland.

Wolsdietrich gewann mit Sidrat einen Sohn, Hugdietrich,

und eine Tochter, Eidrat. Den Sohn erzog Herbrand zugleich mit Hildebrand seinem Sohne. Als er zwölf Jahr alt war, starb seine Mutter Eidrat, und Wolsdietrich beschloß nun zum Heile seiner Seele in ein Kloster zu gehn. Er ließ die Landherren seinem Sohne huldigen und ihn krönen und zog sich in das Kloster Tustfal am Ende der Christenheit zurück. Dort legte er seine Waffen auf dem Altare nieder, aber mit der Bedingung sie wieder zu nehmen, wenn das Kloster von den Heiden angegriffen würde. Weinend schieden sein Sohn und seine Mannen von ihm. Im Kloster mißfiel ihm bald, daß man die Speise ungleich vertheilte. Er schüttete daher alles zusammen und vertheilte es gleich. Als die Mönche hoher Abkunft ihn deshalb beschalten, knüpfte er je zwei mit den Bärten zusammen und hieng sie über eine Stange; da fügten sie sich.

Nicht lange darauf wollte der Heidenkönig Tarigas (andre: Tarisas) das Kloster sich unterwerfen; Wolsdietrich aber gab den Boten troßige Antwort. Da führte Tarigas zweihundert tausend Mann vor das Kloster, und mit ihm kam Lumar oder Lunar, der Baruch von Baldaß (Bagdad), dessen Bruder Wolsdietrichs Mannen einst fieng und deshalb zugleich mit Valmund, des Baruchs Sohne, von ihm erschlagen ward. Lumar verlangte, daß man ihm Wolsdietrich herausgäbe; dieser aber ritt täglich hinaus und stritt wader. Bald kam auch Hugdietrich, zu dem er geschickt hatte, mit achtzig tausend Mann dem Kloster zu Hülfe, unter denen sich auch die zehn Söhne Verchtungs befanden. Dieß war der erste Kampf, den Hugdietrich und sein Geselle Hildebrand kämpften. Wolsdietrich, froh ihrer Tapferkeit, trug selbst die Sturmshne, und mit fünf hundert Mönchen schrieb er blutige Buchstaben und sein Segen war der Tod. Er erstach den Baruch und nahm Tarigas gefangen. Der Heiden lagen sechzig tausend todt, von den übrigen, die flohen, ertranken viele. Nur zwei tausend Streiter verloren die Christen, darunter aber sechs von Verchtungs Söhnen, Verchter, Verchtwin, Mebrand, Verchtung und zwei ungenannte. Tarigas und andre Gefangene mußten Christen werden und Friede geloben.

Als Hugdietrich nun heimziehen wollte, bat Hildebrand Wolfdietrich um ein Schildzeichen; er gab ihm drei Wölfe im grünen Felde, und fortan hieß denn dieß Geschlecht die Wölfsinge.

Wiewohl Wolfdietrich der Strenge des Ordens gemäß lebte, dächte ihn doch alles Fasten und Beten nicht hinreichend zur Buße für seine Sünden. Die Brüder mußten also auf eine härtere Buße für ihn denken. Demnach bereiteten sie ihm im Münster eine Bahre, auf welcher er eine ganze Nacht hindurch mit den Geistern aller von ihm Erschlagenen kämpfen sollte. Sie schlugen alle grimmig auf ihn, seine Hiebe jedoch schadenen ihnen nicht. Am Morgen lag er wie todt auf der Bahre und sein Haar war schneeweiß. Noch sechszechn Jahre lebte er darauf, und als er starb, trugen Engel seine Seele in den Himmel.

Eine solche Albernheit ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen, sagte der alte Herzog, als Gaspinger geendet hatte. Wozu ist denn Einer ein Held, als um alle Gegner todt zu schlagen, die er todtzuschlagen kann? Und wen hat denn Wolfdietrich getödtet außer einigen aufrührerischen Unterthanen, Niesen, Heiden und Lindwürme? Das soll eine Sünde sein? Die ganze Geschichte dieses Geisterkampfes hat das schwache Gehirn eines albernem Pfaffen ausgeheckt. Basta! Hab' ich nicht recht, Althauptmann von Stoffeln?

Wie immer haben der Herr Herzog auch hier recht, antwortete dieser. Denke ich mir, daß ein Kanonier mit einer einzigen Ladung Kartätschen hundert Feinde auf einmal vielleicht niedervirft, daß sie des Aufstehens vergessen, und der sollte zur Buße mit den Geistern aller von ihm Getödteten kämpfen; da sieht mir wahrlich der Verstand stille. Nur ein Federfuchser kann solchen Unsinn ausklügeln.

Das Gedicht schloß ursprünglich ohne Zweifel mit der Befreiung der Dienstmannen durch Wolfdietrich, sagte darauf Gaspinger, und alles darauf folgende sind Zusätze, die vielleicht sogar mehr als einen Urheber haben. Daß der Geisterkampf gar wenig Lob

verdient, wird Niemand läugnen; daß er von einem Geistlichen herrühre, kann ich nicht einräumen. Diese blieben im vierzehnten Jahrhunderte den weltlichen Stoffen fern, zumal der Heldenfage, und unter den Fahrenben gab es auch wunderbare Ränze, denen man wohl eine solche Erfindung zutrauen darf. Ein Geistlicher hätte den Held eher durch reiche Vergabungen an Klöster seine Sünden büßen lassen, und schwerlich hätte einer der groben Mißhandlung der Mönche so gutheißend gedacht. Merkwürdig ist der Grund, weshalb er sie an den Bärten über die Stange hieng: die ungleiche Vertheilung der Speise nach der Abkunft der Mönche. Kam solches vor, und als etwas Ersonnenes sieht es nicht aus, so beweist es eben den gänzlichen Verfall der Klosterzucht im vierzehnten Jahrhunderte.

Es ist das eine wohlverdiente Rüge, die da der Laienmund ausspricht, sagte darauf der Benedictiner. Noch heute ist es Brauch in den Klöstern, daß, wenn Gäste da sind, der Abt, die Bewürdeten im Kloster und die Gäste zusammen speisen, und zusammen speisen auch die übrigen Mönche, und zwar trägt man diesen eine Anzahl Gerichte weniger auf. Allerdings ist dieß im Widerspruche mit der ursprünglichen Einrichtung, und es ist auch möglich, daß es in manchen Klöstern früher wirklich stets zwiefache Tafel gab; jezt ist das, wie gesagt, nur der Fall, wenn Gäste da sind.

Ist der Heidenkönig Tarifas nicht der Terjusas in Dietrich und Virginal? fragte Verta.

Sehr wohl möglich, antwortete ihr Graf Huno; doch könnte er samt dem Baruch von Bagdad, das ist der Kalif, auch aus der bössigen Dichtung eingeführt sein; dieser spielt bekanntlich eine Hauptrolle in Wolframs Gedichten. Das Wort Baruch oder Baruk bedeutet der Geseignete. Seine Einführung in die Gedichte ist eine Folge der Kreuzzüge.

Das Erbot der Eidrat, ihrem Gemahle andere Vasallen für seine gefangenen Dienstmännern zu geben und sich selbst darunter, finde ich lächerlich; finden Sie es nicht auch so, Herr Baron? wandte sich Irmgard an Wilmar.

Das Erbot selbst nicht, erwiderte ihr dieser; wohl aber, daß sie darauf ihren Vasallen die Ablehnung Wolsdietrichs klagt.

Ich will die Erfindung auch nicht gerade sehr loben, sagte der alte Graf; aber ihr Zweck ist jedenfalls nur, die Vasallen zur Heerfolge nach Griechenland willig zu machen. Dazu waren sie nicht verpflichtet, sie mußten es also freiwillig thun, und dazu mußte ihnen klar werden, welchen Werth der König auf diese seine Dienstmänner lege. Aber ich meine, wir können uns jetzt zu der anderen Gestaltung dieser Sage, Wolsdietrich und Sabene, wenden, wenn es Ihnen so gefällig ist.

Kaspinger begann darauf:

Diese andere Gestaltung ist weit einfacher. Wir kennen sie freilich nur nach dem Auszuge, den Kaspar von der Alben in seinem Heldensuche davon giebt, da die Wiener Handschrift, die das Gedicht ganz enthalten soll, noch immer nicht veröffentlicht ist. Ich theile den Auszug kurz mit, Sie werden dann die Abweichungen von der ersten Gestaltung leicht erkennen. Hugdietrichs Brautfahrt fehlt hier, und Wolsdietrich ist nicht der älteste, sondern der jüngste Sohn Hugdietrichs, und wird, während dieser auf einer Heerfahrt ist, geboren. Berchtung heißt hier Puntung, und Wolsdietrichs Mutter ist dessen Schwester. Das schützende Hemde erhält er schon bei der Taufe, und es wächst mit ihm. Als Hugdietrich in den Krieg zog, übergab er die Königin seinem Vertrauten Sabenen zu Schutz und Pflege; dieser aber muthete der Königin Ungebührliches zu, und warf dann, von ihr abgewiesen, seinen Haß auf sie und sann nun stets darauf, sie mit dem Kinde zu verderben. Wolsdietrich zeigte bald die ungewöhnlichste Stärke, so daß selbst seine älteren Brüder ihm bei allen Spielen unterlagen, wodurch auch bei diesen Haß gegen ihn entstand. Bei dem Volke aber erwachte dadurch der Argwohn, er sei der Sohn eines Albes, und ausgetauscht. Diesen Wahn benützte nun Sabene, um dem Könige gleich nach seiner Heimkunft einzureden, Wolsdietrich sei nicht sein Sohn, sondern durch Elbinnen seiner Frau gebracht. Er rieth ihm, das Kind tödten zu lassen und Puntunge den Mord aufzutragen. Dieser weigerte sich zwar erst die That zu vollbringen,

aber als der König ihm drohete, seine zehn Söhne an die Burgmauer hängen zu lassen und ihn selbst zu vertreiben, willigte er ein unter der Bedingung, daß der König selbst ihm das Kind übergebe. Dieser bestellt ihn darauf des Nachts vor sein Schlafgemach, und als die Königin eingeschlafen ist, nimmt er das Kind und übergiebt es Puntunge.

Puntung trug nun das Kind hinaus auf die Heide vor der Stadt in der Absicht es zu tödten; aber das Gebahren des Kindes, das mit seinen Panzerringen spielte, und als es das bligende Schwert sah, darnach griff, machte es ihm unmöglich, die That zu vollbringen. Er setzte es also an einen Brunnen, auf welchem Mähmel (Wasserrosen) schwammen, auf daß es, wenn es nach den Blumen langete, hineinfiel, und gieng eine Aderslänge weit fort von ihm. Das Kind aber langte nicht nach den Blumen, sondern wälzte sich im Grase hin und her. Gegen Morgen kamen Hirsche, Eber, Bären und Wölfe um zu trinken, aber kein Thier that dem Kinde etwas zu Leide. Als Puntung das sah, überzeugte er sich, daß Gott das Kind schütze, und daß es folglich kein Altkind sei. Er nahm es also wieder auf und trug es zu einem Waldmann und gab es ihm, daß er es als sein Kind erzöge.

Die Königin geräth, als sie den Raub ihres Sohnes entdeckt, in den heftigsten Zorn und beschilt auf das Bitterste den König, der ihr vergebens vorgiebt, die das Kind gebracht, hätten es wieder geholt. Sie will sich von ihm trennen und sagt ihm Friede und Freundschaft auf. Der König wendet sich in solcher Bedrängniß wieder an Sabenen um Rath, und dieser weiß ihm einzureden, daß Puntung das Kind wohl nur getödtet habe, weil er das Reich für seine Söhne zu erwerben denke. Wäre das nicht seine Absicht, nimmer hätte er die Tödtung übernommen. Hierauf zwingt der König die Königin, öffentlich über Puntungen zu schreien und ihn des Mordes zu bezichtigen; schreie sie nicht, so tödte er sie sofort. So schreiet sie denn über Puntungen, wiewohl sie ihn für unschuldig an dem Morde ihres Kindes hält und das auch dem Könige erklärt, und der König läßt ihn nun ohne Weiteres greifen und zu Haft bringen.

Als nun über den Beschuldigten Gericht gehalten werden soll, übergiebt der König Sabenen den Richterstab und auf dessen Rath versagt er zugleich Puntunge jeden Fürsprecher, indem er Allen verbietet für ihn zu reden. Bevor noch Puntung vor die Schranken geführt wird, bittet die Königin um die Erlaubniß ihren Bruder in seiner Haft sprechen zu dürfen. Der König gewährt dieß und die Königin geht. Da Puntung nicht auf ihren Gruß antwortet, wirft sie sich weinend ihm zu Füßen und sagt ihm, daß sie ihn für unschuldig halte und daß sie nur gezwungen ihn bezichtigt habe. Hierauf hebt er sie auf und theilt ihr mit, daß ihr Sohn noch lebe; sie solle das aber keinem Menschen sagen, bevor er der Schuld öffentlich entledigt worden sei. Seine beiden Söhne Herbrand und Hache wüßten, wo ihr Sohn verbergen lebe. Zugleich giebt er ihr eine Schrift, die sie vor Gericht solle lesen lassen, sobald er freigesprochen sei. So geht die Königin getröstet zurück, und bald darauf wird Puntung vor die Schranken geführt.

Das Gericht wird nach altem Brauche unter freiem Himmel gehalten, Sabene sitzt als Richter und eine Menge Volkes umgiebt die Schranken. Puntung wird von Sabenen einfach aufgefordert, den Mord zu bekennen, er aber fragt, ob Niemand ihn vertheiligen wolle. Alle schweigen, da der König allen zu schweigen geboten hat. Da verweigert Puntung alle und jede Rede, da er ungerecht bewältigt sei; bevor jedoch Sabene noch den Spruch thun kann, dringt Puntungs Schwager Baldram in den Kreis, schilt Sabenen einen Knecht, der nicht Richter im Lande sein könne, bezichtigt ihn und den König selbst des Mordes und er bietet sich zum Kampfe. Der König, der sich schuldig weiß, verlangt, daß Sabene kämpfe; dieser aber sagt, er selbst solle kämpfen, denn das Kind sei sein Kind. Hierauf erklärt der König, der zu kämpfen sich nicht getraut, Puntungen für unschuldig, und nun läßt die Königin die erhaltene Schrift laut vor allem Volke lesen, worin der ganze Vorfall, wie er sich ereignet hat, geschildert wird. Um seine Ehre, so gut es gehen will, zu retten, übergiebt der König Sabenen nun Puntunge zu beliebiger Bestrafung, und dieser sagt zu ihm, er möge selbst wählen unter Galgen, Rad und Brandhürde.

Da fällt ihm Sabene zu Füßen und bittet ihn das Leben ihm zu schenken; er wolle das Land verschwören und mit einem weißen Stabe von dannen gehn. Puntung gewährt seine Bitte, und so geht nun Sabene, nachdem er das Land geschworen hat, zu seinen Mägen, den Heunen. Sabenen Güter spricht der König Puntung zu; dieser aber will, daß sie dem jungen Sohne des Verbannten, den er selbst erziehen wolle, aufbehalten bleiben. Da nun die Königin ihn bittet, ihr ihren Sohn zuzuführen, so reitet er fort, ihn zu holen.

Nach einigen Tagen kehrte er mit dem jungen Dietrich und seinen zehn Söhnen an den Hof zurück, und als die Königin fragte, welcher denn ihr Sohn sei, hieß er sie selbst ihn suchen; er sei stärker als jeder seiner Söhne, obgleich er der jüngste sei. Da sie ihn nicht erkannte, zeigte er ihr ihn, und sie nahm ihn, öffnete sein Kleid und erkannte ihn nun an einem Male, das er an seinem Leibe trug. Groß war ihre Freude, der König aber gab ihm dem alten Puntung, daß er ihn erzöge. Da verlangte dieser, daß der König diesem Sohne auch einen Theil seines Reiches zum Erbe gebe, aber der König weigerte sich dieß zu thun. Seine Mutter, sagte er, habe ihm gesagt, daß Dietrich sich eine Königin und ein reiches Land erkämpfen werde, und so bedürfe er keines Erbes. Nur Schwert und Schild gebe er ihm, und die möge er ihm aufbewahren. Dabei blieb es denn.

Was die Königin dem Könige gesagt hatte, das war dem Knaben gleich nach seiner Geburt geweissagt worden und es ward später auch erfüllt. „Wohl denn, sagte Puntung, hat er kein Reich, so hat er mich und meine Söhne.“ „Und was man ihm als Lehen verweigert, setze die Königin hinzu, das wird er sich mit seiner Hand als freies Eigen erstreiten.“ So erzog denn Puntung den Sohn seiner Schwester neben seinen Söhnen, und weil die Wölfe am Brunnen dort ihn geliebt hatten, nannte Puntung ihn Wolfdietrich, und dieser Name blieb ihm seitdem.

Nicht lange darauf starb Hugdietrich der König, und die Landherren drangen nun in die Königin, daß sie dem vertriebenen Sabenen das Landrecht wieder gebe. Sie fürchteten, geschähe das

nicht, so würde er mit seinen Wagen, den Heunen kommen und Mord, Raub und Brand im Lande stiften. Sie berieth darüber Puntungen, und er sagte ihr, rief sie Sabenen zurück an den Hof, so bewirkte sie dadurch ihre und ihres Sohnes Vertreibung; aber sie gab den Landherren nach, und so verließ Puntung zürnend den Hof, und gieng mit seinen zehn Söhnen gen Lewart (Lipote, Liliensporte), seiner Burg.

Sabene kam also und sofort reizte er Dangen und Wachs-
muten ihre Mutter und ihren Bruder, der nicht ihr Bruder, sondern ein Altkind sei, zu vertreiben. Sie thaten das, hießen sie zu Puntunge ziehen und bewilligten ihnen kaum ein Hof und ihre Kleider. Als sie nach der Lewart (d. i. Hügelwarte) kamen und die Königin Puntunge ihr Leid klagte, sagte dieser, er habe es ihr vorausgesagt, und hieß sie in den Wald gehn und unter den Eichen Wohnung suchen; ¹ denn gebe er ihnen Schutz, so komme er in Krieg mit den Königen. Aber sie ließ nicht ab mit Bitten, und Wolsfdietrich sah den Uheim so treuhertzig an, daß er ihnen Schutz zusagte; er wollte, erklärte er, sich und seine Söhne um sie wagen.

Sofort berief er seine Mannen, gab Wolsfdietrich das Schwert seines Vaters und zog mit einem kleinen Heere gegen die beiden Könige und ihren Freund, den ungetreuen Sabenen. Er verlor im Kampfe vier seiner Söhne und eine Menge seiner Mannen, und mußte auf seine Burg zurück. Sehr beklagte hier sein Weib den Verlust ihrer vier Söhne; doch Puntung befahl ihr zu schweigen und sagte ihr, Wolsfdietrich habe sich selbst tödten wollen, als er den Tod der vier Brüder vernommen habe.

Nicht lange stund es an, so erschien das Heer der Könige, geführt von Sabenen vor der Burg. Die Belagerten fielen aus und erschlugen viel der Feinde, konnten jedoch nicht das Heer von der Burg entfernen. Eine Unterredung zwischen Sabenen und Puntunge, worin jener diesem großes Gut versprach, wenn er von Wolsfdietrich abließe, aber auch ihn und seine übrigen

¹ Vergl. Band I. S. 366.

sechs Söhne an die Burgmauer zu hängen drohte, wenn er es nicht thäte, blieb ohne Erfolg, und die Belagerung hatte bereits länger als ein halbes Jahr gedauert, als die Lebensmittel allmählig zu schwinden begannen. Da beschloß Wolfdietrich um Hülfe auszureiten; jedoch Puntung sagte ihm, daß nur Ortuid, der König der Langobarden, mächtig genug sei, ihm zu helfen, aber bis in dessen Land sei der Weg lang und gefährlich. Er führe durch die wüste Numenei (Numelien), woselbst es Lindwürme und andre wilde Thiere die Menge gebe, aber keine Menschen hausen. Da Wolfdietrich sich dadurch nicht abschrecken ließ, so erlaubte er ihm die Reise, und seine Mutter gab ihm das Hemde, das sie treulich ihm bewahrt hatte. Den Scheidenden ermahnte Puntung noch, sein und seiner Söhne nicht zu vergessen, und Wolfdietrich gelobte es ihm.

So ritt er denn hinunter, durchbrach das Heer der Belagerer und erreichte glücklich die Wildniß, ohne von den ihn verfolgenden Feinden eingeholt zu werden. An Sümpfen und Seen hinarbeitend, ward er von einer Menge Meerungeheuern angefallen, die er erlegte. Endlich ward sein Roß müde, daß er es am Zaume nachziehen mußte. Weder für sich noch für sein Roß fand er Nahrung. In solchen Sorgen gelangte er dann an einen See, wo hohen Gras es die Fülle stund. Nachdem er sein Roß abgezäumt hat, läßt er es grasen, er selbst aber sucht, daß er des Hungers vergesse, unter einem Baume zu schlafen. Als er schlief, kam eine Meerminne von greulicher Gestalt aus dem See, nahm ihm sein Schwert und verbarg es. Darauf weckte sie ihn und fragte ihn, wie er wagen dürfe, sein Roß hier weiden zu lassen? Ihr gehöre der See und das Land ringsum, und zur Buße verlangt sie ihn selbst. Werde er ihr Gemahl, so solle ihm ihr mächtiges Reich dienen. Von ihrer Gestalt abgeschreckt, weigert sich Wolfdietrich: da wirft sie den rauhen Balg von sich und tritt als die schönste Jungfrau ihm entgegen. Er, von ihrer Schönheit gewonnen, willigte ein sie zu ehlichen, und fragte, wie sie heiße. Sie nannte sich Eigeminne, umarmte und küßte ihn und führte ihn mit sich auf den Grund des Sees hinab, wo er, Alles vergessend, in

täglich neuer Lust bei ihr ein halbes Jahr lang in ihren Hallen verweilte. Da starb plötzlich die Meermaid, und Wolsdietrich, dem nun die Erinnerung an Puntung und dessen Zehnen zurückkehrte, stieg aus dem See wieder empor und ritt fürder gegen Langobardenland.

Am vierten Morgen stieg er auf zehn Räuber, die eine Jungfrau geraubt hatten und mit sich führten. Sobald sie ihn von ferne erblickten, theilten sie all seine Habe unter sich; aber er tödtete fünf, die fünf übrigen flohen verwundet in den Wald. Bald darauf begegnete er einem Neden, einem Verwandten der Jungfrau, der den Räubern nachgeritten war, dem übergab er die von ihm Befreite, nachdem er ihr auf ihre Frage seinen Namen genannt hatte. Hierauf kam er endlich nach Langbardenland und da hörte er, daß Ortnid von einem Lindwurme getödtet sei und daß seine Wittwe, Frau Liebgard, in großer Trauer lebe. Ein Waldmann wies ihn nach Garda, und er kam zur Burgmauer, bevor noch der Tag aufging. Noch leuchtete der Mond am Himmel, und er hörte, wie die Königin auf der Zinne einer Jungfrau den Tod ihres Gemahles klagte und es bedauerte, daß Niemand lebe, der ihn rächen könne. „Wohl lebt Einer, tröstete sie die Jungfrau, der ihn rächen wird, wenn Du ihn gewinnest: Wolsdietrich, der mich aus der Räuber Hand befreite. Er hat nichts als sein Schwert und seine Kraft, denn seine Brüder haben ihn seines Erbes beraubt.“ „Zunmer trüge ich ihm holden Willen, wenn er den Wurm schüge, sagte da die Königin; traun ich wollte den Rühnen minnen, und sein liebes Weib hier werden. Doch Niemand, wähne ich, wagt sich an den greulichen Wurm, den mein Vater durch Wellen uns zu Leide sandte her zu den Langbarden aus Haß gegen Ortnid; Niemand besteht ihn, das weiß ich gewiß.“ Da rief mit lauter Stimme der kühne Held, wo er an des Thurmes Wand zu Hesse hielt: „Den Wurm, eble Frau, den will ich bestehn; Deiner großen Trauer wegen mag ich das nicht lassen.“

Da verlangte die Frau, daß er sich nenne, daß sie ihn erkennen möge, und er rief ihr hinauf, er sei Wolsdietrich,

Hugdietrichs Sohn. Damit begehrte er Urlaub und ritt von dannen; sie aber schaute ihm lange nach. Als er in das Gebirge kam, fand er Erzleute in einem Thale, denen der Wurm manchen Mann genommen hatte. Mit Sorgen sahen sie den Held gen Walde reiten und riefen ihm zu, er solle umkehren, der Wurm werde ihn verschlingen; er aber bat sie, des Wurmes Höhle ihm zu zeigen, denn er wolle Ortnides Tod rächen. Da zeigten sie ihm den Weg, und als er in das Gesteine kam, da fand er einen Todten liegen, der dem Wurm entfallen war. An seinem Sammetkleide erkannte er, daß er ein reicher Walche war. Er begrub ihn und ritt weiter. Auf der Heide fand er die Gangspur des Wurmes; er maß den Eindrud seiner Füße und fand, daß er wohl ellenlang war. „Ein solches Ungeheuer lebt nicht weiter auf Erden, sagte er da; wenn du mich wie Ortniden hinträgest, wer sollte dann meine Mannen lösen?“ In diesen Sorgen ritt er bis zur Höhle, saß vom Hofsse, band es an einen Baum und blickte in die Höhle hinein. Da war der Alte nicht daheim; nur die Jungen sah er die Zähne bleden. So ritt er der Fährte des Wurmes nach und kam bald zu einem grimmen Kampfe. Der Wurm hatte ein starkes Reerrind angefallen, es mit seinem Jagel umschlungen und trug es so seinen Jungen hin. Da es zu nachten begann, beschloß Wolfvietrich hier zu harren, bis am nächsten Morgen der Wurm wieder käme. Er legte sich daher in das Gesträuche und bald band ihn der Schlaf. Als der Tag anbrach, fuhr der Wurm laut brüllend daher, Nahrung für seine Jungen zu suchen. Ein Zwerg (Alberich), der das sah, wollte durch Zuruf den Reden erwecken, aber er erwachte nicht. Bald spürte der Wurm den Held und er stürzte auf ihn los: da sprang sein Roß zum Streite und trieb ihn von seinem Herren ab. Darauf stieß es diesen mit dem Fuße, aber es vermochte nicht seinen Schlaf zu brechen. Auch der Zwerg rief wiederum: Wenn er nicht erwache, ergehe es ihm wie Ortnide, dem sein gutes Geschmeide nicht geholfen habe, und darum müsse jetzt sein Weib auf Garba weinen. „Wache! rief er, es ist Zeit: Niemand auf der Welt besteht diesen Wurm, wenn nicht Du!“ Noch stund das treue Roß bei seinem

Herren: da kam der Wurm und zerriß ihm die Haut, daß es roth und naß von Blute ward. Von dem Gebrülle des Wurmes erwachte jetzt der Held, und da er sein Ross so blutig sah, rief er: „Wehe, daß ich schlafen mußte! Du littest große Noth: ohne deine Hülfe wäre es sicherlich aus mit mir!“ Sofort sprang er ihm zu Hülfe; aber sein Heer brach am Horne des Wurmes, während dieser Feuer gegen ihn blies. Auch sein Schwert, das er jetzt zog, sprang in Stücke: so stand er denn waffenlos dem Wurm gegenüber. Da warf er ihm zornig den Griff an das Haupt. „Hilft Gott mir nicht, rief er, so müssen meine Dienstmannen in Griechenland umkommen.“ Grimm tobte der Wurm, als er den Wurf fühlte, schloß mit dem Schwanz den Held und hub ihn auf. Zugleich griff er das Ross an der Gurgel und trug so beide über Stein und Moor: gern wäre er für das unselige Ross (den Wurm, der ihn trägt) gegangen. So trug er ihn wohl zweier Klaster hoch im Schwanz und zog dazu das starke Ross hin zum Loch. Hier warf er sie den Jungen vor, und sogleich zerrissen sie das Ross. Mit Grimme warfen sie sich dann auf den Mann, aber sie mochten seine gute Brünne nicht zerbeißen. Da versuchten sie ihn zwischen den Ringen hindurch auszufaugen; aber wie fest sie vorlagen, sie mochten nichts aufrichten. So warfen sie ihn Ballesweise auf wider das Dach und wollten ihn zergliedern; oft erfaßten sie ihn mit den Krallen; nie geschah ihm Leideres. Von so manchem Falle begann sein Leib zu schwachen. Das trieben sie so lange bis sie ihre Kraft verloren und sie zu schlafen gelüstete: da ließen sie ab von dem Helden.

Als er merkte, daß alle Würme schliefen, da erhob er sich schleunig; am Eingange der Höhle sah er lichten Schein: da gieng er leise hin um zu sehen was es sei. So fand er Ortnides Heergeräthe im Staube, Schwert und Brünne, Haube und Helm. Das hatten einst weise Zwerge gefertigt und Alberich hatte es ihm gegeben. Aus den lichten Ringen schüttete Wolsdietrich das Gebeine; mit trüben Augen legte er die Brünne an und band den Helm auf. Dann nahm er das Schwert und versuchte es

an der Steinwand. Zwei Schläge schlug er durch den Fels, mit den Weggen hätte man wohl vier Wagen geladen, aber das edle Schwert erwies sich labellos. „Auf dich, sagte er, will ich mich auf gutes Heil verlassen!“ Als er die schlafenden Wärme sah, begann er zu lachen. „Du hast genug geruhet, rief er, wache nun! Daß du mich getragen hast, des sollst du jezt genießen!“ Damit schlug er den Alten mit dem Schwerte an den Hals. Hoch empor sprang der Wurm; da er sich aber wieder zur Erde niederließ, schlug ihm der Held das Haupt ab; darauf tödtete er auch die Jungen. Ihre Leiber rümpften sich; Blut und Gift floß aus den Adern. Der Alte schlug mit seinem Schwerte auf und nieder, so daß es fernhin dröhnnte.

Da nahm der Held des Wurmes Haupt auf, daß er es mit sich führe; es war ihm aber zu schwer und er mußte es wieder fallen lassen. So stellte er denn das Haupt auf und schnitt ihm die Junge aus dem Rachen um sie mitzunehmen. Dann hub er sich vor den Berg und begrub Ortnides Gebeine. Bei diesem Geschäfte fand er einen Goldring, der wohl geschnitten war. „Dich, sprach er, will ich behalten, du magst mir bei der Königin wohl ein Zeuge sein!“ Die großen Flinssteine, die er aus dem Felsen schlug, die häufte er auf dem Grabe auf, daß man die Stätte weithin erkenne.

Froh des Sieges gieng der Kühne nun über die Heide hin: da sank er vor Müde und Hunger in das Gras. Da kam Alberich herbei, der froh war, daß Ortnides Tod gerochen sei, und labte ihn; dann verschaffte er ihm ein Ross, daß er von dannen reiten konnte. Durch sein Mißgeschick ritt er aber irre drei Tage lang in dem wilden Walde.

Während er so irre ritt, kam ein reicher Graf zu der Höhle. Er fand den todtten Wurm, nahm dessen Haupt und führte es gen Garða. So kam es, daß ihn die Königin für Wolfsvietrichen nahm. Fern über das Land hin trug man da die Kunde, daß Ortnid durch Helles Hand gerochen wäre, und daß die Königin ihn zu Gemahle nehmen wollte. Auch Wolfsvietrich hörte dies, und er ritt nun nach Garða, den Trug zu zerstören. Heimlich

kam er zur Hochzeit; Niemand erkannte ihn. Bei einem Weidmann steckte er sein Ross ein, dann gieng er in einer wellenen Schauhe in die Burg, wo ihn die Königin selbst in einem reichen Becher den Trank darbot. Er trank, ließ dann aber Ortnides Ring in den Becher fallen. Als die Königin den Ring erkannte, begann sie heiß zu weinen und sagte: „Diesen Ring trug der, den ich Gatte nannte. Nun möchte ich wissen, wer Ortnides Nächst sei: wer sich als solchen mir beweist, den wollte ich zu Manne haben. Du, Mann, sollst Dich nennen!“ Da hub sich der Nede hin, wo das Haupt des Wurmcs lag; er besah es und begann zu lachen. „Nun schauet Alle hier ein Wunder! rief er; wer hat je ein Haupt ohne Zunge gesehen? Ich bin es, Wolsfdietrich, der sie ihm aus dem Nachen brach!“ Da zeigte er die Zunge und brachte so die Wahrheit an den Tag. Der Graf stund überwunden: man schlug ihm das Haupt ab, die minnigliche Frau aber nahm Wolsfdietrichen zum Gatten.

Sechs Wochen saß nun Wolsfdietrich in Ehren und in Anse. Da gedachte er mit Schmerz seiner Dienstmannen und er sagte der Königin, daß er sehen wollte, wie es um sie stünde, und ob er sie endlich erlösen möchte. Sie gab ihm Urlaub, er aber hüllte sich in eine Wellenschauhe und barg Ortnides Schwert in einem Stabe; denn er wollte als Späher ausfahren. — Hier nun hat das Abenteuer mit der Marpalie und ihrem Vater, den Wolsfdietrich durch die Messerwürfe tödtet, zu folgen. Kaspar verbindet es ungefickt mit dem Zusammentreffen des Helden nach des Wurmcs Befiegung mit Alberich, der ihm von diesem „Saragenen“ erzählt. Die Darstellung stimmt im Ganzen zu der mitgetheilten, nur daß weder Tochter noch auch Vater benannt sind. Auch wird Marpalie nicht von den von Wolsfdietrich besiegten Höllenhunden in die Hölle mit hinab geführt, sie verschwindet nur. Wolsfdietrich schläft nun vor Hunger und Müde ein. Da kamen zwölf zaubermächtige Götinnen (d. h. Valkyrien) und trugen den Schlafenden in ihre Herberge. Drei Tage schlief er auf purpurseidenem Bette; als er erwachte, ward er herzlich bewirthet und die Schönste wollte sich mit ihm vermählen, er versagte jedoch. Da schloßen sie ihn samt

seinem Koffe in eine guldene Büchse ein, die ihn drei Tage lang festhielt. Frei geworden, irrte er wieder umher und kam hungerig zu einer Burg, wo vier und zwanzig Göttinnen vor einer Schranne (Bank zum Verkauf von Lebensmitteln) stunden. Auf seine Bitte bewirtheten sie ihn freundlich; die Emmeln kamen von selbst zu ihm hin, und der Wein schenkte sich selbst für ihn in den Becher. Da er jedoch nicht bei ihnen bleiben wollte, septe eine dem Scheidenden einen Rosenkranz auf, der sich draußen in eine drei Klafter lange Schlange verwandelte, die ihn umwand, und die er vier Tage hindurch an sich tragen mußte.

Während er so durch Zauber aufgehalten und seinen Zwed zu erreichen gehindert ward, raubte ihm ein Zwerg, der nicht genannt wird, seine Gattin; Alberich jedoch sorgte für ihn, suchte ihn auf und durch seinen Beistand erlangt er sie wieder. Vier- und zwanzig tausend Zwerge, die ihn anfallen, erschlägt er. Heimgekommen, giebt ihm nun die Königin ihre Dienstmannen zu Hülfe gegen seine Brüder und Sabenen. Sechzig tausend Mann führte er nach Griechenland und legte sich mit ihnen in einen Wald bei Constantinopel. Er allein gieng als Epäher an die Burgmauer und traf daselbst den Thurmwächter Ortwin, der den Gefangenen Brot brachte. Der Held bat ihn, ihm um Wolfsdietrichs willen ein Brot zu geben. Er erhielt es, und der Thurmwächter beklagte das Loos der gefangenen Söhne Puntungs, der gestorben sei. Wolfsdietrich erkundigte sich nach dem Grabe des Alten und erhält die begehrte Auskunft. Er geht sogleich zum Grabe hin, weilte hier die Nacht hindurch und unterredete sich mit dem Todten, der ihm gebot, seinen Tod nicht an Wachsamute und Baugen zu rächen, da sie daran schuldlos seien. Ortwin gieng auch und sagte den Söhnen Puntungs, als er das Brot ihnen gab, von dem Manne, mit dem er zusammengetroffen sei und was er mit ihm verhandelt habe. Da ahnten sie, daß der Fremde Wolfsdietrich selbst sei, und wurden froh in ihrem Elende.

Aber auch Sabenen war von dem Heere, das im Walde lag, Kunde geworden, und auch er ahnte, daß Wolfsdietrich dasselbe hergeführt habe. Da kam große Furcht über ihn, und er lief

sofort zu den Königen und theilte ihnen das Vernommene mit. „Wehe uns, rief er, wir mögen nicht mit ihm streiten, auch können wir nicht die Feste wehren, da die Bürger uns feind sind. Lasset uns fliehen, bevor sie den Kampf anheben!“ Schnell wollten die Drei da entweichen; aber sie konnten nicht fort, denn die Stadt war bereits von dem Heere eingeschlossen. Da nahmen sie Schild und Schwert und brachen mit ihren Mannen aus dem Thore hervor. So hub sich ein harter Kampf, zuletzt aber wurden Wachsmut, Bauge und Sabene gefangen und gebunden. Den beiden Brüdern verzieh Wolsdietrich, Sabene jedoch ward geschleift, gerädert und verbrannt. Den treuen Söhnen Puntunges gab Wolsdietrich Land und Leute in Griechenland, dann kehrte er mit dem Heere zu seiner Gemahlin nach Garba zurück.

Zwölf Jahre lang lebte er nun in Ruhe mit der Königin; dann aber gieng er heimlich von ihr und begab sich im Kloster Tischnung aller weltlichen Ehren um seine Sünden zu büßen. Er beichtete und der Abt gab ihm als Buße, daß er sich auf eine Bahre lege; bleibe er die Nacht hindurch liegen, so habe er zar geküßt. Als er auf der Bahre lag, kamen eine Schaar Teufel und trugen ihn in die Hölle hinab, aber sie brachten ihn lebendig auch wieder zurück. Ohne Gottes Hülfe wäre er dahin gewesen. Achtehnmal die Nacht hindurch versuchten sie ihn; sie brachten alle seine Freunde, Vater und Mutter, und auch seine Gemahlin Liebgard (Eigeminne?) her, und diese sprach zu ihm: „Wie liegst Du so hart, lege Dich doch her zu mir!“ Bald wäre er da aufgestanden, aber Gott half ihm, daß er liegen blieb. Als der Morgen kam, starb er, aber seine Seele war behalten, und das Kloster ward durch ihn reich.

Als man ihn zu Garba vermiste, sandte die Königin Boten nach ihm in alle Lande, aber nirgends fanden sie ihn. Endlich jedoch ward die Mähre bekannt, zumal da die drei Königinnen zu Zochgrime¹ seine guldene Brünne kauften. Die Königin, Wolsdietrichs Gemahlin, wollte das Kloster zerstören, aber der

¹ Colon. Agrippina, b. i. Cöln.

Abt sandte vier Mönche zu ihr, die ihren Sinn wandten. Sie gab nun großes Gut in das Kloster zum Seelgeräthe ihrer beiden Männer. Im andern Jahre darauf starb auch sie und ward mit Ortnid und Wolsdietrich in einem güldenem Sarge bestattet.

Diese Gestaltung der Sage ist ohne Zweifel die einfachere, wenn sie nicht auch die ältere ist, nahm Berta jetzt das Wort. Puntung ist sicher Verächtung, da die benannten Söhne beider die gleichen Namen tragen, obgleich ich mir den Uebergang von Verächtung in Puntung nicht erklären kann. Merkwürdig ist, daß in der längeren Sage Sabene ganz fehlt, da er doch in der kürzeren eine so bedeutende Rolle spielt. Auch Hugdietrich erscheint hier in ganz anderm Lichte als dort. In der längeren Darstellung ist er gegen Wolsdietrich niemals feindlich gesinnt, während er in der kürzeren ihm bis zu seinem Tode abgeneigt bleibt. Dort ist er ein anmuthiger, hier ein abstoßender Charakter. Hier gilt Wolsdietrich dem Vater und den Brüdern wie noch vielen andern Leuten seiner Stärke wegen für den Sohn eines Albes, dort den Brüdern nur für einen Sohn des Thurmwächters zu Salnede. Das Bessere ist unschwer zu erkennen. Richtiger dagegen ist, daß in der längeren Darstellung Wolsdietrich das unverwundbar machende Hemde von der Walkyrie Eigeminne erhält, während es ihm in der kürzeren schon bei der Taufe zu Theil wird. Ein solches Hemde ist aber Walkyriengabe. Freilich erscheint hier Eigeminne weniger als Walkyrie denn als Meerweib. Merkwürdig ist auch, daß hier kein Jungbrunnen vorkommt, sondern Eigeminne ohne Weiteres den entstellenden Balg abstreift; auch das dürfte das Richtigere sein. Vorzüge sind also hier und Vorzüge sind dort; aber märchenhaft phantastisch ist die längere Darstellung in sehr hohem Grade; wird doch sogar die alte Troja in die Sage hineingezogen. Hierin ist die kürzere Sage ebenfalls gehaltener: der Ort der Handlung ist hier Griechenland, der Weg von da nach Italien längs der Donau, und die Lombardei, Gegenden, wo die Gothen sich bethätigten, und durch welche in der Völkerwanderung alle Ostdeutsche nach Westen vordrangen. Ueber die Abweichungen im letzten Theile, der Buße Wolsdietrichs

im Kloster, will ich nicht eintreten, da dieser ohne Zweifel Zusatz ist. Es wird Ihnen nicht entgangen sein, daß er einmal erst nach dem Tode seiner Gemahlin der Welt sich begiebt, das andere Mal aber sie heimlich verläßt und von ihr um zwei Jahre überlebt wird ohne Kinder zu hinterlassen.

Nur eine Bemerkung dazu erlauben Sie mir, sagte Graf Huno. Die Einführung der alten Troja hat, wie ich glaube, ihren Grund in der alten Sage der Abkunft der Franken aus Troja, worüber Sie A. L. Noths Schriftchen: „Die Trojasage der Franken,“ Stuttgart 1856, nachlesen können. Da nun der austrasische Theoderich, der Sohn Chlodowigs, auch Hugothëodoricus genannt wird, so begreift sich hieraus schon die Herbeiziehung der alten Troja. — Uebrigens bemerke ich noch, daß beide Darstellungen der Wolsfdietrichsage im Hildebrandsden, d. h. der aufgelösten Nibelungenstrophe gedichtet sind. Das längere Gedicht gehört, wie wir es haben, dem vierzehnten, das kürzere dem fünfzehnten Jahrhunderte an, was Freund Gaspinge anzugeben vergessen hat.

Da Niemand Weiteres vorbrachte, ward damit die Sitzung aufgehoben.

Siebenter Abend.

Die Gesellschaft war versammelt, Irmgard und Wilmar saßen wieder neben einander und zwar diesmal dazu Hand in Hand; der alte Herzog aber, der auch noch da war, lächelte bald sie bald ihn schalkhaft an, gleich als wollte er sagen: Gelt, ohne mich sähet Ihr nicht so da! Er hatte recht, der alte Herr, aber wie das so gekommen war und was der Herzog Förderfames dazu gethan hatte, das mitzutheilen, muß späterer Gelegenheit vorbehalten bleiben.

Haspinger begann: Heute werden wir mit der deutschen Heldenfage zu Ende kommen, denn es hatten nur noch wenige Gedichte der Betrachtung. Das Gedicht „Biterolf und Dietleib“ ist nur ein verunglückter Versuch, die Art und Weise des heftischen Epos auf die deutsche Heldenfage anzuwenden, enthält zudem nicht einmal echte Sage, sondern ist eine willkürliche Erfindung, darum können wir von ihm absehen, obgleich es wohl noch dem Ende des zwölften Jahrhunderts angehört.

Das Gedicht von des heiligen Oswalds Brautfahrt, entstanden im zwölften Jahrhundert, aber nur in einer Uebersetzung des vierzehnten erhalten, bietet des Alterthümlichen zwar noch viel; aber da es mit Ortnids Brautfahrt sich sehr nahe berührt, nur daß in ihm ein Rabe, d. i. ein Alß, der in Rabengestalt sich zeigt, der Rathgeber und Helfer ist, während im Ortnid der Zwerg Alberich diese Rolle hat, so genügt die kürzeste Inhaltsangabe: Oswald, König von Engelland, hatte keine Gemahlin, und man kannte keine ihm gemäße Jungfrau im Lande.

Da kam der Pilgrim Wermund¹ an den Hof und rieth ihm zu Jungfrau Spange, der Tochter des heidnischen Königes von Arone jenseit des Meeres, der aber nach dem Tode der Mutter die Tochter selbst heirathen wolle und deshalb jedem Bewerber das Haupt abschlage. Der Vorschlag findet Beifall, aber Niemand will Bote sein, selbst Wermund nicht, obgleich ihm Oswald ein Herzogthum zum Lohne verheißt. Die Botenschaft, sagte er, besorgte am besten der Rabe, den Oswald an seinem Hofe erzogen habe. Der Rabe wird also von einem Thurne der Burg herbei gelockt und er sagt zu unter der Bedingung, daß Oswald sein Gefieder ihm mit Golde schmücken lasse. Dies geschah und der Rabe flog mit dem Werbebriefe fort. Als er jedoch auf einsamen Felsen im Meere einen gefangenen Fisch verzehrte, kam ein Meerweib und entführte ihn auf den Grund des Meeres. Durch seine List jedoch entkam er und gelangte nun an den Hof des Königes zu Arone gerade als dieser zu Tische gieng. Er verneigte sich zum Gruße und nachdem ihn der König seines Lebens versichert hatte, brachte er seine Werbung vor. Der König, der solches nicht erwartete hatte, ließ erzürnt Thüre und Fenster schließen und stellte stugs Jagd nach dem Raben an. Er ward gefangen, gebunden und sollte eben gehenkt werden, als Jungfrau Spange kam und sich den Raben zum Geschenke erbat. Sie erhielt ihn, trug ihn in ihre Kammer, gab ihm Braten und Wein und nahm ihm sein Schreiben ab. Dann antwortete sie, band den Brief nebst güldenem Ringe ihm unter die Flügel und sandte ihn an Oswald zurück.

Nach des Rabens Ankunft rüstete Oswald, wie ihm aufgetragen war, sogleich sein Heer, die Braut heimzuholen; aber bei der Abfahrt vergaß er des Rabens.² Als das Heer im Morgenlande anlangte, gerieth es deshalb sofort in große Noth, und Oswald hätte ohne die Braut abziehen müssen, wenn nicht ein Engel den Raben herbeigeht hätte. Dieser erklärte jedoch,

¹ Dieser Pilgrim heißt sonst immer Trougemund (= Dragomann, d. i. Dolmetsch). Da Trougemund aber leicht an Trügumund erinnert, änderte man hier den Namen in Wermund. Im kleineren Oswald (herausgegeben von Meißner) heißt er auch noch Tragemund. — ² Wie Ortnit Alberichs.

daß er dem Könige nicht hülfte, wenn er nicht verspräche, sobald er heim gekommen sei, Koch und Kellner heuten zu lassen. Beide hätten, seit der König abwesend, sein nicht nur nicht gepflegt, sondern ihn sogar genöthigt, mit den Hunden zu essen, deren Gesellschaft ihm nicht gefallen habe. Der König tröstete den Raben, verhiess ihm Genugthuung und ließ auf seinen Rath einen goldenen Hirsch fertigen, der den heidnischen König zur Jagd aus der Burg lockte. Während dieser nun jagte, ward die Jungfrau glücklich auf das Meer entführt.

Der darüber ergrimnte König setzte Osvalde mit einem Heere nach und erreichte ihn auf einem Eilande mitten im Meere; im Kampfe jedoch wurden alle Heiden bis auf den König, der sich fern hielt, erschlagen; denn Osvald hatte gelobt, Alles zu gewähren, warum ihn einer um Gottes Willen bitten würde. Der König verhiess nun sich taufen zu lassen, wenn Osvald ihn durch ein Wunder von der größeren Macht seines Gottes überzeuge, und ihm dann die Tochter zu vermählen. Osvald erweckte darauf die erschlagenen Heiden vom Tode, dem Könige aber dadurch zugleich die Lust, den Kampf zu erneuern; die Heiden aber, die bereits in der Hölle waren, verweigerten den Kampf und verlangten die Taufe. Da fügte sich auch der König von Arone, nur trug er Bedenken, sein erhabenes Haupt mit salzigem Meerwasser benetzen zu lassen. Sofort bewirkte Osvald durch Gebet, daß sein Schwert ihm aus der Hand sprang und einen Fels spaltete, woraus das süßeste Wasser floß. Drei sommerlange Tage dauerte die Taufe und noch blieben zwei und siebenzig Heiden ungetauft. Der König von Arone erhielt von Osvalde den Namen Zentimus,¹ und alle, die bereits einmal todt waren, die Versicherung, daß sie binnen einem Jahre sterben würden. Da wünschten sie lieber sofort zu sterben, und ihr Wunsch gieng auf Osvalds Gebet in Erfüllung.

Osvald kam darauf mit seinem Heere, seiner Braut und deren Vater glücklich in Engelland an, veranstaltete große Hochzeit zu seiner Vermählung und hieß alle Armen im Lande

¹ Im kleinern Osvald: Johannes.

zusammen rufen, damit er sie speiste und beschenkte. Unter den auf dem Hofe versammelten Armen erschien der Heiland selbst in Gestalt eines Pilgrims. Er verlangte und erhielt zehn Mal ein Almosen unter den zehn Schaaren, in welche die Armen getheilt waren. Darauf gieng er in den Saal, wo Oswald mit seiner Braut saß, und bat ihn um Gottes Willen erst um geringere Dinge, dann aber um sein Königreich und sein Weib. Die Landherren, über solche Bitte empört, giengen mit ihren Waffen auf den Pilgrim los; Oswald aber, wiewohl betrübt und erschrocken, verwies ihnen das und stellte die Ruhe wieder her. Darauf übergab er dem Pilgrim Krone und Weib, tauschte mit ihm die Kleider und entfernte sich traurig. Da rief dieser ihn aber zurück, gab ihm sich kund und Alles zurück, kündigte jedoch auch zugleich ihm und der Königin an, daß sie nach Verlauf von zwei Jahren sterben würden, befahl ihnen aller Weltfreunden sich zu enthalten, und entschwand. Oswald aber und Frau Eysa folgten der Ermahnung und starben selig.

Dieses ganze Gedicht, sagte Berta, als Haspinger geendet hatte, scheint mir nichts weiter zu sein als eine von einem Geistlichen gefertigte, geistliche Umbichtung der weltlichen Ertidsage. Wir hörten bereits, daß auch im zwölften Jahrhunderte, wie es ja schon im neunten geschehen war,¹ Geistliche gegen die Heldensage Widerspruch erhoben. Mit dem bloßen Widerspruche war nun nicht viel gewonnen, und so begreift man, wie Geistliche dazu greifen konnten, weltliche Sagen geistlich umzudichten. Daß sie dabei dann einen Helden der Kirche an die Stelle des Helden des Volkes treten ließen, war selbstverständlich, und sie thaten hierin wahrlich nicht mehr als die Volksfänger, indem sie einen Helden des Volkes einen Gott der heidnischen Vorfahren vertreten ließen. Durch die geistliche Umbichtung mußte die Sage dann freilich die Gestalt der Legende annehmen.

Ohne Zweifel ist dieser Oswald eine geistliche Umbichtung, sagte darauf Leodegar, der Benedictiner; darin haben Sie recht;

¹ Siehe Band I. S. 35.

aber daß ein Geistlicher der Verfasser sei, das folgt daraus nicht. Wir hörten ja in der letzten Sitzung, wie fahrende Leute ihre weltlichen Sagen mit geistlichen Zusätzen ausrüsteten: warum sollten sie nicht auch vermocht haben, eine ganze weltliche Sage geistlich umzudichten? War ein Fahrender kirchlich fromm, so konnte er sich schon bewogen finden, den Widerwillen der Kirche gegen die Heldensage als berechtigt anzuerkennen, und in Folge davon weltliche Sage geistlich zu wenden, da er doch einmal, um zu leben, singen mußte. Ein geistlicher Dichter, meine ich, würde sich strenger an die kirchliche Legende vom heiligen Oswald gehalten haben.

Das konnte er freilich thun, wandte der alte Graf ihm ein; aber wenn er das that, so lieferte er ein selbständiges Gedicht und keine Umdichtung, und konnte damit folglich nicht ein gangbares Gedicht zu verdrängen suchen. Die Umwandlung volksthümlicher Gedichte in geistliche steht mir völlig gleich der Umwandlung heidnischer Tempel in christliche Kirchen. Beides geschah aus dem gleichen Grunde. Aber theilen Sie uns die kirchliche Legende vom heiligen Oswald kurz mit, hochwürdiger Herr; wir werden, vermuthe ich, daraus einmal ersehen, daß dieser Stoff vielleicht nicht geeignet war, eine Volksage zu verdrängen, und dann, was aus der Legende in die Umdichtung der Volksage hinüber genommen ward. Das kann mit beitragen die Frage zu entscheiden, ob ein Geistlicher oder ein Fahrender der Umdichter war.

So hören Sie, sagte Leodegar. Oswald war nach den Actis Sanctorum, die hier dem Beda Venerabilis folgen, der Sohn Aedhelfreds, Königes von Northumbrien (Deiri und Bernicien) und der Acca, der Schwester Eadwins, des von Aedhelfred vertriebenen rechtmäßigen Erben von Deiri. Oswald ward geboren im Jahr 604, kam zur Herrschaft 635 und starb 642. Nach Aedhelfreds Tode kam Eadwin auf den Königsstuhl, und Oswald mußte mit seinen sechs Brüdern zu den Schotten flüchten. Nach Eadwins Tode theilten sich Eanfred, Oswalds ältester Bruder, und Eadric, ein Verwandter Eadwins, in das Reich und schieden

es wieder in Deiri und Bernicien. Beide waren Christen, lehrten jedoch zum Heidenthume zurück. Sie geriethen darauf in einen Krieg mit Redwalla, dem Könige der Britten, und wurden erschlagen. Jetzt ward der seit 617 bei den Schotten lebende Oswaldb zurückgeholt. Er kam und besiegte bei Denisesburna oder Dewillesburna den König Redwalla und bewog dadurch das ganze Volk sich taufen zu lassen. Bald darauf gründete er das Bisthum auf Lindisfarn, dem Eilande, und berief seinen Lehrer, den Schotten Aidan, zum Bischofe. Im Jahre 636 vermählte er sich mit Ryneburg, der Tochter des westsächsischen Königes Rynegilg; auf Oswalbs Verlangen nämlich, war der Priester Birin zu den Westsachsen gegangen, hatte den König bekehrt und dann nebst dessen Tochter Ryneburg in Oswalbs Gegenwart getauft. Ryneburg gebar ihm im Jahre 637 einen Sohn, der Edhelwald geheissen ward.

Bald darauf brach eine Seuche aus und viele Leute starben. Oswaldb betrachtete dieß als eine Strafe seiner Sünden, klagte, weinte und betete. Selbst davon ergriffen und den Tod erwartend, richtete er seine Augen gen Himmel und bewegte die Lippen, gleich als spräche er mit Jemand. Später versicherte er, hellleuchtende Engel gesehen zu haben, von denen drei sich ihm nähernd also gesprochen hätten: „Oswaldb, fürchte nicht den Tod, denn Du wirst im Himmel sein nach Deiner Hinfahrt. Aber jetzt wirst Du nicht sterben; der Heiland hat, durch Dein Gebet bewogen, ganz Engelland von der Seuche befreit und beschlossen, Dich durch einen Märtyrertod auszuzeichnen. Uns aber befohl er, Dich im Leben und im Tode zu bewahren.“ Darauf sollen sie ihm Tag und Stunde seines Todes genannt haben und verschwunden sein.

Seit dieser Zeit war Oswaldb noch frömmere, theilte reichlich Almosen aus, bereuete täglich seine Sünde und gelobte, zugleich mit seiner Gemahlin Ryneburg, hinfort aller Weltfreude zu entsagen. Als einen Beweis seiner Milde führt man an: Er sei einst am heiligen Ostersfeste mit Aidan zur Tafel geseßen, um zu speisen; da sei der Diener, dem er die Armenpflege übertragen habe, in den Saal getreten und habe dem Könige berichtet, eine

Menge Bettler steh draußen und verlange Almosen. Sogleich habe Osvald alle Speisen hinaustragen, auch den silbernen Tisch, worauf man die Speisen eintrug, zerbrechen und die Stücke zu den Speisen vertheilen lassen. Da habe Aidan, der schon satt gewesen sei, Osvalds Rechte ergriffen und gesagt: Diese Hand werde nie verwesen.

Im Jahr 642 am 5. August, fiel Osvald im Kampfe gegen Penda, den König der heidnischen Mercier. Die Schlacht fand statt bei Marcesfeld (Schwertesfeld) an der Morda (Mordbach); nach Andern aber bei Winwic (Kampflätte), oder bei Hefensfeld (Himmelfeld). So die Acta Sanctorum.

Unser Dichter hat sich denn doch ziemlich genau an die Legende gehalten, nahm jezt Gräfin Irmgard das Wort, nur hat er Alles gesteigert und seiner Zeit gemäß verändert. Daß ihm in unserm Gedichte kein Sohn gegeben wird, ist eine solche Steigerung, und daß er dem Heiland auf seine Bitte Reich und Gemahlin giebt, eine Steigerung seiner Milde. Es ist bekannt, daß die Legenden, je älter sie sind, auch desto einfacher und verständiger erscheinen; je jünger, desto übertriebener und unverständiger. Da es im zwölften Jahrhunderte in Engelland keine Heiden mehr gab, Osvalds Gemahlin aber vor der Vermählung Heidin war, so machte man sie zur Saracenin; denn die Saracenen galten damals für Heiden. Also die Bekehrung der Braut so wie die ihres Vaters ist geschichtlich, nur die vorangehende Entführung der Jungfrau ist romantische That, und die mag aus Ortnid oder Otnid genommen sein. Auch daß sie Spange heißt, ist volksthümlich; denn nach Schmut und Blume werden Frauen genannt. Ebenfalls wird schidlich der Zwerg Alberich hier durch den Rabe ersetzt, d. h. durch einen Zwerg, der Rabenhülle angenommen hat; denn der Rabe ist nicht immer teuflischer Vogel, auch Heilige, wie Hinton und Meinrad haben ihn, und leicht kann er auch auf alten Darstellungen Osvalds sich zeigen, also auch der Legende gemäß sein. Merkwürdig ist das Gedicht jedenfalls, mögen nun Züge aus der Legende in die Sage, oder aus der Sage in die Legende hinüber genommen worden sein.

Ich denke, ich kann wohl weiter gehn, sagte Haspinger; doch etwas muß ich noch anführen. In das kleinere Gedicht von Oswald ist der uns Allen aus Orendel wohl bekannte Fische Eise eingeführt, und zwar in gleicher Eigenschaft. Das größere Gedicht weiß von Eisen nichts. Als der Rabe nämlich seinem Herren den Winnering der Jungfrau bringen soll, entfällt dieser ihm unglücklich Weise in das Meer. Ihn wieder zu gewinnen muß Eise herbei. Hören Sie nur:

Hin sluoc er mit sorgen biz an den eilsten morgen,
dô quam er unfrô gezogen âf daz wilde mer geflogen.
er warte wâ iz im lôhte, daz er iht geruowen môhte.
Ein koufman hie bevor ertranc, mit sinem schiffe er hie versanc.
des mastboumes er wart gewar: der raben sluoc âf in aldar.
dar ûffe er geruote sider unde er erschutte sîn gevider.
Von deme geschutte sîn entfiel im daz vingerlin
zehant zuo der selben stunt in des wilden meres grunt.
der raben dô kranc wart, er sprach „Ouwê dirre leiden vart!
Dar umbê ich solte ertrinken, in daz mere versinken.
wol zehentûsend jâr hân ich versûmet, daz ist wâr,
Oswalden, den hêrren mîn, und junefroun Spangen die edelen
kûnigîn!“

Im was leide und ange, sîn klage werete lange.
Ein vischer quam geswummen âf des meres unden
in einem schiffe balde: daz was des rabenes sâlde.
Der vischer guot und wise der hiez meister Ise,
der den selben roc ê vant, dâ mite Orendel sich bewant.
dô er den raben blickete an, heiligen glouben er gewan.
Er viel uf diu knie sîn nider in sîn kenelîn,
er sprach: „Bist duz, Raphaël oder der engel Gabriël,
hât dich got von himile gesant ze mir here nidere?“
Er sprach: „Enruoche wer ich st, hie wirf tû daz netze dîn;
dir widervert guot heil, du vœhist vische ein michel teil;
vische allhie an dirre stat!“ der vischer tete des er inen bat.
Er tete daz in der raben hiez. der guote got des niht enliez,
er vieno vile schiere wol sîn schif guoter vische vol.
der vischer sprach: „Nu nim, du raben, als vil vische alsô dô
wilt haben!“

„Gip mir einen, sprach der rabe, daz ich dâ mîle mûge gelaben
 daz arme kranke herze mîn.“ der dâ hâte daz vingerlîn
 geslunden in den eînen magen, den erwischte er mit sînem snabel.
 Dâ bat der rabe gefüege, daz er in âf slüege
 unde im gæbe daz vingerlîn. Er sprach: „Ist iz gewesen dîn.
 sô salt dû iz wider haben.“ des erfrouwete sich der rabe.
 „Bint mirz under'n flugel mîn und vische unz an daz ende dîn!
 dar umbe bite ich schône got, daz er dir lône
 und sînen engel sende dir an dînem letzten ende.“
 Also wart dem rabeln wider ein guldîn vingerlîn,
 dâ von er fröude vil gewan. er slouc vûrbaz von dan
 aber einlif tagevart, unz er aber gare müede wart.

Es ist schön, daß Sie das mitzutheilen nicht unterlassen haben, sagte Graf Huno. Wir sehen hieraus, wie häufig und unbedenklich eine Sage von der andern entlehnt, was sie bedarf. Im größeren Gedichte gewinnt ein auf einem Felsen im Meere hausender Einsiedler durch sein Gebet den verlorenen Ring zurück. Ein Fisch bringt ihm denselben in seinem Munde getragen. Wie Eise aus Orendel, so ist dieser Einsiedler wahrscheinlich aus Brandans Meerfahrt entlehnt, einem wunderbaren legendenartigen Gedichte des zwölften Jahrhunderts. Er ist der „Gregor auf dem Steine,“ der später Papst ward, und als solcher Gregor der Große heißt.

Er schwieg, und Haspinger wiederholte die Frage, ob er nun weiter gehn könne.

Na, unterbrach ihn der Herzog, eine Bemerkung muß ich auch machen. Daß Oswald auf die Bitte des Bettlers, den er ja noch nicht einmal kennt, sein Königreich hingiebt, das ist stark, und seine Landherren zeigen sich vernünftiger denn er; daß er aber sogar seine junge, schöne Gemahlin hingiebt, ohne sie auch nur zu fragen, ob sie einwillige, und sie hat doch auch ein Wort da mit zu reden, das nenne ich Blödsinn, Bastia. Habe ich nicht Recht, Herr Baron?

„Ohne Zweifel, Herr Herzog! erwiderte Wilmar, indem er Jrmgard die Hand drückte, obgleich es immer wohl Könige gab und noch giebt, die lieber die Frau als das Reich hingeben würden.“

Sehr wahr, sagte der alte Herr. Jetzt, Herr Professor, können Sie fortfahren.

So kämen wir denn zur Gudrun, begann er, einem Gedichte, das man wohlbesugt die wunderbare Nebensonne des Nibelungenliedes genannt hat. Wenn ich dann daran reiße das Gedicht von Salman und Morolt, so werden Sie sich darüber vielleicht wundern, wenn Sie von diesem Epos bereits etwas vernommen haben. Aber beide Gedichte, so ungleich sie einander hinsichtlich der inneren und äußeren Vollenbung auch sein mögen, haben doch etwas gemeinsam. In beiden nämlich wird uns nicht sowohl der Mann, sondern vielmehr das Weib geschildert; aber die beiden Frauen, Gudrun und Salmè, um die sich Alles bewegt, bilden den schroffsten Gegensatz zu einander. Erscheint Gudrun als leuchtendes Beispiel wandloser Treue in reinster Erhabenheit, so zeigt sich uns Salmè als die leibhafte Untreue. Und dabei ist sie gar nicht etwa bloß leidend, wie die hellenische Helena, die die Schönheit, aber auch die Kälte einer Marmorstatue hat; nein, sie ist immer und überall selbstthätig, sie ist es, die immer und überall den Knoten schürzt. Dennoch erscheint sie uns nicht widrig; ihre Treulosigkeit ist vielmehr, rein menschlich aufgefaßt, wohlberechtigt. Salman, ihr Gemahl nämlich, ein Muster unmännlicher Schwäche, hatte sie mit Gewalt geraubt und wider ihren Willen, und vermochte auch später nicht die Neigung des thatkräftigen und selbstbewußten, wiewohl leichtsinnigen Weibes zu gewinnen. Wenn sie also mehrere Male sich entführen nicht nur läßt, sondern die Entführung selbst herbeiführt, so folgt sie darin nur ihrem Drange nach Freiheit und Rache. Ein solcher Charakter kann für einen Dichter leicht zur Klippe werden, woran er scheitert; wenn unser Dichter dieß zu vermeiden wußte, so gereicht ihm das ohne Zweifel zu nicht geringem Lobe. So viel im Allgemeinen zur Rechtfertigung der Zusammenstellung beider Gedichte. Sie sind Gegensätze. Jetzt zur Gudrun.

Der Ort der Begebenheiten in diesem Gedichte, das zwischen 1210—1220 gedichtet sein mag, sind die Küsten des deutschen Meeres (der Nordsee) und die anliegenden Länder und

Eilande.¹ Hieraus schon können wir schließen, daß diese Sage ursprünglich den norddeutschen Stämmen angehört und in den Süden nur hinüber genommen ward. Dieß wird auch durch die Gestalt einiger Namen angezeigt. Die Heldin des Gedichtes würde hochdeutsch Gundrân heißen, nicht Gadrân (Gadrân). Diese Gestalt des Namens ist die norddeutsche. Auch der Name des berühmten Sängers, Horand, ist nicht oberdeutsch, denn bei den hochdeutschen Stämmen lautet der Name Herirand, Herrand. Die Schreibung Horand ist eine unverständene, sie kommt aber am nächsten der angelsächsischen Heorrand, Heorrenda. Die altnordische ist Hjarandi. Ebenso unverständlich ist der Volksname Hegelinge. Die wahre Gestalt des Namens lautet hochdeutsch Heteninge, von Hetan, einem alten Helbennamen, angelsächsisch Heodeningas; altnordisch Hjadningar. Alle diese Namen also weisen nach dem Norden hin, und daß wir es hier mit seefahrenden Völkern zu thun haben, zeigt das Gedicht überall. Das älteste Zeugniß für dieses Gedicht in Süddeutschland gehört dem zwölften Jahrhundert an, und viel früher wird auch nicht die Sage hinüber genommen sein.² Der Dichter dieses herrlichen Gedichtes ist uns ebenso wenig bekannt als diejenigen des Nibelungenliedes oder irgend einer anderen deutschen Heldensage. Es waren Alle eben fahrende Leute und diese hatten keinen Grund ihren Namen zu nennen, während dieß selten ein höfischer oder höfisch sein wollender Dichter unterläßt. Kennen wir aber nun auch hier den Dichter, der wohl der Steiermark angehörte, nicht, so geht aus dem Gedichte doch so viel hervor, daß wir das Werk nur eines Dichters vor uns haben, nicht Lieder, die vereinigt wurden, sondern ein sogenanntes mære, mit welchem Wort jedes erzählende Gedicht bezeichnet wird. Die Charaktere der Helden und Heldinnen sind auch hier, wie in der ganzen deutschen Heldensage, altüberlieferte; hiebei also konnte der

¹ Hochdeutsche Sagen haben, wie wir sahen, die Gegenden des Rheines, der Donau, die Lombardei und Griechenland zum Orte der Ereignisse. ² Die wenigen Zeugnisse für dieses Gedicht, die wir haben, beweisen, daß es im Süden eben nicht sehr verbreitet war. Die niederdeutschen Abfassungen, deren es ohne Zweifel gab, sind, wie es scheint, sämmtlich untergegangen.

Dichter keine hervorleuchtende Selbstthätigkeit entwickeln, ebenso wenig wie er Begebenheiten erfinden durfte. Höchstens war es ihm erlaubt an den Charakteren Einzelnes zu glätten und, falls es mit seiner Zeit in zu grossem Widerspruche stand, zu mässigen. Und das hat er wohl auch gethan; aber er hat das Geschäft mit Umsicht und mit fein fühlender Hand vollzogen. Später wurden freilich auch in dieses Gedicht fremdartige, das schöne Ebenmaß störende, fast nichtsagende Strophen eingeschoben; und da dasselbe nur in Einer Handschrift erhalten ist — wir verdanken sie dem Kaiser Maximilian I., und die Erhaltung dieses Gedichtes durch ihn ist wahrlich nicht das geringste seiner Verdienste — so würde die Reinigung schwerer und bedenklicher sein als bei den Nibelungen, wenn nicht glücklicher Weise die eingeschobenen Strophen theils durch Verkünstelung, theils durch Verschiedenheit der Strophenform sich verriethen.

Das Gedicht, wie es uns jetzt vorliegt, besteht aus drei Theilen, ursprünglich selbständige Sagen, die auch nur oberflächlich mit einander verbunden sind.

I.

Der wilde Hagene (der mit dem Hagene der Nibelungen nichts gemein hat) wird als Knabe seinem Vater, dem Könige von Irland, Sigbant, Sohn des Königes Gêr und der Uote (auch Sigbants Gemahlin heisst so) durch einen Greifen bei einem Woffeste entführt und in sein Nest getragen. Einer der Jungen nimmt ihn in die Klauen und fliegt mit ihm von Baum zu Baum und endlich auf einen Ast; aber der Ast bricht, und seine und des Kindes Schwere nöthigt ihn zur Erde nieder. Hier entkommt ihm Hagene, findet in einer Höhle drei Jungfrauen und bald darauf einen todtten Mann in Waffen. Er nimmt diese, tödtet den jungen Greifen und dann auch den herbeikomenden Alten. Nach den Zusätzen sind die drei Jungfräulein, Gîlde, die Tochter eines Königs aus Indien (d. h. eines östlichen Reiches), Gîldeburg, die Tochter des Königs von Portugal (d. h. eines westlichen Landes), und eine ungenannt bleibende aus Iserland (d. h. aus

einem nördlichen Lande; sie wird auch dann nach Norwegen verheirathet und schwindet aus dem Gedichte). Die Greifen hatten sie ebenfalls geraubt.¹ Nach längerem Aufenthalte in der Wildniß werden Hagene und die drei Mädchen von Seeleuten in das Schiff aufgenommen. Hagene erhält, nachdem er das Alter erreicht hat, den Ritterschlag, und Sigbant tritt ihm das Reich ab. Er vermählt sich darauf mit der Hilde, die ihm eine Tochter gebiert, die ebenfalls Hilde genannt wird. Hildeburg bleibt als Gespielin bei der jungen Königin. Hagene ward ein so gewaltiger Herrscher, daß er valant aller Könige genannt ward (d. h. Vernichter aller Könige), aber auch so stolz, daß er seine Tochter keinem Manne zum Weibe geben wollte, der schwächer und minder gewaltig denn er wäre.

II.

Das Stück, das den zweiten Theil des Gedichtes bildet, kennt die Edda noch als selbständigen Mythos, Særo Grammaticus aber giebt es als unabhängige Heldensage; Beweises genug, daß die Verbindung desselben mit der Gudrunsfage eine willkürliche ist. Hetele (= Hetan, Heoden, Hedin), so beginnt es, saß zu Heggelingen, nahe bei Nordland. Er war mächtig und kühn und hatte viele Mæge. Der Held war in Däneland erwachsen, und in der Mark zu Sturme saßen seine Mæge. Einer derselben war Wate der Alte, der ihn mit Sorgfalt erzogen hatte und ihn auch jetzt noch nicht aus der Gut ließ; ein anderer war Horand, der Dänemark von ihm zu Lehen trug und seitdem verdiente, daß Hetele das Land ihm völlig zu eigen gab. Hetele war ein Waise, denn Vater und Mutter waren ihm todt; da ihm nun bei seinen Freunden zu leben nicht mehr behagte, so bedurfte er eines Weibes. Die Landherren rietßen ihm also um eine Jungfrau werben zu lassen, er aber sagte, er kenne keine, die mit Ehren zu Heggelingen Frau (Herrin) wäre und die man ihm in das Haus bringen dürfte.

¹ Ohne Zweifel drei Valkyrien ursprünglich. Die echten Theile des Gedichtes kennen jedoch nur zwei: Hilde und Hildeburg.

Da sagte Morung der junge Held von Risland: ¹ Hilde die schöne aus Irland sei des würdig, Hagene des Königes Tochter; und so ward nun Horand aus Dänemark besandt. Er kam und Frute mit ihm; beide weigern sich aber die Werbung in Irland zu übernehmen, wenn nicht der alte Wate daran sich theililige. So schickt Hetele denn Boten gen Stürmen nach Waten. Wate ist willig unter der Bedingung, daß Horand und Frute ihn begleiten. Frute schlägt nun vor, daß sie als Kaufleute nach Irland gehn, und Wate ist damit einverstanden, nur müsse ihr Schiff kampfgestärkt sein und in seinem Kielraume mit Kriegern angefüllt, damit sie streiten könnten, ließe Hagene sie nicht in Ruhe ihres Weges ziehen. Das Schiff wird demnach also ausgerüstet und reiches Kaufgut eingenommen.

Sie kamen glücklich nach Irland, und auf Waten Bitte giebt Hagene ihnen Friede und Geleite. Das Kaufgut wird nun gelandet, und Frute richtete seine Krambude auf; den in dem Schiffe verborgenen Kriegern wäre es aber lieber gewesen zu kämpfen, statt so auf das Glück unthätig zu harren. Am Hofe waren die fremden Kaufleute bald gern gesehen. Eines Tages, als man sich mit Kampfspielen erlustigte, fragte Hagene Waten, ob man in seinem Lande ebenso gut zu sechten wisse, als seine Helden in Irland das verstünden? Wate lachte spöttisch, sagte aber, er habe solches nie gesehen; wenn er es hier lernen könnte, bliebe er gern ein ganzes Jahr da und reich wollte er dem Meister lohnen. Da ließ sich Hagene selbst ein Schwert reichen und sagte, er wolle mit dem von Sturmland kurzweilen und sehen, ob er ihn seine vier Schläge lehren könne. Wate war das zufrieden und bat den König nur, ihm keine Wunden zu schlagen, sonst müsse er sich vor den Frauen schämen. So begann das Kampfspiel, Hagene jedoch erkannte bald Waten Meisterschaft. Mit Lust sahen die Helden zu, weil beide stark und gewandt waren; aber nach einer Weile meinte Wate, es wäre nun genug, und er glaube die vier Schläge nun gelernt zu haben. Später lohnte er ihm so, wie

¹ Irland, wo die Dänen Land hatten.

man einem wilden Sachsen oder Franken lohnt. Hagene meinte, er habe nie einen Schüler so schnell lernen gesehen; hätte er das zuvor getruft, das Schwert wäre nie in seine Hand gekommen. Darüber lachten die zuschauenden Helden.

Bald darauf an einem Abende hatten sie wieder Glück. Horand, der kühne Held von Dänemark, sang so schön, daß es allen Leuten wohlgefallen mußte. Der König und seine Mannen hörten ihm mit Lust und Staunen zu, und auch die alte Königin nebst ihrer Tochter vernahm, an der Zinne sitzend, den Gesang. Alle bewunderten den Sänger; die Königin wünschte, daß ihre Kämmerer so singen könnten, und der König, daß er selbst es vermöchte. Drei Lieder sang er, und so herrlich sang er, daß die Thiere im Walde ihre Weide ließen und das Gewürm im Graze und die Fische im Wasser stunden stille.

Da bat Jungfrau Hilde, daß man den Sänger heimlich zu ihr brächte, ohne daß ihr Vater und ihre Mutter darum etwas wüßten. Er kam, und sie bat ihn, sie eines seiner Lieder nochmals hören zu lassen; nie noch habe sie so schönes gehört. Horand jedoch weigerte sich. Wäre sie in seines Herren Lande, sagte er, so wollte er ihr dienen, wie er es vermöchte; hier aber müsse er fürchten, daß Hagene ihm das Haupt abschlage, wenn er in ihrem Zimmer singe. Sie fragte darauf, wer sein Herr sei, wie er heiße, und ob er König sei oder doch eigenes Land habe; und Horand bringt nun die Werbung vor und sagt ihr, daß sie nur ibretwegen hergekommen seien; König Getele von Hegelingen habe sie gesendet. Darauf erklärte sie ihm, daß sie ihnen gerne heim folgen würde, wenn sie's nur vor ihrem Vater wagen dürfte, und der listige Mann gieng froh zu den Seinen zurück. Er theilte ihnen mit, wie der Wille der Jungfrau stünde, und sie beriethen nun, wie sie sie entführen könnten. Am vierten Morgen ritten sie an den Hof. Sie wollten heimkehren und begehrten Urlaubes. Hagene war darüber ungehalten; Alles habe er gethan, meinte er, um sein Land ihnen angenehm zu machen, und nun ließen sie ihn ohne Gesellschaft; Wate aber sagte, der Herr der Hegelinge habe sie in sein Land gerufen, und da sie nach den Ihren in der

Heimath Sehnsucht hätten, so eilten sie billig um so mehr. Hagene bittet sie nun, für ihre reichen Geschenke Gegengaben anzunehmen, damit die Leute ihn nicht tadelten; aber sie lehnen alles ab und wünschen nur, er selbst solle sehen, wie reich sie mit allem versehen seien; und wenn die Königin und seine Tochter ihre Kostbarkeiten auch noch beschauen wollten, so würden sie das für die größte Ehre halten. Hagene verheißt darauf am nächsten Morgen mit Weib, Tochter und Hofgesinde auf dem Schiffe zu erscheinen.

So geschah es; aber Hagene brachte wohl tausend gute Helden mit. Als nun Königin und Tochter das Schiff betreten wollten, da trennte man plötzlich beide von einander: die Jungfrau ward in das Schiff getragen, die Segel wurden aufgehißt, und die im Raume verborgenen Krieger kamen herauf auf das Verdeck. Grimmig ward Hagene, als er nun erkannte, daß seiner Tochter es galt, und rief nach seinen Waffen. Bald war er nebst den Seinen kampfbereit und sie warfen die See nach dem Schiffe; aber die Ruderer senkten rasch die Ruder ein und das Schiff gewann die See. Da eilte Hagene zu seinen Schiffen, um die Räuber seiner Tochter zu verfolgen; aber er fand sie sämmtlich unbereit und unfähig See zu halten; so blieb ihm nichts übrig, als seine Werkleute neue Schiffe bauen zu lassen. Dadurch aber gelang es den Hegelingen, unbestritten heinzukommen.

Bald darauf an einem Abende sah Horand von Dänemark, der kühne Held, Schiffe mit reichen Segeln; solche Pilgrimme liebte Wate der alte wenig. Da bereiteten sich zum Kampfe alle die mit Hilden an den Strand gekommen waren und die die Jungfrau dem Könige zu Leide hergeführt hatten. Gar mancher mußte da sein Leben lassen. Nun war Hagene zu ihnen an den Strand gekommen: da wurden von guter Helden Hand Seere geschossen. Die am Strande stunden, die wehrten sich tapfer der aus Irland. Hagene sprang aus Borne, hinaus in die Flut und wartete in seinem Grimme an das Gestade. Da sah man auf den Reden mit Pfeilen schießen, als ob die Winde Schneeflocken weheten: das that das Gesinde von Hegelingen. Bald war das Volk auf beiden Seiten geschaart. Wate und Hagene drangen da an

einander: die ihnen da weichen mochten, die dächte, ihnen wäre es wohl gelungen. Hagenen brach die Stange, die er in dem Streite trug, am Schilde Waten's; doch wollte er nicht vor ihm weichen. Da schlug er Waten durch den Helm, daß das Blut von der Wunde rann; aber dieser galt den grimmen Schlag mit Zorn: er schlug den König, daß das Schwert erklang an den Spangen des Helmes und ihm es finsterte vor den Augen ward.

Da rief Hilde die schöne Hetele an, daß er ihren Vater aus der Bedrängniß vor dem greisen Wate brächte, und so hieß er denn sein Volk unter der Fahne in den harten Kampf führen. Hetele stritt herlich und drang so bis zu Waten hin; das war diesem leid. „Um eurer Ehre willen, rief er Hagenen zu, laßet den Haß ein Ende finden, daß nicht noch mehr unserer Freunde umkommen!“ Hagene fragte, um wess willen er den Streit scheiden solle: da nannte sich Hetele und band den Helm vom Haupte. Laut hörte man über das Land hin den Frieden ausrufen. Der Vater der Hilde willigte ein: in langer Zeit hörten die Frauen keine so liebe Kunde. Da sprach die edle Jungfrau: „Dürfte ich doch hingehn! Ich habe jedoch leider sehr wider meinen Vater gehandelt, so daß ich mich nicht getraue, meinen besten Freund zu empfangen: er und die Seinen werden meinen Gruß verachten.“ Vorand von Dänemark und Fruchte führten sie da zum Könige hin: „Willkommen, Hilde! sprach er; ich kann es nicht lassen, ich muß Dich freundlich grüßen.“ Da wollten sie die Jungfrau nicht länger hier lassen, da rings umher auf dem Felde Todte lagen; sie zogen also in die Burg. Später, als Hagene dabei bei Hilben Rutter saß, sagte er zu ihr, er hätte seine Tochter keinem Würdigeren geben gekonnt: hätte er ihrer noch mehrere, er wollte sie zu den Högelingen senden.

Das zweite Stück, nahm jetzt Berta das Wort, finde ich weit inhaltsreicher als das erste, und überhaupt von ganz anderem Gehalte, von anderem Tone und anderer Färbung. Müllenhoff

wird es wohl getroffen haben, wenn er das ganze erste Stüd für eronnen, für Zudichtung hält.

Kann sein, sagte darauf Graf Huno; nur sein Hauptgrund: „die deutsche Sage wisse nichts von Entführung der Kinder durch Greisen,“ ist nicht triftig genug. Freilich gehören die Greisen der morgenländischen Sage an, und daraus sind sie nicht nur in die Sage von Heinrich dem Löwen, sondern auch in die von Herzog Ernst von Schwaben hinüber genommen worden. Könnte dieß nicht auch hier der Fall, und der Greis für ein anderes Thier eingetreten sein? Ich sehe keinen Grund, weshalb man das erste Stüd hätte erfinden sollen; war es aber ursprünglich selbständige Sage, so konnte diese von der Sage von Hagenen und Hetelen angezogen werden. Aber lassen wir diese Frage auf sich beruhen; erwünschter wird es uns sein, den altnordischen Mythos von Hagenen und Hetelen kennen zu lernen.

Der Mythos ist kurz, den uns die jüngere Edda bewahrt, sagte darauf Edman. Högni der König, lautet er, hatte eine Tochter, die Hildr hieß. Sie entführte mit Gewalt König Hedin, der Sohn Hiarrandi's, als Högni zu einer Versammlung der Könige gefahren war. Als er erfuhr, daß sein Reich verheeret und seine Tochter hinweg geführt sei, da fuhr er mit seiner Schaar, Hedin aufzusuchen, und er ward inne, daß Hedin nordwärts zum Lande hin gefahren sei. Da nun König Högni nach Noreg kam, hörte er, Hedin sei westwärts über das Meer gesegelt. So segelte ihm Högni nach bis zu den Orkneyen (Orkadischen Inseln); und als er auf Hley (Hocheländ) kam, war Hedin davor mit seiner Schaar. Da gieng Hildr zu ihrem Vater und bot ihm Geld zur Sühne von Hedin's Händen; aber sie sagte auch, daß Hedin bereit wäre zum Kampfe, und Högni hätte von ihm keine Schonung zu hoffen. Högni antwortete seiner Tochter barsch, und als sie zu Hedin kam, sagte sie ihm, daß Högni keine Sühne wolle und rieth ihm sich zum Kampfe zu rüsten. So thun sie nun auf beiden Seiten, sie gehn auf das Eiland und schaaren ihr Volk. Nochmals rief Hedin seinen Mag Högni an und bot ihm Sühne und großes Gold zur Buße, Högni aber erwiderte: „Du spät botst

Du dieß, wenn Du Beilegung wünschst, weil ich schon den Dainsleif (Dains Nachlaß, Schwertname), den Zwerge schmiedeten, gezogen habe, und der muß jedes Mal eines Mannes Todter werden, wenn er erhoben ward, und niemals ist er kraftlos im Schlage, und keine Wunde heilt, die er schlägt.“ Darauf sagte Hebin: „Das Schwert rühmst Du da, aber nicht den Sieg; das Schwert nenne ich gut, das dem Herren treu ist.“ Da erhoben sie den Kampf, der der Hiadninge Streit heißt, und schlugen den ganzen Tag und Abends giengen die Könige auf die Schiffe. Aber Hildir gieng während der Nacht auf das Kampffeld, und weckte auf mit Zauber alle die todt waren, und den andern Tag giengen die Könige auf die Kampffstätte und schlugen mit einander. Und so thaten alle, die den Tag vorher fielen. So dauerte dieser Kampf Tag für Tag, und die Gefallenen und alle Schwertier, die auf der Kampffstätte lagen, und die Schilde wurden zu Steine; sobald es aber tagte, stunden alle Todten auf zum Kampfe und alle Waffen waren neu. Wie es heißt, soll der Hiadninge Streit dauern bis zur Götterdämmerung.

Das ist freilich ein Mythos, und ein leicht deutbarer, sagte jetzt Irmgard. Sein Inhalt ist kein anderer, als daß der Krieg auf Erden nie aufhören werde. Daß Hildir, die alte Kampfsgöttin, zu Högnis Tochter und zur Zauberin erniedrigt ward, darf uns nicht wundern, da der Mythos uns auch hier nicht in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten ist. In der deutschen Fassung der Sage ist diese Bedeutung ganz beseitigt, wie sie auch davon nichts weiß, daß Hetele Horrand's Sohn sei. Ebenso wenig weiß davon das angelsächsische Gedicht (Theil I. S. 34.). Eine Auflösung des alten nordischen Mythos ist es dann, daß die Hiadninge endlich doch durch König Olaf den Heiligen sollen zur Ruhe gekommen sein. Aber Sie versprochen früher uns etwas vom alten König Frut zu erzählen: dürfen wir jetzt darauf hoffen?

Ueber diesen ließe sich Vieles sagen, erwiderte Edman, aber zur gründlichen Behandlung des Frodi dürfte es uns heute wohl an Zeit fehlen. Er heißt gewöhnlich Fróði hinn kēimldi, d. h. Frute der Geldmilde, Freigebige, und er war Herr einer Mühle,

die ihm mahlte, was immer er wollte. So ließ er sich denn durch zwei Riesenjungfrauen Gold und Frieden mahlen. Da er sie aber nie ruhen ließ, wurden sie grimmig und mahlen ihm Krieg und Untergang. Mysinger, Trödis Besieger, der nun Herr der Mühle und der Mägde war, zwang sie auf seinem Schiffe ihm weißes Salz zu mahlen. Da ward des Salzes endlich so viel, daß das Schiff versank: seitdem ist das Meer salzig. Wir haben noch das Lied, das der Dichter die Rieseninnen Fenja und Menja während ihrer Arbeit bei Trödi singen läßt.

Wir kennen dasselbe, sagte Irmgard; wir haben es in Eimrods Uebersetzung der Edda gelesen; aber daß dieser Trödi unser Fruote sei, das hätten wir nicht vermuthet.

Und doch ist er es, sagte Haspinger. Ursprünglich ist, nach Munch wenigstens, Trödi der Gott Freyr, der unter jenem Namen unter den Menschen austrat. Daher das Gold, das er sich mahlen läßt, das goldne Getreide, dessen Beschützer Freyr ja gleichfalls ist, bezeichnet. Auf seinen Gegner Mysinger (Sohn der Maus) will ich nicht eintreten; ich bemerkte einzig, daß Mäuse Trödis Gold (das Getreide) vernichten können. War Trödi einmal aus einem Gotte ein Held geworden, so konnte seine Sage sich leicht ändern, und so begegnen wir ihm in unserem Gedichte als einem mit Kleinoden handelnden Kaufmann. Auch die Dietrichsage hat ihn an sich gezogen: in einer Bearbeitung des Rosengartens kämpft er für Dietrich gegen Günther, der ihn seines Landes beraubt hat; in der Ravennaschlacht aber gegen ihn und für Irmenrich. Falsch ist auch, daß er hier immer „der junge“ heißt. Aber nun zur Gudrun!

III.

Im Ormanieland (der Normandie) ward kund, daß Gudrun aller Jungfrauen schönste sei, und so beschloß denn Hartmut, König Ludwigs Sohn, auf Rath seiner Mutter, um sie zu werden; aber seine Boten werden von Gudrunen Mutter, Hilde, stolz abgewiesen. Besser gelang es dem kühnen Herwig von Seeland oder Sewen, der Hetelen Nachbar war. Auch seine Werbung war ward

abschlägig beantwortet; aber nun fiel er Hetelen in das Land; vor der Königsburg kam es zum Kampfe, und Gudrun erblickte den kämpfenden Helden; er gefiel ihr, und so vermittelte sie die Eöhne und verlobte sich mit ihm.

Während aber Herwig auf dieser seiner Brautwerbung war, fiel ihm Sigfrid, König der Moren (ursprünglich wohl der Norunge, Maurunge; Maurungania nämlich war ein alter Name von Nordalbingen. Zum schwarzen Moren ward Sigfrid wohl durch Einfluß höfischer Epen) räuberisch in das Land. Herwig kam in Bedrängniß und bat Hetelen um Hülfe. Diese ward ihm gewährt; aber während nun Hetele mit den Seinen in Herwigs Lande glücklich kämpfte, erschienen plötzlich Ludwig und Hartmut mit einem Schiffheere vor seiner Burg, um die Verschmähung zu rächen. Die Burg ward erstürmt und Gudrun mit sechzig Jungfrauen gefangen fortgeführt. Die zurückgelassene Hilde sendet Boten an ihren Gemahl; auf des alten Waten Rath wird mit Sigfrid Friede geschlossen, und die Hegelinge sowie Herwig und die Seinen segeln den Normannen nach. Auf dem Wülpensande, an der Mündung der Schelde, treffen sie diese, die an's Land gegangen waren. Im Kampfe, der nun folgt, fällt Hetele durch Ludwig. Die Nacht endet den Kampf, und Ludwig benutz die Finstre, sich, die Seinen und die geraubten Mädchen einzuschiffen. Als am Morgen das kund ward, und man nun rathschlugte, was zu thun sei, meinte Frute, jede Verfolgung sei vergebens, da die Feinde wohl dreißig Meilen Vorsprung und guten Wind hätten. So wurden die Todten denn begraben und die Hegelinge fuhrten heim in ihr Land. Hier ward nun beschloffen zu warten, bis die Jugend des Landes erwachsen sei, dann aber zur Rache und zur Befreiung der Geraubten auszugehen.

Aber bekommen wir denn gar nichts vom Gedichte zu hören? fragte Irmgard. Keine von allen Uebersetzungen der Gudrun hat mich befriedigt: vielleicht gelingt das Ihrer, falls Sie nicht sich gescheut haben, sich an das allerdings schwierige Unternehmen zu wagen.

Sie haben recht, antwortete Gaspinger, eine Uebersetzung der Gudrun ist schwieriger denn eine der Nibelungen. Nun, ich habe

es dennoch versucht; aber ob meine Uebersetzung Sie befriedigen werde, weiß ich freilich nicht. Ich legte dabei Müllenhoffs Ausgabe zum Grunde, dem es am besten gelang, wie ich meine, das Unrecht von dem Echten zu scheiden. So hören Sie denn:

Ludewig der Kühne seine Bestie sah.

Der von Ormanie zu Gudrun sagte da: .

„Echt Ihr, Frau, die Burg dort? Hier mögt in Freud' Ihr wohnen!
Wollt Ihr uns Huld erweisen, wir wollen's Euch mit reichem Lohne
lohnern!“

Da sprach in tiefer Trauer das edle Mägdelein:

„Wem möcht' ich Huld erweisen? Ach, Huld und Gnade mein,
von der mußt' ich leider nun so ferne scheiden,
ich wähne, gar so ferne: jeder Tag nun bringt mir neue Leiden.“

Da sprach wieder Ludwig: „Laßt nicht es sein Euch leid,
minnet Hartmuten, den Reden viel gemeit;

Alles, was uns eigen, das wollen wir Euch geben:

Ihr mögt wohl mit dem Helden in Ehr' und Wonne fürder immer leben.“

Jetzt die Schiffe liefen in den Hafen ein.

Alles, was sie trugen, gelandet mußt' es sein.

Sie kamen alle fröhlich: das Meer war überstritten:

nur Gudrun und die Mägdelein, gar in Trauer an das Land sie schritten.

Hartmut der Schnelle sie führte bei der Hand.

Möchte sich es fügen, sie hätt' es gern gewandt.

So nahm sie jetzt, die Arme, den Dienst von ihm durch Ehre,

doch er that es gerne, und was er dienen konnt' ihr immer mehr.

Mit ihr giengen dannen wohl sechzig Mägdelein,

dem gleich, daß sie sollten in hohen Büchten sein

gekommen aus ihrem Lande. Hoch einst sie man ehrte:

in viel bittere Trauer ihr herbes Loos jetzt ihre Freudeehrte.

Da sprach die alte Gerlind Ludewigs Weib:

„Wann doch soll nun Gudrun Hartmutes Leib

des jungen edlen Königes mit Armen hier umschließen?

Er mag sich wohl ihr gleichen: wollte sie, sie dürft' es nicht verdrießen.“

Dieß erhörte Gudrun, die heergefangne Maid.

Sie sprach: „O Frau Gerlind, es wär' auch Euch wohl leid,

wänge man Euch zu minnen von dem Ihr Eurer Magen

so viele verloren hättet; es möcht' Euch ihm zu dienen kaum bejagen.“

Da sprach zu Hartmute die böse Gerlind:

„Die Weise soll erziehen das unerfahrene Kind.“

Wolltet Ihr, Herr Hartmut, mich sie ziehen lassen,
ich hofft' es wohl zu fügen, daß sich ihre Hochfahrt mühte maßen.“
Gerlind, seine Mutter, bevor er dannen gieng,

Hartmut der junge, zur Zucht die Maid empfeng.

Gudrun die lehre wohl schmerzlich es betrübte,

doch konnte sie nicht ahnen, welch eine Zucht Frau Gerlind an ihr übe.

Da sprach der alte Drache zu der schönen Maid:

„Willst Du nicht haben Freude, so mußt Du haben Leid!

Nun schau nach allen Seiten, ob Jemand Dir das wende:

Du mußt mein Zimmer heizen und Du mußt auch schüren selbst die
Brände.“

Da sprach die eble Jungfrau: „Wohl da kann ich zu,

was Ihr mir gebietet, daß ich das alles thu,

bis mir Gott vom Himmel meine Sorge wende:

jedoch hat noch selten meiner Mutter Tochter geschürt die Brände.“

Zum Sohne gieng mit Zorne die böse Gerlind;

sie sprach zu Hartmute: „Es will das Hetelen Kind

Dich und Deine Sippen haben also schmähe:

eh das ich hören wollt, ich wollt' eh, daß ich nimmermehr sie sähe!“¹

Da sprach zu seiner Mutter der Degen Hartmut:

„Wie die Maid gebare, Frau, habt sie in Hut,

pflegt ihrer freundlich, daß ich's Euch möge danken;

ich that ihr so viel Leides: sie mag wohl von meinem Dienste wanken.“²

Da sprach die alte Fürstin: „Was ihr Jemand thut,

Keinem sie folget, sie ist so hart gemuth,

man zwingt sie denn mit Schärfe, sie kommt Dir z' einem Weibe

nach rechtem Schicksal nimmer: ich thu' das auch, eh davon frei sie
bleibe!“

Getrennet da nun wurden die edlen Mägdelein,

daß sie einander lange fremde mußten sein.

Die mit großen Ehren Herzoginnen wären,

die mußten Garn winden:³ sie saßen seit in Roth, der bitter-schweren.

¹ Gesehen hätte. ² Zurückgehen vor meinem Dienste, oder: mir zu dienen

sich scheuen. ³ Im Alterthume keine erniedrigende Arbeit, wohl aber im ritter-
lichen Mittelalter nach — den höfischen Schicksalen.

Eines Königes Tochter, der Burgen hatt' und Land,
die mußte den Ofen heizen mit ihrer weißen Hand,
wenn der Gerlind Frauen in die Stuben giengen:
doch wie sie ihnen diente, zum besten sie's ihr nimmer doch empfiengen.

Also niedre Dienste, das ist nur zu wahr,
leisteten da die Frauen drei ein halbes Jahr,
bis daß Herr Hartmut von dreien Herreisen
heim zu Lande kehrte: immer dienten also da die Waisen.

Als er sie gewahrte, der junge König sprach:

„Gudrun, schöne Jungfrau, wie ist Dein Gemach,
seit ich und meine Degen schieden von dem Lande?“

Sie sprach: „Da muß' ich dienen, daß Ihr des habet Sünde traun
und Schande.“

Da sprach zur Mutter Hartmut: „Wie habt Ihr so gethan,
Gerlind, liebe Mutter? Ihr wolltet doch empfañ
zur Gut die Maid auf Gnade, daß ihr die große Schwere
durch Freundlichkeit und Milde in diesem Lande hier geringert wäret!“

Sie sprach zu Hartmute: „Daß und immer daß
will ich gern sie halten.“ Verborgen blieb ihm das,
dem viel kühnen Reden, daß sie's an allen Enden
schlimmer denn eh hätte: das mochte der Armen leider Niemand
wenden.

Freundlich that sie alles, was man thun sie hieß,

die viel edle Jungfrau, nie sie's unterließ.

Sieben Jahre völlig sie litt im fremden Reiche
die großen Mühsale: nie litt Königes Tochter wohl das Gleiche.

Da's dem neuen Jahre zu nahen nun begann,

Hartmut war weise, der Held sich verjann,

daß ihm und seinen Freunden es wäre große Schande,

daß nicht er Krone trüge, und doch ein Herr hieß' ob Königes Lande.

Da riefen seine Freunde, ob's lieb oder leid

seiner Mutter wäre, daß er die schöne Maid

in seinen Willen brächte, womit doch er könnte;

manche frohe Stunde Gott vielleicht ihm mit der Frau noch gönnte.

Da sprach die schöne Gudrun: „Nicht des hab' ich Muth,

denn mir so viel zu leide die böse Gerlind thut,

daß mich nicht mag gelüsten nach eines Reden Minne:

ihr und ihrer Sippe bin ich feind von allem meinem Sinne.“

„Das ist mir leid, sprach Hartmut: nicht bin ich schuld daran.

Was meine Mutter Gerlind zu Leid Euch hat gethan,
des will ich Euch ergehn ¹ nach unser beider Ehre.“

Da sprach die edle Jungfrau: „Euch auch will ich trauen nimmermehr!“

Da sprach von Ormanie Hartmut das Kind:

„Ihr wißt das wohl, Gudrun, daß mein eigen sind
die Lande wie die Burgen, und dazu die Leute:

wer würde drum mich hängen, gewänn' zum Liebchen Euch ich mir
noch heute?“

Da sprach die Hetelen Tochter: „Das hieß' ich mißethan:

dazu ich keine Sorge, auf Treue! nie gewann.

Es sprächen andre Fürsten, hörten sie die Mähre,
daß König Hagenen Enkelin ² in Hartmutes Lande Aebse wäre.“

Was fragt' ich, was sie sprächen? sprach da Hartmut;

ob es Euch nur, Jungfrau, Euch einer, dächte gut,

so wollt' ich König werden und Ihr auch Königinne.“

Sie sprach: „Seid ohne Sorge, daß ich jemals Euch gerne minne.

Ihr wißt es wohl, Herr Hartmut, — früh ich's denk' und spat, —
was eure Kraft und Kühnheit mir geschadet hat,
als Ihr dort mich hienget und mich führtet dannen,
und was eure Reden Schaden thaten an meines Vaters Mannen.

Auch wissen's alle Leute, das ist mir leid genug,

Daß eurer Vater Ludwig meinen Vater schlug.

Ob ich ein Ritter wäre, er dürfte ohne Waffen
nimmer zu mir kommen: warum sollt' ich also bei Euch schlafen?“

Sie wollten's daß versuchen. Zu Gudrun hieß man gehn

Die freumblichtraute Ortrun: — wer könnt' ihr widerstehn? —

die sollte, wie man hoffte, durch Traulichkeit doch finden

den Weg zu ihrem Herzen und ihren Widerstand übertwinden.

Des sagt' ihr Dank die Ehre, doch mocht' es nicht ergehn.

„Daß Ihr mich also gerne gekrönet sähet stehn,

bei Hartmut, eurem Bruder, und daß ich lebt' in Ehre,

des lohn' ich Euch mit Treuen; doch schmerzen mich die Bande hier
zu sehr.“

¹ Ersatz leisten. ² Sie nennt sich mit Absicht „Hagenen Enkelin“ und nicht „Hetelen Tochter,“ weil Ludwig, Hartmutes Vater, einst Lehen von Hagenen genommen hatte. Der Sohn des Lehenträgers war aber der Tochter oder Enkelin des Lehenherren nicht ebenbürtig. Darum war auch Hartmut abgewiesen worden.

Ihr wißt es wohl, Herr Hartmut, wie gut Ihr's immer meint,
daß man sich einem Fürsten durch Treuwort hat vereint,
und mit viel theuren Eiden zu ehelichem Weibe:
es sei denn, daß er sterbe: andern Reden immer fremd ich bleibe."

So sprach sie jetzt und immer, daß sein den König bedroß.

Er sprach: „Fraue Gudrun, ich wäre wohl Genosß
des Fürsten Herwiges, den Ihr zu großer Ehre
nehmet Euch zu Freunde: Ihr strafet, traun, mich oft doch allzusehr!“

Da sprach die alte Wölsin mit grimmem Haß ihr zu:

„Ich will daß mir die Dienste der Hilden Tochter thu',
da sie durch ihren Hochmuth sich dünket also stäte:
nun muß sie thun den Dienst mir, den sie mir sonst wahrlich nie-
mals thäte.“

Da sprach die edle Jungfrau: „Was ich dienen mag
mit Willen und mit Händen Nacht und auch Tag,
das soll mit ganzem Fleiße ich thun zu jeder Stunde,
seit ich nicht mehr soll hören ein traulich Wort aus meiner Freunde
Munde.“

Da sprach die böse Gerlind: „Du sollst mein Gewand
Tag für Tag mir tragen hinnieder an den Strand
und sollst mir das waschen und meinem Hausgefinde,
und sollst wohl Dich hüten, daß man jemals dort Dich müßig finde.“

Da sprach die edle Jungfrau: „Wohlan, Frau Königin,
so schafft, daß man mich's lehre — bereit ich dazu bin —,
daß ich es vollbringe und wasch' Euch eure Kleider:
ich soll nicht haben Freude: ich wollte, daß Ihr mir noch thätet
leider!“

Da hieß sie eine Andre tragen das Gewand,
die sie lehren sollte, mit ihr an den Strand.
Diese niedre Arbeit gieng ihnen allen nahe;
da sie die edle Jungfrau also jämmerlich dort waschen sahen.

Da sprach in ihrer Treue Hildeburg die Maid:

„Es mag alle Schmerzen, nun sei Gott es leid! —
die mit Gudrunen kamen her zu Lande:

mit Schmerzen sie erwartet die Last, da sie nun waschend steht am
Strande.“

Ihr sollt durch Gott den Guten, Fraue Gerlind,
nicht allein sie lassen, sie ist eines Königes Kind;

auch trug mein Vater Krone: das will ich noch vollbringen,
 laßt mich mit ihr waschen: laßt uns übel oder wohl gelingen! ¹
 Da sprach die böse Gerlind: „So wird Dir ofte weh.
 Wie hart auch sei der Winter, Du mußt auf den Schnee
 und mußt die Kleider waschen in den kalten Winden,
 wenn Du Dich oft wohl gerne in dem Berggemache liehest finden.“
 Raum sie mocht' erwarten, daß es abenden begann:
 davon Jungfrau Gudrun einen Trost gewann:
 hin zu ihr gieng Hildeburg in ihre stille Kammer:
 von ihrem harten Dienste klagten beide da mit Harm und Jammer.

Nun bei Gott, rief der alte Herzog aus, indem er den Rauch
 weit von sich blies, die Gudrun gefällt mir. Wahrlich, die gefällt
 mir! Die ist aus anderem Stoffe, als unsere Prinzessinnen Zimp-
 zimp, die Milchsuppengesichter! Wenn eine von diesen Ofen heizen
 oder im Winter am Meerstrande draussen waschen müßte, sie würde
 den Großtürken heirathen, und wäre er lahm und budlicht. Hätte
 ich in meiner Jugend eine Prinzessin gekannt, wie Gudrun, ich
 wäre bei Gott nicht Hagestolz geblieben!

In unsere Verhältnisse würde eine Gudrun kaum wohl passen,
 bemerkte der alte Graf darauf lächelnd. Ich weiß nicht, ob —

Paßte ich denn etwa? fiel ihm der Herzog in die Rede. Wir
 hätten die Verhältnisse schon uns passend zu machen gewußt. Basta!
 Aber der Hartmut gefällt mir nicht. Kann ihn nicht goutiren;
 ist ein Schafskopf! Mußte ja seine Mutter kennen, den Drachen.
 Der hätte ich es anders sagen wollen!

Ist es aber nicht sonderbar, sagte jetzt Gräfin Irmgard, daß
 sich das Volk keinen König ohne Gemahlin denken mochte? Kaum
 gelangt ein junger Fürst zur Herrschaft, so sieht er sich selbst nach
 einer Gemahlin um, und thut er es nicht, so mahnen ihn die
 Landherren daran als an eine Pflicht. Dieß steht in allen Ge-
 dichten der deutschen Heldensage fest, und immer bedarf er, um
 gekrönt zu werden, einer ebenbürtigen Gemahlin, die mit ihm

¹ Zum Heil oder Unheil ausschlagen.

gekrönt wird. Das ist, dünkt mich, ein schöner Zug der deutschen Heldensage. Herrschende Königinnen, wie sie die britunisch-französische Sage kennt, sind der deutschen völlig fremd. Meist werden diese dann freilich dem größten Don Quichote zu Theile; denn etwas anderes ist weder Zwein noch Erel, weder Gahmuret noch selbst Parcival, wenn man sich diese Herren bei Licht beseht. Wie hoch steht auch darin die deutsche Sage über der fremden! In der ersten waltet naturgetreue Wahrheit, in der anderen märchenhafte Verzerrtheit.

Die Franzosen räumten der Frau in der Sage ein, sagte Graf Huno lächelnd, was sie ihr in der Wirklichkeit verweigerten; denn die Franzosen waren immer galant.

Vielmehr ließen sie die britunische Sage nur in ihrem Rechte, bemerkte darauf Edman. Die Britten kannten ja im Alterthume wirklich herrschende Königinnen, und nur von den Britten hat England die weibliche Thronfolge entlehnt; denn weder die Angeln noch die Sachsen noch auch die Normannen hatten sie.

Im Alterthume galt sie bei verschiedenen Völkern Aiens. Ich erinnere nur an Semiramis, an die Königin der Heten Thômaris, deren Name fast gothisch klingt und die Ruhmreiche bedeuten könnte, endlich an Zenobia, die Königin von Palmyra. Unter den neueren europäischen Völkern haben sie Slawen und Radjaren, letztere freilich wohl erst seit Kaiser Karl VI. Die Griechen jedoch können ihre Kibussa aufweisen. Aber ich denke, wir fahren mit dem Gedichte fort, sagte Haspinger; und da man es zufrieden war, las er weiter:

Die Zeit der Drangsale naht nun ihrem Ende: die Jugend im Lande der Hegelinge ist erwachsen, und Hilde rüstet ein Heer zur Befreiung der Tochter. Es geht zu Schiffe und landet bei einem Walde am Strande unweit der Burg Ludewiges. In diesem Walde birgt sich das Heer, während Herwig und Ortwin ein Boot besteigen, um zu erforschen, wie es mit den gefangenen Jungfrauen stehe.

An einem Tage in der Fastenzeit, um die Mittagsstunde, als Gudrun und Hildeburg am Strande wuschen, kam ein Vogel

geschwommen, welcher Sudrunen von ihren Sippen und Freunden Kunde gab und ihr sagte, daß ihrer Mutter Heer zu ihrer Befreiung nahe. Diese Nachricht erfreute die beiden Jungfrauen; aber als sie zur Nacht heimkamen, beschalt sie Gerlind heftig, weil sie im Waschen wären träge gewesen, und drohte ihnen harte Strafe, wenn sie bis zum Feste nicht alles rein gewaschen hätten. So gehen denn früh am nächsten Morgen beide wieder an den Strand hinab, um zu waschen. Bald sahen sie ein Boot nahen, in welchem zweien Männer saßen und ruderten. Sie ahneten, daß es Späher vom Heere sein würden, und Sudrun, voll von Scham, daß sie also hier gefunden werde, will entfliehen; aber auf Zuruf der Helden bleiben beide.

Sie giengen in ihren Hemden, die waren beide naß. —

Den viel edlen Frauen war einst gewesen daß! —

Ihr Haar war zerwirret von des Märges Binden:

es regnete oder schneite: Weh war stets den armen Ingefinden.

Hertwig der edele ihnen guten Morgen bot,

den hartbebrängten Maiden: der war' auch ihnen noth,

denn Gerlind, ihre Herrin, wußte nur zu schelten:

„Guten Morgen, guten Abend“ hörten die viel schönen Mägdlein selten.

„Laßt's Euch nicht verdrießen und nehmet unser Gold,

guter Dauge¹ viere: das sei euer Sold,

daß Ihr schönen Frauen jezt uns wollet sagen —

das Gold wir geben gerne, — das, warum wir Euch wollen fragen.“

„Gott laß Euch eure Dauge beiden selig sein!“²

wir nehmen von Euch nicht Miete, sprach das Mägdlein.

Nun fraget was Ihr wollet. — Wir müssen scheiden hinnen:

sieht man uns bei Euch beiden, das ist mir leid von allen meinen Sinnen.“

Er sprach: „Was ist das Erbe und das reiche Land

und jene Burg, die gute? Wie ist er genannt,

der Euch ohne Kleider waschen läßt am Strande?

Nacht er auf Ehre Anspruch, so gereicht es ihm fürwahr zur Schande!“

Sie sprach: „Der Fürsten Einer heißet Hartmut —

die weiten Land' ihm dienen und die festen Burgen gut —

¹ Armringe. ² Höfliche Ablehnungsformel; selig = segnet.

der Andre heißt Ludtwig von Ormanie der Reiche;
ihm dienen viele Helden: Niemand ist, der hier zu Land' ihm gleiche."
„Gerne wir sie sähen, sprach Ortwin, möcht' es sein.
Mgt Ihr uns bescheiden, Ihr holden Mägdelein,
wo wir die Fürsten beide in ihrem Lande finden?
Wir sind an sie gesendet: wir sind eines Königes Ingesinden.“

Gudrun die hehre sprach den Helden zu:

„In der Burg sie pflagen heute noch der Ruh,
als ich schied am Morgen, wohl mit vierzig hundert Mannen:
nicht weiß ich's Euch zu sagen, sind sie seit der Zeit geritten dannen.“

Oft wohl bliete Hertwig die hohe Jungfrau an.

Sie ducht' ihn also herlich und also wohl gethan,
daß in seinem Herzen ihn es seuffzen machte:
er hielt sie für Eine, deren er oft freundlich gedacht.

Da sprach wiederum Ortwin: „Ward Euch nichts bekannt
von einem Heergefinde, das kam in dieses Land?
Grimme Kampfreden führten sie zum Strande:
die landfremden Frauen kamen schwer betrübt zu diesem Lande.“

Sie sprach: „Die Ihr da suchet, die sah ich oft hier gehn
in schwerer Noth Bedrängniß, das mag ich Euch gestehn.“
Traun, sie war Eine derer, die Hartmut her brachte,
es war selbst ja Gudrun: der Sache desto besser sie gedachte.

Da sprach der Frste Hertwig: „Seht Ortwin, Freund mein,
soll eure Schwester Gudrun annoch lebend sein
in irgend einem Lande hier auf dem Erdreiche,
so ist es diese Jungfrau: nie noch sah ich eine ihr so gleiche.“

Sie sprach: „Wie Ihr mögt heißen, Ihr seid löblich;
einem, den ich kannte, dem seid Ihr ähnlich,
der war geheißen Hertwig und war von Seelande:
ob der Held noch lebte, der löst' uns wohl aus dieser Noth und Schande.“

Da sprach der edle Ritter: „Nun schaut an meine Hand,
ob Ihr das Gold erkennet: ich bin Hertwig genannt;
damit ward vermählet ich Gudrun zu minnen:
seid Ihr's, meine Herrin, so führe ich Euch freundlich von hinnen.“

Lächelnd in ihrer Freude sprach da das Mägdelein:

„Das Gold ich wohl erkannte: ehdes war es mein.
Nun sollt Ihr dieses schauen, daß mein Verlobter sandte,
da ich armes Mägdelein mit Freuden war in meines Vaters Lande.“

Nach ihrer Hand er blickte. Da er das Gold ersah,
 Hertwig der viel edle zu Gudrun sagte da:
 „Dich trug nur Königs Tochter unter dieser Sonne:
 nun hab' ich doch nach Leide gesehen meine Freud' und meine Donne!“
 Er umschloß mit Armen die herrliche Maid.
 Ihrer beider Nöhre war ihnen lieb und leid.
 Die schöne Maid er küßte, wie oft, wer mag es sagen?
 Auch Ortwin sie küßte: ein Ende hatte da der Jungfrau Klagen.
 Da sprach der Fürste Hertwig: „Das mögen wir gestehn,
 daß uns an diesem Morgen es also sollt' ergehn,
 daß es uns nicht konnte wahrlich daß gelingen:
 nun sollen wir uns eilen, daß wir sie von dem Festlande bringen!“
 Den kühnen Heergefellen war vom Gestabe gach.¹
 Gudrun, die viel Arme, rief Hertwige nach:
 Einst war ich die Beste, nun hat man mich zur Böstin.
 Wenn läsest Du mich, oder wes soll ich mich arme Waise getrösten?“
 „Du bist nicht die Böstin, Du mußt die Beste sein!
 Edle Königs Tochter, verhehl die Reife mein:
 eh morgen scheint die Sonne, bin ich vor diesen Selden,²
 das hab' auf meine Treue, mit acht tausend meinen kühnen Helden.“
 Mit Eile da die Reden fuhren nun von dan.
 Ob ward ein hartes Scheiden von Freunden hier gethan,
 wie jezt wohl Freunde thäten? Zu wissen mag Euch taugen:
 so fern, als sie vermochte, geleitete sie die Voten mit den Augen.³
 Da sprach also Hildeburg, die Maid aus Irland:
 „Was laßt Ihr, edle Königin, liegen dieß Gewand,
 daß Ihr nicht den Mannen Ludwigs wascht die Kleider?
 Wird des Gerlind inne, sie that uns traun mit Schlägen niemals leider!“
 Da sprach Hilden Tochter: „Dazu bin ich zu hehr,
 daß ich Gerlinden jemals wasche mehr.
 Also schöner Frohndienst soll mir nun verschmähen:
 mich küßten zween Könige und geruhten mich mit Armen zu umfassen.
 Ich will diese Kleider tragen zu der Fluth,
 sie sollen des genießen, sprach die Jungfrau gut,

¹ Eilig. ² Wohnungen; die in der Ferne sichtbare Burg Hartmuths.

³ Diese Strophe scheidet Müllenhoff als unecht aus und beginnt den neuen Abschnitt nun schon mit der nächstfolgenden.

daß ich mich mag gleichen allen Königinnen;
 ich werfe sie auf die Wogen: die tragen ungehindert sie von hinnen!"
 Was Hildeburg auch sagte, Gudrun trug von dann
 Gerlinden Wäße; jürnen sie begann:
 sie schwang sie von den Händen fernhin auf die Wogen:
 sie schwebte eine Weile: ich weiß nicht, ward sie je heraus gezogen.

Bei meiner Pfeife! Gudrun wagt viel, sagte der Herzog.
 Aber sie that ganz recht, daß sie den ganzen Plunder in das
 Wasser warf; hätt' es gerade so gemacht. Sie gefällt mir immer
 besser. Jetzt bin ich jedoch begierig zu hören, auf welche Weise
 sie's nun anstellt, um sich aus den Händen der bösen alten Kö-
 nigin zu befreien. Gelinget es ihr nicht, so ergeht es ihr sicher
 schlecht; aber es wird ihr schon gelingen; werden es hören; basta.

Gewiß, Herr Herzog! sagte darauf Irmgard; aber ich kann
 mir schon denken, wie sie sich vor Mißhandlung schützen werde;
 doch ich verrathe nichts. Lesen Sie nur weiter, Herr Haspinger.
 Haspinger las also:

Der Nacht es da nahte, daß ihnen der Tag zerrann.

Hildeburg gieng belastet zu der Burg hindann,
 sie trug mit andern Kleidern sieben reiche Saben: ¹

Ortwin's Schwester schritt lebzig neben ihr, im Muth erhaben.
 Da sprach die alte Wölfin: „Wo sind die Saben mein,
 daß Du so gewunden hast die Hände dein

so müßig und so träge gewunden in deinen Seeren? ²

Leb' ich eine Weile, ich will traun Dich andern Dienst wohl lehren!"

Da sprach Hetelen Tochter: „Ich ließ sie liegen dort,
 danieden bei den Wellen. Als ich sie wollte fort
 mit mir zur Burg her tragen, zu schwer sie mir da waren:
 seht Ihr nie sie wieder, das gilt mir gleich, wie grimm Ihr mögt
 gebaren.“

Da schrie der alte Drache: „Des entgiltst Du mir!
 bevor ich noch entschlafe, geschiehet Uebles Dir!"

¹ Kleider aus feiner, ungefärbter Leinwand, Schleiertücher (sabanon, sindon, theriastrom, byssus, linteolum). ² Siehe Band I. 181.

Sie hieß sie flugs entkleiden, aus Dornen Besem binden:
 so ungefüger Züchtigung wollte da Frau Gerlind nicht erwinden.¹
 Mit Risten sprach da Gudrun: „Das sag' ich jezt Euch laut:
 kommt mir dieser Besem die Nacht an meine Haut,
 steht bei reichen Königen stehn mich jemals Auge,²
 daß ich Krone trage, das wird vergolten, ob ich etwas tauge.
 Drum mögt Ihr der Strafe wohl erlassen mich:
 so will ich eh minnen, den ich versprach,³ und ich
 will hier in Ormanie das Königreich bauen:
 werd' ich je gewaltig, ich thue, des gar Niemand mag getrauen.“
 Da sprach die alte Gerlind: „So lieh' ich meinen Zorn,
 und ob Du tausend Saben hättest mir verlor'n;
 die wollt' ich gern vergessen; es kam' auch Dir zu Gute,
 ob Du von Ormanie Dich hold erzeigst dem Fürsten Hartmute.“
 Die so die Rede hörten, die sprangen mit Bedacht;
 dem kühnen Hartmute die Kunde ward gebracht;
 bei ihm sahen viele von seines Vaters Mannen:
 da sagt' ihm es Einer, daß er zu Gudrunen gienge dannen.
 Vor Allen er ihm sagte: „Gebt mir das Botenbrot:⁴
 der schönen Hilben Tochter Euch Dienst und Huld entbot,
 daß Ihr geruhet kommen zu ihrer Kemenaten;⁵
 sie will Euch nimmer fremden, sie hat sich beßrer Dinge seit berathen.“
 Da sprach der edle Ritter: „Das leugst Du sonder Noth.
 Wäre wahr die Kunde, ich wollt' als Botenbrot
 Dir drei gute Burgen und reiche Huben⁶ geben,
 und sechszig Goldbauge: ja wollt' ich immer dann in Freuden
 leben.“
 Da sprach sein Gefelle: „Ich konnt' es auch verstehn,
 die Gabe will ich theilen:⁷ Ihr sollt zu Hofe gehn.
 Es sprach die edle Jungfrau, daß sie gern Euch minne,
 ob Ihr des geruhet, sie werde hier zu Lande Königinne.“
 Hartmut der sagte da den Boten Dank.
 Wie fröhlich da der König von dem Sebel sprang!

¹ Sich enthalten. ² Gudrun denkt an Herwig und Ortwin, Gerlind dabei aber an Hartmut und Ludwig. ³ Zurüdweis. ⁴ Lohn der Boten für Ueberbringung guter Nachricht. Warum dieser Lohn aber grade Brot heißt, ist noch unerklärt. ⁵ Heißbares Zimmer, caminata. ⁶ Grund und Boden. ⁷ Zu fester Beglaubigung gehören zwei Zeugen.

Er wählte, Gott ihn hätte der Minne nun berathen:
mit allen seinen Mannen gieng er zu der Maid zur Kemenaten.
Da stund in nassem Hemde die herrliche Maid:
mit weinenden Augen — sie zwang ihr großes Leid —
gieng ihm sie hin entgegen und trat ihm also nahen,
daß er mit seinen Armen die hohe Jungfrau wollte jetzt umfassen.
Sie sprach: „Nein, o Hartmut, das billig nicht geschieht;
es tabeln Euch die Leute, wer das immer sieht;
ich bin nur eine Wäscherin: es möcht' Euch übel lassen,¹
Ihr seid ein hehrer König: wie möchtet Ihr mit Armen mich umfassen!“
In seinen großen Büchten trat er hinter sich,
er sprach zu Gudrunen: „Maid viel minniglich,
nun Du mich willst minnen, ich will dich hohe mieten:²
mir und meinen Freunden magst Du, was Du selber willst, gebieten.“
Da sprach die schöne Jungfrau: „Mir ward sanfter nie.
Soll ich Gottesarme nun gebieten hie,
so ist mein Gebot das erste nach großen Arbeiten,
eh diese Nacht ich schlase, daß man mir woll' ein schönes Bad bereiten.
Mein Gebot das andre, das soll dieses sein,
daß man nun flugs mir bringe meine Mägdelein,
wie man auch sie finde bei Gerlinde Frauen:
in ihrem Werkgemache soll man ihrer keine länger schauen!“
„Das schaff ich alles gerne,“ sprach Herr Hartmut.
Da nahm man aus dem Zimmer manche Jungfrau gut,
die mit straubendem Haare und in schlechten Kleiden
hin zu Gudrun giengen: die böse Gerlind war gar unbescheiden.³
Der kamen drei und sechzig. Da Hartmut sie sah,
Gudrun, die viel edle, mit Büchten sprach sie da:
„Nun schaut doch, hoher König, habt Ihr das für Ehre?⁴
Wie hielt man diese Maide!“ Er sprach: „Es geschieht ihn'n
nimmermehr.
Ich soll sie gerne sehen bei Euch gekleidet stehn.“
Nach Wasser zu dem Bade begann man da zu gehn.

¹ Uebel anstehn. ² Belohnen. Miete, premium, lautet ahd. *miata*; altsächsl. *mōda*; anglisl. *mōd*, aber auch *meord*; goth. *mizdō*; sämtlich fem.; griechisch *μισθός*; sanscrit *mōdha*. ³ Sie wußte nicht, was sich geziemt.
⁴ Die Frauen zu ehren ist Pflicht des Ritters.

Der Hartmutes Ruge ward mancher Kämmerer, ¹
 all' ihr dienen eilen darum, daß sie ihnen gnädig wäre.
 Da sie gebadet waren, da trug man ihnen Wein,
 daß in Ormanie nicht beßer mochte sein.
 Meth auch, den viel guten, brachte man den Frauen:
 Wie des ward gedanket, wie sollte des Herr Hartmut getrauen?
 Von dannen gieng da Hartmut. Schenken man da schuf
 ihnen und Truchseßen: Da war nicht lauter Ruf; ²
 man hieß da wohl versorgen die viel stolzen Maide
 mit Speise wie mit Tranke: man pflegte ihrer schön nach ihrem Leide.
 Da sprach von Hegelingen eine schöne Maid:
 „So wir des gedenken, so wird uns oftmals leid,
 daß wir bei denen bleiben nun sollen, die uns raubten
 zu großem unserm Leide: daß so käm' es, selten wohl wir glaubten.“
 Zu weinen sie begannen um ihre Herrin her,
 als manche dieser Maide so klagte kammerschwer;
 ihrer Mühsale jedwede sehr gedachte.
 Da sie des gewahrte, laut die hehre Gudrun da lachte.
 Sie wäñnten, daß sie sollten immer bleiben hie:
 Der viel edlen Jungfrau kam zu Sinne nie,
 daß nur vier der Tage gern sie hie verweilte.
 Der bösen Gerlinde man ihr Lachen zuzuraunen eilte.
 Sie ³ fragte das Gefinde — man sah's zu Dienst ihr stehn, —
 ob ihr gebettet wäre; sie wollte schlafen gehn.
 Diese Nacht war einzig sie ledig ihrer Schwere.
 Da giengen mit der Jungfrau des Königes Hartmutes Kämmerer.
 Knaben von Ormanie ihr trugen Lichter vor, —
 sie hatten ihr viel selten gedienet ehbevor. —
 Man fand da gerichtet wohl dreißig oder mehr
 sauberlicher Betten; da sollten liegen die Jungfrauen hehre.
 Da sprach die edle Gudrun: „Ihr sollt schlafen gehn,
 Ihr Hartmutes Helben; hier Ruhe soll bestehn
 für mich und meine Frauen doch diese Nacht alleine:
 seit wir zu Lande kamen, so gewannen wir noch wahrlich keine.“

¹ Kämmerer, camerarius, Besorger dessen, was zur Hauswirthschaft gehört, Hausmeister. ² Weil die Diener ihres Amtes aufmerksam walteten, brauchte man nicht zu rufen. ³ Gudrun.

Die Fremden, die da waren, die sah man gehn von dann,
die jungen mit den alten. Die Hartmutes Mann
eilten auch zum Lager aus der Frauen Kemenaten.
Mit Meth und auch mit Weine die Raide waren reichlich berathen.¹

Da sprach Hilben Tochter: „Beschliehet mir die Thür!“
Starker Riegel viere schoß man schnell dafür,
auch war das Zimmer feste: Was man sprach da drinnen,
davon konnte draußen nimmer Jemand Kunde gewinnen.

Unerst sie sahen und tranken guten Wein.

Da sprach die hehre Jungfrau: „Froh wohl mögt Ihr sein,
alle meine Raide, nach schwerem eurem Leide:

morgen laß ich schauen Euch hier eure liebste Augenweide!
Wißt, daß heut ich küßte Hertwigen meinen Mann
und Orttwin meinen Bruder: nun sollt Ihr gedenken dran;
welche reich will werden von mir ohn' alles Sorgen,
der sei's angelegen, daß sie künd' uns nach der Nacht den Morgen.“
So legten sie sich schlafen. Fröhlich war ihr Muth,
sie wußten, ihnen käme so mancher Ritter gut,
die helfen ihnen mochten aus ihren großen Sorgen:
Das war ihre Hoffnung, daß sie sie sähen an dem nächsten Morgen.

Nun wird mir doch etwas Angst um Gudrun und ihre Frauen, sagte jezt Berta. Das laute Lachen der Schlaunen, aber, weil sie ihre Befreiung sicher glaubt, unvorsichtigen Gudrun ward der bösen Gerlind hinterbracht, und sie konnte sich kaum über die Bedeutung desselben täuschen.

Gudrun, erwiderte ihr Graf Huno, rechnet auf den ritterlichen Sinn Hartmutes. Da sie erklärt hatte, freilich nur um den Schlägen zu entgehn, sie wolle sich ihm vermählen, so steht sie auch von diesem Augenblicke an nicht mehr unter der Zucht der alten Königin. Und vergessen Sie nicht, die Nacht war bereits angebrochen, als sie das Lachen sich erlaubte, und sie konnte aus der völligen Ruhe und Sicherheit des Burggesindes abnehmen,

¹ Zum üblichen Nachtrunk; der früher gebrachte Wein diente zum Trunk nach dem Bade.

daß das Heer ihrer Freunde unentdeckt geblieben sei. Jetzt aber war dieß nicht mehr zu befürchten.

Das Lachen unter solchen Verhältnissen ist ein altteupestischer Zug, fügte Professor Edman dem bei. Gerade so lacht Brunnhild, als sie den Mord des von ihr geliebten Sigurd erfährt; denn sie weiß, daß die ihr verhasste Gemahlin Sigurds nun den tiefsten Schmerz empfindet und sie gerochen ist. Und von Loumor heißt es im dänischen Volksliede „Stolz Senild,“ als er vernimmt, sein Weib Senild habe ihre Brüder, die er tödten will, zum Gelage entboten: „Herr Loumor lachte da herzlich sehr; Er lachte nicht in acht Jahren vorher. Und weiter: Herr Loumor begann wiederum zu lachen, Daß die harte Mauer zersprang mit Krachen. Da sprach das Kind, in der Wiegen es lag, Es sprach nicht eh'r als an diesem Tag; Das ist nicht geschehen zum Guten: Mein Vater lacht über meine Mutter.“ Loumor tödtet wirklich Senilds sieben Brüder. Von Senild dann, die den Mord rächen will, wird gesagt, als sie vernimmt, daß Loumor seine Geschwister zu sich entboten habe: Da lachte stolz Senild so herzlich sehr, Sie lachte nicht in acht Jahren vorher. Sie tödtete darauf die acht Geschwister und den Gatten. Die Beispiele wären, wenn es nöthig wäre, leicht zu mehren. Die Alten waren ein hartes Geschlecht, ebenso fest im Hasse, wie in der Liebe.

Da Niemand weitere Erläuterung verlangte, fuhr Haspinger fort:

Gerwig und Ortwin waren bald zu ihren Leuten zurückgekommen und hier wurden sie von einer großen Menge umstanden, die da hören wollte, was sie ausgerichtet hätten. Ortwin erzählte, wie sie Gudrun und Hildeburg waschend am Strande getroffen, und forderte sie auf, die von jenen weiß gewaschenen Kleider nun roth zu färben und die Gefangenen zu befreien. Hierauf befiehlt Wate dem Heere den Aufbruch, daß sie, bevor es morgen tage, vor Hartmutes Burg seien. Das Gebot ward befolgt.

Als der Morgenstern aufgieng, trat eine der Jungfrauen aus Segelingen in ein Fenster: da sah sie Helme und Schilde glänzen, und sie erkannte, daß die Burg belagert sei. Sie gieng sofort und weckte Gudrun nebst den Anderen. Aber auch der Wächter auf

dem Thurme war wach geworden und rief die schlafenden Krieger auf, die Burg zu vertheidigen. Gerlind vernahm zuerst den Ruf des Wächters; sie eilte an eine Zinne, sah die Feinde und weckte Ludwigen sofort auf. „Die Burg ist von Feinden umringt, sagte sie; Deine Reden werden heute theuer Gudrunen Lachen bezahlen.“ Er trat mit Hartmute in ein Fenster, und dieser erkannte an den Fahnen, wer die Feinde seien. Er weckt darauf seine Mannen, und viertausend rüsten sich, um die Feinde von der Burg abzutreiben.

Dreimal blies der alte Bate sein Heerhorn und gab damit das Zeichen zum Beginn des Kampfes. Gudrun trat jetzt auch in die Zinne, und da sah sie, wie Hartmut mit den Seinen stattlich zum Streite hinausritt. Ortwin und Hartmut trafen zuerst auf einander; Ortwin ward verwundet, Hartmut aber darauf von Horande, der die Fahne der Hegelinge, die er trug, aus der Hand gab, angegriffen. Er blieb jedoch auch in diesem Kampfe Sieger, da er Horanden gleichfalls verwundete. Inzwischen waren Herwig und Ludwig auf einander gestoßen, aber so kühn auch Herwig war, der alte Ludwig schlug ihn zu Boden. Hätten nicht seine Mannen ihm geholfen, so wäre es mit seinem Leben aus gewesen. Als er sich wieder erhoben hatte, blickte er schamvoll auf zur Zinne, ob etwa seines Herzens Königin seinen Fall gesehen hätte. Voll von Scham und Zorn hieß er seine Fahne sofort wieder hintragen, wo Ludwig mit den Seinen zog. Dieser, der den Schall der Reitenden hörte, wandte sich, um dem Gegner wieder Kampf zu bieten, ward aber jetzt von Herwige erschlagen. So hatte Herwig seinen Fall wohl gesühnt.

Da rief Hartmut die Seinen an, mit ihm in die Burg zurück zu reiten; genug der Feinde wären bereits hier erlegen, und er wolle bester Zeit erwarten. Aber der alte Bate hatte mit tausend Mann sich zwischen Hartmut und das Burgtbor geworfen und so gelang es diesem nicht, in die Burg hinein zu kommen, ob sie auch von der Mauer schwere Laßsteine werfen sahen, um die Hegelinge zurückzutreiben. Als Hartmut Waten erblickte, sagte er: „Was wir ehemals verdienet haben, das erzeiget sich uns heute

deutlich: die Gefunden stehn in Sorge und der Todten liegen uns hier viele. Fliegen kann ich nicht, ich habe keine Federn; auch unter die Erde kann ich nicht, was mir auch geschieht; auch können wir vor den Feinden nicht zum Meere: meinen besten Willen will ich Euch deutlich künden. Nichts anders bleibt uns übrig, edle Ritter: steigt von den Rossen und hauer heißes Blut aus den lichten Ringen!" Sie sahen ab und stießen die Rosse rückwärts. „Run zu! sprach da Hartmut; geht näher an das Haus, es sei übel oder gut. Ich muß zu Waten, wie mir's gelingen mag; ich will doch versuchen, ob ich ihn vom Thore fernern kann.“ Mit erhobenen Schwertern drangen sie da vor, Hartmut und die Eeinen. Da bestund er Waten, und das gereichte ihm zur Ehre. Laut klangen die Schwerter, und mancher guter Ritter starb.

Da kam Ortrun, die junge Königin, mit windender Hand zu Gudrun gegangen; sie fiel ihr zu Füßen und beklagte sehr ihren Vater Ludwigen. „Laß Dich erbarmen, edles Fürstenkind, sagte sie, soviel meiner Lage, die hier erschlagen liegen. Gedanke, wie Dir war, da man Deinen Vater schlug, edle Königin: nun habe ich hier den meinen heute verloren. Und nun steht mein Bruder Hartmut vor Waten in großer Gefahr; verliere ich ihn, so muß ich eine Waise sein. Laß mich des genießen: so Dich von Allen, die hier sind, Niemand beklagte, Du hättest keinen Freund hier außer mich: was auch Jemand Dir zu Leide that, ich mußte zu allen Zeiten um Dich weinen.“ Da sagte Hildens Tochter: „Du hast viel geweint. Ich weiß aber nicht, wie ich den Streit enden möge, ich wäre denn ein Rade und trüge Schwert. Gern würde ich dann den Streit scheiden, daß Dir Deinen Bruder Niemand schlage.“ Angstvoll weinte Ortrun und bat sie flehentlich. Da trat Gudrun in das Fenster, winkte mit der Hand und fragte, ob Jemand von Hegelingen in der Nähe wäre. „Wer seid Ihr, Jungfrau, die Ihr uns fragt? antwortete ihr Herwig. Keiner der Heglinge ist hier; wir sind von Eewen. Aber sagt, was wir Euch dienen sollen. Seid Ihr Gudrun, meine liebe Herrin, so will ich Euch gern immer dienen. Ich bin es, Herwig; und ich laß Euch schauen, daß ich Euch gern von allen Sorgen löse.“

Sie bat ihn darauf, Hartmuten aus dem Streite von dem alten Waten zu scheiden, und Herwig befaß gleich, seine Fahne zu Waten Feinde hinzubringen. Er mit allen den Seinen folgte ihr. Laut rief er Waten an und bat ihn, daß er ihm vergönnte, den Streit zu scheiden, um der edlen Jungfrau willen; Wate jedoch zürnte und hieß ihn fort gehn; Hartmut müße seines Frevels entgelten. Herwig sprang nun Gudrunen zu Liebe zwischen beide; Wate jedoch war so im Grimme, daß er ihn sofort zu Boden schlug. Da eilten aber Herwigs Mannen herbei und führten diesen und Hartmuten aus dem Streite.

Wate tobte wild und drang immer näher zum Burghore. Da Hartmut gefangen war, mußte es seinen Helden misselingen. Wie muthig sie auch die Stürmenden von der Burg mit Espießen und Werfen abzuwehren suchten, Wate gewann sie doch mit grimmem Sturm. Die Kiesel wurden aus der Mauer gehauen, und die Hegalinge drangen in die Burg unter lautem Weinen der Frauen. Horand trug Hilden Banner auf den besten Thurm und ließ es wehen. Manches reiches Gemach ward nun aufgehauen; überall hörte man lautes Wehgeschrei; die Gäste waren nicht eines Rathes: viele schlugen Wunden, viele trachteten nach Hab' und Gut.

Ottwin der Herre rüste Waten an:

„Was in der Welt haben die Kinder Euch gethan?

Sie haben an unsern Magen keiner Art Schuld:

Nun durch Gottes Ehre, so laßt die armen Waisen haben Hulde!“

Da sprach Wate der Alte: „Du hast Kindes Muth.

Die in den Wiegen weinen, dünkte Dich das gut,

daß ich sie leben ließe? Sollten die erwachsen,

nicht wollt' ich getrauen ihnen mehr denn einem wilden Sachsen!“¹

Aus den Gemächern floß von allen Seiten Blut. Da kam Ortrun die hehre hin wo sie Gudrunen sah. Sie neigte ihr Haupt

¹ Müllenhoff hat diese beiden Strophen als unecht verworfen; aber des alten Waten Thun ist in der alten Sitte wohl begründet. Höfisch handelt Wate freilich nicht; aber er ist auch kein höfischer Ritter, und solche Tüge werden in späterer Zeit nicht erfunden. Die Handschrift läßt die erste Strophe den Friesen Trost sprechen; das freilich ist falsch, denn Trost hat an diesem Kampfe keinen Antheil. Man hat sie Ortrunen sprechen zu lassen.

vor der schönen Maid. „Gudrun, Herrin, sagte sie, laß Dir Leid sein meinen großen Jammer und laß mich nicht umkommen. Es steht an Deinen Tugenden, sonst muß ich durch Deine Freunde sterben.“ Gudrun sagte, sie wollte sie retten, wenn sie könnte, und hieß sie mit ihren Jungfrauen ihr zur Seite treten. So ward sie erhalten; aber zwei und sechzig Männer, die auch unter die Frauen traten, mußten entweichen, sonst wären sie erschlagen worden. Da stürmte auch die üble Herlind daher und warf sich der Jungfrau zu Füßen. „Schirme uns, Königin, vor Waten und seinen Mannen, rief sie; rettest Du mich nicht, so ist's um mich ergangen!“ Da antwortete ihr Hildens Tochter: „Gern höre ich Euch bitten, daß ich Euch genädig sei. Aber wie könnte ich Euch der Bitte gewähren? Nie konnte ich Euch erbitten, Ihr waret mir immer ungenädig; deshalb muß ich Euch von Herzen zürnen.“ Da ward ihrer der alte Wate gewahr. Mit knirschenden Zähnen hub er sich dahin, mit blühenden Augen und mit ellenbreitem Barte. Alle, die da waren, fürchteten den Held von Stürmen. Er griff sie bei der Hand, zog sie von den Mäiden fort und sagte in seiner Wuth: „Nie mehr, hehre Königin, soll meine Jungfrau Euch eure Kleider waschen!“

Nun ließen sie überall vom Streite. Da kam Herwig mit seinen Kampfgenossen in den Saal Ludwigs. Er war roth von Blute; aber als ihn Frau Gudrun sah, ward er wohl von ihr empfangen. Schnell band der Held sein Schwert von der Seite und schüttete seine Brünne in seinen Schild. Eisenfarbig, wie er war, trat er zu den Jungfrauen: ihnen zu Liebe hatte er den Tag hindurch das Wahlsfeld oft durchhauen.

Da sprach Wate der Alte: „Bleiben hie wir sehn?

Wir haben ihnen vergolten: nun heißt hinunter gehn

Gudrun die schöne; wir sollen gen Hegelingen,

und Frauen Hilden lassen sehn, was wir ihr heim zu Lande bringen!“¹

¹ Müllenhoff verwirft diese Strophe; aber sein Schluß des Gedichtes scheint mir für ein wäre zu abgebrochen. Ein Abschnitt kann so schließen, aber nicht ein Gedicht. Freilich müssen Wate Worte: wen wollen wir hie laß, der uns pflüge der lande? abgeändert werden in: oal wir hie bestän? wir hân

Rein, sagte Fräulein Berta, hier am Ende gefällt mir Gudrun nicht; sie hätte edler gehandelt, wenn sie der bösen Gerling verziehen hätte.

Vergessen Sie nicht, erwiderte ihr Huno, daß wer nicht hassen kann, auch nicht zu lieben weiß.

Und vergessen Sie nicht, gab sie darauf zur Antwort, daß wir das Gebot haben: Liebet eure Feinde, thut wohl denen, die Euch beleidigen und verfolgen.

Ja, sagte darauf Huno, das ist auch so ein Gebot, daß kein Mensch befolgt hat, noch befolgen kann. Oder hat nur auch die Kirche, die sich doch die Christliche nennt, es jemals befolgt? Erinnern Sie sich nur an das zur Zeit der Waldenserverfolgungen von einem Dominicaner gedichtete Lied, worin er dem auf den Scheitern Stehenden am Ende jeder Strophe zuruft:

crois comme nous, ou tu seras brûlé!

Heißt das seine Feinde lieben? Sie werden mir vielleicht einwenden, das sei in einer rohen Zeit gewesen. Ich erwidere Ihnen, daß Christenthum hatte damals bereits zwölf hundert Jahre bestanden. Oder soll ich Ihnen Beispiele aus dem sechzehnten, oder wenn Sie wollen gar aus dem neunzehnten Jahrhundert anführen? Die Christliche Kirche also hat dieß Gebot nie befolgt.

Auch der Christliche Staat will davon nichts wissen, sagte jetzt Baron Wilmar. Hätte der König, der da immer zu sagen liebte: „Ich und mein Haus wollen dem Herren dienen,“ es befolgt, so hätte er gegen Alle, die er Aufrührer nannte, anders handeln gemußt, als er gehandelt hat. Weder Kirche noch Staat beachten also dieses Gebot, und die Einzelnen handeln nicht anders. Sagen wir es nur offen: weder Staat noch Kirche noch Einzelne können es befolgen, wenn sie bestehen wollen. Es ist also jenes Gebot, so lange die Menschen nun einmal so sind, wie sie sind, nur eine schön klingende Floskel, wie es deren dort mehrere giebt. Gudrun

in wol vergolten; denn daß Burg und Land besetzt bleiben, gehört zu den Aufgaben. Da Hilde jedoch das Herr sandte, so muß ihrer am Schluß gedacht werden.

handelte zwar nicht diesem Spruche, aber sie handelte der menschlichen Natur gemäß. Hätte sie der bösen Gerlind verziehen, so wäre sie ein widernatürlich sentimentaler Romancharakter, keine Heldin des Alterthums.

Lassen wir dieß Gespräch doch fallen, nahm der alte Graf jetzt das Wort, und wenden wir uns dem Gedichte zu. Wie es Müllenhoff giebt, besteht es kaum aus einem Viertel der handschriftlichen Ueberlieferung; aber das von ihm Gegebene bildet ein schöngefügtcs Ganzes. Seine Gudrun enthält nur 415 Strophen, während die Handschrift 1705 Strophen bietet. Ist alles, was die Handschrift mehr hat, Zusatz Fremder, so weiß man in der That nicht, wie man ein solches Verfahren mit dem Kunstwerke eines Andern benennen soll.

Bei weitem die meisten Strophen, die Müllenhoff verwarf, sind unbestreitbar spätere Zusätze; das beweist theils ihre Leerheit an Inhalt, theils der Reim in der Mitte der Zeilen, theils die Formverschiedenheit vieler Strophen (Nibelungenstrophen), abgesehen von andern Dingen, wie Spracheigenheiten u. s. w., sagte darauf Haspinger. Einige der von ihm ausgeschiedenen Strophen habe ich jedoch aufgenommen, wie Sie hörten, weil ich sie nicht als Zusätze ansehen kann. Ein solches Verfahren mit einem Kunstwerke läßt sich freilich nur begreifen, wenn man annimmt, daß die Zahlenden kein Eigenthumsrecht ihrer Zunftgenossen anerkannten. Mit den Werken der höfischen Epiker verfuhr man rücksichtsvoller. Zwar zeigen auch sie Zusätze, aber immer nur von geringem Umfange.

Aber was bewog denn eigentlich zu diesen Aufschwellungen der Gedichte der deutschen Heldensage? fragte Trugard.

Die Gedichte der deutschen Heldensage, belehrte sie Haspinger, waren ursprünglich alle für den Gesang und zwar wohl oft im Freien bestimmt; sie mußten demnach kurz sein, mochten sie nun aus Liedern bestehen, oder Mähren bilden. Die Gedichte der ritterlichen Epiker dagegen waren bestimmt, vorgelesen zu werden und zwar im Zimmer; sie konnten daher umfangreich sein. Erforderniß war nur, daß sie für das Vorlesen wohlgegliedert, also in Bücher abgetheilt waren. Die höfischen Rittergedichte bildeten nun aber

die Robeunterhaltung der vornehmen Welt. Sollten die Volksfänger nicht ganz ausgeschlossen sein, und sie wurden es bereits immer mehr und mehr, so mußten sie darauf Bedacht nehmen, ihre Erzeugnisse denen der ritterlichen Dichter ähnlicher zu machen, so daß sie zum Vorlesen dienen konnten. Die Einen erweiterten nun die Gedichte älterer Dichter, behielten jedoch die strophische Form bei. Sangen sie, so trugen sie wohl nur die alten, echten Strophen vor; lasen sie, nun so kamen dann auch die Zusätze zu Gehör. Andere, die sich noch näher anschließen wollten, gaben die strophische Form auf, und dichteten ihre Sagen in kurzen Reimpaaren um, wie Ihnen bereits angedeutet ward.

Gut, sagte Verta, jetzt begreifen wir dieß Verfahren. Aber bevor Sie zum neuen Gedichte übergehn, noch eine Frage. Ueber Hagenen, Hetelen, Horanden, Hilde wissen wir bereits Näheres, aber noch nicht über den alten Wate, der mehr einem Riesen als einem Aeden gleicht.

Wate ist wirklich ein in der späteren Sage zum Helden veredelter Riese, sagte Graf Huno. Er ist der Sohn Wilkins und der Vater Wielands, mithin Großvater Witiges. Die Abkunft der alten Helden ward bald auf Götter, bald auf Aelbe, bald auf Riesen zurückgeführt, und so konnten einzelne Riesen leicht ganz in Helden übergehn, wie es mit Waten der Fall ist. Er hat noch genug riesisches an sich, dennoch steht er unserm Gedichte wohl an; unter die Helden des Nibelungenliedes würde er freilich nicht passen. — Aber der Abend ist vorgerückt. Freund Gaspinger wird wohl das neue Gedicht zur Hand nehmen müssen, wenn wir damit heute fertig werden wollen.

Gaspinger begann also:

Salmann und Morolt ist ein Gedicht, das im zwölften Jahrhundert gleich Orendel und Oswald zu dem, was es jetzt ist, umgedichtet ward. Der Name Salmann berührt sich mit Salomon, und da es bereits ein satyrisch dialogisches Gedicht, Salomon und Morolt oder Markulf gab, worin die Schulweisheit des gelehrten jüdischen Königes gegen den grob bäuerischen

Mutterreiß Markulls immer den Kürzeren zieht,¹ so war die Veranlassung geboten, in Salmann Salomon zu setzen und den Ort der Handlung in das Morgenland zu verlegen. Wirklich ward auch unser erzählendes Gedicht in kürzerer Fassung dem Spruchgedichte als Schluß angehängt.² Das Gedicht Salmann und Morolt ist in einer einzigen Handschrift aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts und in einem einzigen Exemplare eines alten Druckes, der dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts angehört und den Benedictinern im Kloster Heresheim zugehörte, erhalten. Fragt man, wo das Gedicht entstanden sei, so weist es eine Menge Sprachformen sowohl in der Handschrift als auch im Drucke (der Druckort ist unbekannt, da die letzten Blätter fehlen) nach dem Niederrheine, die Gegend, wo im zwölften Jahrhundert die Dichtkunst besonders gepflegt ward. Sein Verfasser war ein Fährtenrer. Daß das Gedicht, wie wir es jetzt haben, sehr verwildert und der Strophenbau zerrüttet ist, darf uns nicht wundern: das fanden wir bei allen Gedichten des zwölften Jahrhunderts, die einzig in Handschriften oder Drucken des fünfzehnten, sechzehnten Jahrhunderts erhalten sind. Demnach ist es gerathen, Ihnen nur eine Auflösung in Prosa vorzutragen. Sie bekommen somit zwar nur den Inhalt; aber an der Form, wie sie jetzt nun einmal ist, würden Sie wenig Gefallen finden.

I.

Zu Jerusalem ward ein Kind geboren, das seit zum Herren über das christliche Volk erwählt ward. Das war der König

¹ Es giebt davon auch hoch- und niederdeutsche Bearbeitungen in Prosa nach einem lateinischen Original, auch italienische in Prosa und Versen, worüber Eichensburg in den Denkmälern S. 173—179, und v. d. Hagen in seiner Einleitung zum Gedichte Deutsche Gedichte des Mittelalters I.) Näheres geben. Der zuerst dieser Gespräche zwischen Salomon und Markull erwähnt, ist Bitermus Tyrinus, Erzbischof von Cypern, der im zwölften Jahrhundert lebte. Man findet die Stelle in seiner Geschichte des heiligen Krieges, des ersten Kreuzzuges (Historia rerum in partibus transmarinis gestarum) in Gesta Dei per Francos, S. 234. Auch Freidank kannte sie im dreizehnten Jahrhunderte.

² Dieses angehängte erzählende Gedicht war ursprünglich in der bekannten sechszehnten Strophe gebichtet; seine Heimath ist der Niederrhein.

Salmann, der sehr weise war. Er nahm ein Weib aus Indian, die schöne Tochter eines Königes. Mancher Held starb ihrewegen: es war eine übele Stunde, da sie zur Welt geboren ward. Ihr Vater hieß Cyprian. Gegen seinen Willen nahm er sie ihm und führte sie über den wilden See. Er hatte sie mit Gewalt auf der Burg zu Jerusalem. Ihr Hals war weiß wie Schnee, ihr Mund leuchtete wie ein Rubin, ihre Augen spielten, wie ihrem Mel gezielte. Nie ward eine schönere Frau. Ihr Haar war der gelben Seide gleich und wohlgestaltet war ihr Leib. Salomé oder Salmé war das wonnigliche schöne Weib geheißen. Sie leuchtete recht wie ein Licht, und überaus lieb war dem Könige die Frau. Er ward freudenvoll, wenn sie ihn mit ihren schneeweißen Armen umfieng. Seit hub sich Noth und Mühsal um das wunderschöne Weib und mancher kühner Ritter verlor sein Leben. Nur bis in das vierte Jahr hatte er sie: da kam über den Wendensee ein gewaltiger König, dem nach der Frau weh war. Er hieß Pharo und war ein stolzer Heide; manches Land hatte er kennen gelernt. Sein Vater hieß Memerolt. Sechszehen heidnische Könige, sechs und dreißig Herzogen und fünfzig Grafen dienten ihm an seinem Hofe; alle waren ihm unterthan.

II.

An einem Sonntage geschah es, daß Pharo seine Helden um Rath bat, denn er wollte gern eine schöne Frau haben, die ihm gezieme und die über das Land am Wendensee Herrin sein möchte. Da keiner ihm rathen konnte, blickte er zornig zu Boden: da wurden alle seine Mannen traurig, daß sie ihm keinen Rath geben konnten. Endlich sprach ein alter greiser Mann: „So viel der Lande ich auch durchwanderte, kein schöneres Weib sah ich jemals als die Königin zu Jerusalem, die Gemahlin Salmanns des Königes. Die gezielte Dir zu einer Frau über das Land am Wendensee.“ Auf diese Rede blickte der König Pharo freudig auf. „Nimmer kann, tief er, der reiche König Salmann seine schöne Frau vor mir bewahren. Es siehe kurz oder lang an, ich nehme sie ihm mit Gewalt und führe sie über den Wendensee. Wer mir

dazu hilft, den will ich reich machen.“ Da sagte der König Eyprian: „Es ist meine schöne Tochter. Salmann nahm mir sie wider Willen, das klage ich Dir. Mein Herz gönnt sie ihm nicht.“

III.

Sofort rüstete da Pharo vierzig Kiele; Trank und Speise für ein Jahr hieß er da hinein tragen; mancher heidnischer Mann fuhr da mit ihm über das Meer und am achtzehnten Morgen kamen sie gen Jerusalem. Als er die Burg sah, sagte er: „Nun kann König Salmann seine schöne Frau keinen Tag vor mir beschützen!“ Als sie in den Hafen gekommen waren, zogen sie die Kiele an das Gestade und legten darauf ihr Streitgewand an; der Herzog Eliam aber nahm das Banner in die Hand. Sie zogen fürder auf das Feld. Pharo hieß seine Zelte auf der Ebene aufspannen. So ward der edle König Salmann mit Heeresmacht besessen.

IV.

Da sprach der heidnische Mann zu dem Herzogen Eliam: „Möchten wir nun einen Boten haben, der dem Könige Salmann von uns abzusagen sich getraute! Er muß mir sein schönes Weib geben, oder mit mir einen Kampf kämpfen. Eines von beiden muß sein!“ Da sagte der Herzog Eliam, er wolle in die Burg gehn und widersagen, sollte auch sein Leben zu Pfande stehn. Er legte Hermelingewand an, das mit Golde wohl durchschlagen war: so hub er sich zu der Burg hin. Da er in den Palast kam, empfing ihn König Salmann schön und hieß ihn willkommen sein; auch Morolt, Salmanns Bruder und die Königin begrüßten ihn freundlich. Als Salmann ihn so empfangen hatte, ließ sich Eliam auf ein Knie nieder und sagte: „Herr, hast Du's nicht vernommen? Der König vom Wendensee kam mit Gewalt herüber. Du sollst ihm Dein schönes Weib geben oder mit ihm einen Streit streiten. Eines von beiden muß sein. Du mußt ihm Deine Frau geben oder ihn mit Streite bestehn.“ Da sagte Salmann der König zum Herzogen Eliam, eh er ihm sein schönes Weib gebe, wolle er und mancher Ritter das Leben wagen. Eliam wollte von dannen gehn;

Morolt jedoch hieß ihn noch weilen und sprach: „Kannst Du mir auf Deine Treue sagen, wie stark das Heer Deines Herren ist?“ „Er hat wohl vierzig tausend Mann,“ antwortete ihm Eliam. „Wohl! sprach Morolt, mag ich es fügen, es geht ihnen allen an das Leben.“ Eliam nahm da Urlaub und gieng zum Heere zurück. „Was entbietet mir Salmann? fragte Pharo; will er mir die Frau geben, oder mich mit Streite beslehn?“ „Herr, antwortete Eliam, sie verzagen nicht am Streite; ich fürchte, eh uns das Weib werde, muß mancher stolzer Ritter das Leben verlieren.“

V.

Der edele König Salmann gewann da schnelle Boten. Er sandte sie weit in die Lande nach manchem stolzen Helden. Denen thaten sie die Reise kund. Da kam dem Könige Salmann mancher werther Dienstmann, die ihm beistehn wollten. Er gewann ihrer fünf und dreißig tausend Mann. Morolt, der listige Mann, nahm das Banner in die Hand; die Herren wurden alle bereit, und so ward den übeln Heiden in das Heer widersagt. Da blies man die Heerhörner und die hochgeborenen Könige sammelten sich. Von dem Streite hub sich Weh und mancher stolzer Heide schrie laut über seine Wunden. Unmähig groß ward der Streit; manchen Krach hörte man von den Schlägen; bald ward ihr Uebermuth geniebert: welcher Heide aus dem Streite entwich, der ertrank im Meere. So hub sich vor der Stadt der Streit um Salme, das schöne Weib. Er währte bis an den fünften Tag und bis der übeln Heiden dreißig tausend todt lagen. So ward König Pharo sieglos; er selbst ward gefangen und verlor manchen Dienstmann. Salmann führte ihn mit sich von dannen auf die Burg zu Jerusalem. Da empfing ihn tugendlich Salme die edle Königin.

VI.

Da nun der König Salmann den Sieg an König Pharo gewonnen hatte, sprach er: „Nun rathet, alle meine Mann, in welcher Art Bande soll ich meinen Feind halten?“ Da sprach Morolt, der listige Mann: „Ich kann Dir wohl rathe; Gedente, lieber Bruder, um welcher Untreue willen König Pharo her gekommen

ist. Daran sollst Du gedenken, daß der hochfährige Mann Dein Weib Dir nehmen wollte; darum, lieber Bruder und Herr, nimm ihm sein Leben. Ja, reicher König Salmann, wagst Du nicht Pharon zu tödten, ich gebe Dir meine Treue, so hast Du Dich gar der Ehren entschlagen.“ Da sprach der König Salmann: „Des müßte ich immer Schande haben. Wäre er in dem Streite gefallen, ich wollte ihn wohl verklagen. Nein, ich lasse ihn einschmieden; er muß in meinen Banden liegen; ich will ihn verderben und Salme, das viel schöne Weib, sein hüten lassen.“ „Das dünket mich nicht gut, sagte darauf Morolt. Wenn man Stroh nahe zu dem Feuer thut, leicht entzündet es sich daran. So geschieht Dir mit dem Könige, willst Du Deine Frau sein hüten lassen.“ Da sprach der König Salmann: „Was hat die Königin Dir gethan? Du hegst Argwohn gegen sie. Auf meine Treue! darüber habe ich keine Sorge.“ Da sprach der listige Mann: „Reicher König Salmann, Du schaffest Dir Laster und Schaden. Wirfst Du von ihr betrogen, es wird Dir von mir vorgehalten.“ Ueber diese Rede zürnte Salmann: „Meine Huld hast Du verloren und nimmer gewinnest Du sie wieder, weil Du der edlen, hehren Königin mißtrauest.“ So übergieng er Moroltes Rath, er ließ die Frau des Pharo hüten. Daran that er thöricht, denn sie ward seitdem dem heidnischen Manne heimlich.

VII.

Ein Heide, Elias geheiß, war ein Meister der Zauberkunst. Er war König Pharen Oheim. Der wirkte mit List in einen Fingerring einen Stein. Als der Zauberring fertig war, sandte er ihn über die wilde See dem reichen Könige Pharo: Dem war in den Banden sehr weh. Als er den Ring erhalten hatte, gab er ihn der Frau in die Hand. „Viel edle Königin, sprach er, nun trag mir zu Liebe diesen Goldring.“ Als sie den Ring sah, gefiel er ihr sehr. Das bewirkte der Zauber. Dem reichen Könige Pharo ward sie seitdem überaus hold. Sie nahm den Ring und gieng hin, wo sie Morolten fand; sie bat ihn, das Gold gegen die Sonne zu halten, ob er etwa etwas daran sähe, daß

ihr an der Ehre Schaden könnte. Da Morolt den Ring gegen die Sonne hielt, da war das Gold so roth, daß er, so klug er war, den Zauber, der im Ringe lag, nicht erkennen mochte. Die Frau stieß darauf den Ring an ihre Hand. Sogleich erfuhr sie, daß unter dem Steine ein Zauber lag, da sie nun zu allen Zeiten des Königs Pharo gern pflegte.

VIII.

Er saß ihr eines Tages bei. „Edele Königin, sprach er frei,
Du sollst gedenken daran,
daß ich um Deinetwillen verlor so manchen Dienstmann!“
Da sprach die wunderschöne Frau: „Schweig der Rebe, Pharo! schau,
Salmann Weisheit gewann:
doch viel mehr ich fürchte Morolt den listigen Mann.“
„Genade! edle Königin, Wär' Deine Huld nur mein Gewinn,
sprach der übermüth'ge Mann,
mit meinen klugen Listen gewön' ich Dich wohl beiden an.
Du sagst es selbst wohl, Herrin, Dir: er sollte fernen Dich von mir.
Du wähest, daß er weise sei?
Nun, auf meine Treue! ich bin weiser, denn sein drei.“
Da sprach die wunderschöne Frau: „Schweig der Rebe, König! schau,
nie geboren ward ein Mann,
der Morolt an Listen den zehnten Theil nur gleichen kann.
An meiner Farbe wird er inn', sprach die edle Königin,
wie's in meinem Ruthe steht.
Ich weiß wohl, König Pharo, und beiden es an's Leben geht.“
Er sprach: „Es sind an meinem Hofe sechs und dreißig Herzogen,
und fünfzig Grafen, sonder Bahn,
und sechszehn hehre Könige: die mach' ich Dir all' unterthan.
Mir dient Dein Vater Apprian: der Dienst wird gänzlich abgethan
um Dich fürder immermehr.“
„So will ich gern Dir folgen,“ sprach die Königinne hehr.
Der Rebe ward der König froh; weiter sprach der Heide so:
„Frau, Du folge sonder Weh:
Du sollst gewaltig werden über's Land zum Wendellsee.
Von heut' an über ein halbes Jahr so sende her ich Dir fürwahr
einen meinen Spielmann,
Turcis ist er geheissen: den sollst Du, Frau, mit Huld empfangen.“

Eine Harfe trägt er in der Hand, das soll Dir, Herrin, sein bekannt,
 die ist von edlen Steinen klar:
 ein Zauberkraut Dir bringt er, daß des Niemand wird gewahr.
 Das lege Dir in deinen Mund: sofort denn wirst Du ungesund,
 auf das Gras Du fällst für todt,
 doch deine lichte Farbe behält fürwahr ihr holdes Roth.“
 Da sprach die Königin so hehr: „Run muß es mich betrüben sehr,
 und muß in Leid des immer stehn,
 daß ein so reicher König zu Fuße soll von hinnen gehn.“
 Da ließ der Heide sie verstehen, er möchte wohl zu Fuße gehn.
 „Ich liege hier auf meinen Tod:
 nun löse Du nur, Herrin, mich, zu Fuße gehn macht mir nicht Noth.“
 Sie löste Fessel ihm und Band. „Run räume bald, o Herr, das Land;
 den Boten sende mir in Zeit:
 ja bin ich ungerne des König Salmannes Weib!“

IX.

Als die Kunde an den Hof kam, daß der Heide entronnen
 sei, da sprach Morolt, der kluge Mann: „Das hat die Königin
 aus großer Untreue gethan.“ „Was that Dir die Königin,
 sagte da Salmann, daß Du gegen sie Argwohn hegest? Ihre
 Jungfrauen haben ihn ohne ihre Schuld befreiet.“ Darauf sagte
 Morolt, der Degen: „König, bewahre sie wohl, denn ich sage Dir,
 die Königin bleibt Dir kein halbes Jahr mehr.“ Der Rede ge-
 schwiegen sie da; aber nach einem halben Jahre kam der heidnische
 Harsner. Er trug zwei Turteltauben, die übergab er der Königin.
 In der Hand trug er eine Harfe, die der Frau wohl bekannt war,
 denn sie war mit edlen Steinen geschmückt. Er brachte ihr ein
 Zauberkraut, daß dessen Niemand gewahr ward. Als sie die Harfe
 ihm aus der Hand nahm, bot er ihr den Zauber. Drauf gab sie
 ihm die Harfe wieder und raunte ihm zu: „Run räume, Held,
 schleunig dieß Land, eh Dein Morolt gewahr wird.“ Bald darauf
 nahm sie das Kraut in den Mund: sie ward sofort krank und sank
 auf das Gras für todt nieder; aber ihre schöne lichte Farbe war
 unverwandelt. Angst und Noth hub sich, da sie so jähes Todes
 starb; Morolt aber, der weise Mann, sagte: „Der Königin ist

dieser Tod mit bösem Zauber angethan!" Als König Salmann die Kunde vernahm, und er es mit Augen sah, riß er vor Herzeleid sich das Haar aus dem Haupte. Da sprach Morolt, der Degen: „Es ist Schande, daß man eines Fürsten Hand in seinem Haare sehen soll: der Königin ist der Tod mit Zauber angethan. Viel der Lande habe ich kennen gelernt und ich bin der Aerzte Knecht gewesen: ließe man mich zu der Frau, ich machte sie wohl gesund.“ „Laß die Rede, Morolt, sagte da König Salmann: Du hast mir und der Königin so viel zu Leide gethan, daß Du Dein Spotten wohl lassen könntest.“ Salmann ließ es nicht, er gieng hin zur Königin. Groß war der Jammer seines Herzens, doch seiner Treue gegen die Königin genoß er nicht. Morolt war schlau und klug; er wollte die Königin daß versuchen, daß er die Wahrheit erführe. Entrinnet sie von hinnen, dachte er, so muß ich ihr nach in fremde Lande. Er gieng zur Königin und goß ihr geschmolzenes Gold durch die Hand; aber sie empfand nichts davon durch den starken Zauber. Da sprach Salmann, der König: „Morolt, Du hast unrecht gethan! reit bald aus meinen Augen! Was zeihest Du die edle Königin?“ Da sprach der listige Mann: „Das dünkt mich gut. Aber sie ist noch nicht todt; ihre schöne, lichte Farbe ist unverwandelt.“ Ueber diese Rede ward Salmann zornig: „Meine Huld hast Du gar verloren, sagte er; wisse, daß Dich meine Augen nie mehr sehen sollen! Wärest Du mein Bruder, Du liebest wahrlich Dein Spotten. Mein Jammer wäre Dir leid. Du wardst nie mein Bruder: meine Huld sei Dir widersagt!“ Salmann ließ die Frau in einem rothgoldnen Sarge bestatten: als ob sie ein Engel wäre, lag darinne die Königin. Da sprach der Degen Morolt: „Daß man das Gold so verschwendet! Wollte man meinen Rath befolgen, man trüge sie in ein Moor.“¹ Er unterließ es nicht, er gieng in der Nacht zum Grabe und legte einen schweren Stein darauf. Aber der arge Spielmann kam und führte die Frau von dannen. Es war am dritten Tage, daß er den Sarg aufbrach: der reiche König Salmann genoß seiner Treue

¹ Ehebrecherinnen wurden in Mooren versenkt.

übel. So stahl sich die schöne Frau mit dem Spielmann hinweg und fuhr mit ihm über das Meer: viel mußte Morolt erdulden, eh er sie wieder gewann.

Drauf am fünften Tage gedachte Salmann in seinem Jammer, er wolle schauen, ob sie noch im Sarge sei; aber er fand den Sarg zerbrochen: nie geschah ihm noch auf Erden solches Leid. „Wehe mir, rief er, ich muß es verschweigen; ich wage nicht, Morolt es zu sagen.“ Da sah er ein Mägdlein; er winkte ihr mit der Hand und schalt sie, daß sie die Königin nicht beräuchere. Er gieng hinweg, die Magd aber ergriff ein silbern Rauchfaß: da sah sie den Sarg zerbrochen und sie verbreitete die Kunde über den ganzen Hof. Ein Diener sagte es dem Könige (er hatte es selbst wohl gesehen), daß die Königin fort sei. „Auf meine Treue, erwiderte er, mein Bruder hat das mir vorausgesagt!“ Er gieng zu Morolt und klagte ihm seinen Verlust. „Ich kann Dir's nicht glauben, erwiderte der listige Mann. Wahrlich, sie hat Dir ein kleines Hälmllein vorgestrichen! ¹ Wäre ich so weise wie Salomon und so schön wie Absolon und fänge ich so schön wie Horant: könnte ich meine Frau nicht minnen, ich hielt es für Schande.“ ² „Laß doch Deinen Spott, Bruder, sagte Salmann; suche nach der hehren Königin, so will ich mit Dir das gute Land zu Jerusalem theilen. Zimmer fortan will ich nach Deinem Willen leben, wenn Du mein Votē nach der edlen Königin wirfst.“ „Da Du mich als Bruder anerkennest, sagte da Morolt, so soll alles geschehen, was Du gebietest.“

X.

Er gieng in die Stadt zu einem Juden, um sich bei ihm Rath zu holen. Er hieß Bermann, war weiß wie Schnee vor Alter, und sein greiser Bart reichte bis über den Gürtel hinab. Bermann führte ihn in seine Kammer; Morolt aber zog sein langes

¹ Dich getäuscht. Man vergl. du ziehest mir den halm als einer jungen katzen vor, Ms. 2, 163a. ² Ein Beweis, daß man Salmann und Salomon eben doch für verschiedene Leute ansah; denn war Salmann wirklich Salomon, so konnte Morolt nicht füglich sagen: „wäre ich so weise wie Salomon,“ wenn gleich Salomons Weisheit sprichwörtlich war.

Messer und stieß es dem Juden durch das Herz. Dann zog er ihm die Haut bis zu dem Gürtel ab und legte sie an.¹ „Nun, sagte er, will ich nicht ablassen, bis ich Salmé, das schöne Weib, finde.“ Er gieng sofort zum Könige und bat ihn um eine Gabe durch aller Frauen Ehre. „Um der Frauen willen gebe ich Dir nichts, sagte Salmann; aber um Gottes willen will ich meine Gabe Dir mittheilen.“ „Nun so gieb mir den Ring, den Du an der Hand trägst durch Gott und Deine Tugend, sagte Morolt, und der König gab ihn ihm. Morolt neigte sich dankend; daß ihn Salmann nicht erkannte, ward er hochgemuth. Er gieng in seine Kammer, legte die Judenhaut ab und Scharlach an und gieng zurück zum Könige. „Wo hast Du Deinen Ring,“ fragte er ihn, worauf ihm Salmann sagte, er habe ihn einem alten Bettler gegeben. Morolt lachte und zeigte ihm den Ring; der König aber küßte ihn aus Freude. „Niemand in der Welt, sagte er, kann sich vor Deinen Listen bewahren.“ Morolt ließ sich darauf Stab und Tasche reichen und sagte: „Wahrlich, diese will ich immer tragen, wenn ich nicht die Königin finde.“

XI.

Morolt ließ sich ein Schiff bereiten und stieß es in das Meer. Es war wohl getheert und zwei Fenster gaben ihm Licht. Die Winde auf dem Meere konnten ihm nicht schaden. Darein trug er seine Tasche mit Lebensmitteln, als er sich beim Könige beurlaubt hatte, und fuhr aus nach der Königin. Nach langer Fahrt kam er zu Wendelsee in das Land; er barg sein Schiff in das Rohr am Strande und stieg aus. Da sah er einen Heiden unfern auf einem Wege und rief ihm zu: „Du mußt mir Dein Leben lassen.“ „Nein, kühner Degen, sagte der Heide, laß mich leben; ich bin seit manchen Jahren Burgmann zu Wendelsee.“² Da fragte ihn der listige Mann, wie seines Herren Burg beschaffen sei, und ob dieser ein so schönes Weib habe, wie man rühme. Der

¹ Wohl nur spätere Uebertreibung; ursprünglich gab ihm der Jude (Crimir = Wödan?) wohl die unkenntlich machende Maske. ² Wendelsee heißt das mittelländische Meer, aber auch Pharos Burg.

Seide gab ihm die gewünschte Auskunft; Morolt aber zog sein langes Messer und stieß es ihm in's Herz; darauf nahm er ihn und warf ihn in einen Graben, indem er sagte: „Du wirst nicht mehr verrathen!“ Hierauf schlüpfte er in die Judenthür, zog eine wollene Schaub an, nahm einen Palmzweig¹ auf die Schulter und unter die Achsel eine Krücke; so gieng er auf die Burg. Auf der Burg sah er im Hofe den König Pharo mit seinen Mannen ritterliche Spiele treiben. Einige schossen den Schaft, andre stießen den Stein; so trieben sie vor dem Könige Kurzweil. Auf dem Hofe stand eine breite Linde und darunter wonnesam Gestühle, darauf Niemand sitzen durfte, er wäre denn ein Edelmann. Darauf setzte sich Morolt und stieß seinen Stab in das Gras. Da hieß man den kühnen Degen flugs das Weite suchen; Morolt aber wollte Keinem auch nur einen Fuß breit entweichen. Da kam ein Kämmerer mit fünf Dienern; sie trugen Stöcke und wollten den kühnen Mann schlagen. „Höre, sagte der listige Mann, giebst Du mir einen Schlag, ich gelte Dir's mit der Krücke, daß Du mein bis an den jüngsten Tag gedenkest.“ Pharo lachte darüber und gebot, den Fremden in Ruhe zu lassen; er habe an seinen Geberden erkannt, daß er von hoher Art geboren sei. Der König Pharo gieng nun in die Kirche² mit großem Gefolge; nach ihm kam die Königin: das war wahrlich Salme, die schöne Frau. Drei Schaaren Jungfrauen folgten ihr. Sie giengen barhäuptig; aber ihr Gebände war ein mit Edelsteinen gezielter Vort. Als die Königin an dem Gestühle vorüber schritt, sprang Morolt auf; sie aber neigte ihm sittiglich. Die Messe war beendet und König und Königin kamen zurück. Auch Morolt erhob sich und schritt zur Stiege hin, über welche die Königin hinauf mußte. „Willkommen, Fremdling! sagte die Königin; sage mir, alter Knabe, wannen kommst Du her zu Lande?“ „Ich komme, hehre Königin, über See, erwiderte er; auf Gnade kam ich zu Dir, Du sollst mir eine Gabe geben.“ „Willst Du hier bei mir bleiben, sagte sie darauf, so gebe ich Dir Wein und Brot so lange Du oder ich leben.“ „Nein, sagte er,

¹ Zeichen des Pilgers. ² Moschee.

ich bin ein sündiger Mann, ich darf nirgends bleiben. Bierzehn Nacht will ich hier ruhen; die Weise gieb mir Speise, schöne Frau." Da sprach die hehre Königin: „Kamest Du je nach Jerusalem? Sahest Du jemals Salmann und Morolt, seinen Bruder, den treuen Dienstmann?" „Ja, hehre Königin," erwiderte er, ich war da selbst; ich sah dort den König Salmann und Morolten, seinen Bruder, in großer Trauer. Die Königin war plötzlich gestorben und in einen Steinsarg begraben worden; aber der übele Teufel kam und führte sie mit sich heim." Die Frau lachte dessen. Sie nahm ihn bei der Hand und befahl ihn ihrem Kämmerer. „Sorge wohl für den Fremdling, sagte sie; er ist ein müder Pilger; schaffe, daß der klare Wein diese Nacht zu seinem Haupte stehe."

XII.

Morolt trug an seinem Leibe eine gute Brünne von Stahl; das gewahrte eine Herzogin, als man dem Könige die Tische richtete. Da man die Tische aufhub, gieng die Herzogin vor ihre Frau und sagte ihr heimlich, daß der Pilger eine gute Stahlbrünne trage. „Bring mir doch den fremden Mann, wannen er kommen sei; er saget Dir's recht, ist er frei von Schalkheit." Die Jungfrau gieng zu Morolte: „Wohlauf, Fremdling, Du sollst schnell in das Gemach meiner Frau kommen. Wannen fährst Du über See? Du sollst der hehren Königin fremde Mähre sagen; meine Frau hört sie gern." „Schöne Jungfrau, sprach der listige Mann, laß mich ruhen, bis der Tag kam; hört die Königin gern fremde Mähre, deren will ich ihr dann genug sagen." „Nein, jetzt mußt Du mit mir gehn," erwiderte sie. Da hatte er Angst für sein Leben; er begann Salme, das böse Weib, sehr zu fürchten. So übergieng er das Gebot. Die Maid ließ ihn sitzen und sagte den Bescheid der schönen Frau. „So laß den alten fremden Mann ruhen!" erwiderte sie.

XIII.

Am andern Morgen bereitete sich König Pharo zur Jagd. Als er fort war, gieng Morolt zur Königin. Also sprach er:

„Treibst Du keiner Art Spiel? Mir ist Gutes noth: ich setze Dir mein Haupt gegen Dein liches Gold.“ Sie war es zufrieden und ließ alsbald ein gut Schachbrett herbei tragen, das wohl mit Gold geziert war. Weiß und roth waren die Steine. Sie wählte ihn in Noth zu bringen. „Zeuch an, Fremdling, rief sie; Du kannst es nicht wehren, ich gewinne Dir Dein Haupt ab.“ „Was sehest Du gegen mein Haupt?“ „Drei Mark Goldes seien das Gegenwedde,“ sagte die Königin. „Rein, Herrin, sagte er, setze mir das schönste Mägdlein.“ Die Frau lachte: „Was willst Du mit der Maid anfangen, wenn Du das Spiel gewinnst?“ „Das will ich Dir gern sagen, erwiderte der listige Mann; gewinne ich das Spiel, so muß sie mir meine Tasche tragen.“ Die Frau begann zu lachen. „Du bist ein höfischer alter Mann, sagte sie. Nun betrachte sie Dir alle: Welche Dir am besten gefällt, die soll Gegenwedde sein.“ Da zeigte er auf die, die der Königin zunächst saß. „Würde mir die Maid, edle Königin, um die wagte ich mein Haupt.“ Die Jungfrau begann zu lachen. „Daran wärest Du doch betrogen, sprach sie. König Pharo ist mein Bruder: ob Du auch das Spiel gewönnest, Du müßtest doch verloren haben.“ Da sprach der listige Mann: „Schöne Jungfrau, wenn Du mir nicht zum Gegenpfande gesetzt wirst, so spiele ich nicht.“ Als er das gesagt hatte, saß auch die Maid an seiner Seite. „Nun zeuch an, Pilgrim, sagte sie, ich hoffe Dich vor dem Truge der Königin zu beschützen.“ Da bot ihm die Frau Schach, aber Morolt konnte sich hüten; seine List war groß. Er ließ die Königin auf dem Brette vorgehn. „Was hilfst Dir Deine Kunst? sagte die Königin, Dein Haupt ist wirklich mein. Durch Deine Thorheit hast Du Dein Leben verloren.“ „Gewinnest Du mir das Haupt ab, das steht an Deiner Kunst. Ich war in manchem Lande, aber nirgends fand ich meinen Meister im Spiele.“ Einen Alten hub er auf und stellte ihn vor den König. „Was hilfst Dir Deine Kunst, sagte sie, Dein Haupt ist doch mein! Das heiße ich Dir abschlagen, das sage ich Dir in Wahrheit. Mit dem Zuge wärest Du zu schnell. Sieh, mit einem Ritter biete ich Dir Schach und Matt.“ Der Aede lachte Morolt. „Rein Haupt wird gelebt, sagte er;

wir sollen die Stätte wechseln.“ Mit List bat Morolt die Frau herüber sitzen. Jetzt erst sah er ihr durch die Hand, die er einst mit Golbe durchbrannt hatte, als die Sonne durch den Handschuh leuchtete; jetzt erst erkannte er sie recht, und er schlug ihr sogleich noch einen Stein. Er hatte ein rothgoldnes Kinglein mit über das Meer gebracht, darein war mit großer Kunst eine Nachtigal verwürkt. Den Ring stieß er an die Hand, und sofort sang die Nachtigal, daß es süß erklang. Die Frau sah nach dem Ringe hin und verlor so Ritter und Feinden. Mit Freuden saß sie und vergaß der Steine und des Spieles. So gewann Morolt: seine Kurzweil ward der Königin zu viel. „Frau, sagte er, nun habe ich mich erwehrt und mein Haupt mir erhalten.“ Er hub an und sang; damit beraubte er die Königin schnell ihrer Freude. „Wo lernstest Du so wonnesamen Sang? fragte sie. Ich hörte ihn einst an meinem Tische. Du mahnst mich großer Ehren: von denen muß ich nun geschieden sein.“ „Edele Königin, sprach er, ich war einst der Spielmann Stolzelin und nahm Gut um Ehre;¹ aber um Gotteswillen habe ich mich des abgethan. Lange waltete ich über See, über Berge und durch Thäler; kein Land barg sich vor mir, mochte es breit oder schmal sein. Da kam ich zu Geisat² in die Stadt, da die Sonne ihren Stuhl hat; in das Land zu Indian: da lernte ich diese Weise. Seit hörte ich sie nur noch in der Stadt Jerusalem, da sang sie Herzog Morolt vor dem Könige Salmann, denn der war ein höfischer Mann.“ Da sprach die schöne Frau: „Schweig! Du bist Morolt, König Salmanns Mann. Kommt König Pharo heim, so muß es Dir an das Leben gehn.“ „Des Du mich zeigest, sprach er, das widerspreche ich. Sieh, da ich Morolten sah, war ihm kaum der Bart entsprungen: nun schaue, wie graue Haare ich habe.“ „Du bist Morolt, Salmanns Mann, sagte die schöne Frau. Du branntest mich, das thut mir

¹ Lohn für Lob. ² In einer Zusatztrophe der Gudrun heißt der Ort, wo die Sonne untergeht, Guftrat. Beide Namen harren noch genügender Deutung. In dem angels. Gespräch Saturn und Salomon fragt Saturn: wie heißt die Burg, da die Sonne am Morgen aufgeht? Salomon antwortet: Jajaca. Den Ort, wo sie niedergeht, nennt er Garita.

wieh. Ich gebe Dir mein Wort, Du siehest Jerusalem nie mehr." Als Morolt dieß hörte, warf er die Judenhaut ab. Sein Haar war kraus und sah. „Edele Königin, rief er, nun schaue Morolt! Muß es mir an das Leben gehn, so thu' ich Dir leides, was ich kann. Ja, du ungetreues Weib, ich bin manchen harten Weg nach Dir gewallet. Des laß mich, Frau, genießen. Versprich mir stäten Frieden, bis es morgen Tag wird: ich bitte Dich nicht um längern Frieden.“ „Schweig! sprach die schöne Frau. Du bist ein also listiger Mann, und schloße Einer tausend Schösser vor, man könnte Dich nicht behalten.“ Morolt ließ jedoch nicht ab, bis sie ihm stäten Frieden verprieß bis zum nächsten Morgen. Durch großes Flehen erlangte er dieß.

XIV.

Da die Sonne zu Gnaden (zur Ruhe) gehn sollte, gieng Morolt vor die Frau und bat sie, daß sie ihn mit einem ihrer Kämmerer an den See gehn ließe. Wer morgen den Mittag erlebe, der habe die größte Kurzweil.¹ Er wolle dem Kothre seine Sünde klagen, da er hier keinen Pfaffen haben möge. „Deine List hilft Dir nicht, sagte sie; Du mußt hier Dein Leben lassen.“ Damit nahm sie den Degen und übergab ihn zwölf Heiden. „Hütet sein, sagte sie; entrinnet er, es geht euch an das Leben!“ Sie führten ihn also in eine Kemenate, und mit ihnen gieng die Königin. Da saßen sie zu einander und hatten viel Rede zusammen. Ein Kämmerer bat die Königin zur Ruhe zu gehn und setzte ihr sein Haupt zu Pfande, daß er nicht entrinne sollte. So gieng die Königin hin und ließ Morolt hier sitzen. Da saß er denn und erzählte ihnen Nöhre, bis sie zu schlafem anfieng. Da begann Morolt zu husten und leuchte das Licht dadurch. Ein Heide fragte sogleich, warum er das gethan habe? „Es geschah ohne meine Schuld, erwiderte er. Geiß ein anderes Licht her bringen, wir sollen noch Kurzweil haben.“ Er das Licht gebracht ward, übte Morolt List. Neben ihm stund ein Goldbecher, darein schenkte er einen betäubenden Trank aus seinem Gläschlein. Als das Licht

¹ Durch seine Hinrichtung.

lam, sagte er: „Dürstet euch nicht, ihr Herren? Trinkt diesen Wein; er ist aus Cypern, den ließ mir die Königin. Mir mag ja doch nichts zu Etatten kommen gegen die Frau; ihr vernahmt das wohl.“ Er gab ihnen den Becher: sie tranken und sanken auf die Bank nieder bis auf einen, der hielt den Becher in der Hand und sah die andern an. „Warum legt ihr euch schlafen? fragte er; entrinnet uns der Christ, es geht uns allen an das Leben.“ „Sie wollen mich versuchen, erwiderte Morolt, ob ich etwa von hinnen gehe. Nun, der Wein bleibt Dir allein jetzt; wenn Du ihn trinkst, soll der Becher Dein eigen sein.“ Der Heide trank und fiel ebenfalls nieder; Morolt aber nahm eine Schere und schnitt allen Zwölfen das Haar ab.¹ — Darauf gieng er zur Burghofe und bat den Pförtner, daß er öffne; er müsse auf die See, um für die Königin zu fischen. Der Pförtner weigerte die Oeffnung vor Tage; die Königin selbst habe es ihm verboten. Da sagte der listige Mann: „Willst Du hienacht erkennen, was Dich im Leben treffen wird, das will ich Dir an den Sternen zeigen.“ Darauf hin war der Pförtner willig, das Thor zu öffnen; er nahm den Schlüssel und gieng gen der Pforte, Morolt aber hub einen Stein auf und schlug ihm das Herz im Leibe entzwei. Sofort ergriff er den Schlüssel, öffnete das Thor und gieng zum Meere, wo er sein Schifflein fand. Schon schwebte er auf dem wilden See, als es Tag ward und die Königin erwachte. Als sie vernahm, was geschehen und daß Morolt entronnen sei, eilte sie an die Thinnen. Sie erblickte ihn in der Ferne und begann zu weinen. „Nun sehet dort, ihr Helden, sprach sie: bringet Ihr mir den Mann zurück, dreißig Mark Goldes sollt Ihr von mir zu Lohne haben!“ Vor Leide saß sie auf die Erde nieder und war traurig.² Ich kann Euch nicht mehr sagen: seine List hatte ihn aus großer Gefahr befreit.

XV.

Da giengen fünfzig Heiden auf die Schiffe. Der Herzog Marfilian eilte nach Morolte auf das Meer. Ob Morolt des

¹ Zum Hohn. Vergl. Band I. S. 143 unten. (II. Sam. 10, 4.) ² S. 292, 20. 293, 30.

gewahr ward, waren sie ihm nahe gekommen: Da ruderte der listige Mann sein Schifflein zum Strande. Er barg ein Gläslein unter seinem Kleide und gieng aus dem Schiffe. „Nun hat der Teufel alles Gesträuche geholt, sagte er, das um das Wasser sein sollte.“ Die Heiden eilten ihm nach; er konnte sich nicht verbergen. Sie ergriffen ihn und banden ihn so hart, daß ihm das Blut zu den Nägeln heraus rann. Inzwischen ward es Abend, und zwölf Heiden stunden bei dem Gebundenen Wache bis zum ersten Schläfe; da sagte Morolt: „Manches Land lernte ich kennen; wolltet Ihr mir die Bande lösen, so wollte ich Euch fremde Mährer sagen, was ich in der Heidenchaft für Mühsale ertragen habe.“ Da lösten sie ihm die Bande und er erzählte, bis sie zu dürsten begannen. Da zog er eine Flasche hervor und setzte sie an den Mund. Er übte List; kein Tropfen kam durch seine Kehle. „Dürstet euch etwa, ihr Herren, sagte er, so trinket hie nach Luft; nie trancket ihr besseren Trank.“ Sie tranken und sanken darauf zu Boden. Dem, der ihn früher so fest band, schlug Morolt mit seinem Schwerte das Haupt ab. „Das sei Dein Lohn, sagte er, Deine Kleider aber will ich selbst tragen!“ Er nahm darauf die Schläfer bei dem Haare und zog sie fern in ein Thal. Er raufte sie so, daß sie kahl wurden. Sein Schifflein ruderte er auf dem Meere zur Burg hin und gieng in des Kämmerers Kleidern an das Thor. Sein Haar war kraus und kahl und er glich dem Kämmerer gänzlich. „Ich komme über die wilde See, rief er in die Burg hinein. Morolt ist gefangen, das will ich der Königin ansagen.“ Er ward eingelassen und König nebst Königin empfing ihn: „Nun sage uns von dem listigen Manne!“ rief man ihm zu. „Er kann nimmer von dannen kommen, sagte er; ich fieng ihn auf dem Meere und band ihn so, daß er laut aufschrie; Ihr dürft nicht mehr in Sorgen stehn.“ „So wollen wir uns schlafen legen,“ sagten sie, und Morolt der Degen hieß die Betten bereiten. Pharo und die Königin giengen zu Bette; Morolt, Salmanns Mann, aber schaltete als Kämmerer, denn man erkannte ihn nicht. Er nahm einen Becher, kniete vor König und Königin hin und tränkte beide. Da er dieß gethan hatte, gieng er zu seinem Schifflein.

In die Burg hinein erklang es laut; denn Morolt sang auf dem See, daß die Burg davon wiederhallte.

Als Pharo die Stimme vernahm, gieng er an die Finne. „Nun warte, Morolt, stolzer Degen, rief er, daß Dich die Königin sehen mag.“ „Ich mag nicht länger warten, antwortete der listige Mann. Was willst Du, hehrer König, Salmanne, meinem Bruder entbieten? Ich will gen Jerusalem fahren. Bald kommt Dir Salmann und sein Heer.“ Morolt wollte von dannen fahren, aber Pharo wußte das zu hindern. Da er sich umstellte sah, ähte er neue List und sentte sich vor ihren Augen nieder auf den Grund des Meeres. Durch ein Rohr, das in das Schiff gieng, erhielt Morolt Luft; das hatte er aus starkem Leder gefertigt. Oben hielt es eine Schaur, das Wasser aber ließ das Rohr nicht abbrechen. So barg er sich vierzehn Tage lang auf dem Grunde. Anders möchte er nicht davon gekommen sein; denn die Heiden rriethen ihm an das Leben. So wallete er sechs und dreißig Tage; seit trugen ihn die Wellen in den Hafen zu Jerusalem.

XVI.

Von wannen er ausgefahren war, dahin kehrte der hehre Degen zurück und er hub sich schnell gegen die Burg zu Jerusalem. Da sahen ihn Salmann und seine Mannen, aber Niemand erkannte ihn. Der Held gewann deshalb trübe Augen. Der König wollte von dannen gehn, aber Morolt bat ihn, noch zu verweilen. „König, begann er, ich hörte immer sagen, Dir liebten fremde Wähe: die Linn ich Dir künden. Wir sind alle Lande kund von der Elbe bis an den Termunt¹ und von dannen über See; ich bin aus Abenteuer her nach Jerusalem gefahren.“ Salmann nahm ihn bei der Hand und führte ihn an eine Finne von Marmelstein. Da begann ihm Morolt Abenteuer zu sagen. Als er zu reden anhub, lam dem Könige ein Jammer. „Du magst mich Moroltes, sprach er, der war ein so tugendbeher Mann! Ich sandte ihn über das Meer um mein viel schönes Weib: der hat in der Heidenchaft sein junges Leben verloren.“

¹ Termunt (Termontum): a) Nordwind, b) Nordsee, Ostsee.

„König, sagte er, das ist leider wahr! Ich selbst habe ihn begraben, denn er war mein Wallebruder, das sage ich Dir in Wahrheit.“ Salmann begann zu weinen. „Nun sage mir, wahlender Mann, wo hast Du ihn begraben in der Eidenschaft? Ich will ihn hier zu Jerusalem bestatten, oder es muß mir an das Leben gehn. Was soll mir Krone und Reich? Weltliche Ehre und Armut gelten mir nun gleich!“ Da Morolt ersah, daß er aus Treue also klagte, da sprach er: „Ich bin es, Morolt! Dieser Deiner Klage wegen will ich Dir immer hold sein! Willst Du Dein schönes Weib wieder gewinnen, so mußt Du Dein Leben wagen.“

Da hatte er Freude und Leid, und aus Freude küßte er den kühnen Held. „Nun will ich nicht mehr trauern, sagte er, da ich Dich gesund wieder habe. Nun gewinnen wir auch bald die Königinn durch Deine List!“ Wiederum sprach Salmann: „Nun rathe, wie wir das schöne Weib gewinnen!“ „Das laun ich Dir wohl sagen, antwortete er, wenn Du jetzt nur meinem Rathe folgen willst. Heiß Deine Kammer aufschließen und gib den Herren das Gold so roth; wohin ich das Banner wende, dahin folgen sie mir.“ Salmann ward der Rede froh und schloß die Kammer auf. Er hieß seinen Schatz dar tragen und das edle Gefolge: alles gab man den Helden. „Jetzt, König, hast Du recht gethan, sagte Morolt. Dein Silber und Dein Gold, das weiset manchen Helden in den grimmen Tod. Die Kiele bereite man an dem Gefilde, die die Reife tragen sollten: darauf giengen die löblichen Helden. Derer führte er zehn Tausend über das Meer.“

XVII.

Da sie zu dem Gefilde kamen, da bot sie Morolt zu weilen. Also sprach da der listige Mann: „Nun sollst Du, König Salmann, Dich an meinen Rath lassen! König, ich höre immer, Du hättest viel Verstand; des hättest Du nie nöthiger.“ Morolt, der löbliche Held, nahm das Banner in die Hand. Er leitete das Heer den schmalen Steig hian, den er um das ungetrene Weib

oft gewandelt war. Vor einem finstern Walde schuf er dem Herte Herberge. „Der Burg sind wir nahe: sieh, dahinauf sollst Du gehn, Salmann, lieber Bruder!“ Da sprach König Salmann: „Was habe ich Dir gethan, daß Du mich in den Tod sendest? Habe ich Deinen Jorn verdient, das vergieh mir, Held!“ „Es muß also ergehn, sprach der listige Mann; Salme ist Dir wohl so lieb; gienge es Dir dort an Dein Haupt, Du liebest es aus Liebe nicht!“ Er legte ihm eine gute Brünne unter sein Gewand an und gab ihm ein gutes Stabschwert: damit war der reiche König wohl versehen. Er setzte ihm auf eine gute Schaub, darin ein Stahlhut verwürkt war: der half dem Könige vor manchem Heiden, daß er nicht umkam. Er gab ihm unter den Mantel ein kleines Horn: „Wenn Du das bläsest, so komme ich Dir zu Hülfe mit sechen tausend Deiner Mannen.“ Morolt der Held führte den König vor den Wald, wo er die Burg sah. „Darauf ist König Pharo mit manchem heidnischen Mann!“ „Weise mich besser gegen die Burg,“ sagte der König. Morolt jürnte ob dieser Rede. „Wohin thatest Du Deinen Sinn? sprach er; ich lag auf der Burg gefangen; nur mit Mühe entran ich. Führen Deine Helden über den See zurück, es mühte uns an das Leben gehn.“ Salmann schritt fürbass, doch lauschte er gar oft, ob er ihn nicht stille sehn hieße. Da sprach der listige Mann: „Du mußt allein zu der Burg gehn und sollst das Horn wohl bewahren; ich verlor durch Deine Frau beinahe mein Leben. Dir kann nichts übles begegnen. Der Heide giebt Dir kein Urtheil, Du mußt es selbst über Dich geben: damit sollen wir ihm Leib und Leben abgewinnen. Urtheile Dich vor den finstern Wald: da helfen Dir Deine Dienstmannen. Deine Ehre muß vor sich gehn: Pharo und all die Seinen müssen das Leben verlieren. Deine Schönheit, Salmann, mag sich nicht beugen: daher leugne nicht lange, wenn Dir Deine Ehre lieb ward.“

XVIII.

Morolt gieng in den Wald zurück, Salmanns Gedanken aber schwannten hin und her. Er blieb auf der weiten Ebene sehn und wachte nicht, ob er nicht umkehren sollte. Als er

die Burg betrat, ward er von der schönen Maid wohl empfangen. Pharen Schwester sprach: „Fremdling, sei willkommen! Dein Antlitz ist so wonnesam: wolltest Du bei mir bleiben, ich gäbe Dir Wein und Brot, daß Dich nur unser eines Tod davon schiebe.“ Er entgegnete jedoch: „Ich bin ein sündiger Mann und darf an keiner Stätte weilen. Das ist mir zur Buße gegeben, und so muß ich wallen, so lange ich lebe.“ „Warum mußt Du solches thun?“ fragte sie. „Hier magst Du billig ruhen.“ „Rein, edle Königin, sagte er, ich erschlug meinen Bruder, deshalb muß ich immer traurig sein.“ Da sprach die wonnesame Maid: „Das bedaure ich. Daß geizte Dir ein Weib, als daß Du Deinen schönen Leib verderben willst.“ Die Maid gieng sogleich zu ihrer Frau. „O weh, Herrin!“ sprach sie, „uns ist der allerschönste Pilgrim auf den Hof gekommen. Er ist der schönste Mann, den je eine Frau gewann. Wahrlich, ihm brennen die Augen in seinem Haupte gleich einem wilden Falken.“ Da sprach die schöne Frau: „Wehe Dir! Morolt, Salmanns Mann, hat ihn über die See gesendet. Auf meine Treue, es muß ihm an das Haupt gehn!“ Da sprach die holde Jungfrau: „Weh mir, daß ich es gesagt habe! Aber ich will ihn selbst mahnen, sofort den Hof zu verlassen, so lieb ihm sein Leben sei.“ Da die Königin erfaß, daß sie des Mannes wegen beunruhigt war, sprach sie: „Du bleibst hier! — Nun, ich will den schönen Pilgrim doch auch selbst schauen.“ Sie sandte eine Magd hin nach dem Fremdling. Als sie ihn erblickte, nun sollt Ihr hören, wie das ungetreue Weib sprach: „Sei willkommen, Salmann!“ sprach sie. „Mir ist wahrlich leid, daß Morolt uns entrann; daß man den Degen, als man ihn gefangen hatte, nicht an den Galgen hing.“ „Das spricht Deine Untrene, sagte darauf Salmann. Ihm war immer meine Ehre lieb. Aber ich gebe Dir meine Treue: wirst Du nicht mein Weib, so nimm Dir Morolt das Leben.“ „Deiner Minne begehrte ich nicht; Pharo ist mir dreimal so lieb: bei dem will ich immer sein. Ich traue keiner Gnade, er richte mir über Dein Haupt.“ „Frau, sprach er da, laß mich von hinnen fahren, ich will Dich vor Morolt beschirmen, daß er nimmer über See komme; des gebe ich Dir, edle Königin,

meine Treue.“ „Das dünkte Dich wohl gut gethan, sprach sie, daß ich Dich gesund von hinnen ließe? Du mußt mir einen Aft zieren! Morolt und all Dein Gefinde, die müssen Dir fremde werden!“ Man führte den tugendhaften Mann in eine Klenode hinter einen Umhang. Da stand der weise König: die Weile dünkte ihn gar lang. Als der König Pharo auf den Hof ritt, da geschah ihr Freude ohne Leid. Wie bald gieng sie ihm entgegen! Mit ihren weißen Armen umfieng sie den Heiden. Das sah er durch den Umhang. Er sprach: „Gott, bei Deiner Tugend, wie große Untreue ist an der Königin!“

XIX.

Man richtete dem Könige Pharo den Tisch, wie seinem Adel wohl gezieme. Er saß zu Tische und zu ihm saß mit Nichten die schöne Königin. Sie vergaß nicht Salmanns. Sie sprach: „Mein lieber Herr, und ist der allerschönste Pilgrim auf den Hof gekommen. Er ist der schönste Mann, den je auf der Welt eine Frau gewann. Wär' es der König von Jerusalem, — sage, lieber Herr, wie soll es ihm hier ergehn?“ Da sprach der heidnische Mann: „Salmann mag nicht her gehn; wäre es aber der König von Jerusalem, gäbe er mir schöne Antwort, ich schicke ihn wieder über See.“ Da sprach die hehre Königin: „Läßest Du ihn über See fahren, — Du kennest seine List nicht, — er rath' Dir an Dein Haupt. Du sollst setzen, es geschieht! Dort hinter dem Umhange steht er. Es hilft nichts, er muß jetzt her vor Dich gehn. Mache es mit ihm wie Du willst: ich bin Deinem Willen gefolgt.“ Da sprang die edle Maid schnell auf von ihrem Sitz. „Ach, mein lieber Bruder, sprach sie, nun sage, wie soll es ihm ergehn? Ihn hat sein ehlich Weib verrathen. Willst Du Dein Leben behalten, Du sollst ihn des genicken lassen, daß Du ihm ohne Schuld so viel zu Leide gethan hast.“ Darauf sprach der Heide: „Ich habe ihm nichts zu Leide gethan: ich will die Königin mir haben so lange ich leben mag, des geb' ich Dir meine Treue.“ Die Maid nahm da ein Trinkfaß und brachte es dem Könige Salmann. „Nun trink, edler Fürß, sprach sie. Dich hat Dein ehlich Weib, nach der Du her über das Meer larnest, verrathen.“

Als König Salmann getrunken hatte, gab er ihr den Becher zurück in die Hand. „Hätte ich Dich zu Jerusalem, sagte er, ich spräche es auf meine Kreuze, Du müßtest bei mir bleiben.“ Da sprach die löbliche Jungfrau: „Wäre es mit Minne also gethan, daß ich mit Dir über See sollte, Du dünkest mich so tugendhaft, ich wollte mich wohl mit Dir begeh'n. Aber ich fürchte, daß ich Dir schade: man beobachtet uns. Du sollst vor meinen Bruder geh'n: dem gieb schöne Antwort, so sendet er Dich wieder über See.“ „Wie möcht' ich ihm schöne Antwort geben?“ erwiderte Salmann. Er nähme mir gern mein Leben, auch nahm er mir Salme, meine schöne Frau: sein Haupt soll billig mein sein.“ Salmann gewan eines Löwen Ruth; er trat vor König Pharen. „Pharo, Du ungetreuer Mann, rief er, was hast Du zu Jerusalem mir der großen Leide gethan! Du nahmest mir mein schönes Weib; ich sollte Dich getödtet haben.“ Das war dem Heiden ein Spott; er sprach: „Reicher König Salmann, die Rede vergebe ich Dir. Du weißt wohl, daß ich manchen Feld verloren habe und daß mich Deine Hand sieng und ich zu Jerusalem drei Jahr in Deinen Banden lag. Da löste mich Salme, Dein Weib. Um die willst Du Dein Leben verlieren? Das ist mir inniglich leid. O weh, König Salmann, was fuhrest Du über die breite See!“ Das hatte ich Dir gethan, sprach darauf Salmann, daß Du mit mir einen Streit anhubst um die edle Königin? Ich sollte Dir Dein Leben genommen haben!“ Da sprach der heidnische Mann: „Nun sage mir, König Salmann: Hättest Du mich, so wie ich Dich habe, auf Deine Kreuze: wie sollte es mir ergehn?“ „Das will ich Dir zu Recht sagen: Wenn es morgen tagen begänne, hieße ich meine Mannen einen Galgen bereiten, daran wollte ich Dich hängen.“ „Das Urtheil, sprach der heidnische Mann, hast Du über Dich gethan. Wenn es morgen taget, bereitet man Dir den Galgen, das will ich Dir fürwahr sagen.“ Pharo hieß zwei eiserne Fesseln her tragen: darein wollte er den reichen König schließen. Da das die Jungfrau sah, war es ihr schmerzlich leid; daß man ihm das Leben nehmen wollte, das erbarmte sehr die junge Königin. Schnell trat sie vor ihren Bruder: „Wir haben manchen Tag gelebet, ohne

daß ich Dich um etwas bat: nun gib mir den edlen König diese einzige Nacht, daß er nicht in Banden sei. Mir thut der Jammer so weh. Lasse ich ihn über das Meer, lieber Bruder; so traue mir niemals wieder!“ „Wie wolltest du ihn bewahren? sagte der König. Morolt entrann als es tagen wollte. Entränne er uns von hinnen, wir verwänden es nimmermehr.“ „Mein Haupt, reicher König, setze ich Dir zu Pfande: Lasse ich ihn über den See, so heiß mir mein Haupt abschlagen; ich bitte Dich gewiß nicht um Schonung.“ „So begehre ich keines Pfandes weiter, sagte Pharo. Läßest Du ihn aber entinnen, das Haupt heiße ich Dir abschlagen, magst Du auch meine Schwester sein, des gebe ich Dir meine Treue.“

XX.

Die Jungfrau erhob sich da sogleich und warf die Fesseln an die Wand. „Wohlauf, König Salmann, mein Haupt habe ich zum Pfande für Dich gesetzt!“ Da sprach König Salmann: „Schöne Jungfrau, eh ich Dich in der Noth liebe, bei meiner Königskrone, ich läge eher bei Dir todt!“ Sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn in eine Kemenate, da Wunders viel angeschrieben war. Da ward dem reichen Könige die Nacht schön vertrieben. Sie berief einen Spielmann mit seiner Harfe her und gab ihm einen schönen Mantel: „Nun diene dem edlen Könige nur diese einzige Nacht. Ich will auch selbst bei euch sein,“ sagte die junge Königin. Auf eine Matte saß sie nieder; sie tröstete ihn wohl mit Fleiße, bis er seiner Sorgen gar vergaß. Dem Spielmann nahm er die Harfe; viel leiße schlug er daran; er gedachte an seinen Vater, der vor der alten Troja erdachte das Saitenspiel so fein. Die Finger giengen ihm rasch; des nahm die Jungfrau eifrig wahr. „Du bist ein also höfischer Mann, sagte sie; und sollte ich immer bei Dir sein, ich wollte mich wohl mit Dir begeh’n.“ Näher zu ihm rückte die Jungfrau und raunte ihm in sein Ohr: „Sage mir, König Salmann, auf Deine rechte Treue: möchtest Du etwa fort von hier? Willst Du über See fahren, so heiße ich die Helden schlafen geh’n. Ich bin meinem Bruder also lieb, ich weiß es wohl, auf meine Treue! er nimmt mir das Leben nicht.“ „Jungfrau, sagte

Salmann, was sollte mir das Leben, müßte ich meine Seele darum geben? Ich will bei Dir hier bleiben die Nacht bis an den Morgen, wie mir's auch darum ergehen soll.“ „So kann ich Dir nicht helfen, sprach die Maid. Morgen früh kommt das Volk, und das Leben ist Dir abgesprochen. Du mußt mich immer reuen, Du bist ein so schöner Held.“ „Ich hoffe, meine Engel lassen mich nicht, sagte da Salmann. Aber schweig, deine Thränen thun mir weh. Komme ich jemals aus dieser Noth, ich danke Dir's, hehre Königin.“ — Damit nahm die Rede ein Ende. Von dem Tage begann es zu lichten, und König Pharo erwachte: da führte man hin zum Walde den König von Jerusalem. Als die Jungfrau das sah, ward ihr Jammer groß. „Wehe Dir, mein Bruder, rief sie, daß Du ihn um die falsche Königin erlödsten willst!“ Immer schritt sie neben ihm und trocknete ihm den Schweiß ab. „Du bist ein loblicher Fürst, sagte sie; Deine Farbe ist unerblischen: Du bist einer Rose gleich!“

XXI.

Morolt leistete, was er verhiß; seinen Herren verließ er nicht. Als es zu tagen begann, gieng er allein vor den Wald und blickte nach der Burg hin. Als er ihn von ferne her kommen sah, sprach er zu den Seinen: „Wohl auf, ihr löblichen Helden! Kommt nun dem werthen Könige Salmann zu Hülfe! Ihr Helden sollt nicht verzagen; großen Lohn sollt ihr haben. Gedenket nicht an euer Weib noch an eure Kinder, daß der Streit nicht blöde werde.“ Da sprachen die besten unter ihnen: „Held, wir sind unverzagt; wir entweichen nicht um einen Fuß, und sollten wir alle in unserm eigenen Blute ertrinken!“ Da Morolt die Rede vernahm, ward er freudentrich. Er hatte zween Tempelherren mit über See geführt, die nahm jetzt der stolze Degen. Er befohl ihnen eine Esquar: „Nun nehmet mit Eifer wahr, ob mir Gott den Sieg gebe, die gen der Burg hin fliehen, deren laßt leinen leben.“ Dann sprach er: „Herzog Fridrich, durch Deine Tugend bitte ich Dich, Du

¹ Wahrscheinlich ist Herzog Fridrich von Schwaben, der Sohn Kaiser Friedrich's I., gemeint, der nach des Vaters Tode das Kreuzheer leitete: demnach wäre das Gedicht, wie wir es jetzt haben, nach 1190 gedichtet.

bißt ein löblicher Fürst: um Deines Herren willen führe eine Schaar vor den Wald.“ Sie fuhren ein wenig vorwärts. „Ich rathe Euch, sprach Morolt, bindet eure lichten Helme auf. Auf meine Treue, es geht nicht ohne Arbeit hin. Sie stiegen von den Rossen und banden die Helme auf. „Morolt, tugendhafter Mann, sprachen sie, nun säume Dich nicht lange; hilf dem Könige Salmann!“ „Das mag noch nicht geschehen, antwortete er. Wir wollen nun recht besehen, was sie mit ihm beginnen wollen. Pharo und alle die Seinen müssen das Leben verlieren!“

XXII.

Die Heidenchaft lag unterm Salgen. Salmann pflegte guter Lüste. „Durch Deine beste Jugend, sprach er, hilf mir, hehre Königin, daß ich hie dreimal mein Horn blasen dürfe. Das soll meine Urkunde sein, daß Sanct Michael meine Seele empfahe.¹ Du weißt, Herrin, kein Fürst stirbt also, man soll ihn dreimal blasen lassen. Das vernimmt das Volk der Engel, sie lassen die Seele nicht verderben.“ Da sprach die schöne Frau: „Schweig, König Salmann, den Rath hat Dir Morolt gegeben!“ Sie sprach zu Pharen: „Bliese er hier sein Horn, wir wären alle verloren! Heiß gen den Wald dort spähen: wie es der König füge, ihm kommen seine Mannen zu Hülfe.“ Ueber diese Rede zürnte Pharo. „König, sprach er, nimm Dein Horn; thust du es gern, so blas mehr als zehnmal. Und kämen Dir Deine Mannen zu Hülfe, Du mußt doch Dein Leben verlieren.“ Salmann ward der Rede froh und zog aus dem Gewande das Horn hervor. Er setzte das Horn an den Mund. Seine Helden vernahmen es sofort. Seine Elavenie² warf er an das Gras und nahm seine Krücke, die er auf der Burg nicht vergessen hatte. Da das die Königin sah, sprach sie: „Eage, König Salmann, was soll Dir die Krücke in der Hand? Das hast Du aus Falschheit githan!“ „Schöne

¹ St. Michael geleitet die Ersten gefallener Heiden in den Himmel nach dem Standen des Mittelalters. ² Mantel aus grobem Bollenzeuge, Pilgermantel; *occlavinia*, ital. *occlavina*, franz. *occlavine*, eigentlich *Elaven-* oder *Elavenkleid*.

Frau, erwiderte ihr König Salmann, ich führe sie mit mir über See; man soll sie mit mir hängen, sie kommt nimmermehr von mir!“

XXIII.

Morolt hatte drei Schaaren gemacht. Die eine war schwarz, die andere weiß wie der Schnee, die dritte bleich: die führte Morolt der hehre Degen. Die Jungfrau blickte nach dem Walde hin. „Salmann, tugendreicher Mann, ein Heer kommt dort in schwarzer Bat, ihre Brünnen leuchten von Golde, wenn ihnen der Wind entgegen wähet. Nun sage, König Salmann, wie ist Dein Michael beschaffen? Ich sehe dort einen Herren traben, sein Leib ist weiß wie ein Harn! — des sollst Du mir die Wahrheit sagen.“ Er sprach: „Siehst Du eine schwarze Schaar, die kommen aus der Hölle; siehst Du eine weiße Schaar, das sind alles Engel, und nehmen meiner Seele wahr. Sie wollen mir zu Hülfe kommen: das mag mir leider nicht helfen, denn ich bin ein sündiger Mann. Den Streit magst Du gern schauen, den sie um die Seele haben werden.“¹ Da sprach die Jungfrau: „Salmann, das mag wohl sein! Du hast Deine Engel über See mit Dir hergeführt aus der Stadt zu Jerusalem. Es sind Deine lieben Dienstmannen, die Dich nicht in Nothen lassen wollen. Das mag Dir, König Salmann, wohl zu Statten kommen.“ Salmann gab ihr seine Treue: „Jungfrau, sagte er, weichet von der Stätte! Edle, hehre Königin, ist es, daß ich hier siege, ich führe Euch gen Jerusalem.“

XXIV.

Er blies zum andern Male sein Horn: da kam ihm manch auserkorener Ritter. Als die Salme ersah, begann sie heiß zu weinen. Gern mögt Ihr hören, wie sie sprach. „Dort wähet der Wind ein Zeichen (Zahne) her, das führt Morolt, des Teufels Kind. Wird er mein anständig, ich muß mein Leben verloren haben.“ Da sprach Pharo, der reiche König: „Gehabe Dich wohl,

¹ Grimm's. ² Vergl. Band I. S. 78. Grimms Deutsche Mythologie Z. 796 ff.

minnigliche Frau! Und kämen ihm alle seine Mannen, so ist er doch der erste, der das Leben verlieren muß!" Da Salmann die Rede vernahm, faßte er seine Krücke; daraus zog er ein Stabschwert: damit war der edle König zu seinen Händen wohl gewährt. Das ersahen Pharen Mannen. Da liefen sie den König an. Ein starker Streit ward da erhoben. Von Salmann ward mancher Heide da erschlagen. Salmann der Lühne ward Streites müde. Das gewährte ein Heide: schnell lief er da selbstwölste den König an. Salmann stund in großer Noth. Gils der Heiden tödtete er: da wandte sich Pharo mit seinem scharfen Schwerte gegen ihn. Er gab ihm einen Schlag, daß ihm das Blut zu den Ohren ausschöß. Er fiel nieder auf das Gras. Kam ihm nicht Morolt zu Hülfe, er hätte den Tod an der Hand.¹ Morolt schuf sich Ungemach, bis er das Heer dreimal durchbrach. Er kam dahin geritten, wo er den König Salmann in großen Unkräften fand. Er stieg vom Rosse und half ihm mit der Hand auf. „Wohl auf, König Salmann! Pharo und alle die Seinen müssen das Leben verlieren!" Als das Pharo vernahm, wollte er fliehen. Morolt sprang ihm nach und gab ihm einen Schlag, daß er sonder seinen Dank niederfiel. „Wie nun, heidnischer Mann, rief er; nun gilst Du was Du gethan hast! Du verdirbst nun, und das ungetreue Weib will ich zu Dir henken!" Da das die Königin hörte, sprang sie hinter Salmann. „Salmann, auserwählter Degen, rief sie, durch aller Frauen Ehre friste mir das Leben! Was ich Dir zu Leide gethan habe, das thu ich nimmermehr; des geb' ich Dir meine Treue: ich will mit Dir über See!" Morolt der lobsame Fürst führte den heidnischen Mann vor Salmann und brach ihm die schöne Frau ab der Hand. „Wie nun, ungetreues Weib? Du mußt Dein Leben verlieren!" Er nahm sie bei der Hand, an die andere den Heiden, und gieng mit ihnen zum Galgen. Da schrie die schöne Frau: „Hilf mir, König Salmann; Pharo ist einzig schuldig, darum sollst Du ihn henken: sein Zauber hat mir Leid zugefügt!" Da sprach der heidnische Mann: „Schweigt, schöne Frau! Ja, Du ungetreues

¹ Vom Todtenlange hergenommener Ausdrud.

Weib, und kommst Du von hinnen, Du verräthst noch Salmanns Leib!" Da sagte die schöne Frau, „Ich soll Dir sagen, Salmann, mir träumte in dieser Nacht, daß ich in Deinen Armen schlief und daß mir liebets nie geschah. Ein Falke flog mir auf die Hand. Den Traum kann ich wohl deuten: der Falke ist ein Sohn, der nach Dir Dein weites Reich besitzen soll.“ Da sprach Morolt: „Den Traum will ich Dir anders deuten: Es ist eine eigene Wite¹ an einem hohen Galgen: der zweien sollst Du sicher sein!“ Salmann begann zu lachen. „Habe Dir den Heiden, sagte er, laß mir das wunderschöne Weib. Das will ich, edler Degen, immer um Dich verdienen.“ Morolt sprach: Da ist unter zweien Wahl: der Wandel² ist nur das Eine: führest Du sie mit Dir über See, ich gebe Dir des meine Treue, sie schändet uns noch mehr.“ — Morolt gieng den Heiden und entließ die schöne Frau. Man brach die Burg und brannte das Land. Also siegte da mit Ehren Morolt der kühne Held.

XXV.

Da nun König Salmann den Sieg an Pharen gewonnen hatte, sprach er: „Suche die hehre Jungfrau; sie hat mir wohl gebient: ich führe sie nach Jerusalem.“ Morolt gieng nach der Maid. „Wohlauf, edle Jungfrau, mich hat der König von Jerusalem nach Dir gesandt!“ „Morolt, erwiderte sie, auserwählter Degen, hat mein Bruder noch das Leben? Sehe ich ihn jemals lebend wieder?“ Morolt sprach: „Run schweig, edle hehre Jungfrau! Schweig und laß die Aede, ich habe ihm seinen Lohn gereicht. Den Brautschatz hab' ich ihm gegeben: einen hohen Galgen, da er in den Lüften schwebet.“ Die Maid begann zu weinen: „Warum hat der König mir das gethan? Ich bin fortan immer geschmähet: er sollte seinem Weibe so thun, die er über See führen will. Salmne, das ungetreue Weib, verrieth meinen Bruder: Morolt, Dir mag wohl geziemen, Du sollst meinen Bruder wieder von dem Galgen nehmen!“ Er sprach: „Edle Königin, wes Du mich bittest, das soll geschehen.“ Er bestattete ihn wo sein Vater lag mit großen

¹ Gattin. ² Der Erfolg, den sie bietet für ihre Schuld.

Ehren, wie man sie Könige erbiethen mag. Die Maid nahm ihn da bei der Hand und führte ihn in eine Kammer. Da sie die weit aufgeschlossn hatte, leuchtete daraus das Gold und Edelgestein: seine Freude war da sehr groß. Da sprach die schöne Jungfrau: „Morolt, tugendhafter Mann, den Helden, die Du über See führtest, denen giebst reichen Gold, sie verlassen Dich nimmer mehr.“ Morolt begann zu lachen: er winkte seinen Helden sofort und gab ihnen reichen Schatz. Als sie da theilten, hub sich Freude auf der Stätte. Man trug das Gold auf breiten Schilden her. Da sprach ein kühner Ritter: „Morolt, tugendhafter Mann, wollte Gott, Du solltest alle Tage Reise haben!“¹

Seit fuhren sie über den wilden See in die Stadt zu Jerusalem. Wie kaum genas die Königin, da sie von den Heiden gen Jerusalem gefahren war! Die schöne Frau gedachte immer an Pharen, ihren Mann. Für keine Freude hatte sie Sinn, bis ein anderer Heide sie mit Zauber abermals gewann.²

XXVI.

Gen Abers³ kamen Nöhre, nicht gäbe es schönere Frau als König Salmanns Weib. Da sagte König Princian: „Um die wage ich mein Leben. Ich will über See in die Stadt zu Jerusalem fahren. Gewinne ich nicht sie ihm ab, man siehst mich hier zu Abers nimmermehr unter Krone gehn.“ Da fuhr der König Princian selbzwölft über den wilden See; am zwölften Abende kamen sie gen Jerusalem. Als die schöne Frau in die Vesper gehn wollte, — mit ihr gieng König Salmann, — da empfing der reiche König wohl die Fremdlinge. Als die Vesper zu Ende war, gieng Princian vor die Burg. Er sprach: „Gehre Königin, nun reiche mir einen Trunk, so bitte ich Dich um nichts weiter.“ Da

¹ Hieraus folgt ein eingeschobenes Stück, welches erzählt, daß Iold, Pharen Neffe, die Heimfahrt der Helden hindern und das schöne Weib gewinnen will. Da jedoch Salme selbst den Kampf nicht herbeiführt, so erweist sich das Stück als Zusatz. ² Hieraus folgt, wie Pharen Schwester durch Morolt bemogen wird, sich taufen zu lassen, weil er ihr verspricht, sie solle nach dem Tode der Königin Salmanns Gattin werden; offenbar ein Zusatz. ³ Oder Wiers.

hieß die edle Königin ihr einen goldenen Kops¹ reichen; sie bot ihm Princiane, deßhalb mußte sie die Lande räumen. Als der Heide getrunken hatte, warf er einen Fingerring in den Wein. Nach ihm trank die schöne Frau: sogleich begann sie nach dem heidnischen Manne sich zu sehnen. Sie zwang die Hand in das Goldgefäß; das sah Morolt wider ihren Willen. „König, sprach er, was ich gesehen habe, davon gewinnest Du nimmer Ehre, das muß ich Dir in Wahrheit sagen. Es sind nicht rechte Pilgrime: sie werben um Deine Frau; o Salmann, Dein schönes Weib will abermals ihren minniglichen Leib wagen!“ Da sprach König Salmann: „Morolt, laß die Rede! Was zeigest Du die gute Frau? sie will daheim bleiben, des hat sie stäten Muth.“ Da sprach der listige Mann: „König, ich sage Dir, meiner Hülfe wird Dir noth: siehe zu, ob ich sie Dir leiste.“ Damit ging der Geld von dannen. Das Gewerth der Heiden blieb nicht im Verborgenen. Ueber zwölf Wochen gab sie ihnen wieder einen Tag: die Frau stahl sich hinweg, das mag ich Euch fuhrwahr sagen. Die schöne Frau floh mit König Princian über die wilde See. Eh daß sie Morolt wieder gewann, mußte er Mühsal erdulden.

XXVII.

Da gieng der listige Mann vor König Salmann: „Wie nun, edler König? Nun mußt Du selbst nach der Königin über See wallen!“ Salmann begann zu weinen. „Laß Dein Strafen sein, Morolt, tugendhafter Mann, ich selbst will die edle Königin suchen. Bleib Du daheim zu Jerusalem, ich befehle das Land in Deine Hand. Ich will mein Leben wagen und selbst das ungetreue Weib suchen.“ Da Morolt sah, daß ihm so recht leid war, sagte er: „König, willst Du mir Deine Treue geben, ob ich sie her wieder brächte, daß ich ihr ihr Leben nehmen möge?“ Salmann gab ihm des seine Treue. „Gehabe Dich wohl, edler König: ist sie irgend auf der Erde, sie muß her gen Jerusalem. Nun will ich um die Königin erst meine List zeigen; des, König Salmann, gebe ich Dir meine Treue. Zween Ringe stieß er durch die Schenkel, —

¹ Kops.

nie hörtet Ihr größeres Wunder, — den dritten stieß er durch den Naden: ¹ diese Noth litt Morolt um die Königin all den Tag. Ein Kraut nahm er in den Mund, das zerblähte ihn, man hätte ein Haar in ihm gesehen. So gieng er vor König Salmann, der mußte ihn als Meister anerkennen. Seine Augen wurden feucht. Bleib daheim, lieber Bruder; kommst Du so krank auf das Meer, begreifen Dich die Wellen: all die Welt kann Dich nicht erretten.“ Da hub er die Slavanie auf: „Was habe ich an meinem Leibe? Das thu' ich um deinetwillen: bei brüderlicher Treue, laß Dir Pharen Schwester befohlen sein! Ob ich jenseit Meeres sterbe, Du sollst Dich ihr vermählen.“ Er gewann einen Arzt: aus Treue litt Morolt große Pein. Die Füße zwang er an den Leib; die Beine band er hinter sich; all dieses litt er; die Augen in seinem Haupte wandte er seitwärts. So ritt der listige Mann an den Meerstrand, wo er sein Schifflein traf. Darein zog er sein Eselein und räumte Jerusalem das Land.

XXVIII.

Sechs und dreißig Tage fuhr er, bis er zu Mers in den Hafen kam. Der listige Mann versenkte da sein Schifflein in das Meer. Er ritt zu einer Klause: ² da fand er die schöne Frau. Anders glaubte sie nicht ihr Leben zu erhalten auf all der Erde: darin allein wähnte sie sicher zu sein. Da Morolt die Nährt vernahm, ritt er gegen die Pforte. Da stieg er ab und kroch auf allen Vieren dahin, wo er den Thormächter fand. Als dieser ihn erblickte, sagte er: „Sage mir guter Mann, wie lange hast Du diese große Armuth getragen? Darauf sagte der listige Mann: „Das kann ich Dir nicht vorrechnen. Was ich Dir sage, das ist wahr: ich bin nun völlig sieben Jahr ein Krüpel.“ Er sprach: „Du bist Leibes arm! Woher Du auch kommest, Du bist ein also siecher Mann, ich hole Dir aus der Burg, was Du zur Nahrung haben willst.“ Darauf sagte Morolt:

¹ Im Morgenlande mochte man solches gesehen haben. Niemand gelangen kann.

² Gemach, worin

„Deiner Speise gehr' ich nicht;
 ein Trunk aber mir gebührt,
 den wollest Du nicht versagen mir.“
 „Warts, sprach der Wächter,
 aus der Burg den trag' ich Dir.“

Er gieng zum Keller und nahm einen Kops, der war von rothem Golde. Mit schönem Lautertrank¹ trug er ihn vor die Burg. Als Morolt getrunken hatte, setzte er sich zu ihm auf die Bank. „Dürfte ich, ich wollte Dir mehr sagen: hieher ist neulich eine deutsche Frau über See gekommen. König Princian brachte sie her: Sie ist schön und minniglich. Ihre Farbe ist lauter und licht: auf meine Treue, sie läßt Dich nicht unbegabt. Nun sieh meiner Hand nach: die edle Königin ist in jenem weißen Steine eingeschlossen vor einem, der Morolt heißt: der ist ihr sehr gefaß.“ Da sprach der listige Mann: „Was kann sie da für Freude haben? Das sage mir durch Deine Tugend.“ „Gern, sagte der Wächter, willst Du mir's mit Büchten vertragen. Aus meines Herren Kemenate geht eine Röhre unter der Erde weg. Wenn er in die Klaufe geht, so hüten zwölf Mann, die besten die er hat, der Röhre.“ Da sprach der behende Degen: „Danach soll Niemand fragen! Bitte den König Princian durch Gott den reichen eine Weile vor die Pforte zu kommen.“ — Er gieng zum Könige. Herr, sagte er, ein dürftiger Mann bittet Dich durch Gott den reichen, daß Du zu ihm gehen wollest.“

XXIX.

Princian gieng vor die Burg, und mit ihm manch löblicher Ritter. Als Morolt ihn von Ferne ersah, wollte er ihm zu Fuße fallen. Nun möget Ihr hören, wie der König sprach. „Laß sein, es thut Dir weh,“ sprach Princian. „Gnade, edler König, sagte Morolt; eine Gabe sollst Du mir geben, darum bitte ich Dich sehr.“ „Gehabe Dich wohl, armer Mann, erwiderte ihm Princian. Des sollst Du sicher sein, so lange ich lebe, gebe ich Dir Leid und

¹ Ciceret, mit Gewürz angerauchter Wein.

Speise.“ Morolt hub sein Kleid auf. „Nun schaue, König, meinen Leib! Ein Arzt hat mir verheißen, hätte ich ihm etwas zu geben, er hülfte mir am Leibe.“ Da sagte Princian: „Drei Mark Goldes sollst Du von mir haben. Würdest Du gesund und mangelt Dir die Löhnung, noch zehn Pfund gebe ich Dir.“ Als er die Gabe empfangen hatte, drang mancher löblicher Ritter herzu. Sie nahmen sein alle wahr, und es wunderte sie, wie er also gar verkrümmen mochte. Da sprach ein Kämmerer: „Er ist nicht also ungesund! Möchte ich Deine Huld dazu haben, ich heilte ihn noch heute.“ Da sagte der listige Mann: „Ihr habt daran missesehen. Berührt mich heute eure Hand, auf meine Treue, meine Sucht kommt an Euch.“ So wehrte er sich des Heiden; fernhin sprang dieser. „Dürftiger, rief er, Du sagst die Wahrheit, Du bist an Deinem ganzen Leibe ungesund.“ Bevor er noch dieß Wort vollsprach, sah man manche Hand im Beutel. Da war kein Mann in dem Kreise, der ihm nicht einen Pfennig gab, wiewohl er selbst dessen bedurfte. — Als er die Gabe genommen hatte, sah er an des Königes Hand einen roth goldnen Ring: da war mit großer Kunst viel Heilthumes verwürkt. Da sagte Morolt: „Du hast mich wohl beraten, reicher König; aber ein Geleite¹ sollte ich von Dir haben, ob mir Deine Knechte widergiengen, daß sie mich nicht beraubten.“ Da zog er eine lichte Brünne ab. „Die kann ich nicht führen, sagte Morolt, dazu ist sie mir zu hehr; verlöre ich sie aber, Deine Huld gewänne ich nie mehr. Etwas anders sollte ich von Dir haben; gern wollte ich es Dir wieder her bringen.“ Nun, was begehrt Du von mir? Durch den reichen Gott will ich es Dir gerne geben.“ Da zeigte er auf den Ring hin. „Wäre es mehr, es müßte doch Dein sein, sprach der König Princian. Etrede Deine Hand aus, willst Du ihn gerne von mir empfangen.“ Damit bot er ihm den Finger hin. Von der Hand zog der listige Mann ihm den Ring. Nun werde ich des Siechthumes ledig, sagte er. Du hast mich wohl beraten!“ Dem Könige neigte er auf den Fuß. Man zog ihm nun den Esel her; Princian selbst half ihm darauf.

¹ Ein Geleiten, daß er unbehindert reiten dürfte.

Er nahm zum Könige und zu allen seinen Mannen Urlaub und schied fröhlich von dannen. Als die Sonne zu Genaben gieng, kehrte er ab der Straße. An den See hin ritt er rasch und barg den Esel in das Rohr: da ward er froh und heiter. Zaum und Sattel barg er ebenfalls. Sein Kraut nahm er aus dem Munde: sieh, da war sein Arzt gekommen, und er war ein gesunder Mann. Morolt hatte sich wohl versehen. In seiner Taschen führte er mit sich einen Hod von rother Seide, zween Bärte, eine Harse: die halfen ihm aus der Noth. Er bereitete sich auf die Fahrt: einen Bart band er um das Haupt, einen grauen Kogen¹ legte er an, einen Palmzweig nahm er auf die Schulter und ward ein wallender Mann. Einen Stab nahm er in die Hand. Darauf lehnte er sich und sagte zum Esel: „Gieb mir Urlaub, hehrer Bruder;² ich lasse Dich hier auf guter Weide, ich will ohne Dich gen Jerusalem!“

XXX.

Als nun der König Princian Abends zu der Frau kam, sprach sie: „Sage mir, Princian, auf Deine Treue, wohin hast Du den goldenen Fingerring gethan? Den gab mir König Salmann, bevor ich ihm das letzte Mal entrann. Wüßte er mich auch tausend Meilen weit, er suchte mich auf.“

„Was sollte ich daran sparen? erwiderte Princian. Ein armer Mann kam heute; ein Arzt hat ihm verheißen, hätte er ihm zu geben, er wollte ihn heilen. Ich gab ihm drei Mark Goldes. Da bat er mich um Geleite, und ich gab ihm den Ring. Ich glaube nicht, daß er morgen den Tag erlebe: Er ist ein gar zu starrer Mann.“ „Wie sind seine Augen beschaffen?“ „Lauter wie ein Spiegel; Hofgemäße stehen ihm die Brauen an.“ Da sprach die Königin sogleich: „Morolt ist es, Salmanns Mann.“ „Rein, entgegnete Princian, den sah ich einst zu Jerusalem vor dem Tempel stehn. Einen Hermelinmantel trug er an seinem Leibe; dieser aber, dem ich den Ring gab, ist ein armer Mann; das glaube mir, schöne Frau.“ Darauf sagte sie:

¹ Mantel aus grober Wolle. Ein Hied auf die grauen Mönche (die Cistercienser)?
² Doch nennt er den Esel wohl nur „Bruder“, weil er mit ihm wallfahrte.

„Du kennest seine Liste nicht.

Ward ich Dir, Herr, jemals lieb,

so heiß die Schiffung! gar belegen.

Wer mir den Krüpel bringet,

mit Golbe ich will ihn widerwägen!“

Da sammelte er noch in der Nacht zwei tausend Helden und hieß die Schiffung gar belegen; da kam dem edlen Könige mancher heidnische Degen. Davon nahm Princian am Morgen fünfzig Mann und wollte den Siechen suchen: da kam ihm Morolt selbst entgegen, denn er wollte sein Ding weiter schaffen. Als ihn der König erblickte, sagte er: „Nun melde mir, Waller, begegnete Dir nicht gestern Abend ein Krüpel auf einem Esel?“ Davon kann ich wohl sagen, erwiderte ihm der listige Mann. Als die Sonne zu Sebel gehn sollte, sah ich den Krüpel zu Aders nach Herberge gehn. Er sagte mir, er käme von Princian und wollte zu einem Arzte. Ziehet nur ein wenig weiter, da findet ihr den Esel nahe bei den Stauden stehn.“ Einen Schilling gab ihm Princian. „Das sollst Du zum Botenbrote haben, du guter Held; kämest Du zu meinem Hause, ich büßte Dir Deine Armuth.“ Die Heiden eilten dannen und fanden den Esel am Wege stehn. Sie trieben ihn zu Aders in die Stadt; aber die Bürger sagten alle: „Unser keiner hat den Krüpel gesehen.“ „Ich wähne, mich trotz der Waller, sagte da Princian; Morolt selbst war es, das merke ich nun wohl. Salmann hat ihn ausgesendet; er hat diese Lande erforscht. Nun rathet, meine Helden, wie wir vor ihm die edle Königin beschützen.“

XXXI.

Morolt bereitete sich auf die Fahrt. Er zog den Bart ab, und legte den rothen Rock an; in die Hand nahm er die Harfe: wohl stünden ihm seine Kleider. Princian suchte nun mit seinen fünfzig Mann nach dem Pilgrim; da trat ihm Morolt selbst wieder entgegen. Als der König ihn erblickte, sprach er: „Sage an, stolzer Spielmann, sahst Du nicht heute oder gestern einen Pilgrim?“ „Davon kann ich auch wohl sagen“, erwiderte der listige Mann.

Als man gestern schlafen gehen sollte, da sah ich einen Waller zu Aders nach Herberge gehn. Er trug grauen Mantel, und um das Rinn einen Bart. Er ist zu seiner Fahrt wohl ausgerüstet. Wollet ihr eine Weile hier bleiben, ihr sehet ihn leicht auf der Estrasse gehn. Die Zeit soll euch nicht lang werden.“ Morolt begann da zu harfnen, daß der Ton laut erklang. Der Heide stieg vom Rosse und ergriff den Kämmerer bei der Hand. Da reiete er den ganzen Tag bis gegen Abend, so daß er des Euchens vergaß.¹ Da sprach der listige Mann: „Ich kann nicht länger hier weilen.“ Einen Schilling² gab ihm Princian. „Geh, sagte er, Deinem Gotte befohlen; Du bist ein stolzer Spielmann.“ Morolt da von dannen schied; so rieth ihm seine Weisheit. Die Heiden lehrten in die Burg zurück: da sagte Princian der Königin, daß man keinen Waller gefunden habe. Da sprach die schöne Frau: „Kam nicht irgend ein Mann zu euch, der euch von dem Pilgrim sagte? Das war Morolt selbst, des sollt Ihr von mir sicher sein.“ Als das der Kämmerer hörte, sprach er: „Soll Niemand auf der Estrasse gehn außer Morolt? Das muß mich Wunder nehmen. Uns begegnete ein Spielmann, — wohl stunden ihm seine Kleider, — eine Harfe trug er in der Hand: die rührte er so süß, daß der Ton laut erklang.“ Da sprach die schöne Frau: „Morolt war es, Salmanns Mann! Bringet mir den Spielmann: dreißig Mark Goldes sollt ihr von mir zum Lohne haben.“

XXXII.

Morolt ahnte wohl den Rath der Frau. Er barg Harfe und Kleid; einen grauen Rock legte er an und zween große Schuhe band er fest an seine Füße. Er legte um sich einen breiten Gürtel, daran ein Messer hieng, das wohl schnitt. So gieng er wieder in die Stadt. „Wer giebt mir Rüge oder Schaase, rief er, gerne wollte ich solche laufen.“ Ein alter Heide verkaufte ihm diese; er stach sie und war sehr beschäftigt sie zu enthäuten. Nach ihm eilten die Heiden, und er konnte sich nicht verbergen. Da fragten sie den

¹ Man wußte von einem Langleich, der, wenn er gespielt ward, alle Hörer zu tanzen zwang. ² Solidus.

Fleischmann, ob er nicht den Spielmann gesehen habe. Morolt sah zu Boden nieder. Aus seinen List'en sprach er: „Den Spielmann habe ich wohl gesehen; doch näher liegt mir, daß ich meine Kunden zufrieden stelle.“ Morolt, der kühne Held, schlug das Kind zu kleinen Stücken. „Wohl her! rief er; wer Fleisch kaufen wolle, dem will ich es wohlfeil geben.“ Um ihn ward großer Drang; die Heiden aber wandten sich von ihm ab und suchten den Spielmann. Da hatte Morolt, Salmanns Mann, schnell verlaufen. Also war er bis an den dritten Tag in der Stadt und er hoffte nicht hinweg zu kommen. Da kaufte er Sädel, Gürtel, Beutel, Garn und wollte als ein Krämer fahren. Bänder weiß und roth, und was Frauen wohl ziert, führte er: das half Morolte aus der Noth. Damit gieng der listige Mann hin wo er sein Schifflein auf des Meeres Grunde verborgen hatte. Hier warf der Held den Kramkorb sogleich von sich. Großen Gemüths sprang er in sein Schifflein. „Nun wollte Gott, Herr Kramkorb, sprach der lobsame Ritter, daß ein armer Mann dich fände. Da schiffte der listige Mann auf den Bogen des wilden Meeres. Ein halbes Jahr war er ausgewesen: seit kam er gen Jerusalem.

XXXIII.

Sehr freundlich empfing ihn Salmann. „Ich habe, begann er, Salme, Dein schönes Weib, gefunden. Willst Du sie wieder gewinnen, so muß mancher Mann sein Leben wagen. Das sollst Du wissen: es hat der König Princian die schöne Frau in eine Klause eingeschlossen: da müssen wir sie ihm abgewinnen.“ Da sprach der König Salmann: „Nun sage mir, tugendhafter Mann, warum hat er das gethan?“ Er fürchtete meine List, sagte Morolt. Weiter sprach er: ein Fels liegt in der wilden See, darauf steht die Klause, und eine Röhre unterm Wasser führt zur Königin. Dadurch geht König Princian zu der schönen Frau. Nun rathe, König Salmann, wie wir sie dem Heiden abgewinnen.“ „Morolt, sagte da der König Salmann, sie hat dem Teufel immer gebient, der muß ihrer auch immer pflegen. Führe ich mit Dir über See, so müßte ich in die Burg gehn, wie ich that in Pharen Lande:

Sie führten mich unter den Galgen recht als hätte ich ein Land verbrannt.“ Da lachte Morolt. „So willst Du, sagte er, Deine Frau ihm lassen? Soll ich mein langes Wallen also verloren haben?“ Weiter sprach der listige Mann: „König, Du hast mir Deine Treue gegeben, ob ich sie wieder brächte, daß ich ihr das Leben nehmen sollte.“ Da sprach Salmann: „Morolt, auserwählter Held, gewinnest Du sie, so richte über ihr Leben.“ Morolt zeigte ihm den Ring: „Den gabst Du der Königin. Daran thatest Du thöricht: wie kann sie Heilthum bewahren? König Princian trug ihn an der Hand und ich gewann ihn mit List ab. Nun muß ich ihn ihm zurück bringen: ich baue auf Gottes Gnade, daß meine Fahrt ihm wohl bekannt werde. Bleib Du hier zu Jerusalem, mich aber bereite auf die See, so will ich in des Heiden Land. Wisse, edler König, meine Treue löse ich so.“ Da sprach Herzoge Friedrich: „Morolt, ich will sicherlich mit Dir in des Heiden Land. Zehn hundert Mann ich bringe, die folgen mir nach.“ Salmann ward der Rede froh. Drei tausend bereiteten sich auf die Schiffe, die Moroltes Reise über das Wasser tragen sollten.

XXXIV.

Sie eilten über den wilden See in zehn Tagen oder mehr.

Sie kamen zu Elßab hinter'n Berg:¹

des pflog ein' Meerminne und manch wildes Gezverg.

Als sie kamen an das Land, sie giengen aus allzuhand
von den Schiffen, Mann um Mann:

sie waren alle fröhlich; kühner Volk man nie gewann.

Ihr mögt wohl glauben meinem Wort: Die Meerminne sprach sofort:

„Hörst Du's wohl, Sohn Mabelger?

Nimm Deine Nebellappe und geh vor den Berg stehn.

Ich schmede eisernes Gewand: Morolt kam in dieses Land.“

Mabelger, der wilde Zwerg,

zog an die Nebellappen und gieng stehn an den Berg.

Da sah er Morolten gehn und manchen Dienstmann um ihn stehn.

Er kam näher allgemach.

Die Nebellappen er abzog: nun mögt Ihr hören, wie er sprach.

¹ Das aus der Gegend bekannte Nohrentland Alzab.

„Morolt, lieber Oheim mein, Du sollst mir willkommen sein.“

Er führte ihn schleunig in den Berg:
ihn empfing die Meerminne und manch ein wildes Gezwerg.
Näher schritt er allgemach. Nun mögt Ihr hören, wie sie sprach.
Sei willkommen in dieß Land!

Dich hat der König Salmann nach seiner Frauen ausgesandt!“
Da sprach der listerfüllte Mann: „Deines Rathes ich gefann.

Nun rath, liebe Ruhme mein,
wie wir wieder gewinnen die Königin; es muß nun sein.“
„Und brächtest her Du in dieß Land dreißig tausend Helden an Dei-
ner Hand,

die frommten nicht Dir zu der That,
das wisse, lieber Nefse mein; nun, Du sollst haben meinen Rath!
So die Nacht nun kommt heran, sprach das Meerweib wohlgethan,
so send' ich Dir einen Zwerg:

der bricht die Mähre nieder die da hin geht in den Berg.
Du sollst selbstwölster gehn vor der Klause Fenster stehn;

so gewinnst Du Princian
und manchen üblen Heiden: die laß den Tod flugs empfahn.“
Da Morolt diesen Rath gewann, er schied mit Urlaube dann;
seinen Mannen Trost er gab;
sie legten sich zur Ruhe, bis zu leuchten begann der Tag.

XXXV.

Am nächsten Tage früh am Morgen bereitete sich Morolt und
gieng vor das Fenster stehn. Er rief: „Bist Du drinnen, edler
König Princian? Nimm wieder Deinen Ring: damit löse ich meine
Treue.“ Als das die Königin hörte, begann sie heiß zu weinen.
„Vor dem Fenster ist Morolt, sprach sie. Der ward mir nie mit
Treue hold. Wird er mein hier ansichtig, wahrlich, so muß es
mir an das Leben gehn!“ Da nahm König Princian die schöne
Frau bei der Hand. Sie wollten aus dem Berge gehn: Da war
die Mähre zerbrochen und sie mußten bleiben. Morolt brach mit
Heerestraft Burg und Klause. Er fieng den König Princian:
manchem üblen Heiden ließ er es an das Leben gehn. Als Morolt
Princianen gefangen hatte, da ließ er ihn seiner Tugend genießen;
doch brach er ihm von der Hand die ungetreue Königin. Ein Noth

hieß er ihm dar ziehen; darauf half ihm der tugendhafte Mann.
 „Nun fleuch, König Princian: Du geniehest Deiner Treue, daß
 ich Dich leben lasse!“

XXXVI.

Da floh der König Princian zu Veligan seinem Bruder. Er
 neigte sich ihm auf den Fuß und sprach: „Wenn Du mir nicht
 hilfst, lieber Bruder, so muß ich immer traurig sein. Mir ist
 mein schönes Weib genommen. Nun hilf mir, Bruder, des ist
 Zeit. Meine Helden sind mir alle erschlagen. Das hat Morolt
 gethan und das will ich unseren Freunden klagen.“ Da sprach
 König Veligan: „Edler König Princian, Du gebahrest wie ein
 Weib. Morolt und alle die Seinen müssen das Leben verlieren!“
 Da besammelte sich der Heide mit Heeresmacht. Er hieß die Schifffung
 belegen: so ward Morolt von manchem Heiden bestanden. Als
 das Morolt ersah, sprach er zu den Seinen: „Nimmer, ihr stolzen
 guten Helden, sollt ihr von einander auch nur einen Fuß breit
 weichen!“ Da drang heran mit seiner Schaar der Herzoge Fridrich.
 Mit kräftiger Hand wurden die Feinde auf der grünen Heide an-
 gerannt. Da sprach ein alter Surian,¹ der oft das Beste gethan
 hatte: „Ich habe manchen Streit gefochten, daß mir's nie mißlang:
 ich schlage noch große, weite Wunden. Bindet mir an das Banner,
 das Heer kann ich wohl leiten. Ich leide den schwertgrimmigen Tod,
 das wisset sicherlich, oder ich helfe uns aus der Noth.“ Morolt
 ward der Rede froh und gab ihm das Banner. Da ward ein
 großer Streit. Von dem Herzogen Fridrich ward mancher Heide
 erschlagen. Morolt und der Surian erhuben den grimmen Sturm.
 Sie wuteten im Blute bis über die Sporen. Von ihrer Hand
 starb mancher Heide. Morolt hatte Kraft genug: wie gewaltig
 schlug und stach er! Zu beiden Seiten fällte er die Heiden ohne
 Zahl nieder. Da das König Veligan sah, hub er sich wider den
 tühnen Mann und gab ihm einen Schlag, daß der tühne Held
 vor ihm auf die Anie kam. Er sprang wieder auf und das Schwert

erklang an seiner Hand. Er schlug ihn durch das Nasenband¹ bis auf die Zähne. Da fiel König Beligan todt auf die Erde. Das sah sein Bruder Princian und er hub sich mit manchem Heiden wider ihn in den Streit. Groß ward der Schall, laut ergoß Stahl an Stahl. Angst und Noth hub sich; naß und roth wurden die Heiden von dem Blute. Bis auf die Vesperzeit währte der Streit: da gab man den Feinden Friede. Da ließ sich mancher stolzer Held an die Ruhe.

XXXVII.

An dem andern Morgen früh machte sich Morolt auf und gieng vor die Zelte der Heiden. „Edler König Princian, rief er, nun komm heraus auf das Feld. Wir wollen einander hier bestehn. Gewinnest Du den Sieg, so laß meine Mannen über See fahren. So laß ich auch die Deinen; die Königin nehm ich Dir dann nimmermehr.“ Princian ward der Rede froh. Die Rede ward da besiegelt, und es wurden Geisel gegeben. Zusammen sprangen da die auserwählten Degen. Princian war unverzagt; hin und her trieb er Morolten und gab ihm einen Schlag, daß der kühne Held zur Erde sank. Nicht lange lag er jedoch. Gott sandte ihm neue Kraft. Er sprang auf und laut erklang ihm das gute Schwert an der Hand. „Nun schirme, König Princian, rief er, es muß Dir an das Leben gehn!“ Zwischen Brünne und Halsberg schlug er ihm das Haupt ab, das sage ich Euch. Morolt hub das Haupt auf und trug es vor die Königin. Dort warf er es hin: „Nun sieh, hehre Königin, das ist Princian, Dein Mann! Kommst Du auf die wilde See, — was soll ich Dir mehr sagen? — Bringe ich Dich auf das wilde Meer, ich gebe Dir meine Treue, all die Welt kann Dich nicht erretten!“ Die Geisel gab man wieder; Morolt ließ die Heiden davon kommen. Sie wollten aus der Heidenenschaft und zogen zu den Schiffen: wie hätten sie kühner sein können!“ Sie fuhrn über den wilden See und kamen nach Jerusalem, wo Salmann und manche schöne Frau die kühnen Ritter wohl empfing. „Nun heiß Deiner schönen Frau ein Bad bereiten, König

¹ Der das Gesicht schützende Theil des Helmes.

Salmann,“ sagte Morolt. Salmann ward der Rede froh und hieß ein Bad in einem Morselfeine¹ bereiten. Darein gieng die schöne Frau, und vor sie kniete der kühne Mann. An der Kiem-ader er ihr ließ und drückte sie so leise, daß ihr die Seele ausgieng. Einen Kopf hieß er da sogleich bringen und hielt ihr ihn an den Mund: „Nun schaue, hehrer König, sie verschmähet es aus meiner Hand zu trinken: ich reiche ihr nie mehr den Becher!“ Als Salmann das sah, begann er zu weinen. „Morolt, sprach er, tugendhafter Mann, warum hast Du die schöne Frau getödtet? — Da sprach der listige Mann: „Alle Tage mußte ich Mühe haben um die hehre Königin. Nun bleibe ich daheim: ich will nicht mehr belästigt sein.“ Man führte die schöne Frau wieder in den Dom und legte sie wieder in das Grab. „Du entrinnest uns nun nimmer mehr, sagte Morolt, bis an den jüngsten Tag!“ — Morolt der listige Mann nahm darauf Salmann bei der Hand und führte ihn auf den Hof und gab ihm Pharen Schwester, die schöne Maid, zum Weibe. Seit war sie zu Jerusalem hehre Königin völlig dreißig Jahr, bis daß sie Gottes Huld gewann.²

Ich weiß nicht, nahm jetzt Gräfin Irmgard das Wort, was ich zu diesem Gedichte sagen soll. Das Gemüth Salmanns und der Salme ist viel zu wenig berücksichtigt. Die Begründung der Begebenheiten von dieser Seite fehlt gänzlich. Salmanns Liebe zu seinem Weibe erscheint als eine thörichte, weil nur die leibliche Schönheit derselben ihre Grundlage ist. Aber diese Schönheit kann auf die Dauer nicht solche Wirkung äußern.

Doch, erwiderte ihr Baron Wilmar; es kommt nur darauf an, daß der Mann sinnlich und schwach genug sei; und diese Eigenschaften hat Salmann beide. Die letzte tritt deutlich zu Tage, die erste jedoch, die Sinnlichkeit, ist allerdings viel zu wenig hervorgehoben. Auch scheint mir nach der zweiten Entführung Salmanns Liebe denn doch ziemlich abgekühlt; er giebt dem Morolt ohne

¹ Morselfeine ist sonst Steinmörser; hier: Steinbadwanne. ² Selig starb.

Weiteres die Bewilligung die Frau zu tödten, wenn er sie wieder erlangen könne, und so hat Moroltes zweite Unternehmung eigentlich auch gar nicht den Besitz des Weibes zum Zwecke, sondern die Rache für den durch die Entführung erlittenen Schimpf. Die Ehre des Königs verlangte die Wiebergewinnung der Entführten und die Bestrafung des Entführers, und darum zieht denn auch Morolt aus, sie wieder zu gewinnen, während der König zu Hause bleibt.

Ich will Ihre Gründe gelten lassen, was den Salmann betrifft, entgegnete darauf Irmgard; aber die Rechtfertigung der Salme, versteht sich vom ästhetischen Standpunkte aus, denn vom sittlichen aus kann niemals die Rede sein, dürfte Ihnen nicht so leicht werden. Sie ist ein sinnlich üppiges Weib, nichts weiter, und so begreift man nicht, warum ihr die Ehe mit Salmann unerträglich sein mußte. Wenn er ein rauher, finsterner Mann wäre, so ließe sich ihre Unbeständigkeit begreifen, zumal da auch er sie wider ihren Willen gewaltsam geraubt hatte. Aber finster und rauh erscheint er nirgends, und ihren gewaltsamen Raub macht zwar wohl ihr Vater aber nirgends sie selbst geltend.

Wäre das Gedicht griechisch oder auch deutsch heidnisch, so würden wir vielleicht lesen, daß ein Gott ihr die Sinne verwirret habe. Rufen Sie sich einmal die griechische Helena in das Gedächtniß: die läßt sich von Paris entführen, weil Aphrodite dieß also gefügt hat. Nun, statt der Aphrodite haben wir in unserm Gedichte, dem Geiste des Mittelalters gemäß, den Zauber, wodurch erst Pharo und dann Prinçian sie ertöirbt. Aber von der hellenischen Heroine unterscheidet sich die deutsche dadurch, daß diese Alles thut um ihre Zurückgewinnung zu verhindern, während jene niemals auf solche Weise in die Handlung eingreift. Das griechische Weib ist immer nur leidend, während das deutsche auch thätig ist, und so entgeht die Griechin auch dem Tode, während ihm die Deutsche anheim fällt. Eine Begründung ihrer Handlungsweise, wie Sie dieselbe wünschen, Frau Gräfin, dürfen wir von einem Gedichte des zwölften Jahrhunderts nicht fordern. Wenn ein neuerer Dichter diese Sage behandeln wollte, und der Gegenstand wäre

lohnend wenn auch sehr schwierig zu behandeln, so dürfte er freilich nicht zu dem Zauber seine Zuflucht nehmen, sondern die Handlung der Salme müßte auf inneren Gründen beruhen.

Die bössische Epil hat einen ähnlichen Gegenstand aufzuweisen, nahm jezt der alte Graf das Wort; aber die Darstellung des bössischen Dichters beleidigt unser süßliches Gefühl in weit höherem Grade, als die des Volksängers. Sie errathen, daß ich Tristan und Isolde meine. Das Empörende in diesem Gedichte ist, daß Isolde bei ihrem Gatten, dem König Mark, bleibt und doch mit Tristan, dem Neffen des Königes, der nur Gutes von ihm erfahren hat, und später selbst auch vermählt ist, den Ehebruch auf die gemeinste Weise fortsetzt. Diese Schmach kann auch die glänzendste Darstellung nicht zudecken, um so weniger, als der Zauberkranz, der auch hier eine Rolle spielt, fast nur die Bedeutung eines Symbols hat. In dieser Beziehung steht das Gedicht des schlichten Volksängers weit höher, als das des berühmten bössischen Dichters, Gotfrids von Straßburg, so sehr es diesem in jeder anderen Hinsicht auch weichen muß. Aber Isolde und Tristan ist aus dem französischen herübergenommen.

Da kann man sich's schon denken, sagte der alte Herzog. Die Franzosen stunden in der Sittlichkeit immer tiefer als die Deutschen.

Wissen Sie uns nichts Weiteres über diese Sage mitzutheilen, Herr Professor? fragte Verta.

Nicht eben viel, entgegnete dieser. Von Mone's Träumereien nimmt man billig Umgang;¹ aber die Wilkinsaga hat von

¹ Mone nimmt eine erst im ersten Jahrhundert entstandene geschichtliche Grundlage an. Für Jerusalem (das durch unzählige Reime gesichert ist) will er Salerno lesen. Den Pharo deutet er zu einem arabischen Fürsten jenseits des Jaro (?). Die geschichtliche Grundlage sei zum Theil (?) in der Geschichte der Isalimiten und Agalabiten zu suchen. Obeidallah eroberte zu Anfange des zehnten Jahrhunderts Sicilien; später, 969, unterwarf sich seine Dynastie Aegypten, und Sicilien ward einem Emir gegeben. Dieser habe viele Raubzüge nach Calabrien gemacht, welche viele Kämpfe mit den Griechen zur Folge hatten. Diese Thatfachen, meint er, erklären wohl den Umstand, wie sich Pharo im Liebe festsetzen konnte, aber weiter nichts (?). Wohl, sie erklären noch etwas, nämlich: daß unser Gedicht mit den Saracenen auf Sicilien und ihren Kämpfen mit den Griechen nichts zu schaffen hat. Wer den Traum

Cap. 219 an etwas hieher Gehöriges. In Vertangaland (Bretagne) herrschte, erzählt sie, König Artus (Cod. A. Arkimannus), der zwei Söhne Iron und Apollonius hatte. Nach des Vaters Tode eroberte Jüngling Vertangaland, und die beiden Brüder flüchteten zu Atli, dem Könige von Susan (Cod. A. Svava, d. i. Schwaben), der kurz zuvor ganz Hunaland erobert hatte. Atli setzte den Iron zum Jarl (Grafen) über Brandinaburg, den Apollonius zum Jarl über Tyra in der Nähe des Rheines (das rheinische Thüringen?)¹ Apollonius freite um Herburg, die Tochter des mächtigen Salomon (Salmann) des Königes in Frankenland, der sich jedoch weigerte, seine Tochter einem Jarl zu geben. Apollonius schenkte darauf der Jungfrau einen Ring, der die Eigenschaft hatte, Liebe zu erwecken, worauf sie die Flucht mit ihm verabredete. Sie gelingt, und sie kommen nach Tyra. Apollonius war nahe daran sich mit Salmann zu versöhnen, als Herburg starb, und da inzwischen Jarl Iron den König durch eine Jagd im Lurwald auch beleidigt hatte, kam es zum Kriege. Apollonius starb, und Iron ward gefangen. Seine Gattin Hsolbe reiste nun zu Salomon und auf ihre Bitten und ein Lösegeld hin und durch die Fürsprache Atlis erhält Iron seine Freiheit und sein Land wieder. — Was von Iron weiter erzählt wird, berührt unser Gedicht nicht. — Hier ist also aus der Gemahlin Salmanns seine Tochter geworden, und der Pharo in unserm Gedichte entspricht dem Apollonius, und Princian dem Iron. Aber diesmal bietet uns unser Gedicht die ältere Gestalt der Sage, wie es denn überhaupt auch viel reicher als die Willkiasaga ist. Als eigentliche Heimath der Sage wird wohl das alte Frankenland am Niederrhein anzusehen sein; und wenn in unserem Gedichte alle Fahrten über das Mittelmeer gehn, so ist das wohl nur eine Folge davon, daß man Salmann, — ein guter fränkischer Name² — zu Salomon machte,

weiter verfolgen will, der sehr Quellen und Forschungen zur Geschichte der deutschen Literatur, I. S. 246 ff.

¹ Ein deutsches Gedicht macht Tyros daraus. ² Auf niederrheinisch-fränkische Heimath weist auch die Sprache des Gedichtes hin, obgleich sie sehr verderbt ist.

obwohl der Name im Reime immer mit kann, begann u. s. w. gebunden steht, und nie mit Wörtern auf *an* gereimt wird. Ob *Salme* auch deutscher Name oder das hebräische *Salomè* sei, ist zweifelhaft; aber leicht konnte *Salme* sich einsinden, nachdem man einmal in *Salmann* den *Salomon* gesehen hatte. Leicht hat die *Wiltinsaga* den echten Namen bewahrt: *Herburg*.¹ Die meisten anderen Namen im Gedichte sind gute deutsche, z. B. *Nemerolt* (*Salmanns Vater*);² *Faro* (ein Unterfeldherr *Belisars* heißt *Pharas*, d. i. *Faro*, *Procop. bell. Vandal.*), der Entführer der *Salme*; *Morolt*; *Turcis* (*Turgis*?); *Mabelgôr* (*Hoerg*); *Vermann* (*Jude*); *Kyprian* (im *Eigfridsliede* *Kuperan*, *Kiese*) *Isold*, *Fridrich*, *Stolzelin*. *Eliam* (verschieden von *Elias*), *Pharen* Bannerträger und *Vote*, ist vielleicht der im *Orendel* vorkommende *Elini*, und *Marsilian*, *Beligan* treten ebenfalls in *Orendel* auf. *Morolts* Verhältnis zu *Salmann* ist zweifelhaft. Er heißt zwar sein „Bruder,“ aber einige Stellen deuten an, daß er nicht leiblicher Bruder war. Das wird bestätigt dadurch, daß er immer als Dienstmann des Königes erscheint, und daß ein Meerweib seine *Muße* ist. Auch ist er von Natur mehr *Alb* als *Mensch*. Der Herzog *Fridrich* war der ursprünglichen Sage begreiflich fremd; auch können alle Strophen, in denen er vorkommt, gestrichen werden, ohne daß der Zusammenhang leidet. Solche Einführung den Dichtern zeitgenössischer Helden in die Heldensage begegnet uns auch anderwärts. Es war das eine Schmeichelei von Seite der Dichter und zuweilen wohl eine berechnete. Ein Herzog *Fridrich* von Schwaben ward sogar Held eines eigenen Gedichtes (*Bragur*, VI. 204), worin auch *Wieland* vorkommt und seine Erwerbung der *Schwanjungfrau* (*Angelburg*) erzählt wird.

Jetzt kennen Sie denn so ziemlich die ganze deutsche Heldensage,

¹ In der *Edda* kommt eine *Herborg*, *Gunlands Königin*, vor. Da nun *Eigfrid*, dessen Vater *Sigmund* *Frankenkönig* ist, auch der *hunnische* heißt, so wird auch dadurch die fränkische Abstammung der *Herburg* bestätigt. ² *Nemerolt* ist auch *Kiesenname*, vergl. *Grimms D. Myth.* I. S. 494, und auch *Morolt* scheint nach Namen und Abstammung *Kiese* oder *Alb*. Sein Wunderthum ist sonst Eigenthum *Belunds* (*Wielands*).

soweit sie uns erhalten ist. Die Gedichte von Walter und Hildegund (nur lateinisch ganz erhalten) und Altharts Tod haben wir nur in Bruchstücken, und die Gedichte Dietleib und Viterolf und Dietrichs Flucht sollen als höfische Epen gelten. Ueberblicken wir noch einmal den ganzen Reichthum, so treten uns als ursprüngliche Mythen (Göttersagen) entgegen a) die Sigurfrides Sage. b) Dietrich (Donar) und Eigenot. c) Dietrich und Egge (Hafold, Ebenrot). d) Laurin, wenn man in Simhild eine Göttin erkennt. e) Hilde und Hetan (Hetele); denn Hilde ist ursprünglich die Walkyrie Hildr und ward erst später zu Haganes Tochter. f) der große Rosengarten.

Die Befreiung einer Jungfrau haben zum Gegenstande: a) Ruother, b) Hugdietrich, c) Oswald, d) Ortwin (Ortnid), e) Dietrich und Virginal, f) Dietrich und Sälbe, g) Laurin, wenn man in Simhild nur Dietleibs Schwester sieht.

Befreiung der Dienstmannen (Treue des Herren gegen die Mannen, wie der Mannen gegen den Herren); a) Wolfdietrich. b) Wolfdietrich und Sabene. c) Ruother, wenn nicht die Befreiung der Jungfrau Hauptgegenstand ist. d) Dietrichs Flucht.

Wiedergewinnung der geraubten Gattin: a) Gudrun. b) Salmann und Morolt. Des Erblandes: a) die Schlacht bei Ravenna.

Noch etwas muß ich, bevor ich schließe, zu Ihrer Kenntniß bringen: Man hat in dem bössartigen Ermanarich neulich auch den Ahrimän der alten Perser erkennen wollen. Offenbar hat auch die Aehnlichkeit der Namen Ahrimän und Erman mit dazu verleitet und nicht bloß das böse Gemüth Ermentrichs. Aber die deutsche Mythologie kennt den Dualismus ebensowenig wie die indische, griechische, römische. Die persische freilich hat ihn; aber da mag er wohl auch nur durch uralte Speculation sich erzeugt haben. Die Aehnlichkeit der Wörter Ahrimän und Erman fällt sogleich dahin, sobald man sich erinnert daß Ahrimän aus Ahrîmânîus zusammengesogen ward. Auch könnte Erman, Ermun, Irmin nicht

wohl Stammvater von Volkstämmen sein, wenn er Ahrimán wäre. Dem Epos genügt ein gewaltiger König, der, von plötzlicher Leidenschaft hingerissen, durch eine Gewaltthat den treuen Dienstmann in einen treulosen umwandelt und nun durch die Ratßschläge des Rachsüchtigen aber immer noch Treus Heuchelnden sich bewegen läßt, sein ganzes eigenes Geschlecht zu vernichten. — Meinen Dank für Ihre theilnehmende Aufmerksamkeit, obgleich ich sie so lange in Anspruch nahm. —

Achter Abend.

Wir erblicken am heutigen Abende im Versammlungszimmer auf Burg Forstede außer den schon früher Anwesenden auch die fromme Schwester Veronica, das ehemalige Hoffräulein Ringold von Herblingen. Es war ihr mit der Zeit unerträglich geworden, wie sie sagte, im Kloster alles adeligen Umganges entbehren zu müssen, und so hatte ihr auf ihre Bitte die gnädige Vermittelung der gnädigsten Prinzess für drei Tage Urlaub verschafft. Sie war, nachdem sie sich bei der Prinzess bedankt, sogleich nach Forstede geeilt, und hier traf sie nun zu ihrem Schrecke nicht nur den alten Herzog, der sie höchst ungenädig anlieh, sammt dessen Pfleischopfer, ihren ehemaligen Bräutigam, sondern auch Gräfin Irmgard und Baron Wilmar als bereits feierlich Verlobte. Hätte sie das gewußt, sie wäre fern geblieben. Sie war da; aber dafür war der Benedictiner aus dem Kreise geschieden, und zwar gerade wegen dieser Verlobung. Wie das zusammenhieng, das soll, sobald die Zeit dazu kommt, mitgetheilt werden.

Wir haben uns, eröffnete der alte Graf als Wortführer die Versammlung, diesen Abend mit der höfisch-ritterlichen Spiel zu beschäftigen. Sie war nur für die Höfe und den Ritterstand bestimmt, und so waren denn auch die meisten höfischen Dichter Ritter oder rittermäßige Männer. Da die höfische Poesie Standespoesie, nur für einen Stand berechnet war, so mußte sie auch eben so rasch sinken als sie sich erhoben hatte, sobald dieser Stand anderen Dingen nachgieng. Wirklich umfaßt die Blüthe der gesammten höfischen Poesie nur die ersten drei Jahrzehnte des dreizehnten

Jahrhunderts. Vierzig Jahr also im Ganzen dauerte sie, rechnet man das letzte Jahrzehnt des zwölften Jahrhunderts hinzu, wie man befügt ist. Aber nicht nur die Bestimmung für nur Einen Stand bedingte die kurze Blüthe der höfischen Epik, sondern auch die Wahl der Stoffe. Diejenigen täuschen sich, die da wädhnen, es sei gleichgültig, woher ein Dichter den Stoff zu seinem Gedichte nehme. Was nicht aus dem Volke entsprungen ist, kann nicht in ihm Wurzeln schlagen, denn es wird von ihm nicht aufgenommen. Dazu waren die höfischen Epiker weder in der Wahl der Stoffe noch in der der Form besonders glücklich: beides entlehnten sie von den Franzosen, diesen Vorbildern im Ritterwesen für ganz Europa. Sie waren Nachahmer; freilich Nachahmer mit weit mehr Geist und Geschmack, als die des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, aber doch immer nur Nachahmer.

Die Stoffe, die von den deutschen höfischen Epikern bearbeitet wurden, lassen sich in vier Reihen ordnen; sie gehören entweder zur Karlsage, oder zur Artursage, zur Gralsage oder zur alten griechischen Heldensage vom trojanischen Kriege. Da alle diese Stoffe fast gleichzeitige Bearbeitung fanden, so ist es gleichgültig, womit wir beginnen. Heben wir also mit der Karlsage an, die uns doch noch um vieles näher liegt als die anderen Sagenkreise.

Um Karl den Großen hatte sich im Laufe dreier Jahrhunderte eine ganze Menge Sagen geschaart. Seine Kriege gegen die Sachsen, gegen die Langobarden, gegen die spanischen Saracenen gaben dazu die Veranlassung; doch fanden nur die Sagen, die auf die Saracenenkriege sich beziehen, in Deutschland Bearbeiter. Es lag dieß im Geiste der Zeit, es war Nachwirkung der Kreuzzüge. In Frankreich stund diesem Sagenkreise ein anderer zur Seite, in welchem Karl mit unbotmäßigen Vasallen zu kämpfen hat. In den Niederlanden fanden auch diese Sagen zwar im dreizehnten Jahrhunderte ihre Bearbeiter; das übrige Deutschland jedoch ließ sie bei Seite liegen. Hierher gehören Malsgits (Mabelgits), und Reinout oder die Haimonskinder, das erste um 1270 von Willem vom Utenhove, das andere von Claes Verbrechtsen (Nicolaus, Sohn der Frau Brechte) wohl fast gleichzeitig gedichtet. Die Originale

sind nur in kleinen Bruchstücken erhalten; ganz besitzen wir die Gedichte jedoch in einer halbhochdeutschen, meist wörtlichen Uebersetzung von Johann Grumellut von Soest, um 1471 verfaßt. Der Mälgis behandelt Karls Kämpfe theils gegen die Saracenen, theils gegen das Geschlecht des Buobo von Eggermont. Der Meinout bildet gewissermaßen eine Fortsetzung des Mälgis, indem Haimon Mabelgises Bruder ist, der, für sich zwar dem Kaiser treu und ergeben (er hat Karls Schwester, Aja, zur Gemahlin), dennoch zwischen seinen Söhnen Adelhard, Ritsard, Writhard und Meinald und dem Kaiser die alte Zwietracht neu entbrennen sieht. Die Haimonskinder sind Ihnen allen aus der neuen Bearbeitung von Vechste in bekannt; doch hat dieser das prosaische Volksbuch, nicht das alte Epos seiner Erneuerung zu Grunde gelegt. Beide alte Gedichte sind umfangreich; Mälgis hat 25,550, die Haimonskinder haben 15,448 Verse. Die Form ist die gewöhnliche höfische der kurzen vierfüßigen Reimpaare. Wie wildromantisch zumal der Mälgis ist, geht unter anderem daraus hervor, daß der Zwerg Spiet, ein Sohn des Saracenen Fortemeus und der Isane, der Schwester der Druwane, der Gattin Buobo's (beider Sohn ist Mabelgis) seine eigene Mutter ehlicht, nebenbei aber Christ ist.

Das dritte zu dieser Abtheilung gehörende Gedicht heißt Karl und Elegast (Albgaß). Es gehört dem Beginne des vierzehnten Jahrhunderts an und ward von einem unbekannten Dichter in niederländischer Sprache abgefaßt (kurze Reimpaare). Es erzählt wie König Karl zu Ingelheim, während er des Nachts schläft, von einem Engel geweckt wird mit dem Auftrage, sofort stehen zu gehn. Dreimal muß er gemahnt werden, bevor er gehorcht. Endlich erhebt er sich, sattelt sein Roß und kommt durch Gottes Fügung unversehen aus der Pfalz. Im nahen Walde kommt ihm ein schwarzer Ritter entgegen, den er für den Teufel hält und, weil er auf bösem Wege ist, fürchtet. Dieser Ritter aber ist Elegast, den Karl früher seiner Güter zur Strafe beraubt hat. Es kommt zum Kampfe, aus welchem Karl als Sieger hervortritt. Auf seine Frage sagt ihm Elegast nun, daß er, seit er vertrieben sei, vom Raube lebe.

woraufhin sich Karl ebenfalls für einen Räuber ausgiebt und mit Elegast Bündniß schließt. Obgleich nun aber der König die Prüfung, der ihn Elegast unterwürft, um seine Fertigkeit zu erkennen, schlecht besteht, ist der Meisterdieb doch bereit, Karl bei der vorgenommenen Beraubung des Eggerich von Eggermont, der Karls Schwester zur Gemahlin hat, zu unterstützen. Sie brechen durch die Mauer in die Burg, hier aber vernimmt Karl, dem Elegast ein Kraut in den Mund gegeben hat, wie der Hahn zum Hunde sagt, „König Karl sei in der Burg.“ Hierüber erschrickt er, und Elegast bewilligt ihm draußen Wache zu halten, während er den Raub vollbringt. Der schwarze Ritter schleicht nun in Eggerichs Schlafgemach, hier aber trifft er diesen wachend und mit seinem Weibe im Zwiegespräche. So erfährt denn Elegast, daß Karl am nächsten Morgen durch Eggerich und seine Verbündeten in seiner Pfalz ermordet werden soll. Die Schwester Karls mahnt ihren Gatten ab, dieser aber schlägt sie zornig in das Gesicht, daß sie blutet. Elegast fängt das Blut in seinem Handschuh auf und nimmt, als er weggeht, Eggerichs Schwert mit. Verstärkt theilt er den Anschlag auf den König draußen seinen Gesellen mit und er wünscht Karl zu retten, obgleich dieser ihn ungerecht vertrieben habe. Karl, der sich auch jetzt noch nicht entdeckt, übernimmt es, die Sache dem Könige zu hinterbringen, trennt sich von Elegast und kommt ungesehen nach Ingelheim zurück. Am Morgen, als die Verschworenen kommen, werden sie in Haft genommen; Eggerich aber leugnet und erbietet sich zum Zweikampfe (Ordal). Nun wird Elegast aus dem Walde herbeigerufen, er kämpft, siegt und erhält des Erschlagenen Weib nebst Besitztungen zum Lohne.

Diese Sage ist wirklich anmuthig, sagte jetzt Berta; aber Elegast, der ein so gewandter Dieb ist, ist mir auffällig; das paßt nicht recht zum Ritter.

Freilich, rief der Herzog aus, auf diese Weise und so schlau pflegten die Raubritter nicht zu stehlen.

Nun, sagte der alte Graf, so vernehmen sie denn, daß Elegast nur hier als Ritter erscheint, andere Sagen kennen ihn als Zwerg oder Alb, der so gewandt ist, daß er den brütenden Vögeln

die Eier unter dem Leibe wegstehlen kann, ohne daß sie es merken. Auch in die Karlsage sind mythische Wesen eingebracht, wie Sie hier sehen und bereits früher hörten; denn sowohl Spiet als auch Nadelgis gehören dazu. Ueberhaupt waltet in diesem Theile der Karlsage eine Launigkeit, die dem anderen Theile ganz fremd ist. Von dem selbstbewußten schalkhaften Spotte, der die Gedichte eines Bojardo, Ariosto, Fortingerra, Pulci und anderer italischer Dichter für Viele so anziehend macht, sind freilich in diesen niederländischen erst schwache Anfänge zu finden. Doch ich wende mich zu dem ernststrengen Theile der Karlsage, zu Rolands Tode zu Nunjival. Das Gedicht ward zwischen 1173—1177 von einem Geistlichen, dem Pfaffen Ruonrad, für den Herzogen von Sachsen, Heinrich den Löwen, oder genauer für dessen zweite Gemahlin, Mechtild, Tochter Heinrichs II. von Engelland aus dem Französischen übertragen; es gehört folglich noch in die Zeit vor der Blüthe der ritterlichen Dichtungen. Da Heinrich selbst von 1150 bis 1160 gegen die heidnischen Obodriten (Slawen) gekämpft und sie unterworfen und bekehrt und später im Jahre 1172 eine Pilgersfahrt nach Jerusalem unternommen hatte, so mußte gerade dieser Gegenstand, der Kampf Karls gegen die Saracenen in Spanien, ganz besonders ihn anziehen. Mochte ihm doch Karl in den Kämpfen gegen die Obodriten schon als Vorbild gedolten haben. Wie mühsam Ruonrad bei seinem Werke verfuhr, ergiebt sich daraus, daß er das französische Gedicht zuerst in das Lateinische und dann erst aus dem Lateinischen in das Deutsche übertrug. Die drei ältesten Handschriften des französischen Gedichtes bieten die merkwürdige Erscheinung dar, daß sie längere Stücke, wo der Inhalt von besonderer Wichtigkeit ist, in verschiedener Fassung wiederholen, so daß zuweilen dasselbe zwei und dreimal hintereinander auf verschiedene Weise erzählt wird. Das weist deutlich auf den Ursprung aus mündlicher Ueberlieferung hin. Es sind Volkslieder, die, wo, die Bevorzugung des einen vor dem andern schwer fiel, einfach neben einander gestellt wurden. Daß der Deutsche dem Franzosen hierin nicht nachfolgte, gesetzt daß seine Vorlage, die aber eine andere, keines der erhaltenen französischen Gedichte

war, ¹ dieselbe Erscheinung bot, versteht sich von selbst. Da Ruonrad, wie er ausdrücklich sagt, nichts dazu und nichts davon gethan, sich folglich jeder selbständigen dichterischen Thätigkeit enthalten hat, so wäre es Zeitverschwendung, wenn ich Ihnen ein Stück seines Gedichtes vorträge; es genügt eine kurze Inhaltsangabe.

Kaiser Karl erhält durch einen Engel den Auftrag, die Saracenen in Spanien zu unterwerfen. Er zieht demnach mit seinem Heere und den zwölf Fürsten aus zum Kampfe. Fast ganz Spanien bis auf Sarraguy, wo Marsilie herrscht, wird unterworfen. Der bedrängte heidnische König beräth sich mit seinen Vasallen, was zu thun sei: Da schlägt der alte und schlaue Blanscandig vor, den Kaiser durch scheinbare Unterwerfung und durch das Erbieten die Tausche zu empfangen zu besänftigen. Geiseln und reiche Geschenke müsse man senden. Ziehe er darauf heim, so falle man über die Zurückgelassenen her. Der Rath wird angenommen und Blanscandig zieht mit den Geiseln und Gaben zum Kaiser, der vor Gorderes liegt. Eben hat Blanscandig seinen Antrag gemacht, als die Heiden aus der Stadt hervorbrechen; aber sie werden zurück getrieben und zugleich mit ihnen bringen die Christen in das Thor. Nachdem Ruhe geworden, trägt Karl das Erbieten Marsilies den Fürsten vor. Roland, Olivier (Wolshere), Turpin und Raimés (Heime) durchschauten den Trug und rathen ab; Genelun aber, seinem Stiefsohne Roland abgeneigt, warf diesem Blutdurst vor und rieth zur Annahme. Der Kaiser versammelt darauf sämtliche Fürsten und hier schlägt Turpin vor an Marsilie einen Boten zu senden, der sehen solle, wie die Sache stehe, und er wie Roland und Olivier erbieten sich Boten zu sein. Als Karl keinen von ihnen senden will, schlägt Roland Genelunen zum Boten vor. Dieser erbleicht, als Karl ihn aber annimmt und ihm Stab und Handschuh reicht, ² läßt er diesen auf die Erde fallen, ³ so daß

¹ Wieder abweichend erzählt die Sage das erste altitalienische Gedicht La Spagna von Sostegno di Janobi (dreizehntes Jahrh.), ein lateinisches des elften, und ein englisches des vierzehnten Jahrhunderts. Nicht minder eigenthümlich ist die Chronik des Pseudo-Turpin (elftes Jahrh.), die gleichfalls auf Volksthebern beruht. ² Zeichen des Kaiserboten. ³ Zeichen der Fehdeankündigung.

man ihm denselben abermals reichen muß. Hierauf übergiebt ihm Karl einen Brief an Marfilie, worin er diesem, wenn er Christ und sein Mann werden wolle, die Hälfte von Spanien verheißt; füge er sich nicht, so werde Sarraguz zerstört, er gebunden auf einem Esel nach Naxen geführt und ihm dort das Haupt abgeschlagen.

So begiebt sich denn Genelun mit Blanscandig auf den Weg. Der schlaue Heide erkennt bald seines Begleiters Unwillen und Haß und berebet ihn zum Verrathe. Marfilie geräth über Karls Brief in Wuth und schlägt mit dem Stabe nach Genelune; Blanscandig jedoch besänftigt ihn und so kommt der Vertrag zwischen Marfilie und Genelune zu Stande, wonach dieser verspricht Rolanden, der am ganzen Kriege Schuld sei, samt dessen Gesellen in Marfilies Hand zu liefern. Sein Rath geht dahin, alle Forderungen Karls zu bewilligen, aber nach dessen Heimfahrt über die Zurückgelassenen herzufallen und sie zu tödten.

Reich beschenkt lehrt Genelun zurück und Karl empfängt den Verräther ehrenvoll. Im Rathe der Fürsten empfiehlt nun Genelun Rolanden zum Beschirmer des gewonnenen Theiles von Spanien. Die meisten stimmen bei, und so wird Roland am nächsten Tage mit Spanien belehnt, obwohl Karl des Nachts schwere vorbedeutende Träume hatte. Die Eilf und zwanzigtausend Krieger blieben bei ihm; Karl mit dem übrigen Heere zieht heim.

Als Karl fortgezogen ist, erheben sich die Heiden. Das heranziehende Heer erblickt Roland von einem Berge und er heißt die Christen sich zum Kampfe bereiten. Olivier räth ihm sein Horn Olivant zu blasen, dessen Schall der Kaiser hören werde; Roland aber, die Feinde verachtend, weigert sich. Die Christen, in der Hitze des Streites durch einen himmlischen Thau gekühlt, siegen; ein einziger Heide entgeht dem Tode und sagt Marfilie den Verlust der Schlacht an.

Ein zweites Heer wird gesendet, das wie das erste erliegt, und ein drittes hat dasselbe Schicksal. Margariz, mit einem Speer im Rücken, entrinnt und verkündet daheim die Niederlage; aber auch ein großer Theil der Christen ist geblieben. Marfilie führt

nun, selbst ein viertes Heer wider Roland und die Seinen, und da die Christen großen Verlust erleiden, bläst Roland endlich sein Horn. Karl hört den Schall und erschrickt; Ganelun aber spottet, Roland werde wohl Hasen jagen, und Furcht und Angst zieme dem Kaiser nicht; Karl aber läßt ihn in Fesseln fortführen und zieht mit dem Heere nach Spanien zurück. Indessen fallen der Christen immer mehrere, und Marfilie, der den Kampf enden will, greift selbst Rolanden an, verliert jedoch einen Arm und muß fliehen; die anderen Heiden werden alle erschlagen.

Der Christen sind nur noch zweiundsechzig übrig; da kommt ein neues Heer, das der Mohrenkönig Algarich von Karthago und Aethiopien Marfilie zu Hülfe herbeigeführt hat. Algarich sticht Olivier den Speer durch den Leib und dieser schlägt ihn dafür mit dem Schwerte zu Boden; doch Olivier erleidet und das Gesicht schwindet ihm. Roland beklagt den Freund und reitet dann ergrimmt in den Kampf zurück. Olivier ermannt sich noch einmal und reitet ihm nach; allein der Sehkraft verlustig schlägt er Rolanden auf den Helm. An der Stimme erkennt er darauf den Freund und betrübt scheiden sie von einander. Olivier steigt vom Rosse und kniet zum letzten Gebete nieder. Walther hat die tausend Mann, deren Führer er war, ebenfalls verloren und kommt jetzt zu Rolande, um ihn noch einmal zu sehen. „Jetzt sagt Roland, kam die Zeit, da auch wir unser Leben darbringen müssen,“ und geht mit Walther und Turpin¹ in den Kampf. Walther fällt, Turpin sinkt, von den Feinden umringt, vom Pferde; die Heiden werfen ihre Spieße auf ihn und lassen ihn für todt liegen. Roland kommt zu ihm und empfängt von ihm den Segen. Durch seine Hülfe erhebt er sich wieder und kämpft weiter. Abermals bläst Roland sein Horn; der Kaiser hört es und mahnt die Seinen zur Eile. Die Heiden umringen beide, werden aber von ihnen in die Flucht getrieben; Roland jedoch hat sein Noth Pelentich

¹ Andere Gestaltungen der Sage lassen Turpinen an diesem Kampfe nicht Theil nehmen, sondern beim Kaiser sein, wohl in Rücksicht auf die Ehrenit, die dem Bischof Turpin zugeschrieben ward; denn fiel er im Kampfe, so konnte er unmöglich denselben beschreiben.

verloren. Turpin zieht jetzt den Halsberg ab und Roland geht seine Genossen zu suchen und zu begraben. Als er Olivieren findet, fällt er vor Leid in Ohnmacht. Turpin will ihm einen Trunk Wasser holen, vermag es jedoch nicht mehr; er sinkt nieder und stirbt. Roland setzt sich todtmüde an einen Baum; ein Heide, der ihn todt wähnt, schleicht heran um sein Schwert Durandart und sein Horn Olivant zu rauben; aber Roland schlägt ihn mit dem Horne nieder, welches dabei zerbricht. Jetzt will er auch sein Schwert zertrümmern, damit es nicht den Heiden in die Hände falle; er schlägt es an einen Felsen, aber das Schwert bleibt unversehrt. Er redet es an und nennt die Heiden, die er damit bezwungen hat; dann zieht er den Handschuh aus und deut ihn gegen den Himmel;¹ ein Engel nimmt ihn ab. Roland betet und stirbt. Am Himmel geschehen Zeichen.

Der Kaiser langt im Thale Rungival an, findet die Todten und beklagt sie. Raimes sieht noch den Staub der flüchtigen Heiden. Ein Engel kommt und befiehlt dem Kaiser Rache zu nehmen. Es geschieht ein Wunder: die Sonne scheint wieder wie zu Mittag, obgleich es Abend ward. Tausend Franken bleiben bei den Todten als Wache zurück, als Karl weiter zieht. Die Heiden, welche der ausgetretene Fluß, die Saibre, hemmet, stürzen sich bei der Ankunft des Kaisers in das Wasser und ertrinken samtllich. Jetzt erst tritt die Nacht ein, und ein Traum enthüllt dem Kaiser die Zukunft.

Der fliehende Marsilie hat Sarraguz erreicht; aus Jorn zer- schlägt die Königin Brehmunda die Gößen. Paligan, König von Persien und Marsilies Oberherr, den dieser gleich bei Karls Erscheinen in Spanien um Hülfe gebeten hatte, ist gelandet und eilt mit zwei und vierzig Königen und einem unzählbaren Heere herbei. Karl sorgt indessen für die Bestattung der Gefallenen. Seine Trauer ist so groß, daß er, auf einem Steine sitzend, Blut weint: noch heute ist der Stein davon naß. Paligan verlangt durch Boten Karls Unterwerfung; des Kaisers Antwort ist eine Heraus-

¹ Zeichen, daß man etwas aufgiebt; Roland übergiebt so seine Seele Gott.

forderung zum Kampfe. Malprimes, Paligans Sohn, geht dem Kaiser zu tödten. Er beginnt den Kampf, sticht den Herzog Rahnes vom Rosse, wird aber von Karl erschlagen. Jetzt erhebt sich Paligan selbst zum Kampfe; er rennt den Kaiser an, sinkt aber nach langem Kampfe mit gespaltenem Haupte vom Rosse. Ein Licht kommt vom Himmel und die Christen behaupten als Sieger das Feld. Jetzt schiffet Karl mit den Seinen über die blutgefärbte Saibre und erscheint vor Sarraguz. Da Marfille vor Leid gestorben ist, öffnet ihm Brechinunda die Thore. Sie empfängt die Tausche.

Heimgelehrt gebietet der Kaiser einen Hof gen Nachen, wo über den Verräther Genelun gerichtet werden soll. Alda, Rolands Gattin, erscheint und verlangt von Karl ihren Gemahl. Karl will ihr seinen Sohn Ludwig zum Gemahle geben, aber als sie Rolands Tod erfährt, sinkt sie entseelt zur Erde nieder. Vor dem Gerichte gesteht Genelun, daß er den Tod der Zwölfe gewollt habe, aber er leugnet den Verrath, denn er habe ihnen abgesagt¹ öffentlich und in Gegenwart des Kaisers. Seine Freunde hätten ihm gerne das Leben gerettet, und Vinabel erbietet sich für ihn zum Kampfe. Die Beschuldigung des Verrathes aufrecht zu erhalten, stellt sich ihm ein Verwandter Rolands, Thirriß; jeder stellt dreißig Geiseln. Als Vinabel gefallen ist, werden seinen dreißig Bürgen die Häupter abgeschlagen, Genelun aber wird wilden Rossen an die Schweife gebunden, durch Dörner geschleift und zerrissen.

Jetzt kennen Sie den Inhalt des Gedichtes; was die Darstellung betrifft, so giebt sich darin nur gar zu oft der Geistliche zu erkennen. Freiheit der Bewegung fehlt gänzlich; Vers und Reim sind sehr nachlässig behandelt. Nach 1230 versuchte der Stricker dieses Gedicht für seine Zeit genießbar zu machen; er glättete den Vers und führte regelrechte Reime ein. Anklang jedoch, zumal da er nicht zu den begabteren Dichtern gehört, scheint er wenig gefunden zu haben, da der Geist der Zeit ein anderer geworden war. Ungeachtet verband er eine andre Sage damit, die Karl als jugendlichen Helden und Flüchtling am Hofe eines saragenischen

¹ Durch das Fallenlassen des Handschuhs.

Fürsten und in einem Liebesverhältniß mit der Tochter desselben zeigt. Aber dieß war sehr wenig geeignet dem Gedichte aufzuhelfen; es war zurückgedrängt und blieb es. Die Sarazenenkämpfe hatten in Deutschland ihre Anziehungskraft bereits verloren. Ob die anderen bedeutenden Abweichungen Etriders Kuonrad gegenüber aus anderen deutschen oder französischen Bearbeitungen der Sage stammen, ist ungewiß und gleichgültig, da diese Karlsage dieselbe des Rheines nie heimisch war, folglich, wenn es im zwölften Jahrhundert noch andere deutsche Bearbeitungen gegeben haben sollte, diese doch auf französischen beruhen müssen.

Aber, nahm jetzt Berta das Wort, da Karl der Große doch unleugbar der Geschichte angehört, so wird doch wohl auch sein Krieg gegen die Mauren in Spanien ein geschichtliches Ereigniß sein, so sehr es auch vielleicht später ausgeschmückt werden mochte, oder nicht?

Allerdings, erwiderte ihr der alte Graf, hat diese Sage geschichtliche Grundlage. Im Jahre 777 hielt Karl nach der Unterwerfung der Sachsen ein Reichsfeld (Vollversammlung) zu Paderborn. Da erschien eine maurische Gesandtschaft, geführt vom ehemaligen Statthalter von Saragossa, und bat um Hülfe gegen den Emir Abderrahman. Karl sagte diese zu, theils um die Christen in Spanien zu unterstützen, theils um sein Reich durch Eroberung zu erweitern. Bereits im nächsten Frühjahr zog er mit einem zahlreichen fränkischen Heere nach Spanien, überwältigte Pamplona und rückte gegen Saragossa. Er schlug ein feindliches Heer in die Flucht, eroberte die Stadt und empfing von den Arabern Geiseln und Schätze. Im Begriffe, die Hauptmacht der Feinde jenseit des Ebro aufzusuchen, rief ihn die Kunde von einem neuen Aufstande der Sachsen an den Rhein zurück. Das Hauptheer langte glücklich in Frankreich an, die Nachhut aber ward von den Wälfen in den Pyrenäen verrätherisch überfallen und niedergemacht. In diesem Kampfe fielen nach Einhard: Eggihard der Truchseß, Anselm der Pfalzgraf und Huodland der Präfect der britannischen Küste.¹ Der

¹ Huodland wird von der einen Classe der Handschriften nicht erwähnt.

Ueberfall konnte nicht gerächt werden, weil die Feinde nach Vollbringung der That sich so zerstreut hatten, daß Niemand sagen konnte, wo sie zu suchen seien. Aus einer Urkunde Karls des Kahlen (vom J. 845) erfahren wir noch, daß der treulose Herzog von Aquitanien, Lupus, an der Spitze der Wastonen gestanden habe. Karl bestrafte ihn später mit dem Strick.

Das ist freilich eine ziemlich dürftige Grundlage, sagte Irmgard; und es wäre gewiß lehrreich die Ausbildung und das Wachsthum der Sage im Laufe der vier Jahrhunderte zu verfolgen. Aber dazu gebricht uns wohl die Zeit. Besonders merkwürdig erscheint mir, daß aus den christlichen, wenn auch räuberischen Wastonen saragenische Mauren wurden. Im Herzogen Lupus werden wir wohl die Grundlage zum Genelun finden dürfen, oder nicht?

Ohne Zweifel ist aus dem Lupus der Genelun geworden, erwiderte ihr Graf Huno. Ein solcher Namenstausch hat nichts auffälliges. Wenn Du übrigens die allmähliche Fortbildung der Sage kennen lernen willst, so brauchst Du nur die Einleitung zu W. Grimms Ausgabe des Gedichtes zu lesen.

Das möchte auch ich empfehlen, nahm der alte Graf das Wort, da ich mich in der That sehr zu einem andern Gedichte zu wenden gedenke.

Weit besser als der Pfaffe Ruonrad mit seinem religiös-strengen, ja starren Gedichte genügte dem Geschmade der Zeitgenossen Heinrich von Veldeke mit seiner ebenfalls aus dem Französischen übertragenen Aeneide. Er gilt daher auch für den Begründer der höfisch-ritterlichen Epik in Deutschland. Unstreitig waren es weit mehr die Edelfrauen als die Ritter, die das Bedürfnis solcher Unterhaltung hatten, und ihnen mußte ein Gedicht, in welchem im Geiste der Zeit die Liebe zum Quell der Handlungen gemacht ward, nothwendig besser gefallen, als eine Dichtung, die nur Kämpfe für das Christenthum zum Gegenstande hatte, und in welcher die Liebe keinen Raum fand. Dazu kommt noch, daß Heinrich Vers und Reim vollständig beherrscht und von der Unbeholfenheit und Trockenheit Ruonrads völlig sich frei hält. Wir treffen hier einen Dichter, der die feinere Bildung seiner Zeit zur

Echau trägt, und so dürfen wir uns nicht wundern, daß man ihn auch noch in der Blüthezeit der höfischen Dichtung sehr hoch stellte. Von ihm rühmt bekanntlich Gotfrid von Straßburg in seinem Tristan:

Der sprach 1z vollen sinnen: wie wol sanc er von minnen!
wie schöne er sinen sin besneit! ich wanne er sine wisheit
1z Pegases ursprunge¹ nam, von dem diu wisheit alliu kam.
s'ne hân sin selbe niht gesehen, nû hœre ich aber die besten jehen²
die dâ bi sinen jâren unt sit her meister wâren,
die selben gebent im einen pris: er inphete daz erste ris
in tiutiacher zungen, dâ von sit este ersprungen
von den die bluomen kâmen, dâ si die spræche³ 1z nâmen
der meisterlichen vûnde; und ist diu selbe kûnde
sô wîlen gebreitet, sô manege wîs geleitet,
daz alle, die nu sprechent,⁴ daz die den wunsch⁵ dâ brechent
von bluomen unt von rîsen an worten unde an wîsen.

Man sieht, Gotfrid lobt Heinrich nicht geringer, als Opiß im siebzehnten Jahrhundert von den Zeitgenossen gelobt ward. Freilich, wie viel von diesem Lobe dem altfranzösischen Gedichte, das Heinrich übertrug, eigentlich zukommt, kann ich nicht sagen, da dasselbe unbekannt ist.

Ueber Leben und Schicksale unsers Dichters wissen wir nicht viel mehr als uns die Schlussrede seines Gedichtes mittheilt. Danach finden wir Heinrich oder doch sein noch nicht vollendetes Gedicht am Hofe zu Cleve zu der Zeit, da der Landgraf von Thüringen, Ludwig der Dritte oder der Milde, Sohn Ludwigs des Eisernen und Bruder Hermanns des Pfalzgrafen von Sachsen, nachmaligen Landgrafen von Thüringen, sich mit einer (im Gedichte nicht benannten) Gräfin von Cleve vermählte, etwa im Jahre 1175. Und dieser Gegend wird der Dichter ohne Zweifel angehört, da nicht nur die Reime seines Gedichtes dahin weisen, sondern auch nach dem Hausbuche der Abtei St. Trup der Abt Wilhelm im

¹ Quelle. ² Sagen. ³ Weisheit, Schönheit, Sinnigkeit. ⁴ Rittergedichte dichten. ⁵ Vollkommenheit.

Jahre 1253 einem Ritter Heinrich von Veldeke ein Grundstück bei Spalbeke als Lehen übertrug. Dieser Heinrich mag ein Enkel oder Neffe des Dichters Heinrich gewesen sein. Der Dichter war also ritterbürtigen Geschlechtes, und aus dieser seiner Heimath können wir uns auch sein Verhältniß zum Clever Hofe erklären. Zur Feier der Vermählung des Landgrafen mit der Gräfin von Cleve war auch ein Graf Heinrich von Schwarzburg im Gefolge Ludwigs nach Cleve gekommen: der sah bei einer der Jungfrauen der Gräfin die ihr von dieser in Verwahrung gegebene Aeneide Heinrichs, nahm sie und sandte sie heim nach Thüringen. Dieses Raubes halber sei die Landgräfin dem Grafen Heinrich „gram“ geworden, sagt der Dichter. Dieser erhielt sein Werk erst neun Jahre später durch Vermittelung des Pfalzgrafen Hermann zurück, als er nach Thüringen gekommen war, also im Jahre 1184, entweder um seine frühere Herrin, die er ihrer Freigebigkeit wegen rühmt, zu besuchen, oder vom Pfalzgrafen von Mainz aus mitgeführt; denn daß der Dichter zu Mainz anwesend war, als Kaiser Friedrich I. seinen Söhnen Heinrich und Friedrich daselbst das Schwert gab, sagt er selbst.

Unvollendet hatte der Dichter sein Werk der Gräfin zum Lesen und zum Schauen (also eine Bilderhandschrift) geliehen und so war es nach Thüringen entführt worden. Hier hatte man dasselbe in die Thüringer Mundart, in der wir es jetzt noch haben, umgeschrieben, und hier, auf der Neuenburg an der Unstrut, vollendete Heinrich sein Gedicht auf Bitte des Pfalzgrafen, und auch dieser Schluß ward dann in die thüringische Mundart umgesetzt. Heinrich begann sein Werk nach 1155 (denn er erwähnt die Krönung Friedrichs I. zu Rom 1155, 18. Juni); im Jahr 1175 war der bei Weitem größere Theil bereits in einer mit Bildern geschmückten Handschrift enthalten, und 1184 ward es in Thüringen vollendet. Ein späteres Jahr darf man nicht setzen, weil sich Ludwig 1186 von seiner Gemahlin schied, und ihr Lob dann im Gedichte wohl weggeblieben wäre.

Von Gervinus ist Heinrich von Veldeke ungerecht beurtheilt worden. Freilich, wenn man die Aeneide Virgils mit der Heinrichs

zusammenhält, muß die letzte dürftig und chronikenartig erscheinen; denn hier ist nichts von dem zu finden, was des Römers Dichtung Schmuck, Zierde und Glanz verleiht. Alles wird schlicht und einfach vorgetragen, und die kühne schwunghafte Dichtersprache Virgils gegen einfachsten Ausdruck vertauscht. Hingewiederum bietet die Schilderung der Liebe zwischen Aeneas und Lavinia auch genug hier dar, wovon in Virgils zwölftem Buche keine Spur zu finden ist. Hätte jedoch Virgil seinen „frommen Aeneas“ und seine Lavinia so gegen einander reden und gebaren lassen, wie sie hier es thun, Augustus und sein Hof würden ihn nimmermehr für einen Heros, sie dagegen für eine Närrin gehalten haben; aber in den Augen der höfischen Ritter und Edelfrauen waren beide ganz anständige Leute.

Die Eneide Heinrichs schließt wie herkömmlich mit den Worten: also saget uns daz liet. Darauf folgt ein Stück, worin in dürftigster Kürze die Nachkommen des Aeneas und der Lavinia bis auf Augustus genannt werden. Zuerst wird erwähnt Ascanius oder Iulus, Sohn des Aeneas und der Creusa, der vom Vater Alba erhält, dann Sylvius, Sohn des Aeneas und der Lavinia. Von diesem stammten ab Nemus und Romulus, die Rom erbauten. Aus dem Geschlechte des Romulus und des Iulus stammte ab Julius Cäsar, dem als sein Nage Augustus im Reiche folgte, unter dessen Herrschaft Christus geboren ward. Dieses Stück schließt mit den Worten: amen in nomine domini, und hat wohl einen thüringischen Geistlichen zum Verfasser, vielleicht den, der das Gedicht in die thüringische Mundart umschrieb. Darauf folgt nun die Erzählung vom Raube des Gedichtes zu Elve, von welchem es ungenüß ist, ob es vom Dichter selbst oder von dem erwähnten Geistlichen herrühre, doch scheint mir das letzte glaublicher. Die Glaubwürdigkeit der Angaben wird dadurch nicht beeinträchtigt. Aber Sie werden nun den Vater der höfischen Epik in Deutschland selbst vernehmen wollen, so hören Sie denn:

Lavinia ward gleich beim ersten Anblick des trojanischen Helden von Liebe zu ihm ergriffen. Dadurch aber kam sie in Verdrüß mit ihrer Mutter, die sie mit Turnus, dem Könige der Rutuler,

vermählen wollte. Sie sagt der Tochter alles lästerliche über Aeneas, erhält aber dafür nur das Geständniß der Tochter, daß sie das nicht glaube und daß sie ihn lieben müsse, weil Venus, seine Mutter, und Cupido, sein Bruder, es so wollen.

Da die Mutter das vernahm, ihrer Tochter ward sie gram,
wie sie das wohl bescheinte. Lavine heftig weinte,
da sie ihr drohte und sie schalt. Die Jungfrau fiel in Ungehalt.
In Ohnmacht sie sie liegen ließ, Leides sie ihr viel verzieh,
in Horne sie von dannen gieng. Bleiche Farbe da besieg
die Jungfrau schön und lobsam, bis ihr das Herze wieder kam.
Da hub sie sich empor und sprach: „O weh, Minne und Ungemach,
wie ungenädig ihr mir seid! Nun wär' es mehr doch als Zeit,
daß Ihr liehet mich genesen. Soll ich enden dieses Wesen,
so möchtet Ihr's beginnen, denn mein Herz ist innen
über alle Maßen heiß um einen Mann, der nicht es weisß
noch jemals Liebe zu mir trug. Das ist doch wundersam genug,
daß ich mich des nicht lösen kann. Wie soll ich's aber fangen an
mit Anstand und mit Sinne, daß er es werde inne,
und ihm ich mache kund zur Frist, daß ihm mein Herze hold ist
gar über alle Maßen? Ich darf es nimmer lassen,
wie das auch ich werde; 's ist besser, als daß ich sterbe,
und verderben schnell ich muß, wird mir nicht der Hize Buß.¹
Ich weiß ja wohl, keine Noth ärger ist als der Tod.
Wie nun mir sei jedoch, ich sterbe ungerne noch,
so lang ich mag am Leben bleiben. Ich muß wahrlich, wähn' ich,
schreiben

an einen Brief mit Schidlichkeit das freudelose große Leid,
das ich muß ertragen; ja, ich will's ihm sagen,
wie weh mir diese Liebe thut. Hat er männlichen Muth,
er muß mir desto holdter sein, wenn er weiß den Willen mein.
Darum entbiet' ich denn ihm das. Er wird auch kämpfen desto bah,
so daß er Turnum erschlägt, wenn wider ihn das Schwert er trägt:
nimmer er sich sein erwehret, ob er jemals mein begehrt.
Darum trägt er stets mir Huld, ist er des Uebels ohne Schuld,
des ihn meine Mutter zieh.² O weh! erwähnt' ich des doch nie!

¹ Befreiung von. — ² Der Anabendliebe.

(sprach die Jungfrau lobsam). Daß je mir in den Muth es kam,
des muß ich immer traurig sein. Ihn zieh ja des die Mutter mein
nur, weil, was nie sie sollte, sie mir ihn leiden wollte.
Umsonst ist all die Arbeit! Man weiß des wohl die Wahrheit,
daß dem Herrn Aeneas nie zu Sinne kam das,
solch' ein' arge Mißthat: Gott verdamme bösen Rath!"¹

Da war die Jungfrau rein in ihrem Zimmer ganz allein:
ihre Angst die war wohl groß. Die Thüre innen sie beschloß
und nahm, des reichen Königes Kind, Tinte rasch und Permint,²
wie die Noth sie dazu trieb. Wollt Ihr hören, was sie schrieb
in schönem Latine? „Es entbietet Lavine
Enease dem Herren ihren Dienst mit Ehren,
der ist ihr der liebste Mann. Mehr ihm wünscht sie Heiles an
denn allen, die sie je noch sah. Sein vergessen nie sie mag
weder späte noch früh, und entbietet ihm das",
daß er der Rede sei gewiß und gar wohl gedanke des,
daß die Minne vieles thut." Also dächte sie's gut.
Noch einmal sie's überlas. Da der Brief trocken was (war)
in Falten zierlich ihn sie schlug. Heimlich sie ihn mit sich trug
und barg ihn wohl zur selben Frist. Einen Pfeil gewann sie da
mit List, —

ich weiß nicht, wo sie ihn nahm, die Jungfrau schön und lobsam, —
die Federn eilig ab sie band, den Brief sie um den Schaft wand,
das lehrte sie die Minne. Die Schrift sie lehrte nach inne
und band sodann die Feder geschickt zum Schaft wider
daß da Niemand ersah, daß der Brief darunter lag.

Nun hört, wie sie's anfieng. Zu dem Fenster sie gieng:
da war es wohl Mittag. Freundlich sie dahin sah
wo ihr das Herze war. Da kam Eneas wieder dar
mit seinen Kampfgeßellen geritten, den viel schnellen,
zur Mauer an die Warten. Sie mocht' ihn kaum erwarten,
Die Jungfrau schön und lobsam. Da sie sah, daß er kam,
ward ihr Herze dessen froh, und es hub empor sich hoch
ihre Freude und ihr Muth, also noch er mancher thut,
die ihr Hergelieb ersieht; deshalb wundert mich des nicht
daß froh sie war, da sie ihn sah. Nicht länger sie im Fenster lag.

¹ Den Anschlag, sie zu trennen. ² Pergament.

fröhlich sie hinwegsprang von dem Fenster in den Gang;
 schleunig schloß sie auf die Thür und sah in den Hof hinfür.
 Der Jungfrau sollt es wohl ergehn: einen Jungheirn sah sie stehn.
 einen Bogen hatt' er in der Hand: sie lobte Gott, daß sie ihn fand.

Sie winkte ihn nun herbei und bat ihn den Pfeil hinab zu
 denen zu schießen, die an der Mauer hielten; es seien Späher, die
 sehen wollten, wo, sobald der Waffenstillstand zu Ende, die Burg
 am leichtesten zu erstürmen sei. Der Jungheirn weigert sich erst,
 weil schwere Strafe auf den Friedebruch gesetzt sei. Lavine er-
 muthigte ihn jedoch und hieß ihn so schießen, daß er Noth noch
 Meiter schädige; er solle ihnen nur die Nähe der Mauer vermeiden.
 Da folgte er ihr und schoß den Pfeil hinab.

Eneas sah ihn fallen. Unter ihnen allen
 wußte Niemand, wannen er kam. Ein Ritter da den Pfeil nahm
 und gab dem Feld ihn in die Hand. Den Brief er daran fand,
 der unter die Federn war gelegt: des ward sein Herze froh bewegt.
 Den Stab er flugs entwei brach, zu seinem Gefährten er da sprach,
 Eneas der Trojan: „Sie haben uns unrecht gethan
 die den Frieden an uns brechen. Nun mag ich in Wahrheit sprechen,
 daß sie's an mir beginnen.“ Da ward des Briefs er innen,
 er sprach: „es wird gut Rath um so gethane Mißthat.“
 Den Brief, der an dem Pfeil ihm kam, lächelnd er hinunter nahm.
 Als sein Auge nun durchlief den an ihn geschriebnen Brief,
 da ward er froh und schwieg sofort. Der Jungfrau, die am Fen-
 ster dort

lag, er tief sich neigte. Wohl Freude des sie zeigte
 und neigte sich hinwieder nach ihm vom Fenster nieder.
 Das Reigen konnte beid' erlauben: Da ritt er näher an den Graben,
 und blickte zärtlich auf nach ihr. Das erschah ein Ritter hier,
 der liebte Spott zu jeder Zeit, obgleich er mannlich war im Streit.
 Er sprach also durch seinen Spott: „Was thut mein Herr nur dort,
 um Gott?

Warum hält und weilt er da jenem Thurme dort so nah?
 Es ist nicht der Rath mein, ich will ohne Schuld des sein,
 ob er übel des genießt, und man wieder nach ihm schießt,
 traf der Pfeil ihn doch beinaß. Eneas ihm winkte da

und hieß ihn schweigen stille, weil er seinen Willen und seinen Brauch erkannte. Hintweg er flugs ihn sandte und befahl ihm eine Botschaft. Da hub sich die Freundschaft erstlich unter ihnen beiden, die seit Niemand mochte scheiden.

Den ganzen Tag vollbringt Aeneas im Anschauen der Jungfrau; kaum konnten die Seinen, als die Nacht kam, ihn vom Thurm weg bringen. Unberührt ließ er das Nachtesten, schlaflos wälzte er sich die ganze Nacht hindurch auf seinem Lager hin und her, und erging sich in langen ruhrenden Selbstgesprächen bis der Tag kam und er endlich einschlief. Selbstbegreiflich schläft auch Lavinia keinen Augenblick, und kaum grauet der Tag, so liegt sie wieder im Fenster und blickt hinaus, ob Aeneas noch nicht komme. Als er säumt und säumt, beschilt sie ihn und sich, und sich und ihn: da plötzlich kommt er geritten und nun ist sie glücklich. —

Außer der Aeneide haben wir von Heinrich von Veldeke auch noch einige Lieder und Sprüche; andere Werke von ihm scheinen verloren. —

Sie haben recht, Herr Graf, sagte jetzt der Herzog; Augustus würde über diesen Aeneas sein Haupt geschüttelt haben. Er gebahret wie etwa ein achtzehnjähriger Gardeleutnant und nicht wie ein Feld, der ein die Welt einst beherrschendes Reich zu gründen berufen ist.

Aber Herr Herzog, unterbrach ihn unbedacht die Nonne, ich finde ihn so zart, so ritterlich, so liebebeduftig, kurz deliçios!

So! sagte der Herzog trocken. Verstehen Sie sich darauf auch? Ich meinte bisher immer, Klosterfrauen stünde darüber kein Urtheil zu.

Geruhen Euer Durchlaucht doch genädigt zu bedenken, erwiderte sie mit einem giftigen Blicke, daß ich, daß ich —

Daß die fromme Schwester Veronika eine lange Reihe von Jahren die Ehre hatte Hoffräulein zu sein, ergänzte der geheime Pfeifenstopfer, und mithin Gelegenheit hatte den Liebeduft und zarte, ritterliche Leutenants gründlichst kennen zu lernen.

Sie nichtsnutziger Tagedieb! Sie Puppenschneider! Sie Pfeifenstopfer! Wollen Sie fortfahren, mich, die gottgeweihte Jungfrau, zu kränken, zu verlegen? schrie darauf, von ihrem Stuhle empor-

fahrend, die Nonne. Aber kommen Sie mir nur; Sie will ich noch todt beten!

Das will ich denn erwarten, erwiderte kalt und ruhig Künrich.

Basta! rief der Herzog boshaft, gehn Sie, küssen Sie dem Fräulein-Nonne die Hand und bitten Sie sie um Verzeihung! Künrich wollte gehorchen, aber die fromme Nonne wand ihre Hände so fest in ihr Scapulier, daß der Herr von Stoffeln durchaus keine ergreifen konnte. Gelassen setzte er sich da wieder an seines Herren Seite und sagte: „Sie nimmt den Willen für die That, Herr Herzog.

Abgethan; Basta! war die Antwort. Die Nonne aber entfernte sich unter der Vorgabe, die Stunde des Gebetes rufe sie.

Allerdings, nahm jetzt Haspinger das Wort, wer auch nur Einen antiken Charakter in dieser Aeneide suchte, der würde sich ganz und gar getäuscht sehen. Menschen des zwölften Jahrhunderts werden darin geschilbert, und an ihnen ist nichts antik als ihr Name. Daher nimmt auch das Weib hier eine ganz andere Stelle ein als im antiken Epos, und die Liebe wird Beweggrund der Handlungen. Das eben ist das eigenthümliche der ritterlichen Epiker in Frankreich sowohl als auch in Deutschland, daß sie Alles aus ihrer Zeit nehmen, was sie für ihre Zeit schildern. Hier liegt der Grund, warum die ritterlichen Dichter Deutschlands die deutsche Heldensage bei Seite liegen ließen und fremden Stoffen sich zuwandten, sofern diese nur gestatteten, die Helden als zeitgenössische darzustellen. Die deutsche Heldensage widerstand dieser Umgestaltung, und ihr fügte sich eben so wenig die strengernste Karlsage; daher auch diese, sobald die fromme Begeisterung für die Kreuzzüge geschwunden war, keine Bearbeiter mehr fand.

Die antike Heldensage ertrug zwar, wie wir sahen, diese Umbildung der Charaktere; aber ihr fehlte etwas anderes, was der Zeitgeschmack damals forderte, das Phantastisch-Märchenhafte¹ oder das Phantastisch-Mythische, was Arthur- und Gralsage reichlich boten.

¹ Nur die Alexanderage hat diesen Bestandtheil, und deshalb besonders ward sie auch mit Vorliebe immer und immer wieder bearbeitet. Vergl. Bd. I. S. 309.

So haben wir denn neben der Aeneide Heinrichs nur noch den trojanischen Krieg von Herbort von Trifar¹ und von Konrad von Würzburg.² Aber ich denke, wir gehn weiter.

Demnach begann der alte Herr Graf.

Der zuerst die Artursage nach französischen Vorbildern in Deutschland einführte, war Hartmann von Aue, d. h. Dienstmann zu Aue. Die meisten, denen ein Urtheil darüber zusteht, sehen in ihm einen Vasallen der Dynasten von Aue in Schwaben,³ deren Namen nach Sitte jener Zeit er führte, wie Rudolf vom Ems auch wohl Rudolf von Montfort heißt, weil er Dienstmann der Grafen von Montfort war. Auch andre Vasallen nannten sich nach dem Lehenherren, zumal wenn sie keine eigene Burg besaßen, nach der sie sich nennen konnten. Der Freyherr von Lashberg jedoch, betrogen durch das Wappen, welches die Weingartner und Pariser Liederhandschrift dem Wille des Dichters zufügt, drei weiße Adlerköpfe in blauem oder schwarzem Schilde, ein solcher Kopf auf dem Helme, nahm an, Hartmann habe zum Geschlechte der Herren von Wesperspül gehört, die Schenken der Abtei Reichenau (Augia dives, Augia major) waren und dieses Wappen führten. Da Hartmann an einem Kreuzzuge bald nach Salavins Tode (März 1193) Theil nahm und ausbrüchlich in einem Liebe sagt, daß ein Theil des Verdienstes dieser Fahrt seinem Herren, der alle seine, des Dichters, Freude mit in das Grab genommen habe, zukommen solle, so hat man, um die Streitfrage sicher zu entscheiden, zu erforschen, ob in dem achten Jahrzehnt des zwölften Jahrhunderts nicht ein Herr von Aue, oder ein Abt der Reichenau gestorben sei; wenn nämlich nur sein schwäbischer Lehenherr gemeint sein kann. Denn da Hartmann seine Fahrt nach dem gelobten Lande von Franken aus antrat, so könnte er recht wohl auch eines

¹ Herbort dichtete auf Veranlassung des Landgrafen Hermanns von Thüringen (1190—1216) sein liet von Troie, 18,458 Verse, treu nach einem französischen Gedichte im ersten Jahrzehnt des dreizehnten Jahrhunderts noch als Jüngling. Er scheint sich dem geistlichen Stande gewidmet zu haben. Sein Gedicht, freilich ein Jugendwerk, steht tief unter Heinrichs Aeneide. ² Ueber diesen Dichter, der diesem Stoffe jedoch nicht gewachsen war, später. ³ Ihre Stammburg soll nach v. d. Hagen bei Forth in Schwaben liegen.

fränkischen Gönners gedacht haben. Heimgekehrt von seiner Fahrt ist er, da Gedichte von ihm, die um das Jahr 1200 fallen, vorhanden sind. Gestorben ist er zwischen 1210 und 1220. Seine Geburt wird zwischen 1160 und 1170 anzusetzen sein, wenn er wirklich sein erstes Büchlein, das er als junger Mann dichtete, wie er selbst sagt, erst nach seiner Heimkehr aus dem Osten gedichtet hat. Mehr von dem Leben Hartmanns wissen wir nicht. Als Dichter gehört er zu den drei größten und besten, deren Deutschland im dreizehnten Jahrhundert sich erfreute, und entweder ihn oder einen seiner beiden etwas jüngeren Zeitgenossen, Wolfram von Eschenbach oder Gotfrid von Strassburg, nehmen sich alle anderen höfischen Dichter Deutschlands zum Vorbilde. Ja man kann ihn den höfischsten aller höfischen Dichter nennen, da Wolfram durch seine Art der Behandlung, und Gotfrid durch die Wahl seines Gegenstandes sich nicht im gleichen Grade höfemäßig erwiesen. An Geist und dichterischer Kraft überragen ihn beide; aber an schöner Ebenmäßigkeit stehen ihm beide nach, und noch heute können wir Gotfrids Urtheil über ihn nur gerecht finden. Er sagt nämlich:

Hartman der Ouware, ah! wie der diu mære
beide özen unde innen mit worten unt mit sinnen
durchverwet unt durchzieret! wie er mit rede stigieret
der aventiure meine! wie lüter unde reine
sîn kristallhîu wörtelin. beidiu sint und iemer mîtzen sîn!
si koment den man mit sîten an, si tuont sich nâhe zuo dem man
und liebet rehtem muote. awer guote rede ze guote
und ouch ze rehte kan verstân, der muoz den Ouware lân
sîn schapel unt sîn lîrzwî.

Daß ein Mann von Hartmanns Eigenschaften es vermochte, einem Sagenkreise, der des Außerordentlichen und Wunderbaren so viel darbot und schon deshalb damals große Anziehungskraft äußern mußte, allgemeine Theilnahme und Zuneigung zu verschaffen, begreift sich unschwer; es bleibt nur zu bedauern, daß er seine ausgezeichnete Begabung an so nichtigen Gegenständen verschwendete.

Die ursprüngliche Heimath der Arthursage ist derjenige Theil Engellands, den die Britten den Angeln und Sachsen gegenüber zu behaupten vermochten, Wales und Cornwales. In den Liedern der brittischen Varden des sechsten Jahrhunderts, Taliesin, Tal-hearn, Tatangion, Aneurin u. s. w. finden wir die Thaten des geschichtlichen Arthurs. Hier erscheint er noch frei von dem Schmutze, womit spätere Zeiten ihn umgaben. Gildas, (Mönch im Kloster Bangor, geb. 520), der die Kämpfe der Britten gegen die Sachsen beschrieb, gedenkt sein nicht einmal; aber Nennius, der um 858 schrieb, zeigt uns Arthurn schon in dichterischer Verklärung. Noch ausgeschmückter ist sein Leben in Galfriids von Monmouth¹ brittischer Chronik dargestellt: hier werden alle Fabeleien ohne Weiteres für geschichtliche Wahrheit ausgegeben. Ich kann ihm nicht in das Einzelne folgen; wen es reizt zu wissen auf welche Weise die Sage von Arthur sich fortbildete und stets erweiterte, der lese San-Martes Schrift: „Die Arthursage und die Märchen des Nothen Buches von Hergefi.“ Nach Gervasius von Tilbury (Anfang des 13. Jahrhunderts) ward Arthur im Jahr 542 in einer Schlacht schwer verwundet und starb auf der Insel Avallonis und ward im Kloster Glasmbury begraben. Seine Grabchrift soll gelautet haben: Hic jacet Arthurus, rex quondam rexque futurus (Hier liegt Arthur, der einst König war und König sein wird). Zugleich erwähnt er des Volksglaubens: Arthur lebe und werde sein Volk einst aus der Knechtschaft in die Freiheit führen. Nachricht über Auffindung dieses Grabmals und andere Grabchrift bei San-Marte, Arthursage S. 26 und 27.

Wenn in den Sagen von Wales Arthur durchaus noch als vollsthümlicher Held erscheint, als ein Kämpfer für sein Volk und als dessen zu erwartender Befreier, so nahm die Arthursage doch bald eine andere Gestalt an, nachdem sie in der Bretagne, wo ein stammverwandtes Volk wohnte, Verbreitung gefunden hatte. Hieher hatten sich Britten im fünften und sechsten Jahrhunderte vor den Sachsen geflüchtet; aber sie fanden das Volk hier im

¹ Er schrieb zwischen 1130 und 1150. Seine Quellen waren oft Gedichte.

unglücklichen Kampfe gegen die Franken, kamen also aus dem Regen unter die Traufe. Diese brachten die Arthursage mit, und da die Bretagner in gleicher Bedrängniß waren wie die Britten, so mußte schon deshalb die Arthursage hier leicht Eingang und Antheilnahme finden. Hier in der Bretagne lernten sie dann im zwölften Jahrhunderte die nordfranzösischen Dichter kennen, bemächtigten sich ihrer, machten den Brittenkönig Arthur zum Mittelpunkt und Träger ritterlichen Lebens und ritterlicher Abenteuer, entkleideten aber eben dadurch auch die Sage alles nationalen Inhaltes und ihrer Bedeutung für die Britten.

Wie Arthur selbst waren auch seine Kampfgenossen von den Varden in ihren Gesängen gefeiert worden. Aus ihnen wurden später die Hausgenossen des ritterlichen Königes, seine Massenie, und fast jeder derselben erhielt seine besondere Sage, indem man Abenteuer um Abenteuer auf sie häufte. Da sie alle als Ritter gleich vollkommen waren, unter ihnen also kein Rang stattfinden konnte, saßen sie an einer runden Tafel. In den Rittergedichten gilt es für die höchste Ehre an dieser Tafel Sitz zu erhalten oder in Arthurs Massenie aufgenommen zu werden. Daß, als dieser Sagenkreis einmal gebildet war, einzelne, früher unabhängige Sagen von ihm angezogen wurden, begreift sich. Nicht nur die Sage von Tristan bezeugt dies, sondern auch die Sage vom heiligen Gräle; ja selbst die deutsche Dietrichsage trat, wie uns früher gezeigt ward, mit der Arthursage in Verbindung.¹ — Aber es wird Zeit, daß ich mich zu Hartmanns Gedichten wende.

Hartmann begann seine Dichterlaufbahn mit einem Gedichte aus diesem Sagenkreise, mit Grek und Enite, und schloß sie mit einem andern, mit dem Iwein. Zwischen beide fallen der Entstehung nach die Legende von Gregor auf dem Steine, die schwäbische Sage vom Armen Heinrich, zwei sogenannte Büchlein und eine kleine Anzahl Lieder. Ueberall zeigt er sich als durch und durch gesinnungstüchtigen Mann. Ich gedenke zunächst nun sein vollendetes Werk, den Iwein, näher zu besprechen.

¹ Siehe Bd. II. S. 72, wo Dietrichs Zug nach Bertangaland erwähnt ward.

Der Inhalt des Zwein ist nicht eben bedeutend; ein Urtheil, das fast von allen Arthurstagen gilt.

Der König Ascalon von Breziljan in der Bretagne hat eine schöne Frau, Laudine, und im Walde zu Breziljan einen Brunnen unter einer breiten Linde. Neben diesem liegt eine Steinplatte. Sieht man Wasser aus dem Brunnen auf den Stein, so entsteht Donner und Hagel und ein Unwetter, welches die ganze Gegend verwüstet. Die Verwüstung zu rächen, reitet nun allemal der König daher und er war bis jetzt immer Sieger geblieben. So hatte er auch einen Ritter der runden Tafel und Kessen Zweins, Kalogreant, der in jugendlichem Uebermuth die Abenteuer zu bestehen gewagt hatte, besiegt, ihm sein Ross abgenommen, wie das herkömmlich war, und ihn so genöthigt mit Schande und zu Fuß an Artuses¹ Hoflager zurück zu kehren. Eines Tages nach Tisch erzählt er einigen Rittern, worunter auch Zwein, das unglückliche Abenteuer. Artus kommt dazu und verkündet seinen Entschluß, nach vierzehn Tagen mit seiner Massenie den Brunnen aufzusuchen und seines Ritters Niederlage zu rächen. Zwein, der das Gleiche zu thun ebenfalls bei sich beschloffen hatte, läßt Rüstung und Streitross heimlich aus dem Lustlager bringen und verläßt dasselbe ebenso. Er reitet in den Wald, begießt den Brunnen, besiegt den König, verfolgt den zum Tode wunden bis in die Burg und wird, da das Fallgitter sein Ross hinter ihm entzwei schlägt, der Rückkehr beraubt. Lunete, eine Jofe, rettet ihn vor dem Grimme der Burgmannen, indem sie ihm einen Ring giebt, der ihn unsichtbar macht: so finden sie ihn nirgends, als sie nach dem Tode des Königes ihn zu suchen kommen. Der Jofe Bestreben geht nun dahin, ihn mit Laudinen, ihrer Herrin, zu vermählen, denn sie kennt ihn schon längst als vollkommensten Ritter. Sie bringt dieß auch wirklich zu Stande, da sie ihrer Herrin vorstellt, ihre Ehre und Sicherheit verlange durchaus, daß der Brunnen wieder einen Vertheidiger erhalte, und dazu taue Niemand besser als Herr Zwein. Nach einigem Sperren von Seite Laudinens und nach einigen höfischen

¹ So lautet der Name Arturus in den deutschen Gedichten. Im Zwein wohnt er zu Karidol in der Bretagne.

Neben von Seiten Zweins wird die Vermählung unter Einstimmung der Vasallen vollzogen, und so hat der Brunnen wieder seinen Verteidiger, als Artus mit seiner Massenie zu demselben kommt. Zwein verteidigt auch ritterlich seinen Brunnen, giebt sich aber, als er den Truchsesen Kai besiegt hatte, zu erkennen. So wird der Kampf aufgehoben, und Artus nebst den Seinen folgt Zweine in die Burg, wo alle von seiner Gemahlin freundlichst und ehrenvollst empfangen werden. Durch Gawein ermahnt, mit ihnen wieder an Artus' Hof zurück zu kehren und seiner schönen Frau wegen das ritterliche Leben nicht aufzugeben, zieht Zwein mit Artus von dannen, nachdem ihm seine Frau für ein Jahr Urlaub erteilt hat.

Aber im Drange der Abenteuer vergißt Zwein das von ihm gegebene Versprechen der Heimkehr, und seine Gemahlin läßt ihn daher durch Lunete vor dem Hofe Artus' als einen Wortbrüchigen folglich Ehrlosen öffentlich bezeichnen. Ohne ihm Rath oder Trost zu bieten, scheidet sie; er aber verläßt sofort heimlich und waffenlos den Hof und irrt so lange in tiefster Zerknirschung umher, bis er, der der weiseste Mann war, den Verstand verliert, die Kleider vom Leibe reißt und in solchem Zustande im Walde umher läuft.

Jedoch Sie müssen die Darstellungskunst Hartmanns kennen lernen; so hören Sie denn, aber mit Nachsicht, da Uebersetzung eben nur Uebersetzung ist.

Das Schmähn, das Frau Luneten Mund dem Herren Zwein hier
that kund,

das rasche Umkehren, der Schlag seiner Ehren,
daß von ihm sie also schied, weder Trost bot, noch ihm rieth;
das schmähliche Ungemach, daß sie ihm an die Treue sprach;
die versäumte Neue und die große Treue
seines festen Muthes; der Verlust des Gutes,
die Sehnsucht nach der schönen Frau: die färbten seinen Himmel grau,
benahmen Freud' ihm und Verstand. Auf Eins nur ist sein Sinn
gewandt:

daß er wäre irgendwo, daß Mann noch Weib wüßte wo,
und nie vernähme die Nährt, wohin er kommen wäre.
So ward er sich selbstem gram, denn die Schuld auf ihn nur kam;

über Niemand konnt er klagen: ihn hatte sein eigenes Schwert erschlagen.

Er schaute nicht auf Weib noch Mann, heimlich stahl er sich von dann, Bis er fern dem Königszelt kam hinaus in's öde Feld.

Da ward sein Schmerz also groß, daß in das Gehirn ihm schoß ein Bohn und eine Tobesucht. Er brach Sitte und seine Zucht und riß vom Leibe sein Gewand, daß bloß er ward wie seine Hand; So lief er über's Gefilde nackt hin nach der Wilde.

Als die Jungfrau also schied, den König Sorge nicht vermied um Herren Iweins Schwere. Er fragte, wo er wäre, gern böt er seinen Trost ihm an: drum hieß er suchen nach dem Mann, und als nirgends man ihn fand, so ward vergebens angetwandt, wie viel man immer nach ihm rief, weil er hin zu Walbe lief. Er war ein unerforschener Held, oft bewährt im Wassenfeld; wie mannhaft doch er mochte sein und von jedem Tadel rein an Leibe wie an Sinne: jezt schuf doch Frau Minne, daß dem Mann' ein schwaches Weib Sinn verwandelte und Leib. Der als ein echter Diamant an Rittertugend war erkannt, der lief ein Thor im Walbe über Berg und Halde.

Nun gab ihm Gott (denn er ist gut), der den Held aus seiner Gut dennoch völliglich nicht ließ, daß er auf einen Knappen stieß, der einen guten Bogen trug: den nahm er ihm und Pfeile gnug. Wenn ihn der Hunger quälte nun, so that er wie die Thoren thun, denen keine Sorge kund außer der einen für den Mund. Er schoß aus der Mäßen wohl, auch gieng der Wald Wildes voll: wo das sich stellte seinem Ziel, des schoß er über Mäßen viel; auch mußte' er's selber fangen, ohne Hund erlangen; so hatt' er Kessel noch Schmalz, weder Pfeffer noch Salz: Würze ihm war die Hungersnoth, die's ihm briet und trefflich sott.

Nachdem er manchen Tag des yslag, kam er um einen Mittag in ein Neugereute. Da fand er keine Leute, nur einen einzigen Mann. Derselbe sah ihm das wohl an, daß er nicht recht bei Sinnen war: der stoh sofort (er sah Gefahr) gar eilig in sein Hüttelein; doch glaubt er sicher nicht zu sein und vertiegelte fest die Thür: jedoch der Thor stund auch dafür. Der Thor bedäucht' ihn allzugroß. Er dachte, thut er einen Stoß, die Thür fährt aus den Angen, und um mich ist's ergangen. Ach Armer, wie erhalt' ich mich? Zulezt jedoch bedacht' er sich,

Ich will ihm meines Brotes geben, so läßt er doch vielleicht mich leben.
 Nun gieng ein Fenster durch die Wand: dadurch streckt' er seine Hand
 und legt ihm auf ein Brett ein Brot: das süßte ihm die Hungersnoth,
 obwohl früher, wie Gott kund, so schlechtes laute nie sein Mund.
 Was wollt Ihr, daß der Thore thu'? Er aß das Brot und trank dazu
 von einem Wasser, das er fand in einem Eimer an der Wand.
 Drauf trollte sich der Thore fort. Der Einsiedler sprach kein Wort,
 als er ihm frei ließ das Gemach, doch blidt' er ihm mit Sorgen nach
 und flehte Gott, mit Inbrunst, daß er künftig ihn aus Gunst
 erliehe solcher Gäste: das wär' für ihn das Beste,
 Nicht wußt' er, wie's um ihn bewandt. Der Thor jedoch es anders fand,
 er zeigte klar, daß Thor und Kind gar leichtlich zu gewöhnen sind.
 Er war dazu weise, daß er nach der Speise
 her wieder kam in zweien Tagen und bracht' ein Hirschkalb getragen
 und warf ihm das an die Thür; das machte, daß er ihm herfür
 desto williglicher bot sein Wasser und sein dürres Brot.
 Auch that die Furcht ihm nicht mehr weh, und war ihm holder
 viel denn eh.

Sein Brot fand Iwein nun bereit; auch galt er ihm die Arbeit
 mit seinem Wildpräte: das ward mit Ungeräthe
 bereitet an dem Feuer: ihm war der Pfeffer theuer,
 das Salz und der Essig. Zuletzt gewöhnte er sich,
 daß er die Häute feil trug: für beide kauft' er da genug
 was ihnen war zum Leben noth, Salz und auch beßres Brot.

So lebte der Unweise im Walde von der Speise,
 bis der edle Thore gleich ward einem Mohre
 an seinem ganzen Leibe. Ob ihn von gutem Weibe
 je ward Pflege und Gemach; ob je er hundert Speere brach,
 ob manchen Helm sein Schwert verderb; ob er mit Mannheit erwarb
 jemals Lob zu Preise; ward er höfisch je und weise,
 ward jemals edel er und reich: dem ist er nun ganz ungleich.
 Er lief, entbehrend beider, des Sinnes und der Kleider,
 bis drei Frauen ihn schlafen sahn, die auf ihn trafen
 an dem Orte wo er lag. Das war an einem Mittag
 und in kleiner Mäße fern der Landstraße,
 die sie mußten reiten zu denselben Zeiten.
 Sobald die eine ihn ersah, ritt sie schleunig zu ihm nah
 und sah sich ihn genauer an. Nun sagte das ein jeder Mann

wie er verloren wäre: das war bekannte Mähre
in dem ganzen Lande noch; und daß sie ihn erkannte doch,
das kam daher und doch nicht gar: sie nahm zugleich an ihm wahr
eine der Wunden, die zu manchen Stunden
an seinem Leibe war erkannt. Sogleich ward er von ihr genannt,
sie sprach rückwärts zu den zwein: „Herrin, lebt Herr Zwein,
so liegt er ohne Zweifel hie, oder ich erblickt' ihn nie!“

Ihre Herzensgüte beschwerte ihr Gemüthe,
daß zu betveinen sie begann, daß einem also wadern Mann
das Unglück sollte je geschehn, daß er also ward gesehn.
Zu ihrer Herrin sie da sprach: „Ihr mögt wohl schaun sein Ungemach,
daß er den Sinn hat ganz verlorn. Von beßern Züchten ward gebor'n
nie fürwahr ein Ritter noch, als Herr Zwein, das weiß ich doch,
den ich so elend sehe leben. Ihm ward fürwahr mit Gift vergeben,
oder es ist von Liebe kommen, daß ihm der Sinn ist benommen:
und ich weiß wie meinen Tod, daß Ihr alle cure Noth,
die Euch durch seinen Uebermuth der Graf Aliers anthut;
und noch zu thun den Willen hat, der wird Euch Buße nun und Noth,
wenn durch uns er wird gesund: sein tapfrer Sinn ist wohl mir kund:
wird seines Leibes ihm Gewalt, den stolzen Grafen jähmt er bald
und sollt Ihr je von ihm Euch frei'n, das muß durch Zweins
Hilfe sein!“

Die Herrin war des Trostes froh. Sie sprach: „Und ist die Krankheit so,
daß sie von dem Hirn ausgeht, gar bald von ihr befreit er steht.
Noch hab' ich von der Salbe ja, die vor Zeiten machte da
die Fee Morgan mit eigner Hand. Mit der ist also es bewandt,
daß, wer an Hirnsucht litte, bestrich man ihn damitte,
er würde flugs, das ist mir kund, der Krankheit frei und ganz gesund.“
Sofort sie ritten alle drei nach der Salbe. Nahe bei
ihr Haus lag, kaum wohl Meile weit. Nun ward in derselben Zeit
die Jungfrau zurück gesandt, die ihn noch im Schlofe fand.
Die Herrin gebot ihr bei dem Leben, als ihr zu Handen ward gegeben
die Büchse mit der Salben, daß sie nicht allenthalben
ihn damit bestriche, nur daß die Sucht ihm wiche,
an's Haupt hieß sie sie streichen an: die Sucht entwiche flugs von dann.

1 Er wollte sie zwingen, ihn zu heirathen. Der in diesen Gedichten immer
wiederkehrende Beweggrund.

Auch sandte sie durch sie zugleich neue Kleider fein und reich.
 So ward sie nach dem Wald gesandt, auch führt' ein Pferd sie an
 der Hand,
 das leicht und sanft den Reiter trug. Der Baum war wahrlich
 reich genug,
 der Sattel reich von Golde, darauf er reiten sollte,
 ob das Gott ertheilte, daß sie jetzt ihn heilte.
 Da sie wo eh' ihn liegen sah, nicht länger säumte sie da:
 sie band fest an einen Baum die beiden Hösse mit dem Baum
 und schlich dann also leise dar, daß ihrer nicht er ward gewahr,
 und mit der edlen Salben bestrich sie ihn allenthalben
 über Haupt und Füße. Ihr Wille war so süße,
 daß sie das also lange trieb, bis in der Büchse nichts mehr blieb.
 So holden Willen sie ihm trug. Es dächte kaum sie wohl genug,
 und wär' es sechsmal mehr gewesen, so gerne sah sie ihn genesen.
 Nachdem sie alles an ihn strich, von ihm sie schleunig dann entwich,
 denn sie wußte das sehr gut, daß weh die Scham dem Edlen thut;
 drum barg sie sich, daß ihn sie sah, doch er sie nicht. So stund sie da,
 bis ihn die Salbe gar durchdrang, und er nach Selbstbewußtsein rang.
 Als drauf er sah und sich besah (er wußte nicht, wie ihm geschah),
 und er sich also greulich fand, zu sich selbst er sprach zuhant:
 „Bist Du's, Iwein, oder wer? Hab' ich geschlafen bis anher?
 Weh dann, Herr Gott, dann o weh! o sollt' ich schlafen dann wie eh!
 Denn mir hat ein Traum gegeben ein höchst vollkommenes reiches
 Leben.

Hei! welcher Ehren ich da pflag die Weile, daß ich schlafend lag!
 Mir hat geträumt von großer Tugend: ¹ ich hatte Adel zu der Jugend,
 ich war schön, geehrt und reich, ganz diesem Leibe ungleich;
 ich war höfisch, traun und weis und habe manchen harten Preis
 mit Ritterschaft errungen. — Hat mir nicht falsch gesungen
 mein Traum, was ich begehrte, erwart' ich mit dem Schwerte:
 mir erstritt mein' eigne Hand ein schönes Weib, ein reiches Land,
 doch daß ich ihrer beider pflag, wie mir träumt' unmanchen Tag,
 bis der König Artus mich ihr entführte hin zu sich.
 Mein Freund war Herr Galvein — also gab der Traum mir ein. —

¹ Tugend ist alles Tüchtige, wie Adel, Jugend, Schönheit, Ehre, Reichthum u. s. w.

Sie gab Urlaub mir ein Jahr — das ist alles nicht wahr —
da blieb ich länger ohne Noth, bis sie mir ihren Groll entbot:
des hätt' ich wahrlich gern entbehrt. Nun hat mein Wachen mir
verkehrt

dich alles: im Traume war ich reich und hochgeehrt auch zugleich,
ich gieng auf Heiles Pfaden. — Was möchte mir es schaden,
låg' ich in diesen Ehren todt? Er hat geäfft mich ohne Noth!
Wer sich an Träume lehret, der ist wohl entehret. —
Traum, wie wunderbar du bist! Du machest reich in kurzer Frist
einen also niedern Mann, der nie nach Ehren Trieb gewann.
Wenn er dann erwachet, hast du ihn gemacht
zu einem Thoren ganz wie ich. — Dennoch, Traum, verfeh' ich mich:
ein wie grober Baur ich sei, wär' der Ritterschaft ich bei,
wär' ich bewaffnet und beritten, ich könnte nach ritterlichen Sitten
also wohl gebahren als die stets Ritter waren."

So war er sein selbst unbewußt. So weit gieng seines Sinns Verlust,
und daß er jemals Ritter ward und seines ganzen Lebens Jahrt
das hielt er nach der Mähre, als ob's geträumt ihm wäre.
Er sprach: „Nun gab mir Lehre mein Traum, wodurch ich Ehre
gewinn', mag ich zu Harnisch kommen. Meinen Stand hat mir benommen
mein Traum: wie nun ich Bauer bin, es turnirt mir aller mein Sinn.
Mein Herz ist meinem Leib ungleich: mein Leib ist arm, mein Herz
ist reich.

Ist mir geträumt mein ganzes Leben, oder wer hat mich her gegeben
so recht ungeschaffen? — Ich sollte mich wohl entrafen
dem ritterlichen Muthe! An Leib und auch an Gute
gebricht es mir, ja leider!" — Als er die neuen Kleider
zu seiner Seite liegen sah, des wundert' ihn und er sprach da:
„Das sind Gewand', wie oft genug ich in meinem Traume trug.
Ich sehe Niemand, des sie sein: ich brauche sie: sie seien mein!
Laßt seh'n, wie's mit diesen ist, da mir sowohl zu jener Frist
stund im Traume reiches Kleid!" An zog er sie mit Schnelligkeit,
und als er seine schwarze Haut bedeck', man einen Ritter schaut.

Nun er sah die Jungfrau das, daß er besleidet vor ihr sah:
sie setzte wohlbedacht sich dort auf ihr Pferd und ritt sofort,
als ob des Wegs sie sei gesandt; das andre Roß führt ihre Hand.
Sie sah nicht hin, noch grüßte sie. Als er sie sah so reiten sie,
da war er aufgesprungen, nur daß er war bezwungen

von einer solchen Schwachheit: der Aufsprung war ihm unbereit, doch tief er ihr hinten nach. Da that sie, was er auch sprach, als hätte größte Eile sie und wußte nicht, daß Jemand hie, bis er zum andern Male tief mit lauter Stimme voll und tief: da wandte sie das Roth sofort und sah zurück hin an den Ort und sprach: wer ruft mir, wer?" Er sprach: „Herrin, lehret her.“ Sie sprach: „Ritter, das sei!“ Sie ritt hin und hielt ihm bei. Sie sprach: „Gebietet über mich, bereit zu eurem Dienst bin ich.“ Drauf bat sie ihn zu sagen, was ihn hieher getragen. Da sprach mein Herr Iwein, wie's auch zeigt' der Augenschein: „Da hab ich hie gefunden am Leib mich ungesund; doch kann ich Euch fürwahr nicht sagen, welch Wunder her mich hat getragen; doch wißt, daß ungern hier ich bin: nun führt mich, Herrin, mit Euch hin, an mir so handelt Ihr dann wohl: ich dank' es immer, wie ich soll.“ Sie sprach: „Ritter, das soll sein; ich laß' um Euch die Reise mein. Die Fürstin, die mich ausgesandt (der gehorcht auch dieses Land), zu der führ' ich Euch mit mir. Ich rath' Euch, Ritter, wohl, daß Ihr Euch pflegt nach Eurer Krankheit: jeder Dienst ist Euch bereit.“ So führte sie ihn mit sich dann zur Fürstin, die nie einen Mann also gern erblickte. Man schuf ihm, wie sich's schickte, von Kleidern, Speise, Wade, so daß all sein Schade an ihm erschien gering und klein. — Nun hat mein Herr Iwein seine Noth verwunden und guten Wirth gefunden.

Hier hätten wir denn ein Beispiel ausführlicher Schilderung eines geistigen Zustandes, nahm jetzt Irmgard das Wort, wie die deutsche Heldensage keine uns darbietet. Freilich mag sich wohl schon Vieles davon in Hartmanns französischen Vorbilde vorfinden; aber er hat ohne Zweifel das Einzelne besser verbunden und mit schönem Maße vorgetragen, auch über Thaten und Beweggründe zu den Thaten Betrachtungen angestellt. Dadurch zeichnen sich ja überhaupt die deutschen Bearbeiter französischer Gedichte vor ihren Vorbildern aus, wie ich das bei Vergleichung mehrfach zu bemerken Gelegenheit hatte.

Allerdings, erwiderte der alte Graf, und auch mit Hartmanns

Zwein, verglichen mit seiner Grundlage, dem chevalier au lion, des Chrestien de Troyes, verhält es sich so.

Aber die kurzen Reimpaare, sagte jetzt Verta, scheinen mir eine für das Heldengedicht nicht eben besonders geeignete Form; es fehlt ihnen an Würde, und diese muß doch jedes Epos haben. Die Strophe, sie sei welche sie wolle, ist für das erzählende Gedicht zwar auch nicht geeignet, und bei den Gedichten der deutschen Heldensage läßt sie sich nur dadurch vertheidigen, daß diese ursprünglich für den Gesang bestimmte Lieder waren; aber mehr ansprechendes haben die Strophen doch, als die Reimpaare, vorausgesetzt, daß die Verszeilen die von der Würde geforderte Länge haben. Die Reimpaare schnappen entweder immer schroff ab, oder sie ermüden durch zu rasch folgendes Reimgeltingel. Auch verführen sie gewiß leicht zu Breite und Geschwätzigkeit.

Ihre Bemerkungen sind richtig, antwortete ihr Edman. Es gerichtet dem antiken Epos zu einem großen Vorzuge, daß es den epischen Vers, den Hexameter hat; womit ich freilich nicht sagen will, daß neuere Dichter, deren Sprache nur Versbildung nach dem Accente erlaubt, wohl thun, wenn sie den Hexameter wählen: er eignet sich einmal nur für Sprachen, welche ihre Verse nach der Quantität zu bilden vermögen. Weit angemessener den neueren Sprachen für das Epos scheinen mir die Slölas der Indier, die bekanntlich aus zwei Langzeilen bestehen. Freilich, ließe der Stabreim sich wieder zur Geltung bringen, so brauchten wir weder Slölas noch den Hexameter; wir hätten dann unsern epischen Vers, so gut wie ihn die Griechen hatten und unsere Vorfahren.¹ Mit den Slölas stimmt merkwürdiger Weise Otfrieds ebenfalls aus zweien Langzeilen bestehende Strophe, nur daß die Slölas keinen Reim haben, quantitativ gemessen und viel mannigfaltiger sind.

Na! sagte der Herzog, besprechen Sie die Verse, wie sie sein sollen und nicht sein sollen, zu einer andern Zeit. Darum kummere ich mich ganz und gar nicht, da mich, wie ich hoffe, Gott behüten soll, jemals zu dichten. Basta. Sagen Sie mir lieber,

¹ Vergl. Theil I. S. 33. 39. 41. 78.

was denn Zweinen abzieht, zur anberaumten Zeit heimzuführen: denn da er wegen ihres Verlustes den Verstand verlor, so muß er seine Frau doch überaus geliebt haben, wenn er überhaupt Verstand hatte, obgleich ihn Hartmann den Weisen nennt. Ihn muß also etwas sehr Wichtiges abgehalten haben von der Heimkehr.

Der Dichter, antwortete ihm der Graf, sagt nichts weiter, als daß er von Turnier zu Turnier gezogen sei und ritterlichen Ruhm sich erworben habe.

Ei da muß es mit seiner Liebe zu seiner Frau nicht weit hergewesen sein, sagte der Herzog mit mißbilligender Miene. Da begreife ich nicht, wie er dann, als sie ihm die Freundschaft auftragen läßt, den Verstand zu verlieren im Stande war. Gehn Sie mir mit ihrem Zwein, er gefällt mir nicht; er ist ein Eimpel.

Bitte, Herr Herzog, fragte da Berla, Sie werden doch erlauben, daß uns der Herr Graf das Ende der Geschichte mittheile? Zwar mir gefällt weder Zwein noch seine Gemahlin Frau Laudine; aber Sie wissen, wir Frauen könnten nicht schlafen, erführen wir nicht das Ende der Geschichte.

Ei da muß der Ritter mit dem Löwen doch Ihre Theilnahme erregt haben, sagte der Herzog. Eine schlaflose Nacht will ich nicht verschulden; fahren Sie also nur fort, Herr Graf.

Zwein, begann dieser, bestund nun noch mehrere Abenteuer und Kämpfe: unter anderen gegen den Grafen Allers; gegen einen Riesen, der einem Ritter seine Söhne geraubt hatte, weil er ihm die Tochter versagte; für die jüngere Tochter des Grafen vom schwarzen Dorne gegen den Kämpfer ihrer Schwester, die jener das Erbtheil verweigert; endlich für Lunete, die Jose seiner Gemahlin, die beschuldigt war, ihre Herrin durch Zauber verleitet zu haben, ihre Hand Zweine zu geben, und die nun deshalb verbrannt werden sollte, wenn sie keinen Ritter fände, der für sie gegen ihre Ankläger zu kämpfen bereit sei. Sie hat keinen Ritter gefunden und ist bereits in einer Capelle eingesperrt: da trifft sie Zwein, und es versteht sich von selbst, daß er für sie kämpft und siegt, worauf die Jose wieder durch eine List die Versöhnung zwischen Zwein und Laudine zu Stande bringt. Damit ist das 8166 Verse enthaltende Gedicht zu Ende.

Das ist freilich eine im Ganzen dürftige Geschichte, sagte Irmgard, und die jeder Tiefe bar ist. Dennoch, Hartmanns Gedicht befielt, ich darf das sagen, denn ich kenne dasselbe, und hätte Er aus dem armen Stoffe gemacht, was sein Gedicht uns zeigt, wir würden ihn sehr hoch stellen müssen. Aber dieß Verdienst kommt wohl dem Trouvère Chrestien de Troyes zu, und Hartmann bleibt nur das eines geschickten Uebertragers. Aber wissen möchte ich, wie die Sage in ihrer brittischen oder wälischen Gestalt sich ausnimmt.

Dieß Verlangen kannst Du leicht befriedigen, erwiderte ihr Suno. Du darfst nur das Werk der Lady Charlotte Gueff: *The Mabinogion from the Llyfr coch o Hergest, with an English translation and notes* zur Hand nehmen und das *Mabinogi Jarllles y Nymnawn* d. h. die Herrin von der Quelle, nachlesen. Häufig stimmt es zum französischen und deutschen Gedichte. Oft aber weicht es auch ab und ist natürlicher. Owain z. B., wie er wälisch heißt, wird nicht wahnsinnig, sondern nur ein wilder Mann, der mit den Thieren des Waldes lebt, bis seine Kräfte schwinden. Da verläßt er das Gebirge und gelangt in einen schönen Garten, wo ihn die Gräfin todtähnlich liegen findet. Die Jose soll dann auch nicht sein Haupt, sondern seine Herzgrube mit der Salbe bestreichen, daß er wieder zu sich komme u. s. w. Die Albernheit des französischen Gedichtes und leider auch Hartmanns endlich, daß der Löwe, als Zwein an seinem eigenen Schwerte sich verwundet und zu Boden sinkt, das Schwert nimmt und sich erschießen will, kommt im *Mabinogi* nicht vor.¹

Erel und Enite, nahm jezt der alte Graf das Wort, hat

¹ Owain ist übrigens ein geschichtlicher Mann; zu einem abenteuernden Ritter ward er erst in Frankreich. Sein Vater Urien, Fürst von Rheged (Kumberland), ist noch berühmter als der Sohn. Ihn hat vorzüglich der Barde Taliesin verherrlicht, z. B. in den Gedichten auf die Schlacht von Gwengstrad und Argoed Glevistein. Siehe *Myvyrian Archæology* I., 52. Owain folgte dem Vater in der Herrschaft und kämpfte gleich ihm gegen die Sachsen. Die Triaden (*Myvyrian Arch.* II., 80) zählen ihn zu den drei Rittern des Kampfes an Arthur's Hofe und zu den drei verwundeten Königen. Siehe Artuslage von San-Marie, S. 164.

zum Gegenstande die Verherrlichung einer Frau, aber eine Verherrlichung auf absonderliche Weise. Crez oder Geraint, Sohn Erbins, wie er im Rabinogi heißt, ist nach seiner Vermählung mit Enite von solcher Liebe zu ihr eingenommen, daß er lange untätig bei ihr zu Hause verweilt. Als sie die Unzufriedenheit der Vasallen damit merkt, macht sie selbst ihrem Gemahle Vorstellungen. Darauf erhebt er sich, Abenteuer zu suchen, nimmt aber Niemand mit als Enite, die vorausreiten muß, aber weder mit ihm reden noch ihn warnen soll, wenn eine Gefahr nahe. Da sie das nicht über sich gewinnt, hat sie manches Harte zu erleiden; aber ihre Liebe ist treu, sie besteht die Prüfung, worauf ihr an Arturs Hofe Lob und Ehre zu Lohne wird. Aber dieses Gedicht hat Hartmann wohl nicht nach *Chrestien de Troyes* bearbeitet, sondern nach einem andern, verlorenen französischen Gedichte.

Diese Sage, nahm Irmgard das Wort, ist von tieferem Gehalte als Iwein, wenn auch die Durchführung des Grundgedankens im Geiste jener ritterlichen Zeit Sonderbarkeiten genug herbeiführen mag.

Daran fehlt es nun auch hier freilich nicht, sagte der alte Graf; aber dergleichen Dinge waren damals Zeitgeschmack.¹ — Wir haben nun noch den Gregor und den armen Heinrich Hartmanns zu besprechen, zwei kleinere Gedichte, wobei er keine französische Dichtung als Quelle benutzte.

Der Gregorius auf dem Steine oder der gute Sinder ist eine Oedipussage, die in ihrem Beginne noch gesteigert, in ihrem Ausgange jedoch christlich gemildert ist. Hartmann dichtete wahrscheinlich nach dem lateinischen Gedichte, von dem wir ein Bruchstück, durch Leo bekannt gemacht, haben. Schmeller jedoch, der ein anderes lateinisches Gedicht „Gregorius peccator“ bekannt

¹ Andere Gedichte aus diesem Sagenkreise sind: a) Lanzelot, von Ulrich von Zazigoven. b) Wigalois, von Wirnt von Gravenberg. c) Daniel von Blumental, von dem Stricker. d) Gauriel von Montavel, von Kunhart von Stoffeln. e) Wigamur, von einem Unbekannten. Sie stehen sämtlich tiefer als Hartmanns Gedichte.

machte (Haupts Zeitschrift II.) meint, jenes Gedicht sei wohl nach dem Deutschen gedichtet. Sicher ist, daß Hartmann nach lateinischer Quelle dichtete, woraus zugleich folgt, daß er gelehrte Bildung hatte. Der Inhalt ist kurz folgender:

Der Herr von Aquitanien hinterließ, als er starb, einen Sohn und eine Tochter, beide zehn Jahr alt. Die Kinder waren manches Jahr lang Tag und Nacht beisammen und so kam es durch Anreizung des Teufels, daß die Schwester von dem Bruder ein Kind trug. Die Sünde zu büßen, unternahm der Bruder auf den Rath eines alten Vasallen eine Wallfahrt zum h. Grabe; bevor er jedoch sie ausführte, starb er aus Minnesehnucht; die Schwester aber führte der Alte auf seine Burg, wo sie einen Sohn gebar. Dieser ward in einem Schiffelein auf dem Meere ausgesetzt, aber durch die Winde da an das Land getrieben, wo ein Kloster stand. Zwei Fischer, des Klosters Mannen, finden das Kind; der Abt nimmt es auf und giebt ihm in der Taufe seinen Namen: Gregorius. Der Knabe wird hier erzogen und soll Mönch werden, da der Abt eine Tafel von Elfenbein bei ihm gefunden hatte, die ihm sagte, des Kindes Mutter sei seine Vase und sein Vater sein Oheim; es selbst aber sei von hohem Geschlechte. Als Gregorius jedoch erwachsen ist, treibt ihn sein Geist zu ritterlichem Leben; und da er sich durchaus nicht halten läßt, giebt ihm der Abt die Ritterwürde, das Geld, das bei ihm im Schiffe lag, und die Tafel. So erfährt er seine sündhafte Erzeugung, aber auch dieß bewegt ihn nicht, im Kloster zu bleiben, wie der Abt ihm räth. Er besteigt ein Schiff, welches jedoch die Schiffer nicht leiten dürfen, und so treibt ihn ein Sturmwind an das Land seiner Mutter. Hier war diese in großer Noth und Bedrängniß; denn ein Nachbar, dem sie ihre Hand verweigert hatte, hatte sie ihres Landes beraubt, so daß ihr nur die Hauptstadt geblieben war, die er nun belagerte. Die Bürger wollen seine Landung erst hindern; er aber zeigte ihnen friedliche Hände und fragte um die Ursache ihrer Bedrängniß. Darauf sagte er ihnen seine Hülfe zu und ward der Fürstin des Landes vorgestellt. Sie sehen und lieben war bei ihm Eines, und auch sie fand an ihm durch den Rath des Teufels Wohlgefallen.

Den Herzogen, der die Stadt belagerte, besiegte er im Zweikampfe und führte ihn gefangen in die Stadt, wo er nun genöthigt ward, seiner Feindschaft und seiner Verbung zu entsagen.

Die Bürger schlagen ihrer Herrin, um fortan in Sicherheit zu leben, vor, sich zu vermählen; sie willigt ein und vermählt sich mit ihrem Sohne. So geschah abermals des Teufels Wille. Aber er hat die Tafel, darauf seine Geburt verzeichnet ist, wohl bewahrt; täglich liest er sie und täglich betrübt er sich dadurch. Das erfah einst eine Jose und sie sagte es der Herrin. Als Gregor darauf zur Jagd reitet, geht Frau und Jose in das Gemach; sie finden die Tafel und so entdeckt die Frau nun, daß ihr und ihres Bruders Sohn ihr Gemahl sei. Sie entsezt sich und besendet sogleich ihren Gatten durch einen Boten, daß sie ihn frage, wie er zu dieser Tafel gekommen sei? Als er kam, fand er sie todtbleich; sie zeigte ihm die Tafel und fragte ihn, ob er der sei, dem sie mitgegeben ward. So kam der Frevel an den Tag. Zur Buße empfiehlt er ihr das strengste Leben der Entsagung, wie auch er allen Freunden der Welt entsagen wolle. Er legt seine reichen Kleider ab und scheidet, ein Bettler, aus dem Lande, um eine Wüste aufzusuchen. Ein Pfad führt ihn zur See, an deren Strande er eine Fischerhütte trifft. Er bittet um Nachtherberge, aber der Fischer versagt sie ihm mit Hohn und Schelten. Als er sich entfernen will, saßt des Fischers Weib Mitleid für ihn und ruft ihn zurück. Bei der Abendmahlzeit verschmährt er alle Speise und nimmt nur ein Stück Haferbrod und einen Trunk Wasser und hört abermals des Fischers Scheltungen geduldig an. Nach der Mahlzeit fragt er seinen Wirth, ob er nicht einen Stein oder eine Höhle wisse in der Wüste, wo er seine schwere Sünde büßen könne bis an seinen Tod? Da nennt ihm der Fischer eine Felsklippe im Meer als einen dazu geeigneten Ort, und da Gregorius diese annimmt, rudert er ihn am folgenden Morgen dahin und schenkt ihm höhnisch eine Eisenkette, daß er dort sich könne schließen lassen: das sei gut, sollte er ja Lust bekommen, die Klippe zu verlassen. So schied er von den Menschen, seine Tafel aber ließ er bei dem schnellen Ausbruche in der Hütte liegen. Auf der Klippe legt ihm

der Fischer die Fessel an und wirft den Schlüssel in das Meer. Finde er den wieder, höhnte er, so habe er gebüßt und sei ein heiliger Mann. Damit rudert der Fischer hinweg.

Siebenzehn Jahre lebte Gregorius auf dieser Klippe; seine einzige Nahrung war ein wenig Wasser, das in eine von ihm gemachte Grube vom Gestein herabträufelte; sein Kleid war ein härenes Hemde, das Arme und Beine bloß ließ. Da starb zu Rom der Pabst und die Wahl des neuen erzeugte Streit und Unfriede unter den Römern; so beschloßen sie, Gott die Wahl anheim zu geben. Da offenbarte er zur Nacht zweien frommen Römern, daß Gregorius Pabst sein solle. Im Meere bei Aquitanien würden sie ihn auf einer Klippe finden. Beide ziehen daher nach dem Willen der Römer gen Aquitanien, den von Gott erwählten zu suchen. Nach langem wegelosen Umherirren in der Wüste kommen sie an den Strand des Meeres und zu dem uns bekannten Fischer. Da sie wohl gelleidet sind, werden sie auch wohl empfangen und der Fischer bietet ihnen einen großen Fisch, den er gefangen hatte, für das Nachtessen zum Kaufe an. Sie kaufen ihn, und als der Fischer ihn zerschneidet, findet er in seinem Magen den Schlüssel, den er ehemals in das Meer warf. Er schlägt und raust sich deshalb, und als die Römer ihn nach der Ursache fragen, erzählt er ihnen den Vorfall mit Gregorius. So wird dieser nun von der Klippe geholt und als Pabst nach Rom geführt; seine Tafel aber, die er unter dem Schutte der bereits abgebrochenen Hütte fand, nimmt er mit. Als er einzog, läuteten die Gloden von selbst.

Als seine Mutter und Gattin in Aquitanien hörte, daß ein so heiliger Pabst zu Rom walte, beschloß sie, hinzuziehen und Vergebung ihrer Sünde zu ersehen. Nur durch die Beichte erkennt er sie, die ihn ihrerseits nicht erkennt, bis er sich ihr zu erkennen giebt. Sie lebten fortan ungetrennt zu Rom bis an ihren seligen Tod; auch sein Vater besaß durch sein Gebet mit ihm den Stuhl des Himmels. —

Das ist aber doch eine Sage von ganz anderem Gewichte, als die verflachte Arthursage, begann jetzt Irmgard die Bepredung. Hier wäre einem echten Dichter Gelegenheit geboten, Gemüthszustände zu schildern. Hat das Hartmann gethan?

Nein, antwortete ihr Haspinger, dazu hätte seine Kraft schwerlich ausgereicht, und so begnügte er sich mit sehr allgemein gehaltenen Beklagen über die begangenen Sünden. Von Gregor, wie sie hörten, erfahren wir, seit er auf der Klippe weilt, nichts mehr, ebensowenig von seiner Mutter und Gemahlin, seit sie sich schieden. Bei Gregor soll das äußere Zeichen der Buße genügen, und von ihr wird nur gesagt, sie habe seitdem in freiwilliger Armuth gelebt und ihre Habe den — Klöstern gegeben.

Schade! sagte Irmgard, aber ich kann es mir denken, wie dem Dichter dieß hinreichend scheinen konnte. Die höfischen Dichter vermeiden absichtlich tiefer greifende Leidenschaften und Gefühle zu schildern. — Aber von welchem Papste Gregor mag wohl diese Sage gegangen sein?

Das weiß ich nicht, antwortete der alte Graf; sicher aber von einem der früheren, da das Volk zu Rom noch die Wahl des Papstes hat. — Schmeller sprach die Vermuthung aus, norddeutsche Sagen könnten leicht auf diese Legende eingewirkt haben: weiß einer der Herren uns vielleicht etwas Näheres anzugeben?

Vielleicht, sagte darauf Haspinger, hat er an die Sage von Eleas oder dessen Sohne Ekild gedacht.

Bitte, theilen Sie uns diese Sage doch mit, riefen Irmgard und Berta; Sie haben ja diesen ganzen Abend geschwiegen, das ist gar nicht artig von Ihnen, wissen Sie es auch?

Nun so hören Sie denn. Remble theilt mit in der Vorrede zum Beowulf aus lateinischen Schriftstellern des siebenten oder achten Jahrhunderts: Elef (deutsch lautete der Name Schaub) ward in einem Kahn an eine Insel des Meeres, die Skäni (= Schonen, Scåney) heißt, getragen. Er war ein sehr junger Knabe und den Bewohnern jenes Landes unbekannt. Er ward von ihnen jedoch aufgenommen und wie ein Stammgenosß sorgsam erzogen. Später wählten sie ihn zum Könige. — Ein Anderer fügt hinzu: er sei ohne Ruder gewesen und habe ein Büschel Getreide unter dem Haupte gehabt, einen Schaub oder Schoben, und sei danach benannt worden. Er habe zu Schleswig, was jetzt Haidhaby heiße, geherrscht. Dieses Land heiße das alte Anglien. Wie wir Eleas

einmal über die Bauten in Schonen, dann über die Angeln in Schleswig herrschen sehen, läßt ihn Widsiths Lied über die Langobarden herrschen. Er war demnach ohne Zweifel ein göttlicher Held, und wirklich führen ihn die angelsächsischen Stammtafeln als Wodans Vorfahren an, und eben auch er ist es, den Sagen des dreizehnten Jahrhunderts Helias, Gerhard oder Loherangrin nennen, oder der, weil ein Schwan sein Schiff zieht, auch Schwanritter heißt. Der angelsächsische Beowulf trägt nun aber das von Sleaf erzählte auf dessen Sohne Skild (Skjöldr, von dem die dänischen Könige Skjöldunge heißen) über und giebt uns einen ganzen Mythos.

Da ich mit dem Könige von Dänemark verwandt bin, sagte der Herzog, so möchte ich den Mythos schon kennen: Davon haben mir meine Professoren noch nichts gesagt.

Sie werden es eben nicht wissen, erwiderte Gaspinger; die haben sich mit ganz anderen Sachen zu befassen; die müssen erforschen, wie die Griechen sich die Nase gepußt und die Römer sich den Mund gewischt haben. Nun, im Beowulf lesen wir:

Oft Skild der Sleafing schädlichen Feinden,
manchen Magschaften, die Reithänk¹ entriß;
obherzögte der Edle, seit einst er ward
in Blöße gefunden: des ihm Buße kam.
Seit wuchs der Beröthe, an Würde gedeihend,
bis daß ihm alle die Umstehenden,
die Helden am Meere, gehorchen mußten,
Gülte² geben: das war guter König.
Ihm ward seit ein Sohn geboren:
Beowulfes Ruhm breitete fern sich
über Skandja hin, des von Skild Erzeugten.
Skild da schied zur Schicksalsstunde
hochbejahrt hin zu Herjans³ Wonne.
Zu der Brandung Ufer da brachten ihn

¹ Indem er die Fürsten besiegte, nahm er ihnen die Macht und die Mittel, ihr stammverwandtes Hausgesinde zu erhalten; er stürzte also diesem die Wänke um, auf denen sitzend sie Reith tranken. ² Abgaben, Steuern. ³ Rodans. —

sorglich die Gefunden, ¹ wie selbst er bat,
 als Wortes er noch wallete, der Wirth der Helben.
 Da am Ufer stund, wie Eis glänzend,
 zur Ausfahrt bereit des Edlen Kampfschiff:
 Drein legten sie den lieben Fürsten,
 in den Busen der Barke den Baugvertheiler,
 an den Mast ihn lehnend. Da war Menge der Schätze,
 aus der Ferne hergeführt, der Kleinode.
 Nie hört' ich schädlicher ein Schiff ausrüsten,
 mit Kämpferwaffen und Kampfgetwanden,
 Varten ² und Brannen! Ihn am Busen lag
 Menge des Goldes, das mit ihm sollte
 in der Wogen Reich weithin schiffen.
 Nicht geringer sie den Reden schmückten
 mit edlem Geschmeide, als einst es thaten,
 die den ehengeborenen einsam sandten
 über die Fluth hin fort, den freudelosen.
 Auf sie hielten güldne Heerfahne,
 hoch über'm Haupte, ließen den Holm ³ ihn tragen,
 gaben ihn dem Geerrieb. ⁴ Ihr Geist war düster,
 ihr Muth in Trauer. Melken nicht können
 mit wahren Worten weise Männer,
 Helben unter'm Himmel, wer die Gab' empfiehg.

Wir danken Ihnen für die Mittheilung dieses Mythos und
 gern erlassen wir Uns dafür eine weitläufige Besprechung des
 armen Heinrichs, sagte jetzt Irmgard. Wir kennen, glaube ich,
 alle dieses Gedicht, worin erzählt wird, daß ein schwäbischer Edler,
 Heinrich von Aue, vom Ausfalle befallen ward. Die Aerzte er-
 klärten ihn nur für heilbar, wenn er eine reine Jungfrau ihnen
 bringen könnte, die freiwillig ihr Herzblut für ihn dargäbe. Unter
 den Edelfräulein ist dazu keine geneigt. Da entschließt sich die
 Tochter eines freien Bauers, auf dessen Lehengut sich Heinrich zu-
 rückgezogen hatte, um die Seligkeit zu erlangen, für ihn zu sterben.

¹ Genossen. ² Streitkeilen. ³ Das hohe Meer. ⁴ Das Meer, dessen
 auf- und niedersteigende Wogen dem sich hebenden und senkenden Noth (Nied)
 verglichen werden.

Sie gewinnt ihren Eltern und Heinrichen durch ihre Beredsamkeit die Einwilligung ab und reist nun mit dem Herren nach Salerno, wo sie auch den Arzt zu bestimmen weiß, sie zu tödten. Im letzten Augenblicke jedoch versagt Heinrich seine Einwilligung. Sie kehren also heim; unterwegs aber wird Heinrich durch Gottes unmittelbaren Eingriff heil und vermählt darauf sich mit dem Mädchen. So schön die Darstellung ist, so nehme ich doch an manchem Anstoß. Die Opferwilligkeit des Mädchens geht nicht aus Liebe, wenn auch unbewusster, zu Heinrich hervor, sondern theils aus weltverachtender Schwärmerci und andertheils daraus, daß sie ihren Eltern ihre glückliche Lage bewahren will. Mag es nun auch derartige Schwärmerinnen damals gegeben haben; da das Mädchen, als Heinrich zu ihren Eltern kommt, erst acht Jahr alt ist (eine andere Handschrift setzt in Erkennung des Unschidlichen zwölf Jahre an), und er sich doch nur wenige Jahre daselbst aufhält: so ist sie offenbar noch zu sehr Kind, um einen solchen Entschluß fassen zu können. Wenn Hartmann sagt, der h. Geist habe ihr denselben eingegeben, so ist das für uns in der That ungenügend. Auch die Neben des Mädchens sind für ihr Alter wie für ihren Stand viel zu hoch; sie predigt und philosophirt wie ein Bischof. Daß Heinrich und das Mädchen nach der Genesung sich heirathen, ist modern und kaum der ursprüngliche Schluß. Die jüngere Handschrift läßt beide gleich nach der Vermählung sich wieder trennen um ins Kloster zu gehn; das ist jedenfalls mehr im Geiste des Mittelalters.

Sie sehen, wir kennen das Gedicht hinreichend, lieber Dheim, und Sie können uns zum Schluß der heutigen Sitzung noch etwas über die Büchlein sagen, wenn Sie nämlich es für gut erachten.

Die Büchlein, sagte der alte Graf darauf, sind Gedichte, die die Liebe, und zwar die Klagenbe, zum Gegenstand haben; sie sind in kurzen Reimpaaren abgefaßt. Der Name Büchlein rührt vielleicht daher, daß diese Gedichte einzeln, wenn sie länger waren, niedergeschrieben wurden, um der Geliebten leicht eingehändigt und von ihr wohl auch leicht, wenn es nöthig war, verborgen werden konnten. Ich kenne eines von sehr kleinem Formate, zwei und

einen halben Zoll hoch, und zwei Zoll breit, das unter einem Dachbalken, wo es über vierhundert Jahr verborgen lag, gefunden ward. Die beiden Büchlein Hartmanns sind die ältesten, die bis jetzt bekannt geworden sind. — Hartmanns Lieder sind alle bis auf zwei, die sich auf seinen Kreuzzug beziehen, Minnelieder, um auch das nicht unerwähnt zu lassen. Und damit mag es für heute genug sein.

Neunter Abend.

Wir kommen, begann der alte Graf von Hünenberg, nun zu der Sage vom heiligen Gräle, einer religiös-mystisch-ritterlichen Sage, um sie kurz zu bezeichnen. Der Hauptbestandtheil derselben ist brittisch (die Geschichte von Peredur (Bedenfucher), wie hier Parsival heißt);¹ dazu kamen dann südfranzösische, spanische (kristliche und maurische), und bei Wolfram auch norddeutsche Einflüsse.²

Das ursprünglich keltische Wort *gradhal*, *grasal*, *gräal*, *gräl* bedeutet, Gefäß, Becken, Schüssel. In der keltischen Mythologie heißt so: a) das Waschbecken der brittischen Göttin Ceridwen, b) das Todtenschiff, worin die Verstorbenen in die Unterwelt fahren. Durch diese Fahrt gelangt die Seele nach der Lehre der Druiden zur geistigen Wiedergeburt. Davon abgeleitet ist dann die Bedeutung c) Grab, als Schiff der Erde. Endlich bedeutet es noch d) die Schüssel beim Abendmahl, von welcher die geweihten Hostien den Gläubigen gereicht werden. In der christlich ausgebildeten Grälsage nimmt man dasselbe dann noch als e) die Schüssel, in welcher das Haupt Johannes des Täufers lag und später das Osterlamm aufgetragen ward, und f) als den Becher, in welchem das Blut Christi am Kreuze soll aufgefangen worden sein, der *santo catino*, den Genua zu besitzen einst sich rühmte. Dieses Gefäß soll aus

¹ Parsival soll aus dem Arabischen stammen (*Parseh sal*) und „der reine Einfältige“ bedeuten. ² Dahin gehören die Namen Friedeband, Schiltung, Hutegeir, Hensart, Hernand, Morhold, Herlind, Gruonland, und was von ihnen erzählt wird. Vergl. Grimm in Haupts Zeitschrift I., 7.

einem Edelstein geschnitten gewesen sein, den man *Inaspis Exilis* nennt. Die älteste Gestalt der Peredurssage giebt uns wohl das *Mabinogi* von *Peredur*. Zwar erscheint auch darin *Peredur* nicht mehr als Kämpfer für sein Volk, — der geschichtliche *Peredur* war Fürst von *Benedicta*, wie der nördliche Theil von *Wales* hieß, — aber der Schauplatz der Begebenheiten ist noch der Boden von *Wales*, und es fehlt das nach der *Provence* und nach *Spanien* hinreichende Königsgelecht, *Titurel*, *Trismutel*, der *Gralkempel*, der *Priester Johannes*; es fehlen *Samuret* mit seinen *Abentheuern* im *Moorenlande* und jede Beziehung auf *Anjou*; es fehlt endlich der *Zauber Klingschor*. Hier ist keine Spur von jener Zartheit der *Empfindung*, von jener *Religiosität*, jenem *Seelenadel* und *galantem Ritterthum* zu entdecken, die *Wolframs Parzival* in so hohem Grade zieren, und die sich auch im französischen Gedichte *Chrestiens*, wenn auch nicht in gleicher Reinheit und Stärke vorfinden. *San-Marte*¹ hat daher ohne Zweifel recht, wenn er behauptet, daß das Alter dieser Erzählung über die Blüthe des *Ritterthums* und über die *Kreuzzüge* hinausreiche. Dieß *Mabinogi* liegt demnach unstreitig dem Gedichte *Chrestiens* wie dem *Wolframs* zu Grunde; zu beklagen ist aber, daß wir die erste Umwandlung, die es ohne Zweifel in der *Bretagne* erhielt, ganz und gar nicht kennen. Was *Osfred* von *Newmouth* III. 17, 18 von *Peredur*, den er vor *Julius Cäsar* leben läßt, erzählt, berührt weder das *Mabinogi*, noch die Gedichte, daher können wir, selbst wenn sein *Peredur* mit dem des *Mabinogi* zusammenfallen sollte, es übergehn. Er ist mit *Vigen* und *Elidur* Bruder des *Brittenkönigs* *Arthgal*. Dieser wird vertrieben und an seiner Statt *Elidur* zum *Herrscher* gewählt. Darauf trifft *Elidur* den Vertriebenen im *Walde* von *Calath*, umarmt und küßt ihn, führt ihn nach *Abclud* und verbirgt ihn in seinem *Bette*. Er stellt sich krank und beruft die *Großen* des *Landes*: wer dem *Arthgal* sich zu unterwerfen weigert, wird getödtet. Erst nach *Arthgals* Tode nimmt *Elidur* die *Herrschaft* wieder an sich, wird aber von *Peredur* und *Vigen* ergriffen

¹ Seine Untersuchungen liegen hier zu Grunde.

und eingesperrt, worauf diese das Reich theilen. Unfern Peredur jedoch, aber den geschichtlichen, meint ohne Zweifel der Barde Aneurin, wenn er von ihm sagt, er sei in der Schlacht bei Gathraeth gefallen:

Austrüdt das Herz geschloßner Nacht,
kurzlebende sie; sie haben die Nacht
beim schäumenden Reithgelage verbracht.
Die Rhynddoler so kampfsgemuth —
das Reithgelage bezahlt ihr Blut,
doch schlagen sie wacker und schlagen gut.
Caradoc und Maboc, Pyl und Deusan
Gögon und Gwion und Rhydan
Peredur im Stahlkleid, Gwödur und Aidan.
Ein Schild in der Schlacht, im Streit ein Schild,
Geschlagen, schlugen sie wieder wild:
Keiner lehrte zum Heimathgefilde.

Schon oben ward bemerkt, daß die Thaten und Schicksale Gamurets, der bei Wolfram Parcivals Vater ist (im Mabinogi heißt sein Vater Ewroc, und ihm dient die Grafschaft des Nordens) im Mabinogi gar nicht vorkommen, ebensowenig als in Chrestiens Gedichte, weshalb denn auch dieser bei deren Schilderung Wolframs Quelle nicht sein kann; vielmehr beginnt das Mabinogi so wie Chrestien mit der Erziehung Peredur-Parzivals in der Wüste (zu Eoltane). Eine merkwürdige Abweichung ist nun gleich, daß Peredur der jüngste der sieben Söhne Ewrocs ist, während er bei Wolfram und Chrestien als der einzige Sohn erscheint. Die drei Ritter, die Peredur im Walde erblickt, heißen Gwalchmai, Geneir Gwystyl und Owain, Sohn des Urien, und Owain (Zwein) verfolgt den Ritter, welcher an Arthurs Hofe die Aepfel getheilt hatte, während bei Wolfram der Verfolgte als Räuber einer Jungfrau auftritt.¹ Nun folgt im Mabinogi das Abenteuer mit Geseute und Drilus, die beide unbenannt bleiben, und Peredur gelangt darauf an Arthurs Hof, wo er von Zwerg und Zwergin, die bis

¹ Da wir von Wolframs Parzival gute und minder gute Uebersetzungen haben, so nehme ich seinen Inhalt als bekannt an.

jezt kein Wort gesprochen hatten, laut begrüßt wird, wofür Kai beide züchtigt. Vor ihm war ein Ritter (Ither bei Wolfram) eingetroffen, hatte einen Becher voll Weines, den ein Knabe der Königin Owenhwyar darbot, diesem aus der Hand gerissen, den Wein der Königin in das Gesicht gegossen, den Becher mit genommen und die Ritter aufgefodert, ihn wieder zu holen. Alle waren bestürzt und verzagt, Kai aber heißt Pereduren, der nach Arthuren fragte, höhnisch den Becher holen, dann werde Arthur ihm die Ritterwürde erteilen. Peredur reitet fort, erlegt den Ritter, übergiebt den Becher dem Owain, der nach gegangen war, und sagt ihm, er werde nicht eher an Arthurs Hof kommen, bis er den Kai für seine Mißhandlung gezüchtigt habe. Darauf reitet er unbeholfen in des erlegten Ritters Waffen fort. Das im Rabinogi nun folgende Abenteuer fehlt bei Wolfram. Peredur stößt auf einen Ritter, der ihn fragt, woher er komme. Auf Peredurs Antwort spricht jener höhnisch von Arthur und nennt sich seinen Feind. Es kommt zum Kampfe, Peredur siegt und sendet den Besiegten an Arthur mit demselben Bescheide, den er Owain gegeben. Noch sechszehn Ritter besiegte er innerhalb einer Woche und sandte sie alle mit dem gleichen Grusse an Arthurs Hof. Arthur tadelt den Kai und dieser grämt sich. Nun folgt Peredurs Aufenthalt bei dem alten Ritter (Gurnemanz bei Wolfram), von dem er freundlich aufgenommen wird. Dieser hat zwei Söhne, einen blonden und einen braunhaarigen. Diese müssen mit Kolbe und Schild kämpfen, um ihre Fertigkeit zu zeigen. Als darauf Peredur den Blonden für den geübteren erklärt, heißt ihn der Greis mit diesem sich messen. Er besiegt ihn, der Greis sagt ihm nun, daß er der beste Kämpfer auf der Insel sein werde, giebt sich ihm als seiner Mutter Bruder zu erkennen und erteilt ihm weise Lehren. Von hier an ist die Reihenfolge der Abenteuer eine andere im Rabinogi und eine andere im Parzival, auch sind manche bei Wolfram anders gefaßt, wie sein Zweck es erheischte, viele ganz übergangen. Da Chrestien de Troyes meist mit Wolfram stimmt, so scheinen die ausgelassenen Abenteuer in der Bretagne nicht bekannt gewesen zu sein.

Mit Tages Anbruch verläßt Peredur seinen Oheim und kommt zum lahmen Könige, wo der blutende Speer und ein blutenbes Haupt ihm gezeigt wird. Der See Brumbane, wo Amfortas fischet, und seine Einladung nach Munsalväsche fehlen im Mabinogi; bei Wolfram dagegen fehlt das blutige Haupt, und nur die Schüssel (der Gräl) wird gebracht. Ein Schwert wird dem Peredur nicht geschenkt, dafür muß er mit einem ihm gereichten Schwerte dreimal einen dicken Eisenhaken durchhauen. Jedes Mal zerbricht auch das Schwert. Der lahme König heißt ihn die Stücke des Schwertes und die des Hakens an einander halten: zweimal wird Schwert und Haken ganz, das dritte Mal bleiben sie gebrochen, worauf der König ihm sagt, er habe zwei Dritttheile seiner Stärke erlangt; werde er zu seiner Vollkraft gelangt sein, werde Niemand sich mit ihm zu messen vermögen. Der König nennt sich darauf den Bruder des Mannes, bei dem Peredur die Nacht zuvor geweilt habe, und den Bruder von Peredurs Mutter. Jetzt tragen zwei Jünglinge den Speer herein, von dessen Spitze drei Blutströme herabließen. Alle klagen und jammern, nur der König und Peredur sprechen ruhig weiter. Aber des Speeres Bedeutung entdeckt der König nicht, und Peredur fragt deshalb nicht danach. Nun bringen zwei Jungfrauen die Schüssel mit dem blutigen Haupte, Peredur jedoch fragt wieder nicht, obgleich alle auf's Neue zu wehklagen beginnen. Da es nun Zeit zum Schlafe, wird Peredur in sein Gemach geführt.

Ganz anders und weit prächtiger ist das Bringen des Speeres und zumal der Schüssel bei Chrestien und in noch höherem Grade bei Wolfram dargestellt, bei dem fünf und zwanzig Jungfrauen mit dem Gräle kommen, welchen die königliche Jungfrau Repanse de joi trägt. Daß der Gräl, wie ein „Tischlein decke Dich,“ jedem Ritter, der zugegen war, die gewünschte Speise und den begehrten Trank darbot, wie Wolfram erzählt, davon weiß das Mabinogi nichts. Eine Erfindung Wolframs ist dieß kaum, obwohl weder Chrestien noch der Percheval li Galois davon erzählt.¹ Wolframs Grundlage

¹ Vergl. Rochat: Ueber einen bisher unbekannten Percheval li Galois.

wird diesen Zug wohl gehabt haben, und er scheint mir von der Schüssel (oder Pfanne) das *Rheggynydd*, in welcher Jeder die Speise fand, die er wünschte, und von dem Horne des *Bran Galed*, indem Jeder das begehrte Getränk fand, auf den Gral übergetragen.¹

Das Zusammentreffen *Perebur's* mit *Eigunen* (hier nicht benannt), die ihren erschlagenen Gemahl mit sich führt, folgt jetzt. Die Darstellung ist weit einfacher und verständiger als bei *Wolfram*. Sie war bemüht die Leiche auf ihr Pferd zu heben, was ihr nicht gelingt und weshalb sie klagt. Sie entdeckt *Perebur*, daß er Ursache des Todes seiner Mutter sei, und verwünscht ihn. *Iwerg* und *Iwergin*, die er bei *Arthur* gesehen, hätten seinem Vater und seiner Mutter gehört. Noch warnt sie ihn mit dem Ritter anzubinden, dem der Wald gehöre und der ihren Gemahl getödtet habe. Nachdem *Perebur* den Leichnam begraben hat, sucht er begleitet von *Eigunen* den Ritter auf. Wie gewöhnlich spricht dieser verächtlich von *Arthur*, wodurch der Kampf herbeigeführt wird. Der Ritter wird besiegt, sein Leben ihm aber unter der Bedingung geschenkt, daß er *Eigunen* heirathe und mit ihr zu *Arthur* ziehe, sich als Besiegten dort stelle und den bekannten Gruß ausrichte. Alles dieß zu thun gelobt der Ritter und er thut es. Am Hofe beklagen alle, daß *Kai* einen solchen Helden verschreckt habe, und *Arthur* gelobt ihn aufzusuchen. Die Begrabung des Todten und Alles was darauf folgt, fehlt bei *Wolfram*; da sie Vorbild der Treue sein soll, kann sie sich nicht mit dem Tödtler ihres Gemahls vermählen.

Nun kommt *Perebur* zu der Burg, in welcher die bedrängte Jungfrau (*Conduiramour* bei *Wolfram*) wohnt. Er trifft um die Burg herum nichts als verwildertes Gebüsch und Unkraut. Als er mit dem Speere an das Thor geschlagen hatte, erschien ein hagerer Knappe und öffnete. In der Halle sah *Perebur* achtzehn Jünglinge von gleichem Ansehen und Wuchs und in gleich dürftiger Kleidung; ihr Benehmen jedoch war fein und höflich. Bald traten

¹ Schüssel und Horn gehören zu den dreizehn kostbaren Dingen der Insel Britannien. Man sehe *Sau-Marc's* Beiträge zur bretonischen und celtischen germanischen Heldensage S. 61, 62.

fünf Jungfrauen in die Halle, und eine derselben war so schön, daß Peredur nie ihr gleich gesehen hatte. Ihr seidenes Gewand war alt und zerrissen; aber ihre Haut, die hervorschien, war glänzender als Kryshall, ihr Haar schwarz wie Erdspeß, und ihre Wangen vom zartesten Rothe leuchtend. Sie legte ihren Arm um seinen Nacken und ließ ihn neben sich sitzen. Jetzt kamen zwei Nonnen; eine trug einen Krug Wein, die andere sechs Weißbrote. „Herrin, sagten sie, der Himmel ist Zeuge, daß nicht mehr Trank und Speise in unserm Kloster geblieben ist.“ Sie giengen zur Mahlzeit und Peredur sah, daß die Jungfrau ihm mehr als jedem andern zu geben suchte: da nahm Peredur Brot und Wein und vertheilte beides gleichmäßig unter alle. Als Peredur darauf zu Bette gegangen war, sagten die andern Mädchen zu der schönen Jungfrau: „Höre Schwester, wir haben einen Vorschlag für Dich. Geh zu dem Jünglinge in dem oberen Gemache und erbieth dich ihm zum Weibe oder zu seiner Freundin, wenn es ihm beliebt.“ „Das wäre doch unschädlich, sagte sie; nie war ich noch die Freundin eines Ritters, und solchen Antrag ihm zu machen vermag ich nicht.“ „Bei Gott, sagten jene da, wenn Du nicht so thust, so werden wir Dich Deinen Feinden überlassen.“ Aus Furcht davor und weinend gieng sie also nach dem Gemache Peredurs. Durch das Knarren der Thüre erwachte dieser und erblickte die Weinende. „Sage mir, Schwester, sprach er, weshalb weinst Du so?“ Sie erzählte ihm darauf, ihr Vater habe diese Grafschaft, die beste des Königreichs, besessen. „Der Sohn eines andern Grafen, sagte sie, verlangte meine Hand; aber ich wollte ihn nicht, und mein Vater billigte dieß, da ich sein einziges Kind war. Nach meines Vaters Tode war ich Erbin, und da ich meine Weigerung wiederholte, entriß mir jener alle Besitzungen bis auf diese Burg, die nicht erobert werden kann, so lange wir Speise haben. Alles aber ist aufgezehrt, und wir werden, wie Du siehst, von den Nonnen gespeist, denen das Land offen steht. Morgen jedoch wird der Graf mit aller seiner Macht vor der Burg erscheinen: falle ich in seine Gewalt, so übergiebt er mich seinen Stallknechten. Darum kam ich zu Dir, Herr, diese Burg Dir zu übergeben. Vertheidige mich

oder führe mich von der Burg in Sicherheit, welches von beiden Dir beliebt.“ „Geh, Schwester, und schlaf ruhig, antwortete Peredur. Nicht eher werde ich von hier fort reiten, als bis ich Dich gesichert habe.“

Das Mädchen gieng, am Morgen aber kam sie wieder und begrüßte Pereduren. „Der Himmel beglücke Dich, Lieb; was bringst Du Neues?“ fragte er. „Nichts als daß die Burg von Feinden umringt ist.“ „Wohl!“ sagte Peredur, und als sein Ross gesattelt war, ritt er hinaus. Ihm entgegen kam ein Ritter und bot ihm Kampf; Peredur aber warf ihn in den Sand. Als der Tag sich neigte, kam ein andrer Ritter zum Streite, aber dem ergieng es ebenso. Er war der Hausmeister des Grafen, und als er um Schonung bat, befahl ihm Peredur Speise und Trank für hundert Menschen, und Wagen und Rosse für eben so viele diese Nacht noch in die Burg zu bringen und sich selbst als Gefangenen zu stellen. Jener that wie ihm geheißen war, und die Jungfrauen aßen froh. Am nächsten Morgen ritt Peredur wieder hinaus und besiegte einen stattlichen Ritter, den Burgverwalter des Grafen. Dieser mußte, um sein Leben zu lösen, Speise, Rosse und Waffen für zweihundert Mann in die Burg liefern und sich selbst als Gefangenen stellen. Am dritten Tage besiegte Peredur den Grafen selbst, und er mußte alles Eroberte herausgeben und seine Grafschaft dazu und selbst Gefangener sein. Noch drei Wochen weilte Peredur auf der Burg und sorgte, daß die Jungfrau gesichert war. Darauf nahm er Urlaub, obgleich ihn das Mädchen bat zu bleiben. „Wäre es nicht aus Liebe zu Dir geschehen, sagte er, so wäre ich nicht so lange geblieben.“ Als sie ihn nun nach seinem Namen fragte, nannte er sich und bat sie sich an ihn zu wenden, wenn sie in Noth und Gefahr komme; er werde, wenn er könne, sie beschützen. Damit ritt er von dannen.

Peredur begegnete nun der Frau auf dem schlechten Pferde (Jeschute bei Wolfram), besiegte ihren Gemahl und zwingt ihn sie für unschuldig zu erklären, auf dem Wege, den er kam, zurück zu reiten und überall ihre Schuldlosigkeit kund zu thun.

Peredur kommt auf die Burg einer Gräfin, die von den neun

Hegen von Gloucester und ihrem Vater bedrängt wird. Er besiegt eine, folgt ihr, um Waffen und Rosß zu empfangen und um „Gebrauch der Waffen und Ritterwesen“ zu lernen, auf die Burg der neun Hegen und weilt hier drei Wochen. Darauf wählt er Rosß und Waffen und zieht weiter. Wolfram hat dieß Abenteuer nicht. Als Perebur im Kampfe die eine Hege so auf das Haupt schlug, daß er ihr Helm und Schädel wie eine Schüssel einbrückte, rief sie: „Dank Dir, guter Perebur, Sohn des Eröc, Dank des Him-mels!“ Auf seine Frage, woher sie ihn kenne, antwortete sie: „Durch Verhängniß und die Borerkenntniß, daß ich Harm von Dir leiden soll.“

Perebur gelangt zu einem Eremiten, übernachtet bei ihm. Als er am Morgen fortritt, war viel Schnee gefallen und ein Habicht hatte einen wilden Vogel in der Nähe der Hütte getödtet. Als der Habicht verschucht wird, stürzt ein Nabe sich auf den Vogel. Perebur hielt an, die Weiße des Schnees, die Schwärze des Nabens und die Röthe des Blutes vergleichend mit der Weiße der Haut, der Schwärze des Haares und der Röthe der Wangen jener Jungfrau, die er liebte. Inzwischen war Arthur und sein Hof aufgebroschen Pereburen zu suchen. „Wißt Ihr, sprach Arthur, wer jener Ritter ist, der dort am Bache hält?“ Niemand kannte ihn. Da gieng erst ein Knappe sich zu erkundigen, und da Perebur ihm nicht antwortete, schlug er ihn mit dem Speere. Er wird von Perebur darauf zu Boden geworfen. Gleiches Loos haben vierundzwanzig andere Knappen. Auch Kai, der nun ritt, kam schlecht weg; Perebur bricht ihm Arm und Schulter und reitet ein und zwanzig Mal über ihn her. Kai's Rosß kommt leer zurück, und Kai wird nach Arthurs Zelte getragen.

Nun geht Gwalchmai (Gawan), und durch freundliche Zusage bewegt er Pereburn ihn zu Arthur zu folgen. Arthur, die Königin Guenhywar und alle begrüßen ihn froh und Arthur führt ihn mit nach Kaerleon.

Obiges Stück findet sich, wiewohl etwas verändert, bei Wolfram; aber nun folgt eine Reihe von Abenteuern im Mabinogi, die unser Dichter nicht hat. Auch Chrestien kennt nur wenig davon,

giebt dafür aber andere, die Wolframe gleichmäßig fremd sind. (Ihren Inhalt hat San-Marte, Artursage S. 231—236 angegeben.)

1) Peredur thut gegen Jungfrau Angbarab Goldband (Law Eardc) das Gelübde kein Wort zu einem Christen sprechen zu wollen, bis sie ihn über alle Männer liebe.¹

2) Peredur verläßt Arturs Hof, gelangt in das Rundthal, tödtet einen Löwen und sendet den besiegten Herren desselben, den „grauen Mann,“ dessen zwei Söhne und dessen Riesen er erschlagen hat, nebst Frau und Tochter zu Artur, daß sie sich

¹ Solche Gelübde waren eben nicht Seltenes bei französischen und englisch-normännischen Rittern. Fabu Guelf führt aus dem alten Gedichte: Le voeux du Héron (gedruckt bei St. Palaye) an: Robert von Artois, der König Edward III. zum Kriege gegen Frankreich zu reizen suchte, trat eines Tages unter Begleitung von zwei Fräulein und Musikanten in den Saal, wo Edward mit seinen Rittern und Damen weilte, und überreichte ihm spöttisch einen Reißer, den er erlegt hatte, als Entgelt für die französische Krone. Edward, gereizt durch den Spott, schwoört sofort auf dem Reißer, daß er noch in diesem Jahre Frankreich betrogen wolle. Seine Großen folgen nach, unter ihnen der Graf von Salisbury, der neben der Tochter des Grafen von Derby saß, die er liebte. Er bat sie, einen ihrer Finger auf sein rechtes Auge zu legen. Sie legte ihm zwei darauf:

Les deux doigts sur l'oeil destre li mist isuelement,
et se li a clos l'oeil et fermé serement,
et chax a demandé moult gracieusement:
„Bele, est-il bien clos?“ „Oyl, certainement“
a dont dist de la bouche du cuer le pensement.
„Et je veu et prometh à Dieu omnipotent
et à sa douce mère, que de biauté respient,
qu'il n'est jamais ouvers pour ore, ne pour vent,
pour mal, ne pour martire, ne pour encombrement,
si serai dedans France, où il a bonne gent
et si arai le fu bonté entièrement,
et serai combatus à grand efforcement
contre les gens Philippe, qui tant a hardement.
Je ne sui en bataille prins, par bolu ensient,
bien li aiderai a accomplir son talent;
or aviegne qu'aviegne, car il n'est autrement.“
Aïlors osta son doit la pucelle au cors gent,
et li iex clos demeure, si ques virent le gent,
et quant Robert l'entent, moult de joie l'enprent.

taufen lassen. Arthur giebt ihnen darauf das Rundthal wieder und sie kehren heim.

3) Peredur tödtet in einer Wüste die Schlange, die auf einem Goldringe liegt, und nimmt den Ring. In Folge seiner Sehnsucht nach Arturs Hofe verlor er den Glanz seiner Gesichtsfarbe und seine Schönheit und ritt an den Hof zurück. Niemand erkennt ihn, er aber spricht seinem Gelübde zufolge kein Wort. In solchem Zustande besiegte er eine Woche lang jeden Tag einen Ritter, die her kamen um zu kämpfen.

4) Peredur geht auf die Jagd, kommt zum Hause des „schwarzen Unterdrücker“, eines schwarzen, einäugigen Riesen, wird von dessen drei Töchtern wohl empfangen; eine derselben aber bedauerte seine Herkunft und weinte, weil sie einen so schönen Jüngling erschlagen sehen müßte. Ihr Vater nämlich tödtet jeden, der ohne seine Erlaubniß sein Haus betritt. Dieser kommt auch bald, und die Jungfrau bittet ihn des Jünglings zu schonen, worauf er ihm diese Nacht das Leben zu lassen verspricht. Sie speisen darauf mit einander, und als Peredur, durch den Trunk erhit, den Riesen fragt, wie ein so starker Mann, wie er zu sein sich rühme, habe ein Auge verlieren können? erhält er die Antwort, daß er diese Frage mit dem Tode bestrafe. Nochmals bittet das Mädchen und erhält Aufschub bis zum Morgen. Als der Morgen kam, trat er gerüstet zu Peredur und sagte: „Erleide nun den Tod!“ Peredur bat ihn entweder seine Rüstung abzulegen oder ihm auch eine zu verschaffen. Der Riese bewilligt ihm Waffen und die Mädchen bringen ihm solche. Er kämpft, siegt und zwingt den Riesen um Gnade zu bitten. Er gewährt unter der Bedingung, daß er ihn sage, wer ihm das Auge ausgestoßen habe und weshalb er „Unterdrücker“ heiße. „Herr, sagte er, ich verlor es im Kampfe mit der schwarzen Schlange von Carn, die in der Höhle am Hügel der Trübsal haust, und an deren Schweife ein Stein ist, der bewirkt, daß der, welcher ihn in einer Hand hält, in der andern so viel Gold hat als er wünscht.“ Er heiße der schwarze Unterdrücker, weil er alle Menschen in der Umgegend unterdrückt habe. Peredur fragt ihn darauf nach dem Wege zur Höhle. Ihm

wird die Antwort: Am ersten Tage komme er zur Burg der Söhne des Königes der Qualen. So heiße er, weil ihn einst der Abdanc vom See erschlagen habe.¹ Darauf komme er an den Hof der Gräfin der Großthaten. Da seien dreihundert Männer Hofgesinde, die zunächst der Herrin sitzen. Jedem Fremden werden die Großthaten erzählt und sie erklären sie ihm. Am dritten Tage gelange er zum Hügel der Träbsal; rings um denselben wohnen die Eigenthümer der dreihundert Jelte, welche die Schlange bewachen. „Weil Du so lange ein Unterdrücker warst, sagte Peredur, so mußt Du sterben,“ und er erschlug ihn, verschmähte aber die ihm angebotene Jungfrau und die Kostbarkeiten, denn er sei nicht hergekommen um zu freien.

5) Peredur kommt zur Burg der Söhne des Königes der Qualen, wo er nur Frauen trifft, die ihn freundlich empfangen. Bald jedoch traben drei Streitrosse daher, von denen jedes einen todtten Mann trägt. Die Leichen werden von den Frauen gewaschen und gefalbt, worauf sie sich beleben. Auf Peredurs Frage wird ihm der Bescheid, daß der Abdanc sie täglich einmal tödte. Am nächsten Morgen reiten die drei Brüder wieder zum Kampfe gegen den Abdanc aus, weigern sich jedoch Pereduren mitzunehmen, weil er Niemand habe, der ihn wieder belebe. So folgte er ihnen wider ihren Willen nach, verlor sie jedoch aus dem Gesichte und kam zu einem Hügel, worauf eine schöne Frau saß. Die sagte ihm, sie wisse, weshalb er komme; aber der Abdanc werde ihn tödten und zwar durch Schlaueheit. Er liege in einer Höhle, vor deren Eingange

¹ Nach den Triaden war der Abdanc oder Avanc ein Seeungeheuer, das die Ueberschwemmungen des Meeres bewirkte. Manche sehen in ihm ein Bild der allgemeinen Ueberschwemmung, der Einstuth. Gegen den Abdanc kämpfte der gehörnte Ochs von Gu Gadarn, d. h. der Held, der die Gynri nach Britannien führte. Die drei Merkwürdigkeiten Britanniens sind: 1) das Schiff von Rennydd Rav Reivion, welches, als die See in hohen Fluthen tobte, dahinfuhr, ein Männlein und ein Weiblein von allen lebenden Wesen tragend; 2) der gehörnte Ochs von Gu, der Mächtige, der den Abdanc von der See an das Land trieb, worauf das Meer nicht mehr überschwemmte; 3) die Steine von Gwyddon Ganhobon, an welchen alle Künste und Wissenschaften der Welt gelesen wurden. So Lady Gueth; man sieht, daß man ein Stüd druidischer Mythologie vor sich hat. Das Schiff stimmt zur Arche Noahs.

ein Steinsfeiler siehe. Der Abbanc sehe jeden Eintretenden, ihn jedoch sehe keiner. Hinter dem Feiler hervor tödtete er jeden mit einem vergifteten Wurfspieße. Wolle Perebur ihr Liebe schwören, so gebe sie ihm einen Stein, der bewirke, daß er den Abbanc, dieser aber ihn nicht sehe. Perebur gelobt ihr Liebe, erhält den Stein und den Auftrag, sie in Indien aufzusuchen, worauf sie verschwindet.

6) Perebur kommt in ein Thal; zu beiden Seiten eines Stromes waren glatte Wiesen; den Rand des Thales bildete Gebüsch. Auf der einen Seite des Stromes sah er eine Herde weißer, auf der anderen schwarzer Schafe. Blühte ein weißes, so kam ein schwarzes herüber und ward weiß, und umgekehrt. Am Strome stand ein Baum, dessen eine Hälfte von unten bis oben brannte, während die andere grün belaubt war. In des Baumes Nähe saß ein schöner Jüngling, neben ihm gekoppelt zwei graugesleckte Hunde. Im Gebüsch hörte er Hunde, welche Hirsche jagten. Drei Wege, zwei breite und ein schmaler führten vom Hügel herab, worauf der Jüngling saß. Perebur erfährt von ihm, der eine Weg führe zu seiner Burg, und dahin rathe er ihm, wolle er nicht hier bleiben und der Jagd zusehen; der andere Weg führe in eine Stadt, wo er Speise kaufen könne, wolle er nicht sein Gast sein; der dritte Weg endlich führe zum Abbanc. „Dank, sagte Perebur, den will ich reiten.“

7) Vor der Höhle angelangt, nahm Perebur den Stein in die rechte, den Speer in die linke Hand und schritt hinein. Er erblickte das Ungeheuer, tödtete es mit dem Speere und schnitt ihm das Haupt ab. Als er heraustrat, waren eben die drei Brüder angelangt. Perebur gab ihnen das Haupt des Abbanc und sie wollten ihm eine der drei Jungfrauen und die Hälfte des Königreiches geben, er aber lehnte beides ab und ritt weiter. Bald hörte er ein Geräusch hinter sich und umschauend erblickte er einen Mann in rother Rüstung auf rothbraunem Rosse. Der bot sich ihm zum Begleiter an und nannte sich Etym Gleddyv coch (Etym Rothschwert), Grafen von Ostlande. Perebur nahm ihn an und so ritten sie weiter.

8) Sie kamen zur Gräfin der Großthaten und wurden freundlich empfangen, aber unter den Hofhalt gesetzt, wie dieß Brauch am Hofe war; denn nur wer die dreihundert Männer besiegt habe, dürfe neben der Gräfin sitzen, sie aber werde den über alle Männer lieben. Peredur besiegte hierauf die Mannen der Gräfin und setzte sich an ihre Seite. Sie sagte ihm, es freue sie, so schönen und tapfern Jüngling zum Gatten zu erhalten, da sie den nicht haben könne, den sie vor allen liebe. Auf Peredurs Frage, wer der wäre, nannte sie Eilym Rothschwert, und Peredur vermählte sie mit diesem. Am nächsten Morgen ritt Peredur fürder zum Hügel der Trübsal. Eilym aber wollte ihn nicht verlassen. Sie kamen hin, wo sie der Zelte ansichtig wurden, und Eilym ward gesandt Unterwerfung zu fordern. Sie ward versagt, und Peredur besiegte an diesem Tage hundert Mann und am nächsten Tage wieder hundert. Das dritte Hundert unterwarf sich darauf, und befragt, weshalb sie hier weilten, sagten sie, sie bewachten die Schlange bis zu ihrem Tode: dann würden sie um den Stein kämpfen und der Sieger diesen erhalten. Darauf gieng Peredur hin, erschlug die Schlange und nahm den Stein, welchen er Eilym gab und ihn zu seiner Frau zurücksandte.

9) Peredur kam darauf in die schönste Ebene; bunte Zelte sah er am Flusse, der sie durchströmte, besonders aber wunderte er sich über die Menge Wind- und Wassermühlen, die er erblickte. Der Hüter der Mühlen gab ihm Herberge. Auf seine Frage, weshalb so viel Volkes hier sei, erfuhr er, die Kaiserin von Christinobyl, die Große, sei hier und sie wolle den tapfersten Mann zum Gemahle nehmen. Um die Menge des Volkes zu speisen, seien die Mühlen erbaut. Am andern Morgen zog Peredur kampfsgerüstet aus. Am Fenster des schönsten Zeltes erblickte er das schönste Mädchen, und er blieb den ganzen Tag in ihren Anblick versunken sitzen. Abends ritt er heim ohne gekämpft zu haben. Er forderte ein Gelddarlehen vom Müller, worüber, da der Müller es ihm gab, dessen Frau sehr zürnte. Am zweiten Tage gieng es wie am ersten, und Peredur borgte wieder. Am dritten Tage, als er das Mädchen wieder betrachtete, schlug ihn der Müller und hieß

ihn entweder abziehen oder kämpfen. Perebur lächelte und ritt auf den Kampfplatz. Für jeden Besiegten sandte er der Kaiserin ein Geschenk, der Müllerin aber Roß und Waffen als Zahlung auf das geborgte Geld. Als er alle besiegt hatte, ließ ihn die Kaiserin zu sich rufen, allein er lehnte ab. Da wollte sie ihn mit Gewalt holen lassen, er aber band die Boten und warf sie in den Mühlbach. So gieng denn ein weiser Mann und bat Pereburen bei der Frau seines Herzens zur Kaiserin zu kommen. Er gieng jetzt, setzte sich aber im Außengemache des Zeltes nieder. Sie kam, setzte sich zu ihm, aber sie sprachen nur wenig mit einander. Tages darauf kam er wieder und setzte sich zur Kaiserin. Da trat ein schwarzer Mann herein, der trug einen mit Wein gefüllten Becher. Er bat die Frau, nur demjenigen ihn zu geben, der mit ihm darum kämpfen wolle. Sie blidte Pereburen an, er aber sprach: „Reiche mir den Becher,“ und trank ihn aus. Darauf trat ein größerer und stärkerer Mann ein, der trug eine zum Becher verarbeitete Thierklaue und wiederholte die Bitte. „Reiche mir das Gefäß“ sagte Perebur und trank es aus. Jetzt brachte ein wildblidender noch größerer Mann einen Raps gefüllt mit Wein. Auch den trank Perebur aus, und als die Nacht kam gieng er heim. Am nächsten Morgen kämpfte er mit den dreien Männern und erschlug sie. Hierauf gieng er zur Kaiserin, sie aber sprach: „Erinnere Dich Deines Gelübdes, Perebur, als ich Dir den Stein gab, daß Du den Abdanc tödtetest!“

„Ich erinnere mich,“ antwortete er, und er blieb vierzehn Jahre bei der Kaiserin.

Von diesen neun Abschnitten findet man bei Wolfram nichts, und ihr Inhalt wäre von ihm auch kaum zu verwerthen gewesen. In die französischen Perchevalbearbeitungen mag einiges, aber sehr umgestaltet, Eingang gefunden haben; aber in diesem zusammenhanglosen Gewirre von Abenteuern ist sich schwer zurechte zu finden. Aber von hieran tritt Wolfram wieder ein, und hat er von dem folgenden auch manches noch weggelassen und noch mehr umgestaltet, so befolgt er doch den gleichen Gang wie das Mabinogi.

Arthur war zu Kaerleon am Uß, seinem Wohnorte. In der

Halle sahen um ihn Owain, Gwalchmai, Gowel und Peredur mit dem langen Speere. Da trat ein schwarzes, kraushaariges Mädchen (Candrie la Sorciere bei Wolfram) ein. Ihr Anblick war wild und scheußlich. Sie begrüßte alle außer Pereduren. Zu diesem sprach sie: „Dich grüße ich nicht, Peredur; Du verdienst es nicht. Blind war das Geschick, da es Dir Ruhm und Ehre gab. Als Du am Hofe des lahmen Königes die Wunder sahst, fragtest Du nicht nach Ursache und Grund. Deine Frage hätte dem Könige die Gesundheit wieder gegeben. Jetzt muß er Fehden und Kämpfe bestehn: seine Ritter kommen um, ihre Frauen werden Wittwen und ihre Töchter bleiben unvermählt.“ Hierauf wandte sie sich an Arthur. „Herr, sagte sie, meine Wohnung ist weit von hier in einer stattlichen Burg. Darin sind fünfhundert sechs und sechzig Ritter mit den Frauen ihrer Liebe. Wer Ruhm erwerben will, kann ihn dort erlangen; und wer den Gipfel des Ruhmes erreichen will, für den weiß ich den Ort. In einer Burg auf hohem Berge wird eine Jungfrau gefangen gehalten: wer sie befreiet, wird den höchsten Preis erwerben.“ Hierauf ritt sie fort.

Sofort gelobte Gwalchmai (Gawan) die Befreiung der Jungfrau, und viele Ritter schlossen sich ihm an; Peredur aber schwur, daß er nicht ruhen wolle, bis er die Bedeutung der Wunder in der Burg des lahmen Königes kenne. In diesem Augenblicke kam ein Ritter in blauer Waffentrüstung an das Thor und er grüßte alle außer Gwalchmai. „Gwalchmai, rief er laut, Du hast meinen Herren verrätherisch erschlagen, das will ich Dir vergelten!“ Schau, erwiderte Gwalchmai, hier ist mein Pfand; ich will Dir beweisen, daß ich kein Verräther bin. Der blaue Ritter bestimmte ihm den Ort und ritt hinweg. Gwalchmai und Peredur verließen auch den Hof und ritten jeder seinen Weg. Als es tagte, kam Gwalchmai vor eine Burg und der Herr derselben kam ihm entgegen geritten. Er sandte den Mäden hinein und gab ihm einen Ring, auf daß man ihn freundlich aufnehme. Als er bei der Schwester des Burgherren am Heerdfeuer saß, trat ein greiser Mann herein, beschalt die Jungfrau, daß sie mit diesem Manne sich unterhalte und verließ die Halle wieder. Sie bat darauf Gwalchmai die Thüre zu

schließen und sich vor den Häuten des Greises zu wahren. Als Gwalchmai zur Thüre kam, sah er, wie der Greis mit sechzig Männern die Treppe heraufkam. Er vertheidigte die Thüre mit einem ergriffenen Eschachbrette, bis der Burgherr zurückkehrte. Als dieser nach der Ursache des Habers fragt, sagt ihm der Greis, daß der Mann in der Halle der sei, der seinen, des Burgherren Vater erschlagen habe. Der Burgherr will nun an dem Gaste sich rächen, dieser aber verlangt Aufschub des Kampfes, da er auf einer Sendung Arthurs sei, und verspricht zurückzulehren, worauf ihm die Frist bewilligt wird. So reitet er am nächsten Morgen von dannen. Von Gwalchmai wird nichts weiter erzählt, so daß also hier in Mabinogi eine Lücke ist. Wolfram und die Franzosen aber erzählen uns die hieher gehörenden Thaten Gaiwans (Gwalchmais).

Perebur ritt nun lange im Lande umher und suchte das Schloß der Wunder. Zuletzt begegnete ihm ein Priester zu Pferde, der ihn schalt, daß er am Charfreitage Waffen trage. Perebur entschuldigte sich mit Unwissenheit, stieg sofort ab und führte sein Roß. Bald darauf kam er in einen Wald und hinter demselben zu einem Schlosse, aus dem ihm derselbe Priester entgegen trat. Jetzt gab dieser ihm den erbetenen Segen und nahm ihn mit in das Schloß. Drei Tage bewirthete er ihn; als der scheidende Perebur ihn nach dem Wege zur Burg der Wunder fragte, sagte er ihm, jenseits des Berges sei ein Schloß, das ein König über die Ostern bewohne: dort werde ihm Auskunft über die Burg werden.

Das Abenteuer auf dem Schlosse fehlt bei Wolfram. Es besteht nur darin, daß Perebur in Verdacht kommt, sich um die Liebe der Tochter des Königs zu bewerben; er wird deshalb in ein Gefängniß geworfen, aber da der König mit einem benachbarten Grafen Fehde hat, und dieser mit Heeresmacht wider ihn kommt, so erhält Perebur Gelegenheit, dem Könige Dienste zu erweisen. Die Jungfrau verschafft ihm Waffen, er besiegt jeden Tag in einem Treffen erst die Leute des Grafen, dann ihn selbst, kehrt aber jeden Abend in sein Gefängniß zurück. Der König hat seinen Helfer nicht erkannt, seine Tochter aber giebt ihm Aufschluß, und nun will er sie ihm zur Gattin geben, Perebur jedoch will sie nicht und

verlangt nur, daß man ihm den Weg zur Burg der Wunder zeige. Dieß wird ihm gewährt. Jenseits des Berges, sagt man ihm, komme er an einen See; in dessen Mitte liege die Burg.

Perebur kam zur Burg, deren Thor er offen fand. In der Halle fand er ein Schachbrett, dessen Steine von selbst spielten.¹ Er trat hinzu, aber die Seite, an die er trat, verlor das Spiel, worauf die feindlichen Steine jauchzten, als ob sie Menschen wären. Hierüber ward er zornig, steckte die Steine in seine Tasche und warf das Brett in den See. Sogleich trat das schwarze Mädchen (Cundrio la Sorciere) in die Halle und rief: „Der Gruß des Himmels komme nie auf Dich; Du hast mehr Uebles als Gutes gethan: Du hast die Kaiserin um das Schachbrett gebracht, das ihr lieber war als ihr ganzes Reich. Doch magst Du Ersatz gewähren, wenn Du Dich zur Burg Iabidinongyl begiebst und den Herren derselben, den Feind der Kaiserin, besiegst; aber Du wirst nicht lebend zurückkehren.“ Perebur gieng, besiegte den Feind, schenkte jedoch ihm das Leben unter der Bedingung, daß er das Schachbrett wieder an seinen Ort schaffe. Da kam das schwarze Mädchen und fluchte ihm, weil er das Ungeheuer am Leben gelassen habe; das Schachbrett sei nie mehr an den Ort zurück zu bringen.“ Perebur gieng also hin und erschlug den schwarzen Mann. Darauf bat er das Mädchen, ihn zur Kaiserin zu führen, sie aber sagte, er solle sie nicht sehen, bevor er das Ungeheuer erlegt habe, das den Wald verwüste. Es sei ein Hirsch, so schnell als der schnellste Vogel, mit einem Horne an der Stirne, so lang als der längste Speer, scharf und spitz. Es tödte jedes Geschöpf das ihm begegne. Jede Nacht komme es und trinke den See aus, so daß die Fische umkommen, bevor das Wasser sich wieder sammle. Auf seine Bitte, daß sie mit ihm komme und das Thier ihm zeige, lehnt sie das ab, denn kein Mensch dürfe seit einem Jahre den Wald betreten; aber sie giebt ihm den kleinen Hund der Kaiserin, der den Hirsch aufjagen und ihm jutreiben werde. So geschah es, der Hirsch kam und griff sofort Pereburen an, dieser aber schlug ihm mit dem

¹ Das Schachbrett des Gwendolien. Vergl. San-Marie, a. g. D. S. 62.

Schwerte das Haupt ab. Während er das Haupt betrachtete, ritt eine schöne Frau daher. Haupt und Rumpf des Hirsches lag vor ihr, um seinen Hals aber lag ein goldenes Halsband. „Ha! rief sie zürnend, Du hast mich meines besten Kleinodes beraubt.“ „Ich war gezwungen, also zu thun, erwiderte Perebur; aber wie kann ich Deine Huld gewinnen?“ „Geh zu jenem Waldberge, sagte sie, in ihm wohnt ein Mann, den Du dreimal zu.“ Kampfe fordern sollst; darnach wirst Du meine Huld haben.“

Perebur ritt und forderte den Mann dreimal heraus. Als bald kam ein schwarzer Mann auf dürrer Pferde und in rostiger Rüstung; doch so oft ihn Perebur vom Hofsie flach, immer sprang er wieder in den Sattel. Da sah Perebur ab und zog sein Schwert, der schwarze Mann aber nahm Pereburs Hofsie und verschwand sofort aus seinen Augen. Perebur umgieng nun den Berg und sah an der andern Seite eine Burg. Er gieng hinein und traf in der Halle den lahmen Greis und Gwalchmai neben ihm sitzend. Auch sein Hofsie war hier im Stalle mit dem Gwalchmais. Er setzte sich neben den Greis. Da kam ein Jüngling, beugte ein Knie vor ihm und sagte: „Herr, ich war es, der als schwarzes Mädchen an Arturs Hof kam; ich kam zu Dir, als Du das Schachbrett in den See warfst und als Du den schwarzen Mann von Abidinongol erschlugst, den Hirsch erlegtest und mit schwarzen Manne im Haine kämpfdest. Ich kam mit dem blutigen Haupte in der Schüssel und mit dem Speere, von dessen Spitze Blut herabströmte. Das Haupt war das Deines Vaters, der durch die Hexe von Gloucestre umkam, die auch Deinen Oheim hier gelähmt hat. Auch ich bin Dein Vetter: eine Weissagung war uns geworden, Du seiest bestimmt, uns alle zu rächen.“

Darauf giengen Perebur und Gwalchmai zu Rathe und sie liehen Arturen bitten, gegen die Hexen zu ziehen. Der Kampf mit ihnen begann. Eine Hexe erkannte Pereburen und rief den Andern zu, sie sollten fliehen, denn der streite gegen sie, der die Ritterschaft bei ihnen erlernt habe und der bestimmt sei sie zu besiegen. Sie wollten fliehen, aber Artur und die Seinen hinderten das, und alle Hexen wurden erschlagen. Das ist der

Inhalt des wälſchen Mabinogi, ſchloß der alte Graf ſeinen Vortrag.

Man erkennt deutlich, nahm jezt Irmgard das Wort, daß wir hier die Grundlage der Parzivalsage, wenn auch nicht in ſehr alter Faſſung, haben. Hier aber iſt nicht die Erwerbung des Gräles der Hauptzweck aller Abenteuer Pereburs, ſondern die Rache für den Tod des Vaters. Daß dieſe ein nicht epischer Gegenſtand ſei, brauche ich nicht erſt zu ſagen. Vieles iſt freilich im Mabinogi getrübt, und das Ganze erſcheint faſt nur als eine wüſte Anhäufung von zweckloſen Abenteuern und Kämpfen. Aber hätten wir die Sage in reinerer Geſtalt, wir würden erkennen, daß alle Kämpfe zur Erreichung des Hauptzweckes nothwendig waren.

Sie trafen ſicher das Wahre, ſagte darauf Gaſpinger; aber die franzöſiſchen Bearbeiter bieten uns einen noch weit größeren Wuſt zuſammenhangloſer Abenteuer, wenn auch bei den Trouvères nicht mehr die Rächung des Vaters, ſondern die Erwerbung des Gräles der Zweck aller Bemühungen Parcevals iſt. Erſt Wolfram hat Ordnung und Zuſammenhang in die Sage gebracht und ſeinem Hauptzwecke dienſtbar gemacht. So iſt denn auch bei ihm der Charakter Parzivals ein anderer geworden, als der Charakter Pereburs im Mabinogi.

Aber, fragte Berta, iſt dieſe wirklich Wolframs Verdienſt, oder müſſen wir es nicht vielmehr dem Provenzalen Guiot zu Gute ſchreiben, auf den ſich Wolfram als auf ſeine Quelle beruft? Mit dieſem Provenzalen Guiot ſteht es mißlich, erwiderte ihr der alte Graf. Bis jezt iſt von dieſem Guiot noch keine Zeile in Frankreich aufgefunden worden, und da die Stellen, die Wolfram wörtlich anführt, nordfranzöſiſch aber nicht provenzalisch ſind, ſo müßte Guiot entweder in nordfranzöſiſcher Sprache gebichtet haben, oder ſein provenzalisches Gedicht müßte in das Nordfranzöſiſche überſetzt worden ſein und zwar mit Aenderung der Verſe, da die Provenzalen, ſo viel ich weiß, nicht in ſo kurzen Reimzeilen dichteten. Dieſe Annahme iſt jedoch ebenfalls nicht ſehr glaublich. Ich möchte daher glauben, Wolfram habe ſich auf einen Provenzalen Guiot nur berufen, um für ſeine Darſtellung Quellen zu finden durch

Nennung eines fremden Gewährsmannes. Das haben auch andere Dichter gethan. Aber sehen wir einmal zu, was Wolfram über Guiot und sein Werk kündet. Zuerst sagt er 416,25:

Kyôt ist ein Provenzäl, der dise äventiur von Parzival
heidenisch geschriben sach. swaz er „en franzoys“ dâvon ge-
sprach,

bin ich niht der witze laz, daz sage ich tiuschen furbaz.

Also Guiot sah die Aventure von Parzival heidnisch ge-
schrieben; heidnisch aber heißt im 12. und 13. Jahrhundert
nicht minder und nicht mehr als sarazenisch, und hier ara-
bisch=maurisch. Ferner sagt Wolfram: Guiot habe davon „en
franzoys“ gesprochen, also nicht provenzalisch, sondern fran-
zösisch. Aber es kommt noch besser. 453,11 lesen wir:

Kyôt der meister wolbekant ze Dôlet verworfen ligen vant
in heidenischer schrift dirre Aventure gestifte.
der karacter â b c muoser hân gelernet è
ân den list von nigrômanzi. ez half daz im der touf was bi. —
Ein heiden Flegelân's bejagte an künste hôhen pris;
der selbe floûon was geborn von Saolmôm
ûz israhêlscher sippe erzilt. — der schreip vons grâles âven-
tiur. —

Flegelân's der heiden kunde uns wol bescheiden
iesliches sternen hinganc unt stner künfte widerwanc. —
Flegelân's der heiden sach, dâ von er blûweclîche sprach,
im gestirn mit sinen ougen verholtenbæriu tougen.
er jach, ez hiez ein dine der grâl. des namen las ersunder
twâl

inme gestirne, wie der hiez: „ein schar in âf der erden lîez,
diu fuor âf über die sterne hôch.“ —

Sus schreip dâ von Flegelân's. Kyôt der meister wis
diz mære begunde suoehen in latînschen buochen;
er las der lande chrônica ze Britâne und anderswâ,
ze Francriche und in Irland: ze Anschouwe er diu mære vant.

Wiederholt wird also zuerst, daß Guiot diese Aventure in
heidnischer Schrift verachtet liegen gefunden habe, und zwar zu

Zolebo. Aber er mußte erst die Anfangsgründe der Sprache lernen, ohne daß ihm Zauber geholfen hätte; aber ihm half, daß er Christ war. Das Ergebniß ist, daß Hiegetanis, ein Naturkundiger und Sterndeuter, von des Gräles Abenteuer geschrieben habe. Andere verborgene Wunder sah er im Gestirne, doch sprach er blöde davon, denn Gräl: dessen Namen las er im Gestirne. Guiot habe darauf in lateinischen Büchern und in den Chroniken Frankreichs und Irland nach dieser Nöhre gesucht, endlich sie zu Anjou gefunden.

Nun wenn das nicht Leute, die gern geäfft sein wollen, äffen heißt, so weiß ich nicht, was äffen ist, rief jetzt Irmgard. Guiot der Provenzale hat also nicht bloß arabisch, sondern auch lateinisch, bretagnisch, französisch und irisch gelernt und verstanden. Wer alles hier Angegebene glaubt, der kann ruhig auch dem Cardinal Patrigi glauben, der im Fastenmandat für 1865 die Freiheit der Gewissen, des Unterrichtes, des Wortes und der Schrift, ferner die Verweigerung des Peterspfennigs und das Verbot des Einsammelns desselben für den größten Irrthum und für seelenverderblich erklärt. Gehn Sie mir! Wolfram ist ein Schall und Spottvogel. Er hat den Namen des französischen Dichters nicht gekannt, dessen Gedicht er benutzte — und es giebt namenlose Perschervals — aber da sein Werk Geltung erlangen soll, so erfinnt er sich einen Dichter Guiot und zugleich ein mit Händen zu greifendes Märlein, das er dann auch mit größtem Ernste vorträgt. Wer sich nicht täuschen lassen will, den täuscht er nicht; wer aber getäuscht sein will, für den kann auch die Täuschung nicht viel genug sein. Das wußte Wolfram so gut als der Cardinal Patrigi.

Die Sache mag sich leicht so verhalten, nahm der schwedische Gast das Wort. Allein die Haltung des Rabinogi ist merkwürdig, mir wollte, als ich es hörte, immer scheinen, es stecke da ein Stück neodruidischer Mystik dahinter, wenn auch bereits verflachter.

Sie haben ganz recht, lieber Freund, erwiderte Haspinger, und darum kann auch ich Hochats Ansicht nicht theilen, der im Rabinogi eine Rückwirkung der Bretagne auf Wales erkennen will. Gleich wenig annehmbar finde ich seine Ansicht, der altenglische

Parcyvell des Thorntonbuches sei von Wales her zu den Sachsen gekommen; er kam trotz seiner Einfachheit und seinem Mangel an aller Mystik aus der Normandie, wie schon die Namen Parcyvell, Aheflour, Gawain, Lufsamour, Collegotheram beweisen.

Ein Parzival ohne alle Mystik! Bitte, theilen Sie uns den Inhalt kurz mit, sagte Verta.

Gern, mein Fräulein, sagte Haspinger. Parcyvell ist der Sohn Parcyvells und der Aheflour, der Schwester Artlurs. Parcyvell, der Vater, fällt im Kampfe mit dem rothen Ritter in einem Turnier, zu Ehren der Geburt seines Sohnes. Aheflour erzieht diesen darauf in der Wildniß. Sein Hauptvergnügen war Schießen mit dem kleinen schottischen Speere, so daß ihm bald weder Thier noch Vogel entgieng. Als er fünfzehn Jahr alt ist, begegnet er im Walde dem Irwin, Gawain und Kai; in Folge davon reitet Parcyvell mit Ziegenfellen bekleidet auf einer Stute an Artlurs Hof. Er trifft in einer Burg eine schlafende Frau, küßt sie und nimmt ihr einen Ring ohne sie aufzuwecken, vergütet jedoch durch seinen Ring den Raub. Angekommen bei Artlur verlangt er gebieterisch den Ritterschlag. Artlur ahnt in dem Jüngling seinen Neffen und verspricht nach Tische sein Begehren zu erfüllen. Kaum hat sich Parcyvell an die Tafel gesetzt, so reitet auch der rothe Ritter in die Halle und nimmt vor aller Augen ein Goldgefäß vom Tische. Bitter klagt Artlur über diesen Hohn, aber keiner seiner Ritter will den Schimpf rächen. Da bestieg Parcyvell ohne ein Wort zu sagen seine Stute, reitet dem Rothen nach und wirft ihn mit seinem Speere todt. Nun weiß er nicht, wie er den Todten aus der Rüstung bringen soll; da fällt ihm ein, daß seine Mutter ihm einst sagte, wenn ein Speerschaft bräche und man das Holz nicht aus dem Eisen bringe, so brenne man es heraus. Er macht also ein Feuer an, um den Ritter aus der Rüstung heraus zu brennen; in diesem Augenblicke kommt jedoch Gawain, der ihm nachgeritten war und hilft ihm den Todten entkleiden. Er giebt ihm den Becher für Artlur und reitet hinweg, Abenteuer zu suchen.

Am nächsten Morgen trifft er auf eine Frau, die ruhig daßer

reitet und, ihn für den rothen Ritter haltend, höfliche Worte an ihn richtet. Er in ihr ohne Weiteres eine Heze erkennend, durchsticht sie mit dem Speere, trägt sie so zu dem Feuer hin, das er für den rothen Ritter geschürt hat, und schleudert sie hinein. Er begegnet darauf einen gebrechlichen Ritter mit seinen neun Söhnen. Diese ihn für den rothen Ritter, ihren Feind, haltend, fliehen; als sie jedoch eines andern belehrt sind, führen sie den Jüngling erfreut auf ihre Burg und bewirthen ihn. Der gebrechliche Ritter ist Parcyvells Oheim; aber keiner von beiden weiß das. Da kommt an das Thor der Burg ein Bote, der zu Arthur reitet um dessen Hülfe für Lustamour, die schöne Fürstin von Maidenland, zu erbitten, die ein grausamer „Sultan“ in ihrer Burg belagert, nachdem er alle ihre Verwandten getödtet hat. Parcyvell reitet sogleich hinweg und kommt zur Burg gerade als der Sultan auf einer Jagd abwesend ist. Zum Zeitvertreib macht sich Parcyvell über die im Lager Gebliebenen her und erschlägt sie. Durch dieses Geschäft etwas ermüdet, legt er sich an der Burgmauer nieder und sinkt in den sanften Schlaf des Gerechten. So findet ihn am andern Morgen die Burgwache und meldet das der Lustamour. Sie begiebt sich sofort auf die Zinne und erfreute ihre Augen nicht nur an den Erschlagenen, sondern auch an dem schönen Schläfer. Ihr Kämmerling Hende Gatlaine muß ihn wecken und zu ihr führen.

Sie setzten sich zur Mahlzeit, aber bevor noch Parcyvell sich gesättigt hat, erklingt die Sturmglocke, denn es naht ein neues Heer. Der Held eilt allein hinaus und schlägt, ehe noch die Mittagsstunde vorüber ist, alle todt. Jetzt blickt er sich nach anderen Gegnern um. Da sieht er, wie von einem Hügel vier Ritter herankommen. Den ersten derselben griff er flugs an, aber bald erkennt er, daß der Angegriffene sein Freund Gawain sei. Freundlichste Begrüßung folgt dem Kampfe. Die anderen waren Owain, Kai und Arthur selbst, die zu Hülfe nach Maidenland kamen. Sie werden auf der Burg freundlichst empfangen. Jetzt erscheint der Sultan Collegotheram vor der Burg, wird aber von Parcyvell besiegt; zum Lohne erhält der Sieger die Hand der schönen Lustamour. Arthur ehrt die Hochzeit durch seine Gegenwart,

ertheilt Parcyvelle die Ritterwürde und reitet darauf mit den Seinen heim.

Parcyvell lebte froh und herrlich ein Jahr lang an der Seite seiner Gemahlin. Eines Morgens, noch im Bette liegend, gedenkt er seiner Mutter und beschließt sie aufzusuchen. Allen Vitten Lust-amours taub reitet er fort und stößt bald auf eine wehklagende Frau, die er an einen Baum gebunden findet. Er vernimmt von ihr, daß ihr Gemahl, der schwarze Ritter ihr also gethan habe, weil ihr Jemand im Schlafe ihren Ring genommen und dafür einen andern ihr angestekt habe. Er nennt sich als den Thäter und als der schwarze Ritter jetzt herbeikommt, versöhnt er ihn mit seiner Gemahlin. Parcyvell verlangt jetzt den Austausch der Ringe; der schwarze Ritter bedauert jedoch seinem Wunsch nicht genügen zu können, da er den Ring seinem Herren, dem Bruder des Sultan Collegotheram, einem Riesen, gegeben habe. Parcyvell reitet also nach dessen Burg um seinen Ring zu fordern.

Der Riese sieht ihn kommen und läßt sich sofort seine drei und zwanzig Stein schwere Eisenkeule reichen, sein Spielzeug. Damit greift er Parcyvellen an; da dieser jedoch befehle ausweicht, fährt die Keule tief in die Erde, und der Riese wird erschlagen. Auf der Burg durchsucht er des Riesen Schätze nach seinem Ringe; aber als er ihn gefunden hat, sagt ihm der Pförtner, daß der Ring sich als unheilbringend erwiesen habe. Denn als sein Herr ihn einer Frau, deren Zuneigung er zu gewinnen wünschte, zum Geschenke anbot, habe diese ihn als den Ring erkannt, den sie ihrem Sohne gegeben habe. Sie sei in der Voraussetzung, daß er erschlagen worden sei, von Einnen gekommen und in die Wälder geflohen. Hieraus entnimmt Parcyvell, daß diese Frau nur seine Mutter gewesen sein könne, und macht sich auf sie zu suchen. Zu Fuß und einem Kleide, ähnlich seinem früheren, schreitet er in den Wald.

Nach neun Tagen des Suchens findet er endlich seine Mutter; aber sie ist in völligem Wahnsinn und erst nachdem sie durch einen von dem Pförtner herbeigeschafften Trank in einen tiefen Schlaf von drei Tagen und drei Nächten versenkt worden ist, erhält sie ihren Verstand wieder. Nach ihrer Wiederherstellung nimmt sie

ihr Sohn mit sich in sein Königreich (Maidenland). Hier lebten sie lange glücklich; nachmals aber zog Parcyvell in das heilige Land, gewann hier viel starke Städte, ward aber zuletzt von den Heiden dort erschlagen.

Innere Einheit und strenge Fügung kann man diesem Gedichte nicht absprechen, nahm jezt Baron Wilmar das Wort und dadurch unterscheidet es sich vorthellhaft von dem Mabinogi und noch mehr von den altfranzösischen Gedichten. Hier ist keine Spur von den Erweiterungen und Anschwellungen, denen wir bei Chrestien de Troyes begegnen und nicht die leiseste Hindeutung auf den Gral und dessen König. Eben so mangelt durchaus das feine ritterliche Wesen, das sonst diesen Gedichten eigen ist. Das zu Grunde liegende altfranzösische Gedicht, — auf ein solches weisen die Namen hin, — war schwerlich das Werk eines ritterlichen Dichters oder normännischen Cleric, viel eher war ein Jongleur, ein Führender sein Verfasser. Eine Lücke nur habe ich bemerkt: es ist nämlich mit keinem Worte angedeutet, daß die Heze, die Parcyvell gleich Anfangs verbrennt, die Freundin des rothen Ritters, der des Helden Vater getödtet hatte, die Anstifterin dieser Tödtung war. Daß dem aber so war, das lehrt uns das Mabinogi. Wie alt mag das Gedicht wohl sein?

Die einzige Handschrift soll dem fünfzehnten Jahrhundert angehören, antwortete Gaspinger, und da Chauceur (1328—1382) im Rim of Sir Topas auf diesen Parcyvell anspielt, so dürfen wir es wenigstens in den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts setzen. Die Sprache ist rauh und ziemlich rein von normännischem Französisch.

Das Alter des englischen Gedichtes werden wir, denke ich, kaum festsetzen können, sagte jezt der alte Graf; wenden wir uns daher jezt lieber zu unserem deutschen Dichter Wolfram von Eschenbach.

Wolfram galt durch das ganze Mittelalter hindurch für den gedankenreichsten, gedankentieffsten und sprachgewaltigsten Dichter. Und das ist er in der That. Um so mehr aber ist zu bedauern, daß seine Sprache durch Einmischung französischer Wörter und Floskeln leider verunstaltet ist und daß er dann überhaupt an einem

so nebelgrauen Gegenstände seine Kraft verschwendete. Wie anziehend und allbefriedigend er sein kann, zeigen diejenigen Theile seines Gedichtes, wo ihn nicht die dämmernden Schwaben christlicher Mystik umnachteten. Freilich, er so wenig als irgend ein anderer höfischer Dichter hatte das deutsche Volk bei seinem Dichten vor Augen, sondern nur den von der Fremdsucht bereits tief ergriffenen Ritterstand, und so verblüht nothwendig der Glanz seines Ruhmes mit diesem, denn Dauer hat nur ein Volk, nicht aber ein Stand in ihm und am wenigsten, wenn er sich vom Volke durch Entfremdung abkist. Für das Volk aber dichtet keiner und keiner hat daher dauernden Ruhmes Bürgschaft, der nicht volksthümliche Gegenstände wählt und sie so behandelt, daß das Volk sein eigenes Leben, sein eigenes Fühlen, Denken und Handeln darin wieder findet. Freilich hatte zu Wolframs Zeit Geistlichkeit und Ritterstand das Volk überwuchert und gänzlich zurückgedrängt, und so begreift es sich, wie er bei aller seiner Geistesgröße auf seinen Abweg gerathen konnte, oder wenn man will, sogar mußte.

Ihre Behauptungen, lieber Oheim, sind wohl richtig im Ganzen, sagte Irmgard; aber die Lieder von den Nibelungen, die doch alle die Eigenschaften haben, sanken doch auch in Vergessenheit, sobald die Fahrennden aufhörten sie von Ort zu Ort zu tragen. Ich meine daher, daß wenn der Bildungszustand eines Volkes ein ganz und gar anderer wird, wenn zumal seine Sprache sich so ändert, wie dieß in Deutschland und in allen andern Ländern der Fall war, so kann auch der volksthümlichste und größte Dichter vergessen werden.

Das ist unleugbar, sagte Gaspinger; dennoch schwindet nie das Verhältniß des volksthümlichen Dichters dem Volke. Machen Sie einmal, wenn Sie sich überzeugen wollen, den Versuch; nehmen Sie eine gute Bearbeitung der Nibelungen und des Parzivals und gehen Sie hinunter und lesen Sie den Leuten beide Gedichte vor; gar leicht werden Sie da erkennen, daß wohl die Nibelungen verstanden werden, vom Parzival aber nur ein geringer Theil. Und den ganz gleichen Erfolg werden Sie haben, wenn Sie beide Gedichte einem Kreise Gebildeter, wie sie sich nennen, vortragen: das

ritterliche und christlich mystische im *Parcival* bleibt unverstanden und wird überhaupt nur denen verständlich, die die nöthige gelehrte Ausrüstung dazu mitbringen.

Nun mag dem so sein, nahm Berta das Wort. Aber da Wolfram doch immerhin ein großer Dichter ist und bleibt, so wäre es mir doch lieb über ihn etwas Näheres zu erfahren.

Wolfram von Eschenbach, erwiderte ihr der alte Graf, war ein fränkischer Ritter; er nennt sich zwar selbst ein Baiar, aber nur weil der Theil Ostfrankens damals gerade, wie auch jetzt wieder, zu Baiern gehörte. Seine Stammburg steht beim nordgauischen Städtchen Eschenbach bei Anspach. Obwohl er also ein festes Besitztum hatte, klagt er doch über Armuth. Dennoch unterscheidet er sich von seinen standgenössischen Dichtern dadurch, daß er nicht um Lohn sang, sondern als Ritter in Fürstendiensten stand.

Wenn wir einem Lobgedichte auf Poppo XIII. Grafen von Henneberg († 1245) Glauben schenken dürfen, so war es dessen Vater, Poppo XII., der unserem Dichter die Ritterwürde ertheilte.

Du Wolferam von Eschenbach,
des edelen ritterschaft von Hennebero ich sach
an dich geleit mit rosse unt mit gewande
af einer grünen wisen breit.

Die nächste Strophe sagt dann:

en werdiu ritterschaft enwart mir nie bekant
als ich dâ sach von rittern unt von vrouwen
zuo Mâsvelde, dâ ritter wart von Eschenbach der wise.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß das große Zei der Schwertleite eigentlich dem Sohne Poppo's XII., Poppo XIII. galt, und daß Wolfram, als armer Ritterbürtiger, auf des Grafen Kosten, wie dieß üblich war, zugleich mit jenem die Ritterwürde erhielt; denn daß der Graf ihn ritterlich ausgerüstet habe, wird ausdrücklich gesagt. Noch wissen wir von Wolfram, daß er sich längere Zeit auf der Wartburg beim Landgrafen Hermann von Thüringen aufhielt, denn hier ward der *Parcival* gedichtet (angefangen um 1205, beendet gegen 1215). Gelehrte Bildung, wie Hartmann von Aue

sie besaß, hatte Wolfram nicht; doch kannte er nicht nur die Fremde, sondern auch die heimische Sage, auf die seine Standesgenossen in eiler Thorheit verächtlich herabzusehen liebten. Der französischen Sprache war er mächtig, aber lesen und schreiben konnte er nicht. Zwischen die Jahre 1215 und 1220 fallen die beiden Bruchstücke des strophischen Titurels und der gleichfalls nicht zu Ende geführte Willehalm, ein Gedicht in kurzen Reimpaaren, das Saracenenkämpfe in Frankreich zum Gegenstande hat. Sein Hauptwerk ist der Parzival, doch würde dieser durch den Titurel noch übertrouffen sein, wenn er vollendet wäre. Sie wurden in den jüngeren Titurel, um 1270 von einem gewissen Albrecht gebichtet, überarbeitet aufgenommen, doch sind sie auch einzeln in Handschriften vorhanden. — Der Willehalm ward um 1250 von Ulrich von Türheim, aber in wenig befriedigender Weise, vollendet. Später und noch schlechter ist die Bearbeitung des von Wolfram ausgeschiedenen Theils der Sage, Arabelens Entführung, von Ulrich von dem Türlin. Der Willehalm steht zwar dem Parzival an Fülle und Tiefe des Gehaltes nach, ist jedoch in der Charakterzeichnung gleich vollendet und überragt ihn noch in der Darstellung des Einzelnen. Außer diesen Epen sind von Wolfram nur noch einige Minnelieder (am merkwürdigsten die Wächterlieder) vorhanden. Bald nach 1220 wird er gestorben sein. Nun aber, glaube ich, sei es Zeit Ihnen seine Darstellungskunst anschaulich zu machen. Zwar könnte ich Sie auf Einrods genaue und sich der Urschrift so viel als möglich anschmiegende Uebersetzung hinweisen, allein es reizt mich mit ihm in die Schranken zu treten. Ich wähle die Erziehung Parzivals in der Wüste, weil Wolfram gerade diese mit besonderer Hingabe dargestellt hat.

Vor Jammer¹ zog die Frau sich bald aus ihrem Lande in einen Wald, den eine Wüste rings umfieng: der Blumen halb sie nicht hingien.
Ihr Garm war also voll und ganz, sie lehrte sich an keinen Kranz,
er wäre weiß oder roth: daß fern den Sohn von Kampfes Noth

¹ Weil ihr Gemahl Gamuret im Kampfe den Tod gefunden hatte, zog sich Herzogelohse in die Wüste zurück und um ihren Sohn von ritterlichem Leben abzuhalten.

sie halte, führte sie geschwind des werthen Gamuretes Kind
hieber. Die Leute, die der Frau'n gefolgt, die hieß das Feld sie bau'n
mit Fleiß, dann wieder reuten. Wohl zeigte sie den Leuten,
wie sehr sie liebte ihren Sohn, und Niemand brachte sie davon.
Ob der sich über sich besann, ihr Voll sie gar für sich gewann,
es wäre Mann, es wäre Weib, den gebot sie allen an den Leib,¹
daß sie das Wörtlein „Ritter“ nie sprächen aus. „Denn würde hie
das meines Herzens Liebling kund, verrieth es achlos euer Mund,
was eines Ritters Leben sei, ich würde nie der Sorgen frei.
So wahr! Euch des Verstandes Kraft und heßt ihm alle Ritterschaft.“

Das Ding fuhr angstreiche Fahrt. Der Knabe so verborgen ward,
in der Wüste hier erzogen, um Königes Leben ganz betrogen
bis auf eine Uebung fein; Bogen und auch Bözllein
schmitt er sich mit eigener Hand und schoß die Vögel, die er fand.
Doch wenn den Vogel er erschoss, des Schall mit Sange war so groß,
so weint' er und zerraupte sich das Haar: so rächt' er's bitterlich.
Sein Leib war klar, fein und stolz. In dem Bache dacht am Holz
er wusch sich jeden Morgen. Er wußte nichts von Sorgen,
wenn nicht durch den Vogellang ein Sehnem ihm das Herz durchdrang:
das betrübte seinen Sinn. Weinend er lief zur Königin,
Dann sprach sie: „Wer hat Dir's gethan? Du ließt hinaus mir auf
den Plan!“

Nicht konnt er ihr es sagen doch, wie's Kindern leicht begegnet noch.
Den Dinge lange nach sie sann. Eines Tages sie den kleinen Mann
schau'n sah nach der Vögel Schall auf die Bäume und daß zerschwall
von der Stimme des Kindes Brust: das merkte wohl sie: Art² und Lust
bewirkte dies: da trug sie Haß den Vögeln, sie wußte nicht, um was.
Den Schall sie wollte stören, daß keiner mehr sich hören
ließe im Zweiggesechte. Die Diener und die Knechte
mußten Vögel fangen, tödten auch mit Stangen.

Die Vögel waren daß beritten: darum entkam den schweren Tritten
der eine mit dem andern jezt, der seit mit Sang uns noch ergötzt.
Zur Königin der Knabe sprach: „Sag, was der Vögel Schaar verbrach?
In Friede laßt sie mir zur Stund!“ Da küßte die Mutter seinen Mund
und sprach: „Was wend' ich deß Gebot, der doch ist der höchste Gott?
Iollen meinethalben schweigen die Vögel auf den Zweigen?“

¹ Bei Leibesstrafen. ² Angeborener Trieb und Sinn.

„O weh, Mutter, was ist Gott?“ „Sohn, ich sage Dir's ohne Spott:
er ist noch heller denn der Tag, fürwahr ich Dir das sagen mag,
der auf die Erde wieder kam und Menschenantlitz an sich nahm —
Ihn siehe, Sohn, um Deine Noth: stets Hülfe uns seine Treue bot —
so heißt Einer Wirth der Hölle: schwarz ist, untreu, der Gefelle:
Den fliehe Dein Gedanke und auch von Zweifels Wanke!“¹

Die Mutter unterschied ihm ganz das finstre wie den lichten Glanz,
darauf mit Schnelligkeit fort er sprang, zu üben sich im Wurfgeerschwang,
womit er manchen Hirsch erschoss, des all das Hausvolf wohl genoss.
Wenn er ein Thier erlegt so schwer, daß ein Wagen damit wär'
Beladen völlig und genug, all unzerlegt er's heimhin trug:
der Wald war grün, bedeckt mit Schnee, sein Wurfspieß that dem
Wilde weh.

Eines Tages er gieng den Waidegang an einer Halben, die war
lang;

durch Blattes Stimme er einen Zweig brach: da hört den Fußsteig
erhalten er von Hufschlägen. Seinen Speiß begann er wägen,
er sprach: „Was hab' ich vernommen? Wolte doch der Teufel kommen
in seinem Grimme zorniglich: den bekünd' ich sicherlich!
Die Mutter Schrecken von ihm sagt, doch glaub ich aus Schwäche nur
sie zagt.“

So stund er da in Streitbegehr. Seht, da kamen geritten her
Drei Ritter, schön geschmückt und klar, von Fuß zu Haupt gewaffnet gar.
Der Knabe wäunte sonder Spott, ihrer jeglich wär ein' Gott;
so stund er auch nicht länger hie: in den Pfad er fiel auf seine Knie;
laut rief der schönste aller Knaben: „Hilf, Gott, du magst wohl Hülfe
haben!“

Mit Jorn der Vordre liegen sah den Knaben in dem Wege da.
„Dieser thörische Waleise² hindert uns der schnellen Reise!“

Den Preis, den wir Baiern tragen, den muß ich von Waleisen sagen:
thörischer noch denn bairisch Heer sie sind, und doch bei Mannes Wehr.³
Wird einer in diesen Vanden⁴ klug, das ist des Wunders traun genug.

Da kam daher in schnellem Ritt ein Ritter (er klang bei jedem Tritt
des Rosses), er ritt nicht gemach: in Streites Wier er jagte nach

¹ Hüte dich vor dem Zweifel, der Unglauben, Aufsehnung, Abfall von Gott
ergeugt. ² Bewohner von Wales. ³ Wolfram beurtheilt sie wohl nur nach
den Artusgebüchten, und da hat er recht. ⁴ In Wales und Baiern.

denen, die ihm vorausgekommen. Zwei Ritter hatten ihm genommen ein Mädchen aus dem Lande; das dächte ihm große Schande; auch schmerzte ihn tief der Jungfrau Leid, die vor ihm ritt in Traurigkeit. Die früheren Drei zu seinem Trost gehörten; er ritt ein spanisch Roß. An seinem Schild war wenig ganz: er hieß Karnafananz und war ein Graf von Ulterleg. Er sprach: „Wer sperret uns den Steg? Hin ritt er zu dem Knaben gleich: den dächte ein Gott er Glanzes reich, nie hat so Lichtes er gesehn. Zum Boden sah man nieder gehn den Rassenrod; von Golde rein klangen ihm Schellen vor jedem Bein' am Stegereiß, der reich und lang. Von Schellen sein rechter Arm auch klang,

wohin er schwang ihn oder bot mit Schwertes Schlag in Kampfes Noth.¹

Der Männer Schönheit Blumenkranz² der fragte Karnafananz: „Junker, saßt des Wegs Ihr fahren zween Ritter die sich nicht betwahren konnten in Ritters Würdigkeit? Sie führen mit geraubte Maid.“ Der Knabe wählte, was er sprach, es wäre Gott, wie im Gemach Frau Herzloyde die Königin ihm einst gesagt, da sie den Sinn des lichten Scheins ihm machte klar. Des Lichtes nahm der Knabe wahr und darum rief er sonder Spott: „Nun hilf mir, hülfereicher Gott!“

Der Fürste sprach: „Ich bin nicht Gott, doch leist' ich gerne sein Gebot.

Du magst hier vier Ritter sehn, könntest Du, wie's recht ist, spä'h'n.“³ Der Knabe fragte fürbaß: „Du nennest Ritter, was ist das? — Hast Du nicht göttliche Kraft, so sage mir, wer gibt Ritterschaft?“ Die theilt der König Artus⁴ aus. Junker, kommt Ihr in das Haus, der bringet Euch in Ritters Stand, daß Euch's zu Ehren ist bewandt. Ihr mögt wohl sein von Ritters Art.“⁵ Von den Helden er betrachtet ward:

da lag an ihm Gottes Kunst, wie Frau Adventür aus Guntz in rechter Wahrheit mich beschied. Nie Mannes Farbe daß gerietß vor ihm wohl seit Adams Zeit: des priesen ihn die Frauen weit.

Ferner sprach der Knabe zart, wovon gelacht von allen ward: „Ei Ritter gut, was magst Du sein? Du hast so manches Ringelcin an deinen Leib gebunden, dort oben und hier unten.“

¹ Der Grund war, daß wenn zwei Ritter kämpften, sich Zuschauer einfinden, die nöthigenfalls bezeugen konnten, daß Alles ritterlich zugegangen sei.

² Parzival. ³ Du magst hier Ritter sehn: aber Du müchtest das nur, wenn Du vollständig wärest. ⁴ Arthur. ⁵ Der Schönheit wegen.

Sofort begriff des Knaben Hand, was Eisens er am Fürsten fand.
Er begann den Harnisch schauen: „Meiner Mutter Jungfrauen
an Schnüren ihre Ringe tragen, die nicht so aneinander ragen;
doch sage mir, wozu ist's gut (sprach ferner er aus thörschem Muth),
das Dich sowohl kann schiden: ¹ nichts mag ich ab da zwidern.“
Der Fürst ihm zeigte flugs sein Schwert. „Nun sieh, wer Streites an
mich gehrt,

Desselden wehr ich mich mit Schlägen. Wider seine muh ich an mich legen,
und wider Wurf und wider Stich muh ich also waffen mich.“

Sofort sprach da der Knabe schnell: „Trügen die Hirsche solch ein Fell,
mein Spieß bräch' ihnen keine Noth: der fällt doch mancher vor mir todt.“

Die Ritter zürnten, daß er blieb beim Knaben, der sein Geschwätze
trieb;

der Fürst da sprach: „Gott hüte Dein! D wär' doch Deine Schönheit
mein!

Das Beste hätte Dir Gott gegeben, wenn bei Verstand Du solltest leben:
Vor Leid Dich schütze Gottes Kraft!“ Sofort die stolze Ritterschaft
von dannen sprengte bald zu dem Felde dort im Walde:
da stand der Gefüge ² Frau'n Herzeloysen Pflüge:

Den Knechten leider nie geschah, die er mit Eifer pflügen sah.

Sie stunden starr vor Schreden, da sie durch die Hecken

kommen sah'n die Ritter: „Das wird fürwahr uns bitter,

hat unser Junker sie gesehn. O weh, wie konnt' uns das geschehn!

Uns wird mit großem Recht um das zu Theil der milden Fürstin Haß,
weil mit uns her der Junker lief am Morgen heut, als noch sie schlief.“

Der Knabe fragte nicht, wer schoß die Hirsch' im Walde, klein und groß;
er lief sofort zur Mutter wieder und sagt' ihr's an, da fiel sie nieder;
seiner Worte sie so sehr erschrak, daß ganz besinnungslos sie lag.

Als drauf die hohe Königin erlangte wieder vollen Sinn,
wie sie zuvor da war verzagt, sie sprach: „Sohn, wer hat Dir gesagt
von ritterlichen Orden? Wo bist Du's inne worden?“
„Mutter, ich sah, ohne Spott, vier Männer lichter viel als Gott,
die sagten mir von Ritterschaft. Artue' königliche Kraft
soll, das, Mutter, sag' ich Dir — Ritters Würbe geben mir.“
Sich hub ein neuer Jammer hie: nicht toufte recht die Fürstin, wie
sie sich die List erdachte und ab davon ihn brächte.

¹ Das Dir so wohl steht. ² Der Graf, der so herablassend war.

Der Knabe dumm und doch so werth¹ hieß von der Mutter oft ein Pferd;

das begann im Herzen sie zu klagen. Sie sprach: „Ich will's ihm nicht verlagern,

es muß jedoch das Schlechteste sein. Ferner fiel der Fürstin ein:

„War viele Leute Spötter find: Thorenkleider soll mein Kind ob seinem klaren Leibe tragen. Wird er gerauset und geschlagen, so kommt er mir hernieder wohl. — O weh des Trostes, er war hohl!

Aus dem mitgetheilten Stücke werden Sie abnehmen, daß es nicht so leicht war für einen Nachahmer es diesem Dichter gleich zu thun. In der That sind auch alle weit hinter ihm zurückgeblieben. Zu dem bereits oben genannten² kommt noch der unbekante Dichter des Lohengrins. Er schildert in einer zehnjüngigen Strophe die Thaten und Erlebnisse Lohengrines, des Sohnes Parzivals, der, ein Ritter des Gräles, durch diesen der jungfräulichen Herzogin von Brabant Elsam, die vom Herzog Friedrich von Telramont bedrängt ist, zu Hülfe geschickt wird, sie befreit, zur Gemahlin erwirbt, aber von ihr nach seiner Herkunft befragt auch sie für immer verlassen muß. Der Schwan, der ihn herbeigeführt, holt ihn auch zum Gräle wieder zurück. Aber nicht mehr Parzival ist König des Gräles, sondern Artus, womit die Verschmelzung der Gräl- und Arthursage, die sich bereits früher gegenseitig anzogen, vollbracht ist. Wie Parzival den Gräl erst erscherte, weil er nicht fragte, so verliert Elsam ihren Gemahl, weil sie fragt. Das früher Gebotene, die Frage, ist jetzt das Verbotene. Uebrigens ist die Sage vom Schwanritter mit der Grälsage nur durch Willkür vereinigt; in reinerer Gestalt, ohne Beziehung auf den Gräl hat sie Ruonrad von Würzburg bearbeitet. Ursprünglich fällt die Sage von dem durch den Schwan herbeigeführten Ritter wohl mit dem oben mitgetheilten Wylfus von Eleast zusammen. Der Dichter des Lohengrin setzt die Begebenheit in die Zeit des Königes Heinrichs I., der im Gedichte auch selbst auftritt.

Am nächsten kommt unserm Dichter noch der Baiern Reinbot

¹ Ritterslich. ² Siehe oben.

von Thurne, der um 1230 die Legende vom h. Georg dichterisch behandelte.

Noch eine Bitte bevor Sie schließen, Herr Graf, sagte jetzt der Herzog. Unsere Frauen hier und Herren, die mit Wolframs Gedichte bereits bekannt sind, konnten sich ohne Zweifel das Mahnogi, oder wie das Ding heißt, leicht zurechte legen. Ich, der ich von diesen Sachen zum ersten Male in meinem Leben heute etwas gehört habe, vermag das nicht. Ich weiß nicht wie ich mir den Gräldienst zu denken habe. Also, bitte, belehren Sie mich darüber.

Zu Befehl, Herr Herzog, erwiderte ihm der alte Graf. Der Gräl ward von Engeln auf die Erde zurück gebracht, wie Sie hörten, nachdem diese Schüssel, durch früheren Gebrauch geheiligt, von der Erde hinauf entrückt worden war. Titurel baute darauf dem h. Gräle einen Tempel auf Montsalvatsch zu dem kein Mensch den Weg findet, der nicht vom Gräle selbst zu seinem Pfleger und Dienstmann bestimmt wird. Nichts unreines darf ihm nahen. Hier dienen ihm priesterliche Ritter, an deren Spitze ein König steht. Der erste war Titurel, der andere Amfortas; der dritte wird Parzival. Diese Könige heißen Ansgewine, d. h. Glieder des Hauses Anjou. Die Grälritter, Tempelweisen, Tempeliers genannt, führen ein Leben, ähnlich dem in den geistlichen Ritterorden, nur idealisirt. Sie sind tapfer und kampfesgewaltig, dürfen aber ihre Thatkraft nicht nach freier Selbstbestimmung äußern, sondern nur in bestimmten Fällen, wenn sie durch den Gräl selbst dazu aufgefordert werden, indem der Name des Ritters, der zum Kampfe ausziehen soll, am Rande der Schüssel sichtbar wird. Jeder Kampf für weltlichen Ruhm und in weltlichem Frauendienste, wie Arthurs Ritter bestehn, ist ihnen untersagt, gerade wie auch den geistlichen Ritterorden solche Kämpfe verboten waren. Amfortas selbst, der dies Verbot einmal übertrat, muß sein Vergehn durch eine lang unheilbare Wunde und den Verlust des Königthums büßen. Zu seinem Nachfolger ward Parzival bestimmt; aber er unterließ die gebotene Frage nach der Bedeutung der in der Grälbung von ihm geschauten Wunder, worauf Amfortas diese gegeben

hätte, vom Königthume abgetreten und heil geworden wäre. So muß er denn nun strenge Buße thun, seines weltlichen Sinnes sich ganz entäußern (weltliche Sitte hatte ihn gehindert zu fragen), bevor er der ihm bestimmten Ehre theilhaft werden kann. Auch edle Jungfrauen hat der Gräl zu Dienerinnen; aber nur Repanse de joie, die jüngste der Enkelinnen Titurels,¹ darf ihn berühren. Als Parzival nach der Buße beim Einsiedler Trevizent, dem Bruder des Amfortas, endlich König geworden ist, kommt sein Halbbruder Feirefiz (Sohn Samurets und der Mohrin Belacane, der seinen Vater aufzusuchen ausgezogen war), vermählt sich mit Repanse de joie und zieht mit ihr nach Indien (dem Morgenlande). Leider Sohn ist der nachmalige Priester Johann. Als das Abendland des Gräles unwürdig geworden ist, folgt ihm Parzival mit ihm und seiner Massenie (Hausdienerschaft) nach. Spätere Sage macht bekanntlich Arthur zum Gralkönige, weiß also nichts von seiner Zurüdführung in das Morgenland.

So hat Wolfram die Sache dargestellt, und das Ringen Parzivals nach der nöthigen Vollkommenheit, um des Gralkönigthums würdig zu sein, bildet den Inhalt seines Gedichtes. — Hiemit waren Alle befriedigt; die Sitzung ward aufgehoben und die Gesellschaft begab sich zum Theetische.

¹ Ihre Schwestern waren Schosfiane, die Mutter der Sigune, und Herzelohe, die Mutter Parzivals. Die erste war mit Guio von Katalonien, die andere mit Samuret vermählt.

Behnter Abend.

Der alte Graf war unwohl, und so war an seiner Statt sein Sohn, Graf Huno, Wortführer.

Die Tristansage, begann er, ist eine von der Arthursage angezogene. Sie war ursprünglich in keiner Verbindung mit dieser; aber da Tristan für einen vollkommenen Ritter galt, so mußte er begreiflich auch an Arthurs runder Tafel seinen Sitz haben. Ueber die Unsittlichkeit dieser Sage ist bereits Vormerkung genommen worden, und es ist zu beklagen, daß einer der größten Dichter des Mittelalters seine Kraft an solchem Gegenstande verschwendet hat. Er steht an sittlicher Beziehung tief unter Salmann und Morolt, und man sieht, wie hallos in Sittlichkeit das Ritterthum oft gewesen sein mag. Der Minnetrank, den Tristan und Isolde absichtlich trinken und der in der ursprünglichen Sage beide mit bewältigender, unwiderrstehlicher Kraft zwingt einander stets zu suchen, wodurch sie gewisser Maßen entschuldigt werden, erscheint in der jüngeren Bearbeitung Gotfrids fast nur als Symbol, und gerade dadurch, daß er die verbrecherische Liebe beider psychologisch begründet, macht er die Sache schlimmer. Nur wenn beiden der freie Wille fehlt, können ihre Handlungen entschuldigt werden, weil sie dann nicht zurechnungsfähig sind.

Tristan, Sohn Rivalins, des Fürsten von Parmenia und der Blancheflur, der Schwester des Königs Marke von Kornevale (in den britischen Gedichten heißt sein Vater Tallwch), ward nach seines allzu fehdelustigen Vaters Tode geboren. Seine Mutter starb bei seiner Geburt, der Marschall Rual li Toitenant aber rettete das

Kind und nannte es *Tristan*, auf das traurige Ereigniß bei seiner Geburt hindeutend. Der Knabe ward von *Rual* als sein eigener Sohn sorgfältig erzogen, aber seine Schönheit, Bildung und Gewandtheit in allen Künsten bewirkte es, daß norwegische Kaufleute ihn mit List entführten. Da sie auf dem Meere Sturm befällt, bereuen sie ihre That und beschließen, den Knaben an das erste beste Land auszusetzen. Der Sturm trieb ihr Schiff nach *Kurnewale* und hier setzten sie dann den Entführten aus. Bald findet ihn der König *Mark*, der eben jagte, und nimmt ihn mit sich; erst später erfährt er durch *Rual*, der ihn zu suchen ausgezogen war, daß der gefundene Knabe sein Neffe sei. *Tristan*, der ein gewandter Jäger ist, eine Menge musikalischer Instrumente spielt, trefflich singt, eine große Anzahl Sprachen spricht, kurz ein Wunder an Bildung ist, gewann sehr bald die volle Huld des Königes, und als dieser nun erfährt, daß er der Sohn seiner Schwester sei, erkennt er ihn, da er selbst weder Weib noch Kind hat, zu seinem Erben und Nachfolger und giebt ihm feierlich die Ritterwürde.

Bald darauf geht *Tristan* mit *Rual* zu Schiffe nach *Parmenien*; das Land huldigt ihm und er begiebt sich mit Gefolge gen *Britannien*, um von *Morgan*, der seinen Vater tödtete, *Parmenien* als Lehen zu erbitten. *Morgan* wirft ihm uneheliche Geburt vor und heißt ihn das Weite suchen, da zieht *Tristan* sein Schwert und erschlägt *Morganen*. So gewinnt er *Parmenien*, giebt es als Lehen an *Rual* und kehrt zu seinem Oheim *Marke* zurück. Kaum war er angelangt, als Herzog *Morolt* erschien und im Namen *Gurmunds*, des Königes von *Irland*, den *Zins* forderte, dreißig Jünglinge. *Gurmun* hatte nämlich, als *Marke* noch ein Kind war, *Kurnewale* und *Engelland* sich zinspflichtig gemacht. Auf *Tristans* Rath wird der *Zins* verweigert und Kampf geboten. *Morolt* nimmt den Zweikampf an, der auf einer kleinen Insel stattfinden soll, und wird von *Tristan* erschlagen. Aber er hatte ihn zuvor mit seinem vergifteten Schwerte verwundet, und diese Wunde hatte er ihm gesagt, könne Niemand heilen als seine Schwester *Isot*, die Königin von *Irland*, die Gemahlin *Gurmunds*.

So ist das Land zwar des *Zinses* nun ledig, *Tristan* aber

siehet an seiner unheilbaren Wunde dahin. Da ward man zu Rathe, daß er unter dem Namen Tautris nach Irland fahre und bei der Königin dort Heilung suche, während man ausbreite, er sei nach Salerno gefahren. Eine Barke und ein Kahn wurden ausgerüstet; Tristan, Kurvenal sein Meister bestiegen sie und fort gieng es nach Irland. Als sie dem Lande nahe kamen, ankerten sie und legten Tristanen in das schlechteste Gewand gehüllt mit seiner Harfe in den Kahn, dann ließen sie diesen treiben, sie selbst aber schifften auf der Barke zurück nach Kurnewal, wie dieß Tristan ihnen befaßl. Alles das geschah bei Nacht. Am Morgen kamen von Dublin her die Strandwächter, die den Kahn gesehen hatten und schafften mitleidig Tristanen an das Land. Er sagte aus, er komme von Hispanien her. Er sei seines Gewerbes ein Spielmann; aber die Gier nach Reichthum habe ihn bewogen Kaufmann zu werden. Unterwegs habe ihn ein Raubschiff angefallen; seine Gefährten seien sämmtlich erschlagen und er selbst in dem Rahne dem Meere übergeben worden. Zunächst bringen ihn nun die Strandwächter zu einem Arzte, der seine Wunde heilen soll. Das gelingt nicht; aber da ein Pfaffe, der bei Hofe, zumal bei der Königin, Geltung hat, mit ihm bekannt wird und seine Kunstfertigkeit kennen lernt, so erzählt er sein Schicksal der Königin Isot und bewegt sie, daß sie des Wunden sich annimmt. Er wird demnach in die königliche Burg gebracht und von der Königin geheilt, wofür er ihre Tochter, die schöne Isolde, in seinen Künsten zu unterrichten hat. Unter den Gegenständen des Unterrichtes wird die „Moralität“ (Sittlichkeit und seine Hoffnungen) ganz besonders hervorgehoben.

Als er geheilt ist, wird ihm der Aufenthalt in Feindes Lande doch bedenklich und er beurlaubt sich unter der Vorgabe, kehre er nicht bald heim, so könne seine Frau leicht einen andern Mann heirathen, was ihn, da er sie überaus liebe, sehr unglücklich machen würde. So erhält er denn Urlaub und kehrt nach Kurnewale heim. Mit welchen Ehren er aber auch empfangen ward, bald regte sich Mißgunst und Reid unter den Landherren. Sie sprenghen aus, Tristan sei offenbar ein Zauberer; sonst hätte er weder Morolken besiegt noch wäre er von dessen Schwester geheilt worden. Demnach drangen

sie in den König Marke, daß er sich vermähle, damit das Land einen Erben erhalte. Marke widersteht eine Zeit lang und weicht endlich nur Tristans Vorstellungen; aber er erklärt nun sich niemals vermählen zu wollen außer mit der schönen Isolde, der Tochter seines Feindes Gurmuns, deren Reize Tristan höchst eingänglich dem ganzen Hofe geschildert hatte. Dadurch kommen die Landherren in Verlegenheit, denn Gurmun läßt jeden Bewohner von Kurnewale, der sein Land betritt, tödten. Da übernimmt Tristan die gefährliche Werbung, aber eine Anzahl der Landbarone müssen ihn begleiten; er, Kurvenal und hundert Mann segeln nach Irland. Gelandet erfährt er, daß König Gurmun zu Weiseforte sich aufhalte; dahin wird denn das Schiff gelenkt. Als sie in die Nähe der Stadt gekommen sind, heißt er die Barone sich verbergen. Dem Marschall des Königes, der kommt, um sich zu erkundigen, wer sie seien, fährt er mit Kurvenal entgegen, giebt ihm einen goldenen Becher und verspricht dem Könige täglich eine Mark Goldes, wenn er frei im Lande Kaufmannschaft treiben dürfe, denn er sei ein Kaufmann aus der Normandie. Er erhält die Erlaubniß und kehrt zu seinem Schiffe zurück.

Nun hatte Tristan vernommen, daß ein grimmiger Drache das Land verwüste, und daß der König Gurmun dem seine Tochter, die schöne Isolde, verheißten habe, der den Drachen erlege. Er rüstet sich demnach, läßt sein Kioß an das Land führen und zieht aus, den Drachen aufzusuchen. Er findet ihn gerade als eine Schaar Ritter vor ihm das Weite suchen, besteht und erlegt ihn, verliert aber sein Kioß im Kampfe. Der sterbende Drache stößt einen Schrei aus, den man weit hin hört. Tristan schneidet ihm mit dem Schwerte die Zunge aus dem Rachen und birgt sie unter seinem Kleide, geht dann aber und versenkt sich ganz und gar in einen Sumpf, da er vom Kampfe sehr erhitzt und ermüdet ist. Hier verliert er durch den giftigen Dunst der Drachenzunge die Besinnung und bleibt so im Sumpfe liegen.

Unter den stehenden Rittern war auch der Truchseß des Königes, ein mächtiger aber überaus feiger Mann, der nichts desto weniger die schöne Isolde zu erwerben strebte. Der hatte den Galm

des Trachen auch vernommen, und in der Hoffnung, daß der Drache, wenn nicht getödtet, doch vielleicht von einem Ritter schwer verwundet worden sei, trennt er sich von seinen Begleitern und reitet allein zurück. Er entdeckt das todtte Roß und bald auch den Trachen, und als er sich überzeugt hat, daß er todt sei, läßt er seine Tapferkeit an ihm aus. Als er genug gehauen und gestochen hat, haut er mit dem Schwerte dem Trachen das Haupt ab und sieht sich dann nach dem Ritter um, der den Drachen tödtete, um ihn, wenn er verwundet sei, wie er hofft, menchlerisch zu tödten. Da er jedoch Tristanen nicht entdeckt, so macht es ihm auch keine Sorge weiter; er verläßt sich auf seine mächtige Verwandtschaft, reitet gen Weiseforte, rühmt sich, den Drachen erlegt zu haben und fährt mit einem Lastwagen hinaus, das Haupt des Trachen in die Stadt zu holen.

Der Anspruch des Truchseßen ist aber der schönen Isolde gar nicht nach Sinne; sie will lieber sich tödten als sein Weib werden. Auch ihre Mutter zweifelt an der Wahrheit seiner Angaben und so reiten beide, geleitet von ihrer Nichte Brangäne und dem Knappen Paranis, heimlich hinaus, selbst Nachsuchung zu halten. Nach langem Umherschauen entdeckt Isolde den glänzenden Helm Tristans im Sumpfe; der besinnungslose Held wird herausgezogen, von Isolden als Tantris erkannt und untersucht; die Zunge wird gesunden, als die Ursache seiner Betäubung erkannt und darauf Tristan durch die heilkundige Königin in's Leben zurückgerufen. Er wird nun heimlich in die Königsburg gebracht und bald kommt er wieder durch Hülfe der Königin zu seinen Kräften und erklärt sich bereit, mit dem Truchseßen zu kämpfen. Aber Isolde hatte bei Betrachtung seines Schwertes entdeckt, daß ihm ein kleines Stüd in der Schneide mangle. Da man nun früher im Haupte des erschlagenen Moroltes ein Stüdlein Schwertschneide entdeckt, es herausgezogen und aufbewahrt hatte, so holt jetzt Isolde dasselbe herbei, und siehe, es paßte genau in die Lücke. So ward denn Tantris als Tristan und als Moroltes Töchter erkannt und er wäre sofort von den beiden Frauen, um ihren Bruder und Oheim zu rächen, getödtet worden, hätten sie sein nicht zum Kämpfer gegen

den Truchseßen bedurft. So mußten sie ihm Friede geben, wie-wohl die schöne Isolde sich gebärdet, als ob sie den Haß, den sie auf ihn geworfen hatte, ganz und gar nicht bezwingen könne. Die Schwester läßt sich viel leichter bestimmen, dem Töchter ihres Bruders Sühne zu gewähren, als die Nichte dem Töchter des Oheims. Aber dieser Haß der Isolde soll zu ihrer nachmaligen Liebe den Gegensatz bilden und vielleicht zugleich sie rechtfertigen; denn da sie Tristanen so haßte, so konnte nur eine höhere Gewalt sie zwingen ihn zu lieben, und ist diese Liebe verbrecherisch, so trägt jene Gewalt die Schuld. So mochte sich's der Dichter denken.

Aber die Sühne wird auch noch dadurch bewirkt, daß Tristan sich als Brautwerber für den König Marke zu erkennen giebt. Das wirkt besonders auf die Mutter und so fällt es der dazu kommenden Brangäne eben nicht sehr schwer den Nachgier der beiden Frauen zu beseitigen. Noch leichter läßt sich dann der König Gurmun durch seine Gemahlin für die Sühne gewinnen und so ist alles zu gutem Ende geführt; aber der Truchseß muß beschämt zurücktreten, da Tristan durch die Junge beweist, daß er den Drachen erlegt habe. Die Reisebegleiter Tristans sind, sobald dieser aus einem Feinde zu einem Freunde ward, auch herbeigerufen worden; die Feindschaft zwischen Irland und Kornevale ist abgethan, und die kornevalischen Barone bilden nun das Brautgeleite der Isold; zugleich folgen ihr die früher gegebenen Zinsknaben frei nach Korneval zurück.

Während nun sich Tristan zur Heimfahrt bereitet, braut die alte Königin einen Minnetrank und übergiebt denselben der Brangäne, daß sie ihn sorgsamst bewahre und ihn in der Brautnacht Marken und Isolden statt Weines zu trinken gebe: sie würden dadurch unauflöslich an einander gefesselt werden. Brangäne nimmt das Gläschlein und bewahrt es auf dem Schiffe in dem Gemache der Isold. Wie es nun sich fügte, daß Tristan und Isold diesen Trank tranken, das mögen Sie nun hören; Sie werden zugleich die hohe Kunst des Dichters und seine Sprachgewandtheit zu bemerken Gelegenheit haben.

Hiemit die Riele strichen hin. Sie beide hatten zum Gewinn
 guten Wind und gute Fahrt. Nun waren doch die Frauen zart
 Isot und ihr Gefinde in Wasser und in Winde
 so langer Reise ungewohnt: so kamen sie denn bald davon
 in ungewöhnliche Noth. Tristan, ihr Führer, da gebot
 daß man ans Land hin eile und dort in Ruhe weile.
 Als man in einen Hafen kam, Urlaub das Volk vom Schiffe nahm
 und gieng, zu stärken sich, ans Land. Nun gieng auch Tristan zuhant
 zum Gruße und auch wohl zur Schau zu der schönen Jungfrau;
 und als er zu ihr nieder saß, besprachen sie nun dieß und das
 von ihrer Angelegenheit. Ein Durst befiel zur selben Zeit
 den Herrn: er bat um einen Trunk. Ein Paar Mädchen, klein und jung,
 waren nebst der Königin einig im Gemache drin;
 der eines sprach: „Ei hie steht Wein in diesem gläsern Krügelein!“
 Nein! nicht war es Wein, fürwahr! ob auch lauter hell und klar
 schien im Glas die Flüssigkeit: es war das dauernde Leid,
 die enblose Herzenoth, von der sie beide lagen todt.
 Nun war's der Fürstin unbekannt. Sie stund auf und gieng zuhant
 wo das Glas mit diesem Trank gehalten stund in einem Schrank
 und bot selber ihm es an: Da bot zuvor es ihr der Mann.
 Ungern sie und zögernd trank und gab es ihm. Er nahm's mit Dank
 und beide wähten, es wäre Wein. Inzwischen trat Brangäne ein
 und sah das Glas in Tristans Hand, und daß es leer. Als sie's so fand,
 befiel ein Schreck sie fürchterlich, daß all' ihr ihre Kraft entwich,
 und sie ward todtbleich. Mit todtm Herzen trug sie gleich
 das unheilvolle Gläselein hinweg und warf es flugs hinein
 in die tobende wilde See. „O weh mir Armen, weh, o weh,
 daß ich je ward geboren! Wie hab ich nun verloren
 Ehre und auch Treue! Daß Gott es immer reue,
 daß ich zu dieser Reise kam, daß mich der Tod hinweg nicht nahm,
 als ich zu dieser Unglücksfahrt der Isot beigegeben ward!
 O weh Tristan, Isot, der Trank ist Euer beider Tod!“
 Sobald die Jungfrau und der Mann, Isot jezt und Tristan,
 den Trank getrunken, saß sofort, die Unruh bringt an jeden Ort
 aller Herzen Zwingerin, Frau Minne in beider Herzen drin,
 eh sie des würden selbst gewahr. Sie stieß ihr Siegesbanner dar
 und zog sie beide in ihre Gewalt. Sie wurden Eins und einsalt,
 die zwei und zwiefalt waren eh; sein Anblick schuf ihr nicht mehr Weh,

er dächte vielmehr sie Gewinn. Istos Daß, wo war er hin?
 Die Sühnerin, Frau Minne, die hatte beider Ein
 von Hass also gereinigt, in Liebe also gereinigt,
 daß jedes sich im andern las, gleich wie in lauterm Spiegelglas.
 Sie hatten beide nur ein Herz. Ihr Leid war sein Schmerz,
 sein Schmerz war ihr Leid; sie waren in ganzer Einigkeit
 an Freude wie an Leide und heßten doch sich beide:
 Das schuf der Zweifel und die Scham, die beide plötzlich überkam:
 an ihm sie zweifelte, er an ihr. Wie blind auch ihrer Herzen Gier
 an einem Willen mochte sein, so manches doch fiel ihnen ein.
 Schwer war der Anfang und Beginn; drum bargen beide ihren Sinn.
 Tristan, als er die Minne empfand, er gedachte stracks zuhand
 Der Treue wie der Ehre und sann, wie noch er's lehre.
 „Rein, dacht' er sofort bei sich, laß ab, Tristan, besinne dich,
 und meid ihn schleunig diesen Ort!“ — so wollte doch sein Herz
 nicht fort.

Wider seinen Willen krieget' er, er gehrte zuwoider seiner Wehr
 er wollte hin und wollte dann. In solcher Fessel steht der Mann
 versucht er, in dem Stride, gar manche Augenblide,
 wie lösen er sich könnte. Das nicht jedoch ihm gönnte
 das über ihn hereinbrach, das zwiefache Ungemach;
 nichts wollte hier ihm taugen. Wenn er 'ihr in die Augen
 sah, und ihm die Minne sein Herz und seine Sinne
 bestridte sanft und leise; zwar dachte dann der Weise
 sofort der strengen Ehre: die riet' ihm, daß er lehre
 sich weg in eine andre Bahn. Doch plötzlich fiel auf's Neu' ihn an
 die Liebe und trieb ihn wieder ein: der mußt er denn gehorsam sein.
 So quälten ihn stets auf's Neue jetzt Ehre und jetzt Treue,
 doch größer war der Minne Grimm: die quält' ihn schlimmer noch
 als schlimm.

sie that ihm mehr zu leide, als Treu und Ehre beide.
 Sein Herz die Maid sah freudig an und trieb sein Auge auf andre
 Bahn;

allein wenn er sie dann nicht sah, so gieng ihm erst der Kummer naß.
 Oft entbot er seinen Muth, wie häufig der Gefangne thut,
 daß er ihr euläme dann; oft zu denken er begann:
 „Wende dich wo anders hin! Auf, verändere deinen Sinn:
 Andre lieben kannst du ja:“ doch immer dieser Strid blieb da.

Sein Herz er nahm und seinen Sinn und suchte Aenderung darin,
 doch fand er nichts darinne, denn Iſot und die Minne.
 Nicht anders Iſot es ergienge, was alles sie auch anſienge:
 ihr war das Leben gar verhaßt, als sie der Vogelkeim erfaßt
 der trügerischen Minne. Sie sah, daß ihre Sinne
 darin verſenket waren: wie ſollte sie gebahren?
 Hinzog sie wollte, weit von dann: da klebte ſiets der Leim ihr an:
 der zog sie immer und immer nieder. Die Schöne ſtrebte viel davorde
 und ſtund bei jedem Tritte. Mit ungeneigtem Schritte
 folgte sie dem Zuge nach. Hände bald, bald Füße brach
 sie von der Leimruthe; doch kam ihr nicht zu Gute,
 Widerſtand und Weglehr. Sie verſenkte mehr und mehr
 ihre Hände und Füße in die blinde Süße
 des Mannes und der Minne. Die gebannten Sinne
 konnten ſchaffen weder Weg, weder Brücke noch Steg
 halbem Fuße und halbem Tritt: die Minne folgte ihr immer mit.
 Iſot, was sie dachte, denkend vorbrachte,
 nicht dieß noch jenes war daran außer Minne und Tristan:
 doch alles dieß war ganz geheim: nur härter ward der Minne Leim.
 Was mochte Wehr da taugen? Ihr Herz und ihre Augen
 die giengen nicht am gleichen Stab. Die Scham zog ihre Augen ab
 die Liebe trieb ihr Herzen dar. Die widerſtreitige Schaar
 Maid und Mann, Minne und Scham, die war an ihr sehr irreſam:
 Die Maid, die wollte den Mann, doch wandte sie die Blicke dann;
 Die Scham, die wollte minnen und bracht' es Niemand innen.
 Was trug das ein? Maid und auch Scham, wie's längſt der Welt
 zu Kunde kam,
 nicht lange bieten Widerſtand: auch Iſot that, wies ihr bewandt,
 und übergab die Sinne dem Manne und der Minne:
 sie ſchaute unterweilen dar und nahm ſein im Geheimen wahr,
 und blühte freundlich an den Mann. Tristan ſah sie wieder an
 gar traut und inniglich und warm, und wich vom Streit auch
 ſonder Harm,
 da des die Minne ihn nicht erlieh. Mann und Maid, wie Gott sie hieß,
 gaben zu allen Stunden, wenn füglich ſie's erfunden,
 einander Augenweide. Die Gelieben dächten beide
 einander ſchöner viel denn vor: das iſt das Recht, das Minne erfor.
 So iſt's heut, ſo war es Brauch vor alter Zeit, ſo bleibt es auch.

Die Riele stiegen wieder an und fuhren fröhlich ab von dann, nur daß die strenge Minne von zweien Herzen drinne genommen hatte hohen Goll. Sie waren beide Gedanken voll bekümmert sehr auch beide mit dem lieben Leide, das solche Wunder anstellt, das honigend zugleich vergällt, das süßend doch auch säuert, das thaut, zugleich auch feuert, das wohlthuend schmerzet und alle Herzen entherzet und trau'n die ganze Welt verkehrt: das hatte beide jezt verkehrt. Trüßan und auch Isot, sie zwang beide eine Noth von gar seltsamer Art. Von ihrer keinem jemals ward gefunden Ruh und Friede da, als wenn Eins das Andre sah. Wenn aber sie einander sahn, da wollte sie neues Leid besahn: das schuf das Fremdsein und die Scham, die beiden alle Lust benahm. Was konnt' es ihnen taugen, wenn mit gekannten Augen sie beide einander sollten schau'n und ihrer Wangen Farbe trau'n dem Herzen gleich ward und dem Sinn? Minne, die Wangenfärberin die dächte es damit nicht genug, daß man sie in edelem Herzen trug heimlich und verstolet, sie wollt' auch unberholen fund thun ihres Arms Gewalt: die zwang sie beide mannigfalt. Unlange klar ihre Farbe war, ihre Farbe war unlange klar, sie wechselten beid' aus Liebesnoth gar schnell bleich gegen roth; die Bleiche der Noth wieder wich, wie Minne an sie die Farbe strich. Hieran erkannten beide wohl, wie man an solchen Dingen soll, daß etwas doch von Minne in jedwedes Sinne war zum andern hingewandt, und so begannen sie zuhand zu zeigen auch die Liebe. Die schlauen Minneviele¹ oft einander legten Reß und Strid und hegten in Antwort und in Frage Hinterhalt und Lage.² Viel sprachen sie mit klugem Sinn. Der Isot Rede und ihr Beginn war ganz nach der Mädchen Art. Sie kam mit Worten fein und zart von fernher den Geliebten an; bedachtsam mahnte sie ihn dran, wie zu Dublin er an das Riff in einem kleinen, schwanken Schiff allein und wund geschwommen kam; wie ihre Mutter auf ihn nahm und wie sie auch ihn heilte und was er mit ihr theilte;³ wie sie dann selbst in seiner Gut schreiben lernte zier und gut, Latein dann auch und Saitenspiel. Der Umrede der war viel,

¹ Heimlich Liebende. ² Nachstellung. ³ Erzählte.

der sie brauchte zu der Zeit. Sie mahnte ihn an die Tapferkeit, mit welcher er den Drachen schlug, und daran, wie sie bald genug, obwohl er falsch sich nannte, ihn zweimal doch erkannte: im Sumpfe und in dem Bade. So schwebte die Rede grade von ihr zu ihm, von ihm zu ihr. „Ach, sprach Iſot, als sich mir Gelegenheit so gut anrug, daß ich Euch nicht im Bade erschlug, weh mir, daß es nicht geschah! Was nun ich weiß, wußt' ich es da, wahrlich, es war Euer Tod!“ „Warum denn, sprach er, schöne Iſot? Was schmerzt Euch denn? Was wiisset Ihr?“ „Was ich weiß, macht

Schmerzen mir, was ich sehe, das thut mir weh. Mich kränket Himmel und der See, Leib und Leben quälet mich!“ Sie stützte und sie lehnte sich mit dem Ellenbogen an ihn; das war der Kühnheit ein Beginn. Ihre Augen spiegelhelle die füllten sich zur Stelle; ihr Herz begann zu quellen, ihr süßer Mund zu schwellen, ihr Haupt doch sank danieder. Er wagte sie davieder mit Armen zu umfassen, von fern sich ihr zu nahen so recht in Gastes Weise, und sprach süß und leise:

„Ei Schöne, Holde, saget mir, was quälet Euch, was klaget Ihr?“ Der Minne Federspiel! Iſot: Lameir, sprach sie, ist meine Noth, Lameir beschwoeret mir den Muth, Lameir ist's was mir leide thut.“ Da sie Lameir so oft da sprach, da erwog er allgemach Die Meinung dieses Wortes und prüfte seines Ortes mit wohlbedachten Sinnen: Lameir das wäre Rinnen, Lameir die bittre,¹ Lameir Meer: der Reinungen dächelt' ihn fast ein Meer.

Er übergieng der dreier Ein' und fragte sie nur von den zwein; er verschwieg die Minne, die Herrin ihrer Sinne, ihrer beider Trost und auch Begehr: Meer und Bittre berebet' er. „Ich wähne, sprach er, schöne Iſot, Meer und Bittre Euch fügten Noth;

Euch beängstigt Meer und Wind; ich wähne, Euch die zwei bitter sind.“ „Nein, Herr, nein! was saget Ihr? Deren Keines ist lästig mir; Mich kummert weder Wind noch See: Lameir allein nur thut mir weh.“ Da er so zu Wortes Sinne kam, Minne darin nun vernahm,

¹ Bogel, den Frauen auf der Hand trugen, mit dem sie spielten, gewöhnlich Sperber. ² Das Bissige, Bissende.

er sprach mit leisem Ton zu ihr: „Auf Treue, Schöne, so ist auch mir: Lameir und Ihr seid meine Noth, meines Herzens Herrin, liebe Igot, nur Ihr und Eure Minne. Ihr habt mir meine Sinne verwandelt und schier gar benommen. Ich bin außer Weges kommen also stark und also sehr, ich erhole mich nimmer mehr. Mich beschwert, mich drücket, mich kränket, mich berüdet, Was mein Auge mag erschauen. In all der Welt ist nichts mir traun In meinem Herzen lieb wie Ihr.“ Igot sprach: Herr, so seid Ihr mir!“

Ja, ja! nahm jetzt Irmgard das Wort, zu schildern versteht Gotfrid, innere wie äußere Zustände, und da er, wie man rühmt, die überlieferte Sage frei und selbständig umgestaltete, wog ließ und hinzu fügte, wie seine Absicht es erheischte, so ist nur zu bedauern, daß er die Sage von hier an nicht gänzlich umbildete. Isole mußte sich nicht mit Marken vermählen; ihr Streben durfte nur die gesellige Vereinigung mit Tristan zum Ziele haben. Je mehr der Hindernisse von beiden zu überwinden waren, mochten sie nun von Marken selbst oder den feindlichen Landbaronen ausgehn, desto herrlicher würden Tristan und Isole hervorgeleuchtet haben, und der Dichter fand gewiß nicht weniger Gelegenheit, die Tiefe ihrer Leidenschaft zu schildern und ihre sittliche Reinheit blieb bewahrt. Was für ein Gedicht hätten wir, gieng Gotfrid diese Bahn! Jetzt aber ist das Gedicht von Frauen wenigstens nur so weit lesbar, als es uns vorgetragen ward. Nur so lange die Liebe beider unschuldig bleibt, kann sie unsere Theilnahme erregen; sobald sie sich mit klar sehenden Augen Schuld auf Schuld anlastet, wird sie widerwärtig.

Sie haben unstreitig recht, antwortete ihr Haspinger; aber die Dichter des Mittelalters dichteten nur für ihre Zeit, nicht für künftige Lebende, und wenn seine Zeitgenossen diesen fortgesetzten Ehebruch ganz in der Ordnung fanden, tiefere, kampfgehaltige Leidenschaft aber zurückwiesen: weshalb sollte sich der Dichter mit dem Geschmack und Gefühle seiner Zeitgenossen in Widerstreit setzen? Dann war er erst recht sicher, keine Zuhörer zu finden.

Nach ihrer Ansicht, wenn sie richtig ist, sagte Berta, muß es

um die Sittlichkeit der Höfe und des Ritterstandes im dreizehnten Jahrhundert sehr übel gestanden haben.

Vergessen Sie nicht, antwortete Huno, daß an den meisten deutschen Höfen bereits damals französische Sitte herrschte, und daß die Hofritter sich ihr fügen mußten und oft wohl nur zu gerne fügten. Anders freilich stand es bei den Rittern, die in ihren einsamen Burgen daheim lebten; die freilich theilten nicht Sitte und Geschmack der Höfe und Hofritter. Aber dieß erklärt uns auch das schnelle Welken der höfischen Dichtkunst; nur drei Jahrzehnte etwa dauerte ihre Blüthe.

Sühnen aber nicht vielleicht Tristan und Isolde ihre Schuld, wenn es auch nur durch ihren Tod wäre? fragte der Schwede Eoman.

Keineswegs, erwiderte ihm Haspinger. Zwar wissen wir nicht, wie Gotfrid zu schließen gedachte, — er hat sein Gedicht unvollendet hinterlassen, aber folgte er seiner französischen Grundlage wie seine beiden Fortsetzer Wolrich von Türheim und Heinrich von Freiberg zwischen 1230 und 1250 dieß thaten, so wäre er der Sittlichkeit nicht gerecht geworden. Ihr zufolge vermählt sich Tristan, nach lang fortgesetztem Ehebruch mit Isolde, der Schwester seines Freundes Ræbin, der nicht besser als er ist, Ist Weichhand; aber sein Verhältniß zu Isolden dauert dennoch fort. Ræbin steht zur Gemahlin des Fürsten Rampotenis in gleichem Verhältnisse wie Tristan zu Isolden; aber Rampotenis ist kein so gutes Schaaß wie König Marke. Ræbin und Tristan werden bei einem Stellweidein von ihm überrascht, Ræbin wird erschlagen, Tristan tödtlich verwundet. Auf seine Burg gebracht sendet er nach Isolden, daß sie ihn zu heilen komme. Komme sie, solle das Schiff weiße, komme sie nicht, schwarze Segel tragen. Als seine Gattin das nahende Schiff meldet, fragt er nach der Farbe der Segel. Seine Gemahlin sagt das Schiff trage schwarze Segel, wiewohl es weiße trug. Da stirbt Tristan, Isolden todt wähnend. Als sie nun kommt und ihn todt sieht, stirbt auch sie. Marke, der jetzt erst den Urgrund ihrer Liebe erfährt, läßt beide in einem Grabe bestatten und bedauert sehr, das Ding nicht so gewußt zu haben. Auf dem Grabe

pflanzt er einen Rosenbaum und eine Rebe, die unaufhörlich mit einander verwachsen, die letzte Wirkung des Minnetrankes.

Tristans und Isolde's Tod und deren Bestattung ist allerdings schön, sagte darauf Irmgard, aber er steht in grellem Widerspruche zu der Unsitte, die beider Leben schändet. Ist der Schluß echt, und ich zweifle nicht daran, so darf man daraus schließen, daß die Sage ursprünglich frei von dem Schmutze war, der ihr später durch die Franzosen angehängt ward. Ich bedaure, daß ein deutscher Dichter diese geschändete Sage aufnahm, und noch mehr bedaure ich, daß es gerade einer der größten Dichter sein mußte.

Wenn Du glaubst, daß Gotfrid von Strassburg diese Sage zuerst nach Deutschland brachte, so täuschst Du Dich, erwiderte ihr Graf Huno. Vor ihm, bereits im zwölften Jahrhunderte, hatte Hilhard von Oberg (aus dem Hildesheimischen) wahrscheinlich für Heinrich den Löwen nach einem andern französischen Gedichte den Tristan deutsch bearbeitet. Bei ihm erscheint die Sage zwar strenger gefügt, als bei Gotfrid, doch mangelt seiner Erzählung dafür der Glanz, den Gotfrid über die seine zu verbreiten wußte. Von Hilhards Werke, das auch neben dem Gotfrids sich behauptete, sind uns jedoch nur Bruchstücke und eine Umarbeitung aus dem fünfzehnten Jahrhunderte erhalten.¹ Gotfrid giebt an, nach Thomas von Britannien (Bretagne?) gearbeitet zu haben; aber von diesem Thomas wissen wir nicht viel mehr, als von Wolframs Guiot von Provence. Thomas von Erceldoune oder von Kent, der Verfasser des altenglischen strophischen Tristans, hat mit Thomas von Britannien, der, wenn Gotfrids Angabe Wahrheit enthält, französisch dichtete, nichts zu schaffen.

Wie belohnt und beliebt jedoch die Tristansage in ganz Europa war, das geht schon aus der häufigen Bezugnahme der Dichter auf dieselbe hervor. Solche Anzüge sind nebst den Bearbeitungen der Sage in wälischer, englischer, provenzalischer, italienischer, spanischer, deutscher, dänischer, nordwegischer, böhmischer und mittelgriechischer Sprache von H. v. d. Hagen in Band IV. S. 571—607

¹ Auch das deutsche Volksbuch beruht darauf.

seiner Minnesinger zusammengestellt worden, wo sie findet, wer sie kennen lernen will.

Gut, sagte Berta, wir wollen dort nachlesen. Sagen Sie uns nur noch, ob der Tristan das einzige Werk Gotfrids ist, oder ob er noch andere Dichtungen hinterlassen hat.

Erhalten sind uns nur noch drei Lieder und zwei Sprüche; aber da selbst dem begabtesten Dichter die Formvollendung nicht angeboren ist, jeder vielmehr sie nur durch lange Übung erlangt, so hat ohne Zweifel auch Gotfrid diese Übung nicht unterlassen. Ob jedoch seine früheren Gedichte verloren giengen, ob er sie vielleicht später selbst vernichtete, das wissen wir nicht. Der Tristan ist etwa um 1210 gedichtet, und Gotfrid war bereits ein bejahrter Mann, als er ihn anfieng; ihn zu vollenden, hinderte ihn der Tod. Von seinen Lebensumständen wissen wir nichts; ebenso ist unbekannt, ob er zu Straßburg geboren war, oder dort nur längere Zeit lebte. Daß er nicht ritterbürtiger Herkunft war, wenigstens die Ritterwürde nicht besaß, ergibt sich daraus, daß er stets „Meister,“ niemals „Herr“ genannt wird. Daß er die gelehrte Bildung seiner Zeit hatte, das lehrt uns sein Tristan; und daß er in sorgenfreien Verhältnissen lebte, ergeben wir daraus, daß er weder über Armuth klagt noch auch je an irgend einem Hofe gefunden wird. Vielleicht war er Geistlicher. Die Unsitte seines Tristans spricht dagegen am wenigsten; dafür aber könnte sein berühmtes langes Loblied auf die h. Jungfrau sprechen und daß er, wie er selbst andeutet, unbeweibt war.¹

Keiner der Nachahmer Gotfrids hat ihn erreicht. Zu nennen aber sind Kuonrad Fled oder Flecke, ein Mann ritterlichen Standes, der Schweiz oder Schwaben angehörig, der um 1230 nach Richard von Ordent, wie er den französischen Dichter nennt, sein erstes Werk Flöre und Blanscheflur (Blume, Rose, und Weißblume, Lilie) dichtete. Ursprünglich vielleicht eine Elfen- sage, — Elfen tragen bekanntlich Blumennamen, — ward sie in Frankreich bereits im zwölften Jahrhunderte zu einem Liebesroman umgearbeitet. Ob es auch eine provenzalische Bearbeitung gab,

¹ Tristan 12, 191 ff. 17, 104 ff.

Stimmüller, Herbststube und Winterstube. II.

bleibt ungewiß, obgleich bereits Beatriz von Die, Gemahlin Wilhelm's von Poitiers um 1150 in einem Liebe auf die Sage anspielt. — Blanscheflur wird zur selben Zeit von einer in Eclaverei gerathenen christlichen Mutter in Spanien geboren, zu welcher dem sarazenischen Könige Feinix daselbst ein Sohn geboren wird. Beide lassen einander schon in der Wiege an und werden später zusammen erzogen. Um die in ihnen erwachte unbewusste Liebe zu fördern, und daß die Tochter der Eclavin nicht Königin werde, wird Blanscheflur nach dem Morgenlande verkauft; Flore aber soll durch die Vorgabe, seine Geliebte sei gestorben, beruhigt werden. Da er untröstlich bleibt, entdeckt ihm seine Mutter die Wahrheit, und er zieht nun aus die Geliebte zu suchen. Er entdeckt sie zuletzt im Harem des Sultans von Babylon, und läßt sich in rothem Kleide in einem Korbe mit Rosen bedeckt in ihr Zimmer tragen. Aber die Sage wird verrathen. Der Sultan will beide verbrennen lassen, schon sehn sie beide an einem Pfahl gebunden, — da wird der Sultan durch ihre Liebe gerührt und sendet sie heim. — Keines von beiden will sich nämlich durch einen Zauberring, den Flore besitzt, retten, da das Andre sterben müßte, und so wirft Flore den Ring fort. In Spanien aber ist Feinix gestorben und Flore wird König. Beider Tochter ist Berchta, die Mutter Karls des Großen. Da Berchta, die leuchtende, bald als Lichtälvin, bald als Göttin erscheint, so werden auch ihre Eltern Neben sein; aber wie sie in ein Königsgegeschlecht eintrat, so wurden begreiflich auch ihre Eltern als solchem angehörend dargestellt. Eine Elfenliebe geschildert zu finden, dürfen wir von ritterlichen Dichtern freilich nicht erwarten; aber auch das Unbewusste, Kindliche, was eine Liebe zwischen Kindern haben muß, ist weder von dem Franzosen noch von dem Deutschen überall bewahrt worden. Immerhin kann die reine Liebe zwischen Flore und Blanscheflur als Gegenbild betrachtet werden zur dämonischen Leidenschaft zwischen Tristan und Isolde; und so fand denn auch die Sage von Flore und Blanscheflur in Europa nicht geringere Verbreitung als die von Tristan und Isolde.¹

¹ Man sehe darüber die Vorrede Sommer's zu seiner Ausgabe des Gedichtes.

Ein Nachahmer Gotfrids war Kuonrad; aber zur Manier ward die Nachahmung bei ihm keinesweges. Das läßt sich nicht zweien andern Dichtern, dem Rudolf von Ems und Kuonrad von Würzburg nachrühmen. An Wortgewandtheit können sich beide mit ihrem Vorbilde messen; aber sie artet bei beiden nicht selten bereits in breite Geschwätzigkeit aus, und oft ahmen sie nach, was keinesweges nachzuahmen war. Beide beweisen auch dadurch ihre Mittelmäßigkeit. Von der Alexandriade Rudolfs und dem Trojanerkriege Kuonrads war früher¹ die Rede; hier führe ich von dem ersten an den Wilhelm von Orlens, normännische und niederländische Fürstensage, beginnend mit Wilhelm dem Eroberer und schließend mit Gotfrid von Bouillon, mit vielem, willkürlich Hinzugebichteten; die Legende Barlaam und Josaphat, und die Mähre vom guten Gerhard; von dem zweiten das Gedicht Engelhard und Engeltrud (Geschichte zweier treuen Freunde).

Aber die für unsere Sitzung anberaumte Zeit ist verstrichen, und somit ersuche ich Sie, den Herren Herzog ehrfurchtsvoll an den Thronisch zu geleiten, gerade so wie der höchstselige König Artbur, wenn einer seiner Helden sein Abenteuer so rühmlich wie ich dieß mein heutiges bestanden hatte, von seiner Massenie zur Tafel geleitet ward, um sich zum Anhören oder Anschauen neuer Abenteuer zu stärken. Der Herzog lachte und sagte: Nun wohl! an, so geleiten Sie mich denn.

¹ I. Thl. S. 309. II. Thl. bei Heinrich von Belvede.

Eilfter Abend.

Heute, begann Graf Huno, indem er den Stuhl des Wortführers einnahm, ſiße ich nicht als Stellvertreter eines Andern da, ſondern auf eigene Rechnung. Lob oder Tadel, was Sie mir ertheilen mögen, werde ich also gehörig bußen. Aber Sie fragen vielleicht, was mich denn berechtige, dieſen Stuhl heute einzunehmen? ſo hören Sie denn meine Rechtfertigung. Sie haben bei der Vertheilung der Gattungen diejenigen erzählenden Gebichte außer Acht geſaßt, die weder für den Hof noch für den Ritterſtand, weder für den Mönch noch für die Nonne, oder auch für der Erbauung bedürftige Laien berechnet waren, kurz die ich, wenn es nicht zu prächtig klänge, als bürgerliche Epen bezeichnen könnte. Sie haben also die Wahl: entweder dieſe Dichtungen bleiben Ihnen unbekannt, oder Sie erlauben mir die Wortführung für dieſen Abend. Uebrigens werde ich mich der Kürze beſleißigen und mich mit der allgemeinen Charakteriſirung begnügen.

Weder Frauen noch Herren wollten die neue Gattung übergehen wiſſen; nur Schweiſter Veronika, das ehemalige Hoffräulein meinte, Dichtungen, an denen das gemeine Volk einſt Wohlgefallen gefunden hätte, dürften wenig geeignet ſein, von hohen adeligen Ohren vernommen zu werden. So äußerte ſich die fromme Nonne; da Huno ihr aber ſagte, ſie ſolle, wenn ſie tapfer ausharre, dann zur Belohnung auch etwas zu hören bekommen, etwas ausſchließlich Ritterliches, Thaten, eben ſo erhaben, wie die des edlen Ritters aus der Mancha, und noch vor dieſen den großen Vorzug habend, daß ſie wirklich einſt vollbracht worden und nicht wie jene nur erfunden ſeien: da Huno dieſe ihr verſprach, ſo beſchloß ſie zu bleiben, und er begann also:

Es war zu erwarten, daß, als die schwache Stütze der höfisch-ritterlichen Dichtung brach, weil Höfe und Ritterschaft andere Bahnen einschlugen, auch die Dichter nach anderen Gegenständen sich umschauen würden, wenn sie auch die einmal angelernte Form beibehielten. Die höfisch-ritterliche Dichtung war Modeichtung und nichts weiter, und da nur wenige Dichter geistigen Gehalt hineinzulegen wußten, so mußte sie durch ihre Leere und Dürftigkeit und nicht selten Abgeschmacktheit bald genug aller Anziehungskraft verlustig gehn. So wandten sich denn die Dichter, einzelne Nachzügler abgerechnet, da der Bürgerstand der Städte mehr und mehr der Träger der geistigen Bildung ward, aus der Traumwelt in die Wirklichkeit. Die Einen griffen zur Geschichte, oder doch zu geschichtlichen Namen, Andere in das wirkliche, oft freilich gemeine, Leben der Gegenwart, noch Andere, die der idealen Richtung auf andere Weise dienen wollten, führten die Allegorie in die Dichtung ein; leider so, daß sie bald alles überwuchernd die Dichtung selbst erstickte. Gedichte mit geschichtlicher Grundlage giebt es jedoch auch früher schon.

Ein frühes Beispiel von dichterischer Behandlung geschichtlicher Vorfälle giebt das leider nicht ganz erhaltene Gedicht eines unbekannten Dichters, der Graf Ruodolf, zwischen 1158—1175 verfaßt, also der Kaiserchronik, die auch geschichtlich sein will, gleichzeitig. Es schildert auf lebendige Weise die Erlebnisse eines flandrischen Grafen am Hofe des christlichen Königs zu Jerusalem, beim Sultan Salap (d. i. von Aleppo), und beim griechischen Kaiser. Ob, wie Herr von Sybel will, die Schicksale Hugos von Buiset, der 1127 nach Syrien gieng, um die Grafschaft Joppe in Besitz zu nehmen, der Dichtung zu Grunde liegen oder nicht, muß dahin gestellt bleiben. Allerdings herrscht zwischen Hugos Schicksalen und den Erlebnissen Ruodolfs eine merkwürdige Uebereinstimmung, und auch die Verhältnisse in und um Jerusalem sind zu des Königes Fulco Zeit so, wie sie im Gedichte geschildert werden.¹ Der Dichter erzählt jedenfalls nach eigener Anschauung.

¹ Die Abhandlung v. Sybels in Haupts Zeitschrift Bd. II.

Ein zweites Gedicht dieser Art ist der Kaiser Graclius von Meister Otte, noch zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts gedichtet. Der erste Theil erzählt das sagenhafte Verhältniß des Kaisers Phocas zu der Athenais und dem Parides; der zweite die Wiedergewinnung des Kreuzes durch Kaiser Graclius, den Nachfolger des Phocas. Grundlage des deutschen Gedichtes ist ein französisches des Gautier d'Arras. Nach dem Herausgeber, Mann, haben die Liebeshändel der Alienore von Frankreich, Gemahlin Ludwigs VII., mit Heinrich Plantagenet, später Heinrich II. von Engelland, auf die Schilderung der Begebenheiten des Gedichtes eingewirkt. Der Gemahl der Athenais (= Alienore) wird nämlich nicht Phocas, sonder Lais genannt, was deutlich an Loïs, Louis (Ludwig) anklingt. In dem Namen Parides kann gleichfalls sowohl auf den trojanischen Paris hingewiesen, als auch auf Plantagenet hindeutet sein. A. Alienor, Athenais, L. Lais, Loïs; P. Parides, Plantagenet. Dieß alles läme freilich auf Rechnung des Franzosen.

Von minderer Schönheit und Bedeutung ist das Gedicht Ludwig der Fromme von Thüringen, das Werk eines unbekannten Dichters, der zu Herzog Volkto von Münsterberg (1302 bis 1335) in Beziehungen stand. Ludwigs Kreuzzug im Jahr 1189 bildet den Inhalt.

Nicht höher steht der Wilhelm von Oesterreich von Johann von Würzburg oder von Franken, einem Nachahmer Gotfrids von Straßburg. Der Dichter stand in Diensten des Grafen Albrechts von Hoyerloh und dichtete sein Werk im Jahre 1314. Zu Grunde liegt ihm wahrscheinlich das lateinische Werk Diepolds von Eßlingen (in Oesterreich). Der Inhalt ist sagenhaft. Herzog Leopold von Oesterreich wallfahrtet, weil er kindlos ist, zu St. Johann nach Ephesus. Darauf schenkt ihm die Herzogin einen Knaben, der Wilhelm genannt wird. Zur gleichen Stunde wird dem heidnischen Könige Agramt von Syppa, den Leopold auf seiner Fahrt kennen lernte, eine Tochter, Aglie, geboren, mit welcher Wilhelm später sich vermählt. Folge davon ist, daß Agramt mit seinem Volke sich taufen läßt (vergl. Oskwald, Ortnid).

Noch erwähne ich Fridrich von Schwaben und Meinfrid von Braunschweig, beide von unbekannten Dichtern. Das erste Gedicht, ursprünglich wohl ein Mythos, erzählt die Befreiung der schönen Angelburg aus der Gewalt ihrer bösen Stiefmutter, welche von einem Zauberer unterstützt wird; das andere, wie Meinfrid (Heinrich der Löwe?) nach Dänemark zieht, um die Tochter des Dänenköniges Irlande zu erwerben; später ist Meinfrid im gelobten Lande, und der Sultan überläßt ihm Jerusalem und dessen Umgebungen, nachdem er sie erobert hat. Beide Gedichte gehören dem vierzehnten Jahrhundert an.

Alle diese Gedichte, mit Ausnahme Ludwigs von Thüringen, sind einfach Liebesromane, und wo geschichtliche Namen genannt werden, vertreten sie ohne Zweifel andere. Man wollte den alten Sagen neue Anziehungskraft verschaffen. Freilich mögen Lebensereignisse der geschichtlichen Namensträger ihren Einfluß geübt haben; aber das wirklich Erlebte ist so mit Sagenhaftem verwebt, daß man es kaum mehr als solches ansehen kann. So sucht z. B. Herzog Fridrich unter dem Namen Wieland die Angelburg, trifft sie nebst zwei Gefährtinnen in einer Quelle badend, nimmt ihr das Gewand und zwingt sie so seine Gemahlin zu werden. Hier haben wir also eine Erneuerung der alten Wielandsage.

Andere Dichter, denen es nicht um Unterhaltung, vielmehr um Belehrung zu thun war, wandten sich der wirklichen Geschichte zu und behandelten bald die Weltgeschichte, bald die eines einzelnen Landes, einer einzelnen Stadt. Die meisten dieser Werke haben als Gedichte keinen hohen Werth und ihr geschichtlicher steht meist noch tiefer. Das älteste Werk dieser Art, der Könige Buch oder die Kaiserchronik, ward bereits Bd. I als Sammelwerk bezeichnet; von den späteren genügt es, sie zu nennen.

Die Weltchronik des Ruodolf von Ems, der als fruchtbarer Dichter bereits erwähnt ward, zeichnet sich noch durch sinnige Anordnung des Stoffes und rasch fortschreitende Darstellung aus; aber sein Zweck ist und bleibt doch immer ein dem echten Dichter fremder. Ruodolf starb in Italien, wohin er seinem Gönner, Ruonrad IV., dem die Chronik auch gewidmet ist, zwischen 1250 bis 1254 gefolgt war.

Mehr der Erziehung als der Belehrung soll dienen die Weltchronik Janßen des Enenfels, eines Wiener Domherrn, der um 1250 daselbst starb. Er nahm die alte Kaiserchronik in sein Werk auf, änderte die Darstellung darin aber dem Zeitgeschmacke gemäß um. Ein anderes Werk von ihm ist das Fürstenbuch von Oesterreich, das ebenfalls Geschichte und Sage mischt.

Daran reiht sich die österreichische Chronik des steierischen Dichters Ottocar, verfaßt zwischen 1300—1317. Sein Gedicht von der Zerstörung Accons (1291) kommt selbständig vor, aber auch mit seiner Chronik vereinigt, obgleich es ein Gedicht und keine Chronik ist.

Dem deutschen Orden verdanken wir zwei Chroniken: die livländische, von einem Ordensritter um 1290 gedichtet, und die vom Ordenscaplan Nicolaus von Jeroschin um 1331 geschriebene Ordenschronik. Als Gedichte haben beide geringen Werth, doch wohl mehrfach in anderer Beziehung.

Niederdeutschland, mit Ausnahme der Niederlande, blieb, wie es scheint, an der ganzen so großen dichterischen Bewegung des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts unbetheiligt; es sind uns wenigstens keine niederdeutsche Dichtungen überliefert worden. An der Chronikendichtung jedoch betheiligte sich auch Niederdeutschland. Wir haben Everhards, eines Geistlichen, Chronik von Gandersheim, um 1220 geschrieben, die holsteinische Chronik (Bruchstück) von 1225, die braunschweigische nach 1280, die medlenburgische um 1378, die Dortmunder von 1499 u. a. Sie kommen alle mehr als Sprachdenkmäler in Betracht denn als Dichtungen. — In den Niederlanden zeigte sich zwar dichterische Regsamkeit im zwölften, dreizehnten, vierzehnten Jahrhunderte; aber die niederländischen Dichter übersehten fast nur aus dem Französischen und zeigten dazu weniger Freiheit und Selbstständigkeit als die Oberdeutschen, weshalb sie auch billig übergangen wurden. In den Reimchroniken dagegen stehen sie mit den Oberdeutschen auf gleicher Stufe.

Doch eine Reimchronik, und zwar eine vom Niederrhein, will ich Ihnen etwas näher beschreiben, nämlich die der Stadt Köln. Sie schildert gewandt und anschaulich die Zwiste und Kämpfe

zwischen den Geschlechtern (unter der Führung der Overstolzen) und den Erzbischöfen Konrad und Engelbert, die die Gemeinde an sich zu ziehen verstanden hatten, vom Jahre 1237 bis zum Jahre 1270. Der Verfasser der Chronik, Godefrid Hagen, war damals Stadtschreiber, folglich im Stande, so manches genauer zu wissen, als ferner stehende. Er steht freilich auf Seiten der Geschlechter, und so ist seine Darstellung der Sache wohl nicht ganz vorurtheilsfrei; aber kaum irgendwo sonst findet sich das Leben und die Denkweise des stolzen reichstädtischen Adels so treu und lebendig geschildert, wie hier. Auch sprachlich ist diese Chronik wichtig; wir haben zwar mehrere Dichtungen in niederrheinischer Sprache, aber keine, die sich mit der Chronik an Umfang und Vollkommenheit der Form messen könnte. Godefrid zeigt eine genaue Kenntniß der Dietrichsage, und so mag er sich wohl schon früher mit der Dichtkunst beschäftigt haben.

Alle diese Chroniken entstanden aus dem Bestreben, das Verlangen der Leser und Hörer nach Wahrheit zu befriedigen. Die Helden sagen wie die Nittergeschichten mußten ihnen als Lügen erscheinen, da der tiefere Sinn ihnen verschlossen war, und sie als Halbgebildete von ästhetischer Wahrheit keinen Begriff hatten; blinden Glauben ließen sie nur in religiösen Dingen gelten.

Der gleiche Trieb nach geschichtlicher Wahrheit war es auch, der die sogenannten Mähren, kleinere ernste, heitere und allegorische Erzählungen begünstigte; denn alles unbegreiflich Wunderbare halten diese fern und gewinnen dadurch schon den Schein geschichtlicher Wahrheit. Es gibt ihrer eine überaus große Menge. Viele, ernste wie heitere, mögen auf wirklichen Ereignissen beruhen; manche freilich haben nur Sagen zur Grundlage. Die heiteren, später Schwänke genannt, sollen rein zur Belustigung der Hörer dienen, während die ernsten, und zumal die allegorischen, nicht selten auch belehren wollen. Daß in den Schwänken sinnliche Liebe, Wein, List oder Einsalt Haupthebel sind, begreift sich.

Was die Zeit der Entstehung der Mähren betrifft, so reichen einzelne wohl in die Zeit der Blüthe der höfischen Dichtkunst hinauf; die große Masse derselben aber entstund nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, als die Ueberschwenglichkeiten der Nitter-

dichtungen abstießen, und die Dichtung auf der einen Seite in das Gebiet der reinen Geschichte hinüber streifte, auf der andern abermals ein Mittel religiöser Erbauung und sittlicher Belehrung ward. So bilden sie, zumal da viele in der gemeinen Wirklichkeit wurzeln, einen Gegensatz zum höfischen Heldengedichte. Die meisten sind in der That lebendige Bilder von dem bunten Treiben der Gegenwart, die sich nach ihrer schönen und widrigen Seite treu und wahr darin abspiegelt. Die Darstellung ist bald rein erzählend, bald mit Betrachtungen verknüpft. Die meisten stehn einzeln, manche sind aber auch verbunden und gleichsam in einen Rahmen eingefast.

Es gibt ihrer mehrere Hunderte, aber ich muß mich bescheiden und kann Ihnen von jeder Gattung nur einige nennen. Tragen Sie nach mehr Verlangen, so muß ich Sie auf die gedruckten Sammlungen, den Coloczaer Codex des Grafen Mailath, den Lieder-saal des Freiherrn von Laßberg und das Gesammt-*a*benteuer des Herrn v. d. Hagen hinweisen.

Ja, sagte Berta, nennen Sie uns einige; denn wir könnten doch wohl sonst, zumal bei den Schwänken, ohne Führer verbotenen Grund und Boden betreten.

Darunter giebt es freilich eine Anzahl, erwiderte Haspinger, die heutzutage weibliche Augen schwerlich werden gelesen haben wollen, selbst wenn sie sie durch Zufall gelesen haben sollten. Aber im Mittelalter war man viel weniger bedenklich oder zart, wenn Sie wollen.

Erinnern Sie sich nur daran, sagte Huno, daß die zuweilen mehr als bedenklichen Novellen des Boccaccio und Anderer auch von den gesittetsten Frauen gelesen und sogar angehört wurden. Aber heute denkt man anders, und vor englischen Ladies darf man nicht einmal das unschuldige Wort „Hose“ in den Mund nehmen. — Nun hier haben Sie ein Verzeichniß. Von den ernstern Mähren nenne ich Ihnen:

Otto mit dem Barte, von Ruonrad von Würzburg. Heinrich, ein Dienstmann des Abtes von Rempten, ist Erzieher eines Herzogs von Schwaben. Eines Mittags, als die Tafel bereits für den Kaiser gedeckt ist, geht der Knabe an den Tisch auf und ab und nimmt von dem aufgelegten Brote und wird vom Marschall des Kaisers deshalb mit einem Stabe auf das Haupt geschlagen,

daß er blutet. Heinrich, darüber entrüstet, schlägt den Marschall ohne Weiteres todt. Da tritt Kaiser Otto I. plötzlich ein, fragt, wer das gethan habe, und droht dem Thäter an das Leben. Eben will er die Drohung durch den ihm üblichen Schwur „Sam mir Otten bart“ bekräftigen, als ihn Heinrich beim Worte ergreift, ihn nieder wirft, seinen Dolch zieht und laut ausruft: „Nahe sich ihm Jemand, so sei es der Tod des Kaisers.“ Diesem aber ruft er zu: „Er solle ihn seines Lebens versichern, wenn er sein Leben behalten wolle.“ Dem Kaiser bleibt nichts übrig, als des Ritters Begehr zu erfüllen, und Heinrich läßt ihn nun sich erheben. Als Otto seinen Bart wieder geglättet hat, spricht er: „Dein Leben habe ich Dir gesichert; aber wahre mir je wieder unter die Augen zu kommen, denn mein Bart mag Deine Faust nicht ertragen.“ Heinrich verläßt also den Hof des Kaisers und zieht heim.

Einige Jahre später zieht der Kaiser nach Wälschland. Die Fürsten sind zur Heeresfolge gemahnt worden, und Heinrich hat auf des Abtes Befehl am Juge Theil genommen; sein Sträuben war umsonst gewesen. Daß er, eingedenk der Drohung, sich hütet, dem Kaiser vor Augen zu kommen, ist begreiflich. Bei der Belagerung einer Stadt nun trachten die Feinde sich des Kaisers verrätherisch zu bemächtigen: sie schlagen eine Unterredung zwischen Stadt und Heer vor, wozu man von beiden Seiten waffenlos kommen soll. Otto geht darauf ein; aber kaum kommt er am Orte an, so werfen ihm die Wälschen ein Netz über das Haupt und ziehen ihn vom Rosse. Zugleich wird aus der Stadt ein Ausfall gemacht. Während dieß Alles geschieht, sitzt Heinrich ruhig in seinem Zelte im Bade. Den Lärm hörend, ahnt er Verrath, springt aus dem Bade, ergreift Schwert und Schild, springt nackt nach dem Orte hin, befreit den Kaiser und geht ruhig zurück in sein Bad. Otto fragt in das Lager zurückgekommen nach seinem Retter; aber niemand will ihn nennen; endlich sagt ihm einer der Fürsten, der Ritter, der ihn befreit habe, trage seine Ungnade. Es versteht sich, daß Heinrich wieder zu Gnaden kommt.

Von demselben Dichter, einem sehr fruchtbaren, sprachgewandten, wenn auch nur mittelmäßig begabten (er lebte von der

Kunst, wanderte und starb zu Basel 1287) rührt her die Herzmähre. Sie alle kennen den Gegenstand, wenn ich Ihnen sage, daß Upland ihn unter dem Namen „Der Castellan von Coucy“ behandelt hat.

In die deutsche Göttersage greift ein das Gedicht vom Stoufenberger (Peter Diemringer von Stoufenberg in der Ortenau). Er verbindet sich mit einem Meerweibe, küßt aber, da er ihr Gebot, sich mit keinem sterblichen Weibe zu vermählen, bricht, mit dem Tode. Das alte Gedicht gehört dem vierzehnten Jahrhundert an (herausgegeben von Engelhardt). Neuere Bearbeitungen liegen vor in Straßburger Drucken von 1480. Auch der berühmte Fischart hat im sechzehnten Jahrhundert das Gedicht neu bearbeitet.

Wernher der Gartenäre gab uns in seinem Meier Helmbrecht eine bayerische Bauer Geschichte, die überaus anziehend ist. Helmbrecht, der Sohn des Meiers Helmbrecht, ist eine ungerathene Frucht. Mutter und Schwester Godelind haben ihn an übermäßige Kleiderpracht gewöhnt; das verleidet ihm seinen Stand und er tritt, sich für den Sohn eines Edelmanns haltend, in den Dienst eines Raubritters. Von da kommt er zu einer Räuberbande und wird mit ihr der Schrecken der Gegend. Nach langer Abwesenheit besucht er das Vaterhaus. Alle Abmahnungen des Vaters bleiben fruchtlos; er bestimmt sogar die Schwester, ein nicht minder leichtsinniges Mädchen, durch glänzende Verheißungen, sich mit einem seiner Raubgesellen zu vermählen. Zur Hochzeit wird die Umgegend ausgeplündert. Aber beim Brautmahle erscheint der Richter mit den Schergen, die Räuber werden ergriffen, neun gehängt, Helmbrecht aber verliert die Augen, Fuß und Hand und wird so verstümmelt hinweg gejagt. Der Vater nimmt ihn nicht mehr auf, und so fällt er den von ihm gemißhandelten Bauern in die Hände, die ihn im Walde aufhängen. Das in vielen Beziehungen sehr merkwürdige Gedicht ward um 1250 in Baiern gedichtet.

Der Schlägel, von Nüßiger von Hundshofen oder Hünshofen, erzählt, wie ein reicher Bürger sein Vermögen den Kindern abtritt und dann darben muß und schändlich behandelt wird. Eine List verschafft ihm Pflege und anständige Behandlung. Er läßt

sich eine Kiste machen, giebt vor, sie enthalte große Reichthümer, und sagt, der Sohn oder die Tochter solle nach seinem Tode sie erhalten, der oder die ihn am besten halten werde. Darauf wetteifern alle in Zuorkommenheit und Sorge für den Vater. Als er aber gestorben war, fand man darin nur eine Keule und einen Zettel, worauf stand, daß man jeden Vater mit dieser Keule todtzuschlagen solle, der sein Gut den Kindern gebe und dann darben müsse. — Der Dichter kommt um 1290 urkundlich vor.

Ich habe gelesen, sagte Gaspinger, daß einst in Deutschland und Engelland in manchen Kirchen, hinter der Thüre und an manchen Stadthoren eine Keule mit solcher Ueberschrift gehangen habe. Ueber die sagenhafte Sitte, abgelebte Greise zu tödten, handelt Grimm in den Rechtsalterthümern, S. 486 ff., und von solchen Schlägeln in Haupts Zeitschrift V., 72. Es giebt übrigens auch ähnliche Sagen mit nur anderer Wendung, z. B. die gleichalte Mähre vom Kopen. Ein reicher Bürger hat sein Gut dem Sohne abgetreten; dieser aber weist ihm bald ein Kämmerlein unter der Stiege zur Wohnung an. In einem kalten Winter bittet der Ahn seinen Enkel um einen alten Mantel, den er einst über Meer mitgebracht habe. Dieser erlangt vom Vater durch Bitte die Hälfte des Mantels und bringt sie dem Ahn. Zurückgekehrt, bittet er den Vater um die andere Hälfte. Gefragt, wozu er sie wolle, antwortet er: „Für Dich will ich sie aufbewahren.“ Der Sohn setzt ihn darauf wieder in den Besitz der Güter und fragt nun seinen Knaben, ob er an ihm eben so handeln werde. „Ja, sagte dieser; du hast mich belehrt, daß man Vater und Mutter ehren solle.“ Wieder anders gewendet ist die Sage vom König Lear und seinen Töchtern.

Einzelne Mähren in einen Rahmen eingefast, nahm Graf Huno wieder das Wort, enthält das Gedicht von den sieben weisen Meistern, von Hans von Büchel, um 1412 geschrieben. Der Bücheler lebte zu Poppelsdorf bei Bonn, und stand im Dienst des Erzbischofs von Köln. Nach A. Keller stammt die Sage aus Indien und gieng durch altpersische, arabische, hebräische, neu-griechische, lateinische und französische Bearbeitungen. (Li romans

des sept sages, Tübingen 1836. Einleitung.) Die Gemahlin des Kaisers Diocletians entbrennt in Liebe zu ihrem Stiefsohne, wird zurückgewiesen und verleumbet ihn darauf bei dem Vater, der ihn zu tödten befiehlt. Auf Rath der Gestirne muß er sich stumm stellen. Seine sieben Lehrer wissen durch sieben Erzählungen die Hinrichtung aufzuhalten; da aber die Kaiserin jeder Erzählung der Lehrer eine andere entgegenstellt, so erfolgt auch immer wieder der Befehl zur Tödtung. Endlich darf der Sohn reden und nun schließt eine fünfzehnte Geschichte das Gedicht ab und die Stiefmutter wird bestraft.

Von den Schwänken erzählen Liebesgeschichten: der Ritter unter dem Zuber, Frauenlist (vom armen Konrad), der Sperber, Irregang und Girregar, die listigen Weiber, die Fischkreusen und begreiflich eine Menge andere. Wein und Trunk haben zum Gegenstande: der Weinschwelch, die Wiener Meerfahrt. Der in der St. Martinsnacht trunkene Bauer u. s. w. List oder Einfalt sind die Hebel in den Schwänken: Die Heidin, der Jörnbraten, der Dieb to Brugge (niederrheinisch), des Mönches Noth und andere. Wiederum andere Vorwürfe finden sich in: der Frauen Turnier, den Mönchen von Colmar, Richter und Teufel und dem Bauerschwanke: Meßen Hochzeit. Ein Sammelwerk, das dergleichen Schwänke enthält, die List und Einfalt zum Gegenstande haben, ist der Pfaffe Amis von Stricker oder Stricher. Amis, ein schlauer Pfaffe aus Engelland übt allerhand Gaunerstreiche aus, bis er selig stirbt, weil alles, was er ergaunert hat, schließlich der Kirche anheimfällt. Das Gedicht fällt nach 1230. Ein späteres dem ähnliches Sammelwerk bilden die Geschichten des Pfaffen von Kalenberg, das Philipp Frankfurter gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts zu Wien gedichtet haben soll. Nachweisbar ist es erst seit Ende des fünfzehnten Jahrhunderts.

Allegorische Gedichte verfaßten Heingelin von Konstanz um 1290. Er war des Grafen Albrecht von Heigerloh und Hohenberg Küchenmeister. Von ihm haben wir drei Gedichte: Der Minne Lehre, von dem Ritter und dem Pfaffen (Streit über die Vorzüge beider Stände), von den zwei Johannesen (übet die beiderseitigen Vorzüge). Hadmar von Laber, ein bairischer

Dichter zur Zeit Ludwigs des Baiers, dichtete die Jagd, d. i. eine allegorische Schilderung des ritterlichen Liebewesens. Sein Gedicht ist unter allen das sinnvollste und form schönste (Siebenzeilige [aufgelöste] Titirelstrophe), und erwarb sich deshalb den größten Beifall. Eine schwache Nachahmung ist in gleicher Form der Minne Falkner, von einem Unbekannten. Weit höher steht des Minners Klage (der akrostichische Schluß enthält den Namen Katharina), das in Habermars Stil, aber mit Ausschließung der Allegorie, gebichtet ist.

Andere allegorische Gedichte von verschiedenem Werthe sind: Der Minnenden Zwist und Sühne, die Jagd der Minne, der Minne Kloster (leer und gehalten), das Gneistli (Zünklein: lehrt vernünftige Einrichtung des Lebens, Beherrschung seiner selbst u. s. w.) Alte und neue Minne (eine Frau findet die alte Minne (blau gekleidet) in weltverlassener Klausur; später kommt sie zur scheidet gekleideten neuen Minne, die sie nebst ihrer Gefährtin Wankelmuth in einem prächtigen Palaste antrifft; sie zieht aber die alte vor). Das Schachzabelbuch Konrads von Ammenhausen, um 1330 gebichtet; es ist eine vom Schachspiel ausgehende Allegorie; vielfältig sind Geschichten eingeflochten, die das Gedicht heben. Der Minne Regeln oder zehen Gebote, von unbekanntem Dichter, in drei Büchern. Die Blume der Tugend von Konrad Vintler, einem Tiroler, um 1411 gebichtet nach des Tomaseo Leoni Fiori di virtù (um 1320). Hermanns von Sachsenheim (starb 1458 zu Konstanz) Mörin, Schleigertüchli (Schleier), des Spiegels Abenteuer, die Grasmehle, der goldne Tempel und vielleicht noch andere Gedichte beklagen den Verfall des ritterlichen Lebens und die Ausartung der Minne. Sein Humor wird oft roh und seine Ritter gleichen ganz und gar dem Don Quixote. Für die Geschichte der auflebenden Bildung der Städte sind seine Gedichte bedeutsam.

Der letzte Dichter, den ich Ihnen hier noch zu nennen habe, ist Kaiser Maximilian I. Sein Gedicht, der Towrdannockh (erster Druck 1517) ist zwar von Marx Treizsaurwein und dann von Melchior Pfizinger auf seinen Befehl geordnet und überarbeitet worden, doch rührt die Erfindung ganz und die

Ausführung größtentheils von Max selbst her. Den Inhalt bildet seine Bewerbung um Maria von Burgund, ein Gegenstand, der, wie ein neuerer Dichter gezeigt hat, einer wahrhaft dichterischen Bearbeitung allerdings fähig war. Aber der gute Max, der, für Kreuzzüge und ritterliche Abenteuer schwärmend, die Ritterdichtung noch einmal erwecken wollte, vernichtete leider alles Dichterische durch seine Allegorie. So kam es denn, daß des Kaisers Werk mehr angestaunt als wirksam ward und auch dieser sein Zweck unerreicht blieb, wie so mancher andere.

Jetzt überschauen Sie das ganze Gebiet der erzählenden Dichtung im Mittelalter; Sie sind uns auf alle Wege und Abwege, die die Dichter einzuschlagen beliebten, muthig und freundlich gefolgt und, wenn auch vielleicht ermüdet, doch unbeschädigt, wie ich zuversichtlich hoffe, hier auf Forstled mit uns wieder angelangt; und da sie ohne Zweifel von der langen Wanderung heute hungrig und durstig geworden sind, so ersuche ich Sie, sich dort an den Theetisch zu begeben.

Halt! rief da die hoffräuliche Nonne Veronica, halt! Sie haben mir zum Dank für mein nachsichtvolles Ausbarren bei all diesen für ein zartes, empfindungsreiches Gemüth, wie ich es zu haben mich glücklich schätze, wenig anziehenden, vielmehr abstoßenden Gegenständen, ein Gedicht zu nennen verheißen, woran ein adeliges Herz, auch wenn es im Busen einer Nonne schlägt, Freude haben könne; ich hoffe, Sie werden als Cavalier Ihr Wort lösen.

Bitte um Entschuldigung, daß ich, wenn auch nur einen Augenblick, meine Zusage vergessen habe, sagte Huno; aber dafür will ich Ihnen auch ein Gedicht nennen, das nicht nur durch und durch ritterlich ist, sondern auch die geschichtlichste Wahrheit. Nichts darin, auch das Wunderbarste nicht, ist erfonnen, sondern alles von dem Helden erlebt, und dieser war auch kein mythisches Wesen, sondern der durch viele Urkunden beglaubigte Ritter Volrich von Liechtenstein. Zwar der Herausgeber seines Werkes, des Frauentienstes, wie es so schön heißt, spricht von dem „Widerwillen, der ihn erfaßt habe gegen die durchaus fast läppischen Gedanken, in denen man auch einem begabten Dichter in ernster und bewegter

Zeit sein ganzes Leben einherzutreiben nicht gern gestatte,“ und ein Litterarhistoriker sagt sogar, „Ulrich habe sein abenteuerliches Leben in öder Dichtung beschrieben;“ aber beide Urtheile kommen aus bürgerlichem Munde, und Bürger haben über adelige Sentiments kein Urtheil, das werden Sie mir zugelehn.

Gewiß, gewiß! antwortete die hoffräuliche Nonne, ich bin mit Ihnen vollkommen einverstanden. Fahren Sie also nur fort.

Ulrich von Liechtenstein, geboren um 1200 zu Liechtenstein in Steier, gestorben den 26. Januar 1276, brachte sein ganzes Leben damit zu, was die Dichter von einem Gawain, Iwain, Wigalois u. s. w. erzählen, wirklich auszuführen. Nicht ganz zwölf Jahre alt, widmete er bereits einer „hochgeborenen Frau“ seinen Dienst; bis in das fünfte Jahr, sagt er, sei er dieser Frauen Knecht gewesen. Im Jahr 1215 schickte ihn sein Vater Dietmar zum Markgrafen Heinrich von Oesterreich, um bei diesem Ritterschaft zu lernen. 1222 ward er zu Wien Ritter, als Herzog Leopold seine Tochter einem Fürsten von Sachsen vermählte. Auch seine Herrin sah er da; aber er konnte sich ihr nicht nahen. Ihr zu Ehren fuhr er von Turnier zu Turnier im Lande umher, bis der Winter kam, wovon sie leider nichts erfuhr. Eine verheiratete Ristel Ulrichs, welche jene Dame ihre Frau nennt, tritt nun als Vermittlerin ein und übergiebt ihr ein von Ulrich gedichtetes Lied; aber weder ihre Zurede noch das Lied beugt den strengen Sinn der Dame: sein Dienst mag ihr nicht geziemen, da sie zu hochgeboren ist. Auch finde sie den Mund Ulrichs allzu ungehallet. Seine Ristel sagt ihm das, und er, kurz gefaßt, läßt sich zu Grätz durch einen Meister den Mund zurecht schneiden. Jetzt findet seine Ristel, als sie ihn wieder sieht, den Mund wohlgehaltet, und sie will es der Herrin hinterbringen. Dieß geschieht und Ulrich wird nebst der Ristel von der Dame nun zu einem Besuche entboten; sie schreibt der Ristel: „Wil ouch dîn neve dar komen, den sihe ich gern, durch sinen munt, wie im der stê, und durch anders niht.“ Ulrich reitet hin und wird von der Ristel angewiesen, bei einem Austritte die Dame zu begleiten; sie erlaube ihm zu reden, was er wolle. Der Ritter

reitet nebst anderen hinter ihr her, wagt aber kein Wort an sie zu richten, und als er daheim sie vom Rosse hebt, raucht sie ihn am Haare mit den Worten: Daz habt iu, des ir sit verzaagt; mir ist niht wâr von iu gesagt.“ Am nächsten Tage, als er sie wieder zu Pferde trifft, wagt er, sich ihr zum Ritter anzubitten, wird aber, als „zu kindisch,“ abgewiesen. Den Sommer 1223 hindurch turnirt Wolrich herum, im Winter dichtet er ein Minnebüchlein (Liebesbrief), das er der Dame als ein „Gebet“ zusendet. Nach einigen Tagen sendet sie das „Gebet“ an die Nistel zurück, die es an Wolrich schickt; da sein Schreiber jedoch abwesend ist, so trägt er es zehn Tage lang im Busen und Nachts bei sich. Die Fürstin hatte aber hinein geschrieben:

„Es spricht so mancher Mann
was ihm sein Herze nimmer lehren kann,
und will von fremdem Sinne
Ehre sich gewinnen.
Wer wünscht, was nicht er wünschen soll,
der versagt sich selber wohl.“

Und die letzten zwei Zeilen waren zweimal wiederholt. Die Jahre 1224 — 26 verbringt Wolrich mit Turnier um Turnier zu Ehren der stolzen Dame. Ein Finger wird ihm krumm gestoßen: er läßt sich ihn abschneiden und schickt ihn der Dame zu; aber sie bleibt kalt und stolz. Auch Lieder und Büchlein, die er dichtet und ihr sendet, ändern nicht ihren Sinn: da beschließt er durch etwas Außerordentliches auf sie Eindruck zu machen: Er reitet als Göttin Venus verkleidet von der Lombardei aus durch Friaul, Kärnthen, Steier, Oesterreich bis nach Böhmen, turnirt mit jedem Ritter, der ihm begegnet, und gibt jedem, der einen Speer wider ihn zerbricht, einen Goldring, der der Frau zu schiden ist, die jeder am meisten liebt. Er zersticht auf dieser Rittersfahrt 307 Speere und gibt 271 Goldringe. Nichts hilft ihm jedoch dieß und all sein Turnieren und Lichten bis zum Jahre 1231: da that sie ihm endlich etwas zu leide, was er gar nicht zu nennen wagt und was ihn bewog, diese Dame nicht mehr als seine Herrin zu betrachten und aus ihrem Dienste zu gehn. Zwei Jahre blieb er

herrinlos und tief betrübt; 1233 jedoch wählte er sich wieder eine Dame, zu deren Ruhme er turnirte und dachtete. Die war nicht so stolz und strenge, wie die erste. Ihr zu Ehren lehrte er im Jahr 1240 als König Arthur aus dem Paradiese auf die Erde zurück, um die Tafelrunde wieder herzustellen. Zu diesem großen Zwecke ritt er wieder von Gau zu Gau und turnirte mit einer Menge Rittern. Bis zum Jahre 1255 finden wir ihn auf solche Weise beschäftigt. Uebrigens hat er seine sämtlichen Lieder und Bücklein seinem Frauendienste eingefügt.

Ich danke ihnen wahrlich für dieß erhabene Bild echter Ritterlichkeit, sagte jetzt sich verneigend Rüngold: Veronika. Wie schön, daß Ulrich die gemeinen Fesseln der Ehe verschmähete und sein Leben einzig der hohen Minne weihte, wie schön, wie herrlich! Eine keusche Braut Christi dürfte solche Huldigung annehmen.

Da sind Sie ein wenig in Irrthum, wenn Sie den Liechtensteiner für unbeweibt halten, sagte lächelnd Wilmar. Er hatte leider eine Frau, zwei Söhne und mehrere Töchter, wie wir wissen. Und was die Keinheit der so genannten hohen Minne betrifft, so mochte es damit auch hie und da mißlich genug stehn. Wir wollen nur nicht vergessen, daß die hohen Herren, deren Frauen die hohe Minne galt, es für dienlich erachteten, dieselben mit einer „Hut“ zu umgeben. Auch Ulrichs erste, stolze, strenge Herrin hat ihre Hut, und wir werden nicht aufgeklärt, ob ihre Strenge in ihrer Denkart wurzelte, oder nur Folge der Hut war. Selbst Ulrichs Unschönheit ist dabei zu erwägen. Dann wollen die Ritter aber auch nicht „ohne Lohn,“ wie Sie es nennen, dienen; wird ihnen der „Lohn“ nicht, so geben Sie alle Mal, der früher, jener später, den Dienst auf.

Die Nonne hüllte sich in ihren Schleier, schwieg und ließ die Augen ihres Rosenkranzes durch ihre Hände gleiten; sie fürchtete den alten Herzog und wollte nicht abermals von ihm zurechte gewiesen werden.

Ulrich gefällt mir gar nicht, nahm jetzt Irmgard das Wort. Kennen wir Don Quixoten einen Narren, wie sollen wir dann den steirischen Ritter nennen? Der Manchaner hat unleugbar viel

höhere Befinnung; er begehrt Tollheiten, aber er begehrt ſie immer, um dem gekränkten Rechte Genugthuung zu verſchaffen, denn das, glaubt er feſt, ſei ſeine Beſtimmung. Uolrich aber vollbringt Alles nur aus närrifcher Eitelkeit. Daß es aber unter den Rittern damals viele Narren gab, wie er einer war, das ergibt ſich daraus, daß ihm ſo viele zum Kampfe um nichts entgegentraten. Hätte er nur ſeine zahlreichen Lieder und ſeine Büchlein gedichtet, ſeinen Frauendienſt aber nicht geſchrieben, ich wenigſtens würde ihn höher ſtellen, als ich es ſo vermag. Aber mit dieſem unerfreulichen Bilde wollen wir nicht ſchließen; alſo, lieber Vetter, ſage uns geſchwind noch etwas über Thierſage und Thierepos. Wir kennen es alle durch Göthe's Kleine's Fuchs und durch Kaulbach's wunderliche Zeichnungen; aber über Urfprung und Geſchichte der Thierſage wiſſen wir nichts. Die Bearbeitungen der kirchlichen Legenden aus der höfiſchen und ſpäteren Zeit wollen wir unbefprochen laſſen; die meiſten derſelben ſind widerlich, mich wenigſtens widern ſie an, und dann hat uns Leodegar verlaſſen, der ſie uns vielleicht von einer Seite erträglich zu machen verſtanden hätte. Alſo zur Thierſage!

Die Thierſage, begann alſo Huno wiederum, beruht auf Thiermährchen, die genau von der Thierfabel zu unterſcheiden ſind. Die reinen Thiermährchen wollen niemals belehren, während in der Fabel Thiere und ihre Handlungen nur zur Umhüllung eines ethiſchen Gedankens, eines Erfahrungſaſes, einer Lehre verwendet werden. Die Fabel kann daher auch mit gleichem Vortheile Gewächſe ſtatt der Thiere verwenden. Immer iſt, wo ſie ſich auch der Thiere bedient, die Thätigkeit derſelben auf das Nothwendige beſchränkt: ſie dürfen nicht mehr reden, nicht mehr thun, als nothwendig iſt, um den Gedanken, die Lehre zu veranſchaulichen. Ganz anders iſt es im Thiermährchen: hier darf epiſche Ausführlichkeit walten. Wenn Gervinus behauptet,¹ die Thierſage habe ganz eigentlich die thieriſche Natur des Menſchen zu ihrer Sphäre und ſei deshalb auch ſehr geſchickt, giftigem ſowohl als auch gutmüthigem

¹ Geſchichte der poetiſchen Nationalliteratur, S. 107 ff.

Spotte als Rahmen und Hülle zu dienen, so hat er diese Ansicht sicher nur gewonnen aus der späteren Verwendung der Thierfage. Das Thiermärchen beruht vielmehr, wie Grimm nachgewiesen hat, auf uralter Vertrautheit der Menschen mit den Thieren, und wenn er behauptet, man spüre in ihm noch etwas von dem uralten Waldgeruche, so ist das zwar ein kühner, aber nichtsdestoweniger wahrer Ausspruch.

Die Thiermärchen waren einst über den ganzen Norden von Europa ausgebreitet; wir finden sie bei deutschen, slavischen, finnischen und lettischen Stämmen. Ja sie mögen vielleicht aus Asien mitgebracht sein, da wir sie auch bei den Indern antreffen.¹ Bei den Deutschen, und zumal bei den Franken wurden nun vielleicht schon im achten Jahrhundert solche einzelne Thiermärchen, in denen der Wolf und der Fuchs eine Rolle spielen, vereinigt, woraus im zehnten dann die Thierfage von Isangrim (dem Eisenhelmtträger, Wolf) und Reginhard (dem Rathesgewaltigen, dem Schläuen, Fuchs) und ihrer Feindschaft entstand. Diese erhielt in Flandern (auf altfränkischem Boden) durch einen Geistlichen bereits zu Anfang des zwölften Jahrhunderts in lateinischen Distichen kunstgerechte Gestalt (der Isangrimus) und ward dann um die Mitte desselben Jahrhunderts von einem zweiten Geistlichen, wahrscheinlich einem Benedictiner² in scholastisch-philosophischem und satyrischem Geiste erweitert und zu polemischen Zwecken angewandt (Reginhardus). Der Verfasser des Reginhardus soll Rivaudus, Mönch im Kloster Clugni gewesen sein. Fast gleichzeitig mit ihm dichtete der Elsässer Heinrich der Gliehzare, wahrscheinlich auch ein Geistlicher, seinen Reginhard in deutscher Sprache, nach einem bis jetzt noch unentdeckten französischen Gedichte. Wir haben davon Bruchstücke; ganz jedoch haben wir das Gedicht in einer Uebersetzung aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts.

Gleichzeitig mit dieser Uebersetzung, aber einem andern französischen Vorbilde folgend, ist der niederländische (flämische) Reinaert, gedichtet von einem sonst unbekannten Willem d. i. Wilhelm. Der

¹ Auch die Griechen hatten dergleichen, wie die Batrachomyomachie — der Fische- und Mäusekrieg — beweist. ² Er zeigt sich als bitteren Feind der Bernhardenmönche und überhaupt sehr freidenkend.

Fläming übertrifft den Elsässer weit an lebendiger, warmer Darstellung. Im vierzehnten Jahrhunderte ward von einem namenlosen Dichter eine schwächere Fortsetzung darangehängt. Dieser Reinaert (mit der Fortsetzung) ward im fünfzehnten Jahrhunderte von Nicolaus Baumann (starb 1526) zum Theil mit willkürlichen Abweichungen in die niederdeutsche Sprache übersezt und sein Vos Reineke ist es, den Göthe in Hexametern bearbeitete, und der in fast alle europäischen Sprachen übergegangen ist. — Die erhaltenen französischen Gedichte von Rénard gehören sämtlich dem dreizehnten, manche auch dem vierzehnten Jahrhunderte an. Wollen Sie mehr wissen, so muß ich Sie auf J. Grimms Einleitung zu seiner Ausgabe des oberdeutschen und niederländischen Reinhardts verweisen. — Somit habe ich meiner Aufgabe, wie ich meine, genügt; nun zum Theatralischen!

Hiermit wäre der zweite Band beendigt. Denn Minnesänger und Meistersänger, die zusammen die Kunstsylrik des Mittelalters vertreten, wie J. Grimm schon vor fünfzig Jahren unwiderlegbar nachwies, werden folglich am Besten ungetrennt behandelt. Nun aber ragen die Meistersänger tief in das sechzehnte Jahrhunderte; demnach waren entweder die späteren Meister an die früheren anzureihen oder die früheren erst zugleich mit den späteren zu behandeln. In der Behandlung der erzählenden Gattung wurden die späteren Erscheinungen immer sogleich den früheren angereiht; bei der Liederdichtung ziehe ich aus mehreren Gründen den entgegengesetzten Weg vor. Man hat bisher die bürgerlichen Lieder- und Spruchdichter allzusehr in den Schatten gestellt gegenüber den adelichen, obgleich die ersteren die bei weitem bedeutenderen sind, nur Walther von der Vogelweide, der durch seine Sprüche an der Spitze der adelichen Liederdichter steht, überragt beide. Die bürgerlichen Sänger der früheren Zeit lassen sich aber von denen der späteren durchaus nicht trennen, wenn man nicht der Zeitrechnung zu Gefallen die Uebersichtlichkeit des Gegenstandes beeinträchtigen will, was freilich oft genug geschehen ist.

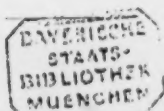
So könnte ich mich für jezt beurlauben; doch nein! ich muß zuvor noch mittheilen, wie die Verlobung zwischen Gräfin Irmingard und Baron Wilmar schließlich doch glücklich zu Stande kam.

Die bewilligte Unterredung auf der Gräfin Zimmer hatte zwar, wie gesagt worden ist, stattgefunden, sie war aber erfolglos geblieben. Ohne Bedenken hatte die Gräfin zwar offen erklärt, daß sie sich von den aus weltlicher Herrschsucht entsprungenen Sagen und Gesetzen ihrer Kirche, die schlechthin Menschenwerk seien und mit den anderen, wohlbegründeten Glaubenslehren in keiner Verbindung stünden, nicht beirren lasse; ebenso sei sie überzeugt, daß Wilmar auch seinerseits hierin ihre Ansicht theile, aber sie sei einmal gegen Ehen zwischen Leuten verschiedenen Glaubensbekenntnisses eingenommen. In convenienziellen Ehen allein möge die Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses kein Hinderniß sein; aber solche Ehen könne sie eigentlich gar nicht als Ehen gelten lassen. In der wahren Ehe müsse die Frau ganz im Manne und der Mann ganz in der Frau aufgehn; sie müssen ein Herz und eine Seele sein; dazu aber sei vor allem Gleichheit des Glaubens nöthig. Mit dem Glauben hänge das Herz durch tausend Fäden zusammen, die gar nicht einmal alle erkennbar seien. Nun könne sie unmöglich verlangen, daß er katholisch werde; er müßte da manches zu glauben vorgeben, was er zu glauben nicht vermöge; er müßte also heucheln, lügen, und das finde sie abscheulich. — Sie könne ihrerseits eben so wenig lutherisch werden; da gebe es zwar keine so beengende Glaubensfesseln, aber nur, weil einem Theile der Geistlichkeit die Macht fehle. Gelänge es diesen Herren jedoch irgendwo, die Regierung in ihr Horn blasen zu machen, so seien sogleich die Fesseln bereit. Dazu seien sie alle am Gängelbunde des Staates. Wo habe, als die beschworene, noch zu Recht bestehende Reichsverfassung außer Wirksamkeit gesetzt ward, die Geistlichkeit für die geschworenen Eide sich erhoben? Die lutherische Kirche sei jezt nur Polizeianstalt, und darum falle sie auch auseinander. Niemand dürfe ihr also zumuthen, in eine so würdelose Kirche einzutreten. Wilmar schied hoffnungslos von ihr.

So wurden die Sachen, als Haspinger, dem Baron Wilmar

das Gespräch mitgetheilt hatte, sich an den Herzog wandte und ihm das ganze Verhältniß aneinander setzte. „Bah! sagte dieser. Sind Kinder! Jedoch die Gräfin hat nicht unrecht. Aber die Deutschen sind blind. Na, gibt es nicht diesseits und jenseits freie Gemeinden, die weder vom Papste noch vom Staate etwas wissen wollen? Sollen in Gottes Namen zu einer gehn. Kirchliche Ehe ist kirchliche Annahmung; steht kein Wort davon in der Bibel, ist auch bereits in Frankreich und anderwärts beseitigt. War bis zum vierzehnten Jahrhundert in Deutschland reine Familiensache und der Kirchgang nach Vollziehung der Ehe ganz freiwillig. Wurden zuerst die Großen und Vornehmen durch das Eheangehörige dabei verlockt und angezogen und die Niedern machten, wie immer, nach. War der Kirche ganz lieb; gewann dadurch an Geld und Einfluß. Werde in meinem Lande auch die bürgerliche Ehe einführen; habe schon lange daran gedacht. Mag dann zur Kirche gehn, wer da will. Na, will selbst einmal mit den thörichten Leuten über die Sache reden; wird sich machen, basta!“

Der Herzog hielt Wort; er nahm mit Jrmgard und Wilmar Rücksprache und wußte beide für seine Ansicht zu gewinnen. Beide erklärten sich nach mehrtägiger Erwägung bereit, aus ihren Kirchen auszuscheiden und sich in einer freien Gemeinde zu vereinigen. Unter des alten Herzogs Schutze gründete Baron Wilmar auf seinen Gütern die erste freie christliche Gemeinde im Herzogthum, was, da die Geistlichen auf seinen Pfarreien unbesangene, verständige, wahrhaft christliche Männer waren, unschwer zu Stande kam. Die Zeloten in der Nachbarschaft, katholische wie lutherische, donnerten und wetterten zwar auf ihren Kanzeln und verkündigten den Einfall des Himmels; aber man ließ sie wettern und donnern, bis sie dessen müde waren. Der Himmel aber fiel nicht ein, und die freie christliche Gemeinde gedieh. Von Forstled aus aber ward durch landesherrliche Entscheidung, nachdem der Herzog und der alte Graf die Sache noch mehrmals reiflich erwogen hatten, die bürgerliche Ehe im ganzen Herzogthum zum Gesetz erhoben.



Herbstabende und Winternächte.

Gespräche

über

Deutsche Dichtungen und Dichter.

Von

Ludwig Ettmüller.

Dritter Band.

Die höfischen Minnesinger und Meister des 13. Jahrhunderts,
das Volkslied und das Schauspiel des 14—16. Jahrhunderts.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1867.



Verlagsgesellschaft der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.



Erste Nacht.

Die Behandlung der Heldengedichte in den früheren Abenden hatte so großen Beifall bei den sämtlichen Theilnehmern der Unterhaltung gefunden, daß alle, den alten Herzog nicht ausgenommen, sich wieder eingefunden hatten, um nun auch die Minnesinger und späteren Meister kennen zu lernen. Man war bereits im hohen Winter, und so hielt man die Sitzungen nach dem Thee. So war man denn auch hinsichtlich der Zeit weniger beschränkt, man konnte, so lange es beliebte, der Unterhaltung sich hingeben.

Berta, nahm Irmgard das Wort, nachdem sich alle niedergelassen und sie den Vorsitz eingenommen hatte, Berta hat uns bereits die mittelalterliche Liebdichtung nach Inhalt und Form geschildert. Es war am zehnten Abende des vorigen Herbstes, wenn ich mich recht erinnere.¹ Nur eine Bemerkung dazu, — Berichtigung wage ich sie nicht zu nennen, — möchte ich mir erlauben. Meine Freundin hat, wie Sie sich erinnern werden, die Leiche damals ohne weiteres als Nachbildungen der von Volker in St. Gallen im zehnten Jahrhunderte erfundenen Sequenzen bezeichnet, die, wie sie richtig angab, eine besondere Art des kirchlichen Kunstgesanges waren. Offenbar bestimmte sie dazu die Wahrnehmung, daß die ältesten uns erhaltenen Leiche religiösen Inhaltes sind. Aber wäre es nicht denkbar, daß die Kirche auch hier, wie sie ja so oft that, vom Volke entlehnt habe? Leich bedeutet Spiel, Tanz, und es giebt Tanzleiche, wie schon Berta uns sagte. Ich kann

¹ Band I. S. 371, 372.

Grimm, Germanische Mythologie und Märchen. III.

nun nicht glauben, daß das damalige kirchlich fromme Volk sich erkühnt habe nach kirchlichen Weisen zu tanzen; das wäre eine Entheiligung, die jener Zeit trotz aller ihrer Lebenslust gewiß ferne lag. Weit glaublicher scheint es mir, daß der Mönch gerade dadurch das Volk vom Tanze ablenken wollte, daß er die Tanzweise hinüber in die Kirche nahm. So manche Jungfrau konnte es nur anstößig und unerlaubt finden, den Tanz um die Linde des Abends nun nach einer Weise zu treten oder gar zu springen, die sie am Morgen in der Kirche gehört hatte. Weigerten sich aber die Mädchen, die eifrigsten Sängerinnen beim Tanze, diese nun geheiligten Weisen zu entheiligen, so mußte der Tanz, wie der Mönch wähnte, sein Ende finden, da es ja in den Dörfern keine andere Tanzmusik damals gab als eben das Tanzlied. Freilich hat, wie wir wissen, dem frommen Mönche seine List versagt und mußte ihm auch wohl versagen, weil die Sequenzen eine lange Zeit hindurch gewiß nur in Kirchen gesungen werden konnten, die über einen kunstgebildeten Sängerkhor zu verfügen hatten. Nur soviel also kann ich einräumen, daß die Sequenzen nach und nach die größere Künstlichkeit der Leiche bewirkten.

Mehr will ich über das Allgemeine nicht sagen; ich wende mich jetzt zu der höfisch-ritterlichen Lieddichtung im Besonderen. Es ist nicht zu leugnen, wenn wir die ganze Masse der Lieder, zumal der Minnelieder, überblicken, so erscheinen sie uns so ziemlich alle als über einen Leisten geschlagen. Bestimmte, scharf ausgeprägte Eigenthümlichkeit der Dichter tritt uns nur selten entgegen; sie bewegen sich alle so ziemlich in demselben Gedankenkreise. Nicht so unrecht hat man daher auch die Masse dieser Lieder mit einer blühenden Seide verglichen, wo' alle Blümchen einander gleichen und nur der genauesten Betrachtung und den schärfsten Augen unterscheidende Merkmale kund werden. Auch die Gefühle waren in den Fesseln des Hofgemäßen, dessen, was man damals Anstand nannte. Daß dabei immer noch die größere oder geringere Begabung zu Tage treten kann und auch wirklich zu Tage tritt, versteht sich von selbst. Zu der politischen Bedeutsamkeit der provenzalischen Troubadoure haben sich bei uns nur wenige Dichter emporgeschwungen; Walthers

von der Vogelweide ist fast der einzige. Den späteren Dichtern, obgleich sie Einfluß zu erringen strebten, gelang es um so weniger, je mehr der Geist der Zeit ein anderer geworden und die Dichtkunst samt den Dichtern der Mißachtung, wo nicht gar der Verachtung anheim gefallen war. Freilich waren die Sänger zum nicht geringsten Theile selbst Schuld daran; denn sie waren fast alle begehrtliche Begehrte, und das Endziel ihrer Dichtungen waren fast immer eben nur die Gaben.

Der erste Dichter, den ich Ihnen vorführe, ist Meinloh von Sevelingen. Die Sesslinger waren Truchessen der Grafen von Dillingen; ihren Namen trugen sie von Sesslingen bei Ulm. Unser Dichter blühte um 1170; sein gleichnamiger Enkel erscheint urkundlich 1240. Nur Lieder des Frauendienstes haben wir von ihm, und diese sind schlicht und einfach, wie man das schon nach der Zeit ihrer Entstehung erwarten kann. So hören Sie denn; aber in Bezug auf meine Uebersetzung muß ich um Ihre Nachsicht bitten.

I.

Als ich Dich loben hörte, da hätt' ich gerne Dich gekannt;
 durch Deine große Tugend verschob ich Wahl, bis Dich ich fand.
 Daß ich Dich nun erblickte, das schadet Dir aus Treue nie;
 der mag beglückt sich nennen, den Du willst, Herrin, haben lieb.
 Du bist der besten eine, das muß man, traun, Dir zugestehn:
 so wohl den Deinen Augen, die können, wenn sie wollen,
 die freundlichsten Blicke sehn!
 Dir seinen Dienst entbietet dem Du bist ihuwer wie der Leib;
 er darf Dir wahrlich sagen, Du habest jedes andre Weib
 verbannt aus seinem Herzen, daß er an keine mehr gebent.
 O würd' ihm doch, Du Gute, von Dir ein freundlich Wort geschenkt!
 Du hast ihm ganz verwandelt sein Leben so wie seinen Sinn;
 er hat um Deinetwillen wohl seinen Muth, den frohen,
 für Traurigkeit gegeben hin.

II.

Ein Diener werther Frauen stets ehrbarlich er leben soll.
 Ob gegen sie bewahren sich nach Zug er könne wohl,

so muß er unterweilen auch tragen, traum, der Liebe Leid
heimlich in dem Herzen: ja, Niemand wisse drum Bescheid.
Wer edlen Frauen dienet, gewinnet immer solchen Sold.
Ich wäñ' unkeusches Herze wird mit ganzen Treuen
werthen Frauen nimmer hold.

Ich leb' in hoher Wonne, in der Welt ist keinem daß;
ich traure mit Gedanken: Niemand kann erwenden das,
nur sie, die edle Herrin: die ist mir wie mein eigner Leib;
ich sah mit meinen Augen nie liebenswerther noch ein Weib.
Trum ist sie leicht zu loben: an ihr ist nichts zu rügen traum.
Den Tag den will ich ehren um ihretwillen immer,
da sie mein Auge mag erschauen!

III.

Ich bin hold einer Frauen, und weiß es wahrlich wohl um was.
Seit ich begann ihr dienen, gefiel sie daß mir und je daß;
je lieber und je lieber ist sie zu allen Zeiten mir,
je schöner und je schöner: das künd ich aller Welt von ihr.
Sie strahlt in allen Ehren; der besten Tugend pflegt ihr Leib:
stürb' ich um ihre Minne, und würd' ich wieder lebend,
so würd' ich wieder um das Weib.

IV.

So wech den Merkern¹ allen, die haben übel mein gedacht,
gar ohne Schuld sie haben in groß Gerede mich gebracht:
sie wollen mir ihn leiden, wenn sie so raunen her und hin:
nun sollen alle wissen, daß ich ihm wahrlich Freundin bin.
Doch lag am Herzen ich ihm nie: das hab' ich, weiß Gott! nie gethan:
Und ob sie blind sich lugten, mir raten meine Sinne
wahrlich nie an andern Mann.

Mir wählten meine Augen einen jugendlichen Mann;
das neiden andre Frauen: nichts hab' ich ihnen sonst gethan,
nur daß ich darnach trachte, daß stets ich ihm die Liebste bin:
und darauf will ich lehren mein Herz und allen meinen Sinn.
Ob Eine seinen Willen ehbevor nun hab' gethan,
verlor sie ihn von Schulden, die will ich drum nicht schelten,
büßt sie bitter ihren Wahn.

¹ Ziehe Band I. S. 381.

V.

Ich sah des Sommers Boten, das waren Blumen also roth.
 Weißt Du, Frau, Du schöne, was ein Ritter Dir entbot?
 seinen Dienst in Treuen, wie sein Herz ihm dazu rieth.
 Seine Seele trauert, seit er zu jüngst von Dir schied.
 Nun höb' ihm sein Gemüthe jetzt zu dieser Sommerzeit:
 froh, traun, wird er nimmer, beher in Deinen Armen
 er freundlich lieget ohne Streit.

„Ich vernahm die Nāhre: mein Muth soll in Freuden stehn,
 denn er kam zu Lande, von dem mein Trauern soll zergehn.
 Meines Herzens Leide sei gegeben Urlaub nun:
 sein hoher Werth mich's heiſet, ich soll an seinem Herzen ruhn.
 Nun pfleg' ich stäter Minne! Er kommt, der jugendliche Mann!
 Nun wohl mir seines Kommens, ich will ihn schön empfangen:
 wie wohl er Frauen dienen kann!“

Gleich der erste höfische Minnesinger führt uns mitten in den ritterlichen Frauendienst hinein, wie Sie vernehmen, sagte Irmgard, als sie die Lieder vorgetragen hatte. Der Frauendienst kam aus Frankreich nach Deutschland; seine eigentliche Heimath ist die Provence.

Er bestand darin, daß ein Ritter oft neben seinem ehelichen Weibe sich eine, meist hochgeborene Frau zur Herrin wählte, der er nun seine Huldigungen in Liedern darbrachte. Auch diese war sehr oft die Gattin eines Andern. In Frankreich ward dieß Verhältniß bei der Leichtfertigkeit der Provenzalinnen sehr oft und sehr bald unsittlich; in Deutschland führte es die Frauen dienenden Ritter nicht selten wenigstens zur ausgesprochensten Rartheit. Volrich von Liechtenstein kann uns dafür zum Belege dienen.¹ Wer sich eine gründliche Kenntniß des provenzalischen Frauendienstes verschaffen will, der lese nur „Die deutschen Frauen in dem Mittelalter, von Karl Weinhold, S. 164—189; Fauriel, *histoire de la poésie provençale*; Mahn, *Werke der Troubadours*; Diez, *Leben und Werke der Troubadours*. Wir erlassen Sie gewiß gern eine

¹ Band II. S. 577.

eingehende Schilderung aller dieser Unsittlichkeiten. In Deutschland konnte das Unwesen nie so weit um sich greifen, als dieß in Frankreich geschah; dazu war der Sinn des Volkes zu gesund. Kommen in den deutschen Rittergedichten dergleichen Dinge vor, so dürfen wir nie vergessen, daß ihnen allen französische Gedichte zu Grunde liegen. Auch dient dafür wieder Wolfrichs Frauendienst zum Zeugen, denn Wolfrich wird stets höhnisch abgewiesen; kaum daß sich seine hochgeborene Herrin an seiner Rartheit auch nur oberflächlich ergeht. Nicht minder spricht dafür, daß bereits um 1240 fast alle Dichter über den Verfall des höfischen Frauendienstes klagen. Reinhold also, wenn er annimmt, der Frauendienst in Deutschland habe ganz die gleichen Folgen gehabt, wie in Frankreich, wie wir erkennen würden, wenn wir die Lebensbeschreibungen der Minnesinger hätten, wie wir die der Troubadours haben, scheidet nicht streng genug zwischen Dichtung und Leben. Wären von den Minnesingern Abenteuer und Erlebnisse bekannt geworden wie von den Troubadours, sie wären sicher nicht ohne Wiederhall geblieben; sie hätten Stoff zu Mähren und Schwänken eben so gut in Deutschland geboten, wie sie dieß in Frankreich thaten.

Genug, der höfische Frauendienst war undeutsch und blieb undeutsch und das gereicht uns zum Ruhme, keineswegs zur Schande. Versuche ihn einzuführen machten in Nachahmung der Troubadours die Minnesinger ohne Zweifel; aber sie kamen nicht über die Dichtung hinaus, und darin können wir uns ihn schon gefallen lassen und ihm seine Stelle gönnen.

Ist es daß Niemand gegen meine Ansicht Widerspruch erhebt, so wende ich mich zu einem andern Dichter, und zwar zu einem bedeutenderen, zu Friedrich von Husen. Er war ein Sohn Walthers; beide bezogen eine Urkunde des Mainzer Erzbischofs, Christians I. im Jahre 1171. In den Jahren 1175 und 1186 war Friedrich in Italien; im December 1187 bei dem Gespräche Kaiser Friedrichs I. mit König Philipp August von Frankreich zu Meuse an der Maas; 1189 schloß er sich Friedrichs Kreuzzuge an und fiel am 6. Mai 1190 im Kampfe. Er verfolgte die fliehenden Sarazenen, stürzte vom Rosse und brach das Genick. Dieß

geschah bei Philomellum. Er war ein Vertrauter des großen Stauffers und als einer der besten Dichter seiner Zeit allgemein anerkannt. Sein gedenken rühmend Heinrich von dem Türlin, der von Oliers und Meinmann von Brennenberg, Dichter des dreizehnten Jahrhunderts. So hören Sie denn einige Lieder von ihm:

I.

Das süße Lob mir's hat gethan,
 das ihr die Besten allgemeine
 hie sprechen, daß an nichts ich kann
 gedenken, als an sie, die Meine.
 Mein andres Leid ist alles kleine,
 von ihr nur kam mich großes an.
 Gott weiß es wohl, daß ich gewann
 so lieb in all der Welt noch keine:
 das führe sie der Milde Bahn!
 Was Gott an Güt' und Wohlgestalt
 je wollte gönnen einem Weibe,
 das gab er alles mannigfalt,
 traun, ihrem Herzen, ihrem Leibe.
 Was auch, ob das in Leid mich treibe?
 Oft schmerzt mich freilich die Gewalt,
 doch möchte leicht sie's wenden bald,
 wär' leid ihr's, daß sie grausam bleibe,
 und blieb' ihr Sinn nicht streng und kalt.
 Was Gott an Frauen hat gelegt,
 das kann an ihr kein Mensch vermehren.
 Doch künd' ich, wie mich Angst erregt,
 so kann sie leider das verkehren;
 ihr hartes Herz kann das sie lehren,
 daß sie nur gar zu leicht erträgt
 der Klage Fluß und unbewegt
 die Schmerzen sieht, die mich verkehren,
 des Leides Qual, die mich umhegt.

II.

Erlebt' ich noch die liebe Zeit,
 daß wieder ich das Land erschaute,

darinne mir zur Seligkeit
 die schöne Frau, die holde, traute
 Gott schuf, so bliebe von mir weit
 jedwede Trauer, jedes Leid,
 des Kummer's Feld ich nie dann baute.
 Mich dächte dann so manches gut,
 Das einst beschwerte mir den Muth.
 Einst wähnst' ich dort ihr fern zu sein,
 jetzt meint' ich nah, wenn dort ich wäre;
 denn nun erst fühlt das Herze mein
 von meiner Ferne große Schwere.
 So thut es seine Treue schen. ¹
 Ja, wär' ich irgend um den Rhein,
 wohl leicht vernähm' ich andre Rähre,
 wie leider ich sie nie vernahm,
 seit über das Gebirg' ich kam. ²

III.

Nimmer sage meine Frau,
 meine Liebe sei nur lau;
 die Wahrheit konnt' ihr leicht, will sie's gestehn,
 zu Sinne gehn.
 Sie brachte mich in solche Noth,
 daß oft ich Leuten „guten Morgen“ bot
 bei dunkler Nacht.
 Ich hatte mich so tief verdacht
 an sie, daß ich von Sinnen kam,
 und daß der Leute Gruß ich nicht vernahm.
 Mein Herz läßt unfaßt seinen Streit,
 den es nun stritt so lange Zeit
 um sie, die beste Frau, der ich
 stets sicherlich
 muß dienen, wo ich immer sei.
 Ich bin ihr hold: läßt Gottes Dienst mich frei,
 gehör' ich ihr:
 das woll' er denn vergeben mir;

¹ Kund. ² Ueber die Alpen.

denn wollt' er mir's für Sünd' empfañ:
 was schuf er sie so schön, so wohlgethan?
 Mit großen Sorgen, das ist wahr,
 hab ich gerungen manches Jahr;
 ich hatte lieb, das Freude mir verhieß,
 das nie mich ließ
 in Weisheit lehren meinen Muth:
 das war die Minne: manch ein Ritter gut
 klagt des auch sich.
 Nun will an Gott ich halten mich:
 der kann den Leuten helfen aus der Noth:
 Niemand weiß, wie nah ihm ist der Tod.
 Einer Frau war lang ich zahn,
 die holdlos meinen Dienst je nahm;
 doch sprech' ich alles Gute nur von ihr,
 nur daß sie mir
 die größte Härte stets entbot.
 Zwar wähnt' ich frei zu sein von aller Noth,
 da sich an sie
 mein Hertz auf Gnad' ergab; doch nie
 von ihr Gnad' ich noch gewann:
 nun will ich dienen dem, der lohnen kann.
 Durch Lieb' in großes Leid ich kam,
 doch Trosteswort ich nie vernahm.
 Doch welchen Schaden auch ich des gewann,
 nie hört' ein Mann,
 daß Uebles von ihr sprach mein Mund:
 denn Gutes mach' ich nur von Frauen kund.
 Doch klag' ich das,
 daß Gottes ich so lang vergaß:
 vor allen Fraun ich nun ihn lieben will,
 und darauf erst sei Frauenhuld mein Ziel.

IV.

Mein Hertz und mein Leib sich wollen scheiden,
 die mit einander lebten lange Zeit;
 es will der Leib bekämpfen gern die Feiden,

so hat jedoch das Herz erwählt ein Weib
 für all die Welt. Es thut mir wahrlich leid,
 daß nicht mehr sich vertragen nun die beiden.
 Viel thaten meine Augen mir zu leide:
 nur Gott allein mag scheiden diesen Streil.
 Ich hoffte frei zu sein von solcher Schwere,
 da ich das Kreuz in Gottes Ehre nahm;
 recht war's auch, daß mein Herz wo ich bin wäre,
 nur daß die Treu' es hier zu halten kam.
 Nicht wär' ich, traun, an Lebenskraft so lahm,
 käm' nicht das thör'sche Herz mir in die Quere.
 Run seh' ich wohl, es ist der Sorgen leere,
 ob Freude dort mein harre oder Gram.
 Weil denn ich, Herz, Dich nicht vermag zu wenden,
 und weil Du willst, daß ich in Trauer sei,
 so bitt' ich Gott, daß er Dich wolle senden
 dahin, wo Dir man wohn' in Güte bei.
 Doch fühlst Du Dich wohl nie des Leides frei;
 o wech! wie liebst Du Dich so verblenden!
 Wer wird Dir Deine Sorge helfen enden,
 wie ich, Dir stillen Deines Schmerzes Schrei?

Nein! Niemand darf mich darum treulos schelten,
 ob ich die hasse, der ich held einst war.
 Wie viel ich flehte sie, — ich that's nicht selten, —
 so nimmt sie nie doch meiner Bitte wahr.
 Mich dünket, daß ihr Wort hinüber fahr'
 recht als von Trier der Sommer.¹ Herr der Welten,
 ich wär' ein Narr, ertrüg' ich ohne Gelten
 den Unverstand: das werd' ihr offenbar!

Aber was ist das? fragte Verta; die letzte Strophe ist
 in einem ganz anderen Geiste gebichtet, als die drei ersten

¹ Sprichwort, dessen Ursprung und eigentliche Bedeutung wir nicht mehr
 kennen. Hier ist der Sinn: ihre Rede ist unzuverlässig; sie verspricht halb und
 halb, aber hält nicht Wort.

dieses Liebes; sie spricht eine gerade entgegengesetzte Gemüthsstimmung aus.

Es ist eine später hinzugebichtete Strophe, sagte Haspinger. Dergleichen finden wir nicht selten älteren Liebern angehängt. Man ersieht daraus deutlich, der Ritter beanspruchte jetzt endlich, da er in das Morgenland zu ziehen im Begriffe war, für seinen lang-jährigen Minnedienst den Lohn von der Herrin, aber sie hat ihn abgewiesen; daher sein Zorn und die Aufkündigung des Dienstes. Auch hier wie an hundert anderen Beispielen sieht man, daß die deutschen Frauen eben keine Provenzalinnen waren, und daß Weinholt mit Unrecht beide für gleich leichtsinnig annahm. Eben weil die deutschen Frauen keusch und sittig waren, konnte der Minnedienst auf die Dauer hier nicht wurzeln, was ihm in Frankreich leider gelang, so gut wie dem Cicisbeat in Italien.

Sie haben ganz recht, erwiderte Irmgard darauf; und eben darum lehrt auch bei den Minnesingern die Klage über Härte und Strenge der Herrin immer und überall wieder, während sie bei den Troubadours sehr bald verklingt. — Aber ein Lied unsers Dichters muß ich Ihnen noch vortragen, bevor wir von ihm scheiden. Er nahm das Kreuz, und das hat ihn, man merkt es leicht, ernster gestimmt.

V.

Mein Herze, traun, den Glauben hat,
sollt' ich daheim geblieben sein
Durch Liebe, nach der Minne Rath,
so wär' ich noch wohl um den Rhein.
Mit Schmerzen ich den Weg betrat,
der mich trennt von den Freunden mein.
Was früh nun treff' mich oder spät,
Herr Gott, auf die Genade Dein
so will ich Dir befehlen die,
die Drinethalb ich lasse hie.

Ich gön'n' es guten Frauen nie,
daß ihnen komme je der Tag,
daß zagen Mann sie lieben hie,
nein, ihren Ehren wär's ein Schlag!

Nicht hielten Ritters Dienste sie,
 zeigt' er zu Gottes Fahrt sich zag.
 Die Lieder, ihnen send' ich die,
 und warne sie, so gut ich mag;
 ja, sollt' ich nimmermehr sie schau'n,
 mich schmerzte doch die Schmach der Frau'n.

Nun, begann Verta wiederum, ich sollte doch meinen, Friedrich von Hufen unterscheide sich sehr bestimmt in seinen Liedern von Meinloh von Seckingen: dieser ist zart und gefühlvoll, jener kräftig und fast heftig. Ich glaube daher, daß man auch auf dem Gebiete der Lieder immer im Stande sein werde, diejenigen von einander zu unterscheiden, die wahrhaft Dichter waren. Sonach wird die Eintönigkeit, die man dem Minnegefange, und zwar nicht mit Unrecht, Schuld giebt, wohl ein Erzeugniß derjenigen Singer sein, welche, weil die Zeit es von dem vollkommenen Ritter nur einmal forderte, sich die Technik angeeignet hatten und mit deren Hülfe, ohne eigene Gedanken zu haben, kühn darauf losreimten, immer, wie sich da von selbst versteht, nach dem gleichen Leisten. Es ist ja auch heute noch bei Vielen, die Reimkünsteleien unter der Benennung Gedichte drucken lassen, nicht anders. Auch bei den Malern: macht die Technik nicht den Maler aus. Von jedem Hundert, die unsere Akademien mit der Technik ausrüsten, bleiben achtzig ihr Leben lang Pinseler; denn der alte Lessing hat ganz recht, wenn er sagt: nicht jeder, der Farben verquiste, sei ein Maler.

Ohne allen Zweifel, erwiderte ihr Graf Huno, das ist der Grund der ermüdenden Eintönigkeit des Minnegesanges. Nur wirklich begabte Dichter konnten in diesem immerhin beschränkten Kreise Lieder schaffen, die zur Dauer berechtigt sind. Ich hoffe daher auch, unsere gelehrte Wortführerin werde uns nur wahrhafte Dichter verführen, alle Reimschmiede jedoch, und trügen sie die vornehmsten Namen, unberücksichtigt lassen. Als Sprachdenkmäler mögen ihre Erzeugnisse ihren Werth haben; als Gedichte jedoch können sie nicht in Betrachtung kommen.

Ich will mir das gesagt sein lassen, entgegnete darauf Irmgard.

Freilich kann ich nicht dafür bürgen, daß die strengen Kunst-richter jeden Minnesinger, den ich für einen Dichter halte, auch als solchen gelten zu lassen geneigt sein werden. Sollte ich daher einmal das Mißgeschick haben Ihnen Reimgeschmiede für Reimgeschmiede vorzutragen, so bitte ich mich darauf aufmerksam zu machen.

Soll geschehen, sagte darauf der alte Herzog. Liebe nicht leeren Klingklang noch Gedanken, die nur den Reiz der Angerblümlein haben. Aber was ich fragen wollte: Da wir das ritterliche Heldengebicht in stark in die Augen fallender Abhängigkeit von Frankreich gesehen haben, läßt sich dem ritterlichen Minnegefange nicht etwa ein Gleiches nachsagen? Kam einmal der ganze höfische Frauentienst aus Frankreich herüber, so dürfen wir schon größere oder geringere Abhängigkeit erwarten.

Erwägen wir, daß die Lieddichter schlechtthin auf die eigenen Gefühle als Stoff ihrer Lieder angewiesen sind, da die eines Anderen, und wären sie noch so schön ausgedrückt, kaum je dem Bedürfnis eigener Kundgebung ganz entsprechend erscheinen dürften; so werden wir ohne Zweifel den ritterlichen Minnesingern Unabhängigkeit von fremden Vorbildern einzuräumen nicht umhin können. Nur von dreien Dichtern des zwölften Jahrhunderts ist bis jetzt nachgewiesen worden, daß sie französischer Dichter Gedanken wiedergaben; die Töne französischer Dichter freilich mögen vielleicht öfter nachgeahmt worden sein, wenn auch mit Veränderungen.

Französischer Dichter Töne, was versteht man darunter? fragte der Herzog?

Im Mittelalter, belehrte ihn der alte Graf, unterschied man an Lied, Leich und Spruch das Wort, d. h. den Ausdruck der Empfindungen durch Worte, den Ton, d. h. das Maas, den metrischen Bau der Strophe (die auch Lied, später Gesäß heißt), endlich die Weise d. h. den Vortrag durch Gesang, griechisch Melodie. Zuweilen begreift Ton zugleich die Weise, und wird dann dem Worte entgegengesetzt.

Gut! sagte der Herzog; fahren Sie denn fort. — Aber sind wir Deutsche nicht Karren? Durch den Gebrauch der Fremdwörter

haben wir es dahin gebracht, daß wir die deutschen Wörter nicht mehr verstehen.

Ton ist ebenfalls undeutsch, warf Graf Huno ein.

Wohl, antwortete ihm Haspinger, aber seit länger denn tausend Jahre eingebürgert, während die allgemeine Aufnahme von Melodie etwa hundert Jahre alt sein mag.

Aber bitte, Frau Baronin, gehn Sie gefälligst weiter.

Die drei Dichter, denen wir Entlehnung nachweisen können, sind Fridrich von Hufen, Ruodolf II., Graf von Zenis oder Wälsch-Neuenburg (starb 1196 August 30), und Bernger von Horheim (aus Baiern, oder Schwaben, Oberamt Baißingen). Der Huser hat eine Strophe Folquets von Marseille nachgeahmt, und zwar zugleich im Tone des Provençalen, nämlich die erste Strophe des oben unter No. III mitgetheilten Gedichtes ist Nachahmung. Die Form ist die der Canzone. Sie lautet:

Qu'el garda vos e us ten tan car,
 quel' cors en fai nesci semblar,
 quel' sen i met, l'engenh e la valor,
 si qu'en error
 laissal' cors pel sen qu'el reste:
 qu'om mi parla, maintas vez s'esdeve,
 qu'eu no sai que,
 e m' saluda qu'eu non aug re;
 pero jamais nuls hom no m' ocaizo,
 si m' saluda, et eu mot no li so.¹

Ruodolf von Neuchâtel hat, aber in verschiedenen Tönen, acht Strophen Folquets und drei des Peire Vidal entlehnt, und

¹ Siehe Haupt: Des Minnesangs Frühling S. 251. Die wörtliche Uebersetzung lautet: Car il (le coeur) vous garde et vous tient si cher, qu'il en fait paraître le corps ignorant, car il y met le sens, l'esprit et la valeur, de telle sorte qu'il laisse en erreur le corps à cause de sens qu'il retient (pour lui); bien souvent il arrive, qu'on me parle, que je ne sais quoi, et qu'on me salue, que je n'entends rien; mais pour cela, jamais nul homme ne doit me blâmer, s'il me salue et que je ne lui réponde point. Ich verdanke Berichtigung des Textes und Uebersetzung meinem Freunde Dr. Kochat.

Bernger eine nebst Ten dem Chrestien de Troyes (nach andern dem Gace Brulé). Wer Urschrift und Nachahmung vergleichen will, kann sich dazu des unten genannten Buches von Haupt bedienen.

Der nächste Minnesinger, den wir einlässlicher betrachten müssen, ist Albrecht von Johannesdorf, Jansdorf. Ein Albrecht von Johannesdorf kommt urkundlich 1185, 1201, 1204 und 1209 vor. Er war Dienstmann des Bischofs Wolfger von Passau und seines Nachfolgers Manegold. Ein anderer Ritter gleichen Namens erscheint als Dienstmann der Bischöfe Hermann und Otto von Bamberg im Jahre 1172, 1188. Ob nun der Bamberger oder der Passauer Dienstmann der Dichter war, wissen wir nicht; aber daß er zu den bedeutenderen Dichtern gehörte, zeigen seine Lieder.

I.

Frau Salbe hat gekrönet mich
 gen der viel süßen Rinne:
 des muß ich immer ehren Dich,
 Du werthe Königinne,
 Rag in der Schönen Huld ich stehn,
 so kann mir's nimmer wißgehn:
 Sie'st aller Güt' ein Gimme.¹

Bewirt es hat ihr rother Mund,
 daß ich muß immermehr,
 mit Freuden leben jeder Stund'
 wohin im Land' ich lehe.

Also hat sie gelonet mir;
 geschieden hat mich nicht von ihr
 Frau Zucht mit süßer Lehre.²

II.

Ich fand s' ohne Gute
 die minnigliche dort und einsam stehn.
 Flugs da sprach die Gute:
 „was denn wollt allein Ihr hieher gehn?“
 „Frau, es fügte so sich mir.“
 „Sagt, warum denn kommt Ihr hieher? Das sollt sagen Ihr!“

¹ Edelstein, Gemme. ² Weil meine Liebe züchtig ist.

„Meinen Liebeskummer

Klag' ich Euch, viel liebe Herrin mein.“

„Weh! was sagt Ihr Dummer?

Ihr mögt eure Klage lassen sein.“

„Frau, nicht lassen ich sie mag.“

„So viel' ich in tausend Jahren Euch nie guten Tag.“

„Nein doch, Königinne,

daß mein Dienst nicht so verloren sei.“

„Ihr seid ohne Sinne;

warum laßt Ihr mich nicht Jornes frei?“

„Frau, eur Haß giebt mir den Tod.“

„Wer hat Euch, viel lieber Mann, gebrängt in diese Noth?“

„Daß hat eure Schöne,

die Ihr habt, viel minnigliches Weib.“

„Eure süßen Töne

wollten kränken meinen stäten Leib.“¹

„Herrin, daß nicht wolle Gott.“

„Gib' ich nach, Ihr hättet's Ehre: so wär' mein der Spott.“

„Laßt mich noch genießen,

daß ich Euch von Herzen stets war hold.“

„Euch mag wohl verdrießen,

daß Ihr euer Wörtel nach mir Holt.“²

„Dünkt nicht meine Red' Euch gut?“

„Traun, sie hat beschweret oftmal's meinen stäten Ruth.“

„Ich auch bin der Stäten

einer, wollt die Wahrheit Ihr geslehn.“

„Folget meinen Rätßen,

laßt die Bitte, die nicht mag ergehn.“

„Soll ich also sein gewährt?“

„Gott gewähr' Euch anderswo, des Ihr an mir da gehrt!“

¹ Mich, die Stäte, Bekändige. ² Daß Ihr eure Phrasen, Hockeln nach mir schleudert; wörtel = wortlein, Wörtlein. Vielleicht ist gar ein Wortspiel mit wörtel, Strunk, Krautstrunk, oder wirtel beabsichtigt. Boim, bolon ist weisen, schleudern, verwandt mit bal.

„Soll denn meinem Singen,
 meinen Dienste so der Lohn entstehen?“
 „Euch soll wohl gelingen,
 ohne Lohn nicht sollt Ihr dannen gehn.“
 „Wie das meint Ihr, Herrin gut?“
 „Daß Ihr desto werthet seid und und hoch gemuth!“

Ei, nahm Verta jezt das Wort, das erste Liedchen ist ja nach einer Volksweise gebichtet, die selbst in die Kirchengesangbücher übergegangen ist, wie das auch sonst wohl noch geschehen sein mag.

Der Nachweis sollte Ihnen doch da schwer fallen, sagte Künigold wegwandernd. Wie käme auch die Weise eines Volksliedes in ein Kirchengesangbuch!

Nun, sagte Verta, so vergleichen Sie einmal die Weise von: Lob, Ehr' und Preis dem höchsten Gut Aus freudigstem Gemüthe; Dem Gott, der Großes an uns thut, Dem Vater aller Güte, Der uns mit reichem Trost erfüllt, Dem Gott, der allen Jammer stillt: Gebt unserm Gott die Ehre.

Und warum sollten nicht Volksweisen in Kirchengesangbücher übergegangen sein? sagte Gaspinger. Die Geschichte des Kirchengesanges macht das überall sehr begreiflich. Daß man neue Texte zu den alten Weisen dichtete, versteht sich von selbst. Ich könnte Ihnen, wenn es darauf ankäme, noch mehrere Volksweisen in den Kirchengesangbüchern nachweisen. — Das zweite Lied, das die Frau Baranin uns in zierlicher Uebersetzung vortrug, ist ein schöner, sogenannter Wechsel,¹ und der älteste in der Art, daß Rede und Gegentrede so schnell auf einander folgen. Häufiger ist jene Art, da dem Ritter die eine, der Frau die andere Strophe zugetheilt ist. Auch diese Form des Liebes stammt aus Frankreich.

Hat Niemand weiter etwas zu bemerken, so geh' ich weiter, sagte Irmgard.

¹ Siehe Bd. I. S. 180.

III.

Wie sich die Minne hebt, das weiß ich wohl,
 wie sie dann aber endet, weiß ich nicht.
 Ist, daß ich des inne werden soll,
 wie zum Herzen Herzenwonne spricht,
 So bewahr' mich vor dem Scheiden Gott,
 das wohl bitter ist:
 diesen Kummer fürcht' ich, ohne Spott.

Wo nun zwei Geliebten freunden sich,
 und zur Treu' sich beider Minn' erhebt,
 die soll Niemand scheiden, dünket mich,
 bis der Tod auf sie hernieder schwebt.
 Wär' die Rebe mein, ich thät' also:
 verlör' ich meinen Freund,
 seht, so würd' ich nimmermehr froh.

IV.

Säh' Jemand ich, der sagte mir, er wäre von ihr kommen,
 wär' ich dem bitter feind, ich wollt' ihn grüßen;
 und Alles, das ich je gewann, hätt' er mir das genommen,
 das möcht' er mir mit seiner Rebe küßen.
 Wer sie vor mir nennet,
 der hat gar
 mich zu Freund' ein ganzes Jahr,
 hätt' er mein Haus verbrennet.

V.

Ich will sehn, die ich von Kinde
 her für jedes Weib schon liebte, traun.
 Ist, daß ich Gnade finde,
 o dann könnt' ich befre Frau nie schaun.
 Doch ob ihr ich wäre
 unwerth und unmäre —
 Tugend dennoch würd' ihr mangeln nie.
 Freud' und Sommer sind noch immer hier.

Ich hab' also her gerungen,
 daß in Trauer stund das Leben mein.
 Timala hab' ich „Weh“ gesungen,
 aber das soll nun beendet sein:
 „Wohl mir“ sing' ich gerne,
 wenn ich das erlerne.
 Des ist Zeit, denn also sang ich nie.
 Freud' und Sommer sind noch immer hie.

VI.

Mein' erste Liebe, der ich je begann,
 die soll fürwahr auch meine letzte sein.
 An Freuden Schaden des ich oft gewann,
 jedoch so rätth es mir das Herze mein.
 Sollt' ich lieben mehr denn Eine,
 das, traun, wäre mir nicht gut.
 denn so liebt' ich wahrlich Keine:
 seht, wie mancher doch es thut!

Ich will ihr rathen, bei der Seele mein,
 durch keine Liebe, nein, nur um das Recht:
 was möcht' in ihrer Zucht ihr besser sein,
 denn ob sie miede schlaues Wortgeslecht:
 träte schlicht mir gegenüber,
 wie gen ihr auch schlicht ich bin.
 Doch mein Stern wird immer trüber,
 wehrt es nicht ihr guter Sinn.

Ich wähnte, schnell genug nicht kām' ich ihr,
 das war mein Glaube wohl seit langer Zeit.
 Nun blieb ihr Freundesgruß versaget mir:
 mein bester Trost, der, wāhn' ich, schwand mir weit.
 Ich muß also manchmal stehen,
 und noch brünst'ger (hül' es doch!):
 Herr Gott, wann ist das mein Leben,
 daß mir fern bleibt Leides Joch!

VII.

Wer Minne minnigliche hegt,
gar ohne falschen Ruth,
des Sünde wird vor Gott nicht aufgeregt: ¹
sie reinigt und ist gut.
Das Niedre meide sonder Bank
und lieb' ein reines Weib!
Thut's wer mit Treue, hab' er immer Dank:
das theuert seinen Leib.

Ob beide, Mann und Weib, zu Recht bewahren sich,
für die zur Hölle gehn will ich; ²
jedoch die da mit Listn wollen sein,
für die will nicht ich fallen. ³
Ich meine, die da minnen ohne Gallen,
wie ich in Treue minn' die liebe Herrin mein.

Bis jetzt hatten wir es bei diesem wirklich warmführenden Dichter mit reinen Liebesgedichten zu thun. Er nimmt es sehr ernst mit der Liebe, und daher möchte ich auch den mitgetheilten, spielenden „Wechsel“, der ganz im Geiste des gewöhnlichen Minne-dienstes gehalten ist und von dem Ernste und der Tiefe des Gefühles, das unsern Dichter beseelt, keine Spur hat, ihm absprechen. Die folgenden Lieder werden ihn uns als Kreuzfahrer zeigen. Ich hoffe, er werde Ihnen als solcher gleich gut gefallen.

VIII.

Ich hab' um Gott das Kreuz an mich genommen
und fahre hin um meine Wissethat.
Nun helf' er mir, soll ich zurücke kommen,
ein Weib, das großen Kummer um mich hat,

¹ Am jüngsten Tage dem Richter nicht vergeigt. ² Weil die wahr und treu Liebenden nicht in die Hölle kommen, kann er sagen, er wolle für sie zur Hölle fahren. ³ Die ihre Falschheit und Untreue listig zu beschönigen wissen, für die will er nicht einstehn. Nach seiner Ansicht liebt nur recht, wer ohne Galle liebt, d. h. ohne jene Leidenschaft, die die Liebe verunreinigt und verbittert.

daß ich sie find' in ihren Ehren:
 Gewährung so der Bitt' er bot.
 Doch soll ihr Leben sich verkehren,
 so gebe Gott mir dort den Tod.

IX.

Ich und ein Weib, und nicht zum Spiel,
 wir stritten lange Zeit.
 Von ihrem Zorn ich hab' erlitten viel:
 noch hält sie fest den Streit.
 Nun wädhnet sie, weil denn ich fahr',
 ich lasse nun sie frei;
 Gott vor der Hölle nimmer mich bewahr',
 ob das mein Wille sei.
 Wie grimm die Wellen toben, und das Meer wie sehr,
 ihr, traun, entsag' ich nimmermehr.
 Der Donnerschläge möchten wenig sein,
 da sie hindurch mich ließe.
 Nun sagt es, was sie wider mich genieße?
 Wie kommt sie mir fürwahr aus den Gedanken mein!

Kommt je des Wiedersiehens Tag,
 das weiß ich nicht, für wahr.
 Dabei sie glaube mir, was ich ihr sag',
 es geht von Herzen gar:
 Ich liebe sie für jedes Weib,
 das schwör' ich ihr bei Gott.
 Mein Herz, all meine Sinne wie mein Leib,
 das steht ihr zu Gebot.
 Erwach' ich, ist es immerdar mein erst Gebet,
 daß Gott mit Schutz ihr nahe tret'
 und lasse sie mit Lobe hier bestehn.
 Und dann sie, Herr, berufe
 zur ew'gen Freud' an deines Ruhles Stufe. —
 Das ihr gescheh: und so müß' es auch mir ergehn.

X.

Ihr Wanderer, ruft es laut durch Gott:
 „Jerusalem, der reinen Stadt, und auch dem Lande
 nie noch Hülfe nöth'ger ward.“

Die Klage wird der Thummen Spott,
 die sprechen alle: „Bürnte unser Herr der Schande,
 er rächte es ohn' ihr aller Fahrt.“
 Gedächtnis sie doch, daß er litt den grimmen Tod:
 der großen Marter war ihm auch gar wenig noth,
 nur daß ihn erbarmte unser Fall.
 Wen nun sein Kreuz und auch sein Grab nicht mag erbarmen,
 die sind von ihm die Heiles armen.

Nun, welchen Glauben hat ein Mann,
 und wer soll ihm zu Hülfen naht bei seinem Ende,
 der Gott wehlt hülf' und thut es nicht?
 Wie des ich mich versinnen kann,
 es sei denn gar ein' eh'haft Noth, die des ihn wende,
 ich wä'n, er ahn' es am Gericht.
 Nun laßet unbedacht das Kreuz und laßt das Grab;
 die Heiden wollen brechen unsern sichern Stab,
 daß Gottes Mutter sei nicht reine Maid.
 Wem diese schändliche Rede nicht das Herz zerspaltet,
 o weh! wem hat sich der gesellen!

Die Sorge hat mich angefaßt,
 daß unbedenklich schwachen Muth ich von mir treibe.
 Des war mein Herz bisher nicht frei.
 Gar oft bedacht' ich in der Nacht:
 Wie soll ich werden gegen Gott, ob hier ich bleibe,
 auf daß er mir genädig sei?
 So weiß ich mich nicht gegen ihn in großer Schuld;
 nur eine fernt mir immer, fürcht' ich, seine Huld,
 denn alle andern Sünden ließ' ich leicht:
 Ich lieb' ein Weib vor all der Welt in meinem Nuth:
 Gott Herre, das halt' mir zu Gute! ¹

¹ Albrecht hat, man sieht es, lange geschwankt, ob er in das Morgenland ziehen oder daheim bleiben sollte. Nichts hält ihn daheim als die Liebe. Aber auch wer sich durch Liebe abhalten lasse, sündige, lehrten die Kreuzprediger. Albrecht hat nun zwar keine besondere Schuld zu büßen (ist ein Beweggrund zum Kreuzzuge), und er könnte auch daheim Verzeihung von seinen Sünden erhalten; ist es jedoch nur die Liebe, die ihn zurückhält, so wird ebendadurch die Liebe zur schweren Sünde.

XI.

Gute Leute hest
 die Gabe, die verhiess Euch unsers Herren Wort,
 der all der Welt ja hat Gewalt.
 Werbt um reichen Sold,
 der allen Hochbeglücten ist behalten dort
 mit Freuden immer mannigfalt.
 Leidet eine Weile williglich die Noth
 für den immertwährenden ew'gen Tod;
 Gott gab Euch beides Seel' und Leib fürwahr:
 gebt ihm des Leibes Tod, so lebt die Seel' Euch immerdar.

Laß mich, Minne, frei!
 Du sollst mich ohne Liebe lassen eine Frist:
 den Sinn Du mir benommen hast.
 Wohnst Du dann mir bei,
 wenn erst die reine Gottesfahrt vollendet ist,
 so bist Du mir willkommen Gast.
 Doch willst Du aus meinem Herzen scheiden nicht
 (was vielleicht unwendbar, losch mir's Licht),
 führ' ich Dich dann mit mir in Gottes Land,
 so reiche doch den halben Lohn der Guten seine Hand.¹

„O weh!“ sprach ein Weib,
 „wie viel mir doch von Liebe Leides ist beschert!
 was mir die Liebe Leides thut!
 Freudeloser Leib,
 wie willst Du hie gebaren, wenn er hinnen fährt,
 durch den Du warst je hochgemuth?
 Wie soll der Welt und meiner Klag' ich leben hie?
 Dazu bedarf ich Rathes, saget: wie?
 Könnt' ich beidenthalben nun bewahren mich,²
 des ward mir nie so Noth: es nahet, er will scheiden sich.“

Wohl Dir, selig Weib,
 die mit Weibes Güte das bewürken kann,
 daß man sie führet über See.³

¹ Die Hälfte des auf das gute Werk gesetzten Lohnes soll ihr zu Gute kommen.
² Mit der Welt froh sein und zugleich meinem Harme leben. ³ Im Herzen nämlich.

Der viel guten Leib
 den soll der loben, der je Herzelieb gewann.
 Denn ihr daheime thut's so wech,
 wenn sie gedenket still' an seine Noth.
 „Lebt mein Herzelieb? Ach, ist er todt,
 so müßte der sein pflegen, spricht sie dann,
 um den nun dieser Welt ja hat entsagt der süße Mann!“

Der Dichter, nahm der alte Graf das Wort, steht in den Kreuzliedern nicht tiefer, wie mir es scheint, als in den Minneliedern. Wir treffen hier dasselbe warme Gefühl, dieselbe edle, reine Gesinnung. Auch darin unterscheidet er sich von andern Minnesingern, die gleich ihm das Kreuz nahmen, daß er seine Liebe nicht aufgibt, wie viele thaten, die da einsehn mochten, ihr Frauendienst vertrage sich schlecht mit der Heiligkeit des Kreuzzuges, der ja für Gott unternommen ward, folglich Gottesdienst war. Albrecht bewahrt ruhig und unbedenklich seine Liebe; denn sie war edel und rein wie er selbst.

In Kunstfertigkeit kann er sich gleichfalls mit jedem zeitgenössischen Dichter messen, sagte Graf Huno. Dennoch hält er sich frei von aller Künstelei, von der man auch schon bei anderen Dichtern dieser Zeit Spuren antrifft. Der Reim ergab sich leicht und verlockte sie dazu. Uebersetzbar sind freilich derartige Gedichte nicht; unsere Sprache kann da nicht nach. Doch verlieren wir nicht viel, wenn auch der Klang unübersetzt bleibt. Hören Sie nur einmal! Er nahm das Buch und las aus dem Minneliche Heltrichs von Guotenburc:

Nu wol hin (ez muoz eht sin)
 und stic af, daz herze min.
 ich wæne, ich iht engelte du,
 swenn ir ze rehte wirdet schin,
 daz ich lide disen pin
 von diner kür und diner bete,
 und ich mit zühten schöne tele

an widerwane,
 sit mich erranc
 ir minnen swanc
 in ir getwanc.
 nu ist ze lanc
 ir habedanc.
 daz tuot mich kranc.
 des hân ich manegen ungedanc.

Und so geht es Seiten lang fort.

Gut, sagte Irmgard. Du entschuldigst mich, daß ich noch keinen Leich mitgetheilt habe. Gerade diese haben solche Reimanhäufungen, wiewohl es auch vielreimige Lieder giebt. Aber was sie an äußerem Schmucke gewannen, verloren sie meist an Gedankeninhalte. — Allein es ist Zeit, daß ich mich zu einem anderen Dichter wende. Es ist dies Heinrich von Morungen. Von diesem Dichter wissen wir gar nichts, als daß er, wie die Sprache seiner Lieder zeigt, ein Norddeutscher war und noch dem zwölften Jahrhunderte angehört. Er dichtete zwar in der höfischen Sprache, d. h. der oberdeutschen, mischte jedoch niederdeutsche Wörter ein, die ich selbstverständlich auch in der Uebersetzung beibehalten muß.

I.

Beginn der Freud' und Ende
 war mir, seht, ein Weib,
 der ich meinen Leib
 bot zu Dienste jeht und eh.

Die Höchste sonder Wende
 in dem Herzen mein,
 seht, die muß sie sein,
 der ich selten froh' besteh'.

Ihr thut leider weh
 all mein Sprechen und mein Singen:
 des muß ich an Freuden mich nun zwingen,
 traun, und trauern wo ich geh'.

Wâr' ihr bei meinem Sange
 wehl, so lîng' ich ihr;

so verket sie's mir,
 denn ihr thut mein Schweigen baß.
 Nun schweig' ich doch zu lange:
 sollte' ich singen mehr,
 läng' ich wohl als eh'r.
 Wie sieht meiner Herrin das,
 Daß sie sich vergaß
 und versagte mir ihr' Hulde?
 O weh des! wie recht unsanft ich hulde
 ihren Spott und ihren Haß.

Nun rathet, liebe Frauen,
 was ich singen soll,
 das behag' ihr wohl:
 Sang ist ohne Freude krank.
 Mir ward ja nur ein Schauen
 von ihr und der Gruß,
 den sie leiden muß:
 Blick nicht hilft ihr da noch Wank.
 Manoh ein Tag versank
 ohne Lust mir und Behagen:
 nun wohl her, wer könne sagen
 was ich sing' ihr nun zu Dank!

II.

Ob ich Tugend nicht von ihr so viel vernahm,
 ob ich ihre Schönheit niemals sah,
 dann sie, traun, mir nimmer in mein Herze kam.
 Mir ergieng es, wie dem Mond geschah,
 der ja seinen schwachen Schein
 von der Sonne Schein empfing.
 Grade so sich stahlen
 ihrer lichten Augen Strahlen
 in mein Herze, da sie vor mir gieng.

Kommt der lichten Augen Strahl in's Herze mein,
 nichts dann hilft mir, klagen muß dann ich.
 Sollte Jemand an sich selbst schuldig sein,
 dann hätte selber ich erschlagen mich,

Als ich in mein Herz sie nahm
 und ich sie so gerne sah,
 gern, als ich sollte,
 und ich das nicht lassen wollte,
 daß ihr Lob ich höhte fern und nah.

Meinem Sohne will ich erben diese Noth
 und das Leid, das ich ertrug von ihr.
 Wähnt' sie frei zu sehen sich, bin ich erst todt,
 ich laß' einen Trost doch hinter mir:
 Daß so schön noch wird mein Sohn,
 daß ein Wunder man ihn nennt:
 der soll dann mich rächen
 und ihr Herz ihr gar zerbrechen,
 wenn sie seine Schönheit recht erkennt.

III.

Fehde nie sie mir entbot,
 aber warb jedoch
 und noch heute wirbt sie auf den Schaden mein.
 Des zu schweigen ist nicht Noth,
 denn sie will stets noch
 jedes Land verheerend raubbeflissen sein.
 Das betwirkt ihre Tugend, ihre Schöne:
 das ward mancher Mann gewahr.
 Wer sie nur sieht,
 der muß ihr Gefangner sein
 und in Sorgen leben immerdar.

In den Dingen als ihr Mann¹
 ich zu Dienst ihr gieng;
 treulich meine Augen hingen nur an ihr.
 Sie mit Minne kam mich an,
 leicht da sie mich fieng,
 da sie hold mich grüßte, hold auch sprach zu mir.
 Des bin ich an Freuden siech, ich Armer,
 und am Herzen sehr wund.

¹ Vasall, Dienstmann.

Ihr' Augen klar
haben mich beraubt mein
und ihr rosenfarbner rother Mund.

IV.

Von der Albin wird entsehn ¹ mancher Mann:
so bin ich zu großer Lieb' entsehn
von der Besten, die je lieb ein Mann gewann.

Will sie darum aber mich nun sehn, ²

Mir zuwider stehn;
will sie rächen sich,
thu' sie meinen Wunsch: so freuet so sie mich,
daß ich dann vor Liebe muß vergehn.

Sie gebietet und ist in dem Herzen mein
Herrin, mächt'ger viel als selbst ich sei.
Hei! sollt' ich doch ihr noch so gefangen sein,
daß sie mir mit Treuen wäre bei
Ganzer Tage drei
und so manche Nacht,
so verlör' ich nicht den Leib und all die Nacht.
Leider ist sie vor mir allzu frei.

Mich entzündet ihrer lichten Augen Strahl,
wie das Feuer den dürren Zunder thut;
und ihr Fremden lecht den Ruth mir allzumahl,
wie das Wasser die viel heiße Gluth:
Und ihr hoher Ruth,
Schönheit, Edelheit,
ihre Tugend, deren Ruhm erschallt so weit:
übel ist's für mich, vielleicht auch gut.

Wenn nun ihre hellen Augen wenden sich,
daß sie mich alldurch mein Herze sehn;
wer dazwischen dann sich stellt und irret mich,
dem muß' seine Wonne gar zergehn.

¹ Durch Witz bezaubert. ² Hassen.

Ich muß vor ihr stehn,
wahren der Freuden mein,
recht allwie des Tags die kleinen Vögelin:
wann soll jemals Liebes mir geschehn?

V.

Wüßt' ich, ob es möchte wohl verschwiegen sein,
ließ Euch ich sehn meine lieben Trauen.
Bräuche Jemand mir entzwei das Herze mein,
Der möchte sie schön darinne schauen.
Sie kam her durch die ganzen Augen
sonder Thür gegangen.
O sollt' ich von ihrer reinen Minne sein
also würdiglich empfangen!

Niese wer so lang in einen tauben Wald,
wohl Antwort würd' daraus ihm zu Zeiten.
Nun ist oft die Klage vor ihr manigfalt
von meiner Noth, mag sie's auch bestreiten:
doch klagt ihr mancher meinen Kummer
oftmals mit Gefange.¹
O weh! ja sie schließ bis jetzt ohn' Unterbruch
oder schwieg doch allzulange.

Traun ein Sittich oder ein Staar die hätten seit
gelernt wohl, daß sie sprächen: „Minnen“.
Ich hab' ihr gedienet her gar lange Zeit:
mag sie sich noch meines Rufs versinnen?
Nein sie nicht, Gott woll' ein Wunder
denn an ihr erzeigen.
Ja möcht' ich leichter ohne Beilieb einen Baum
nur durch Bitte niederneigen.

VI.

Es ist Art der Natigal,
wenn ihr Lied vollendet ist, dann schweiget sie.
Darum folg' ich denn der Schwal:²
weder Freude noch auch Leid geschweigen die.

¹ Die Mitter ließen nicht selten ihre Lieder durch Fährten vortragen, wenn sie nicht selbst Zutritt erlangen konnten. ² Schwalbe.

Seit daß ich nun singen soll,
 so mag ich von Schulden sprechen wohl
 O weh!
 daß so viel ich jemals hat
 und auch fleht' an einer Statt,
 wo Genad' ich nimmer seh'!

Ist daß Singens ich entrieth,
 sprechen sie, daß mir mein Singen ziemte daß.
 Sing' ich aber dann ein Lied,
 muß ich dulden ihren Spott und ihren Haß.
 Wie soll Den man leben nun,
 die mit schöner Red' uns unterthun?
 O weh!
 daß es ihnen doch gelang
 mir zu leiden den Gesang:
 ich will singen nun als eh.

O weh meiner besten Zeit,
 o weh meiner Tage licht und wonnevoll!
 Manchen raubt' ihr Dienst mir seit:
 billig mich der Liebesklagen jammern soll,
 die sie je von mir vernahm,
 deren kein' ihr je zu Herzen kam,
 O weh!
 Meine gar verlornen Jahr,
 die gereuen mich fürwahr,
 die verschmerz' ich nimmermehr.

Lachen und auch freundlich Sehn,
 gut Betragen hat begehret lange mich.
 Mir ist anders nichts geschehn.¹
 Wer mich Rühmens zeihen will, versündigt sich.
 Bitterer Sorgen oft ich pflag,
 ihr am Herzen nie ich lag;
 O weh!

¹ Kein anderer Lohn ward mir.

Nur daß ich sie gerne sah,
Gunst mir nie von ihr geschah,
sprach das best' ich auch ihr je.

Nichts ist, das da theuer sei,
man hält's je desto werther, — außer treuen Mann.
Der wird lästig oft dabei,
verloren ist, wer heute nichts als treu sein kann.
Des ward ich gar wohl gewahr,
denn mit Treue dient' ich immerdar.
O weh,
daß der Treu' ich nie genos!
Dafür Leid mich fest umschloß:
dennoch dien' ich, wie's ergeh'.

VII.

Ich bin stets selbender, niemals eine,
von großer Liebe, der ich nie ward frei.
Wären nun die Hüter allgemeine
taub und auch blind, wenn ich ihr wäre bei,
So möcht' ich mein Leid
dann und wann mit Sange wohl ihr künden.
Wollte sie mein Herze recht ergründen,
über manches würd' ihr dann Bescheid.

Sie soll nimmer allen Leuten lachen
also von Herzen, wie sie lachet mir;
ihre Blicke nicht so freundlich machen:
Ei, was hat Jemand das zu schau'n an ihr,
Der ich leben soll,
und in der mein Heil all ist behalten?
Nimmer will ich auf der Welt hier alten,
thut ihr Anblick mir nicht herzlich wohl.

Meiner Augen heimlich stille Blicke,
die ich als Boten an sie senden muß,
Die nehme sie: als Bitt' ich ihr sie schicke:
und ob sie lache, sei das mir ein Gruß.

Ich weiß nicht wer sang: *

„Ein Stüch und ein Staar ohn' alle Sinne,
die lernten wohl noch, daß sie sprechen Minne“. ¹
Wohl, das sprich, bis daß es Dir gelang! ²

Wollte sie mein Denken für das Sprechen,
mein Trauern für die Klage nur verstehn,
ihnen ³ neuer Rede müßt' gebrechen.

O weh, daß das nun soll für Sitte gehn,
Daß das Einer klagt,
was er doch von Herzen nimmer meinet,
wie wenn jener traurig ist und weinet
und er doch es nimmer Einem sagt.

Seit sie Herzeliebe heißen Minne,

Wer sagt mir, wie die Trauer heißen soll?

Herzeliebe wohnt in meinem Sinne:

Lieb' hätt' ich gerne, Leid entbehrt' ich wohl,
Liebe die giebt mir
hohen Muth und Bonn' in reicher Fülle;
aber schlägt das Leid um mich die Fülle,
Muß ich klagen immer nur von ihr.

VIII.

Ist's ihr Leid, wenn sie mich fröhlich sah,
wie sollt' ich dann jemals werden recht von Herzen froh?
Nie sie's schmerzte, was mir auch geschah,
ja, bei meinem Jammer hüpfet ihr das Herze hoch.
Heute noch steht sie vor Augen mir wie da, als, oh!
sie so freundlich herzlich zu mir sprach,
nicht das Wort zerbrach:
O weh, sollt' ich immer stehn also!

Sie hat lieb ein kleines Vögelein,

das ihr singet und ein wenig nach ihr sprechen kann.

Dürft' ich diesem gleich ihr heimlich sein,

schwör' ich, daß sie solchen Vogel niemals noch gewann:

¹ Vgl. V. 3. ² So ruft er sich selbst zu. ³ Den Weibern, Hüttern.

süßer als die Nachtigal wollet' ich ihr singen dann.
 O weh liebe schöne Herrin mein,
 nun bin ich doch dein:
 magst Du trösten mich betrübten Mann?

Tugend schüßet und auch Würdigkeit¹
 (fürwahr) sie vor jeder schwachen unfraulichen That,
 ausgenommen, daß sie sonder Leid
 ihre Huld mirweigert, meines Dienstes nicht hat Rath.²
 Wohl mir des, daß sie mein Herze so besessen hat,
 daß dort keiner je wird Raum bereit
 auch nur Haares breit,
 wenn noch einst mir ihre Liebe naht.

Mein Herz, Frau Minn' und ihre Schönheit einten sich,
 fürcht' ich fast, zu festem Bund auf meiner Freuden Tod.
 Weshalb erwählten diese drei den einen, mich?
 O weh, Minne, gib der Lieben ein Theil meiner Noth;
 theil ihr so sie zu, daß sie Gedank' auch mache roth.
 Wünsch' ich Sehnen ihr? Das ließe doch wohl besser ich,
 Zorn erregt's ihr sicherlich,
 da ihr Wort mir keinen Kummer je gebot.³

IX.

Die viel Gute,
 daß sie selig müßte sein!
 Weh der Gute,
 die man übt der Welt zur Pein:
 die verschuldet einzig, daß Ihr sie nur selten seht,
 wie die Sonne, die des Abends untergeht.

Ich muß sorgen,
 ob die lange Nacht zergehn
 will am Morgen,
 daß ich an sie möge sehn,
 die viel liebe Sonne, die so wenniglich mir tagt,
 daß mein Auge trübe Wolke wohl verlaget.⁴

¹ Hoher Stand. ² Nicht darauf achtet. ³ Da sie mir nicht gebot, sie zu lieben. ⁴ Nicht darüber sich mehr beklagt, verschmerzt.

Wer die Frauen
hütet, dem lünd' ich den Bann.

Sie zu schauen
schuf sie wahrlich Gott dem Mann,
daß sie wär'n ein Spiegel aller Menschen Wonne gar.
Was frommt Geld versteckt, des Niemand wird gewahr?

Woh den Räthen,
Die man leuschen Frauen thut.

Gut, traun, stäten
Frauen machet Wankelmuth.
Man soll schau'n die Frauen und sie lassen ohne Schrank.
Wißt, ein kranker Mann verbotnes Wasser trank.

X.

Daß die Wonne Gott mir gönne!
so mein Herz noch stund an Freuden nie.
Traun, als ob ich fliegen könne,
schweb' ich mit Gedanken stets um sie,
Seit ihr Trost mich höhete hie,
der mir durch die Seele mein
drang in's Herz, ich weiß nicht wie.

Was ich Wonnigliches schaue,
spiele gen den Wonne, die mir nah'n,
Luft und Erde, Wald und Aue
sollen meiner Freuden Zeit empfah'n.
Ja, mir kam ein süßer Wahn
und ein wonniglicher Trost:
darum wandl' ich hohe Bahn.

Wohl der freudereichen Mähre,
die so süß mir durch mein Ohr erklang;
wohl der sanft mir thu'nden Schwere,
die mit Freuden in mein Herze drang,
Nun es mir so schön gelang,
daß die Wonne als ein Thau
mir aus meinen Augen sprang.

Selig sei die süße Stunde,
 selig sei die Zeit, der werthe Tag,
 da das Wort aus ihrem Munde
 gieng, das meinem Herzen nahe lag.
 Solcher Wonn' ich nie noch pflag.
 Noch weiß ich vor Freude nicht,
 was ich vor ihr sprechen mag.

Na, sagte der alte Herzog und that einen gewaltigen Zug aus seiner Pfeife, dieser Dichter gefällt mir. Es glückt ihm, das harte Herz der Herrin zu erweichen, und hoch auf jauchzt darüber seine Freude. Das ist doch einmal ein anderer Klang; die ewige Klage ward mir nachgerade peinlich; ist nicht nach meinem Geschmacke! Wenn die Festung sich nicht ergeben will, die Sturmleitern angelegt und die Wälle erstiegen! Basta!

Nun und wenn der Sturm abgeschlagen wird? fragte Berta, ihre schönen Lippen aufwerfend. Larifari! sagte der Herzog; wollen alle unter die Haube.

Das Gespräch drohte bedenkliche Wendung zu nehmen, denn man durfte der Vergangenheit des alten Herrn nicht zu nahe treten, und so meinte Irmgard, wenn Niemand eine weitere Frage habe, wolle man sich nach gutem altem deutschen Brauche durch einen Nachtrunk zum Schläfe vorbereiten. Dieß geschah denn.

Zweite Nacht.

Der Minnesinger, zu dem wir heute gelangen, begann Irmingard als Wortführerin, ist uns nur nach seinem Vornamen bekannt. Er wird Herr Reinmar der Alte genannt zum Unterschiede von einem jüngern Dichter, Reinmar von Zweter. Wenn die Gelehrten recht haben, die in ihm den von Gotfrid von Straßburg so hochgerühmten Sänger erkennen wollen, den er nur als den von Hagenau bezeichnet, so haben wir in ihm den bedeutendsten Minnesinger vor Walther von der Vogelweide, der alle übertragt, anzuerkennen. Gotfrid sagt von ihm:

Der nahtigalen ¹ der ist vil, von den ich nû niht sprechen wil. —
die sint ir dinges wol bereit und kunnan alle ir senede leit
sô wol besingen unde besagen. welhiu sol ir banier tragen,
sît diu von Hagenouwe, ir aller leitesfrouwe
der werlde alsus gewigen ist, diu aller dæne houbetlist
versigelet in ir zungen truoe? von der gedenke ich vil und gnuoc,
ich meine ab von ir dænen den sîezen den schænen,
wâ si der sô vil næme, wannen ir daz wunder kæme
sô maneger wandelunge. ich wæne Orfeuses zunge,
diu alle dæne kunde, diu dænete ûz ir munde.

Da es nun kaum glaubhaft ist, daß sämtliche Lieder eines Dichters, der so reich an Tönen war, untergegangen seien, so werden wir wohl den Gelehrten beistimmen dürfen, um so mehr, als Reinmar's Lieder in der That das Lob verdienen, welches

¹ D. i. der Minnesinger.

Gotfrid den Liebern des von Hagenau — es ist die Stadt im Elsaß gemeint — ertheilt. Daß Reinmar nicht nur ritterbürtigen Geschlechtes war, sondern auch die Ritterwürde hatte, geht daraus hervor, daß er Herr genannt wird; denn dieses Wort bezeichnet den Ritter, während die bürgerlichen Dichter Meister genannt werden, wobei man diesem Worte freilich nicht den Sinn geben darf, den dasselbe heute hat. Erst seit dem sechzehnten Jahrhunderte waren die Meistersinger auch Meister eines zünftigen Handwerkes. Es bezeichnet in der früheren Zeit einfach den Kunst-erfahrenen, Kunstgeübten.

Sie mögen nun urtheilen, ob Reinmar das Lob verdiene, welches Gotfrid dem von Hagenau gab.

I.

Ein Lieb ich mir im Herzen trag',
 des ich in Güte nie vergaß.
 Des Ehre sing' ich jeden Tag,
 mit rechten Treuen thu ich das.
 Sie soll mir immer sein vor allen Frauen.
 Dieses Sinnes soll man immerdar mich schauen.
 Bedarf ich Leides mehr,
 als wenn ich gar sie meiden soll?
 Das Klag' ich und das schmerzt mich oftmals sehr.

Es wird ein Mann, hat er Verstand,
 gar leicht wohl glücklich und auch werth,
 Wenn er den Leuten deut die Hand
 und er der Ehre nur begehrt.
 Die Freude wendet ihm sein Ungemüthe.
 Seht, ein Ritter soll besessen sich der Güte.
 Lebt Jemand, der das neide,
 das ist ein Schade so gering,
 daß ich für all die Welt ihn gerne leide.

Es ist ein Reid, der nimmer kann
 verhehlen an den Leuten sich.
 Warum wohl spricht so mancher Mann:
 „Wes thört sich der?“ und meint mich?

Das könnt' ich ihm wohl sagen, wenn ich wollte;
 doch ich zweifel', ob so Jemand fragen sollte,
 der nicht sich gleicht dem Kinde;
 denn Niemand lebet in der Welt,
 der seines Herzens Königin nicht finde.

II.

Mein Herz ist schwer zu jeder Zeit,
 wenn ich die Schöne schau'n nicht mag;
 Sie mögen's lassen ohne Streit,
 ob ich die Wahrheit ihnen sag':
 Es wohnt die Huld' in meinem Sinne,
 die Liebe, die gar ohne Maß ich minne,
 noch näher als im Herzen mein.
 Um ihre Güte, möchte sie
 nicht länger fremd mir sein!

Noch reute nie mich, daß mein Sinn
 ergab so schönem Weibe sich;
 Es dünkt vielmehr mich Hochgewinn.
 Ihr Gruß empfing so huldvoll mich.
 Viel gern ich ihr des immer lohne.
 Sie trägt in Züchtigkeit der Schönheit Krone:
 der Tugend sie genießen soll.
 In meinen Zeiten nie gefiel
 ein Weib mir also wohl.

Gott zierte reich das Leben ihr,
 daß wohl mir das genügen kann,
 Und gab an ihr zu Freuden mir
 so viel, als selten Wer gewann.
 Kommt ihre Stätte mir zu Gute,
 das gelt' ich ihr mit ebenbütem Muth
 und neide Niemand um sein Heil;
 denn von der Welt erwart ich ja
 nach Wunsche meinen Theil.

III.

So viel als ich sang keiner noch,
 der anders nichts doch hatte, nur den bloßen Wahn.
 Daß ich nicht mehr nun kann jedoch,
 des staune Niemand, denn mich kam ein Zweifel an,
 Der raubte mir all meine Kunst.
 Wie käme wohl mir Freude, fehlt mir ihre Gunst?
 Noch sah' ich gerne mich in hohem Ruth als eh:
 benimmt sie diese Reth nicht mir,
 und spricht ein Wort, ich sag' es ihr,
 so ist mir wahrlich immer weh.

Ich altre zwar von Tag zu Tag,
 doch bin ich heuer weiser nicht als vor'ges Jahr.
 Läß' senst wer in der Sorge Hag,
 dem rieth' ich so, daß er mit Dank sein nähme wahr;
 Doch mir selbst geb' ich bösen Rath.
 Ich weiß es wohl, was mir den großen Schaden that:
 daß ich ihr nicht verhehlen konnte Leides Stuch.
 Ich sagte davon ihr so viel,
 daß sie's nicht länger hören will:
 so schweig' ich denn und neige mich.

Ich glaubte stets, es wär' ihr Spott,
 wenn manche klagten, schmerzhaft sei der Liebe Band.
 Das büß' ich schwer nun, so mir Gott!
 seit ich die ganze Wahrheit an mir selbst fand.
 Denn mir kam in das Herz hinein
 ein Weib: soll ich ein volles Jahr ihr unlieb sein,
 und soll es an, verhüt' es Gott, so lange stehn,
 daß mein sie nicht will nehmen wahr,
 dann muß auch meine Freude gar
 an ihr ohn' allen Trost zergerhn.

Seit nun mein Sprechen nimmer kann
 mir helfen, und mich scheiden von der schweren Pein,
 so wollt' ich, daß ein andrer Mann,
 die meine Liebe hätte zu dem Heile sein.

Doch aber nicht für jene Statt,
 wo lange schon ich bitt' und stets mit Treuen bat:
 dort gönn' ich Niemand Heiles, bleibt es mir da fern.
 Nun hoff' ich auf Genade noch:
 wie viel der langen Tage doch
 schuf sie mir ohne Grund und gern!

Und wüßt' ich nicht, daß sie mich mag
 geschätzt vor allen Leuten machen, wenn sie will.
 Ich dient' ihr fürder keinen Tag:
 so hat sie Tugend, und der folg' ich bis an's Ziel,
 So lang ich athme, länger nicht.
 Ein frohes Ende mir zu geben wär' ihr Pflicht.
 Was hilft mir das? Ich weiß wohl, daß sie's nimmer thut.
 Nun thu sie's durch den Willen mein
 und laß' mich ihren Thoren sein
 und nehme dieß mein Lied für gut.

IV.

Erscheint der Tag am Himmel dort,
 so wag' ich nicht zu fragen: „Ist es Tag?“
 Mein Leid bewirkt das, auf mein Wort,
 daß er mir nicht zu Statten kommen mag.
 Ich denke wohl, daß anders ich es pflag
 hievor, da mir am Herzen die Sorge nicht so lag.
 Wenn der Morgen nahte, mich freute dann der Vögel Sang:
 Und hilft sie mir nicht in der Zeit,
 so dehnt sich Winter mir und Sommer allzulang.

Ihm ist wohl, der sagen kann,
 daß er in Liebesorgen ließ sein Lieb.
 Ein ander Schicksal ich gewann:
 kein Weib um mich noch Ungehebe trieb.
 Wie lang ich fern war, ruhig stets sie blieb.
 Das Leid mir wohl zu Zeiten das Herze schier zerrieb,
 ja, wär' ich anderm Menschen so unwerth also manchen Tag,
 Dem hätt' ich gelassen den Streit:
 Das ist ein Ding, des ich mich nicht getrüben mag.

Die Liebe hat ihr fahrendes Gut
getheilet so, daß ich in Schaden kommen bin.
Der nahm ich mehr in meinen Muth,
als, traun, ich sollte, mir zum Ungewinn.
Doch nimmer, glaub' ich, ändr' ich meinen Sinn,
wie wenig ich der Treue an ihr fand zu mir hin.
Sie lebte stets in Freuden, und ließ mich in den Sorgen sein;
also betrog mich die Zeit:
es tagt mir leider selten nach dem Willen mein.

V.

Ich wähn', mir Wenne kommen will,
mein Herze hält sich nicht mehr still,
zu Freuden schwinget sich mein Muth,
wie der Fall' im Fluge thut,
und der Aar im Schirme:¹
ja ließ ich Freund' daheim,
Wohl mir, wohl! und find ich die
wohl gesund — so ließ ich sie.
Wie herzlich ist es dort bei ihr!
Herr, mein Gott, gestatte mir,
daß ich sie sehen müsse
und all ihr Leid ihr büße,
Ob irgend sie in Sorgen sei,
daß ich ihr die benehme
und sie meine mir dabei,
so mögen wir uns freuen.
O wohl mir dann der Gegenwart:
wie könnte der mich reuen?

VI.

Ich werb' um Alles, das ein Mann
zu Freuden auf der Erde jemals haben soll:
Das ist ein Weib, die nicht ich kann
nach ihrer großen Würdigleit nun loben voll.
Lob' ich sie, wie man andrer Frau wohl thut,
das nimmt doch diese von mir nicht für gut.

¹ Im Schweben.

Toch schwör' ich drauf, sie hält die Statt,
da keinen Fuß aus Weibes Tugend je sie trat:
hier ihnen Muth! ¹

Wenn dann und wann mir wohl der Leib
durch seinen Wankelmuth es anrath, daß ich fahr'
Und mir befreund' ein ander Weib,
so will jedoch das Herze nirgend hin als dar.
Wohl ihm, daß es so trefflich wählen kann
und mir die süße Noth gönnt, die 'ch gewann!
Toch hab' ich mir ein Lieb erler'n,
dem ich zum Dienst, und wär' es all der Welt auch Zorn,
muß sein gebor'n.

Wie viel der Jahr' ich lebe noch,
wie viel der sei, ihr nehm' ich nimmer einen Tag.
Ich bleib' in ihrem Dienste doch:
käm' ich aus ihrer Gnade, wär' es mir ein Schlag.
Ich freu' mich des, daß ich ihr dienen soll;
sie lohnet mir mit ringer Sache wohl:
sie glaube nur, wenn ihr die Noth
ich künde, die durch sie zu tragen mir gebot
ihr Mund so roth.

Und ist es, daß mir's gönnt mein Heil,
daß einen Kuß ich ihrem Munde rauben mag;
Trag' ich den fort als meinen Theil,
den will ich heimlich hegen, hehlen Nacht und Tag.
Und ist's daß sie's für große Schwere hat,
und haßt sie mich um meine Mißthat,
was thu' dann ich unsel'ger Mann?
Da leg' ich hin ihn wieder, wo ich ihn gewann,
als wohl ich kann.

VII.

Es thut das Leid nach Freude weh,
so thut auch leicht nach Leid die Freude weh.
Wer wolle, daß er froh besich',
daß ein' er um das andre leiden soll.

¹ Dem Schachspiel entlehnter Ausdruck. Ihnen, den anderen Frauen.

Er klag' es mit Bescheidenheit
 und spreche nicht von Schuld:
 nichts in der Welt ist, traun, so gut,
 als sittig Harten und Geduld.
 Wer die bewähret mit der That,
 der überkam's mit Freuden stets:
 so hoff ich, daß auch mein noch werde Rath.

Des einen will ich mich begeh'n,
 so lang' ich leb', und will des Meisters sein.
 Das Lob das soll mir doch bestehn,
 und alle Welt die Kunst doch nenne mein:
 Daß auf der Welt sein Leid so schön
 zu tragen weiß kein Mann.
 Thut mir ein Weib, daß weder Tag
 noch Nacht ich ruhig schweigen kann,
 so hab' ich zwar so sanften Muth,
 daß mir für Freude gilt ihr Haß:
 o weh! wie recht unsanft es mir doch thut!

Den Weg nun lange kenn' ich wohl,
 der von der Freude geht bis an das Leid.
 Der andre, der mich führen soll
 aus Leid in Freud', ist mir noch unbereit,
 So daß mir von Gedanken ist
 nun überaus so weh;
 des überhör' ich viel und gern
 und thu', als ob ich's nicht versteh'.
 Ist Minne selch ein hartes Joch,
 so müße Winn' unselig sein:
 in bleicher Farbe sah ich stets sie noch.

VIII.

Mich höhet was mich lange höhen soll:
 daß ich durch Wort nie Weib verlor.
 Sprach ihnen Jemand anders als nur wohl,
 die Schuld ich nimmermehr verlor.¹

¹ Darüber hinweglah, vergab.

Und doch mich ihre Gunst wohl nimmer
 noch einen so, den freut ihr Lob
 und mehr noch ihrer Gnade Schimmer.
 Doch will ich nie vom Dienste gehn,
 denn meines Lebens ganzer Trost
 der muß an einem Weibe stehn.

Wie mag mir Jemand nur so lieb noch sein,
 dem ich so lang schon unlieb bin?
 Duld' ich die Liebe mit dem Willen mein,
 so hab' ich nicht zu weisen Sinn.
 Doch ist es, daß ich's nicht mag wenden,
 so möchte mir ein Weib wohl Rath
 entbieten und auch Hülfe senden,
 daß man mich nicht verderben sieht.
 Noch hab' ich Trost, wie klein er sei:
 Was geschehen soll, geschieht.

IX.

Der je die Welt erfreute daß denn ich,
 dem muß' es immer wohl ergehn;
 Der thu's auch noch, denn sein verdriest mich:
 sie wollte meine Rede nie verstehen.
 Ich dient' ihr stets, doch lohnte nimmer
 sie mir: das trug ich, daß mein tiefes Leid ich hehlte dort und immer,
 und daß ich nie von ihr mich schied.
 Spricht nicht zu mir die Hehre: „Sing!“
 nimmermehr ich sing' ein Lied!
 Ich sah sie, wär' es all der Welt auch leid,
 doch nur mit Sorgen sah ich sie.
 Wohl mir, daß mir derummer war bereit:
 mir könnte daß geschehen nie.
 Tanach kam ich gar bald zu Leide:
 ich schied von ihr, daß ich von Weide nimmer mit der Roth wohl scheide,
 noch daß mir je so Leid geschähe.
 O weh, als fort ich mußte gehn,
 wie jammervoll ich um da sah!

O weh, daß aller Lieb' ich dort vergaß,
 das schmerzt mich heut und immer sehr,
 Da sie so sonder Gute vor mir saß!
 Warum denn sprach ich da nicht mehr?
 Da war ich also froh der Stunde,
 da man mir gönnte sie zu schaun, zu reden auch von Mund zu Munde,
 daß ich vor Freude sprach kein Wort.
 Gar mancher schwiege sicherlich,
 der recht sie sähe wie ich dort.

X.

Der lange süßeummer mein
 an meiner herzelieben Frau der ist erneuet.
 Wie kenn' ein Wunder größer sein,
 daß mein verlornen Dienst mich doch so selten reuet?
 Denn nie den Voten ich noch sprach,
 der je mir brächte Trost von ihr, nur Leid und Ungemach.
 Wie soll ich jemals dieses Unheil wenden?
 Verschmäht sie mich, das ist mir leid:
 Sie ward mir nie so lieb, konnt' ich's vollenden.

Wo nun getreuer Freunde Rath?
 Wie kommt es, daß mir liebet, was mir leiden sollte?
 Mein Dienst nur Spott erworben hat
 und anders nichts, wenn ich es doch nur glauben wollte!
 Doch wohl ich es nun glauben muß,
 denn nie wohl bis an meinen Tod heut sie mir holden Gruß,
 seit sie mich hasset die 'ch von Herzen minne.
 Mir konnt' es Niemand sagen, traun:
 nun bin ich's gar unansest worden inne.

Daß ich ihr sei so gar ein Dorn,
 als sie mir es erzeiget, das doch glaub' ich nimmer,
 Sie mäßige denn ihren Zorn;
 denn wahrlich ihrer Huld und Gnade hatt' ich immer.
 Von ihr ich weder mag noch soll:
 wenn sich genug des Liebes freu'n, ist mir mit Leide wohl.

Und kann ich anders nichts an ihr gewinnen:
 ob ihrer Huld ich lebig sei,
 ich will ihr Thun und ihre Güte minnen!

Zu diesem schönen Liede hat der Dichter, wahrscheinlich in
 anderer Stimmung noch eine Strophe hinzugefügt, die, zum wenig-
 sten nach meinem Gefühle, die ganze Haltung desselben aufhebt.
 Sie lautet:

O ließe sie mich doch nur sehn,
 wie sie mich halten würde, wenn ich lieb ihr wäre,
 Da mir nichts anders soll geschehn!
 Sie stelle sich, als sei nicht mehr ich ihr unmähre,
 Und dulde mich ihr nahe bei
 und hier' es eine Weile mir, als ob's von Herzen sei.
 Gesall' es dann uns beiden, sei's dann süße;
 verliere doch ich ihre Huld,
 so sehn wir's an, als ob sie's nie gethäte.

XI.

Ein Wort der Leute schmerzt mich sehr,
 dazu kann wahrlich mit Geduld ich nicht gebaren.
 Nun thun sie's alle desto mehr:
 sie fragen mich zu viel nach meiner Herrin Jahren,
 Und sprechen, wie betagt sie sei,
 weil ich mit Treu so lange schon ihr hin getwesen sei.
 Sie sprechen, daß das möchte mich verdriessen.
 Nun lasse doch das beste Weib
 der züchtlosen Rede mich genießen!

XII.

Ich war froh und bin das bis an meinen Tod,
 mir werd' es Gott alleine;
 Beschwert mich anders keine rechte Herzensnoth,
 mein Sorgen das ist kleine;
 Wenn jedann mich Sorge nicht,
 so kommt mir wieder hoher Muth, der mich zu Freuden zieht.
 Um meinetwillen, wißt es, sing' ich wahrlich nie,
 nur weil die Leute sagen,

Ich könne (nimmer mir, will's Gott, geschieht es hie)
 nicht freuen mich, nur klagen.
 Sie kleibt mir lieb und werth als eh,
 und ob es dem und jenem thut auch in den Augen weh.
 Nach keinem will ich fragen, der nach mir nicht fragt
 gar ohne mein Verschulden;
 Doch find' ich Leute, denen mein Gesang behagt,
 da dien' ich gern nach Hülften.
 Ich hab' immer einen Sinn:
 Niemals wird mir Jemand lieb, dem ich nur unlieb bin.

XIII.

Zwar in Noth man mich und großem Leide,
 doch nicht Winters wegen, ficht.
 Was ist's weiter, salbt die grüne Heide?
 est ja solches Ding geschieht.
 Des zu schweigen ist mir Noth:
 Andres muß ich klagen als der Blumen Tod.
 Wie viel ich auch sage guter Mähre,
 Niemand doch mir sagen mag,
 Wann ein Ende werde meiner Schwere:
 die beklag' ich Tag für Tag.
 Schwer bedrückt michs in der That;
 wohl bedürft' ich weiser Leut' in meinen Rath.
 Nirgend's find' ich Treue, soll ich's deuten,
 unbelehnt mich ließ man stehn.
 Meine Hände legt' ich guten Leuten
 unter, wollten drauf sie gehn.
 Gern die legt' ich ihnen hin:
 O weh, daß mir Niemand ist, als ihm ich bin!
 Dennoch wohl den Augen, die so wählten,
 wohl dem Herzen, das mir rieth
 An ein Weib, das immerdar sie zählten
 zu den Guten, wo man schied.
 Was ich durch sie leiden soll,
 ist ein Kummer reicher Freude voll.

XIV.

„Sage, daß ich stets Dir's danke,
 hast gesehn Du den viel lieben Mann?
 Lebt er froh (sein Heil nie wankt!)
 wie Du sagst, und ich vernehmen kann?“
 „Frau, ich sah ihn, er ist froh:
 sein Herzge steht, ob Ihr's gebietet, immer hoch.“
 „Ich verbiet' ihm Freude nimmer:
 eine Red' er laß', so thut er wohl;
 Des bitt' ich ihn heut und immer
 dem ist so, daß man's versagen soll.“
 „Frau, da mögt Ihr vor Euch sehn;
 er spricht: was da geschehen soll, das wird geschehn.“
 „Schwur er so mit Jernes Eitte,
 sag', er finge nimmermehr ein Lied,
 Wenn nicht selbst ich drum ihn bitte?“
 „Frau, so sagt' er, als ich von ihm schied.
 Selbst auch hörtest Ihr es ja.“
 „O weh, verlang' ich's nun, ist leicht der Schade da!
 Will ich nicht ihn drum ersuchen,
 schwer bedrückt dann Unheil meine Brust.
 Alle Leute mich versuchen,
 daß ich all der Welt so nahm die Lust.
 Nun erst geht mir Sorge zu.
 O weh, nicht weiß ich, ob ich's laß', ach! ob ich's thü.
 Daß ein Weib nicht mag gewinnen
 Freund zur Rede bloß, — stets will er mehr, —
 Ist mir leid, Ich will nicht minnen:
 hätte Frauen schmerzt Unstäte sehr.
 Wär' ich, was ich doch nicht bin,
 unstät, ob er dann mich ließe, lieh' ich ihn.“

XV.

Wirk nun, lieber Vet' also:
 sich ihn bald und sag' ihm das:
 Jährt er wohl und ist er froh,
 ich leb' immer desto laß.

Sag' ihm um den Willen mein,
daß er doch nimmer solches wolle thun,
was uns Trennung müßte sein.

Will er hören, wie's mir geht,
sag' ihm, daß ich fröhlich sei;
bitt' ihn, wo bei Dir es steht,
daß er mich der Wünsche frei
lass'. Ich trag' ihm helden Muth
und sah' ihn lieber denn den lichten Tag.
Nein, des schweig! dann steht es gut.

Bevor Du jemals sagest ihm,
daß ich ihm held von Herzen sei,
so sieh wohl zu, in Acht das nimm,
so kennst Du wohl der Wahrheit bei,
ob er mit Treuen meine mich:
was ihm zu Freuden möge kommen dann,
zur Ehre mir, das, Vete, sprich!

Sagt er, daß er wolle her —
daß ich es immer lohne Dir —,
so sag' ihm: es sei mein Begeh'r,
nicht sprich' er was er sprach zu mir,
so mag ich gern auch an ihn sehn.
Was will er damit auch beschwören mich,
das doch niemals mag geschehn?

Des er da gehrt, das ist der Tod,
das verderbt so manchen Leib;
bleich und auch zuweilen roth
färbet es so manches Weib.
Minne heißet es der Mann,
Unminne hieß' es aber besser, traun,
Weh ihm, der's zuerst begann!

Daß ich also viel davon
sprach, das ist fürwahr mir leid,
denn ich war stets ungewohn
solcher Last und Bitterkeit,

als ich heimlich tragen muß.
Aber von dem allen, Vate, schweig.
mich' ihm einzig meinen Gruß.

XVI.

Hoch, so wie die Sonne, steht das Herze mein
das kommt von einer Frauen, die kann stäte sein
in ihrer Gnade wo sie sei:
sie machet mich vor allem Leide frei.

Ich hab' ihr nichts zu geben außer meinen Leib,
der ist ihr Eigen. Oftmals giebt das schöne Weib
Freude mir und hohen Muth,
gedenk' ich daran, wie sie mir nun thut.

Wohl mir, daß so stäte immer ich sie fand!
Wo sie wohnt, die Eine liebet mir das Land:
führ' sie über den wilden See,
da führ' ich hin: mir ist nach ihr so weh.

Hätt' ich tausend Männer Sinn, das lām' mir wohl,
daß ich sie behielte, der ich dienen soll!
Schön und wohl sie das bewahr',
daß mir von ihr nichts Leides widerfahr'.

Nie so recht noch selig ward ich als von ihr.
Was ich ihr nur wünschen kann, das gönnt sie mir.
Mir fürwahr zum Heil es lam,
daß mich die Schön' in ihre Gnade nahm.

XVII.

Ich sah in hoher Wonne stehn
die Heide mit den Blumen roth;
wir können nach Viole gehn.
Die Nachtigal hat ihre Roth
wohl überwunden, die sie zwang.
Vergangen ist der Winter lang.
Wie schön sie sang!

Als ich das grüne Laub ersah,
da ließ ich die Betrübniß mein.
Von einem Weibe mir geschah,
daß fünd' ich muß immer sein
in hoher Rönne wohlgenuth.
Es soll mich alles dünken gut,
Was sie mir thut.

Sie schied von Sorgen mich alhie,
dahin mein Leid ist, sonder Bahn.
Vier tausend Weiber ohne sie
die hätten's alle nicht gethan.
Die Gute wendet all mein Leid;
mag's ärgern! ihre Freundschaft
ist mir bereit.

Rein Leid mag nun mir widerstehn,
des mag ich sonder Angst wohl sein.
Möcht', als ich wünsch', es mir ergehn,
Sie läge dann am Herzen mein.
Möcht' dieses noch ereignen sich,
ein großes Heil das dächte mich,
wie froh' wär' ich!

Daß ich von Herzen hold ihr bin,
das ist wohl dem und jenem Leid;
doch unverzagt ist mir der Sinn:
sie hindern's nicht, auf meinen Eid!
Was hilfet ihnen arge List?
denn was ergienge seit kurzer Frist,
nicht kund das ist.

XVIII.

Niemand frage mir zu Leide,
• was mein thöricht Herz doch freue sich.
Will er, daß ich's ihm bescheide
schön nach Freundschaft, so hör' er mich:
Mir ist Liebes nichts geschähen,
doch hoff' ich, ob ich es verbien', ich werde froh mich sehn.

Ich war immer frohes Muthes,
 bis ich eines Weibes Wort vernahm,
 Die verließ mir viel des Gutes,
 daß ich falschen Dingen wäre gram.
 Sie wähnt, daß getäuscht ich sei:
 Nun lohn' ihr Gelt, ich bin durch ihre Gnade Falschheit frei.

Die so herzlich nun ich meine,
 zierte stets mit Güte ihren Leib.
 Sie nur ist's, die süße, reine,
 die mich trösten mag für jedes Weis.
 Wo fand' ich die mir so wohl
 gefiel' an allen Dingen? Nimmer ich sie finden soll.

Alle Frauen sollen ehren
 wir und ihrer Güte sprechen wohl,
 ihnen gern die Freude mehrten:
 Niemand ehre sie zu Noth je voll.
 Alle Freud' uns daher kommt,
 und aller Hört der Welt ohn ihren Trost zu nichts uns fremmt.

XIX.

Hundert tausend Herzen macht' ich frei
 von Sorgen, also war ich froh.
 All der Welt ein Trost ich war dabei,
 ja, wohl gebührt ihr Trost mir so.
 Sie laß' es nicht entgelten mich,
 daß ich so lange fern ihr war,
 entgolten habe des schon ich.

Ich will bei den Wohlgemuthen sein,
 bei Freudelosen war ich eh.
 Da trösten keine Vögelein,
 nicht Blumen trösten da noch Alee.
 Da sind so jammervoll die Jahr,
 daß ich mich untern Augen rämpf
 und sprach: „Weht aus, ihr grauen Haar!“

Sind' ich wieder meine Freud' als eh,
das ist allen Sehrenden gut.
Keinem ist von Sorgen also weh,
ich mach' ihn, will er, wohlgemuth.
Doch ist er an Freuden so verzagt,
daß der Buß' er nicht begehrt,
dann laß' ich's, ob er stets dann klagt.

Höret, was ich zu der Buße thu', —
auf Zauber laß' ich mich nicht ein —:
Minnigliche Wort' ich nehm' dazu,
besten Willen miß' ich drein.
Lang dann und Gesang ich auch gewann,
das fünfte ist wonniglicher Trost:
so heil' ich liebesticken Mann.

XX.

Wohl mir lieber Nöhre,
die nun ich vernahm,
daß des Winters Schwere
doch zu Ende kam.
Raum ich das erwarten mag,
weil ich keiner Freude pfleg,
seit der kalte Reif da lag.

Traun, mich hasset keiner,
ob ich froh nun bin.
Reiß Gott, thut es einer,
hat er schwachen Sinn.
Schaden Niemand ich ja kann:
Was sie gönnt mir dann und wann,
was will des ein andrer Mann?

Sollt' ich meine Liebe
hehlen, sicherlich,
so müßt' ich zum Diebe,
traun, verwandeln mich.

Sinnlich ich das bewahr',
 mein Geverb' ist anders gar,
 ich geh bannen oder dar.

Wenn sie mit dem Valse
 treibet Kindes Spott,
 daß sie schwer da falle,
 das verbiete Gott.

Mädchen, läßt das Drängen sein,
 stoßet ihr mein Jungfräulein,
 ist der Schade halb auch mein.

XXI.

Auf den Tod Leopolds VI., des Tugendhaften, Herzogs von Oesterreich.

Man sagt, der Sommer der sei hier,
 die Sommerwonne kam,
 und daß ich freue mich als eh.
 Nun rathet mir und sprecht, wie?
 Der Tod die Lust mir nahm:
 nie übertwind' ich dieses Weh.

Was frommt mir's, daß der Sommer siegt,
 seit aller Freuden Geher Leopold in der Erde liegt,
 den ich fürwahr nie trauern sah?
 An ihm verloren hat die Welt,
 daß ihr an Manne nie so weinenswerth'er Schade geschah.

„Mir armem Weibe¹ war zu wohl,
 wenn ich gedacht' an ihn,
 und wie mein Heil an seinem Leben lag.
 Daß ich das nicht mehr haben soll,
 des geht mit Sorgen hin
 die Zeit, die ich noch leben mag.
 Der Spiegel meiner Wonne brach.

Der mir in seiner Sommerschönheit in die Augen stach,

¹ Die Welt spricht die zweite und dritte Strophe.

des muß beraubt ich leider sein.
 Da man mir sagt, er wäre todt,
 da wallte mir das Blut vom Herzen auf die Seele mein.

Die Freude mir verboten hat
 des theuern Herren Tod
 also, daß ich sie stets entbehren soll.
 Seit des nun nicht mag werden Rath,
 daß mich bedrängt die Noth
 und mir mein klagend Herz ist Jammers voll:
 Die stets ihn weinet, die bin ich;
 der Eile hat allein ermuthigt wohl zu leben mich.
 Der ist nun hin, was soll ich hie?
 Sei ihm genädig, milder Gott,
 denn tugendreicher Mann ja kam in deinen Himmel nie."

Das ist das einzige Gedicht Reinmars, das dem Herrendienste angehört; zum wenigsten sind keine anderen auf uns gekommen. Es geht aus diesem Gedichte hervor, daß Reinmar sich, ohne Zweifel längere Zeit, an Leupolds Hofe aufhielt. Waren es doch die Babenberger in Oesterreich, welche neben den Landgrafen in Thüringen im zwölften Jahrhunderte Dichtkunst und Dichter vor allen anderen deutschen Fürsten begünstigten. Leupold VI. folgte im Jahre 1177 seinem Vater Heinrich (Jasomirgott) als zweiter Herzog von Oesterreich. Er theilte sich an zweien Kreuzzügen, 1182 und 1190. Er that sich bekanntlich bei der Belagerung Akkons hervor, entzweite sich aber dabei mit Richard Löwenherz, dem Könige von Engelland, und kehrte 1191 heim. Im darauffolgenden Jahre nahm er den gleichfalls heimkehrenden Richard gefangen und starb 1194. In diesem Jahre also hat Reinmar sein Klagelied gedichtet. Daß er aber auch selbst an einem Kreuzzuge theil nahm, geht aus den beiden folgenden Liedern hervor. Wahrscheinlich geschah dieß im Gefolge des Herzogs, aber ob 1182 oder 1190 wissen wir nicht.

XXII.

Des Tages, da das Kreuz ich nahm,
 da wahr' ich die Gedanken mein,
 wie zu das wohl dem Zeichen kam;
 ein rechter Pilgrim wollt' ich sein:
 Da wähnt' ich sie zu Gott so zu bestäten,
 daß keinen Fuß sie mehr aus seinem Dienste träten:
 Nun eignes Willens wollen sie
 nun wieder sein und fahr'n als eh.
 Die Sorge zwingt nicht mich nur, steht,
 sie thut auch andern Leuten weh.

Noch führ' ich aller Dinge wohl,
 nur die Gedanken scheu'n die Pflicht.
 Den Gott, dem ich da dienen soll,
 den helfen sie mir loben nicht,
 als ich's bedürft' und es mein Heil auch wäre;
 sie wollen immer wieder an die alte Mähre
 und wollen daß der Freud' ich pfleg',
 als ich ihr dann und wann einst pfleg.
 Das wende, Mutter Du und Maid,
 seit ich es nicht verhindern mag.

Nicht den Gedanken will ich's gar
 verbieten (frei ja ist ihr Reich),
 es fahre hin die rasche Schaar,
 nur lehre sie zurück mir gleich.
 Sie mögen unser beider Freunde grüßen,
 dann kehren sie und helfen mir die Sünden büßen,
 und dann vergeß' ich ihnen gern
 was bis anher sie thaten mir;
 doch fürcht' ich ihre Trügligkeit:
 sie lassen nimmer doch von ihr.

XXIII.

Weil ich der Freuden ehedem so gerne pfleg;
 verwundert meines Trauerns man sich lehre;
 doch ist dem also nun, daß ich nicht anders mag:
 kam' aber jemals mir ein Lebtag,

ich kann noch was ich kenn', und leicht ich's mehr,
jedoch des schweig' ich jezt zu Gottes Ehre,
der mir des reichen Heiles gab so viel:
ich Thor, wenn das ich nicht erkennen will!

So manchem Mann, ist heuer Freude gar unwerth,
jedoch auf Treue, das ist ohne Schuld.¹
Wir sollten heuer froher noch wohl sein als firt,²
mag doch ein Mann erwerben was er gehrt,
zur Ehre Lob und dazu Gottes Hulde.

Nun helf' ihm Gott, der das mit Sorgen dulde;
es wird jedoch ein Dienst, traun, nimmer gut,
den man so recht betrückt und traurig thut.

Gar mancher schwüre des wohl, der nun hie besteht,³
er hätt' all seinen Willen mit den Weiben:
Er glaube mir, daß es so leichte nicht ergeht,
will er ein sinnig Weib, das sich versteht
auf Ehr' und Zucht, von diesen beiden treiben.
Zuhause auf diesen Trost darf Niemand bleiben.
Gott weiß es, gutes Weibes Fingerlein⁴
das soll nicht sanft nun zu gewinnen sein!

Ich denke, die mitgetheilten Lieder werden genügen, den Dichter kennen zu lernen und ihn nach Verdienst zu werthen. Eine Uebersetzung entbehrt freilich immer der Ursprünglichkeit, und jenäher eine Sprache uns steht, desto schwerer ist aus ihr zu übersezen. Daß ich mich bemühet habe die Eigenthümlichkeit des Dichters nach Kräften zu wahren, das weiß ich, aber bedenkt man daß beim Liebe die Form ihre ganze Strenge geltend macht, daß man mithin alle zweifelhigen Wörter, die ehemals nur als einsilbige (stumpfe) Reime gebraucht wurden, jezt nicht mehr so verwenden darf; daß Wörter, die jezt zwar noch Leben, aber andere

¹ Ohne Grund, Ursache. ² Im vorigen Jahre. ³ Bleibt. ⁴ Finger-
ring, als Zeichen der Liebe.

Bedeutung haben, ebenfalls vertauscht werden müssen; so erkennt man hieraus schon die Schwierigkeit der Uebersetzung, und meist ist sie um so größer, je näher an einer Stelle die Sprache der Urschrift der unsrigen zu stehen scheint.

Du hast ganz recht, sagte Graf Huno. Ich will lieber aus dem Angelsächsischen oder dem Altnordischen übersetzen, als aus dem Mittelhochdeutschen, und hier sind dann die Lieder bei weitem wieder schwieriger zu übertragen als die erzählenden Heldengebichte. Simrod ist als Uebersetzer gewiß sehr gewandt; dennoch steht sein Walthar von der Vogelweide weit hinter seinen Uebersetzungen der Nibelungen und der ritterlichen Heldengebichte zurück. Sein Walthar ist steif und schwerfällig dem alten Walthar gegenüber und dennoch auch wieder allzumodern. Das soll durchaus kein Tadel sein; es soll nur andeuten, daß es auch dem Gewandtesten hier unmöglich werden muß, das Ursprüngliche rein und ganz wiederzugeben. Seine Uebersetzungen hören sich ganz gut an; aber den leichten Fluß, das Melodische der Urschrift haben sie auch nicht überall. Das wird überhaupt nie eine Uebersetzung wiedergeben im Stande sein. Deshalb muß sich unbedingt zu den Originalen wenden, wer des nicht entbehren mag. Was zu leisten möglich ist, hast du, glaube ich, geleistet.

Was nun diesen Dichter, Reinmar den Alten, selbst betrifft, so meine ich, daß alle seine Lieder mehr Leidenschaftlichkeit haben als echte Leidenschaft. Es ist dieß begreiflich bei allen Dichtern der Gall, die aus ihrer Kunst ein Gewerbe machen. Nicht gewerbmäßige Dichter, auch weniger begabte, werden an echter Leidenschaft, an Gefühlswärme, die gewerbmäßigen immer übertreffen. Dafür entschädigen diese durch größere Kunst und Feinheit. Uebrigens ist die Theilnahmlosigkeit Reinmars an allen Zeitereignissen sehr auffallend. Er lebte, wie man weiß, lange am babenbergischen Hofe in Oesterreich; doch sehen wir von seinem Klagegedichte auf den Tod Leopolds VI. ab, so haben wir von ihm nur Lieder, die er eben so gut an jedem andern Orte dichten konnte. Er hat kein Auge für die Streitigkeiten seines Herren mit Löwenherz, — da er den Herzog überlebte, konnten sie ihm

unmöglich fremd sein, — nichts, was damals den österreichischen Hof bewegte, bewegt ihn: wie ganz anders würde ein französischer Troubadour zu den Zeitereignissen sich gestellt haben! Wie wenig verstanden es die deutschen Dichter, sich Geltung und Einfluß zu verschaffen! Die höfische Kunst mußte unrettbar fallen, sobald der enge Kreis des Minneliedes die Großen nicht mehr zu fesseln und zu befriedigen vermochte. Walther allein begriff die Nothwendigkeit eines weitem Gesichtskreises; aber er blieb damals der Einzige, und als die dreißig Jahre später lebenden Dichter seiner Bahn folgten, war es eben zu spät. Die Sänger hatten bereits, nicht ohne eigene Verschuldung — sie waren Gehrende, Bettler, geworden, — die Achtung verloren, und so konnte von höherer Geltung, von höherem Einflusse an den Höfen keine Rede mehr sein.

Ich bin mit Ihnen ganz einverstanden, sagte darauf Haspinger, und vielleicht war es gerade dieser Schritt Walthers, der ihn mit seinen Kunstgenossen am Wiener Hofe in Zornwürfniß brachte. Daß sie ihn nach dem Tode Friedrichs des Katholischen vom Wiener Hofe abzurängen suchten, rügt Walther selbst; und daß es ihnen auch gelang, beweist das nachherige unfruchte Leben Walthers. Zu Walthers Gegnern gehörte nun auch Reinmar. Als nächster Beweis ist anzuführen, daß Walther zwei Strophen Reinmars (oben S. 41, 42) beschaft:

1. (VI, 1.)

Ein Mann verwettet traun sein Spiel
zu hoch, so daß es Niemand zugehn ihm mag,
der sagt: „Sah' Frau'n er noch so viel,
den allen biete Walt sein osterlicher Tag.“
Wie wär' uns andern Leuten so geschehn,
daß wir mit seinen Augen müssen sehn?
Ich bin's, der ihm das leugnen muß.
Ja besser wäre seiner Frau'n ein sanfterer Gruß:
Sie Watted Buß! ¹

¹ Ersatz für das gebotene „Watt.“

2. (VI, 4.)

Nun war ein Weib bisher ich doch
 so stät' an Ehren und auch also wohlgemuth,
 und hoff' auch mich zu wahren noch,
 daß mir mit Stehlen Niemand einen Schaden thut.
 Wer einen Ruß von mir gewinnen will,
 der werde drum mit Fug' und ohne Spiel.
 Ist's, daß er fort ihn tragen lann,
 er muß des immer sein mein Dieb und habe dann
 was er gewann.¹

Daß diese Strophen wirklich gegen Reinmar gerichtet sind und nicht gegen Heinrich von Morungen, das beweist nicht nur ihr Inhalt, sondern auch der Umstand, daß sie in Reinmars Tone gebichtet sind. Die Bezeichnung „Osterlicher Tag“ für Frau aber braucht nicht einzig Heinrich, sondern auch Reinmar bedient sich desselben. — Allein waren auch Reinmar und Walther im Leben einander abgeneigt gewesen, der große Süßner, der Tod, hatte auch hier sein Amt verwaltet, und rührend beklagt Walther im Jahr 1215 den eben stattgefundenen Heimgang seines Widerwinnen:

D woch, daß Weisheit, Jugend, Zucht²
 und Schönheit, Trohsinn, hohe Zucht
 an Niemand erbet, wenn der Mann erstirbet!
 Wohl lagen mag's ein weiser Mann,
 der solchen Schaden werthen lann,
 Reinmar, was guter Kunst an Dir verdirbet.
 Du sollst mit Recht des immerdar genießen,
 daß keines Tages wollte Dich verdrücken
 den Frauen wohlzusprechen je nach tugendlicher Art.
 Des sollen stets sie danken Deiner Zungen.
 Ja, hätt'st Du nur das eine Wort gesungen:
 So wohl Dir Weib, wie rein ein Nam'!³ Du hättest wohl
 bewahrt
 ihr Lob, daß alle sollten flehn für dich um frohe Fahrt.³

¹ D. h. er soll mir den geraubten Ruß nicht zurückgeben. ² Tüchtigkeit.

³ Fahrt in den Himmel.

Führt wahr Du, Reinmar, reuest mich,
 um Vieles mehr, traun, als ich Dich,
 ob noch Du lebst und ich wär' erstorben.
 Ich sag' es jezt und immermehr,
 Dich selbst nicht wollt' ich klagen sehr,
 doch Deine Kunst, mit Dir ist sie verdorben.
 Der ganzen Welt Du konntest Freude mehren,
 wenn Du's zu guten Dingen wolltest lehren.¹
 Mich reu't Dein wohlbedachter Mund und Dein viel süßer Sang,
 daß sie verdorben sind bei meinen Zeiten.
 Daß so voraus mir doch Du mußttest schreiten,
 ich wäre sonst Gefährte Dir: mein Singen währt nicht lang. —
 Nun habe Deine Seele Heil, Aufm Deiner Junge Klang!

Nichts erweckt mehr Reiz als der Ruhm, sagte Verta, und große Bäume, zu nahe gepflanzt, zerschlagen sich die Aeste, behauptet Lessing im Nathan mit Recht. Der Todte jedoch ist nicht mehr Mitbewerber, und so mag der Ueberlebende ihm den verdienten Ruhm wohl gönnen. Nach dem Tode des Gegers wird der Edle wenigstens dessen Verdienst immer bereitwillig anerkennen. Aber es ward hiebei eines Liedes Reinmars von Walthar so ehrenvoll gedacht, daß ich es unrecht finde, wenn die Frau Baronin uns gerade dieses Lied vorenthalten will. Wer hat wohl die Gefälligkeit uns dasselbe mitzutheilen?

Ich habe leider das Lied unberücksichtigt gelassen, erwiederte darauf Irmgard. Ich verdiene Tadel und ich unterziehe mich in Demuth der Strafe. Ich könnte es nun jedoch nur in ungebührender Rede mittheilen, und das wäre von Uebel. Wer wagt es gleich in seinem Tone vorzutragen?

Das ist schwer, sagte darauf Graf Huno, jedoch ich will es versuchen. So hören Sie:

¹ Nicht den Reuten böse Absichten unterschreiben.

XXIV.

So wohl Dir, Weib, wie rein ein Nam'!
 wie süß er zu erkennen und zu nennen ist!
 Nie ward ein Ding so lobesam,
 wenn Du's an Güte lehrst, wie Du gut ja bist.
 Dein Lob mit Rede Niemand wohl vollenden kann,
 und wessen Du mit Treuen pflegst, wie selig ist der Mann,
 wie gern der leben mag!
 Du giebst all der Welt den hohen Rath:
 Kommt auch mir wohl noch ein froher Tag?

Ein Zweifel ist mir oft bereit;
 ich streite mit Gedanken in dem Herzen mein,
 ob ihrer hohen Würdigkeit
 mit meinem Willen ich wohl ließe minder sein,
 Oder ob ich wolle, daß sie größer sei
 und sie, die behre, mein, dann steh' und aller Männer frei?
 Der Streit mich schmerzt fürwahr:
 der Erniedrung werd ich nimmer froh,
 doch bleibt sie fremd mir, klag' ich's immerdar.

Ob ich nun that und annoch thü',
 daß ich mit Recht in ihrer Schuld wohl sollte sein,
 und sie mir offen neige zu,
 wes mag ich des, vergißt sie doch darunter mein?
 Wer nun behauptet, meine Klage sei nur Spott,
 der höre meine Rede doch, so wahr ihm helfe Gott,
 er acht' woher sie kam,
 und merke, wo ich jemals sprach ein Wort,
 ob ich es nicht aus meinem Herzen nahm.

Das ist allerdings ein schönes Lied, sagte jetzt Berta, und ich bin froh seine Mittheilung veranlaßt zu haben. Ihnen aber, Herr Graf, danke ich für die gehabte Mühe. Damit verneigte sie sich zierlichst.

Der Eingang des Liedes, sagte Huno jetzt lächelnd, berührt eine viel behandelte Streitfrage, nämlich, welche der Benennungen

Frau oder Weib die edlere sei. Wir haben darüber so gar ein langes, etwas gelehrts-spitzfindiges Gedicht von Heinrich von Meissen, genannt Frauenlob, der sich für die Benennung Frau entscheidet, während Reinmar und Walther der Benennung Weib den Vorzug geben. Im Allgemeinen bezeichnet Frau immer das gebietende Weib, die Herrin, während durch Weib nur das geschlechtliche Verhältniß angedeutet wird. Auffallend ist dabei nun freilich das sächliche Geschlecht des Wortes, über dessen Grundbedeutung man eben noch nicht im Klaren ist.

Wenn Niemand etwas weiter vorzubringen hat, nahm jetzt Irmgard das Wort, so wäre unsere Unterhaltung für heute damit geschlossen. Ich glaube die bedeutendsten Minnesinger des zwölften Jahrhunderts, so gut ich es vermochte, vorgeführt zu haben. Auch die anderen noch zu berücksichtigen, wäre überflüssig, da sich alle immer in dem gleichen Gedankenkreise bewegen. Die Art und Weise des Minneliedes ist gewissermaßen vorgeschrieben und sie wird denn auch von allen gewissenhaft eingehalten. Nur die aus ihrem Gesange ein Gewerbe machenden Dichter haben dabei nicht immer nur die Eine und Einzige im Auge. Ihnen kam es mehr auf allgemeinen Beifall an, und darum hielten sie sich auch allgemeiner. Von den berühmten erzählenden Dichtern wären allenfalls noch Heinrich von Veldede und Hartmann von Aue auch als Minnesinger heute zu besprechen gewesen; allein da wir sie als erzählende Dichter bereits hinlänglich kennen gelernt haben, so übergehe ich auch diese hier. Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme und nachsichtige Beurtheilung meiner Versuche.

Hierauf ward der Gesellschaft der Nachtrunk gereicht.

Geschickerte Staatsumwälzung.

Seit dem ersten Abende waren nicht nur einige Wochen ohne Sitzung dahingegangen, es hatten auch sehr wichtige Ereignisse Statt gefunden. Von oben herab nämlich war eine Staatsumwälzung versucht worden, die nicht minder bezweckt hatte, als den alten Herzog zu beseitigen, um seine Schöpfung, die freien Gemeinden, vernichten zu können, die sehr vielen bedrängten Leuten ein Dorn im Auge waren. Sie war fehlgeschlagen, aber ihre Folge war eine gründliche Umgestaltung des Staates gewesen, der sich fortan der freieren Einrichtungen erfreute.

Eine ausführliche Darstellung aller dieser Vorgänge liegt nun zwar nicht in meiner Absicht, nur im Allgemeinen und in kurzen Zügen will ich den Verlauf derselben schildern.

Die Entfaltung der freien Gemeinden im Herzogthum Straßingen hatten, wie gesagt, nicht nur die katholische und lutherische Geistlichkeit auf das Tiefste aufgeregt, auch den Staatsräthen und einem großen Theile des Adels im Lande waren sie höchst zuwider. Es war eine Neuerung, und eine konnte anderen rufen, wobei beide Stände voraussichtlich nur zu verlieren hatten; der katholische Bischof und der lutherische Generalsuperintendent fanden sich daher nach einer vertraulichen Besprechung, wie sie verkündeten, bewogen und verpflichtet, dem Unwesen, wie sie die freien Gemeinden nannten, mit Gottes Hülfe ein Ende zu machen. Die Religion, worunter sie die beiden alten Kirchen und deren fette Pfünden verstanden, mußte gerettet werden, es koste was es wolle.

Beide traten also an einem schönen Morgen der besseren Wirkung und des Anstandes wegen in rührender Eintracht vor den Staatsrath, der sich versammelt hatte, die gefährliche Lage des Staates in ernste Erwägung zu ziehen, nachdem sie zuvor die einzelnen Staatsräthe gehörig bearbeitet und geneigtes Gehör gefunden hatten. Sie bejaumerten den Schlag, den die Religion, dieser sicherste Grundpfeiler des Staates, leider erhalten habe und zwar durch den verblendeten altersschwachen Herzog selbst, der der schändlichsten Täuschung erlegen sei, und sie konnten nicht umhin die Befürchtung auszusprechen, daß der Aufenthalt seiner Durchlaucht auf Hersted bei dem ungläubigen und neuerungsfüchtigen Grafen noch allerbhand verderbliche Wirkungen haben dürfte. Dem alten Grafen von Hünenberg sei ganz und gar nicht zu trauen, er trachte durch Feherrückung des Herzogs den Staat zu beherrschen, und der Baron Wilmars von Hausen, der habe ja bereits sattem gezeigt, wie es um seine Achtung für das Göttliche stehe. Die christliche Kirche liege bereits in den letzten Zügen und blute aus tiefen Wunden; der christliche Staat aber, der nach Gottes weiser Ordnung wolle, daß der Herrscher herrsche, die Untertanen aber schweigend gehorchen, gehe sicher seinem Untergange entgegen, sobald die heilige Kirche ihn nicht mehr stützen könne.

Die sämtlichen Staatsräthe gestanden die Befürchtungen als leider wohl begründet zu; aber was sei zu machen? Seine Durchlaucht sei bekanntlich starrköpfig, und wolle man ihn bewegen Hersted zu verlassen, so setze er sich dort nur um so fester. Es sei nur zu wahr, daß der dortige Einfluß auf Höchst Ihn ein verderblicher sei. Der Staatsrath bekomme von dorthier nicht selten Befehle, die ihm die Haare zu Berge treiben, und die ganz und gar geeignet seien, die gute alte so wohlbewährte Ordnung über den Haufen zu werfen. Alle unterthänigsten Gegenvorstellungen, so wie alle wohlmeinenden Warnungen befreundeter Mächte seien wirkungslos. Noch zwar hätte der Staatsrath unterlassen, manche der ihm zugegangenen Befehle auszuführen, in der Hoffnung, daß ein Zerwürfniß dort den Herzog zu seinen treuen Raths zurückführen werde; aber ein solches scheine leider nicht eintreten

zu wollen, und so werde ihnen schließlich doch nichts übrig bleiben als mit blutenden Herzen zu gehorchen oder ihre Ämter nieder zu legen, was freilich dem Staate nothwendig zum Verderben gereichen müsse. Leider seien alle Versuche den Herzog von Forstfeld loszumachen vergeblich gewesen. Lebte man nicht im neunzehnten Jahrhundert, so könnte man glauben, Seine Durchlaucht seien bekehrt; oder wäre er nicht so alt und ein Feind des schönen Geschlechtes, es hülte ihn ein Schürzenband. Der hohe Rath finde sich hierin völlig rathlos.

Schwere Krankheit bedarf starker Heilmittel, ließ sich jetzt der Generalsuperintendent vernehmen. Könnte man nicht vielleicht seine Durchlaucht bewegen, die Regierung des Landes in jüngere Hände zu geben? Bei seinem Alter muß ihm ohnehin die Last der Leitung des Staates gewiß überaus beschwerlich fallen. Und dann erhielte er völlige Freiheit seinen Liebhabereien nachzugehen. Wahrlich die ungestörteste Ruhe ist Höchst Ihm von Herzen zu gönnen. Ich sollte meinen, angemessene Vorstellungen sollten wohl nicht fruchtlos bleiben.

Weil Du nun des Herren Wort verworfen hast, hat er auch Dich verworfen, daß Du nicht Königl. siehest! rief einst Samuel Saul dem Könige zu, und so muß auch ich jetzt leider diese Worte unserem Herzoge zurufen, sagte der Bischof. Wie wäre es also, fuhr er fort, indem er beide Daumen seiner gefalteten Hände um einander herumdrehte, da Seine Durchlaucht augenscheinlich leider sich unfähig zeigt das Land christlich zu regieren, wenn man ihn nöthigte die Herrschaft nieder zu legen? Wir haben die Pflicht, Kirche und Staat zu retten. Ihm würde, wie bekannt, sein Nefse, Prinz Ignatius folgen. Hat der nur erst einmal die Zügel der Herrschaft ergriffen, dann soll es nicht nur mit der neuen unchristlichen Ketzerei bald aus sein, auch in weltlichen Dingen werden die Unterthanen strenger zu einem gottgefälligen Gehorsam angehalten werden. Er ist ein Feind aller Neuerungen in Kirche und Staat und weiß, daß der Herrscher zum Herrschen, der Unterthan zum Gehorsam geboren ist nach dem Willen Gottes. Sie wissen, meine Herren, er ist mein geliebter Jüngling.

Ja, sagte der Präsident von Scharrowenzel, Excellenz, was Ew. Hochwürden aussprechen, ist vollkommen richtig. Der ganze Staatsrath ist mit Ihnen beiden einverstanden, daß es gut wäre, wenn Prinz Ignatius bereits auf dem Herzogstuhle säße; aber der ihn inne hat, wird durch keine Vorstellungen zu bewegen sein einem Andern, so lange er lebt, Raum zu machen.

Wenn man auf den Anschluß auch nur des größten Theiles des erleuchteten Adels an die gute Sache sicher rechnen könnte, sagte darauf der Generalsuperintendent von Fidefsadel mit schnarrender Stimme, so sollte ich doch meinen, daß man seine Durchlaucht unter Gottes gnädigem Beistande bestimmen könnte, seine alten Schultern der drückenden Last zu entledigen.

Des Adels sind wir auf alle Fälle sicher, meinte darauf der Geheimerath von Wolfzagal. Nun, ich habe einen Gedanken, vielleicht bringt uns der zum Ziele.

Gott und die heilige Jungfrau segnen Sie, rief der Bischof aus; theilen Sie doch gefälligst uns denselben mit.

Es kommt nur darauf an, sagte der von Wolfzagal, ob Prinz Ignatius zu einem kühnen aber nothwendigen Griffе den nöthigen Muth habe.

Zu einem kühnen Griffе? Was verstehen Ew. Excellenz unter diesem kühnen Griffе? fragte der Bischof lauernd.

Ich meine den kühnen Griff, den schon oft und zwar mit gutem Erfolge Prinzen thaten. Erinnern Sie sich nur an Heinrich V. den Sohn Kaiser Heinrichs IV. oder an Louis Philipp von Orleans.

Gott will es! rief der Bischof feierlich, der Herr Zebaoth. Das Königreich soll genommen werden vom Hause Sauls und aufgerichtet der Stuhl Davids über Israel und Juda. Ich vermag etwas über Prinz Ignatius. Er wird zur größeren Ehre Gottes die nöthige Kühnheit haben, das verspreche ich Ihnen.

Schon und gut! sagte der Präsident; aber die bewaffnete Macht? Wir müssen sicher gehn.

Wird ganz gewiß zu uns stehn, rief der Staatsrath von Fignipper sich die Hände reibend aus. Schon Längst fühlen sämtliche

Offiziere sich tief gekränkt vom alten kindischen Herzoge, der aller echt adeligen Gefühle bar ist. Man sollte fast glauben, er sei ein verwechseltes Kind und von niedrigerer Herkunft. Ei ja, man munkelt ja mancherlei!

Alein der alte General von Kimmelsfuß, auf den der gemeine Mann alles giebt und dem er blind folgt? warf der Präsident ein.

Ganz recht, antwortete ihm der Geheimerath von Zitznapper; aber er folgt seiner Frau Gemahlin, und die gewinne ich. Uebrigens wird man ihm, wie ich hoffe, sobald die Truppen dem Herzog Ignatius geshuldigt haben, die verdiente Ruhe gönnen. Er paßt nur schlecht zu den übrigen seinen Offizieren, der alte Haudegen, der nie aufhören kann den alten Klücker zu spielen. Geht er nicht mit den Bauernklümmeln um wie mit seines gleichen und trinkt mit ihnen camaradschaftlich sein Glas Landwehr? Es ist greulich, aber für jetzt brauchen wir ihn.

Nun denn in Christi Namen an das löbliche Werk, das Gott segnen wird, schnarrte der Generalsuperintendent. Ich werde von Etund an sämtlichen Geistlichen auf das Neue einschreiten, für die bedrängte Kirche mit Salbung zu beten und um Abtreibung der Heiden und Philister inbrünstig zu flehen. Das wird die Bauernsamer wohlthätig aufregen. Die Bürger in den Städten freilich hören leider selten mit Andacht auf unser Wort; das Gift der Aufklärung wüthet bereits unter ihnen.

Das Gleiche habe ich bereits allen meinen untergebenen Geistlichen befohlen. Die Franziskaner, Dominikaner und Kapuziner werden ihre frommen Wanderungen von Haus zu Haus beginnen, und ich will sofort, heute noch, mit Prinz Ignatius die nöthige Rücksprache nehmen, ließ darauf der hochwürdige Bischof sich hören; die Staatsräthe ihrerseits machten sich anheißig den Adel und die Offiziere zum raschen und entschiedenen Anschlusse zu bestimmen. Darauf umarmten sich alle und giengen ans Werk, Kirche und Staat zu retten.

Der fremde Bischof fuhr sofort zu Prinz Razi, wie man ihn der Kürze wegen gewöhnlich nannte. Er gewann ihn leicht und fand ihm nach einigen schwachen Einwendungen bereit an

der Rettung von Staat und Kirche sich zu betheiligen. Im stolzen Glauben, den der Bischof klug zu nähren wußte, er sei ein geborner Herrscher und verstehe das Ding, und da er so manche der königlichen Reigungen Louis XV., des Vielgeliebten, theilte, darin jedoch sich vom alten Herzoge auf jede Weise behindert sah und von mehr als einem Bürger deshalb auch schon „behindert“ ward, gieng er mit Freuden auf die Anträge des Bischofes und der Staatsräthe ein. Ja er versprach sogar diesem Manne Gottes, sobald er erst Herzog sei, zum Danke das erzbischöfliche Pallium ihm zu verschaffen und ihn aus Staatsmitteln gebührend auszurüsten und umarmte ihn mit den Worten: Nur Sie, Hochwürdigster, sollen stets mir Freund und Führer sein.

Er. Durchlaucht sind ganz auf der richtigen Bahn, sagte darauf mit oberhirtlicher Würde der Bischof, wenn Höchst Sie sich stets der Leitung der heiligen Kirche überlassen; vielleicht gelingt es dann unseren vereinten Bemühungen, alle Ketereien im Herzogthume, die alten, wie die neuesten, auszurotten und alle verirrten Schaafe in den Schooß der alleinigmachenden Kirche zurückzuführen. Er. Durchlaucht haben sich nur das Muster eines echten Monarchen, Louis XIV. von Frankreich oder Philipp II. von Spanien zum Vorbilde zu nehmen. Wenn Sie der allerbetheiligten Kirche die in unserer Zeit leider unentbehrlichen Mittel zu geistlicher Wirksamkeit in reichlichem Maße zuzuwenden in Ihrem frommen Gemüthe auf Gott wohlgefällige Weise sich gebrungen fühlen, so kann die Kirche Ihre Verheißungen nur mit Dank entgegennehmen im Hinblick auf die Worte des Propheten Haggai II. 9: Mein ist beides, Gold und Silber, spricht der Herr Zebaoth.

Nicht minder günstigen Erfolg hatten die Staatsräthe bei dem Adel und den Offizieren; den einen stellte man die Wiedererlangung der ihnen so schöne entrißnen Vorrechte in Aussicht, den andern Ordnung und Straßlosigkeit, wenn ihr kriegertischer Muth des Guten etwa im Frieden zu viel thun sollte. Kurz der Rücktritt des alten Herzogs fand in diesen Kreisen den entschiedensten Beifall. Nach der Abdanlung sollte er auf ein in dichtem Walde gelegenes Jagdschloß gebracht werden, und man werde Sorge tragen, daß er den

Wald nie mehr verlasse. Den alten Grafen von Hünenberg wollte man als staatsgefährlichen Mann sofort verhaften, seine Güter einziehen und ihn auf der Festung in Verwahrung bringen; den Baron Bilmar von Hausen aber als Landesfremden und öffentlichen Gottesleugner nach Einziehung der Güter Landes verweisen; seine Gemahlin oder wie sie sagten „Beischläferin“ Irmgard endlich in dem Kloster zur Sühnung ihrer Verbrechen versorgen, in welchem die fromme und strenge Schwester Veronica alle Aussicht habe bald Aebtissin zu werden.

Au das Volk freilich dachte Niemand bei diesem sauberen Plane; denn von einem Volke wußten die Herren nichts. Um etwaigen Schreien den Mund zu stopfen, sollte der oberste Gerichtshof des Landes alle und jede gethanen Schritte als im Rechte wohlbegründete darstellen und gut heißen. Eine Weigerung dieser Herren stehe um so weniger zu erwarten, als ihr Gewissen das weiteste sei und das Recht bekanntlich heut zu Tage eine Wachsnafe habe, sobald die gutbesoldeten Stellen der hohen Richter in Frage kommen. Nicht minder zuversichtlich verließ man sich auf den blinden Gehorsam der Soldaten, deren Dienstleister man durch doppelte Löhnung für einige Wochen zu Hülfe kommen wollte; die würden den Janhagel der Städte schon zu Ruhe bringen, wenn es nöthig seyn sollte. In Bezug auf die Bauern baute man auf die Wirksamkeit der Kanzeln in den Kirchen und auf die fremden Hausbesuche der Mönche.

Alles schien den gewünschten Gang gehn zu wollen; aber der Mensch denkt, Gott lenkt. Der alte General von Kummelsjüh war und blieb widerhaarig, so sehr man ihn auch streichelte, und die Frau Generalin war ebenfalls durch Nichts zu bewegen, ihren Herrn Gemahl auf den rechten Weg zu bringen. Alle Adelskünste des Staatsrathes von Zitznippert wurden vergeblich angewendet. Der alte Haudegen nannte das von ihm Berlangte geradezu eine Felsenie. Gäbe man den verruchten Plan nicht auf, so werde er die ganze bewaffnete Macht zum Herzog nach Jorsted führen und dort weitere Befehle entgegen nehmen. Der Geheimrath von Zitznippert machte das verlegenste Gesicht, das er jemals in seinem

ganzen Leben zu Stande brachte. Alles schien verloren; da half ihm die Lüge, die er mit der frechsten Unverschämtheit vorbrachte: der alte Herzog, er wisse es zuverlässig, sei selbst geneigt sich zur Ruhe zu setzen, für jetzt aus der Verlegenheit. Wenn das so ist, sagte der General, so bringen Sie mir den schriftlichen Befehl Seiner Durchlaucht, daß die Truppen dem Prinzen Ignatius schwören sollen, und wir werden gehorchen. Den sollen Sie erhalten, sagte der Geheimerath, empfahl und begab sich zum Prinzen Nazi, ihn in Kenntniß der Weigerung zu setzen. Der gesammte Staatsrath ward sofort zum Prinzen beschieden und man faßte den Entschluß, den General sogleich verhaften zu lassen. Da wirbelten die Trommeln durch die Stadt und riefen die Soldaten zusammen. Der General hatte so etwas geahnt und, um sich zu sichern, diese Maßregel ergriffen. Er nahm seine Wohnung in der Kaserne bei den Truppen.

Als die beim Prinzen versammelten Staatsräthe die Trommelwirbel hörten, gab es lange Gesichter und verlegene Mienen zur Auswahl, und als Prinz Nazi nun gar noch drohete, sei er nicht binnen vierundzwanzig Stunden Herzog, so meldete er selbst seinem Herrn und Oheim das Complot, da erreichte die Verlegenheit der Staatsräthe den Gipfel. Man fand keinen andern Ausweg als daß der Präsident samt zweien Räten sofort nach Forstled führen, um den Herzog durch Ueberredung und Anzeige der ausgebrochenen Revolution zu bestimmen die Regierung in die Hände des Prinzen Nazi nieder zu legen. Das war ein saurer Apfel, aber man mußte drein beißen. Der Präsident von Scharwenzel und die Räte von Wolfzagal und Zirknipper bestiegen die Wagen, fuhrten beim Bischofe vor und baten ihn, nun auch an dieser Unternehmung sich zu betheiligen. Der Hochwürdige weigerte sich jedoch, weil seine Anwesenheit in der Residenz durchaus nothwendig sei, da er den Prinzen Nazi überwachen und von übereilten Schritten abhalten müsse.

So reisten die drei Herren allein ab; um jedoch sich einigermaßen zu deden und dem Prinzen den Rücktritt doch bedenklich zu machen, erschien gleichzeitig ein sofort im Wagen abgefaßter Erlaß

des Staatsrathes, worin allen Untertanen zur Kunde gebracht ward, daß Prinz Ignatius den herzoglichen Stuhl sofort besteigen werde, wenn es leider unabwendbar sein sollte, daß Seine Durchlaucht Herzog Cistelfris VII. den so lange und so rühmlich geführten Herrscherthron niederlege, da er, wie er zu erkennen gegeben, seines hohen Alters halber die Last der Regierung nicht mehr zu tragen vermöge. Der Staatsrath habe sich zu Seiner Durchlaucht verfügt, um, wenn Höchst Sie durchaus von diesem Entschlusse nicht abzubringen sei, Ihre Abdankung in gehöriger Form in Empfang zu nehmen. Das Militär und alle Staatsbehörden hätten daher von diesem Augenblicke an den Befehlen des Prinzen Ignatius, Durchlaucht, zu gehoramen; die lieben und getreuen Untertanen aber würden zu geziemender Ruhe und christlicher Unterwürfigkeit ermahnt.

Die Staatsräthe trafen auf Forstied ein und wurden vom Herzog mit großen Augen angesehen. Die wurden noch größer, als sie ihm in wohlgelegter Rede den Zweck ihrer Erscheinung kund gaben und ihm die glänzendsten Versprechungen machten, wenn er seine Schultern zu entlasten geruhe. Ohne ihnen zu antworten befahl er die drei Gesandten sofort als Hochverräther in Haft zu nehmen und in sicheren Gewahrsam zu bringen. Sie bezogen demnach mit bestürzten Mienen das Burgverlies auf Forstied. Das Thor der Burg ward geschlossen und die Dienerschaft bewaffnet, um gegen einen Handstreich sicher zu sein. Der Herzog gieng mit dem alten Grafen, dem Baron Wilmar und den anderen anwesenden Männern zu Rathe, was nun wohl weiter zu thun sei? Um sich von der Sachlage in genauere Kenntniß zu setzen, beschloß man reisende Boten unverweilt nach der Hauptstadt zu senden und andere rings umher im Lande, um die Stimmung der Bevölkerung in Erfahrung zu bringen.

Die ersten brachten die Nachricht, daß Prinz Nazi die Zügel der Regierung ergriffen habe, daß ihm jedoch das Heer den Eid verweigerte, bis die Abdankungsurkunde des alten Herzogs eingegangen sei. Der General von Kimmelsfuss halte die Truppen in der Caserne, wo er auch selbst seine Wohnung genommen habe.

Von den Offizieren hätten sich die meisten dem Prinzen Nazi angeschlossen; sie wären jedoch von dem General durch beförderte Unteroffiziere ersetzt worden. Der gesammte Adel habe dem Prinzen seine Huldigung dargebracht und der Bischof von Birmunth-Obenauf leite alle seine Schritte oder gängele ihn, wie man sich ausdrücke. Die anderen Boten brachten die günstige Kunde heim, daß die Stimmung des Landvolkes wie der Städter keineswegs für Prinz Nazi günstig sei, und daß man weder wünsche noch glaube, der alte Herzog werde abdanken. Mönche und Pfaffen schwärmten zwar überall im Lande umher, beßten und wüßten für den Prinzen, aber nur bei wenigen Leuten fanden ihre Ermahnungen und Aufreizungen Eingang. Einzelne seien sogar von den Bauern tüchtig abgehoppft worden, wenn sie zu frech gelästert hätten.

Auf diese Nachrichten hin schlug Baron Wilmar vor, sofort sämtliche Unterthanen des Grafen und die Männer der freien Gemeinden zu versammeln und zu bewaffnen. Der Herzog solle sich an ihre Spitze stellen, und, nachdem er denselben die Lage der Sache offen auseinander gesagt habe, mit ihnen ohne Weiterung gegen die Residenzstadt ziehen und die Aufrührer verjagen. Es sei nach dem Vernommenen sicher zu erwarten, daß in allen Dörfern, durch die der Zug gehe, auf die Aufforderung des Landesherrn die Bürger sich anschließen würden. Von dem Kriegsvolke in der Hauptstadt sei keine Widerspßlichkeit zu befürchten, vielmehr würde dasselbe, sobald der Herzog erschiene, auf seine Seite treten. So werde man die Empörung im Keime erlöden, bevor die Nachbarstaaten sich einmischen könnten, worauf alles ankomme. Dieser Vorschlag fand Beifall und ward ohne Zögerung ausgeführt.

Die Männer der freien Gemeinden waren versammelt, alle wohl bewaffnet und völlig auf Kriegsfuß. An ihre Spitze stand als Führer Baron Wilmar. Ihre Ausrüstung und Schlagfertigkeit war ein Werk des Barons, der, ein Freund der Volkswehr und ein Gegner der millionenfressenden Soldnerheere war, von denen er behauptete, daß sie einzig den Sonderweden der

Gewalthaber dienten. Er kannte Hübner's Auseinandersetzung und wußte, daß Europa bereits eine Schuldenlast von 18,926 Millionen Thaler habe, deren Zinsen jährlich allein 723 Millionen Thaler betragen. Freilich treten diesen Millionen gegenüber die europäischen stehenden Heere, die jährlich 762 Millionen Thaler verzehren, im Paradeschritt auf, und das ist ein herrlicher Anblick — für Fürsten und Generale, weniger erhebend freilich für die zahlenden Völker. Die Bürger aber würden und könnten in allen Staaten, meinte er, sich selber schützen; zum Schutze der Bürger einmal bedürfe es keiner stehenden Heere. Aber nicht nur die Bewaffnung jener Männer war ausgezeichnet, auch ihre Haltung war gut und ihre Blicke zeigten, daß sie, sollte es nothwendig sein, die Waffen auch im Ernste zu tragen wissen würden.

Ihnen hatte sich bereits eine bedeutende Menge älterer und jüngerer Männer aus anderen Gemeinden in der Nachbarschaft angeschlossen. Auch diese waren bewaffnet, aber sehr ungleich, und auch ihre Haltung war nicht die jener; im Uebrigen waren sie gleich entschlossen zu ihrem Herzoge zu stehn.

Die Versammlung war im Namen des Herzogs nach seinem ausdrücklichen Willen berufen worden; so waren denn alle Anwesenden sich bewußt völlig gesetzmäßig zu handeln, wenn auch in ungewöhnlicher Weise. Der Herzog erschien geleitet vom alten Grafen, dessen Sohne Huno, Gaspinger und dem Althauptmann von Stoffeln, dessen kriegerischer Geist neu, oder vielleicht zum ersten Male aufgelebt war. Ihnen folgten die Leute des Grafen, alle zu Fuß. Als wohlbewaffnetes Fußvolk reiheten sich an sie die Unterthanen des Grafen.

Ich habe mir zwar die möglichste Kürze zur Pflicht gemacht und beabsichtige mit nur wenigen Zügen Beginn und Verlauf dieser Begebenheit mehr anzudeuten als zu schildern: die Rede des Herzogs aber an sein Volk kann und will ich nicht unterdrücken. „Liebe Freunde und Unterthanen, begann er auf seinem Knie, Ihr habt alle gehört, daß man mich absetzen will. Die Hochverräther scheuen nicht mein greißes Haupt und gönnen mir nicht,

die wenigen Jahre, die ich noch zu leben habe, in Ruhe zu überschauen. Ich weiß wohl, ich habe nicht immer gegen Euch gehandelt, wie ich hätte handeln sollen. Aber muß ich zurücktreten, so werdet Ihr es nicht besser, sondern sicher schlimmer haben. Basta! Prinz Nazi, mein undankbarer Nefte, findet, ich lebe zu lange; meine treulosen Rätke, die übrigens bereits zum Theil wenigstens im Loche stecken, wädhnten, wäre ich alter oft unsüßgamer Mann nur erst beseitigt, so könnte man Euch bequem und unbehindert das Zell über die Ohren ziehen. Ja, das wollen sie; aber weder Ihr noch ich lassen es geschehen, denke ich. Auch bin ich, ich weiß es wohl, allen Pfaffen und Rachteulen zu lichtfreundlich. Ja, ich will Licht, aber sie lieben die Finsterniß; ich will Aufklärung, sie wollen Verdummung. Sie wissen nur zu gut, daß die Thunnen sich leicht gängeln und mit Anweisungen auf den Himmel abfinden lassen für Alles, was sie Euch hier auf Erden entziehen. Aber Ihr wollt Euch nicht verdummen und dann überlöpfeln lassen, basta! so wenig als ich, basta! Nein! ich lasse mich nicht auf die Seite schieben wie ein Paar alte abgetragene Schuhe. Sie sollen mir nur kommen! Ich bin Euer Herzog und will Euer Herzog bleiben, so lange ich lebe. Ja, sie sollen nur heran kommen, wir wollen Ihnen zeigen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat! He, nicht wahr, Ihr denkt auch so? Ist Euch also recht, so ziehen wir flugs gegen die Aufrührer. Die Esel sollen bald genug die langen Ohren sinken lassen. Ich Euer Herzog, ziehe Euch voran; Ihr, mein Heer, folgt mir! Jeder der sich uns anschließt, ist uns willkommen; der Teufel aber soll den holen, der sich uns entgegenstellt! Trommelt, Trommler! Vorwärts!“

Und fort gieng der Zug gegen die Hauptstadt. Je weiter sie kamen, desto mehr wuchs das Heer. Wie wenig war man doch geneigt, den gefährdeten Glauben zu schirmen, die wankenden Mauern der Burg Zion zu stützen trotz der flehendlichen Ermahnung der Pfaffen und Dunkelmänner, die mit der Hölle drohten und den Himmel verhiessen! Ja, die Welt liegt im Argen.

Als der ohne Schwertschlag siegreiche Herzog seiner Hauptstadt sich näherte, kam ihm seine gesammte Kriegsmacht mit klingendem

Epiele und jauchzend entgegen, an ihrer Spitze der alte General von Kümmeßföh. Die Bürgerschaft nach ihren Jünften geordnet, folgte, und als nun das Heer des Herzogs nebst diesem Zugzuge zum westlichen Thore einzog, entflohen die Retter der Gesellschaft und die Vertheidiger des Glaubens, Prinz Nazi sammt den beiden Staatsrätthen, dem Bischof und dem Generalsuperintendenten, den Offizieren und Allen, die sich den Wählern angeschlossen hatten, zum östlichen Thore hinans.

Als der Herzog ihre Flucht vernahm, sandte er ihnen einen Theil seiner Veritlenen nach, und bevor noch fünf Stunden vergingen, waren alle Ausreißer in seinen Händen bis auf den Mann Gottes, den Bischof, der sich in das Kloster der Ursulinerinnen geflüchtet und hier zur Sicherung seines wohlgenährten Leibes das Gewand der Nonnen angezogen hatte. Landleute machten diesen seinen Versteck kund — von seiner Umwandlung in eine Nonne wußten sie freilich nichts — und sofort wurden Truppen beordert seine Auslieferung zu verlangen. Die Schäflein verleugneten jedoch ihren feisten Leithammel, und so machte der Herzog denn auch kurze Umstände: sein erster Erlaß war der Befehl alle Klöster zu räumen und Nonnen wie Mönche bis auf weiteres in ihre Heimath zu senden.

Prinz Nazi, die verrätherischen Staatsrätthe und die treulosen Offiziere erhielten für das Erste auf der Landesfestung freie Wohnung und freien Tisch angewiesen, der Bischof und der Generalsuperintendent jedoch, auf die die übrigen Antheilnehmer nach Kräften abluden, aber sie, da sie bereits durch und durch schwarz waren, nicht schwärzer machen konnten, wurden in das Spinnhaus befördert um Welle zu zeisen, was ihnen zwar übel behagte, jedoch wohl bekam. Unter Zuzug des alten Grafen ward vom Herzoge ein neuer Staatsrath eingesetzt und dieser erhielt den gemessenen Befehl, im Vereine mit den alten Landständen eine neue Verfassung des Herzogthums zu entwerfen.

Die ward eine sehr freie, denn sie war keine einseitig aus Gnaden oder aus Furcht gegebene und keine, die der, welcher sie gab, auch sofort wieder zu brechen gedachte, sondern eine zwischen

Volk und Fürst vereinbarte. Wie Philipp II. sich vornahm, alle Bestimmungen seiner den Krageniern von ihm gegebenen Verfassung zu verletzen und sie in der That auch wirklich alle verletzte, so nahm sich Eitelreiß VII. vor, alle redlich zu halten und er hielt sie auch redlich. Ich kann nur die merkwürdigsten Bestimmungen, Bestimmungen, die den meisten anderen Staatsverfassungen fehlen, kurz angeben; ich zweifle jedoch, daß sie sobald in einem anderen Lande Eingang finden dürften.

1) Alle Staatsbürger haben die Pflicht der Landverteidigung. Ein stehendes Heer darf niemals gehalten werden.

2) Ein Antrag, der dreimal hinter einander eingebracht und von den Ständen angenommen wird, ist Gesetz, selbst wenn der Herzog seine Zustimmung versagt haben sollte; denn dieser ist nur der erste Diener, nicht der Herr des Staates, wiewohl er sonst für seine Person unverantwortlich ist.

3) Die Freiheit der Rede, der Schrift, des Druckes ist im ganzen Herzogthum völlig unbeschränkt. Vergehen durch Rede, Schrift oder Druck werden durch Schwurgerichte beurtheilt.

4) Der gesammte Staatsrath, so wie jedes einzelne Mitglied desselben ist für alle seine Handlungen den Ständen verantwortlich.

5) Der jedesmal regierende Herzog kann zu seinem Nachfolger ernennen, wen er will, nur muß der zu Ernennende geistig und leiblich gesund sein. Der Ernannte hat jedoch, wenn er annimmt, die Verfassung sofort zu beschwören. Jeden Eidbruch in dieser Beziehung bestraft Absetzung durch die Stände und sie sind diese auszusprechen bei ihrem Eide verpflichtet.

6) Das Volk besteuert sich zu Staatszwecken selbst durch seine Stände.

7) Für das deutsche Herzogthum Kragingen giebt es keinen römischen Papst mehr.

8) Die beiden Staatskirchen sind als solche aufgehoben. Der Glaube bleibt als ein rein Innerliches jedem anheimgestellt. Alle kirchlichen Einrichtungen sind Sache der Gemeinden. Sie können solche nach Belieben jede für sich treffen oder auch in einer

Versammlung Aller festsetzen. Stimmberechtigte Mitglieder derselben sind a) die Geistlichen, b) die von den Gemeinden gewählten Abgeordneten.

9) Klöster unter auswärtigen Oberen und mit bindenden lebenslänglichen Gelübden dürfen im Herzogthum keine bestehen.

Diese wenigen Bestimmungen werden genügen die Absonderlichkeit der neuen Verfassung des Herzogthums Aargau darzutun.

Dritte Nacht.

Noch herrschte überall im Lande die gewaltigste Aufregung, wie es auch nicht wohl anders sein konnte; nur auf Forstede, wo der Sturm zuerst losgebrochen war, war auch die Ruhe zuerst wieder eingekehrt. Man hatte daher beschlossen, gewissermaßen um die jetzt erst recht liebgewordene Ruhe zu besorgen, die Abendunterhaltungen wieder aufzunehmen. Auch der alte Herzog, der sich in den Wogen der Umwälzung anfänglich gleichsam verzüngt hatte, überall selbstthätig eingriff und an dem Gedeihen seines Werkes, wie er es nannte, herzlich sich erfreute, hatte doch am Ende auch erkannt, er bedürfe der altgewohnten Stille. So hatte er denn seinen nun nicht bloß ihm, sondern auch dem Volke verantwortlichen Räten und andern Staatsdienern die Leitung des neu eingerichteten Staates übergeben, und war nach Forstede gefahren. Da alle den Ständen für ihr Thun oder Lassen verantwortlich sind, dachte er, so werden die schon ihnen auf die Finger sehen. Und in der That, die Sache gieng gut, sehr gut, wie er oft rühmte, denn er ward den ganzen Winter hindurch nicht ein einziges Mal durch irgend ein unangenehmes Staatsgeschäft beßelligt. So leicht war ihm sein ganzes Leben lang seine herzogliche Würde noch nicht geworden, und er bedauerte es aufrichtig, die Verwaltung seines Herzogthumes nicht schon längst auf diese Weise eingerichtet zu haben. Freilich waren es nicht bloß tüchtige sondern auch redliche Männer, die die Leitung des Staates übernommen hatten, und da das ganze Volk hinter ihnen stand, so ließ man sie auch von Seite der benachbarten Staaten in Ruhe

gewähren. Einschlüchterung und Vangemachen hatte an ihnen sich wirkungslos erwiesen, und so fanden es denn die Nachbarn am geratheusten, der Sache ihren Gang zu lassen.

So waren denn alle uns bekannten Theilnehmer auf Jorsied wieder vereinigt, und selbst Künigold fehlte nicht. Aber sie zeigte sich nicht mehr im Gewande der Nonne. Bei der Umgestaltung des Staates hatte man auch die Pforten des Klosters geöffnet um sie nie mehr schließen zu lassen. Die noch jungen Nonnen hatten sich sämmtlich verheirathet, jede nach ihrem angeborenen Stande; die älteren aber waren mit Wohnung und Leibnahr ausgestattet worden, so daß sie, geschützt vor Mangel, ihre letzten Tage in Ruhe und nach eigenem Gutbefinden verleben konnten. Und die Sonne schien nicht minder hell über dem Lande als sie vorher geschienen hatte, und der Himmel machte noch gar keine Anstalten mit Gefrach einzufallen, obwohl einige frommeifrige Geistlichen zum allermindesten dieses Ereigniß als wohlverdiente Strafe für die gottlose Welt angekündigt hatten. Die der Welt wiedergegebenen Nonnen waren mit ihrem Loose alle recht wohl zufrieden, nur die einzige Künigold war es nicht. Sie hatte ja fest gehofft, bei nächster Wahl nach dem Tode der hochwürdigen Frau Mutter Aetissin zu werden, und herrschen war ihr immer etwas so süßes, daß sie sich gar nicht darcin finden konnte, nicht herrschen zu sollen, wenn auch nur über Nonnen. Mit den Mönchsklothern war es nicht anders gegangen. Den älteren Mönchen hatte man den nöthigen Lebensunterhalt ausgesetzt; die jüngeren und brauchbaren hatten theils Schulämter angenommen, theils waren sie als Pfarrer in die freien Gemeinden eingetreten, und auch sie beanden sich keineswegs schlechter; die freiere Bewegung that allen wohl, und alle hatten das erhebende Gefühl, nun doch einmal der Welt nützlich zu sein und nicht bloß sich und der römischen Kirche.

Den Alt-Abt der Benedictiner hatte sogar der Herzog zu sich in das Schloß genommen, denn er war ein ebenso gemüthlicher als wisiger, folglich kurzweiliger Gesellschafter. Er war ganz wie geschaffen, für den alten Herren, und er trug sein Diamantkreuz jetzt sichtbarlich mit zwiefachem Behagen auf der Brust, da ihm so

manches drückende Kreuz von den Schultern genommen war. Seine Aufgabe bestand nur darin, jeden Tag mit dem Herzoge nach dem Mittagessen entweder Triftral oder Domino zu spielen, während sie beide zu einer Tasse Mokkakaffee um die Wette rauchten. Dabei unterließ es denn auch der alt-hochwürdige Herr nicht gefällige Geschichten in Hülle und Fülle zum besten zu geben, freilich oft Geschichten, die vor den Ohren der Frauen wohl kaum Genade gefunden hätten. Auch nach Forsted hatte er jetzt den Herzog begleitet, denn dieser wollte nun einmal nach Tische Triftral oder Domino spielen, und auf Forsted verstand man weder das eine noch das andere Spiel mit kunstgerechter Meisterschaft zu spielen. So treffen wir denn den Abt in dem bekannten Edzimmer. Wäre er ein anderer Mann gewesen als er war, so hätte sein täglicher Umgang mit dem Herzoge den neuen Staatsanordnungen vielleicht gefährlich werden können, wenn dieser nämlich nicht abgeneigt gewesen wäre in der Kunst einen Staat einzurichten neue Versuche zu machen, da ihm der erste so gut gelungen war. Aber der Abt dachte gar nicht einmal daran, seinen Einfluß in dieser Richtung geltend zu machen. Was todt ist, war seine Meinung, wenn man ihn dazu anspornen wollte, — und man that das von verschiedenen Seiten, sogar von Rom aus, — das muß man begraben, aber nicht ein Scheinleben ihm einzuhauchen versuchen; das erzeuge höchstens Gespenster, und die seien nur in der Finsterniß für den und jenen etwa schreckhaft, bei Tage jedoch seien sie lächerlich, Vogelschrecken, aber solche, die nicht einmal die Spagen von den Kirschbäumen abzuhalten vermöchten.

Urmgard war wiederum Wortführerin und sie begann:

Eigentlich sollte ich wohl diese unsere heutige Unterhaltung damit eröffnen, daß ich den größten aller Minnesinger, Walther von der Vogelweide, diese süß singende Führerin der Nachtigalen, wie wir Gotfrid von Straßburg ihn nennen hören, Ihnen vorführte; allein wir kennen ihn wohl alle, und ich wenigstens nicht einzig nur Eintruds Uebersetzung, von welcher ja bereits drei Auflagen erschienen sind. Mit diesem Uebersetzungseifrigen Herrn muß meissen zu wollen, davor soll mich Gott bewahren. Das

müßte ich aber thun, will ich mich nicht darauf beschränken, Ihnen seine Uebersetzung vorzulesen. Die liest denn doch jeder besser für sich; aber ich rathe jedem, der Walthern ganz kennen lernen will, nicht bei Simrocks Uebersetzung stehn zu bleiben, sondern an die Urschrift sich zu wagen. Die Mühe, die das kostet, wird jeder reichlichst belohnt sehn. Ich übergehe daher jetzt Walthern aus dem gleichen Grunde, weshalb das Nibelungenlied früher ebenfalls übergangen ward, und will Ihnen lieber Minnesinger vorzuführen fortfahren, die so gut wie nicht bekannt sind. Müssen auch alle im Ganzen genommen, hinter Walthern zurüdtreten, ich werde doch ihnen so manches Schöne und Bedeutende zu bieten haben, auf jeden Fall Neues, Unbekanntes.

Bei den Minnesingern des zwölften Jahrhunderts habe ich die Einzelnen in der Ordnung besprochen und Gedichte von ihnen mitgetheilt, wie die Dichter in der Zeit aufeinander folgten; bei den Minnesingern des dreizehnten Jahrhunderts ist das schwieriger, ja zum Theil unmöglich. Einmal ist die Menge der Dichter eine bedeutende, dann wissen wir von vielen so gut wie nichts. Drittens fällt die Blüthe des Minnegesanges in den kurzen Zeitraum von dreißig Jahren, nämlich von 1200 bis 1230 und endlich halten sich die meisten so streng an die überlieferte Art und Weise, und an denselben Gedankenkreis, so daß, wenn äußere Zeugnisse mangeln, es unmöglich wird, das Alter eines jeden Dichters genau zu bestimmen.

Der erste Dichter, zu welchem ich mich wende, ist Otto Graf von Botenlauben, wie er sich nannte von seiner Burg, obgleich er eigentlich ein Graf von Henneberg war. Nur ein kurzes Kreuzlied von ihm theile ich mit. Nicht daß es besonders schön und bedeutend wäre; aber es zeigt uns, wie die religiöse Begeisterung für die Verehrung des h. Grabes bereits so ziemlich in den Hintergrund getreten ist, wenigstens bei diesem fürstlichen Dichter.

Wäre Christes Lohn nicht also süße,
so ließ ich nicht die liebe Herrin mein,
die ich in meinem Herzen oftmals grüße;
sie mag fürwahr mein Himmelreich wohl sein,

Wo die Gute wohn' all um den Rhein.
 Herre Gott, nun schau' genädig drein,
 daß ich mir und ihr erwerbe noch die Hulde dein.

„Seit er mich nimmt zu seinem Himmelreiche,
 so hab' ich ihn zum Gotte mir erkor'n,
 um daß er nie mehr Fuß breit mir entweiche;
 Herre Gott, laß nicht das sein Dir Zern.
 Er ist in den Augen mir sein Torn,
 der mir hie zu Freuden ist gebor'n:
 lehrt nicht heim er, meiner Freuden Glanz ist gar verlorn.“

Man halte nur einmal das Kreuzlied Hartmanns von Aue
 dagegen:

Dem Kreuze ziemt wohl reiner Muth
 und keuscher Sinn;
 nur so wird Heil und ew'ges Gut
 der Fahrt Gewinn.
 Auch ist es nicht ein kleiner Gast
 dem dummen Mann,
 der über sich die Meisterschaft
 nicht halten kann.
 Es will nicht daß man sei
 der Werke drunter frei;
 was taugt es am Gewand
 dem, der's im Herzen nimmer fand?

Das Leben, Ritter, mit der That
 nun jins't, den Muth,
 durch ihn, der Euch gegeben hat
 wie Leib so Gut.
 Was Schild zur Welt¹ je war bereit
 auf Preis nach Zug,
 trägt er ihn nicht um Gottes Leid,
 der ist nicht flug.

¹ Im weltlichen Kampfe und den Turnieren.

Denn wem das ist beschied,
daß er, wie's recht ist, fährt,
der kauft sich dort im Feld
der Seele Heil, das Lob der Welt.

Die Welt mich lachte triegend an
und winkte mir;
nun bin ich als ein dummer Mann
gefolgt ihr:
Der Haggen¹ nach ich manchen Tag
gelaufen bin;
wo Niemand Stäte finden mag,
da streb' ich hin.

So hilf nun mir, Herr Christ,
daß dem, der feind mir ist,²
ich gänzlich werd' entrückt
durch dich dein Zeichen, das mich schmückt.

Allerdings entsprang dieß Lied Hartmanns einer ganz anderen Stimmung, sagte Graf Huno; und auch das Lied Reinmars, obwol es auch der Geliebten gedenkt,³ ist von anderer Haltung.

Ich wundere mich gar nicht, sagte darauf der Alt-Abt Beda, daß die eigentlich religiöse Begeisterung für die Kreuzzüge, zumal in unserm lieben Deutschland, wo sie ohnehin nie recht heimisch war, sobald erlosch. Was haben die Kreuzzüge und das Papiergeld gemeinsam? he, wer sagt mir das? Na, das Papiergeld gilt nur durch den Glauben und sinkt sofort an Werthe, sobald das Vertrauen darauf sich mindert und je mehr man dessen fertigt. Je mehrere Kreuzzüge man unternahm, und je weniger Erfolg sie hatten, desto mehr sank der Glauke an ihren Werth.

Nun, der Kreuzzug Gotfrids wenigstens hatte Erfolg, er-wiederte ihm Baron Willmar.

Ja wolh den Erfolg, daß einige Barone Herzogthümer und

¹ Hagae. Haglich = Here; er meint die verführerische Welt. ² Dem Teufel, dem Vater der Sünde. ³ Vgl. oben S. 56. Nr. XXII.

Grafschaften gründeten, die von dem ohnehin schwachen Königreiche, so weit es möglich war, sich unabhängig zu machen suchten, sagte darauf Abt Vera. Nur die ihren sie Einherischeit hätte den Sarazenen gegenüber sich vielleicht halten können, aber nicht ein auf das Lehentrecht gegründetes Reich. Wer auf den Jahrmärkten nur einen scheerenlosen Krebs zu zeigen hat, löst kein Geld; Löwen oder Eisbären muß man zeigen.

Aber Begeisterung war doch bei vielen vorhanden, und nicht bloß im ersten Kreuzzuge, wandte ihm Verta ein; die Schuld des Mißlingens lag doch nur an den Führern.

Wehl mochten Einzelne begeistert sein, entgegnete darauf der Abt; aber sehr viele betrachteten den Kreuzzug nur als ein bequemes Mittel für begangene Sünden Ablass zu erhalten, ohne die unbequeme Aenderung ihres Sinnes nöthig zu haben. Und obendrein war Vute zu machen an schönen Sarazeninnen und anderen Kostbarkeiten. Dazu lodte noch obendrein die Aussicht auf bunte Abenteuer, wegen der trübselige Einerlei zu Harse scharf abflach. Kurz, so wenig man dadurch schon ein echter Mönch wird, daß man eine Rutte anzieht, ebenso wenig ward man durch Anheftung des rothen Kreuzes ein echter Kreuzritter.

Freilich, sagte da Verta, mochte bei so manchen Kreuzfahrern die echte Gesinnung fehlen, und vielleicht auch bei unserm Otto von Botenlaute. Aber weiß Niemand etwas Näheres über ihn?

Er war, antwortete ihr der alte Graf, der andere Sohn des Grafen Poppo XII. von Henneberg, der sich am Kreuzzuge Friedrichs I. im Jahre 1190 betheiligte und bei der Belagerung von Akkon durch Rath und That sich auszeichnete. Poppo XII. hatte vier Söhne Heinrich VI., der als aller Deutschen härtester galt,¹ Otto IV., Berthold VI. und Poppo XIII. Den Namen „von Botenlaute“ führte Otto von der wahrscheinlich von ihm erbauten Burg dieses Namens bei Münzstadt, die im Bauernkriege zerstört ward. Er kommt bereits 1196 urkundlich vor. Meist war er im Gefolge K. Heinrichs VI. Seinen Kreuzzug unternahm er wohl im Jahre

¹ Spangenberg I, 173.

1217, und von diesem brachte er seine Gemahlin, Beatrix geheissen, heim. Sie soll königlicher Abkunft gewesen sein, wie ihre Grabchrift in dem von ihr und ihrem Gemahle im Jahr 1231 gestifteten Kloster Frauenrode bei Rissingen aussagt.

*Inclita fundatrix obiit comitissa Beatrix
Germine regalis, oris translata marinis.*

Ein altes Jahrbuch (bei Spangenberg), I, 175 nennt sie geradezu regina. Otto soll von seinem Kreuzzuge nebst der Frau auch grossen Reichthum mit nach Hause gebracht haben. Sie starb bereits vor 1244, Otto aber gieng darauf als Probst ins Kloster Frauenrode und starb 1254, Oct. 4. Seine Grabchrift dasselbst lautet:

*Nobilis Otto comes de Bodenlaubeque dives,
Princeps famosus, sapiens, fortis, generosus,
Strenuus et justus, praeclarus et ingeniosus,
Hic jacet ocellus nunc coeli lumine soltus.*

Spangenberg theilt noch mit, daß er i. J. 1545 beim Hofprediger J. Agricola zu Berlin ein handschriftliches Gedicht von den Ritterthaten Otto's gesehen habe, das leider verloren scheint. Darin war sein Kampf mit einem „ungeheuren“ Ritter und seine Erwerbung der Tochter eines Königes (eines Sarazenen?) erzählt. Nur vier Zeilen theilt leider Spangenberg daraus mit:

*Herr Ott von Vetenklub sich wert,
wo sein der Ungeheuer begert;
von Henneberg der Gute
vor Schlägen sich behute.*

Wäre dieß Gedicht noch vorhanden, würden wir von Otto mehr wissen.

Auf den Henneberger, nahm jezt Irmgard das Wort, lasse ich Herrn Gotfrid von Reifen folgen, einen der bedeutendsten Minnesinger. Da er, wie bekannt, einer unserer Ahnen ist, so darf ich ihn um so weniger unbeachtet lassen. Auf solche Ahnen dürfen wir schon immerhin etwas stolz sein, denke ich.

I.

Weh, was Wunders liegt an Weiben!
 Ihre Güte kann vertreiben
 sehnennden Herzen sehrende Noth.¹
 Blide nur in ihre Augen
 mit Gewalt und dabei taugen,²
 all dein Trauern ist dann todt.
 Wohnt da rechte Liebe bei,
 beiden ist fürwahr dann wohl.
 Minne macht sie sorgenfrei;
 sie einigt beide Herzen dann
 und machet beide freudenvoll.

Weib, Dein minniglich Gebaren
 lann der sehnennden Herzen fahren;
 Weib, wie süß Dein Name klingt!
 Weib, Du kannst wohl Freude mehrren,
 Weib, Du kannst wohl Freude lehren,
 Zucht und Ehre Dich umringt.
 Weib, Du giebst auch hohen Muth,
 Weib, Du giebst auch Freuden viel,
 Weib, Du bist für Trauern gut:
 Des muß ich immer selig sein,
 Du bist der Welt ein Wonnenspiel.

II.

Traun, die Heid' ist wohl belleidet
 mit viel wonniglichem Kleide,
 Rosen sind ihr bestes Kleid.
 Davon ihr nun Sorgen leidet,
 denn sie war in manchem Leide:
 gar verchwunden ist ihr Leid
 von des lichten Maien Blüthe,
 der hat mancherhande Bluth.
 Mich freut mehr doch Weibes Güte,
 denn die sind für sehnenndes Leid so gut.

¹ Das Wort sehrende ist immer zweifelhaft zu sprechen: schade. ² heimlich.

Was ich jemals sang von Weiben,
 das geschah von einem Weibe,
 die mir ist für jedes Weib.
 Von ihr mag ich froh wohl bleiben;
 will sie, daß ich froh nun bleibe,
 spreche sie nur: „Froh doch bleib!“
 So wollt' ich in Freuden singen,¹
 wie ich hier in Freuden sang;
 Sie mag wohl mir Schwere ringen,
 nach der je mein schneendes Herze rang.

Süße Minne, magst Du binden
 die, von der ich kin gebunden,
 die mein schneendes Herze band?
 Läßt sie wohl mich Gnade finden?
 selten hab' ich die gefunden,
 seit ich sie im Herzen fand.
 Wird an Minne sie mich reichen,
 da an Minne sie so reich?
 Ich will dazu noch sie gleichen;²
 ist sie doch den lieben Weiben gleich!

III.

Winter, Du willst wiederum verderben
 lichte Blumen, die so schön doch waren;
 und ein Weib will meine Freud' erstorben,³
 der ich pilg in freudereichen Jahren.
 Die Gute, die Gute, die Gute, die Reine,
 die ich mit ganzen Treuen immer meine.

Seit die Welt für Freuden will erblinden,
 möchte wohl ich's lassen ungefunen;
 wär' nicht sie, das Ende wollt' ich finden,
 sie, nach der mein Herz je hat gerungen.

¹ Wenn sie das zu mir spräche, so er. ² Ich will sie noch für gleich halten einer, die reich an Minne ist. Sie ist doch gleich den lieben Weibern.
³ erstorben.

Die Gute, die Gute, die Gute, die Reine,
die ich mit ganzen Treuen immer meine.

Wohl gebaren und auch lieblich lachen,
huldreich bliden hin und her mit Güte,
das kann alles die viel Gute machen:

Troß auf ihren Trost hofft mein Gemüthe.
Die Gute, die Gute, die Gute, die Reine,
die ich mit ganzen Treuen immer meine.

Traun, kein andrer rother Mund wohl könnte
minniglicher lachen und auch grüßen;
den wohl küßt' ich gern, ob sie mir's gönnte,
die mir meinen Kummer nur kann küssen.
Die Gute, die Gute, die Gute, die Reine,
die ich mit ganzen Treuen immer meine.

Die Reine ist frei vor aller Mißthaten
der ich dienen will und immer neigen;
stets ich fleh', daß sie mir Hülfe sende:
thut sie das, wird meine Freude steigen.
Die Gute, die Gute, die Gute, die Reine
die ich mit ganzen Treuen immer meine.

IV.

„Soll ich diesen Sommer lang
belümmert sein mit Rinde,
so wär' ich viel lieber todt.
Des ist mir um's Herze bang,
Soll ich um die Rinde
reien nicht, o weh der Noth!
Wigen, wagen, gugen, gagen,
wenn nur will es tagen?
Winne, Winne, liebe Winne,¹
[schweig, ich will Dich wagen!]²

¹ Besender Zurs an das Kind. ² wigen.

Amme, nimm das Kindelein,
 daß es nicht mehr weine,
 also lieb als ich Dir sei.
 Ringe mir die Schwere mein:
 Du magst mich alleine
 meiner Sorgen machen frei.
 Wigen, wagen, gugen, gagen,
 wann nur will es tagen?
 Rinne, Rinne, liebe Rinne,
 schweig, ich will Dich wagen!“

Ein artiges Wiegenlied, zierlich und einfach, sagte Baron Wilmars.

Bisher, nahm Irmgard wieder das Wort, haben wir es nur mit der sogenannten „hohen Rinne“ der ritterlichen Sänger zu thun gehabt, d. h. mit Liedern, welche die Liebe zu einer hochgebornen Frau zum Gegenstande haben. Aber neben der „hohen“ gab es auch eine „niedere“ Rinne, wenn nämlich ein nicht ritterbürtiges Mädchen der Gegenstand der Liebe eines Ritters war. Auch bei Walther von der Vogelweide finden wir Lieder der niederen Rinne, und sie sind überaus anmuthig und zart. Dieß Zeugniß kann man nun freilich nicht immer solchen Liedern anderer Minnesinger geben; viele werden im Gegentheil gemein. Meist wurden sie wohl als Tanzlieder gebraucht. Sie grenzen an die höfische Dorfpoesie, deren Hauptvertreter Reidhart ist, und die wir später werden kennen lernen. Auch unser Herr Vetter hat Lieder der „niederen Rinne“ gesungen; hier ist eines:

V.

Uns viel jungen Männern mag
 an Frauen leicht mißlingen.
 Es kam um einen Mittentag,
 da hört' ich eine schwingen;¹
 denn sie schwang, denn sie schwang,
 sie schwang, sie schwang.

¹ Nämlich Gluck's oder Hans, die Arbeit der Bauernmädchen und Leibreigenen.

Guten Morgen bot ich ihr,
 ich sprach: „Gott müß Euch ehren!“
 Sogleich die Schöne neigte mir:
 zu ihr hin muß' ich lehren;
 denn sie schwang, denn sie schwang,
 sie schwang, sie schwang.

Sie sprach: „Sie sind Weiber nicht,
 Ihr seid da fehl gegangen;
 Euch täuschte eure Zuversicht:
 ich sah' Euch lieber hängen!“
 Denn sie schwang, denn sie schwang,
 sie schwang, sie schwang.

Damit müssen wir von dem Reisener scheiden; die meisten seiner fünfzig Lieder sind in der gewöhnlichen Haltung und viele derselben ihrer gehäuftten Reime wegen nicht übersehbar. — Nun, Herr Graf, wenn Sie uns über den Dichter noch etwas mitzutheilen haben, so bitte ich darum.

Viel über ihn ist mir nicht bekannt, antwortete der alte Graf. Gotfrid von Reizen war ein Sohn Heinrichs, der in vielen Urkunden Kaiser Friedrichs II. von 1214—1233 vorkommt, also sich wohl häufig im Gefolge des Staufers fand. Gotfrid selbst erscheint nebst seinem Bruder Heinrich zuerst in einer Urkunde König Heinrichs 1235, betreffend das Kloster Mabelberg, dann in einer Kaiser Friedrichs vom Jahr 1236, indem er einen Vertrag zwischen dem Kaiser und dem Bischof Berchtold von Straßburg beglaubigt. Aus einer Schenkung an das Kloster Maulbronn im Jahre 1230 ersuchen wir, das Gotfrids Gemahlin Richthild hieß. Im Jahre 1235 ward er in einer Fehde mit dem Bischofe Heinrich von Konstanz von diesem nebst seinem Bruder Heinrich gefangen. Später beschwerten beide Brüder den Bischof von Speier. Wenn der in einer Urkunde König Rudolfs 1273 als Zeuge vorkommende Gotfrid von Reizen nicht ein jüngerer, vielleicht sein Sohn ist, so muß er ein hohes Alter erreicht haben. Mehr weiß ich über ihn nicht mitzutheilen.

So gehn wir über zu Rudolf von Rotenburg, der sich vorzüglich als Leichdichter ausgezeichnet hat, sagte darauf Irmgard, und ich gedenke den kürzesten derselben vorzutragen:

Hätt' ich nicht Leides noch als eh,
so wollt' ich klagen den grünen Alee,
den uns der Reif und auch der Schnee
verderbet hat:

 daran geschieht mir Leide.
Nun geht mir näher ander Leid,
daß ihre Minn' ist unbereit
mir noch, der stets mit Stätigkeit
gedienet hat
 mein Leib mein Herz sie beide.

Die mir von allen Weiben
zur Herrin muß verbleiben,
will die mich verderben so,
wer soll dann wohl mich machen froh?
es wär' ihr Sünd', ob sie mir also thäte.

Ich war ihr stets ein Treuer,
doch bleib ich ihr ein Neuer.
Schöner denn ein Spiegelglas,
härter denn ein Adamas
ist ihr mein Herz fürwahr an rechter Stäte.

Wohl der Minne,
die die Sinne
lehret mir und lehret
nach der besten einer, die
man in der Welt erkennet.

Wohl der Güte,
der Gemüthe
machet, daß mir lachet
Herz und Sinn traum, immerdar,
wo man sie vor mir nennet.

Oh ich denummer,
den ich Dummer

hulde durch ihr' Hulde,
 ließe, lieber lät' ich Rom
 und Engelland verbrennet. ¹

Und lüg' ich das,
 so müß' ihr Haß,
 der ich nie vergaß,
 mein Leid vertragen:

So würde krank
 mein Lied so blank:
 ihren werthen Dank
 muß ich erjagen.

Des würden tausend Herzen lebend ohne Schwere.
 Ob die Helde nun ihr Wägern wider mich verbäre, ²
 so kenn' ich keinen König, traun, der gleich sodann mir wäre.

Was nützet denen reiches Gut,
 die nicht Weibes Minne minnen,
 und des nimmermehr beginnen,
 das man nennet hohen Ruth?
 Des Mannes Dienst ziemt Frauen nicht,
 des Herz nur schwer das Rechte thut.

Mancher suchet durch das Jahr
 was er doch nicht finden wollte.
 Bitter den man haßen sollte,
 der den Frauen nicht ist wahr:
 wie wenig es mir half, ich lag
 noch ihnen niemals um ein Haar.

Sie minnen leider alle nicht als ich,
 die nach Weibes Minne mühen sich:
 des lasse meine Frau genießen mich!
 Nicht ich es bin, der falscher Minne geht,
 durch Falschheit will ich nimmer werden werth,
 so hielt ich's dreißig Jahre lang, so mir mein Schwert!

¹ In einem Kinderlicde heißt es bekanntlich: „Engelland das ist verbrannt.“ Ist etwa die Verwüstung Engellands nach dem Tode Richards Löwenherz sprichwörtlich geworden? ² Vermiede.

Die viel Liebe, die viel Reine,
 die von Herzen ich so meine,
 ertorb' ich sie nicht, sie, die Eine,
 so fürcht' ich, daß mein Sang verzage.

Doch wenn mir zur guten Stunde
 würd' ein Gruß von ihrem Munde, —
 o wohl mir dann der süßen Kunde! —
 dann schwiege meines Herzens Klage.
 Doch kleibt sie hart bei meinem Lide,
 so wißt, daß ich von allen Freuden scheide.

Auch von seinen Liedern will ich einige mittheilen:

I.

Wie verzagt ein Herze birgt mein Leib,
 daß ihr ich nimmer sagte noch den Willen mein,
 die mir lieber ist denn jedes Weib,
 und immer muß und sonder Ende lieber sein!
 Ich sing' ihr immer, Tag für Tag,
 fürwahr des Besten, als ich mich verfinne;
 doch was von ihr ich sagen mag,
 sie weiß es nicht, und daß ich so sie minne:
 bedrängt so lieb' ich meines Herzens Königinne.

Leicht doch hätt' ich etwas ihr gesagt
 von all der Liebe, die mein Herze für sie hegt;
 aber nimmer hab' ich es gewagt,
 denn ihre Würd' und Schönheit hat mich stets entwegt.
 Der Ehren Ehr' und meine Scham
 die haben, daß wir fremd uns find, gemacht;
 das ist es, das mir Freude nahm,
 und daß sie mir von Herzen selten lachet:
 und doch mein Aug' in ihrem Namen oft erwachet.

Wenn ich bei der Hochgemuthen bin,
 die sonder Wissen mich beraubt der Sinne gar,
 nehmen ihre lichten Augen hin
 was dann ich auf Gnade sollte sprechen dar.

Soll ich die lange süße Noth
nach meinem Willen jemals hier noch enden,
ich muß, ich muß, und wär's mein Tod,
die Bitte meines Herzens an sie senden,
dieweil nur ihre Minne kann mein Leid mir wenden.

II.

Ungefragt von der Herrin mein
sagte mir ein fremdes Pilgetlein,
wie so schön sie wäre,
dabei wohlgemuth:
das ist eine Mähre,
die mir an dem Herzen sanfte thut.

Gebe Gott der Lieben guten Tag,
die nun anders nicht ich grüßen mag!
Also sprach' ich immer
wenn der Tag erwacht,
und vergeß' ihr nimmer:
kommt der Abend, ruf' ich: „Gute Nacht!“

Meiner Sinne wohl ich halb vergaß,
als ich Urlaub nahm da wo sie saß:
Ihre Wang' erglühte,
wie das Abendroth;
lohn' mir ihre Güte,
bleibt es doch gemengt mit sehrender Noth.

Sie bat mich, da jüngst ich von ihr schied,
daß ich doch ihr senden sollt' ein sehrendes Lied:
Alle wollt' ich senden,
wüßt' ich nur, wer sie
ihren weißen Händen
darzureichen wäre würdig hie.

Was, ob mich versäumt ein Bote gar?
Ich will mehr denn tausend senden dar:
Wenn sie all' ihr bringen
den viel süßen Sang,
und ihr schön ihn singen:
wohl mir, wenn er ihr zu Herzen drang!

III.

Wohl mir des Tages und der Zeit,
da mir von der Heilbegakten Heil geschah,
die mir das Herz nahm sender Streit,
drein noch gutes Weibes Auge niemals sah.

Da recht, in meines Herzens Kraft,
lebt die Werthe, Gute,
herrscht mit freiem Ruthe:
Das thut mir der Minne Meisterschaft.

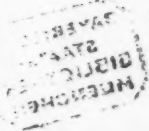
Der Minne manigfalter Rath
rieth mir, die Du Heiles waldest, Frau, zu Dir,
dieweil dein reines Herze hat
mehr Tugend, als ein andres Weib je zeigte mir.

Frau, ich geb' in deine Nacht
Leib und meine Sinne,
so daß ich Dich minne
mehr als wer den Frauen allen lacht.

Ja bin ich falscher Minne frei
zu Dir, Frau, Du meines Herzens Seligkeit;
und daß die Liebe stäte sei,
dieweil ich lebe, des ist Dir mein Sinn bereit.

Wisse, daß ich, Fraue gut,
treu Dich immer meine,
Dich, die Liebe, Meine:
daß vertrage mir dein hoher Ruth.

Doch leider selten es geschieht,
daß mein sehend Auge meiner Minne Ziel,
Dich, süße, holde Herrin, sieht;
darum muß ich denn erleiden oft und viel.
Ich muß leider nun und soll
durch der Leute Neiden
Dich zu sehen meiden,
und das thut mir weh, doch niemals wohl.



Was soll ich anders sagen Dir,
 als daß ich Dich minn' und immer minnen muß?
 Nur das weckt Noth und Klage mir,
 daß so selten mich erfreut dein wertther Gruß.
 So trag' ich gar manch D wech
 nahe mir verborgen,
 und an tausend Sorgen
 bin deshalb ich reicher nun als eh.

Aber wer war denn dieser Ruodolf von Rotenburg? fragte Berta.

Der Herr von der Hagen sah in ihm den Ruodolf von Rotenburg, der im Jahr 1257 einen zwischen Abt Theobald von Murbach und Arnold von Rotenburg, Kastvogt von St. Leodegar zu Luzern geschlossenen Frieden bezeugt, und nahm an, Ruodolf sei ein Sohn des von 1210 bis 1249 als Reichsvogt (vicerektor Burgundiae, Thuringiae et Scaethusiae procurator) vorkommenden Markward von Rotenburg gewesen. Ob er damit recht oder unrecht habe, muß ich dahin gestellt sein lassen.

Ich weiß nicht, sagte Gaspinger, Rotenburger kommen auch anderwärts vor, abgesehen von den Grafen von Rotenburg an der Tauber, und die Sprache seiner Gedichte hat niederdeutsche Anklänge, wenn auch nicht im Reime. Auch westlich vom Kyffhäuser stund eine Rotenburg. Uebrigens vertheilt die Heidelberger Handschrift die Lieder unseres Dichters an Ruodolf von Rotenberg, Ruodolf von Offenburg und den Markgrafen von Rotenburg. Ein Ruodolf von Offenburg ist nun ebenfalls um 1250 urkundlich nachweisbar; es ist also hier alles ziemlich unsicher.

Munterer, fuhr jetzt Irmgard fort, sind die Lieder des Schenken von Limburg. Ich theile zwei von seinen sechs Gedichten mit:

I.

„Waffen alle schreiet
 daß der leide Winter kalt
 bringt uns Sorge mannigfalt,
 Kleinen Vögeln, Blumen und auch mir.“

Stimmüller, Herbstabende und Winternächte. III.

7



Des bin ich gestreiet
 von den höchsten Freuden mein;
 ich muß wiederum heuer sein
 bei den Sehrenden. Sagt, verlanget Ihr,
 daß ich die viel Gute jezt Euch nenne? —
 Ich sie nenne! — „Wenne,
 fragt Ihr, macht Ihr sie bekannt?“
 Jeho wird sie gleich genannt —
 Nein, es füget weder mir noch ihr.
 Herrin, mache,
 daß mir schwache
 Leides Sache;
 lache mir und Dir!

Ich will fürbaß singen
 auf Genad' durch ihre Zucht:
 süße, reiche, reine Frucht,
 meiner Treue laß genießen mich!
 Du kannst Schwere ringen.
 Einer fraget leichte nu,
 warum ich Dich heiße Du?
 „Ei von rechter Liebe“, Herrin, sprich.
 Hab' ich irgend daran mißgesprochen,
 das laß ungerochen.
 Andern Sinns mich Niemand sieht,
 was auch darum mir geschieht:
 so von Herzen, Herrin, minn' ich Dich.
 Herrin, mache
 daß mir schwache
 Leides Sache;
 lache mir und Dir!

Frau, Du Königinne
 über Leib und über Gut,
 soll ich bleiben ungemuth
 diesen Winter von den Schulden Dein?
 Das nimmt mir die Sinne!
 Du sollst Dich bedenken baß,

da noch Dein ich nie vergaß
 mit Gedanken in dem Herzen mein.
 Gutes hab' ich stets von Dir gesungen,
 aber nichts errungen;
 dennoch ich Dir dienen will
 gar ohn' End' und ohne Ziel:
 also stät soll meine Liebe sein!
 Herrin mache,
 daß mir schwache
 Leides Sache;
 lache mir und Dir.

II.

Was der Sommer Freude bringet,
 die den kleinen Vögeln sanfte thut;
 was die Nachtigal auch singet,
 doch so trauert immer mir der Muth.
 Die mich zwingt und immer zwang,
 nach der stets mein Herze rang,
 die will zwingen mich zu sehn:
 durch ihr' Ehre
 sing' ich neuen Sang.

Wohl mir, daß ich sie gefunden
 habe, der ich immer dienen soll!
 Ihr zu Dienst bin ich gebunden:
 sie thut mir in meinen Augen wohl.
 Wollte mich ihr rother Mund
 lassen, wär' ich flugs gesund,
 so lieb' ich mein Ungemüthe.
 Gott behüte
 sie, durch die ich wund.

Wollte mich die Minnigliche
 nicht verderben, wär' es an der Zeit,
 daß sie von dem Streite wiche,
 sähe, wie sie noch den Streit

scheiden möcht' in kurzer Frist.
 Minne, brauche Deiner List!
 Bist es sicher: ohne Deinen
 Beistand meinen
 Tod bewirkt der Zwist.

Diese Lieder, sagte jetzt Berta, müssen sich artig gesungen haben. Uebrigens finden wir immer und immer wieder dieselben Gedanken, wenn auch der wörtliche Ausdruck und das Maas der Zeilen andere sind. Auch die Eingänge wiederholen sich fortwährend, je nachdem die Lieder Sommer- oder Winterlieder sind.

Doch lernen wir aus des Limburgers erstem Liebe etwas Neues, entgegnete darauf Gaspinger, nämlich daß in den Liedern der „hohen Minne“ das Du gegen die Herrin nicht gebräuchlich war, folglich auffiel. Es war also, wenn ein Minnesinger das Du sich da erlaubte, ein Beweis innigster Vertrautheit. Bei den Liedern der „niederer Minne“ ist das Du nicht auffällig, auch nicht gerade sehr, wenn Ritter und Frau gleichen Standes waren; aber war die Frau höheren Standes, so war das Du ungebührlich.

Weiß man nichts Näheres über den Dichter? fragte Berta.

Ohne Zweifel, antwortete der alte Graf, gehörte er zu den Reichserbschenken von Limburg (Limbürg) bei Hall am Kocher. Da sein Vorname ungenannt bleibt, so kann nur nach seinen Gedichten die Zeit, da er lebte, und somit auch sein Vorname ermittelt werden.

Seine Lieder gehören der besten Zeit an, folglich der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, sagte darauf Gaspinger.

So ist der Dichter entweder der in Urkunden Fridrichs II. 1213—1216 oft nur abgekürzt „Ehenke“ genannte Hofschenke Walther von Limburg, oder dessen gleichnamiger Sohn, der in Urkunden seit 1230 bis 1285 als Hof- und Reichschenke erscheint. Der letztere muß also ein sehr hohes Alter erreicht haben. Hofschenken waren die Limburger wohl bereits unter den fränkischen Kaisern; Reichschenken erst seit den Hohenstaufen. Uhlands schönes Gedicht „der Ehenke von Limburg“ ist uns ja allen bekannt.

Wenn wir erwägen, daß unser Dichter bereits sang, als er noch „Knecht“ war, also den Ritterschlag noch nicht erhalten hatte (er singt im ersten Liede: Mit zwein blanken armen Ein viel lieplich twingen Ist mir sendem knehte wilde [fremd] gar), so werden wir uns wohl für den jüngeren Walthar entscheiden müssen. Dazu kommt, daß er das dritte Lied wohl in Italien sang (Ich enmac niht vrō gesin: Si hāt dort mīn herze in banden, Des līd' ich in vremeden landen Von ir schulden senden sīn. — Ich enmac ir niht gesehen Vor gebirge (den Alpen) und vor der verre, Ir mūgt'z āne vrāge spehen), denn das stimmt auch wieder besser zu dem Sohne als zu dem Vater, der seinerseits für Philipp gegen Otto IV. kämpfte. Des jüngeren Walthers erste Gemahlin war eine Gräfin von Teß, welche ihm drei Söhne, Fridrich, Walthar, Wolrich, gebor. Walthar ward Johannitercomthur in Gall, Wolrich Rector der Pfarrkirche zu Rengershausen. Seine zweite Gemahlin (seit 1261) war Elisabeth, Tochter Wolrichs von Warperg, von welcher er zwei Töchter hatte. Er starb zwischen 1285—1287. Seiner ersten Gemahlin könnten seine Lieder gegolten haben.

Es kann sein, daß der Limburger dieser Gräfin von Teß seine Lieder sang, sagte darauf Irmgard; Gewisheit darüber haben wir nicht. Aber genug von ihm; ich lasse sogleich auf ihn einen zweiten Schenken folgen, den Schenken Wolrich von Winterstetten, dessen Lieder zu seiner Zeit viel gesungen wurden. Wir haben von ihm fünf Leiche, worunter auch Tanzleiche, und vierzig und einige Lieder. Mit dem öffentlichen Leben hat er in seinen Liedern sich nicht befaßt; darin also weicht er von „seinem Meister“ (Walthar v. d. B.) ab.

I.

Ich will widrum diesen Sang
singen der Minne;
nicht ich länger schweigen mag:
mir ist leid der Tag.
Nie so sehr noch sie bezwang
ach! mir die Sinne,

die viel Liebe, sonder Wahn:
 ach! was sang' ich an?
 Ach Gott, soll ich so verderben?
 läßt sie mich nicht erwerben,
 daß mich grüß' ihr Mäublein roth,
 seht, so bin ich todt.
 Lieb, schau dazu,
 nicht ist's zu früh:
 also thu'!

Ach! was leid' ich nicht von ihr!
 Weh mir, wie kleine
 hilfst mir alles was ich kann:
 ach, ich sehnender Mann!
 Ach, was hilfst die Klage mir?
 Weh mir, die Reine
 macht mein Herze nimmer froh.
 Ach, wie kommt das so?
 Gieb Minne, Frau, mir Gelingen:
 ich bin grau von den Dingen,
 daß verschmäht die Liebe mich
 also festiglich.
 Lieb, schau dazu,
 nicht ist's zu früh:
 also thu'!

Mir ist Ungemach begehrt
 lange mit Leide,
 daß ich nimmer ruhen mag
 weder Nacht noch Tag.
 Ich bin Freuden gar begehrt.
 Minne, nun scheide
 mich von dieser Qual und Noth,
 die sie mir gebot.
 Ach vrine Frucht, das doch lehre,
 Weibes Zucht an mir ehre,
 seit ich Dir gebunden bin:
 tröste mir den Sinn!

Lieb, schau dazu,
nicht ist's zu früh:
also ihu!

II.

Sommertonne,
wenn uns deine lichten Tage bieten Glanzes Bild,
was kann auf der Erde wohl dann freudereicher sein,
Und die Sonne
bringt dem lichten Maien durch den grünen Schilb,
der mit Laube Schatten beut den kleinen Vögelein,
die darunter singen wonnecvolle Töne?
Ich gedenk' ich: Heilighi, wär' hier bei mir die Schöne,
der ich immer diene treu bei meiner Zeit, so würd' ich froh:
ja, reicher Gott, der Himmel Herr, o gieng' es heur doch so!

Die Gedanken
nach der Lieben hören oftmals mir den Muth.
Thoren Amt ist vieles wünschen, was ihm stets entgeht.

Woh den kranken,
freudelosen! Doch sind sie zuweilen gut.
Mancher Mann denkt oft an das, wonach das Herz ihm steht.
Ich gedenk' und wünsche häufig, daß die Süße
mir die Liebessehnsucht, die ich durch sie leide, büße,
der ich immer diene treu bei meiner Zeit, so würd' ich froh:
ja, reicher Gott, der Himmel Herr, o gieng' es heur doch so!

Thau'ger Rose
gen der Sonne, die aus ihrem Vögelein
sich entknospet, stehen die weißen Lilien nahe bei:

Die viel Lese
hat mit Güte dieser zweier Blumen Schein
auf den Wangen und ist aller Mißwende frei.

Man mag sie wohl gleichen zu dem Wunsche dort vom Grale¹
So gedenk' ich stets ihr hold: wär' hier die lichtigemale,²

der ich immer diene treu bei meiner Zeit, so würd' ich froh!
ja, reicher Gott, der Himmel Herr, o gieng' es heur doch so!

¹ Der Gral galt für das Vollkommenste auf der Erde. Vgl. Bd. II.
S. 511, 515 u. f. w. ² Rechte, Leuchtende.

Es ist nun sehr begreiflich, daß der höfische Minnegefang in seiner Eintönigkeit, durch sein ewiges Einerlei die Hörer bald langweilen mußte. Nur wenige Dichter verstanden es, Manigfaltigkeit hinein zu bringen oder der Liebe eine neue Seite abzugewinnen. Am glücklichsten waren in diesem Bestreben diejenigen Dichter, welche Liebesverhältnisse zwischen Rittern und Bauernmädchen zum Gegenstande ihres Gesanges wählten. Freilich galt es dabei vor Allem die Klippe der Gemeinheit zu vermeiden, was leider ziemlich viele, zumal nicht höfische Dichter, die Lieder dieser Art dichteten, nicht vermochten. Die gesammte Gattung dieser Lieder umfaßt man mit dem Namen des „höfischen Dorfgesanges“. Höfisch oder höfgemäß heißt er, weil er weder Sitte noch Anstand des Hofes verletzen durfte; Dorfgesang, weil Dorfmadchen der Gegenstand der Liebe sind, nicht adelige Frauen. Der Hauptvertreter der ganzen Gattung ist, wie bereits bemerkt ward, Herr Reidhart, ein Ritter, der am österreichischen Habenbergischen Hofe lebte. Doch findet sich auch bei anderen ihm zum mindesten gleichzeitigen Dichtern ähnliches, so daß es sich eigentlich nicht sagen läßt, wer zuerst solche Lieder gesungen habe. Auch der Schenk von Winterstetten z. B. hat dergleichen. Hören Sie denn:

III.

„Wicht's noch etwas Schönes,
sprach ein altes Weib,
als der der Schenke singet,
ist's ein Wunder groß.

Weh mir des Getönes,
das mir durch den Leib
und durch die Ohren klinget:
des mich stets verdroß.

Denn sie schreien seinen Sang wie Tag so Nacht
in dieser Wassen,
und doch ist er höfisch nicht, nein ungeschlacht:
man soll traun ihn hassen!“

So hört' ich's genau;
ich dacht': Altes Felles Wagen,¹ des bist du so grau!

¹ Der Wagen der alten Haut ist das alte Weib, die die alte Haut trägt.

„Höre, sprach die Junge,
 was trägt ihm du Haß?
 um Gott mich des bescheide,
 liebes Mütterlein.

Klingt sein Lied im Schwunge,
 wen beschweret das?
 Ja thut er Niemand leide,
 er muß fröhlich sein.“ —

„Da wollt' er vergangnes Jahr Dich rauben mir
 aus meinem Bette:
 kommt der üble Teufel her, so hab' es Dir,
 nimmer ich Dich rette.“ —
 So hört' ich's genau;
 ich dacht': Altes Felles Wagen, des bist Du so grau!

„Liebe Mutter schöne,
 sprach das Mägdelein,
 Du sollst Dich haß bedenken:
 schuldlos ist er dran.

Nicht ihn so Du höhne,
 Liebe, laß es sein.
 Du gürne nicht dem Schenken,
 der da singen kann:

Wiß auf Treu, es war ihm außer Magen leid,
 das that sein Bruder.¹ —

„Keiner, sprach die Alte, hat Bescheidenheit,
 und wär' ihr' ein Juder.“

So hört' ich's genau;
 ich dacht': Altes Felles Wagen, des bist du so grau!

„Steh du noch den Leuten
 zu der Thorheit bei!
 Verlangst du nach der Ruthen?
 Du bist wahrlich blind!

Was soll das bedeuten?
 Du bist allzufrei;
 Du minnest keinen Guten,
 viel unselig Kind.

¹ Der Bruder des Schenken habe sie rauben wollen, nicht er.

Wähnst, daß Dir der Schenke gebe sein Sang,
 den er da singet?
 Du bist nicht die Schönste, die ihn je bezwang
 „oder noch bezwinget!
 So hört' ich's genau;
 ich dacht': Altes Felles Wagen, des bist du so grau!

Sie begann zu singen
 hofelich ein Lied
 aus rosenrothem Munde,
 die viel stolze Magd.

Sie ließ süß erklingen,
 der von Sorgen schieb,
 Gesang zur selben Stunde;
 sie war unverzagt.

„O weh, sprach die Mutter, was hast Du gedacht?
 Du willst von hinnen:
 Schenkenlieder haben Dich von Sinnen bracht,
 Du willst mir entrinnen.“

Sie sprach: „Mutter, ja!
 ich will hin zur Ernte¹ gehn, sei's hie, sei's da!“

Auch im folgenden Liebe spricht schwerlich weder eine Edelfrau
 noch er zu einer solchen:

IV.

Es ist nicht lang, daß ich mit einer minniglichen Frauen
 begann der hübschen Klasse² viel,
 die ich von Herzen minne.

Ich sprach: „Laßt euer Sucht an mir und eure Güte schauen,
 ich bin's, der Euch da dienen will
 in Muth und in dem Sinne.

An Worten und an Werken habt Ihr mein Gewalt.
 Eure Tugend mannigfalt
 lasse des genießen mich,
 daß ich Euch vor allen Frauen minne, sicherlich!

¹ Zum Erntetanze. ² Geschwäßer.

Ich bin Euch hold:
 Ihr seid mein Gold,
 mein Hort, mein Edelgesteine;
 Auf die Seel' und auf den Leib
 und dazu auf jedes Weib,
 ich acht' aller Euretwege kleine!"

Sie sprach: „Die Rebe habt Ihr eh wohl tausend Frau'n gekündet,
 Ihr wähnst leicht zu hören mich;
 Ihr lügt, Ihr seid ein Laffe.
 Der Ihr da singt, und die das Herz Euch hat so gar entzündet,
 die ist Euch lieber viel denn ich:
 was acht' ich Eurer Klasse!
 Ihr wähnst, daß ich sei der Mähr' ein Gäuchelein,
 Andre mag so lieb Euch sein.
 Traun, ich kenne sie gar wohl,
 die das Herz Euch oftmals macht in Leide Jammers voll.
 Ihr Gauchgobold,
 der seid Ihr hold,
 und achtet ihrer kleine.
 Auf den euren thör'schen Leib,
 sie ist ein also biderb Weib;
 eure Lieb' ist allenthalb gemeine!"

Da schwur ich manchen Eid, sie wäre die, der ich da singe,
 und sprach: Ihr sollt mich schelten nicht,
 denn ich bin euer Eigen.
 Ich bin Euch traun von Herzen hold, wie mir daran gelinge.
 Seht, meine Rebe lautet schlicht:
 ich will Euch Dienst erzeigen.
 Denn nimmer sah auf Erden ich so reine Frucht;
 Schönheit und auch Weibes Zucht,
 damit hat Euch Gott geschmückt,
 ob Ihr einen Theil der Zucht auch leider fern mir rückt.
 Ich bin Euch hold:
 Ihr seid mein Gold,
 mein Hort, mein Edelgesteine.

Auf die Seel' und auf den Leib,
und dazu auf jedes Weib,
ich acht' aller Eurewegen kleine!"

Sie sprach: „Ihr solltet Frau'n geloben, da man daß Euch glaubet
und eure Dienste bieten dar,
da man um Dienst Euch bäte.

Ich weiß wohl, wo sie wohnt, die Euch der Sinne gar beraubet:
da nimmt man Euer wenig wahr;
sie sagt, Ihr seid unfläte.

Ein biderb Weib mag an Euch Bürgschaft finden wohl!

Davon man Euch scheuen soll.

Ihr habt ungetreuen Muth:

davon Euch die Rinnigliche nichts zu Gute thut.

Ihr Gauchgobold,
der seid Ihr hold,
und achtet ihrer kleine.

Auf den euren thör'ichen Leib,
sie ist ein also biderb Weib;
eure Lieb' ist allenthalb gemeine."

Ich sprach: „Biel liebe Herrin mein, nun tröstet mir die Sinne!"

sie sprach: „Ihr sollt von hinnen gehn:

wie lange wollt' Ihr's treiben?

Sollt' ich für fremden Kummer sein gen Euch nun Trösterinne,
des müßt' ich stets in Schande stehn
vor allen guten Weiben.

Ja bin ich's nicht, durch die Ihr leidet solche Pein."

Ich sprach: „Wohl Ihr, Herrin mein!"

sie sprach: „Das ist traun ein Lug:

manches Weib erlag bisher wohl solchem eurem Trug.

Nun sagt mir nicht,
was Euch gebricht,
denn merkt, ich glaub' Euch kleine.
Euer Trug, Euch Zeitvertreib,
hat betrogen manches Weib."
Also schied von mir die Süße Reine.

Jetzt genug der Schenkenlieder. Ich bemerke nur noch, daß alle, bis auf die Tagelieder, den Rehrreim haben. Dieser, vom Volksliede entlehnt, scheint um diese Zeit erst recht in Brauch gekommen zu sein; bei den früheren Sängern erscheint er nur selten. — Nun bester Herr Oheim, wenn Sie uns über den Schenken von Winterstetten etwas mitzutheilen haben, so —

Er scheint mir ein arger Vogel gewesen zu sein, was die Weiber betrifft, sagte der Herzog darauf; aber ein lustiger Hahn war er, der recht schön zu krähen verstand. Er gefällt mir recht wohl, basta!

Die von Winterstetten, die mit den Truchsesen von Waldburg gleiches Stammes waren, hatten das Schenkenamt in Schwaben, wie die Limburger in Franken, nahm der alte Graf jetzt das Wort. Uolrich von Winterstetten bezeugt 1239 einen Vertrag der Klöster Rempten und Jäny, und war vermuthlich ein Bruder Kuonrads von Winterstetten, der Kaiser Friedrich II. Landvogt in Schwaben und Burgund war. Aber so viel man von Kuonrad weiß, so wenig weiß man von Uolrich. Da wir uns nun hier nicht mit der Geschichte dieses alten Geschlechts zu beschäftigen haben, so kann ich auch die häufig vorkommenden anderen Schenken von Winterstetten, die verschiedene Vornamen tragen, hier unberücksichtigt lassen.

Hat Niemand weiter etwas hinzuzufügen, so bitte ich Sie des harrenden Nachtrunkes nicht zu vergessen. Mit diesen Worten schloß Irmgard die heutige Sitzung.

Vierte Nacht.

In unserer heutigen Sitzung, eröffnete dieselbe Irmgard, werten wir muntere Dichter kennen lernen. Ich beginne mit einem Tanzliede Burgharts von Hohenfels.

Ich will reien,
traun, sprach eine schöne Magd.

Diesen Maien
ward mir Freude gar versagt.

Nun hat mein Jahr ein Ende,¹
des bin ich froh;

die Lust mir Niemand wende:
mein Muth steht hoch.

Mir ist von Stroh ein Schapel² und mein freier Muth
lieber denn ein Rosenkranz, umgiebt mich Gut.

„Laß erbarmen
Dich, sprach ihr Gespiel zuhand,
daß nicht Armen

mich erschuf die Gottes Hand.
Sie gab mich leider Reichen.

Hi! wär' ich arm,
so wollt' ich mit dir streichen
zum frohen Schwarm.

Mir ist von Stroh ein Schapel und mein freier Muth
lieber denn ein Rosenkranz, umgiebt mich Gut.

¹ Dienstjahr. ² Hauptband. Reiche trugen goldgestickte Bänder mit Edelsteinen oder Blumen, Arme Strohgeflecht.

'S ist verdrossen
 hier, seit daß mein Mûmel hat
 eingeschlossen
 mir die meine lichte Wat.
 Traur' ich, sie spricht: ich gwinne
 von Liebe Noth;
 bin froh ich, thut es Minne:
 ach wâr' sie todt!"

Mir ist von Stroh ein Schapel und mein freier Muth
 lieber denn ein Rosenkranz, umgiebt mich Gut.

"Willst Du sorgen,
 was frommt Dir dein schöner Leib?
 Du sollst morgen
 mit mir: Trauer von Dir treib!
 Ich will Dich lehren schneiden ¹,
 sei freudenvoll!
 thut's weh, wir sollen's meiden,
 uns sonst wird wohl."
 Mir ist von Stroh ein Schapel und mein freier Muth
 lieber denn ein Rosenkranz, umgiebt mich Gut.

"Aber ziere
 Rache hab' eronnen ich:
 Traun, ich zwiere ²,
 wo man zwinke wider mich.
 Sie läßt ja nie mich lachen
 gen Würdigkeit: ³
 so nehm' ich einen Schwachen ⁴:
 das ist ihr leid!"
 Mir ist von Stroh ein Schapel und mein freier Muth
 lieber denn ein Rosenkranz, umgiebt mich Gut.

¹ Das Getreide. ² Winke schalkhaft mit den Augen. Zwinken, zwinkern
 besagt das Gleiche. ³ Gegen einen werthen Mann, einen Mann von Stande,
⁴ Einen Niedern, gemeinen Mann.

Donnerwetterhezen diese Dirnen! sagte der Herzog; aber gerade wie heute noch. Einer alten, grämlichen Rume, die das Jüngferchen hütet, einen Poffen spielen und sie tüchtig öffen, das macht ihnen Freude. Basta! Wer wat dieser Hohenfels?

Ihre Burg, Alt-Hohenfels, stund oberhalb Sipplingen am Bodensee, in weinreicher Gegend. Noch stehen einige Stockwerke des gewaltigen Thurmes. Burg hart (wohl der Dichter) nebst Walther, die ältesten Bekannten dieses Geschlechtes, bezeugen 1228 zu Zürich eine Vergabung König Heinrichs an das Kloster Wettingen. 1229 bezeugt er Eberhards von Waldburg Verkauf von Fislisbach bei Kaiserstuhl an dasselbe Kloster. Daß der Dichter zu den schwäbischen Hohenfelsern gehört und nicht zu den bayerischen, fränkischen, pfälzischen, beweist auch sein Wappen in der Pariser Handschrift. Burgharts oder Walthers Söhne waren wohl die Brüder und Konstanzer Domherren Berchtold und Gotthard von Hohenfels, die 1271, 1278 urkundlich vorkommen. Ebenso erscheinen die Ritter Gogwin und Walther von Hohenfels, ebenfalls Angehörige dieses Hauses, 1269 urkundlich. (Hergott. Geneal. Habsburg. No. 285. 503. 587. Mone, Bad. Arch. I., 62).

So lasse ich denn nun den berühmtesten Dichter in dieser Gattung folgen, Herren Reidhart von Neuenthal, wie er sich nennt, sagte Irmgard und begann:

I.

Ein altes Weib begann zu springen
hoch empor gleich einer Weiß,
sie wollte Blumen bringen.¹
„Tochter, reich mir mein Gewand,
Ich muß an des Knappen Hand,
der ist von Neuenthal genannt.“
Traranuretum, traranuricuntunde!

„Mutter, hütet eure Sinne,
so gemuth ein Knapp' er ist,
er pflegt nicht stäter Minne.“

¹ Zum Tanze gehn.

„Tochter, laßt mich ohne Noth!
ich weiß wohl, was er mir entbot:
nach seiner Minne bin ich todt.“

Traranuretum, traranuriruntundeie.

Zu einer Alten rief die Geiße:

„Trautgespiel, wohl hin mit mir,
ja kommt es uns zu Heile!
Nach Blumen solln wir um uns sehn:
Was sollt' ich so dahim besichn,
seit doch so viel zu Tanze gehn?“

Traranuretum, traranuriruntundeie.

II.

Der Mai beherrscht die Auen,
er führt, man kann es schauen,
den Wald an seinen Händen:
Der ist nun neues Laubes voll,
der Winter der muß enden.

„Ich freu' mich auf die Heide,
der lichten Augentweide,
die uns beginnt zu nahen,
(so sprach ein schönes Mägdlein):
die will ich schön empfangen!“

Last's, Mutter, ohne Melde,¹
ich will nun hin zu Gelde
und will den Reien springen.
Ich hörte wahrlich lange nicht
die Kinder Neues² fingen.“

Rein, o Tochter, keine!
ich zog ja nur Dich eine
empor an meinen Brüsten:
nun thu's, Kind, um den Willen mein,
laß nicht dich Manns gelüsten!“

¹ Macht keinen Lärm davon. ² Neue Langesieder.

Stammüller, Herbstabend und Winternacht. III.

„Den will Euch ich nennen,
den mögt Ihr wohl erkennen.
Nach ihm trag' ich Verlangen:
Er ist genannt von Reuenthal:
den will ich hold umfangen.

Es grünet an den Zweigen,
daß schier sich möchten neigen
die Bäume hin zur Erden:
Nun wißt Ihr, liebe Mutter mein,
dem Knaben will ich werden!

Liebe Mutter kehre,
er klagt nach mir so sehr:
soll ich ihm des nicht danken?
er sagt, daß ich die Schönste sei
von Baiern bis nach Franken.“

III.

In Freuden steht Heid', Ager, Wald,
mit ihrem schönsten Kleide sind geschmückt sie mannigfalt,
daß ihnen hat der Mai gesandt.
Sei'n wir alle froh mit Schalle:
Sommer kam bereits in's Land.

Woh! aus der Stüb' Ihr stolzen Kind!
Auf, laßt Euch auf der Straße sehn! Hin ist der scharfe Wind
und auch der viel kalte Schnee.
Hebt Euch balde hin zum Walde!
Vögel singen: den war weh.

Die sind ergeh't Leides gar.
Ihr sollt mir's glauben sicherlich, und nehmt sein selber wahr,
was der Sommer wirkte hier:
Er will schmücken, überbrücken
manchen Baum mit Laubes Zier.

Die nun nicht hemmt der Hute Band,
die legen an ihr allerbestes Frierlaggewand

und setzen auf das Haupt den Kranz!
Vor den Auen solln wir schauen
mancher hellen Blumen Glanz!

Wie Neuenthal mein Eigen sei: ¹
ich bin doch diesen Sommer aller meiner Sorgen frei,
seit nun der Winter ist dahin.
Ich will lehren Junge ehren
Freude: darnach steht mein Sinn.

IV.

„Es malet heuer recht als eh;
von dem Thäue
(sprach ein' Fraue)
sprossen Blumen so wie Alee.
Die Nachtigal die singet auf der Linden
den süßen Sang;
Merz den Reien vor dort sprang:
bei dem sollst Du mich finden.“

„Tochter, wende deinen Ruth
ab dem Thäue;
geh her, schaue,
diese Mähren sind nicht gut.
Wahre Dich entgegen dem scharfen Winter;
doch willst Du hin,
achte nicht auf Merzens Sinn,
des Rebe dränge hinter.“ ²

Und reie so, wie Dir's ergeh',
ob er Dich trüge,
daß nicht Biege
vorn zu Deinen Füßen steh'.
Sich, sonst wird die Freude traun Dir kleine:
dann mag geschöhn,
wenn Du willst nach Blumen sehn,
daß nach Dir es weine.“

¹ Der Dichter treibt oft mit dem Namen Neuenthal (Thal des Schmerzes)
Wortspiele. ² Weise zurück.

„Mutter, Ihr sorget um den Wind!
 Solcher Dinge
 ach! ich ringe:
 Weiber trugen stets noch Kind.
 Meine Freude will ich doch nicht lassen
 durch euren Rath:
 reicht mir meine lichte Bat;
 die Wiege — laßt solch Epäßen!“

Run höret, wie's da weiter kam:
 sie sanken beide:
 da mit Leide
 die Mutter einen Rechen nahm:
 den ergriff die Tochter bei der Größe,¹
 sie riß gewandt
 ihn der Alten aus der Hand:
 da gieng es an die Stöße.

V.

Die Zeit ist hie!
 ich ersah seit manchem Jahre schönre mir.
 Ende hat der Winter kalt:
 das freut manches Herze, das sein sehr entgalt.
 Seht, belaubet steht der Wald.

Des Maies Spiel
 bringt des Vogelfanges und der Blumen viel;
 schaut doch an der Heide Glanz,
 wie sie prangt in lichter Bat: das zielt den Tanz:
 sie vergaß des Leides ganz.

„Wohl hin mit mir
 zu der Linde, Trautgespiet, da finden wir
 Alles das dein Herz begehrt.
 wohl noch weißt Du, wohin ich Dich führte seit:²
 dieser Gang ist Goldes werth.“

¹ Bei dem Querflüde, dem eigentlichen Rechen. ² Im vergangenen Jahre.

„Nun wohl hin
nach der Kleidung, seit ich in dem Willen bin,
daß ich leiste meine Fahrt,
aber Niemand sag' es, liebe Irmengard,
wohl durch seine Kunst mir ward.“¹

Flugs der Raub
brachte sonder Säumniß man das Sonntagskleid.
Eiligt hat sie's angelegt:
„Zu der grünen Linde mich mein Wille trägt:
Freude des mein Herz bewegt.“

VI.

Auf, freut Euch, Jung' und Alte,
der Mai nun mit Gewalte
den Winter hat bezwungen;
die Blumen sind entsprungen.
Wie schön die Nachtigal
auf dem Reize manche Weise
singt, wonniglichen Schall.

„Der Wald ist wohl belaubet,
mein Mütterlein nicht glaubet
(so sprach in ihrer Seile
ein Mägdelein), wenn mit Seile
man bände mir den Fuß:
mit den Linden zu der Linden,
auf den Anger doch ich muß!“

Das vernahm die Mutter:
„Ich schwinde Dir das Futter
mit Steden um den Rude.
Du kleine Graßmücke,
wo willst Du hüpfen hin
ab dem Neste? Sitz' und best²
mir den Armel wieder in!“

¹ Des Geliebten (Reichharts) Kunst. ² Bize, nähe (Besten von Daß).

„Mutter, mit dem Sieden
 soll man die Nuzeln freden¹
 wie Sumben² so den Allen.
 Noch größrer Dummheit walten
 wollet Ihr heuer: was Ihr plärrt!
 Euer Herze tobt vor Schmerze,
 weil der Kermel Euch zerzerzt.“

Auf da sprang sie schnelle:
 „Der Teufel aus Dir belle!
 Ich will mich Dein entschlagen,
 Dir geht's noch um den Kragen!“
 „Mutter, bah! ich lebe noch,
 wie's Euch traume: bei dem Saume
 durch den Kermel geht das Loch.“

Alle bisher mitgetheilten Lieder sind Reien, d. h. Lieder, welche bei den Sommertänzen um die Linde gesungen wurden. Aber auch Zeiterenisse, und zuweilen sehr wichtige, gaben den Stoff zu solchen Tanzliedern, wie die der Dietmarsen uns lehren. Daß auch Reidhart solchen Stoffen nicht aus dem Wege gieng, zeigen folgende zwei Reien, die auf einer Kreuzfahrt im Morgenlande von ihm gedichtet wurden.

VII.

Es grünet wohl die Heide,
 mit neuem Laube steht der Wald;
 der Winter kalt
 drückte sehr sie beide.
 Die Zeit jetzt anders dar sich bot,
 doch Herzens Noth
 mahnt mich an die Gute, von der ich mich schied mit Leide.

¹ Glätten. ² Trommel, Pank (sombre).

Unter Laubes Sprunge
singen süß die Vögelein.
Den Freunden mein
säng' ich gern mit Schwunge.
Alle freute wohl der Klang:
auf meinen Sang
achten hier die Walche ¹ nicht: so wohl Dir, deutsche Zunge.

Wie gerne nun ich schiedte
der Lieben einen Voten hin,
da fern ich bin,
der das Dorf erblickte,
wo doch ich ließ in Leide sie;
ich meine Die,
die mit festen Banden mir das freie Herz bestridte.

Nun, Vöte, Dich bereite
zu lieben Freunden über See.
Ach, nur von Weh
klingt mir hier die Saite.
Du künd' es allen, wie's hier ist:
in kurzer Frist
sähen uns mit Freuden sie, wär' nicht des Meeres Breite.

Sag' der Meisterinne ²
die williglichen Dienste mein:
sie soll Die sein,
die ich von Herzen minne
vor allen Frauen immerdar:
eh' ich sie fürwahr
mieb', ich mieb' eh' alle, der ich jemals Theil gewinne!

Freunden so wie Ragen
sage, daß ich wohl sonst sei;
ob nebenbei
sie Dich darum fragen,
wie mit uns Pilgern hier es steh',
so sag', wie weh
uns die Walche thaten stets; des muß uns hier betragen. ³

¹ Die Wälfchen. ² Maltresse. ³ Verleiden.

Wirk es denn nach Ehren
 treulich: Vate, fördre Dich,
 denn sicherlich
 heim hin will ich lehren
 so bald ich immer fahren mag:
 den lieben Tag
 laß' uns Gott erleben, das wird unsre Freude mehren.

Dazu ist etwas später gebichtet:

Ob sich der Vate saume,
 so will ich selber Vate sein
 den Freunden mein:
 wir leben alle saume,
 des Heeres Hälfte, traun, ist todt.
 hei! wär' der Noth
 ich frei: bei der Schönen weilt' ich gern an meinem Raume.

Soll mit ihr ich alten,
 ich hätte wohl noch manchen Ton
 auf Rinnellohn
 her bei mir behalten,
 des tausend Herzen würden froh.
 Ergheß's mir so
 bei der Wohlgethanen, mein Gewerch soll Heiles walten.

Sie reien oder tanzen,¹
 sie thun manchen weiten Schritt:
 ich halte Triitt.
 Eh daheim wir schwanzen,²
 ich sag' es bei der Treue mein,
 wir sollten sein
 in Oesterreich: ja vor dem Schnitte setzet man die Pflanzen³.

¹ Man reiete im Sommer, tanzte im Winter. ² Schwanz hieß ein Schleppteid, ein Tanzanzug der Frauen; davon: schwanzen, sich drehen, den Leib auf zierliche Weise schwancken lassen. Vgl. schwängeln. ³ Eh man ärnten kann, muß man säen. Bevor wir tanzen können, müssen wir daheim sein.

Er dünket mich ein Narre,
 wer diesen Sommer hier noch weilt.
 Wer klug ist, eilt
 und läßt hier das Geharre
 und fährt hinwieder über See,
 das thut nicht weh:
 Nirgends wohler ist dem Mann denn heim in seiner Pfarre.

Daß Reidhart glücklich vom Kreuzzuge heimkehrte, erschen
 wir aus einem anderen Reien, den ich jedoch übergehe. Als letzte
 Reien gebe ich:

VIII.

Ich ersah die Heide
 nie daß gestalt,
 in lichtrer Augenweide
 den grünen Wald.
 An den beiden merken wir den Reien:
 ihr Mägdlein sollt Euch zweien,¹
 zu dieser lichten Sommerzeit
 in hohem Muthe reien.

Lob von manchen Zungen
 der Mai nun hat.
 Die Blumen sind entsprungen
 an mancher Statt,
 da man früher keine konnte finden.
 Belaubet stehn die Linden;
 sich hebet, als Ihr wohl vernahmt,
 ein Tanz von hösschen Kinden.

Die sind frei der Sorgen
 und freudevoll.
 Ihr Schönen, schon der Morgen
 geschmückt Euch soll

¹ Paaren.

schauen, daß Euch des die Baiern danken,
die Schwaben und die Franken.
Auf! schnüret euer Hemde weiß
mit Seide an der Lanken! ¹

„Für wen sollt' ich mich schmücken?
sprach eine Maid.
Die Jungen fangen Mädchen:
mir ist es leid.
Freud' und Ehre sucht das Völklein selten.
Die Männer sind zu schelten,
denn keiner wirbt heut um ein Weib,
die wohl ihm's möchte gelten.“

„Die Rede Du sollst behalten,
sprach ihr Gespiel;
in Freuden soll'n wir alten.
Der Männer viel
dienen gerne heut noch guten Weiben.
Laß solche Reden bleiben:
es wirbt Einer, sieh, um mich,
der Trauer kann vertreiben.“

„Den sollst Du mir zeigen!
Gefällt er mir,
der Gürtel sei dein eigen,
ich geb' ihn Dir.
Nenne doch mir ihn, der Dich soll minnen
mit also guten Sinnen;
mir hat geträumet erst von Dir,
dein Muth der steh' von hinnen.“

„Den sie alle nennen
von Reuenthal
und seinen Sang erkennen
wohl überall,

¹ Das was die Wälschenden taills nennen. Zu Lank gehört Gelsenke.

der ist mir hold: mit Güt' ich ihm des lohne.
 für ihn ich trage Krone,¹
 für ihn auch schmäd' ich meinen Leib:
 Wohl hin! ² man läutet Rone.³

IX.

Freud' und Wonne füllen rings die Weiten.
 Ihr vernahmt seit König Karles Zeiten,
 nie Vögelschall
 daß erklingen überall:
 Gar verborgen
 sind wieder ihre Sorgen.

Ihre Lust bezeugt der Vögel Schreien.
 „Wiederum soll müssen ich den Reien,
 sprach Wendelmuth;
 Schuße, Kopfband und den Hut
 hat mein' Eide⁴
 verschlossen mir zu Leide.“

„Nun sage mir, geschah's durch Deine Schuld?“
 „Weiß nicht, Nichts, so mir Gottes Hulde,
 was ich entgalt:
 nur daß ich einen Freiheitstalt⁵
 hab' versprochen:⁶
 das wird an mir gerochen.“

Der kam daher, verlangte mich zum Weibe:
 da zogen sie mir's Nadel ab dem Leibe:
 ja, muß er doch
 weiß Gott, mein entrathen noch,
 dieser Bauer!
 Stets ihm bliß' ich sauer.

¹ Die Blumenkrone, das Schapel. ² Zum Tanze. ³ Die neunte
 (canonische) Stunde des Tages (Prim, Terz, Sext, Nene, Vesper). ⁴ Mutter.
⁵ Freier Bauer. ⁶ Abgewiesen.

Wenn er wädhnte, daß daheim ich läge
 und ihm seines bißchens Armuth pfläge,
 warf ich den Ball
 in Des Hand von Neuenthal:
 Der kommt mir wohl zu Rake!

Wir erfähen aus diesen Reien, daß mit dem Reien Ballspiel
 verbunden war; auch der folgende Reie bezugt das:

X.

„Nun ist der kühle Winter gar vergangen,
 die Nacht ist kurz, der Tag beginnt zu langen;
 sich hebt die wonnereiche Zeit,
 die Freuden all der Welt verleiht:
 schöner sangen nie die Vögel eh noch seit.

Glemmen ist uns lichte Augentweide,
 man sieht die Rosen blühen auf der Heide;
 des Leides alle Welt genas.
 Wie thauig war der Wiese Gras,
 wo mein Liebster Blumen mir zum Kranze las!

Der Wald hat seiner Zählheit gar vergessen,
 der Mai nun ist auf grünen Zweig geseßen,
 der hat gewonnen Laubes viel.
 Schmücke rasch Dich, Trautgespiel,
 denn Du weißt wohl, daß ich, meines Sinnes Ziel.“

Heimlich das vernahm des Nügdeleins Alte.
 Sie sprach: „Dein Zeugnen fürderhin behalte;
 Dein Wankelmuth ist offenbar!
 Sch' ein Hüllein¹ auf dein Haar:
 Du mußt ohne deine Rat, willst an die Schaar!“

¹ Abzeichen der Frau; Jungfrauen trugen fliegendes Haar und das Schapel.

„Mutter, wer doch gab Euch das zu Lehen,
 Daß ich um meine Wat Euch sollte flehen?
 Für keinen Faden schuld ich Dank! ¹
 Laßt doch ruhen Lärm und Jank!
 Wo nun Schlüssel? Schluß auf balde mir den Schrank!“

Die Wat die lag in einem Schrein versperrt:
 der ward mit einem Staffel ² aufgezerret.
 Der Alten in das Herz es stach,
 da das Kind den Schrein aufbrach:
 da schwieg ihre Zunge, nicht ein Wort sie sprach.

Traus nahm sie das Röcklein trotz der Alten.
 Das war gelegt in viele kleine Falten.
 Ihr Gürtel war ein Rieme schmal;
 in des Hand von Neuenthal
 warf die stolze Maid den farbekunten Ball.

Mit den Tänzen oder Winterliedern kann ich mich wohl kürzer fassen; sie sind weit eintöniger als die Reien und auch minder schön. Oft sind sie von der herkömmlichen Klage über die Eprödigkeit der Geliebten erfüllt. Auch das macht diese Tanzlieder weniger ansprechend, daß Reidhart fast immer in den bei hoher Minne üblichen Ton verfällt und das Landmädchen gleich einem Edelfräulein behandelt. Ich trage Ihnen einige vor, in denen das nicht der Fall ist. Die Eingänge sind auch hier stehend, wie bei den Reien.

XI.

Sanges sind die Vögelein geschwieget,
 der leide Winter hat den Sommer hin verzagt:
 des ist manches Herze beides traurig und untröst.
 Aller Welt Vergnügen ist geneiget,
 ich nur bin an meinen Freuden unverzagt:
 das gebietet aller Weiber liebste mir also.

¹ Ich spar' n Alles selbst. ² Fuß, Stiel eines Hausgeräthes.

Ihr Gebot

leist' ich immer, all' dieweil ich leben mag:
meine Freunde, wünschet mir durch Gott,
daß sie mir noch gebe frohen Tag.

Hiermit sollen wir die Rede lassen,
mir müssen in die Stube. Hin in einen Krug¹
kamen um des Tanzes Willen junger Leute viel,
Auch zween Tölpel: möge Gott sie hassen!
Jeder einen Rock nach Hofes Sitte trug
österreichischen Tuches; Uoge nahm sie nie zum Ziel.²

Stahlbeschlagn

hatten beider Gürtel sicherlich:
eitel wenbehälsten all den Tag
sie beim Tanze, daß ich schämte mich.

Niemand frage mich, warum ich graue,
ich wähnte, daß ich unbeseindet sollte sein
von den saubern Knaben: anders haben sie gedacht!
Nimmer wohl in Ruhe mich ich schaue,
denn sie werben beide um die Herrin mein:
mir ist's lieb und werden sie zerhauen bald gebracht.

Giselfrecht

und der thör'sche Ganser Walberun
handeln an mir immer ungerecht:
wie verlor den Spiegel Fridrun?³

So verlor ihr Klinglein meine Frau,
da sie den krummen Reien auf den Anger trat:
von ihrer Hand ihr's wider ihren Willen einer nahm.
Traun, mit Recht auf den mit Haß ich schaue
der ihr's aus schnöder Leppigkeit entrißten hat;
doch ich hoffe, noch der Ude Kragen werde zahm.

Weh mir sein,

daß er sie dafür geeignet fand!
Nicht beklagt' ich traun das Fingerlein,
hätt' er ihr verrenket nicht die Hand.

¹ Gasthaus. ² Uoge (Wolrich) zerriß oder zerschürzte sie niemals. ³ Eine
frühere Geliebte Reidharts, der bei einem Tanze ein Spiegel zerbrochen ward.

So verdreußt mich nichts an Brunelwarte,
 als daß er an der oden Kröpfe Spitze steht
 bei den Leppigkeiten und der ungeschügten Vogelheit¹
 Mein Gemüth aus Zorn geschwilt oft harte,
 doch meine Zucht vor meinem Zorne stets ja geht,
 sonst wohl sorgt' ich, daß es Dem und Jenem würde leid.

Alle drei
 dünken sich, die Tölpel, weise gar:
 Herre Gott, nun mach' mich ihrer frei;
 vor des quälte sehr mich Engelmar.

Ihnen, die mir in die Luere kamen,
 ist nun so gar ihr Uebermuth dahin gelegt:
 sie thun recht, als ob sie nimmer sahen guten Tag.
 Hoch die Weibelruthen einst sie nahmen,²
 doch ihrer jeder heuer eine Keutel trägt.³
 Ziere Hauben trugen sie: jetzt ist ihr Haar ein Hag.

Gut es kam,
 und so komm' es ihnen überall;
 Sack mit Salze mache sie mir zahm:
 Ruhe hab' ich dann zu Reuenthal!

XII.

Rüflet, Kinder, Euch den Schlitten auf das Eis,
 hier nun herrscht der Winter kalt,
 der so viel der wonniglichen Blumen uns benahm.
 Mancher grünen Linde steht der Wipfel greis,
 unbefungen ist der Wald:
 Alles dieses von des Reifes Ungnade kam.
 Wollt Ihr schauen, wie die Heid' er jetzt erzog?
 Seine Hand sie machte fahl.
 Darum auch die Nachtigal
 ihres Weges flog.

Wohl bedürft' ich meiner weisen Freunde Rath;
 wozu — das wird Euch gesagt:
 daß sie riechen, wo die Kinder mögen lustig sein.

¹ Ausgelassenheit. ² Spöttische Benennung des sich hin und her bewegendes Schwertes. ³ Nöckhade.

Reginwart der weiten Stuben eine hat:
 wenn's Euch allen wohl behagt,
 legen wir den Tanz des Feiertages dort hinein.
 Einer Tochter ist es lieb, das wißt fürwahr
 sagt das allen an doch: frisch!
 Einen Tanz ringsum den Tisch
 führet Engelmar.

Wer nach Runigunden geh', kommt überein:
 die hat stets nach Tanze Weh:
 wird sie nicht zum Tanz entboten, leicht man's rügen mag.
 Gisel, lauf zu Jutten auch, und sag's den Zwein,
 wirb, daß Elle her auch geh':
 es ist zwischen mir und ihnen dafür ein Vertrag.
 Bitt' auch Hadewigen, die läßt gern sich schau'n,
 daß wir bald sie sehen hic.
 Einen Brauch doch lassen sie:
 das Binden auf die Brau'n!¹

Allen guten Frauen rath' ich überall,
 die gefällig wollen sein,
 daß sie hochgemuthen Männern tragen holdes Herz.
 Rüden's vorne höher, hinten hin zu Thal,
 beden mehr das Rädlein:
 Wozu taugt ein Sturmhut ohne Haleschirm, sonder Scherz?
 Weibes Haupt war sicher stets nach altem Brauch,
 Niemand ihm es brechen sah;
 was ihm anderswo geschah,
 des genas es auch!

Oppe zückte Geppen Gumpen ab der Hand,
 des half ihm sein Drischelstab,
 doch noch schied es mit der Meutel Meister Adelber.
 Das war alles um ein Ei, das Ruprecht fand
 (der Teufel, wahn' ich, ihm es gab!),
 damit droht' er ihn zu werfen immer von dort her.

¹ Das Gebände (den Hauptschmuck) bis auf die Augenbrauen herab binden.
 Reithart vergleicht dann diesen Abspitz dem Sturmhute der Krieger.

Oppe der war beides zornig und auch lahl,
 unbekachtam sprach er: „Trach!“
 Ruprecht warf's ihm an den Klag,
 daß es rann zu Thal.

Friderich bei Gotelinde wollte gehn;
 des hatt' Engelmar gedacht.
 Ob's Euch nicht verdrücke, sag' ich Euch das Ende gar.
 Eberhart der Meier mußt' es unterstehn:¹
 zu der Sühn' er ward gebracht:
 anders wären beider Händ' einander in das Haar.
 Zwein erbost'n Gansern gehn sie ähnelich
 gen einander all den Tag.
 Der des Voresingens pflag,
 das war Friderich.

XIII.

Es ist Winter, nehmt des wahr
 an der lichten Heide:
 die hat er entblüthet und den grünen Wald.
 Blumenrust und Vogelsang ach! nun verschwunden ist.
 Sie sind beide farblos gar;
 seht an ihr Getreide,²
 das ist alles von dem leiden Reife kalt;
 manches Hertz entbehrt der Lust durch ihn zu dieser Frist.
 Werd' ich froh'
 das kommt noch von einem lieben Wahne:
 daß sie mache sorgenfrei
 mich, der gern ich wäre bei:
 das ist die Wohlgethane.

Giebt mir Jemand guten Rath?
 Wohl bedürft' ich Lehre:
 Zween durch Reid nun kamen darob überein,
 mögen sie's verhindern, wird sie nimmer mir zu Theil.
 Einer viel geschöffet hat,
 seht, der müht mich sehtre
 mit den Wirren, die er stüft groß und klein:
 wirbt um ihre Minn' er, müsse folgen ihm Unheil!

¹ Hindern, dazwischen treten. ² Was sie, die Heide, trägt.

Er ist ein Gauch!

Wo ich mich verbürge in dem Lande,
er und jener Engelher
treiben mich mit Kampfes Heer
von meinem Ort, o Schande!

Weh den Bengeln! Ihren Haß
muß ich allorts leiden,
die den Sommer Tänze führen in dem Gau
und den Winter in der Spielfuß auch die Herren sind.
Engelmar nicht macht es haß.

Gerne möcht' ich meiden
ihres Uebermuthes mir verhaßte Schau.
Diese Roth ertrag' ich um ein wohlgethanes Kind.

Der nicht gönnt'
ihnen ich, das ist des Hasses Quelle.
Es ist ohne mein Geheiß,
drängt sich frech in ihren Kreis
Degetind der Schnelle.

Aber jezt genug dieser Lieder. Auf die Länge widert es uns an, einen begabten Dichter in solchen Albernheiten sich bis in das Greisenalter herumtreiben zu sehn. Daß Reibharts Schilderungen aber nicht etwa bloß dichterische Erfindungen seien, wie man hat behaupten wollen, sondern guten Theils auf Erlebnissen beruhen, geht aus Liedern hervor, die die von ihm gereizten Bauern in Baiern und Oesterreich wider ihn sangen. Nicht alle derselben sind mittheilbar, hier sind jedoch einige; sie sind in Tönen Reibharts, wie das Brauch war:

A.

Herr Reibhard hat uns hier¹ verlassen, wie die Kräh den Steden,
die von hinnen flieget um zu sitzen auf der Saat.
Es soll ein Mann mit fremden Weibern nicht zu viel gezecket,²
der die wahre Schuld an ihnen nicht erfunden hat.

¹ Zu Baiern? ² Sich um sie kümmern, sie beschuldigen, herumziehen.

Ein tägliches Brod er niehe: des hat er daheim genug,
Und laß' in Ruhe Hildebolden samt dem Kräutlein, das er
bei sich in dem Beutel trug.

B.

Herr Reidhart, mögt Ihr's lassen?
Euch mag's misselingen!
nun habt es auf die Treue mein:
ja, mag ich, es muh Euch bei dem Tanze werden leid!
Wollt Ihr auf den Straken
viel mit uns Euch dringen:
wie breit auch eure Mulden¹ sein,
die da hell erglänzen, und die ringelichte Pseid,²
Und wäret Ihr der Teufel gar
mit eurem blanken Gute.
ich färb' ihn, sag' ich Euch fürwahr,
mit meinem Schwert' im Blute.

C.

Herr Reidhart, euer Kaiser säumt zu lange:³
den bringet Ihr uns jedes Jahr mit eurem neuen Sange;
des wäre auch dem Bauer Noth:
der ist beinahe Hungers todt
und dünnet ihm die Wange.

D.

Herr Reidhart hat gesungen,
daß ich ihn hassen will
um meines Neffen willen,
des Neffen er beschalt.
Er laß' sie unbedrungen!
Es ist ihm gar zu viel.
Nied' er doch seine Grillen
und hätt' er der Gewalt!

¹ Er nennt spöttisch so die gebogenen Platten am Brustharnisch. ² Mantel,
Hod aus Ringen, die Brünne. ³ Er hatte mit der Ankunft des Kaisers
(Friedrich's II.) in Oesterreich den Bauern gedroht; aber diese haben auch über
die Herren zu klagen.

Sein Schelten, wiß' er, mich an Freuden leget:
wird die Weibetruthe mir geweket,
ich trenn' ihn auf, daß man wohl einen Sessel in ihn setzet!

E.

Der von Neuenthal
hebet albernem Schall.
ungenädiger Droh
der treibt er zu viel
So mir Düringhart!¹

Ihn gereuet die Fahrt,
widerdräut er mir so,
daß er bestreichen will
Mir die Stelzen:² so muß er sich zorn'ger Drücke nieten.³

Der Kaiser Otte konnte nie den Widerschlag verbieten.⁴
Ich versuch' es, käm' er her, ob ihn die Schwertter schrieten!

Aus Baiern mußte Reidhart, man weiß nicht weshalb, aber viel-
leicht gerade wegen seiner Liebesgeschichten, fort und verlor Neuenthal.

Auf seine bayerische Ungenade und seinen Ueberzug nach Oester-
reich haben nun folgende Sprüche Bezug.

XIV.

Wobon soll man fürderhin nun mein Gespäß' erkennen?

hie bevor da kannte man es wohl durch Neuenthal.

Davon sollte man mich noch von allem Rechte nennen:

nun ist eigen mir und Lehen da gemessen schmal.

Kinder, heißet den Euch singen, der des nun gewaltig sei,

ich bin ausgestoßen ohne Schuld: nun laßet, gute Freunde, mich
des Namens frei.

XV.

Ich habe meines Herren Günst verloren ohne Schuld,

davon ist mein Herze Jammers und auch Trauerns voll.

Reicher Gott, nun richte mir's so gar nach deiner Hulde,

so manches werthen Freundes ich mich nun entschlagen soll.

¹ D. i. So mir ich selbst helfe. Düringhart heißt der Bauer. ² Die
Beine mit Blut. ³ Sich gefaßt machen auf. ⁴ Otto der Große.

So lieh ich im Baiernlande Alles, das ich je gewann,
und fahre hin gen Oesterreiche und will hoffen auf den werthen
Osternmann.¹

XVI.

Meiner Feinde Will' ist nicht zu wohl an mir ergangen;
wollte Gott, des möchte noch viel leichts werden Rath.
In dem Lande z' Oesterreiche ward ich wohl empfangen
von dem edlen Fürsten, der mich nun behauset hat.
Wie zu Medelide bin ich immer ehn' ihr' aller Dank:
nicht mir leid ist, daß von Eppen und von Gumpen je zu Neuen-
thal so viel ich sang!

In Oesterreich ward er freundlich aufgenommen und erhielt
vom Herzoge zunächst einen Schrein mit Silbergeräthe zum Geschenke,
was ihn zu einer neuen Bitte veranlaßt:

XVII.

Fürste Friderich,
traun, und wär' es kittelich
um ein kleines Häufelein,
da mein Silbers voller Schrein
wär' behalten inne, den mir Deine Gnade gab:
Darum bitt' ich Dich,
Du vernimm' es genädiglich,
denn in deinem Gau mir ward
manche schmöde Trohung hart;²
ich will es verdienen immer, Herr, bis an mein Grab.
Hier mit meiner Hand,³
hin zu Gott zugleich mit meiner Zungen
wird im hohen Ehor ein Lobes Lied von Dir gesungen,
davon Du wirst in dem Paradiese weit erkannt.

Seine Bitte ward gewährt, aber der Dichter fand sich dadurch
nur zu neuer Bitte bewogen.

¹ Den Herzog von Oesterreich. ² Ein seltsamer Grund. Heidhart hatte
also sofort auch mit den österreichischen Bauern angebunden. ³ Als Ritter.

XVIII.

Milder Fürste Friederich, an Treuen gar ein Hlins,
 Du hast mich behaufet wohl,
 Gott Dir billig lohnen soll:
 ich empfieng nie reichre Gabe mehr von Fürstenhand.
 Das wär' alles gut, nur daß der allzu große Zins: —
 Des, womit die Kinder ich
 nähren sollt', beraubt er mich;
 so wird zwischen mir und meinen Freunden bald ein Pfand.¹
 Lieber Herrre mein,
 willst Du mir den Zins geringen,
 deines Griles Kämpfe will ich sein
 und dein Lob wohl sprechen und auch singen,
 daß es laut erschallet von dem Elbstrom an den Rhein.

Man ersieht aus dem Spruche zugleich, daß Reidhart Kinder hatte, folglich wohl auch bewelbt war. Er gieng also den Bauernbirnen wohl nur nach, um den Hof zu erlustigen jezt in Oesterreich wie früher in Baiern, und damit sein Brod zu verdienen? Um so schlimmer für ihn und für den Hof. Man begreift, wie man ihn später als Vorbild aller Hofsßaßmacher, als Añnherren aller Hofnarren ansehen konnte. Männlich ernste Lieder wird Reidhart gewiß nicht viel gesungen haben; erhalten ist nur eines, worin er der Welt, seiner Herrin, den Dienst auffagt.

XIX.

Alles, das den Sommer freudig Blumen laß,
 das beginnt zu trauern gen der winterlangen schweren Zeit.
 Sanges sind die Vögelein verstummet überall.
 Gar verborben sind die Blumen und das Gras.
 Schauet, wie der kalte Reif nun überdeckt den Wald so weit,
 und die ehmal's grüne Heide lieget nun so sahl.
 Allgemeine Klage doch
 mir die Freude wendet,
 die mein Endetage läßt noch
 leider unverendet.

¹ D. i. ich muß bei ihnen borgen.

Sie nimmt immer Wunder, was die Klage sei,
 die zur Besserung ich meinen lieben Freunden sagte laut.
 Nun, ich will's Euch sagen, daß ihr sprecht: „Es ist wahr.“
 Auf der Erde Niemand lebet sündenfrei,
 ja, je länger desto böser in der Christenheit man's schaut.
 Meine Tage schwinden und es kurzen meine Jahr.
 Sollt' ich Freude haben da
 die von Herzen läme,
 Dienst jedoch vertoeigern, ja,
 davon Lohn ich nähme?

Wäh'n' ich Sünder zu betweinen meine Schuld,
 so will meine Herrin, daß ich ihren Kindern neuen Sang
 sing', und ich muß durch Versagen sie dann machen still.
 Nimmer darf sie laden mich um ihre Huld
 ihr zu dienen; nein, zur Trennung fühl' ich einzig Geistes Drang.
 Ich bin fest entschlossen, daß die Seel' ich retten will,
 Die von Gott ich fernte weit
 mit üppiglichem Sange:
 der Engel helf' ihr in dem Streit
 und schirme sie vor Zwange.

Ohrelose Herrin, weh! was wollt Ihr mein?
 laßt Euch tausend junge dienen fürderhin an meiner Statt;
 ich will einem Herren dienen, dem ich eigen bin.
 Ich will nun nicht länger euer Sänger sein.
 Daß in eurem Dienst ich je so manchen frohen Tritt getrat,
 das ist meiner Seele, meines Heiles Ungewinn.
 Daß ich Euch da nicht entwich,
 das ist mir größte Schwere,
 und zum Herren wandte mich,
 des Lohn noch besser wäre.

Meine Herrin älter ist denn tausend Jahr
 und ist dümmter denn bei sieben Jahren sei ein Kindelein:
 mit so schwachem Wesen ward mir Herrin nie bekannt.
 Sie hat mich verleitet bis an's Ende gar
 und hat noch Verlangen, daß ich immer soll ihr Diener sein.
 Also sagte mir ein Bote, den sie hatt' an mich gesandt,

Und entbot mir offenbar
 Dienst' und ihre Minne:
 da widersagt' ich ihr so gar,
 sie falsche Trägerinne!

Seit die Weisen alle heißen Gotteskinder
 (wär' ich weise, dann so käm' ich auch hin in der Kinder Schaar
 zur Versammlung: leider ist es ferne mir dahin!)
 Und der Welt Getreue sämmtlich Thoren sind:
 Herre Gott vom Himmelreiche, gib mir dein Geleite dar;
 Kraft ob allen Kräften, Du nun stärke mir den Sinn,
 Daß ich meiner Seele Heil
 um Dich verdienen müsse
 und ewiglicher Wonne Theil
 durch Willen deiner Süße!

Dies Lied zeigt ernste, ja gedrückte Stimmung. Er fühlt die Nichtigkeit seines Thuns und Treibens. Allein er hängt doch daran sogleich wieder seine alten Klagen über seine bauerlichen Gegner, gleich dem Esel der zur Mühle geht, auch wenn er keine Sade zu tragen hat, nur aus alter Gewohnheit. Aber urtheilen Sie selbst, er fährt fort:

Wenn ich so zur Trauer wende meinen Muth,
 so kommt Einer her und spricht: „Ihr Guter, singt doch uns etwas!
 Laßt uns mit Euch singen! Uns zu Freuden helfet fein!“
 Was man aber singet nun, ist nicht zu gut;¹
 meine Freunde sprechen sämtlich: „Ihr einst sanget wahrlich bas!“
 Sie nimmt Wunder, wo die Tölpel alle hingekommen sein,
 Die da waren hiebefore
 auf dem Tulnerfelde?²
 Einer redt sich noch empor:
 des Ueppigkeit ich melde.

¹ Es waren sonach andre Lieder am Hufe in Aufnahme gekommen; das rügt er. ² Man wollte von den Bauern nichts mehr hören.

Er geheissen ist mit Namen Limizaun,
 er und seiner Freunde einer, der getauft ist Holerschwamm:
 Ihresgleichen nimmer Jemand noch erblickte hier.
 Cines Haar ist lodicht salb, des Andern braun:
 kümmer sind sie noch als der, der Fridrunen Spiegel nahm,
 oder jene, die zu Wien einst lausten Platten zier.¹
 Ihre Hüfser sind noch jetzt
 wohl mit Knöpfen feinen
 zwiefach um den Hals besetzt,
 daß sie fernhin scheinen.

Hüte, Röcke, Gürtel, die sind zingerlich²
 ihre Schwerter lang; die Strümpfe reichen kunt bis an das Knie.
 Jeden Sonntag durch den Sommer trugen sie sich so.
 Ueppigliches Muthes zeigen stets sie sich:
 beide kamen von der Treijam her in's Thal, wer weiß es, wie?
 Wie vertrug's nur Limizaunen Jungfrau Süßel, oh!
 Daß an ihrer Hand er sprang
 den Reien? Von der Tschöpen³
 sein Haupt abgeschmakt er Schwang
 gen ihr zum Tarlepen!⁴

Hiermit genug der Reidhartischen Lieder. Weiß uns Jemand
 über den Dichter etwas Näheres mitzutheilen, so wollen wir das
 mit Dank annehmen.

Ziel ist über ihn nicht bekannt, sagte darauf der alte Graf,
 obgleich er unter allen Minnesingern der einzige ist, dessen Lieder
 auch in einem alten Trude vorliegen. Wenn alle Lieder, die ihm
 zugeschrieben wurden, wirklich von ihm herrührten, so wäre er
 der reichste aller Minnesinger; aber wohl fast zwei Dritttheile
 der seinen Namen tragenden Lieder sind ihm untergeschoben. Wir
 erkennen daraus, daß gerade diese Gattung von Liedern, später ge-
 raden Reidhart genannt, nach der Hälfte des 13. Jahrhunderts

¹ Sie wurden vom Herzoge in das Kriegsheer genommen, deshalb lausten
 sie Harnische (Platten). ² Keitlich. ³ Jene. ⁴ Wohl Name eines Tanzes.

sehr beliebt wurden. Daß die meisten Reidharts unwürdig sind, versteht sich von selbst. Viele sind nicht nur roh der Form nach, sondern auch schmutzigen oder doch sehr gemeinen Inhaltes. Reidharts echte Lieder lassen sich in zwei Abtheilungen scheiden: Lieder, die er in Baiern dichtete, und Lieder, die er in Oesterreich sang. Daß er einen großen Theil seines Lebens in Baiern zubrachte, ist sicher; ob aber sein Gut wirklich Neuenthal hieß, wie Wadernagel annimmt, ist doch nicht so ausgemacht. Denn war es sein Eigen, und hatte er es (nach einem wahrscheinlich unechten Liebe) von seiner Mutter ererbt, so konnte er es nicht durch die Ungnade des Baiernherzogs verlieren; nur Lehen konnten eingezogen werden. Der Kreuzzug, an dem er sich von Baiern aus betheiligte, war der Kreuzzug, an dem er sich von Oesterreich nach Syrien und Damietta 1217—1219. Nach 1230 mußte er Baiern verlassen; er wandte sich 1234 nach Oesterreich zu Friedrich II., dem Streitsbaren, der ihn zu Weibling an der Donau behauste und der 1246 in der Schlacht an der Leita gegen den Ungarkönig Bela IV. fiel. Den Tod seines Vönners scheint Reidhart nicht erlebt zu haben; Nirgends findet sich eine Erwähnung dieses Ereignisses, die sonst laum fehlen würde. Da er in Oesterreich achtzig neue Weisen, im Ganzen aber hundert und vierzehn Lieder gedichtet zu haben behauptet, so hat er in Oesterreich mehr als in Baiern gesungen. Mehr als die Hälfte dieser Lieder ist jedoch verloren. — Für heute aber, meine ich, haben wir genug vernommen.

Die Gesellschaft nahm hierauf den Nachtrunk. Noch manches Wort ward dabei über Reidhart gesprochen. Seine Begabung und Gewandtheit ward allgemein anerkannt, aber die Frauen fanden es eines Mannes unwürdig ein ganzes langes Leben in Dichtungen solcher Art gleichsam zu verschwenden.

Fünfte Nacht.

Heute und fernerhin werden wir dem eigentlichen Minneliebe nur selten noch begegnen. Wir nähern uns mehr und mehr der Zeit, wo bürgerliche Sängere, Meister nennen sie sich selbst, die Stelle sowohl der fahrenden als auch der ritterlichen Sängere einnahmen. Es sind sämmtlich Männer, die durch ihre Kunst ihr Brot zu erwerben suchen. Zum großen Theile mochten es wirkliche Fahrende sein, die nun auch der höfischen Kunstschöpfung sich befließen; freilich zu einer Zeit, da diese bereits die Gunst der Großen fast überall verloren hatte, und die ritterlichen Sängere mehr und mehr zu verstummen begannen. Das scheint mir aus einem Spruche eines der berühmtesten Meister hervorzugehn, des Marner's: er sagt nämlich:

Singe ich den luten minn' liet,
so wil der erste daz,
wie Dieterich von Berne schiet,
der ander, wā kune Ruother saz;
der dritte wil der Riuze sturm: so wil der vierd Ekhartes nôt,
Der fünfte wen Krimhilt verriet;
dem sehten tute baz,
war komen st der Wilzen diet;
der sibende wolde eteswaz
Heimen od hern Witchen sturm, Sigfrides od hern Eggen töt:
So wil der achte dā bi niht wan hūbchen minnesanc;
dem niunden ist diu wille bi den allen lanc;
der zehende enweiz st wie:
nu aus nu so, nu dan nu dar, nu hin nu her, nu dort nu hie,

dâ bi hœte maneger gerne der Ymlunge hort:
 der wiget mln wort
 ringer denne ein ort:
 des muot ist in schaz verschort.
 aus gêt mln sanc in maneges ôrn, als der mit blige in marmel
 hort;
 aus singe ich unde sage iu des iu niht bi mir der künic enbôt.

Wir sehen hieraus, daß er, der kunstfahrene, anerkannte Meister den Leuten auch neben höfischem Minnegeänge versang von Dietrichs Flucht zu den Heunen, von Ruothers Brautsahrt, von (Egels?) Kriegen gegen die Neußen, von Edehartes (des Pflegers der Harlunge) Noth, von dem Verrathe der Grimhild, von dem Untergange der Wilzen (Belataben), von Heimes und Witichs Kämpfen, von Sigfrids oder Eggen Tod: alles Gegenstände der deutschen Heldensage, deren Träger die Hahrenden waren, und von denen die eigentlichen Kunstdichter sich sämtlich fern hielten.

So hub heute Frau Irngard an; das erste Lied jedoch, das sie vortrug, war eines des Herrn Balthers von Nef. Sie las:

Wieder muß ich heuer klagen, wie ich klagte fere:
 daß so mancher unentloegt
 Blumen trägt,
 der nicht Laubes wäre werth.
 So klag' ich die Blumen und der kleinen Vögel Sang.
 Leider gönn' ich keinem nie
 dort noch hie,
 den nicht freut der süße Klang.

Sollt' ich wünschen, so wellt' ich den Vögeln wünschen das,
 daß sie mit Verstande doch
 schieden noch
 von den Leuten Leute daß.
 Sängen sie den Leuten je nach ihrer Herzen Stand,
 jeder müßte dann so fort,
 welchen Ort
 süße Tugend in ihm fand.

Wes die Nachtigal mit ihrem Sange nehme wahr,
der möcht immer sein des froh;
sicht, also
würd' ein Fingerzeigen dar.

Wem der Rufus jäng' und auch ein Distelfinkelein,
den vernähme man dabei
Tugend frei:

• weh, wie viel der würden sein!

Ein artiges Liedchen! sagte Verta. Schön wär' es in der
That, wenn man auf so leichte Weise zur Erkennung der Menschen
gelangen könnte. Wer war denn dieser Walther von Meß?

Man würde bald die Vögel samt und sonders austrotten, rief
der Herzog ihr zu; das dürfen Sie mir glauben.

Nach v. d. Hagen, antwortete ihr der alte Graf, soll die
Stammburg der Herren von Meß unterhalb Bogen am rechten Eisch-
ufer gestanden haben. Nachweisbar ist Walther jedoch nur, wenn
man in einer Urkunde des Trienter Bischofs Egino vom Jahre
1271 das scheinbar sinnlose *dmni de Wali de Metz*, was v. d.
Hagen „sichtlich verschrieben oder verlesen“ nennt, in *dmni*
Walt'i de Metz, ändern darf. Ist die Aenderung erlaubt, so
war Walther der Vater Adalberts von Meß, durch dessen Tod die
Burg zu Meß als erledigtes Lehen an den Bischof zurück fiel.
Mit Adalbert wäre sonach um 1270 das Geschlecht erloschen.

Daran reiße ich, begann Irmgard wieder, ein Lied Herrn
Friedrichs des Knechtes.

Run will uns der kleinen Vögel Singen
offenbar hier nicht länger sein;
also will der leide Winter zwingen
Jahr für Jahr lichter Blumen Schein.

In dem Walde nicht ich lann
ein grünes Kränzel finden:
womit soll ich meiner Freuden Trost ihr lodicht Haupt bewinden,
die zur Schönheit Güte viel gewann?

Da zum ersten Mal ich sah die Gute,
 wohl der Zeit! Heil mir da geschah;
 da sah ich ihr nahe sonder Hute,
 das mir seit nimmermehr geschah.
 Wie sie hieße, des frag' ich;
 schnell da sprach die Schöne,
 sie sagte: „So je länger so je lieber.“ Gott sie kröne!
 Also hat sie mir genennet sich.

Ob sie Jemand anders lieber wäre,
 traun, als mir, sanfter wär' ich todt;
 dennoch hab' ich langer Herzensschwere
 viel von ihr und der herben Noth.
 Ich bin ihr „Je länger so
 je leider“ vor genennet.
 O weh! daß ihre Güte mich in Gnade nicht erkennet,
 davon werd' ich Lohnes selten froh.

Herr Fridrich der Knecht! eine sonderbare Bezeichnung, sagte
 Verta.

Knecht will hier sagen Edelknecht; das Wort bezeichnet
 einen Edlen, der keine eigene Burg besaß, nach der er sich nennen
 konnte, und in Anderer Diensten stand, erwiderte darauf der alte
 Graf. Eine Regensburger Urkunde vom Jahr 1213 bezeugt ein
 Fridericus puer, den von der Hagen in Fridrich der Knecht
 verdeutschet und für den Dichter hält. Er möchte ihn zu einem Dienst-
 manne der Herren von Mergersdorf (Oesterreich unter der Enns)
 machen, weil der südtirolische Dichter Seltar drei Knechte — Uram,
 Nucprecht und Fridrich, — beschelte, daß sie die Herren vor
 Mergersdorf so äßen. Sie seien so feist bei ihrer Minnellage, die,
 wäre sie ernst gemeint, Niemand ein Jahr überleben könnte. Das
 ist alles was ich beibringen kann. Der Fridericus puer scheint
 mir jedoch zu früh für den Dichter, der wohl sicher der zweiten
 Hälfte des Jahrhunderts angehört. Daß unser Dichter übrigens
 für einen Ritter galt, bezeugt das ihm gegebene „Herr“.

So lasse ich denn zwei Sprüche Bruder Bernhers folgen,
 ergriff Irmgard wiederum das Wort. Sie beziehen sich auf Kaiser
 Friedrich II. und dessen Sohn Ruonrad IV.

Im Kaiser Friedrich II.

I.

Welch Fürste sich dem Kaiser naht
 mit Schein' als ob er ihn mit Treue meine,
 und wider ihn übt falschen Rath,
 der hat zu ihm sich wie ein Wolf gesellen.
 Der schleicht in dem Walde nach
 dem Manne, wann der strauchelt, rasch dann schnellet
 er auf ihn los und thut ihm Schmach:
 er fällt ihn grimmig an, der falsch' unreine.
 Herr Kaiser, setz zum Fuße hin,
 Ihr sollt den Rücken wohl mit Klugheit hüten;
 der nach Euch späht mit Wolfes Sinn,
 dem wehret rasch und kühn, bevor er wagt zu wüthen.
 Von einem Halme kommt ein Feuer,
 wenn nicht dem Brand man widersteht,
 davon ein Haus verbrennt, und das
 auch an die Scheuer geht.

Affe und Schildkrot.

II.

Ein Affe wollte über See, jedoch er konnte schwimmen nicht;
 da bat er eine Echorpe, daß sie trüg' ihn, wie die Sage spricht.
 Sie nahm ihn auf den Rücken denn und trug ihn fernhin in die Fluth.
 Als mitten in die See sie kam, sie sprach: „Hie will ich tauchen mich.
 Du giebst mir denn dein Herz als Lohn, sonst laß ich hier ertrinken
 Dich.“
 Der Affe bot ihr für das Herz jedesweß andre Glied. „Wohl gut,
 sprach sie, jedoch ich will dein Herz!“
 Sie schwamm indes dem Strand zu nahe:
 der Affe sprang von ihr auf's Land, so kam die Echorpe denn in
 Schmerz.
 Wer klug ist, für ein Gleichniß dich empfahe:

Der Kaiser kam vom Meer zurück, mit Sprung' erreicht' er sichere
 Statt:
 Ihr meersfahrigeren Schörpfelein, er machet euer Heil nun matt.

Im König Konrad IV.

III.

Ich bin des edlen werthen Königes Milde froh,
 in der er lebt und dabei pflegt so tugendreicher Güte,
 so daß sein Lob mit Recht aufsteiget und so hoch dann steht.
 Des edlen Kaisers Sohn will Euch ich schildern so:
 Und stünd' ein ganzer Wald voll Tugend und in milder Blüthe,
 der könnte nimmer tragen doch die Tugend, die 'r begehrt.
 Er ist ein reichgeschmückter Baum,
 der Obst mit Willen streuet;
 Ihr aller Mild' ist gen der seinen gar ein Traum,
 so manchen seine Huld mit Gab' erfreuet.
 Des jammert mich, weil ich alleine
 Der Milde nie von ihm genos;
 doch schilt das seine Milde nicht:
 mein Unheil leider ist nur allzugroß.

Auf denselben.

IV.

Dem edlen Könige gönn' ich wohl, daß ihm sein Ding nach Wunsch ergeh',
 auch trag' ich jedem Dienstes Günst, wer ihm mit Treuen bei gesteh'.
 Er lebt in echter Königswürde, nimmerdar er eitel prahlt.
 Wär' nicht er eines Königs Kind, er sollte dennoch König sein,
 so daß das ganze Reich ihm dien' in Ehren, auf die Treue mein,
 und wie nach allem Recht sie soll, die Kron' auf seinem Haupte strahlt.
 In seiner Jugend er erwach
 den Ruhm, daß ihm Gewalt aus Furcht sich neiget;
 sein reines Herz jedoch davon und seine Tugend nicht verdarb,
 so daß, ein echter König, auf er steigt.
 Nun sitzt er auf des Glückes Rad: will er, daß ihm es wanke nicht,
 und daß ihm Gott genädig sei, den Armen heg' er gut Gericht.

Auf die Rheinherren.

V.

Des Rheines Sitte kannt' ich wohl, es war mir lange kund,
 daß dort des Haars Pflege sehr entgelten muß der Mund.
 An Tugend krank, an Milde jung, so sah ich dort sie stehn:
 man muß die hohen Herren um ein Essen sehr dort stehn.
 Gar glücklich muß fürwahr der sein, dem's da soll gut ergehn;
 sie sind so milde, wie ein großer starker Schäferhund.
 Wenn ich da klagte meine Noth
 und all mein Herzeleid,
 der sprach darauf: Er wäre selber keinah Hungers todt.
 Mit armer Heffart machen sie sich breit:
 der Gab' und ihres Aurzgewandes will entbehren stets ich gern:
 Es ist ein jämmerliches Volk: nicht Ehr' ist ihnen Leitestern!

Der erste Spruch, nahm der alte Graf das Wort, mag in den Jahren 1235—37 gedichtet sein, da sich der zum Könige ernannte ältere Sohn Friedrichs II., Heinrich, gegen den Vater emporthe, und Friedrich der Streitbare von Oesterreich sich wider den Kaiser setzte. Der könnte mit dem Wolfe gemeint sein. Der zweite Spruch bezieht sich augenscheinlich auf die unerwartete Zuruückkunft Kaiser Friedrichs II. vom Kreuzzuge 1229. Unter der Schorpe (eigentlich Scorpion) wird der Papst Gregor IX. gemeint sein, der den Kaiser unablässig zum Kreuzzuge mahnte, und, als er fort war, in Calabrien einfiel. Die Schorpelcin sind des Papstes Anhänger, denen die Heimkunft des Kaisers verderblich ward. — Die beiden Sprüche auf König Rucrad IV. sind nach 1237 gedichtet, in welchem Jahre dieser nach seines Stiefbruders Heinrichs Gefangennehmung zum Könige gewählt ward. Für den Klagespruch auf die Rheinherren läßt sich begreiflich kein Jahr festsetzen.

Die letzten beiden Sprüche, die ich mittheile, nahm Irmgard wieder das Wort sind leicht verständlich. Der erste ist eine Mahnung an Friedrich von Oesterreich, sich mit dem Kaiser zu söhnen,

demnach um 1237 gedichtet; der andere eine Aufforderung an die schwäbischen Herren, sich dem Dichter hold zu erweisen.

VL

Ta große Dörfer nicht sind mein
 noch große reiche Städt' in weiten Landen,
 so mag ich davon frei wohl sein,
 das irgend einem hier aus Furcht ich diene.
 Doch wär' ich Herr im Osterland,
 eh ich verlör' die gute Stadt zu Biene,
 ich wollt' eh reiten auf den Sand
 nach Rürnberg, stellen mich zu Reiches Handen.
 Gen Neß auch wär' mir's nicht zu viel
 zu reiten nach des hohen Kaisers Hulden;
 ja, wär' Trapani mir als Ziel
 gesetzt, ich ritt', eh ich verlör' zwei Land' von meinen Schulden.
 Ich will der reichen Land' und auch des großen Gutes schweigen noch:
 so manchen edlen Dienstmann, seht, verlag' ich nimmer doch.

VII.

Ich hab' der Schwaben Bütigkeit in fremden Landen oft gesehn,
 da warben sie nach Ehre stets; den Ruhm muß ihnen man gestehn;
 nun will in ihrem Land' ich schaun, wie sie daheim sind gemuth:
 wer mir daheim und anderswo von Rechte muß gefallen wohl,
 der sei gewiß, daß ich ihm thu' mit Sang' als ich nach Rechte ihm soll.
 Ist's, daß ich ihn erkund' also, daß er vor Schanden steht in Hut.
 Ein Lob das aus der Himath fährt,
 dem stimmen Weise zu in allen Landen.
 War mancher oft aus Eitelkeit bei Fremden großes Gut verzehrt,
 den man daheim sieht in großen Schanden.
 Wer zweifach Lob erwerben will, sein Haus auch ehr' er, schön das sieht:
 Das Wasser nirgends ist so gut, als wo es von der Quelle geht.

Ueber den Dichter ist etwas Näheres nicht bekannt. Aus seinen
 Sprüchen ersieht wir nur, daß er als Pilger an einen Kreuzzug

sich angeschlossen, wahrscheinlich an den Leopolds von Oesterreich oder an den Friedrich II., und daß er daher die Bezeichnung Bruder, d. i. Wallebruder, führt. An meisten Beziehungen zeigt er zu steirischen und österreichischen Landherren, so daß wir ihn in Steier oder Oesterreich heimisch annehmen dürfen. Außerdem beklagt er noch den Tod des Baiernherzogs Ludwig (1231), rühmt den Grafen Peppo XIII. von Henneberg und den Grafen Ruodolf von Castell, dessen Streit mit Bischof Hermann von Würzburg 1230 durch Ludwig von Baiern ausgetragen ward. Bernher ist hauptsächlich scheltender Dichter und war als solcher gefürchtet.

So schloß der alte Graf die Betrachtung dieses Dichters, und Irmgard fuhr fort.

Ich lasse auf ihn seinen Zeitgenossen, den Tannhäuser folgen, von dem wir nicht nur Sprüche, wie von Bernher, sondern auch Lieder und Leiche haben.

Ist das der Tannhäuser, den die Sage in den Hirsfelberg zu Frau Venus gehn läßt? fragte Verta.

Eben der, antwortete Irmgard und sie las:

I.

Die Herrin mein will lehn'n mir,
 der viel ich diene sonder Wahn,
 des sollt Ihr alle danken ihr:
 sie hat so wohl zu mir gethan!
 Nur will sie, daß ich wend' den Rhein,
 daß er gen Koblenz nicht mehr geh',
 so will sie thun den Willen mein;
 dazu soll Grines ihr dem Ee
 ich bringen, wo die Sonne geht
 zu Naß, dann ist sie hold mir gern;
 auch will, der nahe dabei steht,
 sie nicht entbehren jenen Stern.
 Ich hab' den Muth,
 was sie mir thut,
 das soll mich alles dünken gut.
 Sie war vor mir in steter Gut,

die Reine.
 Sonder Gott alleine,
 so kennt die Helde Niemand, die ich meine.

Ich muß dem Mond auch seinen Schein
 benehmen, dann erst blüht mein Feld;
 dann lohnt sie mir, die Herrin mein,
 mag ich umgraben all die Welt.
 Ja, möcht' ich fliegen als ein Staar,
 so thät' die Liebe mein Begehrt,
 und hoch auf schweben wie der Nar;
 und wenn zumal ich tausend Speer
 zerbräch' wie mein Herr Gamuret
 vor Rantokis mit reicher List,¹
 dann sänd' Erfüllung mein Gebet:
 so muß ich haben große Kost.²
 Ich hab' den Muth u. f. w.

Sie spricht: Benehm' ich ihren Fluß
 der Elbe, thu' sie gern mir wohl,
 dazu der Donau ihren Schuß:
 ihr Herz ist ganzer Tugend voll.
 Den Salamander muß ich ihr
 auch bringen aus dem Feuer her,
 so will die Liebe lohnen mir
 und heldt erfüllen mein Begehrt.
 Mag ich den Winter und den Schnee
 abhalten, hör' ich sie gesiehn,
 dazu den Sommer und den Alee,
 dann soll mir auf die Freude gehn.
 Ich hab den Muth,
 was sie mir thut,
 das soll mich alles dünken gut.
 Sie war der mir in steter Gut,
 die Reine.
 Sonder Gott alleine,
 so kennt die Helde Niemand, die ich meine.

¹ Der ritterliche Speerkampf; pugna justa. ² Aufwand, Kosten.

Auf Fridrich, Herzog von Oesterreich. 124.

II.

Ja Herr Gott, wie verlor ich nun den Held aus Oesterreiche,
 der mich so wohl behauket hat nach seinen großen Ehren.
 Durch seine Gnade war ich Wirth: in Trauer nun ich schleiche;
 nun bin ich wider worden Gast: wo soll ich hin nun lehren?
 Wer will mich sein ergehen wehl? Wer thut nach ihm das beste?
 Wer pflegt der Thoren wie er pflag so wohl der stolzen Gäste?
 Des fahr' ich irr', ich weiß nicht wo ich Wohlgemuthe finde,
 und lebt' er noch, so wellt' ich selten reiten gen dem Winde.
 Der Wirth der spricht: O weh, Herr Gast, wie hietet Euch so schwinde?

Zu Wien da hatt' ich einen Hof, der lag so rechte schöne;
 Leopoldsdorf war dazu mein, das liegt bei Kuchie nahen;
 Zu Hünzburg hatt' ich schönes Gut: der reiche Gott ihn kröne!
 Wann soll ich jemals davon wehl nun den Ertrag empfangen?
 Es soll mich Niemand schelten, traun, ob ich ihn klag' in Treuen,
 mit ihm ist meine Freude todt, davon muß er mich reuen.
 Wo willst Du dich, Tannhäuser, doch hinfürter nun behalten?
 wo kennst Du edlen Gönner, der Dein freundlich wolte walten?
 O weh, wie längert sich die Zeit: in Armuth muß ich alten!

Mein Saumthier trägt zu wenig, traun, mein Roß ist überladen,
 und meine Knechte gehn zu Fuß; meine Reissack ist leere.
 Mein Haus das sieht gar ohne Dach; was hilft's, klag' ich den Schaden?

Die Thüre meiner Stube fehlt: das ist mir worden schwere.
 Mein Keller ist gefallen ein, verbrannt ist meine Rüche;
 mein Stadel sieht gar ohne Band, mein Heu gieng in die Brüche.

Mir ist gemahlen noch gebaden, gebrauet ist mir selten,
 und sadenscheinig ist mein Kleid: des mag ich wohl entgelten.
 Geräthes halb darf Niemand mich keneiden noch beschelten.¹

III.

Die schönen Frau'n, der gute Wein, die Bissen isst am Morgen
 und zweimal in der Woche Bad: das scheidet mich von Gute.
 Dieweil ich das verständen mag,² so leb' ich ohne Sorgen;
 doch wenn es an ein Zahlen geht, so wird mir weh zu Ruche.

¹ Unter der Zerrüttung seines Hauses versteht der Dichter die Zerrüttung Oesterreichs nach Fridrich's Tode, die auch ihn zwang, das Land zu verlassen.

² Gegen Pfand erhalte.

Wenn ich die Pfänder lösen soll, so wird das Lieb zu Leide:
 dann sind die Frauen gar nicht schön, wenn ich von ihnen scheide;
 der süße Wein der sauert mir, mag ich ihn nicht verpfänden:
 o wann soll doch mein dummer Ruth in Trauer sich vollenden?
 Bei Gott, ich weiß der Herren nicht, die meinen Kummer wenden!

IV.

Daß nun zu Herren nicht ich ward, das müsse Gott erbarmen,
 des giebt man mir des Goldes nicht, das man von Wälschland führet.
 Die Herren theilen's unter sich, so schauen wir, die Armen,
 wir kliden schmerzgefüllt dahin, wo man's in Beutel schnüret.
 So kommt uns anderthalben von Thüringen viel von Gute:
 das laß' ich, auf die Treue mein, daß ich des nimmer muthe!
 Wie dumm ich sei, ich finde den, der mich wohl hieltte schöne:
 ich wär' auch immer ohne Gut, eh ich verlich' die Krone.
 Dem Könige¹ sprech ich wohl: wer weiß, ob er mir's lohne?

Ich sollte wohl zu Hofe sein, da hörte man mein Singen;
 nun irret mich, was Ricmand weiß: ich kann nicht gute Töne.
 Ja, wüßte ich die, so sang' auch ich von höfgemäßen Dingen,
 ich sänge ferner, traun, und daß von hoher Frauen Schöne.
 Ich sänge von der Heide dann, vom Laub und von dem Maien,
 ich sänge von der Sommerzeit, von Tänzén und von Reien,
 ich sänge von dem kalten Schnee, von Regen und von Winde,
 ich sänge von dem Vater und der Mutter und dem Kinde,
 Wer löst die Pfänder mir? Wie wenig ich der finde!

Die Gefahrt.

V.

O wohl ihm, der nun hirschen soll
 zu Völle² auf dem Gesilde!
 Wer hirschet, dem ist damit wohl:
 der sieht so viel von Wilde.
 Die Einen gehn zum Dronnen,
 die Andern reiten schauen
 (die Treub' ist mir zerrennen):
 das kannt Mann bei Frauen.

¹ Begehre. ² Ruentad IV. ³ Apulien.

Des darf man mich nicht zeihen,
 ich birsch' auch nicht mit Binden,
 ich beiz' auch nicht mit Falken,
 nicht Füchse kann ich fahn.
 Man sieht auch nicht mich folgen
 nach Hirschen und nach Hinden,
 auch sieht mich wahrlich Niemand
 von Rosen Kranz empfañ.
 Man darf auch mein nicht warten
 wo steht der grüne Alee,
 noch suchen in dem Garten
 bei wohlgemuthen Kindern:
 ich schwebe auf dem See.

Ich bin ein müßbedrückter Mann,
 der nirgends heßt zu bleiben;
 nein! heute her und morgen dann!
 Soll das ich lange treiben,
 Des muß ich oftmals sorgen,
 wie fröhlich ich da singe
 den Abend und den Morgen,
 wohin der Wind mich bringe,
 daß ich mich also friste
 auf Wasser und auf Lande,
 daß ich den Leib erhalte
 bis auf die letzte Stund'.
 Ob ich den Leuten leide
 in schönem Weggewande,
 so wird dann mir die Reise
 mit Schrecken viel wohl kund.
 Daran sollt' ich bedenken,
 so lang ich mein vermag:¹
 ich mag ihm nicht entwenken,²
 ich muß dem Wirthge gelten
 viel gar auf einen Tag.

¹ Mein mächtig bin. ² Entgehn.

Wo litt Jemand so große Noth
 als ich von bösem Troste?
 Ich war zu Areta viel nah todt,
 nur daß mich Gott erlöste.
 Mich schlugen grimme Winde
 hin an das Felsgesteine
 in einer Nacht geschwinde:
 mein' Freude die war kleine.
 Die Ruder mir zerbrochen
 (nun merket, wie mir wäre),
 die Segel schnell zerrissen,
 sie flogen auf den See.
 Die Marner¹ alle sagten,
 daß sie so große Schwere
 nie halben Tag gewannen:
 mir that ihr Schreien weh.
 Das Wetter sonder gleichen
 wehrt an den sechsten Tag;
 ich mocht' ihm nicht entweichen,
 ich mußte alles leiden
 als der nicht anders mag.

Die Winde von der Verberei
 gen mir so grimmig wähten
 entgegen den aus der Türkei,
 die sich dawider blähten.
 Die Wellen ab den Gründen
 mich schreckten mit Gewüthe:
 Daß sei für meine Sünden:
 der reine Gott mein hütet!
 Mein Wasser das ist trübe
 mein Zwißbad hart und trocken,
 mein Fleisch ist mir versalzen,
 es schimmelt mir der Wein.
 Die Tünste von der Sullen²
 den Athem mir versüßen:

¹ Schiffer (marineri). ² Wasserbehälter auf den Schiffen.

des nâhm' ich Dufst der Rosen,
 und möcht' es also sein.
 Die Ziesern¹ wie die Bohnen
 nicht hösen mir den Muth.
 Will mir der Höchste lohnen,
 so wird das Trinken süße
 und auch die Speise gut.

Ahi! wie selig ist ein Mann,
 der rasch dahin mag reiten!
 Mit Mûß' er nur mir glauben kann,
 daß ich muß Windes beiten.
 Der Esch² von Oriente,
 und der vom Trumuntane
 und der vom Occidente,
 Arjûle von der Plane,
 Der Meister von den Alben,
 der Krieg von Romanie,
 der Leventan und Auster:
 die mir genennet sind.
 Ein Wind weht von den Berbern,
 ein andrer von den Türken,
 von Norden kommt der Mezzol:
 das ist der zwölftste Wind.³
 Seht, wâr' ich auf dem Sande,³
 die Namen wüßt' ich nicht:
 Durch Gott fuhr ich vom Lande
 und nicht um diese Frage,
 ob Weh mich an auch sîcht.

Also an einer Kreuzfahrt betheiligte sich der Lannhäuser ebenfalls, sagte Berta; aber von der echten Gesinnung des Kreuzfahrers ist nur wenig bei ihm zu merken. Auch ist seine Hernennung der

¹ Ziesererböhen. ² Die zwölf Winde der Windrose nach italienischer Benennung. Esch² ist Windstich; Trumuntan der Nordstern; Arjûle und Mezzol weiß ich nicht zu deuten; Alben = Alpen, Berge. Uebrigens nennt er nur elf Winde.

³ Bei Nürnberg?

zwölf Binde nicht eben dichterisch. Mit allen zwölfen zugleich hat er doch kaum zu streiten gehabt. Seine Klage über Speise und Trank bezeichnet deutlich den Gutschmeder, als welchen wir ihn bereits kennen. Romisch nimmt sich seine Klage darüber aus, daß er sogleich zahlen müsse und dem Wirths nicht durchgehen könne, was auf dem Schiffe freilich unmöglich war.

Der Taunhäuser liebt es auch sonst mit seiner Gelährtheit zu prangen, erwiderte ihr Gaspinger, und nur wenige Dichter bedienen sich so vieler Fremdworte wie er. Aber er hat einen gewissen Humor, den nicht alle über ihre Armuth klagende Dichter haben.

Den zeigt er auch in den folgenden Sprüchen, sagte Irmgard.

VI.

Hier vor da stund mein Ding also, man rühmt es fern und nahen,
ich wär' den Leuten sanfte bei: da hatt' ich holde Lage.
Nun lehren sie den Rücken mir, die mich da gerne sahen:
seit ich des Gutes ledig steh', so grüßen sie mich trage.¹
Mein Ding hat sich gefüget so, daß dem ich muß entweichen,
der mir von Recht zuvor entwich: den laß' ich vor mich streichen.
Denn sie sind alle Wirths nun, die samt mir Gäste waren,
und bin ich doch derselbe, der ich war vor zwanzig Jahren.
Noch bin ich Gast und selten Wirth: dem Leben will ich fluchen:
dünk Einen, daß es sanfte sei, der mag es nur versuchen!

VII.

Wenn mir mein Ding nicht eben geht, wohin ich lehr' im Lande,
so denk' ich flugs nach Rürnberg hin: wie sanfte mir da wäre.
Ich wollte haben wohl genug bei Freunden dort im Sande,
ich ich bei Fremden hätte nichts: Ihr glaubt mir wohl die Mähr.
Ich that so manches hiebefore, des reut mich nun im Ruthe;
hatt' ich gewußt, was nun ich weiß, ich hätte mehr an Gule.
Ich kannte da mich selber nicht: des muß ich oft entgelten:
so lab' ich denn die Fremden mir zu Gast' in's Haus nur selten.
„Wehl auf! Herr Gast, Ihr sollt hinweg!“ so sprechen sie mir alle:
Ich weiß nicht, ob die Lebensart an mir Euch wohlgefalle.

¹ Träge, widerwillig.

VIII.

Ich den!, ich baue mir ein Haus nach dummer Leute Lehre;
 die mir des wollen helfen nun, die sind also genennet:
 Herr Unrath und Herr Schaffenicht, die kommen mir zur Ehre,
 und einer, der heißt Seltentreich, der mich gar wohl erkennet.
 Der Mangel und der Jadel¹ sind mein stetes Ingefinde,
 Herrn Schaden und Herrn Unbereit ich oftmals bei mir finde.
 Und wird mein Haus mir aufgebaut von dieser Compancie,
 so wisset, daß mir's von dem Bau her in den Bufen schneie.

Das Alter machte aber auch ihn ernster, und gleich wie die Sage
 diese seine ernste Stimmung kennt, spricht sie auch dieß sein Gebet aus.

IX.

Heut ist ein freudereicher Tag:
 nun pflege mein der Walter aller Dinge,
 daß mir das Heil bereit noch sei
 und daß ich büße meine große Schuld.
 Er, traun, mir wohl noch helfen mag,
 daß ich die Seele löß aus Feindes Schlinge
 und daß ich steh' der Sünden frei
 und daß ich noch erwerbe Gottes Huld.
 Nun geb' er mir so stäten Muth,
 daß es der Leid verdiene so,
 daß Gott mir danken müsse,
 daß mir das Ende werde gut
 und auch die Seele werde froh,
 mein Scheiden werde süße.
 Daß mir die Hölle bleibe fern,
 des helfe mir der Meine,
 und gebe mir, des bitt' ich gern,
 daß mir die höchste Freude sei gemeine;
 wenn ich der Muth entbehren muß,
 daß dort ich Freude finde,
 die meiner Hinkunft werden froh,
 daß ich geheißen müsse sein ein sel'ges Ingefinde.

¹ Zukunftszeit.

Jetzt, lieber Oheim, wenn Sie über den Tannhäuser etwas uns noch mitzutheilen wissen, so bitte ich darum.

Spätere Angaben, aber sie werden wohl Grund haben, machen ihn zu einem Franken und damit stimmt seine Bekanntschaft mit Nürnberg und dem Sunde. Er mag ein jüngerer Sohn, folglich unbemittelt gewesen sein. Noch jung wohl kam er nach Oesterreich, wo er vom Herzog Friedrich dem Streitbaren in Wien einen Hof und in der Gegend ein Gut erhielt. Aber er war leichtsinnig und verschwenderisch, so daß mit Friedrichs Tode er in Dürftigkeit versank. Er verschwindet bald darauf.

In der Geschichte, aber nicht in der Sage, nahm Caspinger das Wort. Diese läßt ihn in den Hörselberg zu Frau Venus ziehen. Als er daselbst des üppigen Lebens überdrüssig ist, pilgert er nach Rom, aber der Papst (Urban wird er genannt) versagt ihm den Ablass; erst wenn der dürre Stab, den er in den Händen trage, grüne Blätter trage, solle ihm Vergebung werden. Tannhäuser kehrt hierauf in den Hörselberg zurück. Aber nicht lange darauf treibt des Papstes Stab grünes Laub, und dieser sendet nun Boten aus, den Tannhäuser aufzusuchen: er wird jedoch nicht gefunden. Noch giebt es mehrere Volkslieder darüber, die Gräfe 1846 herausgegeben hat. Auch in Uhlands Sammlung stehen einige (Vd. I, S. 761).

Ich lasse, nahm Irmgard wiederum das Wort, je ein Lied folgen von Christian von Luppini:

Sie reine, sie viel schöne, herzliche, gute,
 sie selig Weib,
 alleine wohnt gewaltiglich in meinem Muthe;
 Ihr lieber Leib
 muß mir doch immer, traun, der liebste sein.
 So roth ward niemals was noch wird es nimmer,
 als ihr viel trautes Mündelein.

Ihr Lachen, ihr Glätz, der lichten Augen Bliden,
 ihr werther Gruß
 kann machen, daß vor Freuden in dem Leib erschriden¹
 die Seele muh.

¹ Aufspringen, hüpfen.

Das hab' ein Ende, Solches ward nie nicht.

Um Gott, seht, ihr Hals, ihr' weichen Hände
sind weißer denn des Tages Licht.

Ich wollte ihr Gefangner sein gern, unverbrossen,
so daß sie mich

dort sollte halten fest mit blankem Arm umschlossen.

Niemals kenn' ich
mein Leid wohl rächen an der Trauten daß:
ihr Mündlein küßt ich, und ich wollte sprechen:
„Sieh, keiner Rötke hab Du das!“

Dann von Hezbold von Weissenjee:

Nun ist all mein Leid geringe,
seit mich grüßt' ihr Mündlein.
Seht, ob das mir Freuden bringe!
Hab' ich je den Willen mein,
ich an ihm mich räche;
seht, in Freuden dann wär' ich:
das steht, traun, als ob es spreche:
„Trotz! wer wagt zu küssen mich?“

Gott die Holde, Süße kröne,
daß ihr Leid geschehe nie!
An ihr lob' ich seltsame Schöne,
denn die legte Gott an sie.
Mündlein so freche
sah ich nie so sauberlich;
das steht, traun, als ob es spreche:
„Trotz! wer wagt zu küssen mich?“

und von dem von Scharpfenberg:

Heil Dir Mai, daß uns Du kamst,
seit Du Traurigkeit benahmt
manchem, der den Winter her
mit Sorgen hat gerungen.
Dem Wald' ist wohl gelungen,
er sieht so hell besungen.

„Groß soll dieser Kund' ich sein,
 sprach ein klinkes Mägdelein;
 Wer soll mich wohl hindern, ob
 ich nur nach Blumen schwanze?¹
 Hätt' ich der, j' einem Kranze,
 so ziemt' ich wohl dem Tanze.“

„Tochter, laß dein schwangen doch,
 folge meiner Lehre noch:
 mich bedünket, daß dein Muth
 begehre Mannes Minne.
 Du hast nicht gute Sinne:
 nein nein, Du bleib hier inne!“

„Ich seh' wohl, Ihr hütet mein,
 seit ich soll bei Euch hie sein;
 wisset doch, seit ich es weiß,
 so kommt's Euch nicht zu Gute:
 umsonst ist eure Hute.“
 So sprach die Wohlgemuth.

„Ist die Hute Dir ein Dorn?
 Des ist mir von Schulden Zorn.
 Folge durch dein Heil mir noch
 und hüt' Dich vor der Wiegen.
 Die Männer können lügen:
 laß dadurch nicht Dich trügen.“

„Mit der Wiegen doch mir geht!
 Was auch davon mir entsteht,
 Dem ich holdes Herze trag',
 dem muß an mir gelingen.
 Er kann Schwere ringen:
 ich will ihm Freude bringen.“

„Du streust ihn, beschwerst Dich.
 Tochter, laß es noch durch mich.“

¹ Schwänzen, wiegend gehn.

„Nein ich, Mutter; allzufrat
 nun rührt Ihr eure Zunge.
 Ei hört, wie schallt die Bunge!¹“
 Zum Tanze sprang die junge.

Die ersten beiden Lieder sind ganz artig, sagte Uerla, das letzte jedoch hat nichts Besonderes. Aber wer waren die drei Herren?

Von dem Christian von Luppyn wissen wir nichts weiter, als daß ihn die Pariser Handschrift einen Thüring nennt. Daß er das war, beweist die Sprache seiner Lieder, und jetzt noch giebt es im Meiningerischen ein Geschlecht dieses Namens. Uebrigens gab es auch in Baiern Luppine. Urkundlich ist der Dichter noch nicht nachgewiesen, und so läßt sich auch seine Lebenszeit nicht genauer bestimmen. Er wird der Mitte des 13. Jahrhunderts angehören.

Der zweite, Hezbold von Weissenfee, war ebenfalls ein Thüring. Die Stadt Weissenfee ist unfern von Erfurt; der See ist seit 1705 abgelassen. Die Besitzer der Burg daselbst waren Vasallen der Landgrafen. Urkundlich ist der Dichter nicht nachgewiesen; er wird mit dem vorigen aber gleichzeitig sein.

Ueber den Scharpfenberger endlich läßt sich gar nichts sagen, da wir nicht einmal seinen Taufnamen kennen. Rathen könnte man auf einen Baierschen oder Kärnthner Scharpfenberg; aber damit ist nichts gewonnen. Auch anderwärts kommen noch Edle dieses Namens vor. Daß der Dichter aber ein Nachahmer Reidsarts war, zeigen seine Lieder. An den Kärnthner Wilhelm von Scharpfenberg (urkundlich 1252—1290; er fiel im Kampfe gegen den Grafen Meinhard von Tirol, dem König Rudolf das Herzogthum Kärnten gegeben hatte, 1292) knüpft sich eine Sage, die der gleichzeitige Ertolus in seiner Chronik erzählt: Der Scharpfenberger tritt eines Tages allein auf der Heide, da sah er einen gekrönten Zwerg unter einem von vier Zwergen getragenen Himmel von einem Berge daherreiten. Dieser grüßte ihn und nannte zugleich ihn mit Namen.

¹ Handtroumel.

Befragt, woher er ihn kenne, sagt der Zwerg, er habe von seiner Tapferkeit viel gehört und sei gekommen ihn um Hülfe zu bitten. Ein König mache ihm ein großes Land streitig, und es sei über sechs Wochen ein Zweikampf anberaumt. Sein Gegner jedoch komme nicht selbst, sondern stelle einen Kämpen, und so müsse auch er das thun. Ihn bitte er nun sein Kämpen zu sein, und er wolle ihm einen Gürtel geben, durch dessen Kraft ihm der Sieg bleibe, wenn jenes Kämpen auch ein Riese von zwanzig Männer Kraft wäre. Er sei ein Christ und der Ritter brauche deshalb sich nicht scheuen ihm zu helfen. Aber er solle Niemand, auch seinem Weibe nicht, etwas davon sagen, sonst sei alles verloren. Zugleich gab ihm der Zwerg einen Ring; der, sagte er, lasse ihn nie des Gutes ermangeln, und wenn er tausend Jahre lebe. Wilhelm versprach den Kampf zu übernehmen, und der Zwerg ritt in den Berg zurück. Der Ritter ritt heim, war still und nachdenklich und rüstete alles zum Kampfe zu. Als die Zeit nahte, beichtete er und nahm das Abendmahl. Vergebens suchte sein Weib in sein Geheimniß einzudringen; da wandte sie sich mit vierein ihrer Freunde an den Pfaffen und zwang diesen unter Androhung des Todes ihr des Gatten Heimlichkeit zu offenbaren. Hierauf sagten sie dem Ritter sein Geheimniß und stellten ihm vor, der Zwerg sei ein böses Gespenst, welches ihn in sein Verderben verlocken wolle. Wilhelm trauerte, daß sein Geheimniß kund geworden sei und er nun auch sein Wort brechen solle; es werde zu seinem Unheile gereichen, dennoch ließ er sich überreden. Nach einem halben Jahre, als er eines Tages nach seiner Burg Landstraß (alt: Landestrost, an der Gurk, unweit ihres Einflusses in die Save oder Sau) ritt, kam der Zwerg wieder zu ihm, schalt ihn einen Lügen und Treubrücken und verkündete ihm, er würde sürder nie mehr sieghaft sein, ja in Armuth verkommen, wenn er nicht den Ring hätte; zugleich wollte er ihm diesen entreißen; aber der Ritter barg seine Hand in seinem Busen und hielt ihn fest. Unter Verwünschungen verschwand der Zwerg. Später fiel er im Kampfe bei Volkelmarkt. Kuonrad von Ruffenstein fand den Ledwunden: er lag mit sieben Wunden im Sande. Er hat seinen Freund zu ihm abzufragen,

gab ihm den Ring und sagte ihm seine Kraft. Als man ihn auf ein Ross heben wollte, verschied er. Er ward heimgeführt und mit großer Klage bestattet; dem Aussensteiner aber brachte der Ring Reichthum und Gedeihen.

Sonderbar, sagte darauf Irmgard; an den von Morungen, Walther v. d. Vogelweide, den von Reizen, den Tannhäuser knüpft sich eine Sage: dieß könnte mich fast bestimmen Wilhelm von Scharpfenberg für den Dichter zu halten.

Die Annahme wäre immerhin kühn, sagte Haipinger; nur je viel dürfen wir vielleicht annehmen, daß unser Dichter zu den österreichischen Sängern gehörte. Das von ihm gebrauchte Wort swanzen ist gerade dort zu Hause. Uebrigens rühmt Jürterer einen Albrecht von Scharpfenberg als Dichter; aber sein Lob bezieht sich ohne Zweifel auf den Albrecht, der den Titel dichtete. Daß dieser von Scharpfenberg hieß, beruht freilich auch nur auf Jürterers Angabe. Aber gehn Sie weiter.

Wohlan denn zwei Lieder Herren Steinmars, sagte Irmgard. Die übrigen sind nicht mittheilbar. Besonders merkwürdig ist das zweite als das älteste uns überlieferte Herfslied, eine Gattung, die jetzt ebenfalls aufkam und vielen Beifall fand.

1.

Selige Sommerzeit,
 du bist gar vergangen;
 Reiz in den Auen weit
 liegt, da Vögel sangen.
 Seit die Freud' ist gar dahin,
 so will Der gedenken ich,
 der ich treuester Diener bin.
 Fröhlichen Sonnentag,
 Ros' in süßem Thau
 ich Dich wahrlich nennen mag.

Schönheit und hoher Muth
 schmückt sie reich und Ehre;
 Dazu noch ist sie gut.
 Ich sah nimmermehr

noch ein Weib so tugendvoll.
 Ganz vollkommen ist sie, seht,
 das thut meinem Herzen wohl.
 Fröhlichen Sonnentag,
 Ros' in süßem Thau
 ich Dich wahrlich nennen mag.

Du sollst mein Maie sein,
 meine lichte Wonne,
 und ich der Diener dein.
 Klar ist wie die Sonne
 Deiner hellen Augen Strahl:
 darin muß' ich fröhlich mich
 bald erheben sonder Qual.
 Fröhlichen Sonnentag,
 Ros' in süßem Thau
 ich Dich wahrlich nennen mag.

Das Herbstlied, liebe Irmgard, laß mich lesen, sagte Graf
 Huno; es eignet sich nicht für Frauenmund. Irmgard reichte ihm
 lächelnd ihre Handschrift und er las:

II.

Da sie nicht mir lohnen will,
 der ich doch schon sang so viel,
 darum, seht, ich preise,
 der mir fernt der Sorgen Druck,
 ihn, den Herbst, der Maies Schmutz
 fället von dem Reife.
 Ich weiß wohl und hör' auch all' es sagen,
 daß ein armes Minnerlein muß schweres Leid ertragen.
 Seht, ich war in ihrer Schaar:
 Heia! wie nun laß' ich, tret' in's Luder gar.

Herbst, komm, unterwind dich mein,
 denn ich will Dein Helfer sein
 gen dem lichten Maie.

Um Dich lass' ich Liebesnoth:
 seit Dir Gebewein ist todt,
 nimme mich dummen Laien
 für ihn an zu stütem Ingesinde.
 „Steinmar, sieh, das will ich thun, wenn ich erst recht erfinde,
 ob Du mich erkennest wohl.“
 Hei! ich sinne, daß wir alle werden voll!

Herbst, mein Lebenslauf ist der:
 Wirth, nun bring uns eilig her
 groß und kleine Fische,
 Gänse, Hühner, Vögel, Schwein',
 Frauen trag uns auch herein,
 wäldichen Wein zu Tische!
 Des gieß viel, und Schüsseln wohl beschweret:
 Krug' und Schüsseln von uns werden bis zum Grund geleeret.
 Wirth, Du laß dein Sorgen sein:
 Hei! ein traurig Herze trösten muß der Wein!

Was Du giebst, das würz' uns wohl,
 mehr, als nach Gebühr man soll,
 daß es uns erhitze.
 Von dem Trunk dann geht ein Dunst
 also Rauch von einer Brunst:
 jeder Mann erschwitze!
 Jeder glaube, daß er tüchtig lecke! ¹
 Schaff', daß unser Mund gleich einer Apotheke schmede!
 Werd' ich stumm durch Weines Kraft,
 Heia! so geuß in mich, Wirth, den süßen Saft!

Eine Straße geht durch mich.
 Wirth, drauf führe, bitt' ich Dich,
 aller Arten Speise;
 Weines, der wohl trieb' ein Rad,
 zieme auf dieser Straße Pfad:
 meinen Schlund ich preiße:

¹ Red., dürr sei.

Nicht mich würgt die größte Gans im Schlunde:
 nimm in deinen Dienst mich, Herbst, gefällt Dir diese Kunde.
 Meine Seele durch den Wein
 Sei! auf einer Rippe steht: dort will sie sein!

Ueberaus gärtlich dagegen, nahm Irmgard wieder das Wort,
 singt sein Landsmann und Zeitgenos, der Schenke Ruonrad
 von Landecker:

Sei willkommen, wonniglicher Maie,
 denn Du freust manches Herze, das in Trauer lag!
 Du magst uns frommen, daß viel mancher Reie
 wird gesungen, wo die Blumen dringen an den Tag.
 Dabei singen laut die Vögelein
 süße Töne gen der Schöne dein.
 Hochgemüthe
 giebt ihre Güte
 mir gen ihr.

Ich minne taugen längst die Reizgeschmückte
 in dem Herzen, denn nie ward so liebes mir noch kund.
 Der hellen Augen Blick mich stets beglückte,
 ach! und wie so kühlich steht ihr rosenrother Mund!
 Sei! wie wohlgebildet ist ihr Leib!
 ach ich meine das viel reine Weib.
 Hochgemüthe
 giebt ihre Güte
 mir gen ihr.

Die süße Minne minnet mich mit Treuen,
 daß sie mir so gar an die viel Rinnigliche rieth.
 All' meine Sinne darf es nie gereuen,
 daß sie band sie, Sie, von der mein Herze nimmer schied.
 Ach, was hätten anders sie begehrt?
 Die ich kröne, die ist schöne, werth!
 Hochgemüthe
 giebt ihre Güte
 mir gen ihr.

Lieb, meine Frau, meiner Augen Wonne,
höchster Trost mir gegen Freuden, der mir je ward kund,
Dich, Traut, ich schaue lieber denn die Sonne,
Liebe meinem Herzen, denn Du bist mir Glückes Fund.
Du bist Meisterin in Weibes Zucht:
Dich ich grüße, Dich, die süße Frucht.
Hochgemüthe
giebt ihre Güte
mir gen ihr.

Gnade sende mir, Du Gnadenreiche,
Herzelsüße, süße Herrin, reines, sel'ges Weib;
die Sorgen wende mir Du Sondergleiche,
seit so gar genädig ist dein minniglicher Leib.
Wann zum Troste mir dein rother Mund
will sein Lachen freundlich machen kund?
Hochgemüthe
giebt ihre Güte
mir gen ihr.

Na! sagte der alte Herzog, das ist Zucker, Marzipan, oder wie Sie's nennen wollen, da gefällt mir Steinmar besser; das ist ein lustiger Vogel, und will nicht himmeln, wie dieser Schenke.

Allerdings hat Kuonrad weder neue Gedanken noch neue Wendungen, erwiderte ihm Irmgard, allein er hat Gefühl. Sein Gedicht aber wählte ich hauptsächlich um darzuthun, wie man in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in Neinkünstelungen ein Verdienst suchte. Den höchsten Gipfel darin erklimmten aber Kuonrad von Würzburg und Heinrich Frauenlob. Uebersetzbar sind deren Mänscheien freilich nicht; aber sie kennen zu lernen ist immerhin erripriesslich. Hören Sie einmal Kuonraden:

I.

Gar bar lit wlt walt kalt, snē wē tuot:
gluot sī bī mir!
Gras was ē, klē spranc blanc, bluot guot schein:
ein hae pflac ir.

Schöne dæne klungen
 jungen liuten, triuten
 inne minne merte,
 sunder wunder bære
 swære wilden bilden
 heide; weide rerte,
 dô vrô sâgen die,
 der ger lâzen spil wil hie u. i. w.

II.

Swâ tac erschinen sol
 zwein liuten, die verborgen
 inne liebe stunde müezen tragen.
 Dâ mac verswînen wol
 ein triuten; nie der morgen
 minne diebe kunde büezen klagen.
 Er lêret ougen weinen trîben; inne wil
 er wünne selten borgen.
 Swer mêret tougen reinen wîben minue spil,
 der künne schelten morgen.

Oder wie Frauenlob singt:

Glt¹ iu ein guoter ræte,
 sit sicher, hôhe herren,
 sô lît² dâ triuwe und ère;
 wît sit ir des getiuret,
 daz spriche ich offenbâr.
 Swaz ræte ein valscher bringet,
 die kument ûz swachem grunde,
 swie sûeze sî sin lösen³:
 ieslichez obez man smecket
 nâch sines stammes art.
 Wart, ob ich rehte lêre:
 ez kam ûz reinem munde
 nie valsch noch kein unstæte.
 swâ guoter van⁴ mein⁵ decket.

¹ Giebt. ² liegt. ³ Schmeicheln. ⁴ Zähne, Fülle. ⁵ Halschlein.

der stein¹ ez dâ von twinget.
 den hegt man mit den rôsen.
 mîr meine² tât versperren
 dan wille, daz ist wâr;
 swer aber sich âstiuret,³
 der vert ein hœre vart.

Daß dergleichen Kunstüdermaß die Gedanken beeinträchtigen müsse, versteht sich von selbst. Kuonrad freilich versteht seinen Mangel an Gedanken dahinter; Frauenlob jedoch, der reich an Gedanken ist, und auf den ich deshalb zurückkomme, wird dadurch erst dunkel oder gar unverständlich.

Aber eh wir es vergessen, sagte Berta, wer war Herr Steinmar, wer war der Schenke von Landede?

Herr Steinmar war ein Ritter, wie schon das Herr anzeigt, erwiderte ihr der alte Graf. Wir treffen zweien Steinmare von 1251 bis 1270 bei Walther von Klingen, der auch Dichter war, auf Burg Klingenau sesshaft; sie hatten demnach keine eigene Burg. Der eine heißt Kuonrad, der andere Bertold. Welcher der beiden unser Dichter ist, läßt sich nicht sagen, aber sicher ist es einer der beiden. Walther hatte übrigens einen ganzen Hofstaat von Dichtern um sich.

Kuonrad von Landede gehört dem Thurgau an. Die Landeder waren Schenken des Abtes von St. Gallen und zugleich Vasallen der Grafen von Toggenburg. Kuonrad erscheint urkundlich von 1271 bis 1304. Er war, wie er selbst sagt, 1276 bei der Belagerung Wiens durch Rudolf von Habsburg gegenwärtig. Nicht minder diente er dem Könige in dessen Kriege gegen den Pfalzgrafen Otto von Hochburgund 1289, der bei König Philipp von Frankreich zu Lehen gegangen war, aber von Rudolf damals zum Reiche zurück gezwungen ward. Auch das lehren uns seine Lieder. So kam er weit herum, nach Henegau, Brabant, Flandern, Frankreich, der Picardie u. s. w. — Für heute jedoch, denke ich, haben wir der Lieder genug gehört. —

¹ Edelsteinen wurden Wunderkräfte beigelegt. ² Meinungen. ³ Nicht leiten läßt.

Sechste Nacht.

Der Minnegefang ist im Verklingen, wir müssen uns deshalb schon anderen Gegenständen wieder zuwenden, eröffnete Irmgard die sechste Sitzung. Es mag demnach ein Reihe bürgerlicher Meister heute vor uns erscheinen. Wir werden an ihnen zum Theil wunderliche Namen treffen, die weder Taufnamen noch Geschlechtsnamen sind. Letztere waren ohnehin nur beim Adel üblich. Zuerst also lasse sich Meister Alexander hören:

I.

Herr Garwein Steg noch Straße fand,
als er zu Galeis¹ in das Land
hintwieder reiten wollte.
Nun, Burgau mag wohl Galeis sein:
dort konnt' ich niemals kommen ein,
doch warb ich, wie ich sollte.
Nicht Gruß noch Rede ward mir da:
sie sah'n hinaus und schwiegen; ja,
versperrt vor mir ihr Herre ward:
die Knechte so benahmen sich,
als ob ihr Herr wär' Ermenrich,
und ich der grimme Eggehart.

Der Dichter klagt in diesem Spruche über die Ungaftlichkeit des Markgrafen von Burgau (zwischen Augsburg und Ulm).

¹ Auch Galeis genannt. Garwein ist aus Parzival und Iwein, Wigalois (Vb. II, S. 492. 512) bekannt.

Gemeint wird sein Graf Heinrich von Schelkingen, Markgraf von Burgau, der schon 1213 zu Konstanz urkundet. Der letzte Markgraf von Burgau, Heinrich Graf von Hochhausen, der 1282 starb, scheint zu spät, da sich einige Sprüche Alexanders auf den Streit Friedrichs II. mit Gregor IX. (starb 1241) beziehen. Den eingesperrten Ermenrich haben wir bereits (Bd. II. S. 299) kennen gelernt; ebenso auch den treuen Eggehart, den Pfleger der Harlunge.

II.

Gar übel pflegt der Rose licht,
 der hütet, daß der Regen nicht
 die Zweig' ihr mag begießen;
 Auf den Rosen sollte sein
 ein Thau, darnach ein Sonnenschein,
 so würden sie auf sich schließen.
 Nun steht ein Röslein Nacht und Tag
 verborgen in so dichten Hag,
 daß selten ihr es Freude bringt,
 und muß sie trauern, seht, durch Noth.
 Ihr bleicht auch ihre Farbe roth,
 so lange sie der Hag umringt.

Dieser hübsche sinnbildliche Spruch bezieht sich auf ein Mädchen, die in zu engem Gewahrsam gehalten wird, ohne Zweifel die Geliebte des Dichters, wie der folgende Spruch lehrt.

III.

O weh, Minne,
 meiner Sinne
 Meisterinne,
 wo hast Du mich hingefandt?
 Laß mich schauen
 meine Frauen — —
 manchen Auen
 muß ich werden eh bekannt! ¹

¹ Bevor ich sie sehen kann.

Wenn der Mai nun seine Arame ¹
 legt zur Ehan,
 roth und klau,
 und er kleidet Berg' und Thale,
 das ist für mich nur ein Same
 neuer Noth,
 seit mir bot
 scharfen Stich der Minnen Strale. ²
 War' ein Mann in Siechthums Haft,
 neue Kraft
 kam' ihm, da in Bonnen lebt
 Alles unter Lenzes Zelt.
 Wald wie Feld
 freudig gen den Lüften strebt.
 Ungesunder
 macht dieß Wunder
 meinen Leib,
 seh' ich nicht das Weib.

Ueber den Dichter wird wohl kaum Jemand etwas Näheres mitzutheilen wissen, oder?

Nein, sagte Gaspinger, seine Gedichte, ein Leich, Minnelieder, Sprüche, geben uns keine Auskunft über ihn, und da er niedern Standes war, erscheint er auch wohl schwerlich in Urkunden als Zeuge. Die Zeit seiner Blüthe wird man zwischen 1230 und 1260 anzusetzen haben. Eine Handschrift nennt ihn den „wilden“ Alexander, d. h. den schwer verständlichen, und diese Bezeichnung verdient er in der That wegen seiner dunklen Sprache und seiner Liebe zu sinnbildlichen Ausdrücken. Einen Beleg giebt folgender Spruch:

IV.

Ein Hirte löste grimmigen Hund,
 des geht entwollt und ungesund
 manch Schaaf auf dürrer Weide.

¹ Der Mai wird als Krämer gedacht, der seine Waare zur Ehan auslegt.

² Pfeil.

Ein Licht erlosch zu Rainz jedann,
 drum leiden Flug ein Nar gewann,
 doch kam ihm Trost nach Leide:
 Zu Pülle¹ ein' schlaue Schlange stark.
 Der Elbe Minne der Rhein erwarb:
 zu Braunschweig eine Taube zart
 das schuf. In Schwaben schön es fand
 ein Wolf, daß dort in Baiernland
 ein störrig Maulthier fuhr unrechte Fahrt.

Daß der Hirte der Pabst sei, ist klar. Man denkt an Gregor IX., aber der starb 1241 in Rom, nicht in Apulien, wo allerdings Innocenz IV. starb, der aber überlebte den Kaiser Friedrich II., der der Nar sein muß. Der grimme Hund soll Albert Beham sein, vorher Domherr zu Passau, den Gregor 1239—1240 mit dem großen Kirchenbanne gegen Friedrich II. nach Deutschland schickte, wo er, besonders von Baiern aus, sein furchtbares Unwesen trieb, und aus eigener Macht Städte, Fürsten und Bischöfe bannte, wenn sie den Bann gegen den Kaiser nicht vollstreckten. Derselbe Albert soll der Wolf in Schwaben sein, denn er ging 1242 durch Schwaben nach Lyon zur Kirchenversammlung, wo Innocenz den Kaiser absetzte. Aber schwerlich nennt ihn der Dichter erst Hund, dann Wolf. Der Wolf in Schwaben wird also wohl ein anderer Feind des Kaisers sein. Das störrische Maulthier soll Otto von Baiern bezeichnen, der, von Pfaffen und Frauen verleitet, anfänglich dem Sendlinge des Papstes nachgab. Das zu Rainz erloschene Licht wäre Erzbischof Sigrif II., der jedoch erst 1249 starb, zwar ein Gegner Friedrichs war, jedoch 1240 zu ihm übertrat, 1246 aber die Wahl Heinrichs Raspe bewirkte. Die Taube zu Braunschweig kann nur die Enkelin Heinrichs des Löwen, Irmgard, die Tochter des Pfalzgrafen Heinrichs sein, die sich mit dem Markgrafen Hermann IV. von Baden vermählte und 1259 starb. Einiges also stimmt nicht in dieser Deutung, wie man sieht.

¹ Apulien.

Lassen Sie Alexandern; er bleibt auch für uns in diesem Spruche wilde, sagte Irmgard; ich lasse jetzt Reinmarn von Zweter einige Sprüche vortragen, einen Dichter, von dem wir eine große Menge solcher haben.

I.

Wenn ruht das Meer, der Wind auch liegt,
und wenn die große Müde selbst an wilden Thieren siegt,
daß sie sich legen um zu ruhn: so ruht der Mainzer Bischof nie.
Er wallet her, er wallet fort;
verheißt er sich hieher, so geht er leicht an andere Ort,
und also seine Reise gleicht den Wieselwassern oftmal hie.
Er weiß wohl, Feld hat Augen, Wald hat Ohren:
so macht der Feinde Späher er zu Thoren.
Mit Kranichhalse kann er schweigen,
er kann mit Straußes Augen sehn,
mit Luchses Ohren Raunen spähn,
und gleich dem Steinbock kann er Berge steigen.

II.

Von Mainz der neungeherzte Mann,
daß der hat dreier Fürsten Sitz, da liegt kein Wunder an,
jedoch daß er neunherzig leben kann, des nimmt doch Wunder mich.
Mit einem Leib' er alles thut,
jedwede seiner Adern zieht fürwahr auf königlichen Ruth.
des hat sein Herze seinem Leibe wahrlich treu verpflichtet sich,
daß es nach Ehren immer vorwärts bringe,
und daß er nimmermehr zurück es zwingt,
daß unbezweifelt wohl ich lasse.
Nach Ehren treibt ihn sein Begehr,
daß nie ein hungergrimmer Bär
so gierig ward nach süßes Honiges Traße.

Beide Lobsprüche gehn auf den uns bereits bekannten, vielthätigen (neunherzigen) Erzbischof von Mainz Sigfrid II. Die drei Fürstensitze sollen Mainz, Worms, Speier sein. Die Bilder des ersten Spruches verwandte der Dichter, was ihn eben nicht reich und

gewandt zeigt, auch in einem Lobspruche auf Kaiser Fridrich II. dem er früher anhieng; später, nach der Absetzung, stund er auf der Seite seiner Gegner; kaum aus eigner Ueberzeugung, sondern weil Sigrid, sein Gönner, diesen Schritt that.

Der folgende Spruch ist ein Räthsel: wohlán, Verta, strenge einmal deinen Scharfsinn an.

III.

Ein schneller Wagen, wohlgebiert,
 der läuft daher auf Rädern zwölfsen, alle wohl geschmiert;
 schon lange trug er zwö und fünfzig Fraun, gesetzt nach ihrer Zahl.
 Der Wagen niemals stille steht,
 nach seiner Art zu jeder Zeit mit großer Eil' er geht;
 er ist aus Holz nicht, nicht zu kurz, zu lang, zu breit nicht, noch zu schmal.
 Den Wagen ziehen sieben Rosse, weiße,
 und andre sieben schwarze stets mit Fleiße.
 Wer ist's, der mir den Wagen deute?
 Dem gebe Gott ein gutes Jahr.
 Den Wagen nennt ich Euch fürwahr:
 er läuft, doch steht vielleicht er still noch heute.

Nun, sagte Verta, da der Dichter den Wagen selbst nannte,
 — möge Gott auch ihm ein gutes Jahr dafür gegeben haben, —
 so brauche ich ihn nicht zu nennen. Auch gab ein anderer, wohl
 thüringischer Dichter bereits die Lösung; hier ist sie:

Das Räthsel das ist Wunders voll.

Die zwö und fünfzig Fraun des Wagens, wenn ich's sagen soll,
 Geschwister waren sie; das findet jeder, der es suchen will.

Das erste Rad war voll von Schnee,
 das andre Kräuter trug, das dritte Blumen und auch Alee,
 das vierte Korn und Obst und Wein, der Hausthier und des Wildes viel.

Der Rosse vierzehn diesen Wagen zogen;
 zwölf Männer lenkten, bin ich nicht betrogen,
 die Rosse sorgsamlich in ihrem Laufe.
 Sie giengen jeder seinen Weg
 und brauchten Brücke nicht noch Steg. —
 Ich fand den — Wagen ohne Geld zum Kaufe.

Es ist richtig, sagte Haspinger lächelnd, Sie kennen das Wort. Uebrigens ist das, was Sie Lösung des Räthsels nannten, mehr eine neue Schürzung desselben und zwar auf andere Weise, woraus sich freilich ergibt, daß das aufgegebene Räthsel errathen ist. Die Räthselbildung ist bei unserem Volke sehr alt. Schon die Edda enthält Räthsellieder und angelsächsische Räthsel haben wir, die tausend Jahr alt sind. Es würde mich zu weit führen, wenn ich die mythologische Beziehung des deutschen Räthsels erörtern wollte. Ich weise nur darauf hin, daß in der Edda gerade der weise Odin es ist, der Räthsel stellt und Räthsel löst, wobei meist sein und des Gegners Haupt zu Pfande steht. Unter den neueren Dichtern hat sich, wie bekannt, Schiller auch des Räthsels angenommen. Zusammenhängende Räthselbildung jedoch kennt nur das Mittelalter. — Aber fahren Sie gefälligst fort. — Irmgard las also:

IV.

Das Reich war krank, bot üble Schau;
 von Klagen war die Stimm' ihm dunkel, heiser und auch rauh;
 roth waren ihm die Augen, taub die Ohren, kaum auch noch es roth.
 Den Höler konnt' es hehlen nicht,
 und einen ungefügen Kropf trug's unter dem Gesicht;
 es mochte gehn noch reiten, kaum auf allen Vieren hin es kroch:
 Da sandte Gott den Kaiser ihm, den Weisen,
 des Weisheit alle Weisen sollen preisen,
 der hat die Krankheit überwunden.
 Seht nur, wie stramm die Hand es redt!
 nur zwischen seinen Zähnen steckt
 noch eine Krät' ihm; — die wird auch gefunden.

Eine schlimme Krankheit die das Reich damals hatte, sagte der alte Herzog. Es sind ohne Zweifel die Zerrüttungen gemeint, die bei der langen Abwesenheit Kaiser Friedrichs II. entstanden, und die zu heben der Kaiser endlich 1236 herbeikam. Leider hat diese Krankheit sich oft wiederholt, und auch jetzt liegt das Reich daran danieder: den Arzt aber hat ihm Gott noch nicht gesandt; es wird

sich wahrscheinlich nach Gottes Rathschluß selbst heilen sollen. Die Sträte zwischen den Zähnen des Reiches bezieht sich wohl auf das Verhältniß der deutschen Bischöfe zu Rom, das dem Kaiser immer gefährlich blieb.

Irmgard las weiter:

V.

Ein Herre von Geburt all frei,
daß der ein Dienstmann und ein Ritter und ein Knecht doch sei,
zugleich ein Eigenmann, wie das gecheh', nicht wundre 's Mann
noch Weib.

Die Freigeburt nicht irren kann,
daß nicht der freie Herre sei der Ehre Dienstmann,
ein Ritter seiner That, der Mild' ein Knecht, der Zucht ein Eigenleib.
Ein Herre, der des wäre ein Befürter,
der dächte sich ein höflicher Wunderthäter,
hier frei, da Dienstmann und dort eigen,
auf dieß ein Ritter, auf dieß Knecht.
Wär' er zu diesen fünfen recht,
ihr Haupt ein' Königin ihm dürfte neigen.

VI.

Wer all der Erde Herlichkeit
gen eines Weibes Würde trägt, zur Schätzung ernst bereit,
der mag erkennen, wie so gar das Heil der Welt an Frauen steht.
Er ist ein hochbeglückter Mann,
der eines reinen Weibes Guld und ihre Gunst gewann,
denn ihre Liebe immerdar aus treues Herzens Grunde geht.
Ihm frommt es mehr als ob er Kaiser wäre,
denn davon müßt' er dulden manche Schwere:
er mühte vielerlei besorgen
und Ruhe fände kaum sein Weib;
doch minnet er ein reines Weib,
so lebt er froh am Abend und am Morgen.

Das mögen die Herren sich gesagt sein lassen! rief Berta.

Wir wollen es, betheuerte Wilmар, indem er Irmgard die Hand küßte.

Jrmgard laß weiter:

VII.

Welch Weib sich so gefreiet hat,
daß sie sich hat erhalten frei vor jeder schwachen That,
die hat sich hoch gefürstet, seht, und hat sie Leute nicht noch Land.
Ist ihr Gedank' Unkeuschheit frei,
unkeuscher Muth' ihr Mund, so sagen wir, sie beides sei
ein Engel und ein Weib: das Lob sie noch bei jedem Guten fand.
Wer sie dann Weib und Frau und Engel nennet,
der hat erkannt sie recht wie Gott sie kennet;
von Liebe Weib, von Tugend Fraue,
ein Engel an der Reine hier,
damit der Geist sinnlicher Gier
je widerstritt, wie Sonne thut dem Thau.

VIII.

Ich will Dich lehren, werthes Weib,
der Lehre folge: dann getheuert wird dein schöner Leiz:
beschleuß in deinem Herzen Tugend, Keuschheit, dazu reinen Muth;
Bewahre Dir auch zarte Scham,
sei wohlgezogen, demuthvoll: davon stets Lob Dir kam;
sei treu und ehrbar, das steht wohl und ist den höchsten Frauen gut.
Das Heil der Welt es liegt an reinen Frauen,
ihr Lob das soll man höhen stets und bauen;
was Gottes Hand erschuf auf Erden,
das reine Weib es übertragt;
er wollte selbst von einer Magd —
zur Steuer gab er Dir's — geboren werden.

Das ist ganz sublim, sagte Rüngold-Beronika; das ist ein wahrhaft adeliger Dichter.

Gewiß, sagte der Herzog trocken: aber an Nonnen hat er bei seinem Lobe nicht gedacht; denn von denen versteht sich das Gerühmte ganz von selbst.

Jrmgard lächelte und fuhr fort:

IX.

Ihr Frauen, scheidet Mann von Mann,
 seht ehrbegierigen nur mit wohlgemuthen Augen an,
 die anderwärts gesinnet sind, die sollt Ihr nicht gleich gern ansehen.
 Der gute Mann ist darum gut,
 daß er von eurer Würde wird je haß und haß gemuth;
 dabei soll Schmachbedecktem nimmer süßer Gruß von Euch geschehn.
 An wem ein Weib unrechte Fahrt erkenne,
 ihr' Ehren sie bekreuz', wo den man nenne,
 verschließ' ihr' Augen und ihr' Herze,
 daß er nicht möge kommen drcin;
 läßt bringen sie durch falschen Schein
 vom Ehrenweg sich, wächst ihr davon Schmerz.

X.

Gar alle Schulen sind ein Wind
 bis auf die eine Schule, drin der Minne Jünger sind:
 die steht so Künste reich, daß man ihr muß der Meisterschaft gestuhn
 Sie zähmet leicht den wilden Mann,
 daß, was er weder jemals sah noch hörte, doch er kann:
 wo hat so hohe Schule Jemand je gehöret und gesehn?
 Die Minne lehrt die Frauen schöne grüßen,
 die Minne lehret Sprüche die viel süßen,
 die Minne lehret große Milde;
 durch Minne Tugend man gewann;
 die Minne lehrt, daß junger Mann
 kann ritterlich gebaren unter Schilde.

XI.

Traun, Minn' ist doch das beste Wort,
 Minn' ist der Güter höchstes, aller Tugend reicher Hort,
 Minn' ist ein Schloß der Sinne, damit man gut Werk beschließen soll.
 Sie, reiner Sitte Lehrerin,
 sie wohnt den kuschen Leuten und den stäten in dem Sinn;
 Untreu und ihr Gesinde scheuet Minn': ihm ist mit Uebel wohl.
 Minn' ist so edel, nichts in allen Reichen,
 das wißet, kann man ihr mit Recht vergleichen,

nur daß man gleicht sie Weibes Bilde
und daß sie wird den Weisen zahm;
sie stärket Ehre, Treue, Scham,
und ist dabei den Thoren allen wilde.

Aber hiemit genug der Sprüche Reinmars von Zweter. Außer einer bedeutenden Anzahl Sprüche hat er nur einen Leich noch hinterlassen, der jedoch auch ziemlich spruchartig gehalten ist. Lieder scheint er nie gedichtet zu haben. Abmessenden, erwägenden Verstand besitzt er ohne Zweifel; Gefühl und schöpferische Einbildungskraft waren weit weniger seine Gaben. Seine Gesinnung war tüchtig; stark tadelt er den Verfall der Kirche, und bitter beschließt er die Herrschucht der Päpste, zumal Gregors IX. Das Reich galt ihm mehr als der Kaiser, und unbedenklich rath er den Fürsten, einen andern König zu küren, wenn sie überzeugt seien, das Reich erleide Schaden durch den Staufer. Aber den Fürsten war es mehr um ihren Nutzen als um des Reiches Wohlfahrt zu thun; damals wie heute noch. — Mit Sicherheit wissen wir über den Dichter nicht mehr als was er selbst sagt:

Von Rine so bin ich geboren,
im Österriche erwachsen, Bêheim hân ich mir erkorn,
mêr durch den herren danne durch daz lant; doch beide sint si guot.

Unter dem Könige von Böhme ist Wenzeslav I. gemeint. Alles was man sonst von Reinmar annimmt: er sei Reinmars des Alten Sohn und habe seinen Beinamen vom österreichischen Zittel, beruht auf Muthmaßung und entbehrt des Beweises.

Der Dichter, dessen Sprüche ich nun vortrage, ist der Garbe der.

I.

Ich zürne mit dem Tode nicht, daß er uns Karlen nahm,¹
ich zürnte gern, und wüßte ich wem, daß seit nie Karl uns kam
nach ihm, der spräche Recht wie er,
und jedes Ding so gar zum besten lehrte.

¹ Karl den Großen.

Er sprach zum Kläger selten: „Freund, was giebst du gerne mir,
 daß man in Friede lasse Dich, was recht ist, leiste Dir?“
 Auch war es nie des Armen Gehr,
 daß er um Gut den Schuldbefasteten lehrte,
 Daß er unschuldig stünde da,
 und daß der arme Kläger schuldig wäre.
 Des pflegen Herren anderswa,
 nicht zeih' ich des die Herren hier, also verneimt die Mähre:
 die richten nach dem Rechte, wie das Karls Geric' gebot.
 Sei das nun wahr, helf' ihnen Gott
 mit Freuden hier wie dort von ew'ger Noth.

II.

Genade, Herrin, Königinne, Mutter so wie Magd,
 Du bist Genaden reich' und je reich'; unverzagt
 zur Hülfe stets ist Deine Hand,
 des laß den Kaiser und den König genießen,¹
 Und hilf dem Könige so, daß nun der Kaiser hochgebor'n
 sich sein in Huld erbarm' und lasse fahren seinen Zorn.
 So mancher Lösung durch Dich fand:
 die laß auch ihm genadenvoll entspringen.
 Und hilf dem Könige Kuonrad so,
 daß er mit Recht zu Rom dort Bogt noch werde
 und sein die Armen werden froh.
 Kein Fürste lebt sütwahr auf deutscher Erde
 noch bei den Walschen,² der uns nun zum Herren zieme laß.
 Wch dem, bei dem die Wahl nun steht,
 wählt schwachen er statt sein durch argen Haß!

III.

Wer mir verkehre, was ich heuer von dem Kaiser sang,
 der zeige doch gleich guten Rath; und wenn ihm das gelang,
 so dankt's ihm all die Christenheit,
 erwirbt er, daß die Weisen gut ihn nennen.
 Ich lob' es nicht, ob dem man noch mit Worten bei nun steht,
 der, wenn er will, gebietet ihm, daß er vom Reiche geht

¹ Friedrich II. und sein Sohn Heinrich sind gemeint. ² Walschen.

und von den Ehren sonder Leid:
 dem laß' auch ich mein Rügenwort erkennen.
 Wer recht nach Rechte richten soll,
 der muß das niedre Volk um's Urtheil fragen.
 Die Liebe richtet selten wohl;
 denn sie spricht immer gen den Freunden daß und gen den Ragen.
 Befragt die Weisen aus dem Volke vor der Thür,
 wer daß das Reich beschirme nun
 und auch die Krone trage nach Gebühr.

Dieser Hardecker, nahm der alte Graf das Wort, gehört wohl sicher zu den Edlen von Hardecke im Rheinthale, die St. Gallische Dienstmannen waren. Ob der Dichter jedoch jener Heinrich von Hardecke ist, der 1227 eine Urkunde des Abtes Kuonrad von Buznang, 1264 eine Urkunde des Abtes Berchtold von Falkenstein bezeugt, wissen wir nicht. Daß er ein entschiedener Anhänger der Hohenstauffer war, zeigen seine Sprüche. Der zweite Spruch ist aber nicht 1235, nach der Absetzung Heinrichs, sondern nach 1237, nach der Wahl Kuonrads zum Könige gedichtet. Der dritte Spruch fällt nach 1245, in welchem Jahre Innocenz IV. den Kaiser Friedrich zu Lyon absetzte. Der wenn er will gebietet, daß der Kaiser vom Reiche abtrete, ist eben Papst Innocenz. Die Macht der Absetzung gesteht er dem Papste zu. Die letzten Zeilen beziehen sich auf die Wahlen Heinrichs von Thüringen, Wilhelms von Holland, Alfonses von Kastilien und Richards von Engelland. Der Dichter ist für den bereits gewählten König, nämlich Kuonrad IV.

Auf diese schmählichen und verderblichen Wahlen beziehen sich auch zwei Sprüche Meister Egeher's; sie geben uns die damalige Zerrüttung im Reiche deutlich zu erkennen.

I.

Schön stund des Kaisers Wahl zum Throne,
 da sein Könige pflegten eh,
 nun thun das wäldiche Pfaffen:
 die verschachern Segen und den Tauf.¹

¹ Der Tauf, der christliche Glaube.

Dem von Staufen wird die Krone,
wie's um den von Holland geh!
Will was zu Rom er schaffen,
Jerusalem, sein Erbe, gilt den Kauf.
Auf den Fall!

läßt der Pabst sich nach den Landen dürsten;
wie mit Toden spielt der Walsch² mit deutschen Fürsten,
er setzt sie auf, er setzt sie ab,
nach der Hab'
er hin und her sie wirft gleich einem Ball.

II.

Herr Gott, magst du nicht uns zeigen,
daß uns schirme deine Hand?
aus zwein Königen mach' uns einen,
dem Gerichte lieb, der Glaube traut.
Man sieht Raub verüben; Eigen,
Kirchen, Dörfer frist der Brand;
man hört die Witwen weinen,
und die kleinen Kinder schreien laut.

Solche Noth

hat dein' arme Christenheit gemeine.
Gott, um deiner Marter willen, nun vereine
der Fürsten Rath, denn ihr Gewalt
ist gestalt
recht als besleckte Hand, von Blute roth.

III.

Gott, dein Jorn der ist verschuldet,
schaut, der Glaube der nimmt ab;
die Heiden mächtig dringen:
wache, Herr, o wache! wehr', o wehr'!
Christen Heerschaar Kummer duldet,
hier auch kämpft sie für dein Grab;
die Schwerter ihr erklängen
müssen hier wie drüben über Meer.

¹ Verderben, Untergang. ² Walsche.

Ungebor'n

wär' uns besser denn des Siegs entzathen.
Gott, vergiß aus Schuld der Missethaten,
auch dessen der ihr! Führer ist.
Wisse Christ,
Siegt nicht Ottaker dort, wir sind verlor'n.

IV.

Begehr' ich Lust

in froher Brust,
so reit' ich hin zu Walde:
das ist so Herrenart an mir.

Dort grünet Alee.

Mein Sinn stund eh:

Auf, reit zu Hese balde!

Giebt dort man, wohl, man giebt auch Dir. —

Ietzt bleib' ich hier.

Bei solchem Sinne

rollt froh mein Blut;

nun bin ich arm und minne

dabei rechten hösschen Muth.

Hie bevor da war ich sauer nach Erwinne,

seht, da hatt' ich Gut.

Arme Hösschheit, wähn' ich, selten sanfte thut.

Nir lacht der Wald

in Wohlgestalt,

die Blumen sind entsprungen,

die Fied' ist gelb, braun und auch blau.

Der Vögel Schall

schwirrt überall,

der Wald steht rings besungen;

die Sonne strahlt, die Luft ist lau.

Hei, welche Schau!

der Lenz er zeigt

uns seine Wat.

1 Der Heerschaar.

Wer ohne Sorgen reiget,
des mag heuer werden Rath;
hätte besser mir Frau Sâld'¹ ihr Ohr geneiget,
rühmt' ich ihre That.
Sei's! ich singe mit den Vögeln früh und spat.

Die ersten drei Sprüche bedürfen wohl einiger Erläuterung; wer sie zu geben vermag, kann meines Dankes versichert sein.

Wer wird den nicht verdienen wollen, sagte darauf Haptinger. Der erste Spruch bezieht sich deutlich auf die Wirren im Reiche, deren Urheber Innocenz IV. war, der gegen den Staufer Ruonrad den Grafen Wilhelm von Holland 1247 erwählen ließ. Er ward zum Glück im Jenner 1256 von den stolzen Griechen erschlagen, die er, um sich eine Hausmacht zu gründen, unterwerfen wollte. Daß Ruonrad dem Papste das Königreich Jerusalem abtreten sollte, davon weiß die Geschichte nichts. — Auf dieselben Wirren geht auch der zweite Spruch: die zwei Könige sind Ruonrad und Wilhelm. Der dritte Spruch dagegen bezieht sich auf die Heerfahrt Ottokars von Böhmen gegen die heidnischen Preussen 1254, um dem deutschen Orden in seiner Bedrängniß beizustehn. — Ueber den Dichter jedoch etwas Näheres anzugeben vermag ich nicht. Daß er in Böhmen, wahrscheinlich am Hofe des Königes, lebte, geht aus mehreren seiner Sprüche hervor. Er war ein von seiner Kunst lebender, fahrender Meisterfinger.

Dasselbe war auch der Marner, von dem ich einige Sprüche folgen lasse, sagte Irngard.

I.

Gott helfe mir, daß meine Kinder nimmer werden alt,
seit daß es in der Welt nun ist so jämmerlich gestalt.

Wie sieht es über dreißig Jahr,
seit man die Pfaffen sieht so sehr streiten?

Sagt mir, Ihr Pabst von Rome, was soll Euch der krumme Stab,
den Gott dem heiligen Peter einst uns zu entbinden gab?

¹ Zeit, Stad.

Stol' ihm und Insel gab er dar,
 daß er von Sünden löst' und z'allen Zeiten.
 Nun ist die Stola worden Schwert.
 doch sieht es nicht nach Seelen, nur nach Golde.
 Wer hat Euch Bischoff' es gelehrt,
 daß Ihr unter Helme reitet, da die Insel süßnen sollte?
 Eur krummer Stab der ist gewachsen z'einem langen Speer,
 die Welt habt Ihr bezwungen gar:
 eur Ruth steht anders nicht als „Gieb denn her!“

II.

Ich spür' ein Wunder durch die Land'
 in gelber, grüner Farbe Schein.
 Es hat nicht Fuß noch Auge, Hand,
 und will doch bei den Leuten sein,
 so bei den Armen wie den Reichen.
 Es bindet manchen ohne Band,
 es fährt die Donau wie den Rhein,
 es trägt den Herren ihr Gewand,
 und trinket mit den Fürsten Wein;
 es kann auch zu den Frauen schleichen.
 Es stirbt hier und wächst dort, es fährt so spät wie früh,
 es schlich auf einen Baum der ersten Jungfrau zu,
 es schlug der Welt den vierten Theil
 und schlägt noch auch
 so manchen Gauch,
 Kind ohne Horn;
 es hat gar mancher Mann sein Heil
 und Seel' und Leib von ihm verlor'n.
 Sag' an, wem mag es wohl sich gleichen?

Der Marner (Seefahrer) galt schon zu seiner Zeit und noch mehr in der Folge als einer der besten Dichter. Diesem Urtheile kann ich nicht beitreten, obwohl wir Minnelieder und zumal Sprüche in großer Anzahl von ihm besitzen; selbst in lateinischer Sprache hat er gedichtet. Gelahrtheit und tüchtige Gesinnung mag man

ihm zugehört, dichterische Begabung mangelt ihm. Er war aus Schwaben gebürtig und hieß mit Vornamen Konrad. Er ward als hochgehrter, blinder und kranker Greis mendicantisch erschlagen in dem fünften oder sechsten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts. Daß er bei seinem Ruhme auch Gegner fand, beweisen folgende nicht eben zarte Schelteprüche Rumslands:

I.

Ken, Ram,¹ Kind, recht nun rathen woll' nach meisterlichem Erden,
wie mag das wundersame Wunder sein genennet?
Es war ein Kind und ward ein Mann und ist ein Kind geworden:
dieß Wunder ist für Wunder wunderjam er²nnet.
Es ist ein Ken der Wildheit und ein Ram der Unbekende,
der Zucht ein Kind;
vor Alter geht es hinter sich, sein Lob das fand ein Ende;
das Wunderkind
trägt graugefärbtes Stoppelhaar an Kindes Rinne;
es ist genannt — Nun rath, wirst du des Namens inne.

II.

Die Schwalbe fängt der Rücken mehr denn Falke, des sie garrt;
der Erdflug und des Schweifes Schwipp kann haß sie machen;
Ihr arm Gezwischer Sang will sein, wie rauh ihr Schnabel schnarret;
der Nachäffung der Vogelstöne muß man lachen.
Die Lerche wie die Nachtigal die müssen von der Schwalben
erkulden Spott;
das ist mir leid, ich klag' es mehr, denn ob die Blätter falben.
Ach Herr und Gott;
wie soll ein Thor wohl werden klug, der sich vergiftet
und nachahmt fremde Kunst, bevor er sein' ermisset?²

Das ist allerdings grob; aber der Tod süht: die Ermordung des Greises beklagt Rumsland aufrichtig und bitterlich. Er lebte

¹ Ken (Rhene) Kennbier. Ram, Widder. Beide Wörter rückwärts gelesen geben Mar-ner. ² Unter der Schwalbe ist Warner verstanden, als Nachahmer der anderen Sänger.

weit länger als Marner, denn wir haben von ihm ein Gedicht auf König Rudolfs Krönung 1273. Er nennt sich selbst einen Sachsen, und auch seiner Gedichte Sprache beweist diese seine nördliche Heimath. Mit Rumeland von Schwaben, einem anderen Dichter dieser Zeit, darf er nicht verwechselt werden. Ueberhaupt wendet sich die Dichtkunst von jetzt an mehr in den Norden, und die wenigen SINGER, die wir noch zu betrachten haben, gehören fast alle ihm an.

Aber bevor Sie uns mit neuen Dichtern bekannt machen, möchte ich die Lösung des Räthsels vernehmen, welches der Marner aufgab, sagte der alte Herzog. Ich habe lange gegrübelt, aber ich errathe es nicht.

Die Lösung ist die Lüge, antwortete ihm Irmgard.

Die Lüge? Ei sieh doch, das ist schön. Das Räthsel will ich doch meinen eingetpürzten falschen Räthen, die mich absagen wollten, zum Errathen aufgeben. Wer die Lösung findet, soll frei sein. Na, was die sich die Köpfe zerbrechen werden, ha ha! basta!

Irmgard und alle andern lächelten. Sie begann:

Der nächste Dichter trägt sonderbaren Namen, er heißt Hölle Feuer.

I.

Schaut auf, wie's röm'sche Reich nun steht!

der Fürsten Gier, wir sehn es ja, darauf nun nicht mehr länger geht;
einst war bei Kaisern und bei Königen darum großer Streit.

Da lebten sie mit Schalle gar:

sie wollten sehn bei den zwain¹ je befre Könige jedes Jahr;

da wehrte man's! nun wehrt es Niemand: warum wick der Reid?

Man darf darnach nicht kriegen mit dem Kreuze

noch dem Banne noch mit Raufe;

es irret nicht ein Kuonrad, noch auch irret

jetzt ein Friderich von Staufe.

Den gab man Schuld, das Reich es hätt'

der Ungenaden durch sie viel:

wo kam nun hin der Fürsten „befreier König?“

man sucht, daß Keiner nun es will.

¹ Neben Friderich und Kuonrad.

II.

Wie möcht' es jemals werden gut?

das hiebefore man nannte „Reich,“ das heißet leider jetzt „Armuth;“
an Leuten, Lande, Gut und Habe gehn ihm alle für.

Den alten Spruch den spricht man:

daß nicht die Maus zu Neste möge, bindt ihr einen Schlägel an!
der Spruch, der schickt sich trefflich jeho zu der Fürsten Kür.

Unrechte Kür, nach Nieke liefen hat die
rechte Kür gar überwunden.

Ei, Römisch Reich, den Fürsten gram, sie haben
Dir den Schlägel angebunden.

Oh mochtest Du gebieten wohl,
wie soll es aber fürder stehn?

Dir ist wohl recht so wie der Maus,
Die mit dem Schlägel soll zu Neste gehn.

Näheres über den Dichter, als daß er zwischen 1240—1270
dichtete, weiß man nicht. Seine Name Helleviure ist auffallend,
Bruder Berchtold, der berühmte Prediger, tadelt solche Namen als
Christen unanständig (Klings Ausgabe S. 35: Wan (denn) du
heizest nâch den tiefeln unde bist halt nâch in genennet.
Du heizest Lasterbale, sô heizet dîn geselle Schandolf, sô
heizet der Hagedorn, sô heizet der Helleviur, sô heizet der
Hagelstein: alsô hâst du manegen lasterbâeren namen als die
tiefel die abetrûnnic sint. Daß sie jedoch wirklich bräudlich
waren, beweisen auch Urkunden, z. B. Râpoto Hellitampf,
Hellewirt, Zur Hellen n. f. w.

Der Frauen Lob haben diese Dichter mannigfaltig gesungen;
doch auch Rüge sparten sie nicht, wo sie berechtigt erschiên, wie
Meister Gervelin beweist, sagte Irmgard; es wäre unrecht
darüber zu schweigen. Er singt:

Ein männlich Weib, ein weiblich Mann,

er hab' die Spindel, sie das Schwert:

auf seine Schande siets sie sann:

die Dünkelchre kann sie wohl, doch anders Niemand preisen.

Wo nur sein Ja er sprechen mag,
 da spricht sie Nein: ihr Ja nur gilt,
 sein Nein ist nichts, ein Wasserschlag.
 Verschieden sind doch weiß und schwarz, das zieh' ich an die Weisen.
 Daß ihn ein Weib bezwingen mög',
 der wohl im Streite Landes Kämpfe wäre
 (ein Falke kühn die Lerche sei,
 hört Wunder!), das sind fremde Nöhre.
 Des Weibes Schwertschlag, Mannes Spinnen
 hat noch selten Preis bezagt.
 Sie Mann und Weib, er Mann noch Weib,
 und sei vor ihr verzagt!

Ich meine, sagte der alte Graf, das gerade giebt ihrem Lobe
 Werth, daß sie auch zu rügen wußten, wo Rüge berechtigt war.
 Ueber diesen Dichter Gerwelin aber läßt sich nichts weiter sagen,
 als daß er Norddeutschland angehörte und in die zweite Hälfte
 des dreizehnten Jahrhunderts fällt.

Ich komme nun zu den Dichtern unter Rudolf von Habs-
 burg, sagte Irmgard. Hatten sie bisher bei den Deutschen Königen
 Gunst gefunden, was auf die Fürsten begreiflich nicht wirkungslos
 blieb, so änderte sich das jetzt. Rudolf hatte nie für die Singer
 offene Hand, und die Fürsten folgten nur zu bald dem Könige
 darin nach. So wurden die Singer also genöthigt sich mehr und
 mehr dem Bürgerstande zuzupendeln, und mit der höfischen Kunst
 war es vorbei. Auch die Sprache litt darunter. In den Städten
 herrschten die Mundarten; die Dichter fanden es also bald unnöthig
 sich der reinen edlen Hofsprache zu befleißigen.

So beginnt denn jetzt eine immer steigende Vergröberung der
 Sprache, die während des dreißigjährigen Krieges den Gipfel erreicht
 und nun erst wieder feinerer Gestaltung allmählig weicht. Die alte
 Feinheit hat die Sprache nie mehr wieder gewonnen, und auch
 heute ist sie noch fern davon. So schwer heißen solche Schäden.

Ich beginne mit Meister Stollen.

I.

Einst Treu auf einer StraÙe gieng, ihr Untreu widertritt;
 Frau Treu eisdral des groÙen Heers, das hinter Untreu schritt,
 sie dacht: O weh, wo soll ich hin
 vor diesem Heer, so groÙ übr alle Massen?
 „Gieb Raum!“ rief Untreu, „sage flugs, wer bist Du? Rede! sprich!“
 Die Treue sprach: „Ich bin's, die Treu, und Gott will's klagen ich,
 daÙ ich so gar verismähet bin,
 daÙ Euch ich nun muÙ räumen alle StraÙen.“
 Frau Untreu rief: „Du' zu den Mund!
 Du muÙt mir hier und allenthalben weichen!
 Die Herren suchen meinen Mund:
 schau nur Dich um, Du siehst daher zu mir die Schaaren streichen:
 sie wollen all' und immerdar mein Ingesinde sein.“
 Die Treue sprach: „Das richte Gott,
 daÙ Dir sie dienen, nicht gedanken mein.“

II.

Ich höre sagen, daÙ in Büchern eingeschrieben steh',
 so bald das Haupt erkrankte, sei dem ganzen Leibe weh.
 Die Welt das zeigt mit Augenschein:
 ihr Haupt das siehet leider allzusehre.
 Der Papst der sollte sein ein Haupt der ganzen Christenheit,
 er sollte vor den Ungerechten schirmen weit und breit,
 er sollt' ein rechter Richter sein:
 nun dünkt mich, wie die Welt er gar verkehre.
 Wir Laien sind der Pfaffen Spett,
 sie helfen all' einander uns betrügen:
 Das wendet väterlich, o Gott,
 seit sie durch Vortigleit nach Gut an Euren Büchern lügen
 und fälschen gar den Glauben, der uns sollte sein ein Heil:
 seit sie nach Rechte handeln nicht,
 wie nähm' am Rechte dann ein Laie Theil?

III.

Der König von Rom der giebt ja nicht: und hat doch Königes Gut;
 er giebt ja nicht: er ist sündwahr recht als ein Leu gemuth;
 er giebt ja nicht: leusch ist er gar;
 er giebt ja nicht: und ist doch sonder Tadel.

Er giebt ja nicht: er minnet Gott und ehrt das reine Weib:
 er giebt ja nicht: nie Mann gewann noch so vollkommen Leib;
 er giebt ja nicht: der Schand' er dar;
 er giebt ja nicht: der Weise, rein von Adel.
 Er giebt ja nicht: er richtet wohl;
 er giebt ja nicht: doch liebt er Treu und Ehre;
 er giebt ja nicht: er tugendvoll;
 er giebt ja leider keinem was, was soll der Rede mehr?
 er giebt ja nicht: er ist ein Held, von hoher Zucht umringt;
 Der König Rudolf giebt ja nicht,
 was Jemand von ihm saget oder singt.

IV.

Hier Eselmähre biet' ich für der Herren Eselhun:
 Ein Esel wollt' in Leuenhaut erwerben Leuenthum;
 er deckte sich bis auf den Fuß,
 doch blieben ihm die Ohren unverdeckt.
 Er sprach: „Nun mag ich bieten edlen Thieren gleichen Schein:
 des will ich fürder immerdar ein Leu und nicht ein Esel sein.
 Nun alle, traun, ich schrecken muß,
 die mich mit Schlägen haben oft erwecket.
 Laßt sehn, gelingt mir Leuensprung?“
 sein Meister kam und sah des Esels Ohren:
 außs Zell ihm kam des Knüttels Schwung,
 daß kraftlos er am Boden lag. — So geht es einem Thoren,
 der über seine Schande deden will der Ehre Dach:
 die Schande tritt zu Tage stets,
 und trifft ihn, gleich dem Esel, Ungemach.

Unser Dichter, Meister Stolle, gehört zwar zu den in späterer Zeit vorzüglich gerühmten Dichtern, doch erfahren deshalb wir von ihm nichts Näheres. Man unterschied einen alten und einen jungen Stollen. Der junge wäre demnach unser Meister, der alte aber der von Walthar v. d. Vogelweide bescholtene Dichter am österreichischen Hofe (Ich seh' wohl daß man Herren Gab' und

Weibes Grufz jecht mit Gewalt und Ungezogenheit erwerben muß. Sing' ich meinen höfischen Sang, so klagen sie's Stollen. Wahrlich ich gewinne auch leichte Knollen; da sie die Schalkheit wollen, mache ich ihnen den Hals voll). Lachmann zwar hält diesen Stollen für einen geistlichen Rath Leopolds von Oesterreich, der Walthern zuwider gewesen sei. Allein ein Tirolischer Dichter, der von Rubin, beklagt den Verstorbenen als einen Dichter:

Reinmar, mich reuet sehr
 dein Sinn und auch dein Tod;
 Dich klag' ich immermehr
 durch deine reiche Kunst.
 Walthar, Du bist von hinnen
 (o wech derselben Noth)
 mit deinen weisen Sinnen:
 Dir ward der Herren Gunst.
 Dem Vot mit Sange, Stollen,
 Herrn Reidhard minder nicht,
 auch Bruder Bernher zollen
 nach Tode Lob, ist Pflicht.
 Er Hering, Gut durch Grollen
 erwart ihm sein Gedicht.

Da Stolle hier zwischen lauter Dichtern (Reinmar dem Alten, Walthar v. d. Vogelweide, Herrn Reidhard, Bruder Bernher) beklagt wird, muß er auch Dichter gewesen sein. Mit Unrecht nennt ihn aber Herr v. d. Hagen einen „Totendichter.“ Vot bezeichnet hier nur seine Stößigkeit, Streitlust. In gleichem Sinne wird Bruder Bernher ein Hering genannt. Der ältere Stolle mag zwischen 1230—1240 gestorben sein (vor Reidhart, aber nach Walthar), der jüngere dichtete um 1270.

So äußerte sich Gaspingar über Stollen und Irmgard fuhr fort:

Der jetzt erscheinende Dichter ist Meister Fridrich von Suoneburg (nach andern Sonnenburg) wahrscheinlich ein armer adeliger Dienstmann, der als fahrender Senger lebte und deshalb nach Sitte der Zeit Meister genannt ward.

I.

Es steht den Frauen und den Männern Zucht und Maße wohl;
 Er selig Mann, sie reines Weib, der Herz ist Zucht und Maße voll;
 Zucht traun und Maße haben soll
 wer Lob erwerben will.

No Zucht ist, aber Maße nicht, da ist die Zucht verlorn;
 die Maße hat zu später Freundin sich die Zucht erkorn;
 Frau Zucht, Frau Maß', Euch abgeschwor'n
 der Herren haben viel.

Hier vor da sah man hohe Herren pflegen Maß' und Zucht,
 nun treiben Jung' und Alte beide von sich weg in Flucht:
 der Ehren bar ist jeder Herr, und pflegt er Zucht und Maße nicht:
 wer Schuld der Zucht, der Maße trägt, der steht in Gottes Pflicht.

Auf König Otakar von Böhmeim.

II.

Des Königes Wort hat mich betrogen und dazu manchen Mann:
 läßt König werden Ja zu Nein, das steht ihm übel an.
 Welch Ja Nein meinet, nimmer kann
 das werden rechtes Ja.

Ein wahres Ja steht Königen wohl und ist den Ehren gut;
 gelegnes Ja den König schändet und entfrem't so Manches Muth.
 Wer Ja spricht und schnell es thut,
 der grant in Ehren da.

Wie ziemt den hohen Königen daß in Nein ihr Ja sich lehrt?
 Ein falsches Ja, traun, Lob und Ehre stets verschert.
 Ein Ja gegeben und gehalten, das ist rechter Könige That;
 doch wer sein Ja zu Nein läßt werden, Schand' er davon hat.

Die gefürstete Benedictinerinnenabtei Suonenburg bei Brigen hatte Dienstmannen, die nach ihr sich nannten, nahm Gaspinger jetzt das Wort. Dahin könnte der Dichter (der urkundlich jedoch nicht nachweisbar) vielleicht gehören. Er hielt sich meist am bairischen Hofe auf, aber auch in Böhmeim bei König Otakar, den er mit seinem Spruche wohl meint. Seine Blüthe fällt zwischen 1250—1280.

Für heute, wenn es Ihnen recht ist, schließen wir, sagte darauf Irmgard, und es geschah so.

Siebente Nacht.

Heute, eröffnete Irmgard die Sitzung, kommen wir mit den Dichtungen der Meister zu Ende. Ich beginne mit einem Spruche des Unverzagten auf Ruodolf von Habsburg. Wir hörten bereits am vorigen Abende, wie seine Kargheit gegen die Sängergesellschaft gerügt ward. Dasselbe thut auch der Unverzagte.

Der König Ruodolf minnet Gott und ist an Treuen stäte;
der König Ruodolf hat sich manchen Schanden wohl versagt;
Der König Ruodolf richtet wohl und haßet falsche Räte;
der König Ruodolf ist ein Held an Tugend unverzagt.
Der König Ruodolf ehret Gott und alle werthen Frauen;
der König Ruodolf läßt sich oft in hohen Ehren schauen;
ich gönne ihm wohl, daß ihm nach seiner Milde Heil geschieht:
der Meister Singen hört er gern, doch sie begaben keiner ihn je sieht.

Von diesem Dichter wissen wir auch nur, daß er ein fahrender Sanger war, und, wie seine Sprache zeigt, Norddeutschland angehörte.

Der Reizner läßt sich nun also vernehmen:

I.

Daß schon so lange Römisches Reich ohn' Kaiser hat gestanden,
das macht der Wähler Gierigkeit, das haben wir vor Handen;
daß wird im röm'schen Reiche schlecht gehandelt.
Dir sollte dienen all die Welt: willst eigen Du dich machen?
Verlieret deutsche Jung' ihr Recht, an Ehre wird sie schwachen.
O weh, wie Gierigkeit das Reich zerzauset!

Gieb nicht dein Erb' in fremde Hand, das Dir dein Schöpfer hat
 verderbet,
 gedenke, wie so mitleidlos der König Ruonrad ward verderbet:
 deshalb noch allen deutschen Fürsten grauset.

II.

Es fraget mancher, was ich könne.

Ich sag': ich bin ein Lehrer aller guten Dinge,
 ich bin ein Rathgeb' aller Zucht, ich hasse Schande.

Weh dem, der Ehre mir vergönne!

Ich diene Fürsten, auf Genad' ich Lieder singe,
 und bin der Ehren Pilgrim, seht, in manchem Lande.

Wer mich des schilt, der komme vor Gerichte
 und gebe Schuld mir um die Kunst,

die Gott mir gab, zu dem ich pflichte.

Ist gute Kunst und Gottes Gabe Sünde,
 durch die man besser wird, doch schlimmer niemals?

den Sinn mir durchgründe

ein falscher Reider. Der mein Leben strafe,
 der thut gen mir so wie der Wolf thut gen dem Schafe.

Wes zeihet der Schände mich? Sein Heil, ich wähne, schlafe.

Der Dichter war ein fahrender Singer, von seinen Kunst-
 genossen bald gelobt, bald bescholten. Seine Heimath bezeugt sein
 Name. Seine Blüthe fällt zwischen 1250—1260. Sein Zeitgenos-
 se war Hermann der Damen, ebenfalls ein Norddeutscher fahren-
 der Singer. Von ihm gebe ich einen Spruch und zwei Lieder.

I.

Tirol, Rhege, Mainz und Tere,
 hätte Schwendeler¹ die viere,
 traun er bö' in einem Biere
 Haschard um sie alle.²

Schwendeler, in deiner Weise
 hab' ich nach der Dummen Preise
 viel verzehrt, davon mich greise
 macht der Sorgen Galle.

¹ Beschwender, Schwindler. ² Sie alle im Spiel wagte er.

Ich muß nach anderm sehn,
seit es den Weisen mißbehagt;
ihm mag nicht gut geschickn,
der stets Dir folget unverzagt.
Wer mit Dir fährt in Schalle,
den will Kummer nicht vermeiden;
Ehre mag ihn nimmer leiden;
so macht er sich frei vom Reiden:
das wird ihm zum Falle.

II.

Hätt' ich aller Menschen Hulde,
wär' ich ein beglückter Mann;
Gott vergeb' ihm seine Schulde,
der um Heil mich neiden kann.
D ich weiß der Schanden viel,
die den Biedern immer neiden,
ihn zu lästern ist ihr Ziel.

Seht, ich habe alle Pforten
meines Sinnes aufgethan,
daß ich mit viel süßen Worten
möge Freundes Lob umfahn.
Händ' ich guter Freunde hier,
ihnen wollt' zum Lohn ich singen
Lobes mehr denn Sings vier.

Meinen Wunsch denn will ich sprechen:
daß sie müssen selig sein!
Keinem müsse Heil gebrechen;
dieses wünscht das Herze mein.
Heute wie zu jeder Stund'
bleiben müssen wie am Leibe
an der Seel' auch sie gesund.

III.

Ehre, wo weilt dein G'sinde?
Mich dünkt sicherlich es so,
daß bei Dir ich wenige finde:
das macht mir den Muth unfroh.

Ehnde fährt mit mancher Schaar.
 Größer war einst Dein Gefolge:
 des biß Du nun leider bar.

Manchen nennt man reich an Ehren,
 der nie Ehren Theil gewann.
 Wer sein Lob stets weis zu mehren,
 der ist ein beglückter Mann.
 Immer rühm' ich ihn wie heut.
 Aber wie soll Ehre minnen,
 der der Ehre Bürde scheut?

Mancher Mann wohl milde wäre,
 doch er hat's an Gute nicht;
 das ist seines Herzens Schwere,
 daß an Gut es ihm gebricht.
 Doch so mancher reicher Mann
 nicht um Gott und nicht um Ehre
 reiner Milde pflegen kann.

Hier hätten wir also Bittlieder, und zwar überall angewandte, an keinen einzelnen Gönner gerichtete. Aber auch Sprüche hat Hermann gedichtet und dazu einen Reim. Daß er Norddeutschland angehört, beweist seine Sprache; ob aber seine Heimath das Städtchen Dame war und er eigentlich Hermann von der Damen heißen sollte, muß dahingestellt bleiben. Nach den Beziehungen in seinen Gedichten dichtete er zwischen 1250—1280. So erklärte sich Hespinger, Irmgard aber fuhr fort:

Schon mehrere Ausfälle auf Rudolf von Habsburg seiner Unmilde halb haben Sie vernommen; kein Dichter aber war ihm so bitter feind, als der Schulmeister von Ehlingen. Hören Sie nur einmal:

I.

Ein König mit Gewalt hie fährt,
 dem sich auf Eiden nichts erwehrt,
 es seien Christen, Juden oder Heiden.

Auf wen er ungenädig blickt,
 der wird bedrangsalt und gezwidt;
 zu seinem Nutzen weiß er stets zu scheiden.
 Gott, nun sieh zu deinem Reiche,
 so daß er Dir nicht erschleiche
 deinen Himmel sonder Wehr.¹
 Klopft er an daselbst mit einem Worte,
 Sanct Peter, so seid munter;
 denn was der König will hinunter
 zwingen, ist ihm eine Meer'.
 Darum wachet wohl die Himmelsporte,
 hütet wohl, Du Himmelheer!

II.

Gott Herre, schau wohl um Dich,
 ich warn' in Treuen sicherlich,
 und hörte wiederum da fremde Kunde:
 Der gestern fuhr in Königs Schein,
 der ist nun Kaiser um den Rhein;
 man flüstert das und sagt es laut zur Stunde.
 Seht, würd' er gewaltig immer,
 des Himmels er berieth uns nimmer.
 Gott, den hab' in deiner Pflicht,
 daß er nicht uns dort wie hier versaume,
 dort, wo Wonn' erfreut die Herde.
 Diente Himmel ihm und Erde,
 an das Geben dächt' er nicht;
 er löst die Pfänder hier so manchem Laume,
 der doch in seinem Dienste sieht.

III.

Gott und der König wollten kriegen sonder Wahn,
 sie wollten mit einander zornvoll streiten, traun, und pochen.
 Da sprach der König: „Es mag nicht mehr so gehn fortan,
 Gott hat mich überwortheilt: ha! das wird an ihm gerochen.“

¹ Worte des Bischofs von Basel, Heinrichs, Grafen von Neuenburg, bei der Nachricht von der Wahl Rudolfs: Sede forsiter, Domine Deus, vel locum occupabit Rudolphus tuum.

Will er die Himmel haben gar,

so wäre seine Herrschaft weit, doch mein Gewalt gar enge.

Vom Hausen¹ biet' er mehr mir dar,

sonst kann nicht unser' alte Freundschaft mehr bestehn die Länge."

Da schied ich sie (sie ließen's beidenthals zu mir),

ich sprach: „Herr König, was sei hier niederthals, das habet Ihr,

sie'd hier Ihr Gott, laßt dort den Alten sich begehn;

thut Ihr das nicht, ich heiß' Euch kühnlich von dem Himmelreiche gehn."

Seit Gott nun und der König so geschieden sind,

so will der König nun den Teufel aus der Hölle zwingen.

Davon hebt ein Gemorbe sich, 's ist nicht ein Wind,

so grimmig sind sie beide: Herre! wem soll da gelingen?

Sie kriegen wer der schlimmere sei,

der soll zur Hölle Podestat sein immermehr.

Der König ist schlimmer viel, o hei!

der Teufel konnt' in mancher Zeit vertraußen nie so sehr

hie Gut² und Land, so wie der König verwüßt hat,

und thut's auch noch in kurzer Frist; fürwahr, des ist kein Rath.

Läßt man's an mich, ich theil's dem Könige baß denn eh'r:

schied ich ihn von dem Himmelreich, ihm wird der Hölle desto mehr.

IV.

Wohl ab! Der König giebt Euch nicht.

Wohl ab! Er läßt bei Hof' Euch essen, habt Ihr icht.³

Wohl ab! Sein Heerzug³ wird ein Nicht.

Wohl ab! Was er verheißet ist — ein Sperr.⁴

Wohl ab! Um Gabe bitt' ihn keiner sehr.

Wohl ab! Er gäb' es alles seinen Kindern eh'r.

Wohl ab! Sie brauchten dennoch mehr.

Wohl ab! „Mein Gut gering ist," spricht er schnell.

Wohl ab! Sein Stamm ist leider arm:

Wohl ab! an unserm Holze wird er warm.

Wohl ab! Eh sein G'schlecht an Gut gesättigt ist,

Wohl ab! so find wir auf dem Mist.

Wohl ab! So wird dem Brater Bratens dann nicht viel.

¹ Vom Zische. ² Etwas. ³ Eigen Lader? ⁴ Nährden.

V.

Der Scharle¹ heut der Spiele drei,
 wer deren eins verliert, des Leben ist vorbei;
 es gilt den Leib, nichts weiter, hei!
 des will das Land Sicilien Bürge sein.
 Das erste Spiel ist Buff² genannt:
 der Brinz³ verlor's: er brach die Bünde stracks zu Hand;
 des gab er Leben und auch Land.
 Zum andern Spiele Konrabin trat ein,
 Das heiet wohl: Haupt ab, o weh!
 denn das verschmerzt er nimmermehr.
 Zum dritten Spiel ist König Rudolf nicht zu gach;⁴
 es mag wohl heißen: Hade nach.
 Ich wän', der Scharle könn' es ihm zu viel.

VI.

D nehmst des deutschen Schildes wahr,
 beschaust ihn ordentlich:
 in Gold' ein aufrecht Adelar
 hat auf den Schild gestreckt sich;
 seht, das bedeutet Hochgeburt: die stimmt zur Königsbahn.
 Der Adler schwarz ist ganz und gar,
 die Farb' ist grauslich.
 Herr König, ich sprech' Euch nicht mehr dar.
 man scheut Euch wenig, dünket mich:
 Ihr Friedet gleich der Scheuch' im Gerstenschelde sonder Wahn.
 Wär't Ihr versucht wie des Adlers Rindelsin —
 er tödtet das nicht schaun kann in der Sonne Schein —
 Euch wär' das auch geschahn;
 Ihr wär't verworfen oder müßtet Recht und Unrecht baß ansehen.
 König und Adler sollen hochhin schweben, sind sie echt.
 Herr König, spricht,
 ist das nicht Adlers Recht?
 Nun rit Euch Ritter so wie Knecht.
 Ihr klopfet um die Hüben, wie um faulen Baum der Specht:
 Ihr länger denn der Adelar; der Schild der steht Euch übel an;

¹ Charles d'Anjou. ² Tristrak. Drei Steine, die auf einer Linie stehen,
 heißen Band. ³ Manfred, Friedrichs II. Sohn. ⁴ Zu schnell.

Dieser grimmige Gegner Ruodolfs, nahm Gaspinger das Wort, kommt im Jahre 1280 urkundlich vor als Magister Heinricus rector scholarum in Ezzelingen. Er wird um 1289 gestorben sein, da in diesem Jahre ein Conradus als rector scholarum daselbst erscheint. Heinrichs Haß gegen Ruodolf gründet vielleicht weniger auf des Königes Unmilde gegen die Einger (Loterspfaffen mit langem Haare und spilliute sint az dem sride, bestimmte er 1281 in dem zu Nürnberg erlassenen Gesetze) als auf der Feindschaft mancher schwäbischen Grafen (Markgraf Ruodolf von Baden, Uolrich und Eberhard von Württemberg, die Grafen von Hohenstein, Freiburg, Neuenburg, Montfort u. s. w.) gegen den König, der die Reichsäpfel, die Sie bereits als Eigenthum betrachteten, zurückforderte. Die Reichsstadt Ehlingen zumal war in die Württembergische Fehde verwickelt, da sie sich während des Zwischenreiches in den Schuß der Grafen von Württemberg begeben hatte. Es mochten also in Ehlingen zwei Partheien sein, eine königliche und eine württembergische. Als 1287 Ruodolf nach Ehlingen kam und das Volk sich um ihn drängte, rief ein Bürger aus: Des Königes Nase (die bekanntlich groß war) hindere ihn vorbei zu gehn. Da bog Ruodolf die Nase auf die Seite und sagte: „Geh, meine Nase soll dich nicht hindern!“ Im dritten Spruche überbietet der Schulmeister noch um vieles den großen Dante, der sich mit dem Zegefeuer für Ruodolf begnügte, weil er die Sibyllinen in Italien schuplos ließ. Dante sagt nämlich BURGAT. VII, 91.

Colui, che più sied' alto ed ha sembianti
d'aver negletto ciò che far dovea,
e che non muove bocca agli altrui canti,
Rodolfo imperador fu, che potea
sanar le piaghe, ch' hanno Italia morta
sì che tardi per altri si recrea.

Ich verstehe nicht wälsch, sagte der alte Herzog; was heißt das?
Streckfuß hat die Stelle also übersezt, erwiderte Gaspinger:

Der höher siht und scheint, als hätt' er lang
veräumt, wozu ihn seine Pflicht verbunden,
und nicht den Mund regt bei der Andern Sang,

Ist Kaiser Rodolf, der Italiens Wunden
zu heilen zwar vermocht, doch nicht geheilt,
so daß es spät durch Andre wird gesunden.

Im fünften Spruche wird der König gescholten, weil er nicht
als Rächer der Hohenstauffer austrat, wie viele erwarteten; aber
er hatte dem Papste versprochen mit Karl Friede zu halten.

Aber, sagte Berta, hat denn der Ausgang des 13. Jahrhun-
derts gar keine Minnelieder?

Es giebt deren wohl, antwortete darauf Graf Huno, und
selbst noch von fürstlichen Dichtern, wie von dem Markgrafen
Heinrich von Meissen, dem Herzogen Heinrich von Bres-
lau, dem letzten Fürsten von Rügen, Wizlaw IV., dem Grafen
Wernher von Honberg; auch bürgerliche Meister, wie Frauen-
lob und Andere dichteten wohl noch Minnelieder. Vielleicht ist
Frau Baronin Irmgard so freundlich eines mitzutheilen.

Ei, sagte Irmgard lächelnd, ich hätte nicht gedacht, daß meine
strenge Berta darnach Verlangen tragen könnte. Da dem jedoch
so ist, so will ich eines von Heinrich von Breslau vortragen, das
schön und eigenthümlich ist.

Dir klag' ich, Mai, Dir klag' ich, Sommerwonne,
Dir klag' ich, lichte Heide breit,
Dir klag' ich, augenblanker Klee,
Dir klag' ich, grüner Wald, dir klag' ich, Sonne,
Dir klag' ich, Venus, schneidendes Leid:
daß mir die Liebe thut so weh.
Wollt Ihr mir's helfen schlichten,
so hoff' ich, daß die Liebe müsse richten
sich auf die Minnigliche hin.
Nun laßt Euch sein gekündet meinen Kummer
und helfet mir, der siech ich bin.

„Was thut sie dir? Laß hören uns die Schuld,
daß nicht sie büße sonder Grund
gen uns, denn das ist weiser Sinn.“

In liebem Pahn wohl hab' ich ihre Fuhde,
 doch steht um mehr an sie mein Mund,
 sie spricht, ich sterb', eh solch Gewinn
 Von ihr mir werd' zu Theile:
 Das ist ein Tod an minniglichem Heile.
 O weh, daß ich sie jemals sah,
 von der mir nun in herzlichster Liebe
 so bitterliches Leid geschah.

„Ich Mai will meinen Blumen denn gebieten,
 den Rosen roth, den Liljen weiß,
 daß sie vor ihr sich schlichen zu.“

„Ich Sommerwonne schaff', wie sie mir rietzen,
 der kleinen Vögel süßer Fleiß,
 daß der vor ihr verstumm' im Nu.“

„Ich Heide breit will fangen
 sie, kommt nach lichten Blumen sie gegangen
 auf mich, sie bleibe stehn auf mir.
 Nun sei von uns ihr widersagt, der Guten,
 so muß sie sein genädig Dir.“

„Ich lichter Alce will Dich mit Schöne rächen,
 wenn sie mit Augen an mich sieht,
 daß sie vor Glanze spielen muß.“

„Ich grüner Wald will ab mein Laub all brechen,
 kommt sie zu mir, wie's wohl geschieht,
 sie biete denn Dir holden Gruß.“

„Ich Sonne will durchhizen
 ihr Herz und Muth; kein Schattenhut vor Schwitzen
 soll helfen ihr, das ist mein Rath,
 sie wolle denn Dir keinen Kummer wenden
 mit herzlichster Liebe That.“

„Ich Venus will ihr alles das verleiden
 das minniglich geschaffen ist,
 will nicht sie bald begnaden Dich.“

O weh! soll man sie von den Wonnen scheiden? —
 eh wollt' ich sterben sonder Triß,
 wie gar sie mich betrübet hat.

„Willst Du dich rächen lassen,
 ich schaffe, daß nun aller Freuden Straßen
 ihr widerspenstig seien hie.“
 Ihr zarter Leib, der möcht' es nicht ertragen:
 laß mich eh sterben, leben sie!

Das ist wirklich ein schönes Lied, sagte Verta. Hat der Dichter viele hinterlassen?

Nur zwei, antwortete ihr Irmgard. Er starb jung.

Weiß man Näheres über ihn? fragte Verta.

Gewiß, da er ja ein Fürst war, erwiderte darauf der alte Graf. Er war ein Enkel Herzog Heinrichs II., des Frommen, der 1241 bei Walsdorf im Kampfe gegen die Tataren fiel. Sein Vater war Heinrich III., der 1266 starb. Im Jahr 1270 trat er als Heinrich IV. die Herrschaft an, vermählte sich 1278 mit Mechthild, Tochter Ottos V. von Brandenburg und starb 1290 ohne Kinder zu hinterlassen. Seine Kriege gegen seine polnischen Vettern und für Stader von Böhmen gegen König Rudolf übergeh' ich und führe nur noch an, daß er den Beinamen des Mildeu erhielt. Sein schönes Grabmahl ist noch heut in Breslau zu sehen.

Sie haben uns, genädige Frau noch kein einziges Tagelied mitgetheilt, sagte Gaspinger: Wollen Sie die ganze Gattung übergehn?

Ich habe keines gefunden, antwortete sie, das mittheilbar wäre, wenigstens für eine Frau.

Und doch giebt es eines, wenn auch von einem unbekannten Dichter, das mittheilbar sein dürfte. Wir lernen daraus zum mindesten die Art und Weise der Tagelieder kennen. Wenn Sie mir die Erlaubniß geben, so trage ich es vor.

Er erhielt sie und las:

Der Wächter sang von Minne wohl.

„Ich warne, wie von Recht ich soll:
 wohl auf nun, Ritter, es ist Tag!

Ein Schreiben rath' ich, Herre, Dir,
 erhalte Dich und folge mir,
 nicht länger Dein ich hüten mag.
 Du wach' ihn, Frau, schon naht es dem Morgen,
 so wach' ich hier für ihn in also großen Sorgen.
 Ihr war leid,
 daß so lange schlief der Held gemeit.

Die Keine, Süße sehr erschral,
 sie sprach: „Dir Weh geschehe, Tag,
 mein Leid — ich hab' es nur von Dir.
 Der Freuden viel Du mir benahmst,
 bevor Du solltest, her Tu kamst;
 gar selten tagst erwünscht Du mir.
 O weh dir, Tag! Doch hielt' ich ihn verborgen,
 so müßl' ich nochmals um den Werthen, Süßen sorgen.“
 Ihr war leid,
 daß so lange schlief der Held gemeit.

Von dannen schied der lähne Mann.
 Die Fraue segnen ihn begann
 hinnach mit ihrer weißen Hand.
 Sie sprach: „Herr und Gefelle mein,
 Du müßest Gott befohlen sein:
 der sei von mir für Dich gemahnt,
 Daß er Dich Lieben mir behüten mühe.“
 So sprach aus rothem Mund die Minnigliche, Süße;
 Ihr war leid,
 daß er von dannen schied der Held gemeit.

Diese Tagelieder hat in Deutschland besonders Wolfram von Eschenbach verbreitet, und so kam es denn auch, daß viele Dichter wenn sie Tagelieder sangen, sich möglichst an Wolframs Art und Weise angeschlossen. Manche Dichter jedoch saßen auch von diesem Anschließen ab. Der Keimreim fand, wie überhaupt bei dem Minneliebe, so auch bei dem Tageliebe, erst späterhin Anwendung. Er ist von dem Volksliede entlehnt.

An das Tagelied Ihres unbekannten Dichters reiße ich ein Paar artige Liedchen wahrscheinlich einer Ronne, deren Namen wir ebenfalls begreiflicher Weise nicht kennen. Sie gehören dem 14. Jahrhunderte an und stehn in einer Basler Handschrift; dort oder im nahen Elsaß mögen sie gedichtet sein.

I.

Weine, Herze, weinet, Augen,
weinet Blutes Zähren roth;
Weinet offenbar und taugen,¹
weinet viel, es thut euch Roth:
Denn ich hab' mein Lieb verlorn,
Das mir war vor allem Liebe
her an diese Welt erlor'n.

Ich geh' nun wie eine Waise,
suche meines Herzens Trost,
der mich vor der Hölle Freise,²
an dem Kreuze hat erlost.
Nicht ich weiß, wohin ich soll,
wo ich finde den Herzlieben,
nach dem ich bin Leides voll.

Ich war auf der Wonne Weide,
als ich seiner Minne pflog;
nun geh' ich in Herzeleide,
seit ich ihn nicht haben mag.
O weh, keine Süßigkeit,
Jesu lieb, laß mich Dich finden,
so wird noch mein' Freude breit.

II.

„Ich will niemals wieder sündigen, sprach ein Fräulein unverzagt.
Ich hab' meinen Herrn gefunden, von des Lohn ist mir gesagt:
Fräulein, meid die Sünde gerne! Der von reichen Landen spricht:
wer die Sünde nicht will meiden, der komm' in sein Reich auch nicht.“

¹ Heimlich. ² Schreden.

Ist es der von reichen Länden, der vergeben Sünde mag?

Also thut er mir noch heuer: er nimmt mir all Ungemach,
wenn die weißen Engel fliegen her und werben hier um mich;
wo man reine Maide krönet, seht, da will er trösten mich.

Wofür habt Ihr die Erwinne, da man Gott zu Lohne giebt?

Dahin stunden mir die Sinne, da bereit der Lohn uns liegt.

Ich weiß wohl, daß mich mein Herr leidet verderben nimmermehr."

Fröhlich gieng die Maid in's Kloster, Schmerzt's auch ihre Mutter sehr.

Diese Lieder haben Stimmung, so unvollkommen sie auch sein mögen, sagte Graf Huno. Es ist darin Gefühl ausgesprochen, wenn auch krankhaftes.

Ach Gott! rief da Küngold Veronica, das gute Fräulein wird nach einigen Jahren wohl anders gefühlt und gedacht haben, wenn sie nur erst einige Mal im Kloster tüchtig zerklopft ward. Die Schwärmerei giebt sich bald. Ich bin froh, daß mein Kloster aufgehoben ist: das einzige Gute, was die Staatsumwälzung hatte.

Das einzige Gute? rief der Herzog. Wenn sie sonst nichts Gutes bewirkte, so stell' ich Ihr Kloster noch heute wieder her.

Nein! Herr Herzog, nein, nein! rief die fromme Nonne erschreckt. Ich meine das einzige Gute für mich.

Für Sie! ja so! das ist etwas anderes. Vastia! sagte der Herzog.

Um nicht der frommen Nonne Zeit zu weiterer Entgegnung zu lassen, sagte Irmgard schnell: sie habe zum Schlusse der heutigen Sitzung nur einen Dichter vorzuführen. Den Uebergang zu diesem aber dürften am besten zwei Sprüche eines Ungenannten bilden. Sie las sie demnach.

I.

Narren Wiß und Thoren Schatz
und armes Weißsagen Rath
gedreht in schwacher Maße.

Irre nicht mich Widersatz,
ich zwänge was der Kaiser hat
im Land' und auf der Straße.

Zu Landes Richter nicht geziemt,
 wer lahm ist in dem Munde;
 ein sicher Arzt wohl heilte sich,
 besäß' er nur die Kunde.
 Wer mit dem Hiel Löwen jagt
 auf breiter Au Gefilde,
 da will nicht Theil ich an der Haut,
 odr er ward nie wilde.

II.

Ich sah nie so vollkommen Mann
 nach Welturtheil in alle Weis',
 er hatt' auch wohl Gebreches.
 Des Gauches Art ich auch besann:
 dem ist gemäß ein schwaches Reid,
 doch geht er Greisennestes.
 Hochfahrt ist der Hölle Wurz;
 wer fest in sich sie schliehet,
 es dauert nimmer dreißig Jahr,
 eh ihn des Lohns verdrichet.
 Wer ohne Tugend leben will,
 des Ehren sind nicht stäte;
 und hätt' ein Thor den Willen sein,
 hoi! was er Wunders thäte!

Der Ungenannte, wer er auch war, benützte des Volkes Weisheit, nämlich Sprichwörter, nicht uneben, wie so manche der späteren Singer thaten. Die früheren scheuen sie, wie alles Volksthumliche. Doch jetzt zum letzten Dichter für heute, den Kanzler.

I.

In Städten, Burgen Widerpart
 geistlicher Leute Reid und Haß,
 bei weiser Lehr' unweise That,
 bei Kraft ein zager Muth;

Raub, Mord und Brand auf Gottes Fahrt,
 zur Falschheit sink, zum Rechte laß,
 Adel ohn' Tugend, Jugend ohn' Rath,
 ohn' Ehre großes Gut:
 Darauf geht jetzt der Argen Fleiß,
 nach ird'schem Gut' ist gierig Aller Minne.
 Die Erde sei schwarz oder weiß,
 doch richtet Gott nur nach des Herzens Sinne.
 Das Weltvolk das ist Gotte kund,
 Geistlicher Leute Beten auch und Waschen:
 ich wähn' er gölte tausend Pfund
 ein grauer Rock und könnt' er heilig machen.

II.

Die Pfaffenfürsten sind der Würde fast beraubt:
 für Insel Helm, für Krummstab grader Speiß' und scharfer Speer,
 für Stole Schwert, für Albe Brünn' ist jetzt erlaubt,
 Halsberg, Sturmhut, Goller, Barbel starren um sie her.
 Missachel hin! her Waffenrock! hin Buch! her Schilde breit!
 um Mönches Platte Lödchen, Kron' um Nonnen Haupt:
 darum denn schweifet wahre Hoffart, falsche Heiligkeit.¹

III.

O weh, daß mir gebrühet,
 o weh, daß mich der Meister Kunst
 mit Sp.üch:n überlistet;²
 o weh, daß nicht ich finden mag
 das auserwählte Wort,
 Durch das ich reinen Frauen
 mit Munde möcht' aus voller Gunst
 ein Lobgedicht erbauen!
 An Frauen immer Ehre lag
 und alles Heiles Fort.

¹ Alse, weißer Mantel; Missachel, Neßgewand der Priester. Goller und Barbel, Theile der Rüstung, wovon der letztere Wangen und Ann schützte.
² Durch Kunst (List) besiegt.

Was hülfte wohl dagegen mich,
 wär' ich auch reich an Sinne?
 ich fände nichts, das gleiche sich
 an Freuden Weibes Minne.
 Mai zwar uns Blüthen bringet,
 und Blumen trägt die Erde breit;
 die Nachtigal auch singet:
 doch ist's ein Nichts, auf meinen Eid,
 gen Weibes Würdigkeit. -

Zum Schlusse ein Lied vom Kanzler:

Weh dir, Winter, daß dein Zwingen
 thut so manchem Herzen weh!
 Du verderbst der Vögel Singen,
 lichte Blumen samt dem Alee.
 Wer hat uns den Wald beraubet,
 der so schön doch stund belaubet?
 Reif und auch dazu der Schnee.

Sommertvonne, Zeit des Maien,
 Veilchen, Lilien, Rosen roth,
 laßt sie hin sein, stolze Laien,
 merkt, was stets noch Freude bot:
 Seht an reiner Frauen Güte,
 wie die können Angemüthe
 wenden und so manche Noth.

Weibes Minne Trauern endet,
 alles Heil an Frauen liegt.
 Minne Hochgemüthe sendet,
 wenn die Minn' ein Herz besiegt:
 Minne reichste Freude theilet,
 Minne wundet, Minne heilet,
 Minne Schmerz in Schlummer wiegt.

Der Kanzler war ein fahrender Meister wie so viele andere. Die Annahme, er sei wie Heinrich Teshner und Johannes Hadeloub (die man beide urkundlich nachweisen kann) ein Züricher gewesen, beruht einstweilen nur darauf, daß es im 14. Jahrhunderte in Zürich ein Geschlecht gab, welches den Namen Kanzler führte.

Für heute genug; für Ihre freundliche Rücksicht und Ihren mir so wohl kommenden Beirath meinen Dank.

Achte Nacht.

Irmgard begann:

Das Wandern der Sänger war je länger desto minder lohnend geworden. Die dasselbe dennoch fortsetzten, und es hatte unbestreitbar seinen Reiz, die verkamen nach und nach in Verachtung und Dürftigkeit: sie wurden Bänkelsänger, Bettler. Diejenigen aber, die den Wandertrieb bezwingen konnten, nahmen in Städten bleibenden Sitz und gründeten die Meistersingerschulen, welche nach und nach kunstgemäße Einrichtung erhielten, so daß in jeder Schule sich Meister, Gesellen und Lehrlinge befanden. Genaue, ausführliche Nachricht über diese Singschulen bringt jedoch uns erst das 16. Jahrhundert, in welchem die Schulen in Folge der Kirchenverbesserung neuen Aufschwung nahmen.

Da die ganze deutsche Dichtung des Mittelalters durch Kunstgesetze geregelt war, in deren Beobachtung Bewußtsein und Absicht anzuerkennen ist, so muß von jeher unter den Sängern ein Verhältniß wie zwischen Lehrenden und Lernenden stattgefunden haben. Viele der ritterlichen Dichter konnten weder lesen noch schreiben: wie hätten sie anders in den Besitz der nöthigen Kunstfertigkeit gelangen können, als durch mündliche Unterweisung? Walther v. d. Vogelweide z. B. sagt gerade zu, er habe in Oesterreich Singen und Sagen gelernt, und spätere SINGER nennen gerade wieder Walthern ihren Meister.¹ Wie hätten die SINGER auch sonst bei aller Mannigfaltigkeit des Besondern sich an feste, allgemein gültige Gesetze binden können? Und wäre dann wohl die reiche Entfaltung

¹ J. B. Uetrich von Singenberg, Heinmar von Brennenberg.

der Formen der Kunstdichtung in nicht ganz dreißig Jahren möglich gewesen? dazu kommt noch, daß die Lieberdichtung damals auf das innigste mit der Tekunst verbunden war, die doch ebenfalls gelernt sein will. Da nun an den Höfen ferner, z. B. an dem habsburgischen und dem der thüringischen Landgrafen, sich gleichzeitig oft eine größere oder kleinere Zahl von Sängern aufhielt, so lag es ihnen nahe genug eine Gesellschaft zu bilden, wodurch allein Zwistigkeiten, die freilich dennoch nicht ganz unterblieben, vorzubeugen war. Auf eine solche Gesellschaft weist schon die Sage vom Wartburgkriege hin, und bei Frauenlob und anderen Meistern finden wir Streitgedichte, in welchen immer mehrere Meister theilhaftig und thätig erscheinen. Die früheren Verbindungen waren jedoch gewiß freie, durch keine bindenden Satzungen und Gebräuche zusammengehalten; diese fanden sich erst ein, als Meister in Städten solche Vereine, die sehr bald den Namen Schule erhielten, gründeten. Der erste solche Verein ward wahrscheinlich von Heinrich von Meissen, genannt Frauenlob, zu Mainz im Beginn des vierzehnten Jahrhunderts (er starb 1318) gegründet. Freilich mochte dieser noch frei von den beengenden Fesseln der späteren Schulen sein; aber die Schuleinrichtung hatte er doch schon, wie ein Gedicht Frauenlobs (Nro. 108) lehrt. Hieraus erklärt sich denn auch das hohe Ansehen, in welchem Frauenlob bei den späteren Schulen stand, und dieses Ansehen mußte die Künstlichkeit und Unverständlichkeit vieler seiner Gedichte bei nicht gelehrt gebildeten Meistern nothwendig noch steigern. Von Frauenlobs Tode bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ermangeln wir zwar jeder Kunde über die Meistersingerschulen; von da an jedoch wäch't ihre Zahl allmählig, so daß zur Zeit der Kirchenverbesserung jede bedeutendere Stadt Süd- und Mitteldeutschlands ihre Schule hatte. Da sie jedoch bald nur zünftige Leute, Meister und Gesellen zuließen, so kamen sie dadurch zu allen übrigen Dichtern in den schärfsten Gegensatz und verknöcherten mehr und mehr. Bis zum 16. Jahrhunderte gab es zwar immer noch einige Meister, die aus ihrer Kunst ihr Gewerbe machten; aber seit dieser Zeit hörte das auf: die Meister lebten von ihrem Handwerke und

trieben die Kunst nur zur Unterhaltung und zum Ruhme ihrer Schule.

Ueber die Entstehung der Meisterfingerschulen bildeten sich späterhin Sagen, deren auf uns gekommene Gestalt nur aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts stammt. Danach sollen zwölf Meister, worunter einige der berühmtesten Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, und zum Theil gerade die im Wartburgkriege 1206 bis 1208 auftretenden, zugleich und ohne daß Einer von dem Andern wußte, unter Kaiser Otto I., also im 10. Jahrhundert, die erste Schule gegründet haben, welche dann von Papst Leo VIII. zu Ravia (nach Andern zu Paris) bestätigt werden sei.

Die Satzungen der Meisterfingerschulen tragen, seit dem Ende des 15. Jahrhunderts wenigstens, den Namen Tabulatur. Diese enthält immer a) die Sage von der Entstehung der ersten Schule, b) die für Abfassung und Vortrag von Meisterliedern gültigen Gesetze. Wer die Tabulatur zu lernen hatte, hieß Schüler; wer sie inne hatte, Schulfreund; wer einige Töne wenigstens kunstgerecht vorsingen konnte, Singer; wer nach Tönen Anderer Lieder machte, Dichter; wer aber einen Ton erfand, Meister. Die Töne hatten ihre, oft sonderbaren, Eigennamen, z. B. Würgendrossel, Grüner Ton, Schwarzer Ton, Gelblöwenhautweiß, Hof-ton u. s. w. Ob die Namen der Töne früherer Dichter z. B. Warners, Frauenlobs, Regenbogens und anderer, von diesen selbst herrühren, oder ob erst spätere Meister ihnen die Namen gaben, weiß man nicht. Die Zusammentünfte, bei denen alle erscheinen mußten, fanden seit der Reformation Sonntags Nachmittags in einer Kirche Statt. Zuerst war das Freisingen, wobei nicht „gemeist“ ward, und auch Fremde auftreten konnten; dann folgte das Hauptfingen, bei welchem die Meister, d. h. Richter aus der Zahl der Meister, darauf zu achten hatten, daß die Satzungen der Tabulatur beobachtet wurden. Bei dem Freisingen durften außer den biblischen Geschichten auch „wahre und ehrbare weltliche Begebenheiten samt Sprüchen der Sittenlehre“ vorgetragen werden; bei dem Hauptfingen kamen nur biblische Gegenstände zum Vortrage. Wer den ersten Preis errang, dem ward eine lange silberne

Kette, das Kleinod, umgehängt; den zweiten Preis bildete ein aus seidenen Blumen gefertigter Kranz. Zu Ulm waren 1830 noch zwölf Meisterfinger; 1839, als ihrer nur noch vier waren, lösten sie sich auf und schenkten ihr Kleinod dem Lieberfranze danielst.

Aber es ist Zeit, daß ich mich zu den einzelnen Meistern wende, von denen freilich nur einige in Betracht zu ziehen sind, da nur wenige wirkliche Dichter waren, wir aber es nur mit solchen zu thun haben.

Der erste ist begreiflich Heinrich von Meissen, genannt Frauenlob, geboren um 1253. Den größten Theil seines Lebens hatte er, wie alle Andern, als fahrender Meister zugebracht, bis er sich endlich, man weiß nicht genau, in welchem Jahre, aber wahrscheinlich 1311, zu Mainz bleibend niederließ.

Hier spielte er eine ähnliche Rolle, wie sie Gottsched im achtzehnten Jahrhunderte zu Leipzig spielte. Er war eben so anmaßend und überhob sich eben so sehr wie dieser, und sein Einfluß war ebenfalls nicht geringer; nur war er glücklicher als dieser, da er seinen Ruhm nicht überlebte, dieser vielmehr auch nach seinem Tode fort und fort stieg. Er war von mittelmäßiger Begabung und suchte, was ihm daran fehlte, durch Gelahrtheit und Künsteleien zu ersetzen. Das glückte ihm Dank der Zeitrichtung. Als er gestorben war (29. Nov. 1318) trugen ihn Frauen unter großer Wehklage zu Grabe, und gossen dann soviel Wein auf sein Grab aus, daß der ganze Kreuzgang der „größeren Kirche“ überschwemmt ward! Das thaten sie, weil er das ganze Geschlecht hoch verhehllicht hatte; woher wohl auch sein Name „Frauenlob“.

Von seinen Gedichten: drei Leichen, dreizehn Liedern und gegen 400 Sprüchen, — und doch ist vielleicht ein Dritttheil seiner sämtlichen Dichtungen untergegangen, — ist nur wenig mittheilbar. Bei vielen macht der scholastisch-gelahrte Inhalt, die Eigentümlichkeit seiner Sprache oder die Ueberkünstlichkeit der Form eine Uebersetzung in unser Deutsch mir wenigstens unmöglich.

Was Sie sagen, ist vollständig wahr, sagte Haspinger. Einiges

¹ Albert von Straßburg in Urstisi Script. Germ. hist. illust. II, p. 168.

aber konnte ich doch, wie ich glaube bewältigen, und wenn Sie es wollen, steht es Ihnen zu Dienste.

Schön, erwiderte ihm Iringard; aber tragen Sie doch die Gedichte selbst vor.

So las denn Gaspinger ein Lied, dann einige Sprüche:

I.

Weib, reiner Keuschheit Siegelschuß,
 Weib, lieber Lieb' ein voller Schrein,
 Weib, Du der Mild' ein reicher Dach;
 Weib, stäter Stät' ein Niegelschuß,
 Weib, süßer Lust ein froher Schein,
 Weib, alles Heiles Ueberdach;
 Weib, Kraft der Kräfte, aller Kräfte gar,
 Weib, aller Güt' ein Brunnen klar,
 Weib edler Blüth' ein Garten fein:
 nie weiser Mund dawider sprach.

O Weib, Du hoher Ehren Kranz,
 Weib, aller Zucht ein werther Stamm,
 Weib, rechter Maß' ein blühnder Ast;
 Weib sunder Bruch und sonder Schranz,
 von Dir der Erde Wonne kam
 und alles Heiles Ueberlast.
 Der Himmel wird zu Theil uns nur durch Dich,
 das hab' in heil'ger Schrift gelesen ich,¹
 seit dein gebenedeiter Nam'
 erglänzet und giebt Glanzes Glast.

Ja Weib, ein Friedenschild Du bist
 vor schneider Noth; des wohl uns, wohl,
 daß uns Du wardst gegeben hie.
 Von Dir man rühmt zu jeder Frist,
 Du Schule seist der Tugend voll:
 so mag uns Tugend fehlen nie.

¹ Durch Christi Geburt durch Maria.

Soll jemals uns an Dir erblühen Heil,
 so haben wir dann auch am Himmel Theil.
 Das ist der Treue süßer Lohn:
 die heiligt uns allein, nur sie!

In den beiden ersten Strophen gemahnt mich dieses Lied an manche Lobgedichte auf die heilige Jungfrau, sagte Verta. Mir scheint, es walle darin mehr Kunst als wahres Gefühl.

Das, meine ich, kann nur Einer gegenüber walten, erwiderte Gund. Ein Lob des ganzen Geschlechtes kann unmöglich die Gefühlswärme haben, die ein Lied auf die Eine belebt. Frauenlob künstelt allerdings gern, sagte Gaspinger. Mehr als einmal deutet er das Wort wip, Weib, durch die Anfangsbuchstaben der drei Wörter: Wonne, Irdisch Paradies, oder das Wort frowe durch die Worte siô froh und wê weh. — Aber nun die Sprüche:

II.

Ihr Herren, Ritter, Knechte,
 thut nach dem alten Rechte
 um Gott und euren werthen ritterlichen Preis:
 so hielt es früher immer eur Geschlechte.
 Ob Ihr an Muth wollt nehmen ab,
 so denkt an reine Frau:
 Ihr Muth kann Muth entzünden:
 mit wem sie sich verbünden,
 dem blühet immer aller hohen Ehren Reis.
 Ihr sanfter Gruß kann Dianne's Herz durchgründen,¹
 daß er zu ritterlicher That
 trägt stolzes Selbstvertraun.
 Wen ehret reiner Frauen Gruß,
 dem giebt die Mannheit Muth.
 Es kommt von reiner Frauen Huld,
 wo nur ein Mann hier männlich thut:
 Ihr minniglicher Anblick treibt zu raschem Lauf sein Blut.

¹ Bis auf den Grund durchdringen.

Wenn Euch des Klügelns Rebedunst
entmutzen will zur That,
so denkt an reiner Frauen Gunst:
dann grünt Euch Ruhmes Saat.

III.

Wer mehr will wissen als er weiß,
und mehr können will als er kann,
ob der erduldet Schanden Schweiß,
da ist der Kaiser unschuldig an.
Wird Apfelmus aus Bohnenbluth?
Jahi! wie tanzet Galerei!
Wirf drei, so zahl ich dir die zwei.
Bei Pfifen wär' ein Schweigen gut.

Die letzten Zeilen des Spruches versteh' ich nicht, sagte Irmgard.
Der Spruch ist wohl zunächst gegen einen Kunstgenossen gerichtet, erwiderte Gaspinger. Der Unbedachte, will der Dichter sagen, tanzet (singt) darauf los, ohne darnach zu fragen, ob es nicht ein anderer besser könne (Galerei ist eigentlich Tanzen). Werde ich übertreffen, will ich mich besiegt erklären; aber wenn der pfeift (singt), der es besser kann, so schweigt der andre billig.

IV.

Armuth, ich will nicht wissen, was
Du schon mir Leides hast gethan.
Es wäre dem und jenem baß,
wär' nicht sein Wunsch ein leerer Wahn.
Was thät' er denn wohl, hätt' er Gut?
Er pfauchzte wie ein Eberschwein.
Armuth, du müßest selig sein,
du stillest manchen Uebermuth.

V.

Du hohe Frau, Du reines Weib,
mit Nicht ich wohl Euch sagen mag
was ehret euren schönen Leib
je baß und baß von Tag zu Tag:

Daß Eine von der Andern nicht
mit Beifall hör' ein schwaches Wort.
Beschüßet hier und decket dort,
das ist Euch süße Zuversicht.

VI.

Wie keuschen Sinns ein Weib auch sei,
hat sie Geberden wilder Art,
man wähnt, ein Feh! da wohne bei;
man stellt nach wo gelodet ward.
Sein Zeichen hat ein jedes Ding,
Zucht decket oft den schwachen Grund.
Das ist gar manchem Weisen kund:
drum achtet Anstand nicht gering.

VII.

Ich sprech' es wohl auf meinen Eid,
daß nichts in dieser Welt hier ist,
das jede Sorg' und jedes Leid
vertreiben kann mit süßer List
daß, denn ein reines liebes Weib.
Ahi! wie wohlgemuth ein Mann
muß sein, wenn sie ihn lächelt an.
Drum heißen Frauen Leidvertreib.

VIII.

Ich weiß nicht, was ich sprechen soll,
nenn ich sie Engel oder Weib.
Von Ruth ein Engel, sprech' ich wohl:
wenn aber reines Weibes Leib
mit Tugend thut des Weibes Recht,
so ist sie Engel traun und Weib,
des Mannes Bonn' und Leidvertreib:
das ist's; das höhet ihr Geschlecht.

Die folgende Strophe ist aus einem Streitgedichte; sie zeigt deutlich die Ueberhebung, die oft von Andern an Frauenlob gerügt ward.

IX.

Laß laufen das Gesticrne,
 so laß' ich fliegen traun den Wind;
 willst Du den Donner binden,
 so bin ich's, der den Blitz wohl bindt.
 Zählst Du des Regens Tropfen mir,
 so zähl' ich Dir Laub, Gras und allen Gricß.
 Nun wird versucht das Hirne,
 und was fünf Sinne klug erbaun,
 und was zwei Herzen Weisheit
 begreifen mit des Sinnes Maun.
 Hier wird getheilet, wählt denn Ihr,
 ob Euch sein Bach sei lieber als mein Flicß.
 Seit von dem edlen Brannen
 Pégases kommt ihr beider Fuß,¹
 die da sind kunstbesonnen,
 die merken auf behende,
 woher wohl stamme beider Fluß
 und wie sich breite Stromes Schuß
 in manches Thor: kein Thor die Lösung fände.

Darauf antwortet der angegriffene Gegner, wahrscheinlich
 der ältere Kundsland:

X.

Wo warst Du wohl zur Schule,
 daß Du nun bist so hochgelahrt?
 Man gleicht Dich noch dem Kinde,
 und daß Dir kaum entsproß der Bart;
 Noch hast Du ja nicht dreizehn Jahr:
 laß' Gott mit Cyren vierzehn leben Dich!²
 Du magst auf Misters Stuhle
 wohl sitzen, also sagt man mir,
 und daß von Deinen Jahren
 gesehn ward nie der gleiche Dir;

¹ Kauschende Welle. ² Bis zum siebenten Jahre blieben die Knaben unter
 Frauen Hut; bis zum vierzehnten kamen sie unter Mannes Zucht; mit einund-
 zwanzig Jahren waren sie waffenfähig.

Wohl Dir des Feiles, nimm das wahr,
 und daß Dein Ruhm so hoch schon hebet sich.
 Man sagt, im deutschen Reiche
 sei nirgend Waffe Dir Genos
 noch Singer, der Dir gleiche;
 und magst Du das betweisen,
 daß Dir daher vom Himmel stoß
 und in dein Herze sich beschloß
 die Weisheit gar: für wahr, das muß ich preisen.

Der nächste Spruch behandelt die Aufnahme eines Singers:
 lehrlings vom Meister.

XI.

Nun hulde mir, ich will Dich hier zu Knecht' empfahn.

„Das sei gethan
 mit diesem Unterscheide:
 meine Hände beide
 will ich Euch falten auf den Trost,
 daß die Augentwede
 des Sanges mir werd' offenbar.“

Das soll Dir wohl geschehen.

Du ziemest mir zu Knechte wohl, seit daß Du willst
 des Sanges Schild
 und anders keinen führen.

„Ich will ihn so rühren,
 wo's Noth ist, daß man's schauen soll
 an all' seinen Schnüren.“

Wo Du den Sang zu kurz zu lang
 nimmst wahr, den sollst Du schmäh'n.

Das wird Dir lieb, des trau auf mich;
 blick' an der Reime Pinselstrich,
 das zieret Dich;
 mit Sinne brich
 in seine Sprüche, das rath' ich;
 dem Sange nicht den Sinn entbrich.
 „Ich ihu's. Besiegelt dieses Lied:
 die besten sollen's sehen!“

Der letzte Spruch, den ich mitzutheilen habe, tadelt die Hofe, weil man daselbst statt Rittern und Sängern den Pfaffen Gunst erweise, was weder dem Hofe noch auch dem Kloster zum Heile gereiche.

XII.

Nun sagt, Herr Hof, wie lang ich es vertragen soll,
daß Euch so wohl
behagen Klostergiegen? ¹
Liebet Ihr doch fliegen
die Rutten heim, des Volkes Spott
müßte weg sich biegen.
Seht hie, seht da, seht hin, seht her,
bei Fürsten sieht man Rappen. ²
Herr Hof, Ihr schadet nur den Klöstern, auf mein Wort;
hegt Ihr sie fort
in Lust und Glanzes Glimmer,
wird's im Kloster schlimmer.
Wo löblich Kleid, wo reich Gewand?
wo der Waffen Schimmer?
Die sieht man nicht am gehrenden Volk,
die tragen Klosterknappen.
Wollt Ihr Euch mönchen? folgt dem Rath:
die Klöster laßt ohn' euren Staat,
da früh und spät
so Wort wie That
nur meint: Geht her! Habt Euch den Grat, ³
ich nehm' den Fisch für Mißthat. —
Herr Hof, laßt Ihr nicht ab, Euch wird
der Falke bald zum Rappen. ⁴

In das eigentliche Gebiet unsers Dichters, in das der scholastischen Gelahrtheit, können wir ihm nicht folgen. Es würden nicht nur allzuvieler Erläuterungen nothwendig werden, die meisten Gedichte könnten ihrer überkünstlichen Form wegen auch nur in prosaischer Umschreibung wiedergegeben werden. Es war eine Verirrung

¹ Giege, Narr. ² Kaputen, Mönche. ³ Gräte. ⁴ Raben.

Frauenlobs, die sich jedoch auch schon einige seiner Vorgänger zu Schulden kommen ließen. Keinem außer Dante war es gegeben diese Dinge wirklich als Dichter zu bewältigen; wir aber sind eben-
deshalb vollständig befugt sie bei Seite zu lassen.

Wie roh die Dichtung gleich mit Beginn des vierzehnten Jahrhunderts ward, nahm Irngard wieder das Wort, das zeigt uns schon Bartholomeus Regenbogen, der, ein Schmied zu Ulm, den Amboss verließ, um als Singer Ruhm und Unterhalt zu erwerben. Er begab sich nach Mainz, um sich mit Frauenlob zu messen; denn nichts schien ihm mehr geeignet sein Ansehen zu begründen. Daß er jedoch in jeder Beziehung tief unter diesem stehe, davon scheint er keine Ahnung gehabt zu haben. Hören Sie ihn einmal:

I.

Herr Sinn, Herr Sinn, es geht mir nicht,
als Ihr verheißet mir,
da mich Ihr nahmt vom Amboss,
mir von dem Stode rietet.
Ihr spracht, es wär' auch mein Gewinn,
daß ich den Herren säng' um reiches Gut.

Zu singen ich hät' je die Pflicht
und ist auch mein' Begier,
und wollten mich die Herren groß
mit Gabe fürder mietzen.
Die Fürsten lugen daß für sich,
oder ich lehr' wieder zu der Esse Gluth:

Da führ' ich Hammer und auch Zang', und auch der Amboss
der theilet williglich mir mit sein Fleisch und auch sein Bret;
fürwahr, ich lehr' mich nimmer bloß
mit Kunst vor Herren bis auf meinen Tod!

Die eben ausgesprochene Drohung war jedoch nicht ernst gemeint; freilich hätte er besser gethan, wenn er zum Amboss zurück-
gekehrt wäre. Das folgende Gedicht behandelt die Sage vom
wiederkehrenden Kaiser Friedrich I.

II.

- Es naht der Zeit: Bedrängniß sich
 hebt bald durch alle Land
 um Häupter zwi der Christenheit,
 die wider einander sich sehen.
 Sich hebet dann ein großer Reib,
 daß Mutterkind es wohl bereinen mag.
- Mann und auch Weib gar bitterlich
 beklagen Raub und Brand;
 sie sehen nirgends Schutz bereit,
 da sie sich woll'n verlegen
 nun an dem Gut und an dem Leib,
 daß Niemand mag da bleiben ohne Mlag'.
- So wird das Kriegen also groß, Niemand kann es gestilln,
 so kommt der Kaiser Friderich, der hehr' und auch der mild';
 er fährt daher durch Gottes Willn:
 an einen dürren Baum hängt er den Schild.
- So wird die Fahrt hin über Meer,
 so hebet schnell vom Stab'
 sich Mann und Weib in kühnem Muth
 so sie mögen allerbeste,
 sie dringen durch einander hart,
 drum ihnen Gott sein Reich dort gehen will.
- Weib und auch Mann gehn sonder Wehr
 dahin früh und auch spät:
 so wird der Fried' dann also gut
 in Landen und auf Besten,
 Keins greift das Ander jemals an:
 so gewinnt die Welt dann Freuden also viel.
- Er fährt dort hin zum dürren Baum ohn' allen Widerhas,
 daran so hängt er seinen Schild: er grünet und er trägt.
 Gewonnen wird das heilig Grab:
 mit Schwertern darum man dann nicht mehr schlägt.
- Das Recht zugleich bringt er zurück,
 derselbe Kaiser hehr,
 und was der Welt sonst weiter frommt,

all zu derselben Zeit;
 und alle heidenische Reich
 demselben Kaiser werden unterthan.
 Der Juden Kraft bricht er in Eilnd'
 so gar ohn' alle Wehr
 daß nimmer wieder auf sie kommt,
 dazu mit großem Streite
 auch aller Vassen Meisterschaft;
 das siebent' Theil der Welt wird kaum befohn.
 Die Klöster, die zerstört er gar, der Fürste hochgehor'n,
 er giebt die Rennen zu der Eh', das sag' ich Euch fürwahr;
 sie müßen bauen Wein und Korn:
 wenn das geschieht, so kommen gute Jahr.

Die Zahl sämmtlicher Minnesinger und Meister beträgt über 160; daraus habe ich die Hervorragendsten herausgehoben, die uns ein vollständiges Bild des Minne- und Meistergesanges zu geben geeignet sind. Die späteren Meisterfinger des vierzehnten, fünfzehnten, sechzehnten Jahrhunderts, brendete erst Irmgard ihren Vortrag, folgten entweder der Art und Weise Frauenlobs und Regenbegens, oder sie suchten auch wohl das verklungene Minnelied wieder zu erwecken. Dichter von besondrerer Begabung findet man nicht unter ihnen, und so können wir von ihnen Umgang nehmen. Die Kunstlyrik verkam eben mehr und mehr, bis mit dem siebzehnten Jahrhunderte die neue Richtung begann. Aber verklung auch das kunstgerechte Lied, und verstummte der politische Spruch, desto reicher und schöner erblühte seit dem fünfzehnten Jahrhunderte das Volklied, das uns Verta am nächsten Abende zur Kenntniß zu bringen die Aufgabe, will ich sagen die Güte, haben wird. Für die aufmerksame Theilnahme, die Sie mir die acht Abende hindurch so freundl. geschenkt haben, meinen herzlichsten Dank.

Neunte Nacht.

Heute wird uns also jungfräuliche Anmuth das wenn auch nicht immer jungfräuliche, doch fast immer anmuthige Volkslied vorführen, sagte Irmgard, als Verta, die den Vortrag hatte, den Vorſitz einnahm.

Ich weiß nicht, begann diese, ob es mir gelingen werde, Ihre Theilnahme und Ihren Beifall ebenso zu erwerben, wie das meiner Freundin Irmgard mit den Minneſingern und den höfischen Meistern in der That gelungen ist. Ich fand die Uebersetzung der Volkslieder in das Hochdeutsche entſetzlich schwer. Sie verlieren alle dadurch weit mehr, als jemals eine Kunſtdichtung durch Uebersetzung verlieren kann: die treuherzige Einfalt und den anmuthigen Duft, die sie meist durchdringen und beleben. In ihnen herrschen nämlich die Mundarten bei weitem mehr als in jeder andern Dichtgattung, ja viele sind ganz und gar in einer Mundart gedichtet. Der Reiz, den sie dadurch haben, geht durch Uebersetzung in die Schriftsprache ganz und gar verloren. Vergleichen Sie nur Hebels alemannische Gedichte mit deren hochdeutschen Uebersetzungen, und Sie werden einräumen, daß ich recht habe.

Wir haben, seit zuerst Herder auf den Werth des Volksliedes hinwies,¹ eine Menge von Sammlungen, gute und schlechte, erhalten; alle aber überragen weit die fünf Bücher deutscher Volkslieder, gesammelt von Ludwig Uhland.² Der war

¹ In seinen *Blättern von deutscher Art und Kunst*, 1773. Angeregt ward er durch die von Thomas Percy 1765 herausgegebenen *Reliques of ancient English poetry*. ² Stuttgart und Tübingen 1844—45.

dazu der rechte Mann, Er, der zugleich Dichter und Gelehrter war. Der Dichter schied alle dichterisch unschönen aus, und der Gelehrte behandelte die von ihm ausgewählten Lieder mit der ihnen gebührenden Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit.

Die Volkslieder scheiden sich zunächst in epische und rein lyrische. Die ersteren beruhen theils auf Sagen, theils auf geschichtlichen Vorfällen und Tagesereignissen. Manche haben freilich sowohl die Eigennamen als auch die individuellen Beziehungen getilgt, den Stoff mithin allgemeiner gefaßt und behandelt, so daß sie den Anschein frei erfundener Lieder erhalten haben. Man kann also die epischen Volkslieder in drei Gruppen bringen: 1) Sagen mit namhaften Personen und Ereignissen; 2) Lieder, die entweder einfach und schlicht, oder unter sinnbildlicher Einkleidung Begebenheiten der Zeit behandeln; 3) Balladen und romanzartige Gedichte allgemeineren Inhaltes. Diese bilden den Uebergang zu den rein lyrischen Volksliedern. Volkslieder der ersten Gruppe sind die bereits mitgetheilten von Hildebrand und Hadubrand,¹ von Irmenriches Ende,² ferner die von Herzog Ernst von Schwaben, von dem edlen Möringer, von Heinrich dem Löwen, vom Tannhäuser u. s. w. Zu Liedern der zweiten Gruppe lieferten hauptsächlich Kriege und Zehden,³ Erstürmungen von Städten und Burgen, Geschichten von Vogelagerern und Seeräubern den Stoff. Die dritte Gruppe endlich besingt glückliche und unglückliche Schicksale Liebender, sowie heitere Vorfälle des täglichen Lebens, wobei die Liebe gewöhnlich auch wieder im Spiele ist. Sie ist begreiflich am schwächsten vertreten, aber nach ihrem dichterischen Werthe steht sie am höchsten unter allen erzählenden Volksliedern.

Die rein lyrischen Volkslieder geben Empfindungen oder Betrachtungen. Sie ordnen sich ebenfalls in drei Abtheilungen. Die erste umfaßt alle Lieder, welche als besonderer Ausdruck allgemein

¹ 2. Band I, Z. 46. ² Band II, Z. 299 und S. 304. ³ Zumal die Kämpfe der Hirschen und der Dietmarzen, doch auch viele andere, wie die Kriege gegen die Turen, der Bauernkrieg, der Krieg Karls V. und Franz I. von Frankreich u. s. w.

menischlicher Leidenschaft zu betrachten sind; die andere enthält Lieder, die durch das öffentliche Leben im Allgemeinen oder durch besondere Ereignisse desselben hervorgerufen wurden; die dritte endlich steht in Beziehung zu dem eigenthümlichen Leben und Treiben einzelner Stände im Volke. Zur ersten Abtheilung gehören somit die zahlreichen Lieder der Liebe, die Lieder über Frühling und Sommer, die Trinklieder, die ermahnenden, belehrenden, rügenden Sittenlieder, d. h. ernste und launige Betrachtungen der verschiedenen Lebensverhältnisse, des Weltlaufes im allgemeinen wie besonderer Nothe und Verlegenheiten, womit dann meist Regeln und Vorschriften der Verhaltung verbunden werden. Zur zweiten rechnet man alle politischen Lieder; es sind Lieder des Lobes, der Mahnung, der Rüge, der Schelte, des Spottes, des Hohnes. Manche sind an die Fürsten und an die Ritterschaft gerichtet, und wurden zum Theil durch die von den Türken drohende Gefahr hervorgerufen, andere beziehen sich auf die Reformation und sind gegen den Papst und das katholische Kirchenwesen oder gegen die Bestrebungen des Kaisers, die Freiheit zu unterdrücken, gerichtet. Die dritte Abtheilung enthält Jägerlieder und Vergreien (Lob des Jäger- und Bergmannslebens), Studenten- und Soldatenlieder, Lob- und Spottlieder auf die verschiedenen Handwerke u. s. w.

Dem weltlichen Volksliede steht das geistliche gegenüber, welches von dem eigentlichen (lateinischen) Kirchenliede wohl zu unterscheiden ist.¹ Sie dienten der häuslichen Andacht, zumal um Weihnachten und Ostern, und wie auch schon früher, bei Wallfahrten, Bittgängen u. s. w. Die ältesten sind die Reyerlieder und die Lieder der Geislerbrüderschaften. Die kunstreichen Marienleiche, die Loblieder und Lobsprüche auf Gott, Maria, Christus, die das 13. Jahrhundert uns hinterlassen hat, gehören

¹ Seit dem 14. Jahrhundert wurden auch beim Gottesdienste in der Kirche von dem Volke deutsche Lieder oder Reisen (so genannt vom Rehrreim *Kyrie eleison*) gesungen, früher nur bei Bittgängen, Wallfahrten, vor Beginn der Schlachten u. s. w. Die Geistlichkeit duldete sie; eine förmliche Erlaubniß gab erst die Predigialsynode zu Schwerin im Jahre 1492.

nicht dem Volksgefange an. An jene reißen sich dann die Lieder der Mystiker einerseits, anderseits die Verdeutschungen lateinischer Sequenzen u. s. w. Auch beliebte weltliche Lieder wurden geistlich umgedichtet mit Beibehaltung der Weise.

So viel über das geistliche Volkslied im Allgemeinen. Wer das Bedürfnis hat, mehr darüber zu erfahren, der kann es in Rambach's Anthologie christlicher Gesänge aus allen Jahrhunderten, Altona 1816—22, Hoffmann's Geschichte des deutschen Kirchenliedes, befriedigen.

Ich theile Ihnen nun einige Volkslieder mit.

1. Das niederdeutsche Lied vom Tanhäuser.

1. Wiedrum will ich heben an von dem Tanhäuser singen,
und was er Wunder's hat gethan mit Venus der Teufelinne.
2. Tanhäuser war ein Ritter gut, er wollte Wunder schauen,
er zog zu Venus in den Berg zu andern schönen Frauen.
3. Da ein Jahr all um nun kam, die Sünde begann ihm leiden:
„Venus, edele Fraue fein, ich will wieder von Euch scheiden.“
4. „Tanhäuser, wir haben Euch ganz lieb, daran sollt Ihr ge-
denken,
Ihr habt uns einen Eid geschwor'n, Ihr sollt von uns nicht wanken.“
5. „Frau Venus, das hab' ich nicht gethan, ich will das wider-
sprechen,
und spräche das Jemand sonst denn Ihr, ich wollt' an ihm es
rächen.“
6. „Tanhäuser, wie redet Ihr nun also? Ihr sollt mit uns
bleiben:
ich geb' Euch meiner Gespielen ein' zu einem stäten Weibe.“
7. „Nähm' ich dann ein ander Weib denn ich trag' in meinem
Sinne,
so mühte ja in der Hölle Grund meine Seele ewig brinnen.“
8. „Ihr saget viel von der Hölle Grund, Ihr habt sie nicht em-
pfunden:
Gedenkt an meinen rothen Mund, der lachet zu allen Stunden.“
9. „Was hilft mir euer rother Mund? der ist mir ganz unnähre;
Gebt Urlaub, edle Fraue zart, durch aller Jungfrau'n Ehre.“

10. „Tanzhäuser, Ihr wollt Urlaub haben; wir wollen Euch keinen geben;
Bleibt hic bei uns, ein Mitter gut, fristet euer junges Leben.“
11. „Mein Leben ist mir geworden krank, ich mag nicht länger bleiben;
Nach Beicht und Reue steht mein Sinn, mein Leben in Buße vertreiben.“
12. „Tanzhäuser, wie redet Ihr nun also? seid Ihr auch klug von Sinnen?
Nun, gehn wir in ein Kämmerlein: Ihr sollt doch nicht von hinten.“
13. „Ihr sagt mir viel vom Kämmerlein aus eurem falschen Sinne:
ich seh' es an euren Augen wohl, Ihr seid eine Teufelinne.“
14. „Tanzhäuser, wie redet Ihr nun also? Wollt Ihr uns so beschelten?
Solltet Ihr hic länger bei uns sein, Ihr müßtet des oft entgegen!“
15. „Frau Venus, des seid von mir bericht, ich will nicht länger bleiben:
Hilf mir Christ vom Himmelreich Von diesen bösen Weiben!“
16. „Tanzhäuser, Ihr wollt Urlaub haben: nehmt Urlaub von den Greisen;
wohin Ihr in dem Lande fahrt, unser Lob das sollt Ihr preisen!“
17. So schied er wieder aus dem Berg mit Liebe und auch mit Leide:
„Hilf, Christ, du von dem Himmelreich, Laß mich nicht von dir scheiden!“
18. Nun will ich hin gen Rome gehn, Gott müsse der Reise walten,
zum geistlichen Vater, Pabst Urban, der meine Seele mag behalten.“ —
19. „Ach, Pabest, geistlicher Vater mein, ich klag' Euch meine Sünden,
der ich mein' Tage hab' viel gethan, so ich Euch will verkünden.
20. Ich bin gewesen ein ganzes Jahr in Sünden mit Venus, der Frauen;
Das beicht' ich hic nun offenbar: alle Sünden sehr mich reuen.“

21. Der Pabst hatt' einen dürren Stab: den stieß er in die Erde:
 „Wenn der Stab nun grünen wird, soll'n deine Sünden ver-
 geben werden.“
22. Tanhäuser schied sich aus der Stadt mit Leid und auch mit
 Reue:
 „O Jesu Christ vom Himmelreich, hilf mir durch all dein Treue.
 23. Verfluchet seien die leiden Pfaffen, die mich zur Hölle schreiben:
 sie wollen Gott einer Seele berauben, die wohl möchte behalten
 bleiben.“
24. Als er kam nun vor den Berg, weithin er um sich schaute:
 „Gefegne dich Gott, du Sonn' und Mond, dazu meine Freunde,
 die trauten.“
25. Tanhäuser gieng wieder in den Berg, er ward gar wohl em-
 pfangen.
 „Saget uns, Tanhäuser ein Ritter gut, wie ist es Euch ergangen?“
26. „Wie mir es ergangen ist, das hatt' ich wohl verschworen:
 noch bitt' ich Christ von Himmelreich, er läßt mich nicht bleiben
 verloren.“
27. Als nun es kam an den dritten Tag, der Stab begann zu
 grünen;
 eh daß der Pabst zur Vesper kam, der Stab trug Laub und Blumen.
28. Der Pabst sandte Beten in alle Land, Tanhäuser sollt' wieder
 lehren:
 „Er ist gelöst aus der Sünden Band durch Christum unsern
 Herren.“
29. Der Pabst betrübte sich gar sehr, er bat gar manche Stunde:
 „Gott woll' erfüllen Tanhäusers Begehr, und vergeben ihm seine
 Sünde.“

Das ist also die Sage vom Tanhäuser, dem heimatlos herum-
 irrenden Dichter, den wir in seinen Liedern und Sprüchen bereits
 kennen lernten, sagte jetzt Irmgard. Er war ein leichtes Blut,
 wie wir wissen, und bei seinem Schweißen von Lande zu Lande
 mochte er endlich verschollen sein, ohne daß man sagen konnte,
 wo er gestorben sei. Darum denn läßt die Sage ihn gar nicht
 sterben, sondern in dem Berge der Frau Minne oder Venus

verschwinden. Aber ich will über solche Entrückungen in Berge, über die Grimm in der deutschen Mythologie ausführlich handelt, hier nicht näher eintreten. Dort findet jeder das darüber zu sagende. Es giebt jedoch, so viel ich weiß, über den Tanhäuser mehrere Volkslieder, wie verhalten sich diese zu einander? Das zu vernehmen wäre immerhin lehrreich.

Bekanntlich hat Dr. Gräfe die Sage vom Mitter Tanhäuser in einer eignen Schrift behandelt (sie erschien 1846), erwiderte ihr Gaspinger. Er verzeichnet zwölf Bearbeitungen der Sage aus älterer Zeit, und gedenkt auch der neueren von A. Dube, D. Heine und Fr. von Sallet, abgesehen von einer dramatischen Bearbeitung eines Ungenannten (Novellenzeitung 1845. II. 35 ff.) und der Oper H. Wagners. Sieben von den zwölf älteren Bearbeitungen der Sage in Liebform theilt Gräfe als Anhang mit. Davon sind die Lieder drei bis sieben alle vierzeilig und bald näher bald ferner mit einander verwandt, während das erste Lied (ein Bruchstück) achtzeilig, das zweite, Tanhäusers Tagweise, ¹ drei- zehnzeilig ist. Ich kann mich nur auf die mit einander verwandten vierzeiligen Lieder einlassen und führe aus den beiden anderen nur an, was ihnen eigenthümlich ist. Dahin gehört z. B. das Frau Venus im ersten Liede sagt:

Tanhäuser, ir sülent nit truren
ich bin die höchst in dem Berg;
all ewer Schuld sunt ir vermuren.
Ich han so viel der edlen Zwerge:
„Hels, die müßen dienen dir
mit Stechen, Singen, Seitenpiel;
so kommt der ader (!) so schier.“ —
„Hör uf, der freud ich nit enwill!“

Die Zwerge in dem Berge kennen die vierzeiligen Lieder nicht; die Venus aber wird durch sie zur Frau Hulda, Holla, bei welcher Göttin Zwerge im Berge wohnen (Naturmythen, von M. W. 1865. S. 85). Ferner sagt Venus:

¹ Lied eines Meisters in einem Tone des Tanhäusers; oder gar ursprünglich von ihm selbst?

Nun bin ich nit von dem Teufel hie,
 min Vater was ein Künig her;
 Babalen (I. Babylon) und Dasgandic,
 dennoch het er Landes mer:
 Hie, die wilt ich dir nu geben,
 belib unser ewellich,
 das du mit Salden mühest leben,
 so si wir alle Freuden rich.

Aber wenden wir uns zu den vierzeiligen Liedern. Zunächst stimmen einige hochdeutsche mit dem niederdeutschen, das Fräulein Berta und in wohlgelungener Uebersetzung mitzutheilen die Güte hatte, fast ganz überein, so daß ohne Zweifel hier oder dort Entlehnung stattgefunden hat. Geringere Verschiedenheiten giebt es freilich, wie sich's nicht anders erwarten läßt. So hat das ältere hochdeutsche Lied bei Upland gleich in der ersten Strophe die bessere Lesart: mit Venus der edlen Minne, das jüngere (bei Gräße): mit Frau Venusinnen. Die dritte Strophe des niederdeutschen fehlt beiden hochdeutschen Liedern, aber zu ihrem Nachtheile, denn sie ist unentbehrlich. Die vierte Strophe dagegen ist in den hochdeutschen Liedern schöner;

Herr Danhauser ir seind mir lieb, daran solt ir gedenken;
 ir habt mir einen aid geschworen: ir wölt von mir nit wenken.

Unbedeutender ist die Abweichung der hochdeutschen Lieder in Str. 7:

so müst' ich in der Helle Glut auch ewillich verbrinnen.

und auch Str. 8 steht dort wieder Helle Glut statt Helle Grund. Ebenso unwichtig ist die Abweichung in Str. 9: durch aller Frauen Ehre, und in Str. 11, wo es statt „nach Beicht und Reue“ u. s. w. heißt: „Nun gebt mir Urlob, Freulin zart, von eurem stolzen Leibe.“

Str. 12 lautet in den hochdeutschen Liedern: Tanhauser, nit redent also, ir tuont euch nit wol besinnen; so gen wir in ein kernerlein und spilen der edlen minne.“ Das niederdeutsche Lied ist zarter und hier mithin schöner. Und dasselbe gilt von Str. 13,

wo die hochdeutschen Lieder bieten: „Cur minne ist mir worden laid; ich hab' in meinem Sinne, Frau Venus, edle Frau, so zart, ihr seind ein teufelinne.“ Str. 14 heißt es wieder: „und daß ir mich tuond schelten.“ In der 15. Str. endlich wird statt Christ Maria angerufen: „Maria, muoter, raine maid, nu hilf mir von den weiben.“ Das ist besser, weil das ganze Mittelalter hindurch Maria als die Befreierin aus den Banden der bösen Geister galt; der Christ des niederdeutschen Liedes mag sich in Folge der Reformation eingefunden haben.

In Str. 16 sind die hochdeutschen Lieder deutlicher: „Dan-hauser, ir sult urlob han; mein lob das solt ir preisen und wa ir in dem land umb fart: nemt urlob von dem Greisen,“ denn unter dem Greise ist der treue Eckhart zu verstehn, der den Eingang des Berges bewacht. Er ist der einzige Hüter, daher ist die Mehrzahl „den Greisen“ unrichtig, und sonderbar Hoffmanns Deutung: „Entschlagt Euch der Alten, Abgelebten, aber nicht mein, den jungen.“ Str. 17 und 18 lauten im Hochdeutschen: „Do schied er widerumb auß dem Berg in jamer und in reuen. Ich will gen Rom wol in die Stadt auf eines Paphes treuen. Nun far ich frölich auf die Van: Gott well mein immer walten! zu einem Paph, der haist Urban, ob er mich möcht behalten.“ Man kann ungewiß sein, was man vorziehen solle. Einmal ist „mit Liebe und auch mit Leide“ altdichterische Formel, wie schon der Stadtreim zeigt, und dann deutet das „mit Liebe“ hier an, daß es doch noch einen Haß für ihn hier gab, wodurch denn auch seine Rückkehr in den Berg begründet wird. Empfiand er nur Jammer und Reue, so konnte er nicht in den Berg zurückkehren, mochte der Paph auch ihm den Ablass versagen.

Str. 19 und 20 sind im Hochdeutschen wiederum schwächer: „Ach Paph, lieber herre mein (Herr Paph, geistlicher Vater mein), ich klag' Euch hie mein sünde, die ich mein tag begangen hab', als ich Euch will verkünden. Ich bin gewesen auch ein jar bei Venus einer Frauen; nun wollt' ich beicht und buoß empfaen, ob ich möcht Gott an schauen.“

Str. 21 lautet in den hochdeutschen Liedern: a) Der paph

het ain steblin in seiner hand, und das was also durre: „Als wenig das steblin gruonen mag, kumst du zu gottes hulde.“ b) Der Pabst hat einen Steden weiß, der ward von dürrem Zweige, „wann dieser Steden Blätter trägt, so sind dir deine Sunde verziehen.“

Das niederdeutsche Lied drückt die Härte des zürnenden Pabstes besser aus. Das Stoßen des Stabes (des Bischofsstabes) in die Erde steht keineswegs müßig; schöner dagegen, aber nur in a) ist der Schluß der Strophe.

Nach 21 haben die hochdeutschen Lieder eine Strophe, die dem niederdeutschen abgeht, die jedoch, wenn sie bleiben soll, vor 21 stehn muß. Sie lautet: „Und solt' ich leben nun (= nur) ein jar, ain jar auf dieser erden, so wolt' ich beicht und buoß empfangen, und gottes trost erwerben.“

Zu Str. 22 ist nur zu bemerken, daß in den hochdeutschen Liedern die zweite Zeile wieder alterthümlicher lautet: „Maria, mueter, raine maid, ich muß mich von dir scheiden;“ demnach lautet auch der Schluß der ersten Zeile hier: „in jamer und in laide.“

Str. 23 fehlt in den hochdeutschen Liedern, und mit Recht; denn den Fluch über die Pfaffen hat sicher nur die Reformation hervorgerufen; dagegen fehlt ihnen zum Nachtheil auch Str. 24, die wirklich schön ist.

Von Str. 25 an bis zum Schlusse des Liedes entfernen sich die oberdeutschen Lieder ziemlich weit von dem niederdeutschen. Sie bieten uns folgendes:

25. Er zoch nun widrumb (b. So zieh ich wieder) in den Berg und ewilich (b. ewiglich und) on ende: „Ich will zu meiner (b. zu Venus meiner) Frauen zart, wo mich got will hin fenden.“

26. „Seind gottwillkommen, Danhäuser (b. Seid willkommen Tanhäuser gut), ich hab' Eur lang emboren (b. entboren); seind willkommen, mein lieber (b. liebster) Herr, zu ainem buelen (b. und held mein) außertoren.“

27. Es stuond biß an (b. Darnach wol auf) den dritten Tag, der stab sieng (b. der Steden huob) an zu gruonen: der kappst

schickt auß (b. Da sand man Boten) in alle Land, wa Danhüser hin (b. wohin der Lanhäuser) wär komen?

28. Do was (b. Da ward) er widrumb in den Berg, und het sein Lieb' erkoren (b. Darinnen solt er nun bleiben), des muoß der vierte bapst Urban auch ewig sein verloren (b. so lange biß an den jüngsten tag, wo ihn gott will hin weisen).

29 hat nur b: Das sol nimmer kein priester tuon, dem menschen mistroß geben; wil er denn buoß und reu empfahn, sein sünde seind im vergeben.

b schließt milder als a, indem der Pabst nicht in die Hölle gesandt wird.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts ward noch folgendes Lied in Unterwalden gesungen:

1. Welche groß Wunder schauen wil, der gang in grünen Wald uße:
Danhuser was ein Ritter guot, groß Wunder wolllt' er schauen.
2. Wann er in grünen Wald uße kam, zuo dene schönen Jung-
frauen,
sie siengen an ein länigin Tanz: ein Jar was im ein Stundi.
3. „Danhuser, lieber Danhuser min, welt ir bi us verblibe?
ich will ouch die jüngste Tochter¹ ge zuo einem elichen wibe.“
4. „Die jüngste Tochter wil ich nit, sie treit den Tüfel in ire;
ich gse's an ire brun ougen an, wie er in ir tuot brinne.“
5. „Danhuser, lieber Danhuser min, du soltist us nit schelte:
wan du kumist in diesen Berg, so muoßt du is entgelte.“
6. Frou Frene hate ein Figeboum, er leite sich drunter ze schlafe;
es kam im für in sinem troum, von Sünden solt' er laße.
7. Danhuser stuont uf und gieng dervon, er wolt gen Rom ge-
bichte;
wann er gen Rom wol inne kam, was er mit blutten Füezen.
8. Wann er gen Rom wol inne kam, was er mit blutten Füezen;
er fiel ouch nieder uf sini Knie, sini Sünden wolllt' er buche.
9. Der Pabst treit ein Stab in seiner Hand, vor Dürri tuot er
spalte:
„So weng werde dir din Sünden nach glan, so weng daß diser
Stab gruonet.“

¹ Tochter = Jungfraw, Mägdelein.

10. Danhuser fiel in Krüzzital¹ mit ußgespannten Armen:
„Ich bitte 's dich, Herr Jesu Christ, du wellist dich min erbarne!“
11. Danhuser ging zur Kilgen uß mit sin verzagten Herzen:
„Got ist mir alzit gnädig gsi: iez muoß ich von em laße.“
12. Wann er für's Thor hin uße lam, begägnert im usi lieb Fraue:
„Behüet dich Got, du reini Magd, dich tar ich nimmern anschaue.“
13. Er gieng umme ebe driithalben Tag, der Stab sieng an sa gruene;
Der Papsi schickt usi in alli Land, er ließ Danhuser suuche.
14. „Danhuser ist iez nimme hier, Danhuser ist versaren,
Danhuser ist in Frou Frenen Berg, wil Gotes Gnad erwarde.“
15. Drumb sol kein Papsi, kein Kardinal kein Sünder nie verdamme:
Der Sünder mag si so groß er wil, er sa Gotes Gnad erlange.“

Dies Lied ist gedrängter, kürzer, sagte jetzt Graf Humo, und hat auch sein Eigenthümliches. Die im grünen Walde tanzenden Jungfrauen in Str. 2 gemahnen wieder an Elbinnen, deren Königin Hulda ist. Der längin Tanz oder besser Längitanz ist ein lang hingeführter Reien, ihm steht der Rundtanz entgegen. Die Härte des Pabstes, der ungenannt bleibt, ist hier ganz unbegründet, da Tanhuser sich ja nicht zum Bleiben verführen läßt, sondern nur dem Tanze der Jungfrauen, freilich ein Jahr lang, das ihm jedoch nur eine Stunde dünkt, zuschaut, er also hier streng genommen nicht schuldig wird, man wollte denn ihm als Schuld anrechnen, daß er sich unter den Feigenbaum der Frau Frene zum Schläfe niederlegt. Frene, d. i. Verona, Veronica hat bekanntlich in den Alpen ihren Garten (Freneli's Gärtli) und sie vertritt die Hulda. Kein anderes Lied sagt ferner, daß Maria selbst dem Tanhuser, wiewohl vergeblich, entgegen getreten sei, aber der Zug ist schön.

Auch das holländische Lied, das den Tanhuser zu einem „Herrn Daniel“ macht, ist merkwürdig. Es ist wieder eine Fortbildung der Sage, während das dänische nur Uebersetzung des

¹ So auf die Erde sich hinistrecken, daß der Leib ein Kreuz bildet: Lage der reinigen Däßer.

deutschen ist, nahm Gaspinger abermals das Wort. Ich will dasselbe nicht ganz mittheilen, um uns nicht zu lange bei dem einen Liede aufzuhalten, sondern nur das anführen, was es allein hat.

Die Strophen des holländischen Liebes 1—10 entsprechen den niederdeutschen 1, 3, 12, 13, 14, 15, 16, 18, 19, 20. Darauf folgt eine Strophe (11), die dem niederdeutschen fehlt; sie lautet: Waret Ihr sieben Jahr in dem Berg mit Frau Venus, der Teufelinne, so sollt Ihr brennen ewiglich all in der höllischen Peine.

Die Strophe 12 des holländischen Liebes entspricht der Strophe 21 des niederdeutschen, aber Str. 13 fehlt diesem wieder, sie lautet:

Er zog zu Nonsen (Nonsheim?) auf's hohe Schloß um drei seiner Schwester Kinder;

die nahm er alle mit der Hand, führte sie zu Venus seiner Freundinne.

Keines der deutschen Lieder kennt diesen Zug und er ist sicher unecht, anders woher entlehnt. — Str. 14 entspricht den Strophen 27 und 28 des niederdeutschen Liebes. Mit Str. 15 beginnt jedoch das holländische Lied seinen eigenen Gang; seine letzten Strophen lauten:

15. Da er vor den Berg nun kam, Frau Venus trat ihm entgegen:

„Sagt mir, sagt mir, Daniel fein, wie ist's um die Reise gelegen?“

16. „Wie's um die Reise gelegen ist? Dazu ist mir so leide:
der Pabst hat mir solchen Trost gegeben: von Gott muß ich ewig scheiden.“

17. Sie setzte hin ihm einen Stuhl, darcin so gieng er sitzen;
sie holte ihm einen vergoldeten Kopf¹ und wollte Danielschen schenken.

18. Er wollte trinken noch essen nicht; auf Rath da that sie sinnen,
wie sie in die Kammer sollte kommen mit sieben Kammerfrauen.

19. Doch als sie aus der Kammer kam mit Lachen und mit Spielen,
und hätte sie ewiglich gespielt, Herr Daniel hätte geschwiegen.

20. Aber der dieß Liedlein sang zuerst, sein Herz ihm lag in Leide;
er wäre lieber in Venus Zwang, als in der höllischen Schule.

¹ Becker.

Nun aber, meine ich, lassen wir den Tanhauser ruhig bei Frau Venus im Berge sitzen und ersuchen Fräulein Berta, uns ein anderes Volkslied vorzutragen. Berta begann hierauf.

Zur Vertretung der zweiten Abtheilung wähle ich zwei Dietmarsenlieder. Selbstverständlich sind sie niederdeutsch, ich aber gebe sie hochdeutsch, da kaum alle hier Versammelten sie in ihrer heimatlichen Sprache verstehen dürften. Zu bemerken ist noch, daß das zweite von den dietmarsischen Jungfrauen als Tanzlied gebraucht ward.

I.

(Vom Jahr 1404.)

Da ward gerathen ein neuer Rath
zu Gottorp auf dem Schlosse:
das that Herr Klaus von Alefeld
seinem edlem Herren zu Rufe.

Er ließ wohl bauen ein gutes Schloß
unsrem ehrlichem Lande zum Grame:
da sprach das Rölfs Bojelen Sohn,
der beste in unserm Lande:

„Tretet herzu, ihr Dietmarsen stolz,
unsrem Kummer wollen wir rächen;
was Händelein gebauet haben,
das können wohl Händelein brechen!“

Die Dietmarsen riefen überlaut:

„Das leiden wir nimmer mehr!
wir wollen drum wagen Hals und Gut
und wollen das gar umkehren.

Wir wollen drum wagen Gut und Blut
und wollen drum alle sterben,
eh daß der Holsten Uebermuth
unsrer schönes Land soll verderben!“

So endet das Lied; aber daß es nicht so enden kann, versteht sich. Der Schluß fehlt, der die Zerstörung der Zwingburg meldete.

Sie haben Recht, sagte Graf Huno; allein wollen Sie Ihre Sache gut machen, so geben Sie uns flugs die fehlende Schlußstrophe:

Warum nicht, entgegnete Verta, hier ist sie:

Am Morgen zogen die Männer aus,
die breiten Barten schimmern,
und als die Nacht vom Himmel sank,
da lag die Burg in Trümmern.

Sie haben die Sache gut gemacht, sagte Haspinger; so ungefähr mag der Schluß gelaute haben.

Das zweite Lied, fuhr Verta fort, ist vom Jahr 1500; es lautet:

Der König wohl zu dem Herzogen sprach; ¹

„Wie wollen wir das nun beginnen,
daß wir das freie Dietmarsenland
ohn' unsern Schaden gewinnen?“

Sobald das Reinhold von Mailand vernahm
mit dem langen gelben Barte,
er sprach: „Wollen machen Voten bereit,
schiden nach der großen Garde!“ ²

Sobald die Garde die Nöhre vernahm,
Sie rüst'te sich mächtig sehre,
sie rüst'te sich fünfzehntausend Mann stark,
über die grüne Heide zu reiten. ³

Und da die Garde zum Könige kam:

„Ach, König, mein lieber Herr,
wo liegt doch nun das Dietmarsenland?
im Himmel oder auf Erden?“

¹ Die Strophe zerrüttend wird nach sprach eingeschoben: „Ach Bruder, herzlichster Bruder, ach Bruder, herzlichster Bruder mein.“ ² Auf Garde folgt: „Will uns die große Garde Beistand thun, Dietmarsen soll unser wohl werden.“ ³ Darauf folgt: „Können wir nur des Königs Besoldung erwerben, Unsere Fräulein die sollen selbst wohl mit. Der Trommelschläger der schlug wohl an, Sie zogen über die grüne Heide.“ Die Strophe unterbricht den raschen Gang des Liedes, an sich ist sie nicht übel.

Dem Könige gefiel die Rede nicht wohl,
er that dagegen sprechen:

„Es ist nicht mit Ketten an den Himmel gebunden,
es liegt auf der breiten Erde.“

Der Garde Herr sprach da mit Muthe stark:

„Ach König, mein lieber Herr,
ist's nicht gebunden an den Himmel hoch,
Dietmarsen das soll uns bald werden.“

Er ließ die Trommeln schlagen laut,

die Fähnlein ließ er fliegen;
so zogen einen langen breiten Weg,
bis sie das Land ansahen.

(Als sie das Land nun sahen an,

da sprach der Herr der Garde:)¹

„Ach Ländchen tief, ich bin dir nicht weit,
du sollst nun mein bald werden!“

Sie zogen zur hohen Windbergen ein,

da lagen sie kleine Weile;
sie zogen darauf auf Meldorp zu,
ihren Uebermuth thaten sie treiben.

Königes Banner sie steckten zum Thurne hinaus,

den Dietmarsen da zum Grame;
ihre Schilde sie hingen über die Mauer;
dies ist's ihnen übel ergangen.

Sie zogen ein wenig weiter fort,

nach dem Hemmingsfelder Felde:
da ward die große Garde erschlagen
mit ihren tapferen Helden.

Das Wetter war trüb, der Weg war schmal,

die Graben waren voll Wasser:
dennoch zog die Garde weiter fort
mit einem trostigen Muth.

Er² trug einen Harnisch um seinen Leib,

der schien so roth von Golde;
darüber lag ein Panzer fest,
drauf that er sich verlassen.

¹ Die eingeklammerten Zeilen fehlen. ² Ein Ritter der Garde.

Da sprang ein Landsmann auf ihn ein
 mit einem langen Speere;
 er stach, daß drauß ein Krummhake ward
 und hieng in dem Panzer so schwere.
 Dem Landsmann ein anderer zu Hülfe kam,
 den Speer wollten sie wieder haben;¹
 sie zogen mit Sattel und Roß ihn herab
 wohl in den tiefen Graben.
 Die Garde war stark: drei hatten zu thun,
 eh sie ihn konnten gewinnen;
 da ward auch der Holsten König² erschlagen
 mit all seinem Heergefinde.
 Da lag nun sein Pferd, da lag auch sein Schwert,
 dazu die Königskrone:
 die Krone die soll uns Maria tragen
 zu Aachen wohl in dem Dome!

Die mannlichen und lange erfolgreichen Kämpfe der freien Dietmarsen gegen die unterdrückungsjüchtigen, vom Dänenkönige unterstützten Herzoge der Holstaten (Holsten, später verberbt in Holstein) sind berühmt genug; zuletzt freilich unterlagen sie gleich den kühnen Stedingern. Dennoch haben sie den alten Freiheits-sinn bis auf diesen Tag bewahrt. Die von Dahlmann heraus-gegebene Dietmarsenchronik des Neocorus schildert diese Kämpfe ausführlich und höchst lebendig. So ließ sich, als Verta geendet hatte, Haspinger vernehmen.

Ein sonderbarer Name „Dietmarsen“, sagte hierauf Graf Huno. Marsdieten, d. i. das Marsland bewohnende Teutonen, wäre verständlicher, wosern Grimm nämlich mit Recht in den Dietmarsen die zurückgebliebenen Trümmer der alten Teutonen, oder besser Teuten erkennt.

Grimm wird schon recht haben, erwiderte ihm der alte Graf; und in den benachbarten Etomaren, Stürmern (d. i. Kämpfer,

¹ Auf haben folgen bereits die beiden ersten Zeilen der nächsten Strophe.

² Herzog.

Räuber) sieht er Ueberbleibsel der nicht minder berühmten Kimbern, deren Name ebenfalls Kämpfer, Räuber (Raub war im Alterthum nicht schändend) bedeutet. Ja er nimmt sogar an, das Volk, das später Sachsen genannt ward, habe früher Cherusker geheißen; denn cherus wie sahs bedeute Schwert. Und in der That, die Sachsen sitzen genau da, wo früher die Cherusker hausten, von denen wir wissen, daß sie ihre Heimat nie verlassen haben.

Ganz recht, sagte Haspinger, wie die Cherusker Sachsen, wurden die Sigambren (Sigugambara, d. i. Siegfrohlockende) oder Gambrivier, Franken. Neue Namen verdrängten die alten, aber die alte Kraft blieb, und so ward auch der alte Ruhm ein neuer. Die Sachsen haben sich nicht ihrer Väter, der Cherusker, und die Cherusker nicht ihrer Söhne, der Sachsen, zu schämen. Ueber den Namen Dietmarsen habe ich aber folgende Ansicht. Wir wissen, daß die Bewohner Holsteins im Alterthume Holtinge (später Holtsäten) und Marsinge hießen, jenachdem sie in den grünen Wäldern, dem holte Holze, oder auf dem fruchtbaren Marschlande saßen. Einfach, es haben sich die Reste der Teuten mit den Marsingen, Marsen (cheruskischen Stammes) vereinigt und sich also sehr angemessen Theotmarsingā, Dietmarsen, genannt. Sollten freilich die Teuten die ersten Bewohner des Marslandes gewesen sein, was auch nicht unmöglich wäre, so besagte Theotmarsinge schlichthin teutonische Marsbewohner. Der Kampf der Dietmarsen ist mit Recht berühmt, und die mitgetheilten Lieder sind einfach und schön.

Aber liebe Berta, warum theilst Du uns nicht auch eines der vielen Lieder auf die Siege der Eidgenossen mit? So wandte sich Irmgard an Berta, und diese erwiderte:

Die wirklich schönen Lieder sind zu lang. So hat Halbuters Lied auf die Schlacht bei Sempach vom Jahr 1386 66 siebenzeilige Strophen.

Jedoch in dieses ist ein älteres kürzeres Lied eingeflochten, wie Uhlund annahm, und dieses kürzere konntest Du vortragen, sagte Huno.

Es ist noch keineswegs ausgemacht, erwiderte Berta, daß die

bald neun, bald fünfzehn Strophen, die in einigen Handschriften vorkommen, ein Lied für sich gebildet haben. Unter den fünfzehn Strophen finden sich auf jeden Fall einige, die Halbfutters Liede ursprünglich angehört und von dort hierher genommen sind. Die neun Strophen will ich schon vortragen; die Herren mögen urtheilen, ob diese ein Lied bilden können. Sie laß:

Die niederländischen Herren die zogen ins Oberland:

wollen sie derselben Reife pflügen, sie sollen sich daß betw'ar'n,
he! sie sollen beichten eh;

von handhaften Schwizern geschah schon ihnen weh.

Von Lucern, Schwiz, Ure viel manch gut Biedermann
zu Sempach vor dem Walde der Leu zu ihnen kam.

He! der Stier war gar gemeit:¹

„Herr Leu, willst du hie sechten, es ist dir unverseit (sagt).“

Da sprach der Leu zum Stiere: „Du kommst mir eben recht,
ich hab' auf dieser Heide breit gut Ritter und auch Knecht;

he! ich will dich's wissen la'n,

daß du mir hast vor Laupen gar viel zu Leid gethan.

Auch an dem Morgarten erschlugt mir manchen Mann;

ich will dir's hie vergelten, ob ich es fügen kann;

he! das sei dir zugesait!“

Da sprach der Stier zum Leuen: „Dein Drohen wird dir leid!“

Der Leu begann zu knurren, zu schmucken seinen Wadel (Schwanz).

Da sprach der Stier zum Leuen: „Woll'n wir's versuchen aber?

he! so tritt her näher daß,

daß diese grüne Heide von Blute werde naß!“

Sie traten gen einander, sie griffen's fröhlich an,

bis daß derselbe Leue die Flucht gar eilig nahm;

he! er flog bis an den Berg.

„Wohin nun, starker Leue? du bist nicht Ehren werth!

Willst du mir hier entweichen auf dieser Heide breit?

du hast des immer Schande, wo man das von dir seit.

He! es steht dir übel an,

ja daß du Leu dem Stiere mußt deine Weide la'n!“

¹ Munter, muthig.

Ruh Blümli sprach zum Stiere: „Ich muß dir immer klagen,
 mich wollt' ein schwäbischer Herr allhier gemollten haben:
 he! ich schlug ihn, daß er lag,
 ich schlug ihn da noch mehre, daß ihm der Kopf zerbrach.“
 „Nun, sprach der Stier zum Leuen, nun bin ich hie gewesen;
 Du hast mir viel gebräuet, ich bin vor dir gewesen;
 he! nun lehr' du wiedrum heim
 zu deiner schönen Frauen: dein Ehr' ist wahrlich klein!“

Es ist dieß eben vernommene Lied, nahm der alte Graf das Wort, ein sogenanntes heraldisches (allegorisches) Gedicht. Der rothe Leu ist das Wappenbild der Habsburger, wie das schwarze Stierhaupt das von Uri.¹ Das Urner Wappen bezeichnet aber hier die gesammte alte vierortige Eidgenossenschaft (Lucern, Uri, Schwyz, Unterwalden). Jetzt ist das Wappen der Eidgenossenschaft bekanntlich das weiße Kreuz im rothen Felde, d. h. das Wappen von Schwyz. Gerade in den Liedern auf die Schlachten zwischen den Eidgenossen und Habsburg oder Burgund findet man die Wappenthiere mit Vorliebe angewandt. Der Stier von Uri, der Bär von Bern, von St. Gallen, von Appenzell, der Bock von Schaffhausen u. s. w., alle diese Thiere treten in den Liedern auf, und selbst heute noch verwendet man den Bär zur Bezeichnung Berns, wie denn auch Bern noch heute Bären im Zwinger hält. So viel kann ich zur Erläuterung beibringen; die Frage jedoch, ob diese Strophen ein selbstständiges Lied bilden, muß ich dahingestellt sein lassen.

Ich glaube ja, antwortete darauf Gaspingler. Erwägen wir die letzte Strophe des langen Liedes:

Halbوتر unvergessen, also ist er genannt,
 zu Lucern ist er geseßen und alda wohl erkannt;
 he! er war ein fröhlich Mann:
 dieß Lied hat er gedichtet als er ab der Schlacht ist kan (kommen).

¹ Das alte Wappen von Uri ist das seitwärts gestellte schwarze Haupt eines Ures; Papst Julius II., um den Urnern eine Ehre zu erweisen und sie auf das wohlfeilste für ihre Dienste zu belohnen, gab dem Urkopf einen goldenen Ring in die Nase und stellte ihn so, daß er von vorn gesehen wird. So ist noch heute das Wappen von Uri.

so ergibt sich zunächst, daß sich Halbsuter nicht wohl selbst „unvergeßen“ nennen kann in dem Augenblicke, da er aus der Schlacht heimkommend sich eben erst durch Dichtung eines Liedes auf diese Schlacht bekannt machte. Auch wird er nicht von sich zur gleichen Zeit sagen, „er war ein fröhlicher Mann.“ Es ergibt sich hieraus deutlich, daß das jetzige lange Lied nicht das Lied Halbsuters sein kann, wenn auch nicht schon die Mittelreime und die Sprachformen desselben auf eine spätere Zeit hinwiesen. Auch konnte Halbsuter in dem Liede, das er gleich nach der Heimkunft aus der Schlacht dichtete, unmöglich sagen:

In und um und auf dem Seinen sei Herzog Leupold erschlagen,
das thun die Herren jenseit Rheins von den Eidgenossen sagen;
he! ich seÿ' ein andres dran:
wâr' er daheim geklieben, ihm hätt' Niemand Leids gethan.

Es ist also anzunehmen entweder: Halbsuter ist nur des kleineren Liedes Verfasser, und das lange ist das Werk eines anderen, späteren Dichters; oder: Halbsuter hat erst, gleich nach der Heimkunft, das kleine Lied, später dann das größere gedichtet, das uns jedenfalls nur in einer vielleicht an hundert Jahr jüngeren Uebearbeitung erhalten ist. Erwägt man aber das lange Lied in seinen einzelnen Theilen genauer, so stellt sich die erstere Annahme doch vielleicht als die begründetere heraus.

Das folgende Lied, das heute in Baiern noch gesungen wird, nahm Berta wieder das Wort, bieten uns nur neuere fliegende Blätter. Ältere Drucke sind bis jetzt davon nicht bekannt; dennoch dürfte ein altes Lied ihm zu Grunde liegen.

Von der schönen Bernauerin († 1435).

Es reiten drei Ritter zu München hinaus,
sie reiten wohl vor der Bernauerin Haus:
„Bernauerin, bist du drinnen, ja drinnen?
Bist du darinnen, so tritt du heraus,
der Herzog ist draußen vor deinem Haus
mit all seinem Hofgesinde, ja Gesinde.“

Sobald die Bernaurin das vernahm,
 ein schneeweißes Gemde zog sie an,
 wohl vor den Herzog zu treten, ja treten.

Sobald die Bernaurin vor's Thor naus kam,
 drei Herren sie sogleich vernahm:

„Bernaurin, was willst du machen, ja machen?

Ei willst du des Herzogen dich begeben,
 oder willst du lassen dein jung frisch Leben
 ertrinken im Donauwasser, ja Wasser?“

„Eh' ich des Herzogen mich will begeben,
 eh will ich lassen mein jung frisch Leben
 ertrinken im Donauwasser, ja Wasser!

Der Herzog ist mein und ich bin sein,
 ich hab' ihm geben die Treue mein,
 wir sind gar treu versprochen, ja versprochen!“

Die Bernaurin auf dem Wasser schwamm,
 Gottes Mutter hat sie gerufen an,
 sollt' ihr aus ihrer Noth helfen, ja helfen.

„Maria, hilf du mir heraus,
 mein Herzog baut dir ein neues Haus,
 von Marmelstein einen Altar, ja Altar.“

Sobald sie dieses gesprochen hat,
 Gottes Mutter ihr geholfen hat,
 hat von dem Tod sie errettet, ja errettet.

Als die Bernaurin auf die Bruden kam,
 ein Hentersknecht bei dem Haare sie nahm:

„Bernaurin, was willst du machen, ja machen?

Ei willst du werden ein's Henters Weib,
 oder willst du lassen deinen jungen Leib
 ertränken im Donauwasser, ja Wasser?“

„Und eh' ich werd' ein's Henters Weib,
 so will ich lassen meinen jungen Leib
 ertrinken im Donauwasser, ja Wasser.“

Es stund kaum an den dritten Tag,
 dem Herzogen kam die traurige Klag':
 Bernaurin ist ertrunken, ja ertrunken.

„Auf rufet mir meine Fische her,
 sie sollen fischen bis an das Meer,
 daß sie mein feins Lieb suchen, ja suchen.“
 Es kamen gleich alle Fische daher,
 sie haben gefischet bis an das Meer,
 Vernauring haben sie funden, ja funden.
 Sie legten dem Herzogen auf die Schoß,
 der Herzog viel tausend Thränen vergoß,
 gar herzlich that er weinen, ja weinen.
 „So rufet mir her fünf tausend Mann,
 einen neuen Krieg will ich fangen an
 mit meinem Herren Vater, ja Vater.
 Wär' mein Herr Vater mir nicht so lieb,
 ich ließ ihn hängen als einen Dieb,
 wär' doch mir große Schande, ja Schande.“
 Es stund kaum an den dritten Tag,
 dem Herzogen kam eine neue Klag',
 sein Vater wäre gestorben, ja gestorben.
 Die mir helfen meinen Vater begraben,
 rothe Manteln müssen sie alle haben,
 roth müssen sie sich tragen, ja tragen.
 Und die mir helfen mein Lieb begraben,
 schwarze Manteln müssen sie alle haben,
 schwarz müssen sie sich tragen, ja tragen.
 So wollen wir stiften ein' ewige Meß,
 daß man der Vernauring nicht vergeß,
 man wolle für sie beten, ja beten.“

Das nächste und zwar schöne Volkslied, „das Todtenamt“, ergriff Verta wiederum das Wort, ist niederdeutsch und niederländisch (flämisch) vorhanden. Das niederdeutsche scheint nur Uebersetzung.

Es taget in dem Osten, es lichtet überall;
 wie wenig weiß mein Liebchen, wo ich benachten soll;
 wie wenig weiß mein Liebchen, ja Liebchen.

Wären das all meine Freunde, die meine Feinde sein,
ich führte sie aus dem Lande, mein Lieb, mein Minnelcin,
ich führte sie aus dem Lande, ja Lande.

„Wohin solltet Ihr mich führen, stolz Ritter wohl gemeit?
Ich lieg' in Liebes Armen in so großer Würdigkeit.
Ich lieg' in Liebes Armen, ja Armen!“

Lieget Ihr in Liebes Armen? Bilo!! Ihr sagt nicht wahr:
Geht hin zur grünen Linde: erschlagen liegt er da.
Geht hin zur grünen Linde, ja Linde.

Die Maid nahm ihren Mantel und sie gieng einen Gang
all zu der grünen Linde, da sie den Todten fand.
All zu der grünen Linde, ja Linde.

„Wie liegt Ihr hier erschlagen, beströmt von rothem Blut!
Das hat gethan Eur Rühren und Euer hoher Muth.
Das hat gethan Eur Rühren, ja Rühren!“

Wie liegt Ihr hier erschlagen, der mich zu trösten pflag!
Was habt Ihr mir nachgelassen? So manchen betrübten Tag!
Was habt Ihr mir nachgelassen, ja gelassen?“

Die Maid nahm ihren Mantel und sie gieng einen Gang
nach ihres Vaters Pforte, die sie wohl offen fand;
nach ihres Vaters Pforte, ja Pforte.

„Und ist allhier ein Herre, ist hier ein edel Mann
der mir den meinen Todten begraben helfen kann?
der mir den meinen Todten, ja Todten —“

Die Herren schwiegen stille, sie gaben keinen Laut.
Das Mägdlein um sich lehrte, sie weint' und gieng hinaus.
Das Mägdlein um sich lehrte, ja lehrte.

(Sie nahm ihn in ihr' Arme, sie küßt' ihn vor den Mund
in einer kurzen Weile wohl tausend tausendstund;
in einer kurzen Weile, ja Weile.)²

Mit seinem blanken Schwerte die Erde auf sie grub,
mit ihren schneeweißen Armen sie ihn zu Grabe trug;
mit ihren schneeweißen Armen, ja Armen.

¹ Auswurf des Schmerzes und Staunens; alt wē lā. ² Die eingeklammerte Strophe fehlt im niederdeutschen Riede.

„Nun will ich mich begeben in ein klein Klosterlein
und tragen schwarze Kleider und werden ein Nönnelein,
und tragen schwarze Kleider, ja Kleider.“
Mit ihrer hellen Stimme sie ihm die Messe sang;
mit ihren schneeweißen Händen sie ihm die Schelle klang,
mit ihren schneeweißen Händen, ja Händen.

Allen gefiel dieses Lied, aber da Niemand eine anderweitige Bemerkung machte, fuhr Verta fort: Das folgende Lied ist hoch- und niederdeutsch vorhanden, beide Aufzeichnungen ziemlich übereinstimmend. Upland hat es nach der Eingangstrophe „Muskatbaum“ benannt; bezeichnender wäre: Knecht und Königstochter. Hören Sie denn:

Es steht ein Baum in Oesterreich, der trägt Muskatblumen;
die erste Blume die er trug, die brach ein Königs Tochter.
Es freite lang' ein junger Knab' ¹ um eines Königs Tochter,
er freite länger denn sieben Jahr, er konnte sie nicht erfreien.
„Laß ab, laß ab du junger Knab', du kannst mich nicht erfreien,
ich bin viel besser geboren als du von Vater und auch von Mutter.“
„Bist du viel besser geboren als ich von Vater und auch von Mutter,
so bin ich deins Vaters gedingter Knecht und schwinge den Rossen
das Futter.“
„Bist du deins Vaters gedingter Knecht und schwingest den Rossen das
Futter,
so giebt dir mein Vater guten Lohn: daran laß dir genügen!“
„Den Lohn, den mir dein Vater giebt, der wird mir viel zu sauer,
oft muß ich hinaus in Regen und Wind, so bist du, Lieb, im Bauer.“ ²
Des Nachts, wohl um die halbe Nacht, die Maid hub an zu trauern,
sie schlug den Mantel um ihren Leib und gieng wohl zu der Scheuer. ³
Des Morgens, da der Tag anbrach, die Mutter begann zu rufen:
„Steht auf, steht auf, du gedingter Knecht, und schwing den Rossen
das Futter!“

¹ Im niederdeutschen: eines Landgrafen Sohn. ² Wohngemache. Das hochdeutsche Lied giebt diese Zeile: Wenn andre Knecht zum Schlafämmerlein gehn, so muß ich zu der Scheuer. ³ Niederdeutsch: Den hoiken nam se umme unde makede sik up de vart; se gink hen na dem stalle dar vant se den Henzelin zart.

„Das Juter, das ich schwingen will, das liegt in meinen Armen:
gestern war ich euer gedingter Knecht, euer Eidam bin ich worden!“
„Daß du mein Eidam werden kist, des mag sich Gott erbarmen:
ich habe sie Rittern und Grafen ver sagt: einem Schlemmer ist sie
worden.“

„Dem Schlemmer, dem sie worden ist, der hat sie wohl gewonnen:
er trinkt viel lieber den kühlen Wein, denn Wasser aus dem Brunnen.“¹

Der uns dieß neue Liedlein sang, er hat's gar wohl gesungen,
er ist dreimal in Frankreich gewest und allzeit wieder kommen.²

Na! sagte der Herzog, solch ein einziges Volkslied wiegt eine
ganze Mandel feuzender Minnelieder auf, Basta!

Allerdings sind die meisten frisch und keß, erwiderte ihm darauf
Graf Huno; doch giebt es auch unter ihnen zarte und sinnige genug

Sie sollen gleich eines hören, lächelte Verta. Es trägt bei
Uhländ die Ueberschrift: „Loslauf.“ Eine Jungfrau soll im Strome
ertränkt werden; sie, bereits auf dem Schiffe, fleht Vater und
Bruder, aber vergeblich, um Rettung an; da rettet sie der Geliebte.

„O Schiffmann!

laß du herum das Fähnlein³ drehn,
laß du das Schifflein untergehn,
laß du das schwarzbraun Mägdlein
zu Grunde!“

„O Schiffmann!

o halt, mein lieber Schiffmann, doch,
ich habe einen Vater noch,
der wird mich nicht verlassen,
nicht verlassen!

O Vater!

verlauf du deinen rothen Rod,
und rette mir mein Leben doch

¹ Niederdeutsch: De slemmer de se gekregen heft, de wert se wol er-
nennen: he is ses mal in Frankrik gewest unde weder komen mit ernen.

² Niederdeutsch: De uns dit nie lédlin sang, van ersten heft gesungen,
dat hebben gedan dre landsknecht gut, twe olde und ein junger.

³ Steuerruder.

und rette mir mein junges
frisches Leben!"

"D Schiffmann!
laß du herum das Fähnlein drehn,
laß du das Schifflein untergehn,
laß du das schwarzbraun Mägdelein
zu Grunde!"

"D Schiffmann!
o halt, mein lieber Schiffmann doch,
ich habe einen Bruder noch,
der wird mich nicht verlassen,
nicht verlassen!"

D Bruder!
verlauf du deinen braunen Rock,
und rette mir mein Leben doch
und rette mir mein junges
frisches Leben!

"D Schiffmann!
laß du herum das Fähnlein drehn,
laß du das Schifflein untergehn,
laß du das schwarzbraun Mägdelein
zu Grunde!"

"D Schiffmann!
o halt, mein lieber Schiffmann, doch,
ich habe einen Liebsten noch,
der wird mich nicht verlassen,
nicht verlassen!"

D Liebster!
verkaufe dich an's Ruder hier,
mein junges Leben rette mir,
o rette mir mein junges
frisches Leben!"

"D Mägdelein!
Leib und Seele verkaufe ich,
dein junges Leben rette ich,
ich will dich nicht verlassen,
nicht verlassen!"

O Schiffmann!

ich' aus, sch' aus das Mägdlein doch,
sie hat ja einen Liebsten noch,
der will sie nicht verlassen,
nicht verlassen!"

Ähnlichen Inhaltes ist das niederdeutsche Lied vom Herren von Falkenstein, womit wohl Falkenstein am Harz, im Seltethal, gemeint ist.

Ich sah meinen Herren von Falkenstein zu seiner Burg aufreiten,
einen Schild er führte neben sich, blank Schwert an seiner Seiten.
„Gott grüße Euch Herren von Falkenstein! Seid Ihr des Landes ein
Herre,

so gebt mir den gefangenen Mann um aller Jungfrauen Ehre!“
„Der Gefangne, den ich gefangen hab', der ist mir worden sauer:
er liegt auf Falkenstein in dem Thurm, darin soll er verfaulen.“
„Liegt er auf Falkenstein in dem Thurm, soll er darin verfaulen,
so will ich wohl treten an die Mauer und Liebchen helfen trauern.“
Und als sie gegen die Mauer trat, hörte sie seins Liebchen drinne:
„O daß ich Euch nicht helfen kann, das nimmt mir Wiß und Sinne!“
„Nach Haus, nach Haus, meine junge Frau zart, und tröstet Euch
arme Waisen!

nehmt Euch auf das Jahr einen andern Mann, der Euch kann hel-
fen trauern!“
„Nähm' ich auf das Jahr einen andern Mann, bei ihm dann müß'
ich weilen;
so ließ' ich dann auch mein Trauern nicht, schlüg' er mein' arme
Waisen.

Ich wollte, daß ich einen Zelter hätt', und daß Jungfrauen ritten,
so würd' mit dem Herren von Falkenstein um mein seins Lieb ge-
stritten.“

„O nein, o nein, meine Jungfrau zart, des müßt' ich tragen Schande:
nehmt Ihr Euer Lieb wohl bei der Hand und zieht mit ihm aus
dem Lande!“

„Aus deinem Lande so zieh' ich nicht, Du giebst mir denn ein Schreiben,
wenn ich nun komm' in fremdes Land, daß ich darin kann bleiben.“

Als sie auf die große Haide kam, da hub sie an zu singen:

„Run kann ich den Herren von Falkenstein mit meinen Worten
zwingen.

Da ich nun es nicht hin sagen kann, so will ich es hin singen:

ich konnte den Herren von Falkenstein mit meinen Worten zwingen.“

Ueber denselben Gegenstand giebt es auch zwei oberdeutsche Lieder, die Sie bei Uhland nachlesen können. Das erste knüpft die Sage an Falkenstein in Hessen, das andere versetzt sie nach Württemberg, statt des Falkensteiners den Herzog von Württemberg einführend, ohne jedoch eine Burg zu nennen. Auch fehlt ihm der Schluß, d. h. die Befreiung des Gefangenen. — Zum Schluß der heutigen Sitzung wie der Liebeslieder noch den „Kampf um die adelige Rosenblume,“ einem dietmarischen Tanzliede. Ich gebe dasselbe einmal in der Ursprache:

Her Hinrik und sine bræder alle drê
ful grône,
se bûweden rede ¹ en schepken ² iô'r wê
umbe de adelike rôsenblôme.

Dô dat schepken rêde ³ was,
ful grône,
se setten sik dar in, se fôren al dar
umbe de adelike rôsenblôme.

Dô se westwärts overquêmen
ful grône,
dô stônt ên goldamedes son for der dôr
mit der adeliken rôsenblôme.

„Weset nu wilkomen, gi hêren alle drê,
gar schône!
wille-gi ⁴ nu mede, ⁵ wille-gi nu win?“
sprak de adelike rôsenblôme.

¹ Hafs. ² Schifflein. ³ Bereit. ⁴ Wollet ihr. ⁵ Meth.

„Wi willen nênen mede, wi willen nênen win,
ful grône;
wi willen ênes goldsmedes dochterkin,
iâ, de adelike rôsenblôme.“

„Des goldsmedes dochter krîge-gi nicht,
gar schône;
se is Lûdken Loiken al tô gesecht,
jâ, de adelike rôsenblôme.

„Lûdke Loike de krîcht se nicht,
ful grône;
dar wille-wi drê unse helse umbe wagen,
umbe de adelike rôsenblôme.“

Lûdke Loike tôch út sîn blanket swert
ful grône,
he houw hêr Hinrike sînen lûtken finger af
umbe de adelike rôsenblôme.

Her Hinrik tôch út sîn blanket swert
gar schône,
he houw Lûdken Loiken sîn hovet weder af
umbe de adelike rôsenblôme.

„Ligge du aldar, ên krûsekroel,¹
ful grône!
mîn herte dat is dûsent froweden vul
umbe de adelike rôsenblôme.

Lûdken Loiken sîne kinder de wênededen sêr
ful grône:

„Morgen schole-wi unsen fader begraven
umbe de adelike rôsenblôme.“

Und damit, meine Herren, beurlaube ich mich für heute.
Es ist doch eigen, nahm Huno jetzt das Wort, in welcher
Herne man einzelnen Volksliedern wieder begegnet. J. V. das

¹ Kranke Leide.

unter der Bezeichnung „Loskauf“ mitgetheilte, welches mit: „D Schiffmann“ anhebt, wird, und zwar vollständiger, auch in Schweden geungen. Es findet sich bei Wolf und bei Studach (Schwedische Volkslied Nr. 3); bei Wolf lautet es:

„Mein Vater, meine Mutter, die litten große Noth,
sie thäten mich verkaufen um eine Krume Brot.

Wohl hin in das heidnische Land, da zu veröden.

Der Kriegsmann, er leget seine Ruder aus mit Muth;
schön Jungfrau sie ringet ihre Händlein in Muth.

Gott tröste die, so da kommen soll in das heidnische Land, da zu veröden.

„D Kriegsmann, du Lieber, ein Weilchen noch halt' ein,
ich sehe meinen Vater kommen her vom Rosenhain:
er hält so viel von mir;
er nimmt wohl seine Dshen und löset mich von dir.

So werd' ich frei, zu kommen in das heidnische Land, da zu veröden.“

„Mehr hab' ich nicht der Dshen fürwahr als ihrer zween:
den einen muß ich brauchen, den andern lassen stehn.
Du wirst nicht frei, zu kommen in das heidnische Land, da zu veröden.“

Der Kriegsmann, er leget, u. f. w. wie oben.

„D Kriegsmann, du Lieber, ein Weilchen noch halt ein,
ich sehe meine Mutter kommen her vom Rosenhain;
sie hält so viel von mir:
sie nimmt wohl ihren Goldschrein und löset mich von dir.

So werd' ich frei, zu kommen“ u. f. w.

„Mehr hab' ich nicht der Schreine fürwahr als ihrer zween,
den einen muß ich brauchen, den andern lassen stehn.
Du wirst nicht frei, zu kommen u. f. w.“

Der Kriegsmann, er leget u. f. w. wie oben.

„D Kriegsmann, du Lieber, ein Weilchen noch halt ein,
ich sehe meine Schwester kommen her vom Rosenhain:
sie hält so viel von mir:
sie nimmt die güldnen Kränze und löset mich von dir.

So werd' ich frei, zu kommen“ u. f. w.

„Mehr hab' ich nicht der Kränze fürwahr als ihrer zween:
den einen muß ich brauchen, den andern lassen stehn.
Du wirst nicht frei, zu kommen“ u. s. w.

Der Kriegermann er leget u. s. w. wie oben.

„O Kriegermann, du Lieber, ein Weilchen noch halt ein,
ich sehe meinen Bruder kommen her vom Rosenhain;
er hält so viel von mir:
er nimmt wohl seine Gütle und löset mich von dir.

So werd' ich frei, zu kommen“ u. s. w.

„Mehr hab' ich nicht der Gütle fürwahr als u. s. w. wie oben.

Der Kriegermann er leget u. s. w. wie oben.

„O Kriegermann, du Lieber, ein Weilchen noch halt ein,
ich sehe meinen Liebsten kommen her vom Rosenhain;
er hält so viel von mir:
er nimmt die güldnen Ringe und löset mich von dir.

So werd' ich frei, zu kommen“ u. s. w.

„O Bräutigam, du Lieber, du hältst so viel von mir,
du nimmst die güldnen Ringe und lösest mich dafür.

So werd' ich frei, zu kommen“ u. s. w.

„Mehr hab' ich nicht der Ringe fürwahr als dreimal vier:
mit sechsen ich dich löse, die andern schenk' ich dir.
Nun bist du frei, zu kommen“ u. s. w.

Die Anrede der Jungfrau an Vater, Mutter, Bruder, Schwester fehlt; sie läßt sich aber nach der an den Bräutigam leicht bilden. Auch sollten die Mägen wohl in anderer Folge stehn, nämlich, Schwester, Bruder, Vater, Mutter.

Ich kenne drei wendische (sorbische), von einander unabhängige Volkslieder gleiches Inhaltes, nur daß der zu lösende ein Jüngling ist und von der Geliebten aus der Haft des Thurmes gelöst wird, nachdem die Sippen sich geweigert haben, sagte darauf Haspinger. In dem einen bieten sie zwar Gaben, aber sie werden nicht angenommen. Eben so ist es ein Jüngling

in dem russischen Liede (Celakowski II, 107, Wenzig 151); in dem kleinrussischen aber (W. J. Oleska S. 226) ist der junge Kosak in Gefahr, im Donauströme zu ertrinken; auch ihn lassen Vater, Mutter, Bruder, Schwester ohne Hilfe, die Geliebte jedoch rettet ihn. Es giebt auch deutsche Volkslieder, in denen der zu Rettende ein Jüngling ist (vgl. Elwert, Reste alten Gesanges, S. 15, Fouqué, deutscher Dichterwald, S. 175, (auch bei Krejschmer, „Schäfers Sohn“); doch sind die Lieder von der zu rettenden Jungfrau zahlreicher (Krejschmer I, 181 Die Losgekaupte; II, 54 Liebesprobe u. s. w.). Ich theile ein sorbisches und das russische mit, allerdings nur in Uebersetzung; das letzte jedoch zeigt deutlich die Verschiedenheit des slawischen Volksliedes vom deutschen.

a) Das sorbische Lied.

Junker Bursch reitet hin und her
wohl in der Heide bei Dresden dort.
Edele Herren begegneten ihm,
zogen vor ihm die Hüttlein ab.
„Ziehst vor mir doch nicht den Hut,
bin ja des armen Bauers Sohn!“
„Wärest du armes Bauers Sohn,
trügest du wohl nicht Ländischen Rod.¹
Trügest auch nicht das blinkende Schwert,
trügest auch nicht den Treffenhut.“
(Darum denn sollt' ich nicht gehn geschmüdt?
hat mich mein Liebchen doch so lieb!“
„Nicht gieb du, nicht gieb du so stolzes Wort,
mußt in den finsternen Thurm hinein!“²
Hiengen den schmutzen Burschen so bald,
setzten ihn in den Dresdner Thurm.

¹ Heines Tuch aus London, auch Schiffstuch geheißen, ward im 15. Jahrhundert von Hamburg aus verbreitet und von den Reichen getragen. ² Die eingeklammernten Strophen fehlen dem einen Liede. Daß das Mädchen von höherem Stande war, und der Bursch ihrerwegen die Schranken seines Standes überschritt und deshalb in Haft kam, ist zwar im Liede nicht deutlich ausgesprochen, es ergibt sich aber aus dem Ganzen.

Junker Bursch schrieb seinem Vater heim:

„Vater, verkauf zwei Rappen für mich.“

„Wenn du, mein Söhnlein, taugtest etwas,
lägest du nicht im Dresdner Thurm.“

Junker Bursch schrieb an die Mutter heim:

„Mutter, verkaufe zwei Kühe für mich!“

„Wenn du, mein Söhnlein, taugtest was,
lägest du nicht im Dresdner Thurm!“

Junker Bursch schrieb an die Schwester heim:

„Schwester, verkaufe den Ländischen Rod!“

„Wenn du, mein Bruder, taugtest was,
lägest du nicht im Dresdner Thurm!“

Junker Bursch schrieb an sein Liebchen heim:

„Liebchen, verkaufe den Silberring!“

Eilte das Liebchen nach Dresden hin,

löste ihn aus dem Gefängniß aus.

Löste mit Golde, mit Silber ihn,

mit Diamanten und Edelgestein.

„Gürte nun um dich dein blankes Schwert,
reit in die Dresdener Heide hinein!“

b) Das russische Lied.

Singe doch — o finge, junge Lerche,
sitzest schon auf schneebefreitem Nasen. :|:

Guter Jüngling sitzt im Gefängniß,
schreibt an seinen Vater, seine Mutter. :|:

„Herr, du mein Erzeuger, rechter Vater,
Herrin du, du meine rechte Mutter! :|:

Löset, löset doch den guten Jüngling,
euren Sohn und euren Stammgenossen.“ :|:

Vater ihn und Mutter ihn verleugnet,
laß auch sagt von ihm der ganze Stamm sich. :|:

„Unser Stamm hat keine Missethäter,
keine Missethäter, keine Räuber.“ :|:

Guter Jüngling schreibt da ein Briefchen,
schreibt also an sein schönes Mädchen. :|:

„Meine Seele, du mein schönes Mädchen,
ach, befreie deinen guten Jüngling!“ :|:

Und es spricht sogleich das schöne Mädchen:

„Ach ihr Pflegerinnen mein, ihr Ammen,

Ihr Gespielinnen, ihr schönen Mädchen:

Nehmet Ihr denn meine goldnen Schlüssel,

öffnet schleunig die beschlagne Truhe. :|:

Nehmet Geld heraus, so viel des nöthig,

auf befreiet meinen guten Jüngling,

meinen treuen, mir verlobten Knaben!“

Ja, sagte der alte Graf, indem er sich erhob, diese Lieder unterscheiden sich schon von den deutschen, besonders stark aber das russische mit seinem trochäischen Tonsalle, der den gesammten älteren slawischen Dichtungen eigenthümlich ist, wie auch den finnischen, nur daß diese auch noch den Stabreim haben. Aber für heute sei es genug, denn es ist spät geworden.

Zehnte Nacht.

Das Fräulein von Luthofen hatte wieder den Vorſiß und alle waren an ihren Plätzen.

Nun, ſagte der alte Herzog, laſſen Sie uns heute etwas munteres hören; führen Sie uns, Mädchen „mit ſtolzen, höhnenden Sinnen“ vor; die gefallen mir und unſerem Abte hier immer am beſten. Nicht wahr, hochwürdiger Herr?

Gewiß! antwortete der Angeſprochene, zumal im Liede, in der Wirklichkeit aber — der Abt vollendete ſeinen Satz nicht, ſondern er ſchlug ſich an die Bruſt und murmelt: lächelnd: mea culpa, mea maxima culpa.

Ach Gott, Herr Herzog, rief Künigold-Veronica erſchröden, Sie werden meiner züchtigen Baſe doch nicht zumuthen, wüſte Gaſſenhauer vorzutragen? Wollten Sie doch zu bedenken geruben, daß einer Kloſterfrau dergleichen ſündhafte Dinge ein Greuel ſind. Ich werde mich ſogleich entfernen, ſobald das geringſte meine keuſchen Ohren beleidigt. Ich bin und bleibe eine Braut Chriſti, mag uns auch unſer heiliges Kloſter gewaltthätig entriſſen ſein, und mein Gewiſſen iſt zart, ja zart.

Haben Sie keine Furcht für Ihr Gewiſſen, ſagte darauf der Alt-Abt lächelnd. Ich gebe Ihren Ohren in Voraus Ablaß. Do auribus tuis peccatorum remiſſionem in ſaecula ſaeculorum. amen. — Aber Herr Oberpfeifenſteſer, Sie haben dieſe Pfeiſe mir ſchlecht geſteſt, ſie hat keine Luſt. Ich bin das von Ihnen bisher nicht gewohnt. Merken Sie ſich's und reichen Sie mir ſtats eine andere. Paſſa.

Er ward vom Althauptmann sofort mit der gewünschten ver-
liehen, und als sie gehörig in Brand gesetzt war, lehnte er sich in
seinem Sessel zurück und sagte: So! nun kann es losgehn.

Berta begann.

Zu Braunschweig steht ein hohes Haus,
da sieht ein Mägdlein zum Fenster aus
mit ihren braunen Augen.

„Dasselbe Mägdlein muß ich haben,
es koste was es wolle.“

Sie sah ihn über die Achsel an,
sie sprach: „Du bist kein Edelmann,
du bist nicht meines Gleichen;
einen Edelmann nur will ich haben,
einen hübschen, einen reichen.“

„Schön Mägdlein, laß mich ungeschmäht,
ich bin meines Gutes ein freier Held,
ich bin wohl deines Gleichen;
ein reicher kann wohl werden arm,
ein armer Reiter reiche.“

„Gefell, du sollst mich recht versiehn,
ich will mit dir mich wohl begeh'n
in einem Rosengarten;
da will ich sein die Liebste dein
und dein dort will ich warten.“

Und der dieß Lied uns hat erdacht,
durch Lieb' ist er in Leid gebracht
um einer Jungfrau willen:
möcht' ich doch einmal bei ihr sein,
meine Trauer wollt' ich stillen.

Das geherte Lied ist oberdeutsch, niederdeutsch und niederländisch
verhanden; ein Beweis, daß es in seiner Schlichtheit angesprochen hat.

„Ei du feiner Reiter, edler Herrte mein,
sage, wo hast du die Wohnung dein?“

„Dort an dem Wasser, im freien Feld
hab' ich mein' Wohnung angesetzt,

im grünen Wald, sehr wohl geschalt,
da singen die Vögel manigfalt:
Laub und auch Gras ist mein Gespäs,
du wadtes Nägdelein!

„Gi du seiner Reiter, edler Herrte mein,
sehr wohl gefällt mir die Wohnung dein:
du hast sie sehr wohl angestellt,
ich ziehe mit dir durch die Welt.“
„So gib mir Hand und Mund darauf,
bedenk' dich bald und sitz' mit auf,
der grüne Wald, er birgt uns bald,
du wadtes Nägdelein.“

„Gi du seiner Reiter, edler Herrte mein,
sage, wie sollen wir kommen daren?“
„Ich hab' ein braunes, schönes Pferd,
das ist zweihundert Thaler werth,
darauf sitz' ich, du hinter mich,
daß du nicht fällst, so bind' ich dich.
Gott mit uns! das Pferd trägt uns,
du wadtes Nägdelein.“

„Gi du seiner Reiter, edler Herrte mein,
sage, was wird unser Essen sein?“
„Was uns Gott beschert, ist seine Gab',
ich theile mit dir was ich immer hab':
im grünen Wald da sind viel Thier,
im Keller findet man Wein und Bier,
für Hungers Noth auch Käse und Brot,
du wadtes Nägdelein.“

„Gi du seiner Reiter, edler Herrte mein,
sage, wo wird unser Nachtlager sein?“
„Auf der grünen Haid unter einem Baum,
dran häng' ich den Sattel und den Zaum,
den Mantel freit' ich unter mich,
darauf, seins Nägdelein, leg' ich dich,
decke dich zu mit Rock und Schuh,
du wadtes Nägdelein!“

„Gi du seiner Reiter, edler Herrte mein,
ich will doch lieber daheim hier sein.“

Gefällt dir's nicht, setz' dich in einen Raßn
und fahr' hin auf der Wasserbahn,
da sitzt du kaß mit deinem Braß,
deck' dich zu, sonst wirst du naß,
Damit fahr' hin aus meinem Sinn,
du wadtes Mägdelein!"

Das folgende Lied gebe ich in der Uriprache; es verlöre durch Umschreibung zu viel.

Ik wët mi ène schöne maget,
de minem herten wol behaget:
ik nème ze gerne tō wīve,
konde se mi san haverstrō
spinnen de klēnen sīden!

„Schal ik di san haverstrō
spinnen de klēnen sīden,
sō schaltu mi san lindenlōf
èn nīe pār klēder anīden.“

Schal ik di san lindenlōf
èn nīe pār klēder anīden,
sō schaltu mi de schēre halen
tō middewerts út dem Rīne.

„Schal ik di de schēre halen
tō middewerts út dem Rīne,
sō schaltu mi ène brugge slān
san ènem klēnen rīse.“

Schal ik di ène brugge slān
san ènem klēnen rīse,
sō schaltu mi dat sevensterne¹
tō hōgem middage wīsen.

„Schal ik di dat sevensterne
tō hōgem middage wīsen,
sō schaltu mi de glase borch
mit ènem perde up rīden.“

¹ Das Siebengestirn, den Himmelwagen oder großen Bären.

Schal ik di de glazen borch
 mit ènem perde up riden,
 sò schaltu mi de sporen slàn
 wol fan dem gladden ise.
 „Schal ik di de sporen slàn
 wol fan dem gladden ise,
 sò schaltu ze over din fete dragen
 am hêten sonnenschine.“
 Schal ik se over min fete dragen
 am hêten sonnenschine,
 sò schaltu mi ène swepe dreien ¹
 fan water unde fan wine.
 „Schal ik di ène swepe dreien
 fan water unde fan wine,
 sò schaltu mi den grawen stèn
 tò klènem peper wriven.“
 Schal ik di den grawen stèn
 tò klènem peper wriven,
 sò schaltu mi dine môder geven
 for maget tò ènem wive.
 „Schal ik di mine môder geven
 for maget tò ènem wive,
 sò schaltu mi alle wilde swin
 in ènen koven driven.“
 Schal ik di alle wilde swin
 in ènen koven driven,
 sò schaltu hangen seven jar
 unde wedder werden tò live;
 de dewel üt der hellen grunt
 de kan di nicht fordriven.

Ha ha ha! lachte der Herzog, die Niederdeutsche versteht es, herauszugeben. Der Werber soll ihr nur alle wilden Schweine in einen Hofen treiben! Wenn er das zu Stande bringt, dann kann er mehr als Bret essen.

¹ Weigel drehen.

Das ist freilich eine Unmöglichkeit, sagte Irmgard, aber eben unmögliche Dinge werden gefordert, darin besteht ja die Spitze. Gehn wir jedoch die Dinge, die da verlangt werden, einmal durch, über einige möchte ich mir nähere Erklärung aussbitten.

Die beiden ersten Forderungen, sagte Verta, aus Habersstroch seine Seide spinnen und aus Lindenlaub neue Kleider schneiden, bedürfen wohl keiner Erläuterung; die dritte jedoch ist: die Scheere dazu mitten aus dem Rheine zu holen, und dazu, vermuthet ich, wirst du wohl gleich eine Erklärung wünschen.

Allerdings, Liebchen, entgegnete Irmgard, aber vorher noch etwas: ich finde zwischen der Seide aus Habersstroch und den neuen Kleidern aus Lindenlaub keine Beziehung, aber diese sollte doch da sein, wie die zwischen Kleiderschneiden und Scheere.

Es wird, denke ich, eine Forderung ausgefallen sein, erwiderte Verta; das Mädchen wird die Spindel irgend einer Göttin verlangt haben, worauf er, um vor der Göttin anständig zu erscheinen, die neuen Kleider aus Lindenlaub fordert. Kleider aus Laub (Sommer) und Stroh (Winter) sind ebenfalls mythisch (Grimms deutsche Mythol. S. 744 ff.). Als Spinnerinnen aber erscheinen die Göttinnen Frouwa, Berchta, Holde, Ija und noch andere. Und da das Spinnen Winterarbeit ist, so zeigt sich der die Spindel Verlangende schädlich als Sommer in Laub gekleidet. Lautete also das jetzt Fehlende etwa:

Schal ik di van haverstrô spinnen de klênen siden,
sô schaltu mi de spindel halen wol út frowen Holden kammer,
Schal ik di de spindel halen wol út frowen Holden kammer,
sô schaltu mi fan lindenlôf ên nêe pâr klêder sniden.

so wäre alles in Richtigkeit.

Schön, recht gut, sagte Irmgard; und jetzt begreife ich auch, warum sie die Scheere vom Grunde des Rheines her zu holen befielt; es ist die Scheere der Nixe gemeint.

Das oberdeutsche Lied, sagte Verta, von welchem freilich nur fünf Strophen erhalten sind, hat braune Seide, Eichenlaub, und will die Scheere nur von Köln am Rheine geholt haben, was

nichts sagend ist; auch wird darin keine Brücke aus einem Reife begehrt. Für das Zeigen des Siebengestirns (des Himmelwagens), wird das Zählen der Sterne gefordert, und darauf, um das zu können, eine Leiter, um hinauf an den Himmel zu steigen. Damit schließt das oberdeutsche Lied.

Und was ist's nun mit der Burg aus Glas, zu der hinauf er reiten soll? fragte Irmgard.

Ich weiß nichts, als was du ohne Zweifel auch weißt, antwortete Verta. Märchen kennen den unersteigbaren Berg von Glas mit der Glasburg, in welcher eine schöne Jungfrau weilt, bis sie von dem ihr bestimmten Jüngling befreit wird. Wir müssen uns da, denke ich, an einen der Herren wenden.

In Fiölsvinnsmál, einem mythologischen Liede der Edda, heißt dieser jedem Manne unnahbare, mit Lohen umgebene Berg Hyfjaberg, und auf ihm weilt die schöne (sólbjarta, sonnigleuchtende) Menglödh (deutsch Maniglata, d. h. die Schmuckfrohe, wohl Beinamen der Freya, der Trägerin des Brisingamen, Brisingamani) nebst ihren neun sang- und heilkundigen Jungfrauen zu ihren Anien. Sie wurden sämtlich göttlich verehrt. Ihre Namen giebt folgende Strophe:

Hlif heisst die eine, die andre Hlifthursa,
Die Dritte Thiodwarta,
Blört und Blid, Blidhur, Fridh,
Eir und Örboda.

Ihre Namen sind bedeutend: 1) die Schirmende, 2) Schutzriesin, 3) Vollbrustwarze (Vollernährerin), 4) Leuchtende, 5) Frohe, 6) Erfreuende, 7) Sanfte, 8) Helferin, 9) Pfeilgebieterin. Von ihrem Aufenthaltsorte Hyfjaberg sagt eine andere Strophe:

Hyfjaberg heisst er, aber er ist hehr seit langem,
des Siechthums und der Sehnung Trost;
Heil wird jede Frau, die zur Höhe klimmt,
und ist auch alt ihr Übel.

Der Wächter des Berges und der Jungfrauen heißt Fiölsvinnr, der Sehnstärke, d. i. Woban, aber der der Menglödh zum Gemahl

bestimmte Sripdagr, der Sohn Sölbiörts, des Sonnigleuchtenden. Er muß vieles und schweres vollbringen, bevor er zur Jungfrau gelangen kann, aber das gehört nicht hieher. Die Unbegwinglichkeit des Berges wird nun in den deutschen Märgen dadurch bezeichnet, daß sie ihn gläsern nennen. Uebrigens kennen auch nordische und slawische Sagen den unbefteiglichen Glasberg, und auch im altfranzösischen Tristan wird der Glasburg (château en l'air) gedacht.

Es werden also gegenseitig lauter unmögliche Dinge gefordert, aber das Mädchen bleibt Siegerin, sagte Verta, und das ist auch ganz recht.

Wirklich? fragte Graf Huno.

Ich gehe zu einem neuen Liebe fort, sagte Verta. Es war im früheren Alterthume Sitte, daß der ankommende Gast von dem ihn aufnehmenden Hauswirth hinfichtlich seiner Kenntnisse und seines Verstandes durch vorgelegte Fragen oder Räthsel erforscht ward. Je nach den Leistungen richtete sich Aufnahme und Behandlung. Hatte der Fremdling jedoch die Fragen beantwortet, die Räthsel gelöst, so war es auch ihm erlaubt, dem Hauswirth Fragen und Räthsel vorzulegen. Es giebt mehrere Eddalieder, die auf diesem Brauche beruhen, und in ihnen ist der ankommende Fremdling kein anderer als Wodan selbst. Nicht selten stund das Haupt zu Pfande: wer eine Antwort schuldig blieb, ein Räthsel nicht zu lösen vermochte, hatte sein Leben verloren.¹ So hoch wird jedoch in den Völkliedern nicht gewettet. Das erste der nun mitzutheilenden trägt den Namen Trougumund, d. i. Dragoon, aber mit Anspielung auf Trügumund, weshalb denn auch im Gedichte von Osuvald Wärmund dafür gesetzt wird.

Willkommen, fahrender Mann!

(Alles Gutes ich dir gann!)²

Wo lagest du hinacht?

womit warst du bedacht (bedeckt)?

oder in welcherhande Weise

erwirbst du Kleider dir und Speise?

¹ Auch im Wartburgkriege soll der besiegte Singer sein Leben verlieren.

² Gänne. Die eingeklammerten Verse fehlen.

Das hast du gefragt einen Mann,
der dir in ganzen Treuen wohl es sagen kann:
Mit dem Himmel war ich bedacht,
mit Rosen war ich umbesacht (umstedt),
in eines stolzen Knappen Weise
erwerb' ich Kleider mir und Speise."

Nun sage mir, Meister Trougemund,
zwei und siebenzig Land, die sind dir kund:
Welcher Baum trägt Frucht ohne Bluth?
(.)
Welcher Vogel säuget seine Jungen?
Welcher Vogel ist ohne Zunge?
Welcher Vogel ist ohne Magen?
(Das sollst du mir in Treuen sagen):
Kannst du mir des eines sagen,
so will ich dich für einen weidelichen Knappen haben!

"Das hast du gefragt einen Mann,
der dir in ganzen Treuen wohl es sagen kann:
Der Duesdoltier trägt Frucht ohne Bluth,
(.)
Der Storch ist ohne Zunge,
die Fledermaus säuget ihre Jungen,
der Schwarbe¹ ist ohne Magen,
das will ich dir in ganzen Treuen sagen;
[und fragest du mich etwas mehr,
ich sage dir fürbaß an dein' Ehre.]"

Nun sage mir, Meister Trougemund,
zwei und siebenzig Land die sind dir kund:
Was ist weißer denn der Schnee?
Was ist schneller denn das Reh,
Was ist höher denn der Berg?
Was ist finstret denn der Schwert?²
Kannst du mir etwas davon sagen,
so will ich dich für einen weidelichen Knappen haben.

¹ Unbekannter Vogel. Swerben, schnell hin und herfahren. ² Schwärze,
finstere Welle. Die Trude lesen gegen den Meim: die Nacht.

„Das hast du gefragt einen Mann:

der dir es wohl von Grunde sagen kann:
 Der Tag ¹ ist weißer denn der Schnee,
 der Wind ist schneller denn das Reh,
 der Baum ist höher denn der Berg,
 der Rahm ² ist schwärzer denn der Schwert.
 [Fragest du mich etwas mehr,
 ich sage dir fürbaß an dein' Ehre.“]

Nun sage mir, Meister Treugemund,

zwei und siebenzig Land die sind dir kund:
 Durch was ist der Rhein so tief?
 Warum sind Frauen also lieb?
 Durch was sind die Matten so grüne?
 Durch was sind die Ritter so kühne?
 Kannst du mir das etwa sagen,
 so will ich dich für einen stolzen Knappen haben.

„Das hast du gefragt einen Mann,

der dir es wohl (in ganzen Treuen) sagen kann:
 Von manchem Quell ist der Rhein so tief,
 von hoher Minne sind die Frauen lieb,
 von manchen Kräutern sind die Matten grüne,
 von großen Wunden sind die Ritter kühne.
 [Und fragest du mich etwas mehr,
 ich sage dir fürbaß an dein' Ehre.“]

Nun sage mir, Meister Trougemund,

zwei und siebenzig Land, die sind dir kund:
 Durch was ist der Wald so greise? ³
 Durch was ist der Wolf so weise?
 Durch was ist der Schild verblichen?
 Durch was ist mancher gute Geselle dem andern entwichen?
 Kannst du mir das etwa sagen,
 so will ich dich für einen weiblichen Knappen haben!

„Das hast du gefragt einen Mann,

der dir von Grunde wohl es sagen kann:
 Vom Alter ist der Wald greise,
 von unnützen Gängen ist der Wolf weise,

¹ Andere: die Sonne. ² Der Rahm. ³ Grau.

von starken Heerfahrten ist der Schild verblichen,
 ungetreuem Eibichen¹ ist mancher gute Gesell entwichen.
 Nun sage mir, Meister Trougemund,
 zwei und siebenzig Land die sind dir kund,
 Was ist grün so wie der Alee,
 und ist weiß so wie der Schnee,
 und ist schwarz so wie die Kohle
 und zeltet recht so wie der Fohle?
 (Kannst du wohl auch das mir sagen,
 so will ich dich für einen weiblichen Knappen haben.)
 „Das hab' ich bald gesagt dir
 (doch fernrer Fragen schweig du mir):
 Die Elster ist grün so wie der Alee,
 und ist auch weiß so wie der Schnee,
 und ist auch schwarz so wie die Kohle,
 und zeltet recht so wie der Fohle:
 und fragest du mich etwas mehr,
 ich sage dir fürbaß an dein' Ehre.“

Die Worte: „Und fragest du mich etwas mehr, ich sage dir fürbaß an dein' Ehre“ sollten eigentlich wohl nur den Schluß des Ganzen bilden; denn es ist nicht recht schicklich, daß sie schon früher und am Schlusse fast jeder Antwort stehn, da trotz der ferneren Fragen dem Fragenden nicht an die Ehre gesprochen wird. Erst dann, wenn der Befragte glaubt, er habe genug Beweise seiner Kenntnisse gegeben, darf er sich weigern, neue Fragen zu beantworten. Dazu kommt, daß, wenn fast alle Antworten mit diesen Worten schließen, das Lied dann des Schlusses ermangelt.

Ihre Bemerkung ist richtig, mein Fräulein, sagte darauf Gaspinger, und ich denke, der bei Volksliedern so gewöhnlich wiederkehrende Rehrim hat die Verwendung dieser Worte an den unpassenden Stellen verursacht. Uebrigens mangeln sie zweien Strophen, und hieraus kann man schließen, daß sie, wo sie jetzt

¹ Eibiche war der ungetreue Rathgeber Irmenrichs, s. Bd. II, Z. 10, 27, 258.

unrichtig stehn, mit Unrecht hingesezt seien. Schließt ein Herausgeber des Liedes diese Worte an den ungeeigneten Stellen in Ecklammern, so hat er den nöthigen Fingerzeig gegeben.

Auch bei anderen Gelegenheiten, in anderen Verhältnissen, ward solches Frage- und Antwortspiel verwendet, ergriff Berta wiederum das Wort. Upland hat zwei Lieder, die auf Frage und Antwort beruhen, unter der Bezeichnung „Kranzfingen.“ Das zweite, längere und vollständigere hat etwas steifes, meisterfingerliches, das erste, ältere, ist davon frei, und dieses will ich mittheilen:

Reichet, Arme und Reiche,
 mir aus dem Pfade und Steige,
 der mich zu der hübschen Jungfrau treit! ¹
 Gott grüß' Euch, Jungfrau gemeit!
 möcht' euer Rosenkränzelein
 (mit guten Ehren) werden mein!
 So greifet mit eurer schneeweißen Hand
 auf euer oberstes Haarband
 [das Euch so wenig berührt
 und mich so ferne führt,]
 so will ich's legen in einen Schrein
 und will es tragen über den Rhein,
 und will es euch sagen zur Ehre,
 wie mir's die schönste Jungfrau gab,
 die in N. Land je wäre.
 „Auf meines Vaters Giebel
 sitzen der Vögelein sieben:
 wovon die Vögelein leben,
 (könnt Ihr mir des Kunde geben)
 könnet Ihr mir das Flugs sagen,
 so sollt Ihr mein Rosenkränzelein von hinnen tragen.“

Das erste lebt von eurer Jugend,
 das andre lebt von eurer Tugend,
 das dritte von eurer süßen Augen Blick.

¹ Trägt.

das vierte von eurem Gute,
 das fünfte von eurem Ruhe,
 das sechste von eurem stolzen Leib,
 das siebente von eures reinen Herzens Schrein.
 Zarte Jungfrau, es ist an der Zeit,
 gebt mir das Rosenkränzelein
 oder fürbaß mir's versaget
 mit hübschen Worten; ich bin unverzaget.
 „Hübscher junger Anab', (o nein!)
 könnet Ihr mir nennen den Stein,
 den nie Glode überscholl,
 nie Hund überboll,
 nie Wind überschöpf,
 nie Regen übergöß;
 könnet Ihr mir den jezt sagen,
 so sollet Ihr mein Rosenkränzelein von hinnen tragen.“
 Der Stein liegt in der Höllen Grund,
 den nie Glode überscholl,
 den nie Hund überboll,
 den nie Wind überschöpf,
 den nie Regen übergöß.
 Zarte Jungfrau, gebet mir das Rosenkränzelein zu dieser Stund!

Auch in den Klöstern, fiel jezt der Alt-Abt ein, hörte man
 einst solche Lieder nach dem Nachessen, aber meist lateinische.
 Eines begann:

Q. O lector lectorum, die mihi
 quis est unus?

Resp. Unus est oeconomus, qui regnat super ancillas
 in culina nostra.

Q. O lector lectorum, die mihi
 quae sunt duæ?

Resp. Duæ sunt tabulae Moisis.
 unus est oeconomus, etc.

Und nun so fort bis zu zwölf, und es wurden die drei Patriar-
 chen oder Marien, die vier Evangelisten, die fünf Bücher Moisis

bis zu den zwölf Jüngern Christi genannt und alle früheren Antworten der Reihe nach rückwärts wiederholt bis zu dem *oeconomus qui regnat super ancillas*.

Man erkennt hieraus, sagte der alte Graf, wie allgemein verbreitet und tief gewurzelt im Volke dergleichen Fragespiel war, da sich auch die Klöster dasselbe nach ihrer Art zurechte legten. — Aber das von Berta vorgetragene Lied hat etwas geheimnißvolles: die sieben Vögel nämlich auf dem Dache des Vaters, die von der Jungfrau Tugend und Jugend, ihrer Schönheit, ihrem Reichtume u. s. w. leben, was bedeuten die? kurz, es gleicht einer Rune.

Die Deutung scheint mir doch leicht, entgegnete Graf Huno. Die sieben Vögel sind eben sieben Freier, und sie will erfahren, aus welchem Grunde sie um sie werben.

Das läßt sich hören, sagte Irmgard, und wenn der Antwortende unter den Sieben, oder gar ein Aelter ist, so ist es noch schöner. Aber was ist's mit dem Steine in der Hölle?

Es ist ursprünglich der Steinsitz der Halja, Hella, der Beherrscherin der Unterwelt, in späteren Sagen der Fels, an den der Teufel, oder der Höllenhund gefesselt ist, antwortete Gaspinger. Wir haben das Lied jedoch, wie mich dünkt, nicht ganz; es werden noch andere Fragen nach irdischen und überirdischen Dingen gefolgt sein, und am Ende wird der sie Lösende den Rosenkranz und damit vielleicht auch Herz und Hand der Jungfrau erhalten haben.

Was man nicht alles aus so einem Liede, das Dirnen und Duben in den Spinnstuben singen, herausdeuten kann, sagte, sein Haupt schüttelnd, der Geheime Oberpfaffenstopfer; ich hätte dergleichen Dinge in meinem ganzen Leben nicht darinne gesucht.

Und auch wohl kaum gefunden, rief giftig Rüngold-Beronica.

Bitte, Berta, fahr' fort! sagte da schnell Irmgard, und Berta laß:

Waldvögelein.

Ich weiß mir ein klein Waldvögelein hübsch und auch fein,
es flog wohl nächten späte vor Liebes Fensterlein;

Stummüller, Herdhabende und Winterächte. III.

es flog ihr auf den Geeren, ¹ es flog ihr in die Schooß:
 sie schriet ihm sein Gefieder: ihr beider Freude war groß.
 „Nun fleug, nun fleug, gut Vögelein!“ „Wie kann ich fliegen?
 Du hast mir abgeschrotten all mein Exzierde,
 du hast mir's abgeschrotten kurz und nicht lang.“
 Wer einen lieben Vülen hat, der thut gar manchen Affengang.

„Fern in des Meeres Grunde da schwimmt ein Hechtelein.
 Was trägt es in dem Runde? Von Gold ein Fingerlein.
 Es ist das allerbeste Gold und das ich je geseh:
 könntest Du mir's, Lieb, gewinnen, ich wollte Dich desto lieber habn.“
 „Wie könnt' ich Dir's gewinnen, Du Herzgeliebe?
 so kann ich doch nicht schwimmen und Wasser schieben;
 ich hab' doch, Lieb, gerühret, gerühret keinen Grund:
 wenn ich Dir nicht gefalle, gib mir Urlaub, rother Mund!“

Die Brunnen, die da fließen, die soll man trinken,
 und wer einen lieben Vülen hat, der soll ihm winken,
 ja winken mit den Augen und treten auf den Fuß:
 das ist ein harter Orden, wenn man den Vülen meiden muß.

Diese fünf, nicht zu einem Liede gehörenden Strophen stehn
 bei Upland mit noch anderen zu einem Liede vereinigt. Ihr Ton
 und ihre Haltung verbürgt ihr hohes Alter. Vergleichen Sie das
 mit nur z. B. die Lieder des von Nürnberg (Vd. I. S. 379).

Die beiden folgenden artigen Liebchen sind sowohl ober- als
 niederdeutsch vorhanden.

Schein uns, du liebe Sonne, gib uns den hellen Schein,
 schein uns zwei Lieb zusammen, die gern v'einander sein.
 So tief in jenem Thale ² da liegt ein kalter Schnee,
 der Schnee kann nicht zerschmelzen, Gottes Wille muß ergehn.
 Gottes Wille ist ergangen, zerschmolzen ist der Schnee,
 Gott segne Dich, Vater und Mutter, Du siehst mich nimmermehr. ³

¹ S. Vd. I, 181. ² Dort ferne auf hohem Berge, oberdeutsch. ³ Ich
 seh euch nimmermehr, oberdeutsch.

So fern in jenem Frankreich¹ da liegt eine Mühle stolz,
 Sie mahlet alle Morgen das Silber das rothe Gold.²
 Hätt' ich des Goldes ein Stüde zu einem Fingerlein,
 meinem Vülen wollt' ich's schenken, daß sie nicht vergesse mein.
 Was giebt sie mir dagegen? von Perlein ein Kränzelein:
 „Sieh da, Du feiner Reiter, dabei gedenk' Du mein.“³

Auch das folgende Lied ist sehr artig:

Es ist ein Schnee gefallen, und ist es doch nicht Zeit;
 man wirft mich mit den Ballen,⁴ der Weg ist mir verschneit.
 Mein Haus hat keinen Viebel, es ist mir worden alt;
 zerbrochen sind die Kiegel, mein Stüblein ist mir kalt.
 Ach Lieb, laß Dich's erbarmen, daß ich so elend bin,
 und schleuß mich in Dein' Arme, so fährt der Winter hin.

Aber mein Fräulein, bitte, etwas Lustigeres. Nichts für mich, das Zärtliche, basta. So wandte sich der Herzog an die Vortragende und sie versprach, die Liebeslieder fortan bei Seite zu lassen, so viele und schöne es auch deren noch gäbe. Zunächst trug sie vor das Lied der sieben Wünsche, das ober- und niederdeutsch vorhanden ist. Sie folgte der niederdeutschen Fassung.

Hätt' ich der sieben Wünsche Gewalt,
 sag' mir, habe ich recht?:
 so blieb' ich jung, würd' nimmer alt.
 Sage mir, hab' ich unrecht?
 sage mir, habe ich recht oder unrecht?
 Der erste Wunsch der sollte sein:
 alle Seelen möchten selig sein.
 Der andre Wunsch, der sollte sein:
 daß falsche Zungen litten Pein.
 Der dritte Wunsch, der sollte sein:
 zu trinken den kalten rheinischen Wein.

¹ Dort nieder in jenem Holze, oberdeutsch. ² Nach der ersten Strophe folgt im oberdeutschen Liede noch: Dort nieder in jenem Grunde schwemmt sich ein Hirschdelein; was führt er in seinem Munde? Von Gold ein Ringelein.

³ Sieh da du hübscher Zechemmer, trag es um den Willen mein! niederdeutsch.

⁴ Andre: Will ich zu meinem Liebchen.

Der vierte Wunsch, der sollte sein:
 ein jeder bei dem Liebchen sein.
 Der fünfte Wunsch der sollte sein:
 Gutes genug und Niemand schuldig sein.
 Der sechste Wunsch der sollte sein:
 stets froh und nimmer traurig sein.
 Der siebente Wunsch der sollte sein,
 sage mir hab' ich recht?:
 daß diese Wünsche möchten Wahrheit sein.
 Sage mir, hab' ich unrecht?
 sage mir, hab' ich recht oder unrecht?

Das hört sich schon besser an, sagte der Herzog. Noch ein munteres Lied, Fräulein!

Sie sollen es haben, erwiderte sie, aber ich gebe es in seiner Ursprache. Es ist das Lied vom Knecht Henneke, der, mit seinem Stande unzufrieden, zur See gieng.

„Henneke knecht, wat wiltu dôn?
 wiltu fordënen dat olde lôn,
 over sommer bi mek blîven?
 ek geve di ên pâr niger schô,
 den plôg kanst du wol drîven.

Henneke sprach ên trotzig wort:
 „ek wil nênem bûren dënen fort:
 solk arbêt wil ek hâten;
 ek wil mek geven up de sô
 des hebbe ek grôter baten.“¹

Dat wif sprach ôk ên hastig wort:
 „wô bistu, kerel, sô bedôrt!
 wiltu ên schipman werden?
 hacken und roden is dijn art
 und plægen in der erden!“

Henneke wart bi sek tû rât.
 he kôfte for sine haversât

¹ Ruhen.

ên armbrost gôt fan prise;
kort klêder lêt he sek sniden an
recht nâ der kriegër wise.

He nam de armbrost up den nak,
den köker he an den gördel stak,
dat swert an sîne siden;
darmede geng he den wrik den wrak,¹
nâ Brêmen lêt he gliden.²

As Henneke tō Brêmen in quam,
geng he for ênen schipper stân,
sprak: „schipper, lêve hêre,
wil-gi mek for êven schipknecht hân,
for ênen rôderêre?“³

„Ek wil dek gerne nemen an,
kaust du for ênen schipknecht stân
wal recht an schepes borde;
ik hêr't an dînen worden wal,
du bist ên bûr van arde.“⁴

Henneke swôr ênen dûren êd:
„nênen kaskern⁵ kerel ek nicht wêt
tō aller hande sake;
ek bin in mînem môde sô frî
recht as êu wilde drake.“⁶

Dō Henneke knecht quam up de sê,
stunt he as ên forjaget rê,
nên wort konde he nicht spreken;
he dachte hen, he dachte her,
sîn herte wold eme tōbreken.

He leinde sîn hōst⁷ an schepes bort;
êns armes lang⁸ sprak he dat wort
wol tō der selven stunde:
„wat mi mîn wif⁹ forher geseget,
des kom ek nû tō funde!“¹⁰

De wind de wêde, de hane krêde,¹¹
dat wedder dat was gar unstêde,

¹ Bezeichnung des bairischen Ganges. ² Gleiten. ³ Raskeren, an-
stelligeren. ⁴ Haupt. ⁵ Bald darauf. ⁶ Seine Trotfrau. ⁷ Kräte.

dat mer al ungehiure.

„hedd' ek den plög in mīner hand,
den wolde ek wale stiuere!“

Och, is hir nēman nu bekant,
de mik bringet in't Sassenland?
ek wil 't em wal belōnen:
ek wil em geven mīn haversāt
dar tō ēn schepel bōnen.

Och, is denn nēman hir bekant,
de mek bringet in't Sassenland?
wal twisken Dister und Leine,¹
tō des edelen forsten hūs,
dat hūs tōm Lawensteine?“

De uss dīt lēdeken ērst erdacht,
heft Henneken san der sē gebracht,
dat en de miuse nicht freten;
he warnet alle gōde gesellen,
dat se nicht sīn formeten.

Ich kam vor einer Wirthin Haus, man fragte mich, wer ich wäre;
„ich bin ein armer Schwartenhals, ich ess' und trinke gerne.“

Man führt' mich in die Stuben ein, da bot man mir zu trinken;
mein' Neuglein ließ ich gehn umher, den Becher ließ ich sinken.

Man setzte mich oben an den Tisch als ich ein Kaufherr wäre,
und da es an ein Zahlen gieng, mein Sädcl war mir leere.

Und da man sollte schlafen gehn, man schickt mich in die Scheuer;
da stund ich armer Schwartenhals, das Lachen ward mir theuer.

Und als ich in die Scheuer kam, da hub' ich an zu nisten,
da stachen mich die Hageborn, dazu die scharfen Distel.

Als ich des Morgens früh aufstund, der Reif lag auf dem Dache:
da mußt' ich armer Schwartenhals mein's Unglücks selber lachen.

Ich nahm mein Schwert wohl in die Hand und band es an die Seiten,
da ich nicht hatt' im Beutel Geld, zu Fuße mußt' ich reiten.

Ich hub mich auf und gieng davon, und macht' mich auf die Straßen:
da begegnete mir ein Kaufmann gut: seine Tasche mußt' er mir lassen.

¹ Dister, Gebirgszug nördlich vom Harz. Leine, Fluß daselbst.

Dies ist ein Lied, wie sie die Landsknechte dichteten und sangen, sagte Baron Wilmar. Es giebt deren eine große Anzahl und recht artige darunter, viele jedoch sind roß.

Drollig ist das folgende Lied, nahm Berta wieder das Wort. Nicht selten sind ihm noch mehrere Strophen angehängt, wodurch es zu einem der Martinslieder gemacht ward, welche stets mit Gänsen und Wein zu thun haben.

Im Winter ist es kalte Zeit,
da hebt man nicht sich aus zum Streit.
Ich sah ein Wölflin traben
vor eines reichen Bauern Hof,
eine Gans trug er beim Argen.
Er setzte sich nieder in den Schnee,
der bitter Hunger that ihm weh,
die Gans wollt' er verzehren;
da dacht' die Gans in ihrem Muth:
möcht' ich mich's Wolfs erwehren!
Die Gans, die hat den Wolf gar sehr,
ob ihres Lebens war' nicht mehr,
daß er ließ' ein Lied sie singen,
das fröhlich nach ihrem Tode klang'
von Tanzen und von Springen.
Die Gans die raust' eine Feder aus,
und machte dem Wolf ein Kränzlein draus,
der besten Federn eine,
so sie in ihrem Flügel trug,
war besser, als sonst keine.
Und da der Kranz gemacht war,
sie setzte dem Wolf ihn auf sein Haar,
des that der Wolf sich freuen;
er sprach: „wir wollen tanzen nun
einen kleinen kurzen Reien.“
Sie tanzten hin, sie tanzten her,
gleich ob es Fastelabend war',
der Tanz war mancherlei;
ich stund dabei und sah wohl zu,
der Wolf der führte den Reien.

Und da den Tanz er am besten maß,
das Gänselein da sein nicht vergaß,
fuhr auf und flog von dannen:
„Segne dich, Wolf, du schändlich Thier,
nach mir hab' kein Verlangen!“

Der Wolf, der stund und sah ihr nach:
„Der Teufel mir das rieth, er sprach,
daß ich thät nüchtern tanzen:
Kein Gans betrügt mich nimmermehr,
sei's Gänsin oder Ganser!“

Der Wolf schwur einen theuren Eid:
„Es soll den Gänsen werden leid,
ich will's ihnen nicht vertragen:
den Winter und den Sommer will
ich erst viel Gänse jwagen.“¹

Allen, zumal dem Herzoge, gefiel dieses Lied ausnehmend;
nur die Alt-Könne war anderer Meinung.

Ach, das ist ja albernes Zeug, sagte sie. Tragen Sie doch
lieber etwas vor, was die, ach! so zarten Verhältnisse der Kloster-
frauen beschlägt; es giebt doch gewiß auch derartige Volkslieder.
Thun Sie's mir zu Liebe.

Freilich giebt es deren, erwiderte Verta, und hier ist gleich
eines; wenn es nur Ihren Beifall findet:

Gott geb' ihm ein verdorbnes Jahr,
der mich macht z'einer Nonnen
und mir den schwarzen Mantel gab,
den weißen Rock darunter.

Denn wenn es kommt um Mitternacht,
die Gloden hört man klingen:
so kann ich armes Nönnelein
mich aus dem Schlaf nicht bringen.

¹ Eigentlich waschen.

Die Alten sehn mich sauer an,
 sie leisen all' und schelten;
 was hab' ich ihnen doch gethan,
 daß des ich muß entgelten?
 Die Gerste eh' ich gar nicht gern,
 zuwider ist mir's Hassen;
 o wär' ich noch beim Mütterlein,
 wie ruhig wollt' ich rasten!

O psi! rief die Alt-Kenne; das ist ja abscheulich! Auch nicht eine Spur von echter Genüßung einer Klosterjungfrau! Das will ich Ihnen gedenken!

Wenn das Lied der frommen Schwester nicht gefällt, sagte der Alt-Abt lächelnd, so kenne ich ein anderes, das vielleicht eher Genade vor ihren Augen findet; man sang es zuweilen bei uns im Refectorio Abends nach Tisch. Hören Sie einmal:

Ein Fräulein in das Kloster gieng,
 heia ho!
 Frau Mutter sie gar schön empfing,
 ei ja so!
 sie sprach: „Geliebte Tochter mein,
 Gehorsam muß gelernt sein.“
 heia ho,
 ei ja so!
 Gehorsam, ei! Gehorsam, wie?
 ei ja so!“
 Gehorsam, nein, den lern' ich nie,
 heia ho!“
 Frau Mutter war darauf nicht faul
 und schlug die Tochter auf das Maul;
 ei ja so,
 heia ho!
 Das Nönnelein war flink genug,
 heia ho;
 Frau Mutter an das Ohr sie schlug,
 ei ja so!

Drauf klang es munter witschwatſch,
und widerhallt' es klitschillatsch,

heia ho,
ei ja so.

Das war der Klosterzucht Beginn,
ei ja so!

War's auch nicht Silber, war's doch Zinn;
heia ho!

und fűrder gieng's so Tag für Tag,
es klatschte stets da Schlag auf Schlag,
ei ja so,
heia ho!

Der Bischof nahm es endlich krumm,
ei ja so!

er sprach: „Sie treiben's gar zu dumm,
heia ho!

ich muß das Ding mir selbst beſehn,
und was geſchehn ſoll, wird geſchehn;
heia ho!
ei ja so.“

Und als er in das Kloster kam,
ei ja so;

Frau'n Mutter Klag' er ſtugs vernahm,
heia ho!

er rief: „O Könnelein, ſieh mir doch!
hinab, hinab mit dir in's Loch!

ei ja so,
heia ho!

Der Alt-Abt hatte dieß Lied mit tiefer Baßstimme und drol-
ligen Geberden, bald mit der rechten, bald mit der linken Hand um
ſich ſchlagend, bald beide Hände zuſammenklatschend, geſungen, und
alle waren in lautes Gelächter ausgebrochen; Rüngold: Veronica
aber erhob ſich grün vor Grimm und rief: „Auch wir ſangen zu-
weilen in unſerem Kloster ein Lied; Sie können auch einiges dar-
aus hören,“ und nun ſang ſie mit ſchotternder Stimme:

Der Abt der sprach: „Wir Brüder wollen tolln,
wir trinken stets zu halben und zu vollen;
wer das nicht kann,
soll nicht im Orden bleiben,
aus dem Kloster wir ihn scheiden.“¹

Gling Glang Gloria,

floreant lusoria:

Das taugt ein trockner Mann?“

Der Abt der war ein Mann von klugen Sinnen,
im Trinken konnt' ihn Niemand überwinden.

Er hub sich dar,

er ließ ihm nicht genügen

an Kannen und an Krügen,

Gling Glang Gloria,

floreant lusoria:

des Fasses nahm er wahr.

Ha ha ha! lachte der Alt-Abt. Euer Abt da ist der Abt eines studentischen Saußklosters. Ja ja, diese Herren haben in ihren Vierstaaten Kaiser und Herzoge und Bischöfe, Grafen und Aebte; weiß das, weiß das schon lange; aber daß ihr Nonnen auch solche Psalmen sanget, das wußte ich noch nicht. Na, wohl bekomm' es Euch!

So rief der Alt-Abt, während Küngold-Beronica langsam zur Thüre hinausschlürfte. Ob sie auf ihrem Zimmer ihren Psalm mit einer Flasche Kümmel „im traulichsten Vereine“ fortsetzte — die böse Welt sagt so etwas von ihr — ist nie zu unserer Kenntniß gekommen, nur so viel wissen wir, daß sie am nächsten Morgen über starkes Kopfweh klagte.

Als die Stille zurückgekehrt war, sagte Verta: Eine Gattung von Volksliedern muß ich noch zu Ihrer Kenntniß bringen, die Lügelieder. Es giebt manche witzige darunter und die niederdeutschen sind die schönsten. Hier ist eines:

Ik wil ju singen, ik wil nicht lügen:

ik sach drē brāden hēner slēgen,

¹ Nebenform zu scheiden.

se flogen gar sêr und snelle:
de bûke hadden se nâ dem hemel kêrt,
den rogge nâ der helle.

En ambolt ¹ und en mûlenstên
de swimmeden bêde over den Rîn,
se swimmeden also lîe;
it frât en pogge ² en gloiend schar ³
tô pingsten up dem îse.

It wolden sêr kerls ênen hasen fangen,
se quêmen up krôcken und stelten gangen:
de êne de konde nicht hoeren,
de ander was blind, de dridde stumb,
de fêrde konde nênen sôt rœren.

Nu wil ik ju singen wô it geschach:
de blinde alrêrst den hasen sach
al over dat feld her draven;
de stumbe sprak dem dôven ⁴ tô,
de lame krêch en bî dem kragen.

It segelden etlike over en lant,
er segel haddens in den wind gespant,
se segelden bî grôten hûpen;
se segelden up ênen hôgen berech,
dar môsten se alle forsûpen.

De krevet ⁵ dede dem hasen entlôpen.
de wârhêt kumt bî grôten hûpen
und blîvet dooh forawegen:
it lach en kôhût ⁶ up dem dake
se was dar hen up gestegen.

Hir mede wil ik mîn lied beslêten,
wen 't schon alle lûde dêde fordrêten,
unde wil uphœren tô lêgen:
in mînem lande sînt de slêgen sô grôt
als hir tô lande de zêgen.

¹ Amboss. ² Treich. ³ Glühende Pfugschar. ⁴ Tauben. ⁵ Krebs.
⁶ Kuhhaut.

Toll'es Zeug das, sagte der alte Herzog, aber es lebt ein frischer jeder Geist in diesen Liedern und sie gefallen mir wohl. Ja, das Volk hat sowohl Witz als auch Gemüth, ebensoviel Schalkhaftigkeit als Ernst. Hier ist überall Naturwuchs, nichts Gemachtes. Unsere Dichter könnten daran etwas lernen.

Viele haben es auch gethan, erwiderte ihm Haspinger; denken Sie nur an den größten von allen, an Goethe. Wir treffen ihn sowohl im Liede als auch im Drama nicht selten auf dieser Bahn. Und nicht anders hat es der große Britte oder richtiger Angle gehalten, denn der Speererschütteler oder Speererfütterer schrieb nicht brittisch, sondern englisch.

Es freut mich, wenn die von mir mitgetheilten Volkslieder alle angesprochen haben; es ist das mir ein Zeugniß, daß ich in meiner Auswahl nicht unglücklich war. Aber zwei, ein oberdeutsches und ein niederdeutsches (nordfriesisches?), will ich zum Schluß noch vortragen, hauptsächlich für mich selbst und meine Freundin Irmgard. Beide gehören mit zu den schönsten; das erste heißt die Stiefmutter, das andere Zwei Königskinder.

Die Stiefmutter.

„Kind, wo bist Du hin gewesen? Kind, sage Du's mir.“

„Nach meiner Mutter Schwester: wie weh ist mir!“

„Was gaben sie Dir zu essen? Kind, sage Du's mir.“

„Eine Brühe mit Pfeffer: wie weh ist mir!“

„Was gaben sie Dir zu trinken? Kind, sage Du's mir.“

„Ein Glas mit rothem Weine: wie weh ist mir.“

„Was gaben sie den Hunden? Kind, sage Du's mir?“

„Eine Brühe mit Pfeffer: wie weh ist mir!“

„Was machten denn die Hunde? Kind, sage Du's mir?“

„Sie starben zur selben Stunde: wie weh ist mir!“

„Kind, was soll Dein Vater haben? Kind, sage Du's mir.“

„Einen Stuhl in dem Himmel: wie weh ist mir!“

Kind, was soll Deine Mutter haben? Kind, sage Du's mir.“

„Einen Stuhl in der Hölle: wie weh ist mir!“

Zwei Königskinder.

Et wüssen twê koninges kinner, de hadden ênanner sô lêf;
de konnen tō nanner nicht kumen, dat water was si tō brêd.
„Lêf herte kanst du der nicht swemmen? lêf harie sô swemm
tō mi,

ik wil di twê keakes¹ upstecken, und de sülled lûchten tō di.“
Dat hōrde-ne falske nunne² up ere slâpkammer, o wê!
se dêde de keakes ôtdōmpen,³ lêf herte blêf in der sê.

Et was up ên sunndagmorgen, de lûde wêren sô frô,
nicht sô des koninges dochter, de augen de sêten⁴ er tō.

„Ô môder, sêde se, môder, mine augen dôd mi sô wê:
mag ik nicht gân spazêren an de kant fan de rûskende sê?“

„Ô dochter, sêde se, dochter, alêne kanst du der nicht gân,
weck up dîne jongeste suster, und de sal mit di gân.“

„Mine allerjongeste suster is noch sô 'n unnûsel⁵ kind,
se plûcket wol alle de blœmkjes,⁶ de an de sêkante sint.

Und plûckt se auk men de wilden und lêtt de tamen stân,
sô segged doch alle de lûde: dat hefd dat koningskind dān.“ —

„Ô môder, sêde se, môder, mine augen dôd mi sô wê:
mag ik nicht gân spazêren an de kant fan de rûskende sê?“

„Ô dochter, sêde se, dochter, alêne salt du der nicht gân;
weck up dînen jongesten brôder, und de sal mit di gân.“

„Mîn allerjongeste brôder is noch sô 'n unnûsel kind,
he schütt⁷ wol alle de vogel, de up de sêkante sind.

Und schütt he auk men de wilden und lêtt de tamen gân,
sô segged doch alle de lûde: dat hefd dat koningskind dān.“ —

„Ô môder, sêde se, môder, mîn herte dôd mi sô wê:
lât annere gân tōr kerken, mik bet an de rûskende sê.“

Dô satte de koninges dochter upt hôfd ere goldene krôn,
se stak an eren finger ênen ring fan dêmauten sô schön.

De môder genk tō der kerken, de dochter genk an de sêkant;
se genk der sô lange spazêren bit se ênen flsker fand.

„Ô flsker, lêveste flsker, ji könnet fordênen grôt lôn,
settet juwe netkes⁸ tō water, fisket mi den koninges son.“

1 Kienfadeln. 2 Nanne, verschlafnes Weib. 3 Ausleichen. 4 Saßen
(santen). 5 Einfältig, unbedachtfam. 6 Blümchen. 7 Schiebet. 8 Reglein.

He satte sin netkes tō water, de lōtkes ¹ sunken tō grund,
 he fiskde und fiskde sō lange, de koningson ward sin fund.
 Dō nam de konigesdochter san hōfd ere goldene krōn:
 „sē dār, wol edele fisker, dat is ju fordēnede lōn!“
 Se track ² san eren finger den ring san dēmanten sō schön:
 „sē dār, wol edele fisker, dat is ju fordēnede lōn!“
 Se nam in ere blanke arme den koninges sone, ô wē!
 se sprank met em in de wellen: „ô fader und mōder adē!“

Aber, liebe Nichte, wie hast du denn gerade die beiden schauerlichsten Lieder zum Schlusse sparen können? fragte Frau von Teufenstein mit halbvorwurfsvollem Tone. Ich werde das Kind und das Mädchen die ganze Nacht hindurch vor Augen haben.

Liebe Tante, erwiderte ihr Berta, wir fürchten uns nicht: die Todten ruhen sanft. — Meine Herren, gute Nacht!

¹ Senkblei. ² Jog.

Eilfte Nacht.

Die Gesellschaft war versammelt, Baron Wilmar hatte die Wortführung.

Das Schauspiel, begann er, womit wir uns fortan zu beschäftigen haben, nachdem das erzählende Gedicht und die mannigfachen Gattungen des Liebes Ihnen vorgetragen sind, leitet seinen Ursprung aus zwiefacher Quelle. Wie bei den Hellenen waren auch bei den heidnischen Deutschen manche Götterfeste durch Schaugepränge und Nummereien erheitert. Daß man dabei auch Lieder zu der Götter Lobe sang, versteht sich von selbst. Irgend eine Begebenheit, bei welcher die zu verherrlichende Gottheit besonders wirksam war, mochte eines solchen Liebes Gegenstand bilden. Noch im siebenzehnten, vielleicht sogar noch im achtzehnten Jahrhunderte ward z. B. hie und da ein Frühlingsfest gefeiert, bei welchem Sommer und Winter persönlich auftraten, jeder von seinem Geleite umgeben, sich wechselseitig rühmten oder wohl auch einander gegenseitig beschalteten.¹ Der Sommer war in grüner Laubhülle, der Winter in Stroh oder in Pelz verhummt. Hie und da ward wohl auch der Winter zum Schlusse (durch eine Puppe hiebei begreiflich vertreten) entweder auf einem Holzstoße verbrannt oder in einen Fluß geworfen. Noch heute ist in Zürich das Verbrennen des Winters zu Anfang jedes Frühlings als vielbeliebtes Jugendfest in Uebung. Zu derselben Feier des Lenzes gehörte auch das Umfahren eines Schiffes bei Stromanwohnern oder Pfuges bei

¹ Ein solches Lied in Gesprächsform findet sich in Uhlands Volksliedern I, 23.

anderen Stämmen.¹ Von feierlicher Heimführung der Menschen durch Gottheiten, z. B. durch den Frawis (Freir), den Wodan, Thonar, die Nerthus, Erda, Isa, Holda, Berchta haben wir bis heute noch Kunde. Alle diese Heimführungen gaben Veranlassung zu Schaugepränge, Nummercien, Liedern, Gelagen und anderen Festlichkeiten, und dadurch erhielt die Schaulust des Volkes immer neue Nahrung und ward rege erhalten.

Nach der Bekehrung zum Christenthum verhielt sich die Geistlichkeit gegen diese Festlichkeiten, die trotz der Vertilgung des Heidenthums ihren Fortbestand hatten, anfänglich feindlich und schritt durch Verbot und Bestrafung ein. Aber die Schaulust des Volkes war nicht zu bewältigen, und so ward nach und nach die schlaue Kirche aus einer Verfolgerin eine Beschützerin und Pflegerin dieser hergebrachten Festlichkeiten. Nur erhielten sie begreiflich anderen Inhalt und wurden demzufolge auf andere Zeit verlegt. Es wurden demnach in den Kirchen und zwar durch die Geistlichkeit selbst geistliche Schauspiele, sogenannte Mysterien, aufgeführt. Dies gilt von Deutschland, Engelland, Frankreich und vielleicht noch von anderen Ländern. Die Geburt Christi, sein Tod, seine Auferstehung und Hellenfahrt bildeten fortan die Gegenstände dieser kirchlichen Schauspiele. Die ältesten sind in der Kirchensprache, d. h. in der lateinischen, abgefaßt und bestehn fast ganz aus Bibelworten. Sie und da wurden sie wohl durch ein frommes Lied, bei uns in deutscher Sprache, unterbrochen, welches das zuschauende Volk sang, und welches somit den Chor des griechischen Schauspiels in gewisser Hinsicht vertritt. Hatte doch auch bei den heidnischen Festen das Volk gesungen. Seine Betheiligung an der Feier durch Gesang war also hergebracht und sie durfte nicht völlig beseitigt werden, wenn die geistlichen Spiele ihren Zweck ganz erreichen sollten.

Aber von diesen Liedern aus griff nach und nach die deutsche Sprache weiter in die Schauspiele ein, indem sich ihrer zunächst die Nebenpersonen, z. B. der Salbenhändler und die das Grab bewachenden Kriegsknechte, derselben bedienten. Nothwendige Folge

¹ Vgl. Bd. I, S. 214; Grimms Deutsche Mythologie S. 237.

Etzmüller, Herkoben und Winternächte. III.

davon war, daß die lateinische Sprache immer mehr und mehr zurücktrat und endlich die Schauspiele ganz deutsch wurden. Es trat jedoch auch noch etwas anderes mit der Anwendung der deutschen Sprache ein: dem ernstern Spiele wurden heitere, launige Bestandtheile beigemischt. Der Salbenhändler des geistlichen Schauspieles ward ganz zu dem auf den Jahrmärkten erscheinenden und seinen Handel betreibenden Wurmdoctor, Wunderdoctor, Charlatan, oder wie man ihn heißen mochte, und hatte gleich diesem Weib und Knecht, die durch ihre gegenseitigen, oft sehr unartigen Späße das schauende Volk belustigten, wodurch freilich dessen Andacht und Erbauung zuweilen etwas beeinträchtigt werden mochte. Die Entfernung des Anstößigen scheint nicht möglich gewesen zu sein, und so ließ die Kirche ihre Schauspiele wieder fallen, untersagte zuerst den Geistlichen die Betheiligung, und verschloß ihnen bald ganz ihre Räume.

Aus der Kirche waren die Schauspiele nun zwar entfernt, aber vernichtet waren sie deshalb nicht, sie wurden fortan in den Städten in irgend einem öffentlichen Hause, oder auch wohl auf dem Marktplatze und den benachbarten Gassen, in den Dörfern auf einem Acker oder einer geeigneten Wiese aufgeführt. In Baiern und in der Schweiz haben diese Dorfspiele bis heute sich erhalten, nur daß in letzterm Lande der Gegenstand der Vorstellungen nicht mehr biblisch ist, sondern der vaterländischen Geschichte angehört, und daß meist nicht Erwachsene, sondern Knaben und Mädchen der Schule spielen.

Daß nach der Reformation von keiner Seite die Kirchen den Schauspielen wieder geöffnet wurden, versteht sich von selbst. Wenn jedoch in späterer Zeit hie und da Kirchen in Schauspielhäuser umgewandelt wurden, so ist das etwas anderes. Griechische Weiden könnten darin freilich ein Walten der Nemesis erkennen. Eine bedeutsame Wirkung der Reformation auf das Schauspiel aber war, daß es, gleich der Predigt, zur Befehdung der Gegner gemißbraucht ward.

Allein ich irre weit ab von meinem Ziele. Ich habe Ihnen ja nicht eine Geschichte des Schauspieles und der Bühne zu geben,

sondern Sie zunächst mit den ältesten Schauspielen selbst bekannt zu machen. Zu diesem Zwecke wähle ich nun das alte thüringische Spiel von den klugen und den thörichten Jungfrauen, dessen Auführung zu Eisenach im Jahre 1322 April 24 dem Landgrafen Friedrich dem Freidigen¹, d. h. dem Rücksichtslosen, Zornvollen, Trotzübermüthigen, den Tod (1324, Nov. 16) gebracht haben soll.² Die thüringische Chronik des Joh. Rothe jagt darüber in Uebereinstimmung mit dem Chronicon Sti. Petri Erfurtensis und den Reinhartsbrunner Annalen: Frederich der Freidige was keginwertig unde sach und hörte, daz die sunf törechten juncfrowen, die sich hie uf ertriche mit rüwe unde leide unde mit guotin werkin sūmeten, ūz deme ewigin lebin geslozzin wordin, unde daz Maria vor si bat unde daz nicht enhalf daz got sīn ortil wandiln wolde. Dō viel her in ein zwīsil unde wart mit grōzeme zorne bewegt unde sprach: „Waz ist denne der cristen gloube, wel sich got nicht obir uns irbarmin umme bete Marien unde allir heiligen?“ Und gieng zuo Wartberg unde was zornig wol sunf tage, unde darnāch sō sluog en der slag von deme langen zorne, daz her dri jār zuo bette lag. Dō starb her alsō her sunf unde sunfzig jār alt was.

Hu! rief da Berta aus, das muß ja ein schreckvolles Schauspiel sein, das solche Wirkung auf einen Fürsten, wie Friedrich der Freidige war, zu äußern vermochte. Da dürfen wir uns billig fürchten, es nur anzuhören.

Allerdings muß die Darstellung wirkungsvoller gewesen sein als das Vorlesen jemals sein kann, sagte darauf Graf Huno. Dennoch glaube ich, daß wir samt und sonders jener Darstellung gefahrlos beigewohnt hätten. Wir tragen nicht auf unserem

¹ Nicht „Freudigen“, wie Bechstein schreibt. ² Das Mysterium widerstreitet in gewisser Beziehung der Kirchenchre von der Nacht der Fürbitte der Heiligen und der Vergebung der Sünden. Der Gedanke nun, daß doch manche Sünden trotz aller Fürbitter keine Vergebung, sondern ewige Höllestrafe finden, soll den Landgrafen durch Erschütterung getödtet haben. Der Zornvolle ward ein schwermüthig Wütender, bald darauf vom Schlage gelähmt, und starb nach beinahe dreijährigem Siechtume.

Gewissen, was der Landgraf vermutlich tragen mochte. Hoffte er nun seine Rettung nur durch die Kraft der Fürbitte der Heiligen und sah er diese, und zwar bei einem Vergehn, was ihm nicht einmal ein schweres scheinen mochte, wirkungslos, so konnte schon bei ihm eintreten, was eintrat. Aber lesen Sie, Herr Baron, wir werden alle finden, daß das Stück nicht so schrecklich ist.

Baron Wilmar begann also.

Der Schauplatz, die Bühne, ist von oben nach unten dreifach so getheilt, daß der oberste Raum auch zugleich am weitesten zurücktritt. Der obere Raum stellt den Himmel, der mittlere die Erde, der untere die Hölle vor. Die drei Räume sind durch Treppen verbunden. Im Himmel sieht man eine zum Gastmal gedeckte Tafel; im Mittelraume Häuser der Kaufleute und seitwärts Raum zum Gefolge der thörichten Jungfrauen. Den unteren Raum nimmt zur Hälfte ein riesiges Drachenhaupt (die Hölle) ein, dessen Rachen annoch geschlossen ist. Ueberall muß Raum für die Bewegungen der Handelnden sein. Eintheilung in Handlungen oder Auftritte fehlt. Gegen Bechsteins, des Herausgebers, Eintheilung, ist manches einzuwenden, da das Stück dadurch nicht übersichtlicher wird. In der Umschreibung des alten Stückes in das Neudeutsche hat er ebenfalls häufig gefehlt, und somit werde ich, so oft es nöthig ist, zur Urschrift zurückgreifen.

Christus, Maria und eine Engelschaar erscheinen im Himmel und stellen sich auf.

Christ:

Ihr meine Zeugen¹

Schaar der Engel:

Spricht der Herr, Herr.

Christ:

*Und mein Knecht, den ich erwählte,
auf dass ihr wisset,
auf dass ihr mir glaubet,
dass ich selbst es bin.*

¹ Alles mit liegenden Buchstaben Gedruckte ist in der Urschrift lateinisch und wird gesungen (recitativ).

*Vor mir ist kein Gott gebildet,
und nach mir wird keiner sein.
Ich bin der Herr,
und kein Heiland ist ausser mir.*

Schaar der Engel:

*Ihr seid meine Zeugen,
spricht der Herr, Herr,
und ich bin Gott!*

(Die zehn Jungfrauen treten im Mittelraum auf.)

Chor der Jungfrauen:

*Das Reich der Welt verschmähte ich
aus Liebe meines Herren Jesu Christ,
den ich liebte, an den ich glaubte, dem ich holdes Herze trug.¹*

Ein Engel zu den Zuschauern:

*Nun schweiget, lieben Leute,
lasset euch bedeuten,
schweiget, lasset kund euch thun
von dem lieben Gottes Sohn
Jesum Christ:
wie süß sein Name zu nennen ist!*

Schaar der Engel:

*Es war ein Mann, der machte
Ein grosses Mahl — und viele lud er ein.*

Christ mit erhobenen Händen:

*Saget den Geladenen:
Siehe, mein Mahl ist bereitet,
kommt zur Hochzeit,
also spricht der Herr.*

(Zu einem Engel sprechend:)

*Bote, ich will dich senden
fern hin in die Fremde
zu meinen holden Freunden
denen sollst du das künden*

¹ Noch jetzt bei Profession von Nonnen übliche Worte. Beckstein hat hier und da geirrt in der Deutung der Reponsorien; der hochwürdige Herr P. Gallus Morel in Einsiedeln hat die richtigen mir nachgewiesen.

und allen meinen Helden,
 die durch mich leiden wollten
 mancherhande Herzeleid,
 sag' ihn'n bei meiner Wahrheit,
 daß ich ihn'n darum will geben
 ew'gen Lohn und ewig Leben.
 Sag ihn'n, daß sie bei Zeiten
 alle sich bereiten
 zu meiner großen Wirthschaft,
 die ich ihn'n zu Liebe hab' gemacht:
 ich will sie zu mir setzen
 und Ungemach's ergehen.

Zwei Engel gehn zu den Jungfrauen und singen:

*Lasset sein eure Lenden umgürtet,
 und brennende Leuchten in euren Händen.*

Ein Engel spricht darauf zu ihnen:

Nun hört, ihr Lieben, sonder Spott:
 Euch entbeut der himmelische Gott,
 unser Schöpfer, zur Stunde
 gar liebliche Kunde,
 der Euch alle lieber hat
 als je Kind Mutter oder Vater ward,
 daß ihr alle bereit seid
 zu seiner großen Hochzeit,
 es sei Tag oder Nacht,
 daß sein mit guten Werken werde gedacht:
 ihr sollt auch allgemeine
 sein gar keusch und reine;
 ihr sollt auch alle tragen getwöh
 brennende Lampen zu rechter Bekenntniß:
 so will Gott der himmlische Bräutigame
 durch eure Liebe nach Euch selber kommen.
 Wenn er dann bereit Euch findet,
 ach! wie wohl Euch dann gelinget;
 wer seine Vereitung zu lange spart,
 dem wird weh, daß er jemals ward.

Die Engel kehren zurück; die klugen Jungfrauen singen:
*Lasset uns büßen, was wir unwissend sündigten,
 dass nicht, vom Todestage plötzlich überrascht,
 wir suchen Raum der Reue und nicht ihn finden können.*¹

Die erste Kluge spricht:

Oia nun merke unser jegliche,
 daß wir alle sind sterbliche;
 der Tod schleicht eilig herzu
 beides spät und auch früh;
 unser keine ihm entflieht:
 wir wissen nicht, wenn er sein Netz über uns zieht,
 oder wir seinen Angel schlinden.
 Ich will uns bessern Rath finden:
 wir sind geladen allgemeine,
 beide große und kleine,
 die jungen und die alten,
 zu den Freuden mannichfaltigen;
 wir sollen in unsrer Kindheit
 werben um eine Sicherheit.
 Wird es an das Alter gespart,
 wir mögen versäumen die Wirthschaft.
 Findet uns der Bräutigam bereitet,
 so werden wir von ihm geleitet
 in die Freude die nicht Ende hat:
 seht, liebe Schwestern, das dünkt mich der beste Rath.

Die zweite Kluge spricht:

Auf Treu, wir wollen gerne nach deinem Rathe fahren
 und wollen auch nicht es länger sparen.
 Gewißheit ist zu allen Dingen gut.
 Wir sollen wenden unsern Rath
 nach göttlichen Dingen,
 so mag uns gelingen.
 Was helfen uns unsre Schappel? ²
 Bereiten wir unsre Lampeln!
 Das wird, traun, uns frommen:
 So mögen wir zu der Wirthschaft kommen.

¹ Gesang bei der Aschensegnung am Aschermittwoch. ² Blumenkranz.

Halbchor der Thörichten:

*Bedrückt ich wäre,
wenn nicht ich wüßte deine Erbarmungen, o Herr!¹*

Die erste Thörichte spricht:

Schwestern, liebe, folget meiner Lehre:
Wir wollen uns an den Rath nicht lehren;
ich will uns einen bessern geben.
Wir sollen noch gar lange leben;
wir finden geschrieben also viel,
daß Gott des Sünders Tod nicht will,
nur daß er sich bekehr' und lange lebe.
Ich bin ein besser Rathgeber:
Gottes Barmherzigkeit ist so viel,
daß ich mich traun darauf verlassen will.
Wir wollen freun uns unsrer jungen Tage,
Gott ihu' mit uns, wie's ihm behage.
Zu der Wirthschaft kommen wir noch gar wohl.
Laßt uns den Ball und die Spielsteine her denn holen
und vergessen unsrer Leiden:
wir wollen uns von diesen alten Tempelläufern scheiden!

Die zweite Thörichte spricht:

Wir folgen gerne deiner Lehre.
Wer wollte sich auch lehren
an Fasten und an Beten,
gleich den alten Tempelstreten.
Wir freuen uns noch dreißig Jahr,
dann lassen wir scheeren unser Haar
und begeben uns in ein Kloster.
Rein, ich will noch warten bis Ostern,
also hab' ich mich versonnen,
und will dann werden eine Nonne.
Hat uns Gott sein Reich besichert:
ich weiß wohl, daß es Sanct Peter nimmer und vertoeht.

Die Thörichten gehn tanzend an eine andere Stelle, beginnen zu essen und zu trinken und legen sich dann zum Schläfe nieder.

¹ Die Worte der Handschrift: „Tabularer si nescies“ sind unsinnig; sie lauten richtig: Tribularer, si nescirem misericordias tuas, domine!

Halbchor der klugen Jungfrauen:

*Ihr werdet glücklich sein, wenn Euch die Menschen hassen,
wenn sie von Euch sich scheiden, Euch beschuldigen
und euren Namen schmühen als verworfenen:
alles um des Menschen Sohn.*

Die dritte kluge Jungfrau:

Freuet Euch, lieben Schwestern mein,
Gott wollte dulden Ungemach und Pein,
auf daß er schüfe uns Gemach.
Was uns geschehe, oder je geschah,
das wird vergolten uns viel schöne
mit dem hundertfältigen Lohne.
Sind wir nun von den Leuten gehaßt,
gemieden von unsrer Gesellschaft,
was mag uns das wohl schaden?
Gott will uns selber lieb haben.
Werden wir von den Leuten verächtelt,
Wie lieblich dann uns Gott empfäht.
Nun seid froh und wohlgemuth,
der milde Gott der ist so gut,
er gibt uns dort zu Lohne
das Himmelreich das schöne.

Die dritte der Thörichten singt:

Erhebt Euch, laßt uns wachen!

Sie spricht:

Weh uns, Herr o, wehe!
ich fürcht', an uns ergehe
schleunig Gottes Strafen.
Wie lange woll'n wir schlafen,
daß wir uns nicht versinnen?
Wir sollten was beginnen,
daß uns Thoren nütze wäre:
nun sind wir guter Werke leere.
Traun, wir sollten wachen
und bereit uns machen,
wir wissen nicht, wann der Bräutigam kommt:
Unser Thun uns wenig frommt.

Geht unsre Wirthschaft schauen!
 Was mögen wir uns freuen.
 Bieweil wir stehn in Sorgen?

Die vierte Thörichte:

Da sollen, traun, wir vorgehn
 Das, was uns nun mag entstehn:
 Wir sollen zu den Weisen gehn,
 und mit flehendlichen Sitten
 sollen wir sie freundlich bitten,
 daß sie uns ihres Oeles geben:
 traun, das kommt uns nun gar eben.

Die Thörichten gehn zu den Klugen (Haltchor):
*O gebet uns von eurem Oele,
 denn ausgetrocknet unsre Lampen sind.*

Die fünfte Thörichte spricht:
 Wir bitten Euch, Jungfrauen hochgemuth,
 daß Ihr's um eure Ehre thut:
 uns ist des Oeles gebrochen,
 unsre Lampen sind erloschen,
 gute Werke sind uns leider theuer:
 nun gebet uns zur Steuer
 eures Oeles einen Theil,
 daß Euch folge Glüd und Heil.

Die Klugen (Haltchor):
*Für uns und Euch nicht reicht es hin,
 drum eilig zu den Kräimern geht
 und kauft Euch.*

Die vierte Kluge spricht:
 Nach eurer Bitte wir gerne thäten,
 wenn wir's nur im Vermögen hätten.
 Sollten das Del wir mit Euch theilen,
 des würd' uns unser Vorrath kleine.
 Uns dünket besser, daß Ihr geht
 und Euch selber um nun seht:
 wir können nicht es mit Euch theilen,
 lauft es, da ihr's findet feile.

(Die Thörichten gehn Del zu kaufen.)

Die Erste singt:

*Allmächtiger Vater, Höchster Du,
der Engel Fürst o Mildester:
was thun wir nur, wir Elenden?*¹

Die Zweite singt:

*Auf, gehn wir Oel zu gewinnen,
sonst mögen wir nichts beginnen:
wer des entbehrt, sieht nie sich drinnen.*

Alle:

Ach wie gross sind unsre Schmerzen!

Die Erste spricht:

*O viel süßer, milder Gott,
um dein Leiden und um deinen Tod
so wolle Dich erbarmen
heut übr uns viel Armen!
Gia, lieben Schwestern, rathet hie zu!
forschet, was wir mögen thun,
uns ist des Oeles gebrochen,
unsre Lampen sind verloschen:
Wüßten wir wo um Oel zu bitten
mit Büchten und mit guten Sitten,
denn es wär' leider unser Schade,
sollten wir unsre Lampen erloschen tragen.*

Die zweite Thörichte singt:

*Auf! gehn wir Oel zu gewinnen,
sonst mögen wir nichts beginnen:
wer des entbehrt, sieht nie sich drinnen.*

Sie spricht:

*Ach, wer will sich nun erbarmen
über uns viel Armen!
Welche Hülfe mag uns Armen noch geschehn?
wo soll'n wir nach dem Oel hin gehn,
des nun uns ist so rechte Noth?
Hätten wir tausend Mark von Golde roth,*

¹ Nur die Worte Omnipotens pater sind, wie gewöhnlich, angegeben; es wird jedoch wohl die Anrufung: Omnipotens pater altissime, Angelorum rector mitissime, Quid faciemus nos miserrimae? gemeint sein, oder eine ähnliche.

die wollten wir gerne lassen,
 könnten wir ein einzig Tröpflein Deles fassen!
 (Christus kommt zu den Klugen gegangen von Engeln geleitet.)

Chor der Engel singt:

Siehe, der Bräutigam kommt!

Geht aus, entgegen ihm!

Ein Engel spricht:

Seht, hie kommt der wahre Bräutigame.
 Wer nun wolle zu der Wirthschaft kommen,
 dem ist Noth, daß er sei bereit.
 Es sei ihm lieb, es sei ihm leid,
 man harret seiner Muße nicht mehr.
 Es ist Euch wohl gesagt eh'r:
 ihr solltet bereit sein z'aller Frist,
 denn Gott des gewohn nicht ist,
 daß er Jemand thue kund,
 wann der Tod komm' oder z'welcher Stund'.

Die Klugen singen:

*Das Reich der Welt und alle Zier verschmähete ich
 aus Liebe meines Herren Jesu Christi,
 an den ich glaubte, dem ich holdes Herze trug.*

Die Fünfte spricht:

Wir haben der Welt Ehre
 Verschmäh't um Gottes Lehre;
 Hochfahrt, Unverständigkeit
 mieden wir um die Ewigkeit;
 alles, was in der Welt ist,
 ließen wir um unsern Herren Jesum Christ,
 an den wir glauben,
 und hängen mit unsern Augen,
 den wir von Herzen minnen
 mit allen unsern Sinnen.

Christus singt:

*Ich kam, o Du Erwählte mein,
 ich setze dich auf meinen Thron,
 weil der König beehrte deiner Schönheit.¹*

¹ Noth in dem Officio de virginibus fräulich.

(Er spricht, indem er mit ihnen in den Himmel steigt:)

Seit ich euch habe gefunden
bereit zu allen Stunden,
darum will ich euch geben
ewigen Lohn und ewig Leben,
und will euch selber leiten
aus diesen Mühseligkeiten
zu der ew'gen Seligkeit,
die euch mein Vater hält bereit.

(Er ist mit ihnen eben im Himmel angelangt.)

Maria, liebe Mutter mein,
Dir befehl' ich diese Jungfräulein,
Du sollst sie zu dir setzen,
ihres Ungemaches sie ergehen.

Maria (ihnen Kronen aufsetzend) singt:

Kommt zu mir alle,
die Ihr schwer beladen seid,
ich will euch erquicken.

Dann spricht sie:

Seid willkommen, Ihr auserwählten Kinder mein,
Ihr sollt nie mehr leiden Ungemach noch Pein;
ich will Euch selber lohnen
mit den ewigen Kronen;
Ihr sollt den Himmel sicherlich
mit mir besitzen ewiglich.

Die Klugen singen:

Heilig, heilig, heilig ist unser Gott,
der Heerschaaren Herr;
alle Lande sind voll seines Ruhmes.

Die Engel singen:

Preis und Ehre sei dem Vater
und dem Sohne und dem heiligen Geiste,
ihm der da war und ist und sein wird
von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Die fünfte Kluge:

Gelobet seist Du, milder Christ!
Du hast uns in kurzer Frist

wohl gelohnt all' Arbeit
mit der ew'gen Seligkeit.
Preis sei und Lob Dir milder Christ,
denn Du ein rechter Richter bist!
Gelobet seist du, heil'ger Geist,
denn deine Hülfe allermeist
hat zu diesen Freuden uns gebracht!
Wohl uns, daß unser ward gedacht.
Wohl ist heute uns geschehn,
daß wir Dich ja sollten sehn;
denn wer bei Dir weilen mag,
den dünken tausend Jahr ein Tag.

Christus hält sein großes Gastmahl. Die Thörichten schreiten hin zur Stiege,
die in den Himmel führt, indem sie singen:)

*Unsre Missethaten, unsre Sünden
lasten schwer auf uns,
und unter ihrem Druck erliegen wir:
wie können also wir noch leben?*

Die zweite Thörichte spricht:

Herr und Vater, himmelischer Gott,
wir bitten Dich durch Deinen bittren Tod,
den Du littest an dem Kreuze frohne!¹
unser Du, der armen Frauen, schone!
Uns hat veräußert unsre Dummheit:
nun laß uns genießen Deiner Barmherzigkeit
und Marien, der lieben Mutter Dein,
und laß uns zu Deiner Wirthschaft ein!

Christus singt:

*Wer seine Zeit, der Reue leer, verloren hat,
Umsonst mit Bitten an des Königs Thüre naht.*

Er spricht:

Wer seine Jugendzeit veräußerte,
Reu' und Buße stets veräußerte,
klopfet an mein Thor er an,
es wird ihm nicht aufgethan.

¹ Heilig.

Die dritte Thörichte singt:
Herr, o Herr, thu uns auf!

Sie spricht:
 Thu noch auf, Herr, uns Dein Thor,
 die gnadelosen Frauen sind davor
 und bitten, Herr, Dich lehre,
 Genade an sie lehre!

Christus singt:
Amen, Amen! ich sage Euch, ich kenn' Euch nicht!

Er spricht:
 Nein! ich weiß nicht, wer Ihr seid,
 denn Ihr ja zu keiner Zeit
 mich, den Herren, habt erkannt,
 keine Wohlthat habt Ihr Armen zugetwandt;
 des bleibt Euch unverdrossen
 das Himmelreich verschlossen.

Die vierte Thörichte zu den andern:
 Da Gott nun selbst uns hat versagt,
 so bitten wir Marien, die milde Magd,
 die Mutter aller Barmherzigkeit,
 daß sie sich erbarme über unser Leid
 und bitte ihr traut Kind für uns Arme,
 daß er sich über uns erbarme.

(Sie werfen sich alle auf den Boden nieder und singen:)

*Daran denke, Jungfrau, Mutter,
 dass Du Deinen Sohn, den guten,
 uns gebarst zu sichrem Heil;
 Rette Du uns vom Verderben,
 wolle Gnad' uns doch erwerben,
 Maid und Mutter sonder Meil¹.*

Die Vierte spricht:
 Wir bitten Dich Maria, Mutter Dich und Magd,
 die Du Dein Erbarmen keinem je versagt,
 daß Du bittest den milden Gott
 minniglich um seinen Tod,

¹ Frieden, Wahl.

der am Kreuz ihm war bereit
um aller Menschen Seligkeit,
daß er seinen Unmuth von uns kehre,
durch sich selbst und aller Jungfrau Ehre.

Die Fünfte singt:

*Erhör' o Herr, erhöre meine Stimme,
mit der ich zu Dir rufe,
erbarme Dich, erhöre mich!*

Sie spricht:

Maria, Mutter Du und Magd,
ja, oft ward uns von Dir gesagt,
daß Du seist aller Gnaden voll.
Nun bedürfen wir Gnade wohl
und bitten Dich viel sehtre
um aller Jungfrau Ehre,
daß Du bittest Deinen Sohn noch für uns Arme,
daß er sich über uns erbarme.

Maria spricht:

Ihr waret der Welt Gefinde.
Hättet Ihr mir oder meinem Kinde
etwas Liebes je gethan,
das müßt' Euch frommen sonder Wahn.
Das habt Ihr nicht, so muß ich bangen,
unsre Bitte werde nicht versangen;
doch will ich's versuchen an meinem lieben Kinde,
ob ich noch eine Gnade an ihm möge finden.

Maria kniet nieder und singt:

*Erbarme Dich, o Herr, erbarme Dich,
erbarme Deines Volkes Dich,
das Deinen Namen trägt!*

Sie spricht:

Oia, lieber Sohn mein,
gedenke heut der armen Mutter Dein
und der mannichfachen Noth,
die ich litt durch Deinen bittern Tod.

Herr o Sohn, da ich Dein genas,
da hatt' ich weder Haus noch Palas,¹
nur Armuth und Dürftigkeit:
um Deine Güte trug ich all das Leid.
Ich hatte mit Dir Mühsal, das ist wahr,
mehr denn drei und dreißig Jahr;
sieh, liebes Kind, des lohne mir,
erbarm' Dich über diese Armen hier!

Christus singt (zu Maria):
*Himmel und Erde werden vergehn,
mein Wort aber bleibt in Ewigkeit.*

Er spricht:
Mutter, gedente an das Wort,
das sie fanden geschrieben dort:
Himmel und Erde sollten eh'r vergehn,
eh mein Wort gebrochen sollte stehn.
Danach alles himmelische Heer
errettet einen Sünder nimmermehr.

(Der Höllethür unten hat sich geöffnet. Lucifer und Belzebug treten heraus:
andere Teufel werden im Innern sichtbar.)

Lucifer nach oben zu Christus:
Herre, Du gelobtest mir
zu sein ein rechter Richter hier:
so sprich, daß die verfluchte Schaar
ohn' Urtheil in die Hölle fahr'!

Christus:
Recht Gerichte soll geschehn:
Die Verfluchten müssen von mir gehn
in die tieffste Hölle,
so sollen werden der Teufel Gesellen.

Belzebug:
Jesus der redet wohl in unser Spiel.
Die Ketten ich nun her uns holen will:
es sei Weib oder Mann,
den wir sah'n daran,

¹ Prunkgemach einer Burg.

wir wollen mit ihm eilen,
ihn böses Weges führen hundert Meilen!

(Er geht in die Hölle zurück.)

Lucifer:

Herr Gott, sei Du Richter hier
und vernimm ein Wort von mir.
Recht Gericht ist mein Begehrt:
ich Lucifer und all mein Heer,
wir klagen Dir, daß durch unsern Rath
die Sünderschaar sich versäumet hat.
Um sie so leiden der Pein wir mehr
als Wassertropfen im Meere stehn.
Das alles läme nicht uns an,
gingen sie nicht der Sünder Bahn.
Das aber thaten sie oft und viel,
des sind verflucht sie sonder Ziel:
Schweifsel, Pech und alles Weh
das haben sie mit uns immer meh.

Christus:

Nun bin ich rechter Richter hier:
Nun sage, böser Teufel, mir,
nun heb' an, verfluchter Geist,
warum hast du allermehrt
diese Jungfrau zu den Sünden gebracht,
daß ihrer nimmer wird gedacht?

Lucifer:

Darum hab' ich das gethan,
weil ich nicht ertragen kann,
daß ein Mensch erschleiche
meine Stätt' im Himmelreiche,
die ich leider nimmermehr
haben mag, das schmerzt mich sehr.
Du bist Herr und ich bin Knecht,
nun richt' uns über diese Sünder recht.

Christus:

Recht Gericht soll besich'n:
die Verfluchten müssen von mir geh'n

in die tiefe Hölle
und werden der Teufel Gefellen.

Alle Teufel schreien:
Prelle, Herr, o prelle!¹

Maria knieend spricht:
Gia, liebes Kind mein,
nun bin ich doch die Mutter dein.
Gedenke an das Ungemach
das mich durch deine Marter traf,
da ein Schwert durch meine Seele gieng.
Was ich je Pein um Dich empfing,
des lohne mir mit diesen Armen
und laß Dich über sie erbarmen.
Du bist ihr Vater und sie Deine Kind',
cia, gedenke, wie saur sie dir worden sind
mit manchem Ungemache,
mit welcherhande Sache
auch der Sünder Dich erzürnet hat.
Gia, Du lieber Gottes Rath,
traut Sohn, viel guter,
erhöre Deine Mutter,
und war ich je besorgt um Dich,
so gewähre dieser Bitte mich
und laß die jämmerliche Schaar
ohn' Urtheil zu Deiner Wirthschaft dar.

Christus sanft zu Maria:
Schweiget doch, Frau Mutter mein,
die Rede die mag nimmer sein.
So lange in der Welt sie lebten,
nach guten Werken nie sie strebten:
Zur Hand war ihnen jede Bosheit,
so versage ich ihnen denn Barmherzigkeit.
Weil sie nie gedachten mein,
sollen sie bei den Teufeln sein;
ihre späte Reue taugt da nicht:
ich muß hegen recht Gericht.

¹ Stürze dich ab.

(Zu den Thörichten:)

Geht Ihr Verfluchten an Seele und an Leibe,
 von mir ich Euch denn vertreibe,
 geht in das Feuer, das da bereitet ist
 den Teufeln und allem ihrem Genist.
 Armer Sünder, fort von mir:
 Trost und Gnade versag' ich dir.
 Kehre von den Augen mein,
 mein Anblick der wird nimmer dein.
 Scheide von meinem Reiche dich,
 das du also jämmerlich
 durch deine Schuld verloren hast,
 trag mit dir der Sünden Last.
 Weich hin von mir, schrei Ach und Weh,
 dein wird Rath nun und nimmermehr.

(Die Teufel umschlingen sie mit der Kette, die Belzebub inzwischen herbeigeschleppt hat.)

Die erste Thörichte singt:

*Abfällt der Kranz von unsern Häuptern,
 o weh uns, weh, dass wir gesündigt haben!*

(Alle Thörichten zerreißen ihre Kränze, aber so, daß sie am Haare hangen bleiben, und schlagen sich an die Brust, winden die Hände n. s. w.)

Die Erste spricht:

Ach der jammervollen Fahrt,
 daß ich je Mensch ward!
 Weh dir, Mutter, daß du mich je trugst,
 daß du mich nicht sogleich erschlugst,
 als ich auf die Welt kam!
 Weh, daß mich der Tod nicht nahm,
 eh' mir ward Christenname kund;
 daß ich nicht starb so wie ein Hund,
 eh' ich die heilige Tauf' empfing,
 daß man mich nicht flugs erhieng!
 So würde mir nun nicht so weh.
 Nun muß ich klagen so wie eh:
 Weh, Vater, daß dein Kind ich jemals ward!
 Warum erzogst du mich so zart?
 Daß du mich nicht ertränkest!

Da du mir verhängtest¹
 meines Willens allzuviel:
 Nichts wünschen ich nun mag noch will,
 außer daß ich wäre
 eine Axt unmaßre²
 aller Welt, mich freut' es noch,
 o ja dann, dann kräch' ich doch
 in einen unreinen Pfuhl!
 Nun muß ich Arme Teufels Stul
 ewiglich besitzen.
 Wer nun Sinne hab' und Wiße,
 der denke, was dem sei bescheert,
 der in Sünden von hier fährt.

Die zweite Thörichte singt:

*Es wich der Pauken Lust,
 es schwieg der Frohen Jauchzen,
 es verstummte der Cithern Süsse!*

Sie spricht:

Weh uns immermehr,
 wir haben uns versäumet allzusehr,
 nun sich Niemand will erbarmen
 über uns Sünderinnen armen.
 Nun windet alle eure Hände
 und beklagt das Elende,³
 da wir immer sollen sein:
 da werden wir nimmer frei der Pein.
 Nun weint ihr Armen seht,
 Ihr seht Euch nimmermehr
 getröstet in Genaden stehn.
 O weh, wie soll es uns ergehn!
 Wenn wir weinten also viel
 als Wassers ist in Meeres Quill,
 dann hebt sich unser Weinen erst.
 Noch klagen wir Armen allerseht,
 daß wir mit unsern Augen
 Gott nimmer sollen schauen.

¹ Verheiß, gestattest. ² Unwerth, verabscheut. ³ Ort der Verbannung.

Nun schreiet, raufet aus das Haar,
 nun erst ward uns offenbar
 an dieser selben Stunde
 unsrer Sünden Wunde,
 die wie seit manchen Jahren
 nie wolten offenbaren.

O weh, verfluchte Hochfahrt,
 dein Lohn ist worden allzuhart;
 so lang im Himmel Gott wird leben,
 müssen wir in der Hölle schweben!
 O weh, verfluchte Klugheit,
 du gabst uns Jammer nur und Leid!
 O weh, Haß und auch Neid,
 wie bitter ihr uns worden seid;
 ihr werdet uns nun zu Leide,
 da wir von Gott uns müssen scheiden.

Die dritte Thörichte spricht:

Nun, Herzelieben, laßt Euch sagen,
 vernehmet klägeliche Klagen,
 daß mir gnabelosen Mayd
 Gott seine Hulde hat versagt;
 auch Maria, die Mutter sein,
 mag nicht wenden meine Pein.
 Alle Heiligen sind auch mir gehaß.
 Nun vernehmet unsre Klage haß:
 Der Teufel selber ist uns gram,
 der alles Gute fort uns nahm.
 Darum denn, was da Leben hat,
 das hilft uns nicht, daß unsrer jemals werde Rath.
 O weh, Herr Tod, daß mein ihr nicht geruchet,¹
 wie bin ich arme so verfluchet,
 Ihr gefährdet sonst doch emsiglich:
 warum denn nehmt Ihr nun nicht mich?
 Ei Tod, möchtest du mich tödten,
 daß ich nicht dürfte leiden solche Noth!
 Oia Tod, gieb mir doch Rath,

¹ Um mich Euch kümmert.

denn meine Pein kein Ende hat.
 Mir wäre lieber ein jämmerliches Sterben,
 als ein solch unreines Werben.
 Selige Leute, denkt dabei,
 also lieb als Euch das sei,
 daß Ihr nicht kommet in die Pein,
 darin wir Armen müssen ewig sein!

Die vierte Thörichte spricht:

Nun hört, Ihr Seligen, die nun leben,
 wir sind zum Spiegel Euch gegeben,
 daß Ihr ein Bild Euch an uns nehmt,
 und recht zu leben Euch bequemt.
 Ihr sollt in Euren Lebtagen
 Gott und seine liebe Mutter vor Augen haben.
 Wir wäñhten, wir sollten lange leben,
 drum wollten wir armen Thoren nicht nach Gottes Hulde streben.
 Der Tod war uns verborgen,
 des müssen wir immer sorgen
 und leiden Pein ohn' Ende.
 Cia, nun windet eure Hände,
 alle, die nun in Sünden leben,
 und bittet Gott, daß er Euch ein gut Ende wolle geben,
 Um eure Sünde rechte Neue.
 Wie Freund dem Freunde rath' ich's Euch mit Treue.
 denn wer die guten Werke spart
 bis an die letzte Hinfahrt,
 des Neue ist zu kleine,
 das wißet allgemeine.
 Also geschah uns Armen,
 das laßet Euch erbarmen.
 Daß wir nicht Gnade suchten,
 des sind wir die Verfluchten,
 die in die Hölle müssen gehn,
 und dort in endelosen Peinen stehn.

Die fünfte Thörichte spricht:

O weh greulicher Tag,
 daß Niemand dir entfliehen mag!

O weh, wär' dein nie gedacht:
 ja sind wir heut aus aller Lust gebracht!
 Nun mögen wir dir wohl fluchen,
 seit Gott nicht unser will geruchen. —
 Maria, Mutter der Barmherzigkeit,
 seit Du nicht wenden mochtest unser Herzeleid,
 wem sollen wir's nun künden?
 Nun haben wir's wohl erfunden,
 daß nimmermehr Genad' ergeht,
 so lange Gottes Reich besteht.
 O Sünde, welch Mörderin du bist!
 denn keinen rettet Kunst noch List,
 bei dem du wirst gefunden
 in seinen letzten Stunden.
 O weh, verfluchte Sünde,
 wer ist's, der dich durchgründe?
 Die so mannichfaltige Pein,
 darin durch dich wir müssen sein,
 die wird groß ohne Zahl.
 Nun hört, Ihr Lieben überall,
 ob das nicht ist Pein sehr groß,
 stets zu sein der Teufel Genos?
 Was soll wohl sein größte Pein,
 als daß wir Gott und die Mutter sein
 nimmermehr sollen sehen?
 Also ist uns nun geschehen.
 Drum rath' ich Euch mit Treue,
 daß Ihr bei Zeit empfaht Buß und Reue
 und vor Sünden Euch bewahrt,
 wollt Ihr vermeiden diese jammervolle Fahrt.

(Während die thörichten Jungfrauen an der Kette nach dem Hölleiraden hinab-
 gezogen werden, singen sie:)

Die Erste:

Nun hebt sich großes Schreien und Weinen immermehr,
 Gott hat uns verflucht, von ihm hieß er uns gehn.
 Wir haben ihn erzürnet: kein Retter uns erzieht.
 Das laßet, Lieben, Euch erbarmen, ach, kümmerlich es uns ergeht.

Alle:

O weh und o weh!
soll'n wir Jesum Christum erblicken nimmermehr!

Die Zweite:

Wir klagen Euch Lieben alle, was unser Herr that:
er wollte nicht erhören seiner Mutter Gebet.
die bat für uns viel Arme: das half uns leider nicht,
er sprach: „was sollt' ich mich erbarmen? sie thaten ja doch nichts um mich.“

Alle:

O weh und o weh!
soll'n wir Jesum Christum erblicken nimmermehr!

Die Dritte (wendet sich gegen Maria mit gebeugtem Haupte):
Maria, Gottes Mutter, bist Du eine Löserin,
so komm auch uns zu Hülfe, denn wir gefangen sind.
Du wurdest Gottes Mutter um unsre Missethat:
nun komm viel balde, Fraue gute: der Teufel uns gefangen hat.

Alle:

O weh und o weh!
soll'n wir Jesum Christum erblicken nimmermehr!

Die Vierte:

Nun klagt uns Armen alle, daß unser je ward gedacht,
uns haben unsre Sünden in Herzeleid gebracht,
wir müssen in der Hölle nun leiden Kummers voll:
betweint, Ihr Frauen, unser Unheil und hütet Euch, so thut Ihr wohl.

Alle:

O weh und o weh!
soll'n wir Jesum Christum erblicken nimmermehr!

Die Fünfte:

Da sich Gott der Gute über uns nicht erbarmen will,
noch seine liebe Mutter: wo soll'n wir Armen hin?
Herr Tod, woltet Ihr uns tödten, so wär' uns Armen wohl,
wir müssen anders ewiglich in Leide sein und Kummers voll.

Alle:

O weh und o weh!
soll'n wir Jesum Christum erblicken nimmermehr!

Die Erste:

Gott unser nicht geruchet noch die liebe Magd,
ja, wir sind verfluchet, das sei Euch gesagt,

Ihr mögt es wohl besinnen bei unsrer Hinfahrt,
wollt Ihr Gottes Huld gewinnen, so seid von Sünden mehr bewahrt.

Alle:

O weh und o weh!
soll'n wir Jesum Christum erblicken nimmermehr!

Die Andere:

Ich klag' Euch Lieben allen, daß ich viel arme Magd
zu ewiglichem Falle so jämmerlich bin betagt.¹
Dieweil nun alle Guten in Freuden werden leben,
so muß ich mit den Verfluchten in endlosen Peinen schweben.

Alle:

O weh und o weh!
soll'n wir Jesum Christum erblicken nimmermehr!

Die Dritte:

Nun haben alle Ruhe, die noch auf Erden sind,
nun will uns keine Ruhe geben der Jungfrau Kind,
er will uns dahin treiben, wo Leid uns muß geschehn
sonder End' an Seel und Leibe, wo wir Gott nimmermehr sehn.

Alle:

O weh und o weh!
soll'n wir Jesum Christum erblicken nimmermehr!

Die Vierte:

O weh dieser Leiden, der jammervollen Fahrt!
nun müssen wir uns scheiden von der himmlischen Schaar;
Gott den freudreichen, den sehn wir nimmermehr,
so muß uns alle Freud' entweichen und alles Herzeleid erstehn.

Alle:

O weh und o weh!
soll'n wir Jesum Christum erblicken nimmermehr!

Die Fünfte:

O weh dieser Schwere und ängstlichen Noth,
nun mögen wir nicht ersterben und sind doch ewig todt!
die maaploßen Peinen die werden unser Grab,
da müssen Jammer stets wir leiden, denn Niemand uns erretten mag.

¹ Erwachsen (zu meinen Tagen gekommen).

Alle:

O weh und o weh!

soll'n wir Jesum Christum erblicken nimmermehr!

Die Vierte:

Ach und Weh uns Armen! Was sollten wir geber'n?

Gott hat die große Marien gar an uns verlorn.

Seine tiefen Wunden helfen uns leider nicht:

der Tod hat reulos uns gefunden, so verwarf uns das Gericht.

Alle:

O weh und o weh!

soll'n wir Jesum Christum erblicken nimmermehr!

Die Fünfte:

Freund! Ihr und auch Mäge, Ihr dürft bemühen Euch nicht.

Spenden so wie Gaben nicht wenden das Gericht.

Was man uns Gutes noch thäte, das ist gar verlorn,

was hülfe Todten Seelgeräthe? Wir verdienen Gottes Zorn!

Alle:

Des sind wir ewiglich verlorn.

(Ende des Spieles von den zehen Jungfrauen.)

Das ist schrecklich, greulich, ja lekerisch! rief die fromme Nonne Kungold-Veronica entsetzt aus, als Wilmar geendet hatte, und ich begreife, wie der zartfühlende, frommsinnige und sinnig-fromme Landgraf von Thüringen, Fridrich der Angebissene, durch diese Vorstellung so tief erschüttert werden konnte; ergeht es mir doch fast nicht anders.

Nun, erwiderte der Alt-Abt trocken, ich will nicht fürchten, daß Sie auf Ihrem Gewissen haben, was der freidige, zornvolle Landgraf vielleicht auf dem seinen haben mochte. Nahm man ihm nun den bequemen, sich leicht einschmeichelnden Glauben, daß die Fürbitte selbst der Maria fruchtlos sein könne, und daß einem Verstorbenen weder Gaben noch Stiftungen helfen, worauf sich nur zu viele verlassen haben mögen, so erscheint allerdings die Wirkung des Stückes auf ihn sehr fälschlich. Uebrigens war, wie wir wissen, die Aufführung dieses Mystariums eine Veranstaltung der

Dominicaner oder Predigermönche, womit sie den Franciscanern den Handschuh öffentlich hinwarfen. Das Spiel nämlich ward von ihnen aufgeführt vierzehn Tage nach Ostern, als der Ablass der Prediger zu Eisenach anhub, und zwar an der Rolle, dem Rängehause, in dem Thiergarten gleich hinter dem Kloster der Barfüßer oder Franciscaner. Letztere hielten bekanntlich fest an der semipelagianischen Lehre von der unbefleckten Empfängniß der Maria und vom Ablass, während sich die Dominicaner zur Lehre des heil. Augustinus bekannten, der keine Rettung außer durch die nur durch Reue zu gewinnende Genade Gottes kennt, und demnach alle Fürbitten der Heiligen für kraftlos hält. Es ist dieß ein alter Streit, der der Kirchengeschichte angehört.

Ja, ja, sagte darauf der Herzog; allein die heilige Kirche hat sich bald genug für die einträglichere Lehre der Semipelagianer entschieden und den Franciscanern Recht gegeben; denn es war Sitte, ~~ich~~ stets nur mit Gaben den Gräbern der Heiligen zu nahen, um sie um ihre Fürbitte anzugehn.

Aber ich vermiße in diesem Spiele ganz und gar die dramatische Handlung, nahm jezt Irmgard das Wort, und ohne Zweifel wird die Darstellung auf der dreieckigsten Bühne etwas Steifes gehabt haben.

Dramatische Handlung, sagte Haspinger, werden Sie in keinem dieser kirchlichen Schauspiele finden, sie mögen nun von der Geburt Christi oder seinem Leiden, seiner Auferstehung und Höllenfahrt — die eigentlichen Mysterien — handeln, oder andere Bibelstoffe oder auch Legenden zum Gegenstande haben. Selbst noch im sechzehnten Jahrhunderte, als das Schauspiel bereits weltlich geworden war, wußte man nicht eine Handlung dramatisch zu gestalten, wie Sie in den nächsten Abenden selbst wahrnehmen werden. Gliederte sich der gewählte Stoff von selbst dramatisch, nun so gab es allenfalls ein Drama; war dieß nicht der Fall, so mußte man sich mit der Form des Gesprächs begnügen. Was Ihre zweite Bemerkung in Betreff der Steifheit betrifft, so haben Sie freilich recht; aber bedenken Sie auch, daß die kirchliche Würde unter allen Umständen gewahrt sein wollte. Uebrigens kamen die Zuschauer nicht, um sich

einen ästhetischen Genuß zu verschaffen, sondern um sich frommgläubig zu erbauen, und das verhindert die Steifheit nicht.

Ich sehe schon, die Verwandlungen der heutigen Bühne kannte die des Mittelalters so wenig wie die des Alterthums; da mußte man sich hinsichtlich der Räume schon helfen wie man konnte, sagte hierauf Berta. Aber welche Tracht trugen die Darstellenden?

In unserem Spiele werden Christus, Maria, die Engel byzantinisch=typisch erschienen sein: Christus in priesterlichem Messgewande; Maria, wie sie auf alten Bildern dargestellt ist; die Engel als Chorknaben mit schwarzem Rock und weißer Alba bekleidet; die ihnen nöthigen Flügel waren leicht aus Goldpapier und farbigen Stoffen zu fertigen und anzuhängen. Die zehn Jungfrauen unseres Spieles erschienen ohne Zweifel in der gewöhnlichen Tracht der Jungfrauen jener Zeit, etwa so, wie sie zu Nürnberg am sogenannten Brautthor der Sebalduskirche abgebildet stehn.

So antwortete Gaspinger, und da keine Frage weiter gestellt ward, ward die Sitzung aufgehoben.

Zwölfte Nacht.

Welche Fortschritte im geistlichen Schauspiele man im Laufe eines Jahrhunderts machte, zeigt deutlich das niederdeutsche geschriebene Spiel von der Auferstehung Christi, welches im Jahr 1464 zu Medentin bei Wismar an der Ostsee aufgeführt ward. Dieses Spiel ist auch deshalb merkwürdig, weil ihm der bei deutschen Auferstehungsspielen seltene Schluß, das Teufelspiel (la diablerie bei den Franzosen), nicht mangelt. Das Schauspiel besteht aus 2014 viermal gehobenen mit einander gereimten Versen, hat also die allgemein gebräuchliche Form. Sein Umfang erlaubt nicht, dasselbe ganz vorzutragen, und da ich mithin auf Auszüge beschränkt bin, so gebe ich diese in reimlosen vierfüßigen Versen.

So begann Baron Wismar die Sigung und er laß nun:

Erste Handlung. Erster Auftritt.

Das Spiel wird durch zween Engel eröffnet, welche den Zuschauern anzeigen, was man vorstellen wolle, nämlich die Auferstehung Christi. Der zweite Auftritt versetzt uns in die Judenthule, worin sich Kaiphas mit den Rabbinern nach der Kreuzigung zur Berathung versammelt haben. Vor dieser Versammlung nun treten zween Juden auf und begehren, daß man Sorge trage, damit die Schüler des Gekreuzigten den Leichnam nicht aus dem Grabe hehlen und dann austreuen, er sei auferstanden, denn er habe seine Auferstehung vorherverkündigt, wie allen bekannt sei. Kaiphas stimmt ihnen bei und sendet sie zu Pilatus, daß sie diesen um Bewachung des Grabes bitten. Im dritten Auftritte folgt nun die Unterhandlung der beiden Juden mit Pilatus.

Schließlich willigt er ein mit den Worten:

Will ich vor Euch Ruhe haben,

muß ich Wach' und Hut Euch geben.

(Er wendet sich nun an seine Soldner und trägt ihnen auf, das Grab zu bewachen.)

Der Erste antwortet:

Ei, da seht mir! warum sollen
einen Todten wir bewachen?
Ohne Grund ist eure Furcht.

Der Zweite:

Nun, was mag das uns wohl schaden?
laßt uns ihre Gabe nehmen
und mit ihnen gehn zum Grabe!
Will uns viere Lohn man reichen,
nun, den Todten dann bewachen
wir so gern als den, der lebt.

Der Erste.

So will ich denn sein der eine,
vor mir soll er nicht genesen;
wollt' er auferstehn vom Tode,
schlüß' ich ihn zu Boden stracks.

Der Zweite:

Ich bin denn der andre Hüter,
sollt' es kosten auch mein Leben.
Nie geschehn uns soll die Schande,
daß er soll erstehn vom Tode.
Ja, ich sag' es vor Euch allen,
wollt' er solches Spiel beginnen,
also wollt' ich ihn bedienen,
daß er bliebe mir zu Fuß.

Der Dritte:

Wohl behagt mir diese Rede
und ich bin Genos Euch gerne;
also helf' ich ihn bewahren,
daß er nimmer soll entweichen,
wär' er noch so sehr befehle;
nein! wir halten ihn gewiß.

Der Vierte:

Ich bin auch ein Held, ein starker,
gern dieß Feld bewahren helf' ich;
will mit Treuen und mit Ehren
meinem Herrn Pilatus dienen:

Meine Ruhm' als Maid Euch geb' ich.
steht er auf, bevor es tagt!

Der erste Jude:

Nimmermehr soll das Euch reuen!
Das fürwahr mit Treuen sag' ich:
wenn Ihr wohl bewahrt den Todten,
wird das Geld Euch ohne Weirung
auf dem Brette ausgezahlt.
Folgt mir denn zum Grabe hin!

Der erste Ritter:

Tretet an, ihr kühnen Reden,
laßt uns zu dem Grabe ziehen.
Geld den Helden stets macht springen:
wohl dann, ich will vor Euch singen!
(Sie ziehen ab.)

Vierter Auftritt.

Pilatus tritt aus seinem Hause auf die Straße, vor ihm ein Knecht.

Knecht:

Weichet beide, Reich' und Arme,
gebt Raum meinem Herrn Pilatus;
wichtig ist die Sach' um welch' er
kommt, und bringt den Juden Ruhen.

(Pilatus geht von Soldnern geleitet zum Grabe, dort angekommen spricht er
zu dem ersten Ritter:)

Salomon, Dich halt' ich für den Besten,
hier im Westen darum sollst Du liegen;
da sollst Du die Stätte so bewahren,
daß Dir Jesus nimmer mög' entkommen;
lässest Du Dir ihn entweichen, mußt Du
wahrlich mir aus diesem Lande weichen!

Der erste Ritter:

In den Westen also geh' ich liegen,
denn ich halte selbst mich für den Besten.
Diesen Ort nun will ich so bewahren,
kommt hier Jemand her, dem will begegnen
ich, er liege lieber von der Reuche

heilen sich und von dem Hundehusten.
 Miming heißt mein Schwert, das Ring' und Panzer
 löst, das will ich dicht zur Seite halten;
 will er auferstehn vom Tode, will ich
 wieder ihn zur Erde nieder schlagen.

(Er geht nach Westen.)

Pilatus zum zweiten Ritter:

Samson, Du sollst hier im Norden liegen
 und vollziehen mein Gebot, wofern Du
 Lohn von mir willst haben. Sonder Zweifel
 bin Dein Freund ich; sei mir hold und treu, so
 will ich reichen Sold Dir gerne reichen.
 Denke dran, daß Wohlthat nie verloren.

Der zweite Ritter:

In den Norden hier will ich mich legen:
 käme Jemand her, den wollt' ich tödten.
 sei nun zahm er oder wild. Geheißnen
 bin ich Haueschild: hier will ich sitzen,
 wo mit meinem grimmem Schwerte hauen
 ich ihn mag, enthebt er sich der Erde.

(Er geht in den Norden.)

Pilatus zum dritten Ritter:

Von Thamar Gevatter Boas,
 Du bist schwer von Sinne, weiß ich,
 aber jeho folge munter
 meiner Weisung: dort im Osten
 lagre Dich, da sollst Du's wehren,
 wollte fort man Jesum tragen,
 daß er nicht mehr schaden kann.

Der dritte Ritter:

Wohl im Osten will ich liegen,
 auf mein gutes Schwert ich baue,
 Schwinge heißt es, und es schneidet.
 ja, 's ist scharf gleich einer Schwinge.
 Laut schon rauscht es in der Scheide.
 Troh! ob Jemand mir zu stehn wagt!
 Will das Fleisch vom Bein ihm schälen,

soll ein Jahr am Kniebug leiden.
Ja, die Stätte will ich wahren,
meiner Ehren stets gedenkend.
Wahrlich, steht er auf, es soll ihm
sauer werden, traun und schwer!
(Er geht nach Osten.)

Pilatus zu dem vierten Ritter:
Nun, mein treuer Ritter Sadoch,
tapfer warst Du stets bis heute,
nach dem Süden ich Dich weise,
dadurch sollst Du Ruhm erwerben,
daß Du diese Nacht dort wachest,
denn es ist nicht sonder Sache,
sollt' in dieser Nacht erstehn er,
hätten davon wir die Schmach.

Der vierte Ritter:
Dort im Süden geh' ich liegen.
Nicht entgehn und nicht entreiten
soll er uns; krieg' ich an meine
Hand mein Schwert, ich will ihn also
drängen an die Wand, daß alle
Rippen traun ihm knaden sollen.
Dazu helst mir alle wachen,
laßt den Schlaf Euch nicht betrügen,
ungezwackt entkommt er nicht!

(Er geht nach Süden, Pilatus in sein Haus zurück, die Juden wieder in ihre
Schule.)

Zweite Handlung. Erster Austritt.

Nacht. Der Wächter auf dem Thurme singt die Zeit (10 Uhr), darauf
singt er:

Ihr Ritter und ihr Helden,
denkt an die großen Gelder,
die man Euch verheißen hat;
Jeder denkt auf Mannes That!
Wachet, ob was vor hier falle,
ich will Euch helfen mit meinem Schalle.

Der erste Ritter spricht:

Wächter, lieber Freund, ja wache
Du mit uns zu dieser Stunde;
sei uns hold und treu, wir geben
gerne Silber Dir und Gold.

(Er legt sich zum Schläfe.)

Der Wächter singt abermals (11 Uhr), dann ruft er:

Wachet, Ritter, schöne,
zwischen Hiddensöde und Möne
da seh' ich wohl fliehen zween;
sie fließen in der wilden See
in einem Korbe, dünkt es mich:
Wadrer Held, nun wahre Dich.

Der zweite Ritter:

Wächter, mein viel lieber Freund Du,
sind bei Völ¹ sie, mich Du rufe,
will zur Wehre dann mich stellen,
meine Helfer wed' ich dann.

(Er legt sich auch zum Schläfe nieder.)

Der Wächter singt wiederum die Zeit (12 Uhr), dann ruft er:

Wachet, Ritter, um den Sold,
verdient mit Ehren Euer Gold;
Mitternacht bezeugt die Stunde,
laut hör' böllen ich die Hunde.

Der dritte Ritter:

Wächter, Du mein lieber Neffe,
meinen Schatz will Dir ich geben,
daß ich mög' ein wenig schlafen.
Raum den Mund kann noch ich öffnen,
also groß ist meine Müde.
Helfe mir die Frau des Kaisers,²
muß den Augen Futter geben,
müßt' auch meiden ich das Land.

(Er entschläft ebenfalls.)

¹ Insel (Aue) im Meerbusen von Wismar. Hiddensöde liegt bei Hügen,
Möne ist dänisches Siland. ² So helfe mir unsere liebe Frau (Maria), ist
die gewöhnliche Verheuerung.

Zweiter Auftritt.

Es erscheinen die Engel Raphael, Gabriel, Michael, Uriel. Raphael heißt die Wächter fortschlafen; Uriel ruft dem Heiland zu, daß er sich aus dem Grabe erhebe. Erdbeben. Jesus erhebt sich aus dem Grabe und verkündet, daß er nun in die Hölle hinabsteigen wolle, um seine Lieben in das Paradies zu führen.

Dritte Handlung. Erster Auftritt.

Ort: die Vorhölle. Es sind versammelt: Adam, Eva, Abel, Seth, Jesajas, Simeon, David und andere; zu ihnen kommt so eben Johannes der Täufer. Abel hat in der Ferne ein helles Licht erblickt und fragt, was das bedeute. Adam ruft alle zur Freude auf: das sei das Licht des ewigen Vaters. Der von ihm Erzeugte nahe, sie zu befreien. Jesajas, Simeon, Seth, Johannes der Täufer bestätigen das.

Zweiter Auftritt.

Lucifer ist unruhig geworden; er ruft alle Teufel zusammen.

Lucifer:

Wohl her, wohl her, wohl her, wohl her,
all du teuflisches Heer!

Satan:

Hier bin ich und meine Gefellen,
die da lagen in der Hölle.

Lucifer:

Satan, wo bist Du hin geschlichen,
daß ich Dich nie konnte sprechen:
weißt Du irgend neue Mähr?

Satan:

Ja wohl, Lucifer lieber Herr,
ich war unter der Juden Schaar:
da hab' ich denn uns fürwahr
erworben einen großen Schatz.

Lucifer:

Lieber Kompan, was ist das?

Satan:

Lucifer und all Teufelgeschlecht,
Du magst Dich freuen wohl mit Recht:
ein Prophet und großer Herr,

der da jagte, daß er Gott wäre,
 den wollen wir bald nun hier empfangen:
 er ist an ein Kreuz gehangen;
 er ist fürwahr in großer Noth
 und fürchtet sehr den bittern Tod;
 er sprach: tristis est anima mea usque ad mortem:¹
 Hölle, du sollst dich bereiten auf ihn!
 Wie möchte Gottes Sohn er sein,
 wenn er scheut des Todes Pein?

Lucifer:

Gott, Gott mag ja sterben nicht.
 O Satanas, Du Bösewicht,
 er mag ja nicht sterben:
 er wird die Hölle uns verderben!
 Du willst Dich ganz betrügen,
 das ist keine Lüge.
 Ich habe Zeichen von ihm vernommen,
 die von keinem Menschen kommen.
 Satan, Du betrügest Dich!

Satan:

Herr und Meister glaub an mich,
 ich bin ja da nicht fern gewesen,
 wo sein Testament er hat gelesen.²
 Er trank Essig und Galle:
 er muß zu Theil uns fallen.
 Den Speer ich lenkte in sein Herz:
 da litt er des Todes Schmerz.
 Herr, bei meiner krummen Nase,
 meine Neb' ist keine Blase.
 Ich war dort auch nah daran:
 eine Seel' ich Dir gewann.
 Ich brachte Dir einen, den Judas, dar,
 der einer seiner Jünger war;
 demselben half ich hangen
 an einem festen Strang:
 Da hört' ich von Jesu großen Sturm,

¹ Betrübt ist meine Seele bis zum Tode. ² Sein letztes Wort sprach.

er wand sich recht also ein Wurm,
darnach mußt' er bald erstirben:
der soll theilen unser Erde.

Lucifer:

Hat den Geist er aufgegeben,
wo denn ist die Seele blieben?

Satan:

Herr, ich bin gerannt und gelaufen,
nun solltest Du mich zum Unheil rufen!
Damit hab' ich sie verloren.

Lucifer:

Satan, er ist uns zum Uebel geboren,
sag' mir, ich frage nicht ohne Noth:
ist er's, der Lazarum weckte vom Tod?

Satan:

Ja wohl, das ist der selbe Mann.

Lucifer:

Wehe, wehe, Satan!

So gebiet' ich Dir bei den Knechten der Hölle,
daß nie Du sie bringest an diese Stelle.

Lazarus war uns gegeben
so lang, bis Jesus hinkam eben
und wolt' ihn von dem Tod erwecken:
sofort begann er sich zu strecken
von den Banden der Hölle
und fuhr hinweg so schnelle,
schneller als der Adler fliegt.
Wenn er nun herunter biegt,
wird er rauben uns die Braten.

Satan:

Nun, da müssen wir anders ratthen:
wir wollen mit allgemeiner Rür
wohl bewahren unsre Thür.

Noctor:

Herr, mich wundert, was das bedeute:
die Seelen vieler Leute
sind mit großem Schalle;
sie singen und freun sich alle,

sie schreien alle mit großem Braus
 daß sie sollen bald hinaus.
 Sie haben gesehen einen Glanz
 und heben einen Mönchtanz.¹
 Es ist nütze, daß wir besehn,
 was da neues soll geschehn.

Pul.

Herr, wie lange willst du's sparen?
 wollen wir nicht zur Hölle fahren?
 Unsr Gäste sich berathen,
 ich weiß nicht, was sie braten.
 Da ist Herr Adam,
 Hsaal und Abraham,
 Jacob, Noah mit der Arden,
 Moises und die Patriarchen,
 Jesaias, Asarias,
 David und auch Ananias
 und die Propheten alle
 (ich weiß nicht, was sie lallen),
 und Herr Simeon der Alte —
 sie schrei'n wie Vögel im grünen Walde.
 Da ist ein Mann mit rauhem Kleide,
 der hat gethan uns also leide,
 er ist es, derselbe Mann,
 dem Herodes ließ das Haupt abschla'n;
 er ist gekommen von der Erden,
 sagt, sie sollen erlöst werden.
 Sie haben Freud' und tiefen Rath:
 ach, was das wohl auf sich hat?
 ob Jesus etwa kommt herunter?
 Ihr Herren, nun seid kühn und munter!
 auf! laßt uns stiechen schnelle!

(Die Teufel laufen alle hinweg.)

Chor.

Sie schließen zu die Hölle.

¹ Den Mönchen war das Tanzen verboten; tanzten sie dennoch, tanzten sie ausgelassen.

Dritter Auftritt.

Jesus naht der Hölle. David sieht ihn kommen und äußert seine Freude und darauf singet er: „O clavis David.“ Dasselbe thut Adam, worauf die Seelen „Advenisti“ singen. Zuletzt spricht noch Eva ihre Freude aus.

Vierter Auftritt.

Jesus erscheint mit den vier Engeln am verthornten Thore der Hölle.

Gabriel.

Deffnet schleunig dieses Thor:
der König der Ehren steht davor.

Lucifer (innen).

Wer ist der Gewaltige, sagt,
der hieher zu kommen wagt,
als ob die Welt sein Eigen sei?
Er möchte des mich lassen frei,
daß er so stürmt vor meiner Feste,
nicht ruhn mich läßt in meinem Neste!

Raphael.

Er ist des lebendigen Gottes Kind.
Er will lösen die Seelen die hier sind;
er will in sein Reich sie heben,
wo sie sollen ewig leben.
Er führt sie hin aus euren Händen,
wo ihre Freude nie wird enden.

Die Engel singen:

Deffnet schleunig dieses Thor,
der König der Ehren steht davor!

Die Teufel singen:

Wer ist der Gewaltige, sagt,
der hieher zu kommen wagt,
als ob die Welt sein Eigen sei?
Er lieh' uns billig dessen frei!

Lucifer.

Laßt, gut Mann, euer Stürmen sein,
die Seelen hier innen sind alle mein.
Ich fürchte, wenn herein ihr kämet,
daß ihr davon Schaden nähmet;

drum bleibt nur außerm Tache,
und laßt uns mit Gemache!

Die Engel singen:
Deffnet schleunig zc.

Gabriel.

Deffnest du nicht rasch das Thor,
Lucifer, dann sieh dich vor:
du wirst zu diesen Stunden
hier innen festgebunden
mit einem Bande das nie zergeht,
so lange Gottes Reich besteht.

Die Teufel singen:
Wer ist der Gewaltige zc.

Lucifer.

Nun seht, ist das nicht wunderbar,
daß man uns droht an Haut und Haar?
Fünf tausend Jahr hier wohnen wir,
vernahmet je schon solches Ihr,
wie man es jezt mit uns will treiben?
Jedoch wir wollen innen bleiben;
wir sitzen hier in Sicherheit,
es sey Euch lieb nun oder leid.
Wer mag der Ehren König sein?

David.

Das weiß ich, auf die Treue mein!
das ist der Herr, der, stark zum Streit,
der Ehren walzet alle Zeit;
der alle Dinge hat erschaffen.

Lucifer.

So sind verloren unsre Waffen
und all unsre Gegenwehr,
kommt der gewaltige König her.

Jesus.

Ich gebiete, Grindel dir der Hölle,
daß du schnell dich öffnest; ich will brechen
jezt der Hölle Thor, die Meinen holen,
die da weilen hier in dieser Irthe.

Ich bin A und O, der Erst' und Letzte,
 wißt es all', ich bin der Schlüssel David:
 all' die Meinen sollen frei nun sein!

Satan.

Wer ist der Mann im rothen Kleide,
 der soviel uns thut zu Leide?
 das ist unhöflich, mit Verlaub,
 sollen wir dulden solchen Raub.

Jesus.

Schweig du, Satan, schweig du Trache!
 schweig o du verfluchte Schlange!
 Auf, spring auf! du Thor der Hölle!
 Meine Seelen, die hier innen
 sind gefangen, will ich holen;
 denn für die, die meinen Willen
 thaten, hieng ich an dem Kreuze;
 habe große Pein gelitten,
 hab' am Leibe fünf der Wunden;
 des soll Lucifer gebunden
 werden bis zum jüngsten Tag!

Chor.

Das ist ew'ge Pein, ein großer Schlag.
 (Jesus zerbricht das Thor der Hölle, die Teufel fliehen.)

Jesus.

Weg mit Euch! hinweg! geschwinde!
 fort mit dir du Höllesfinde!
 (Er ergreift Lucifer und fesselt ihn und spricht:)
 Böser Geist du, Lucifer,
 du sollst bleiben an der Kette,
 sollst gekreuzt daneben liegen,
 meine Lieben mach' ich frei!

(Der Chor singt: „Sanctorum populus,“ die Seelen singen: „Advenisti,“
 Jesus singt: „Venite benedicti,“ dann folgt noch ein Geirach zwischen Jesus,

Adam und Eva: zum Schluß sagt er:)

Folget mir der ganzen Schaar mir:
 die nach meinem Willen thaten,
 sollen alle mit mir gehn!

(Er nimmt Adam und Eva bei den Händen und führt sie fort, die Andern folgen. Den letzten, Johannes den Täufer, packt der Teufel Tuteville beim Kleide und will ihn zurückhalten.)

Tuteville.

Hört Ihr Mann mit dem rauhen Felle,
Ihr bleibt mit uns in der Hölle!
Diese Olbendshaut, ¹ — schweig still! —
ist uns gut, wenn's regnen will.
Tuteville heiß ich, weißt Du's nun?
All was ich will sollst Du thun;
Du bist ja doch der letzte:
Du mußt bleiben in dem Neste. ²

Johannes der Täufer.

Laß mich ungerupft, Du Wicht,
in der Hölle bleib' ich nicht;
Jesus hat für mich gethan
Pfandauslösung, sonder Wahn.
Darf nicht länger — willst Du gehn! —
in der Höl' als Geißel stehn.
Gehst Du nicht hinweg behende,
wird ein Schlag Dir an die Lende.

Satan (ebenfalls nach ihm greifend).

Hörst, gut Mann, Herr Baptiste,
Ihr wißt gar viel arge Lüste:
wollt Ihr also nun entinnen?
brennen müßt Ihr mit hier innen!
Wähnet Ihr mir zu entfahren?
fest ich halt' Euch bei den Haaren.

Johannes.

Satan, halt Du mich nicht sehr,
hab' mit Dir gemein nichts mehr.
Fahr Du in die Hölle nieder,
wo Dir Gluth zerfrißt die Glieder;
ich will mich nun zur Freude lehren
mit Jesu meinem lieben Herren.

¹ Nameelthaut. ² Der jüngste Vogel muß, gleichsam als Mietzgold, im Neste zurückbleiben. Treischmäuseler II. 7: Darin hat sie (Frau Sperling) fünf Kinder leben, muß einen für's Mietzlohn hingeben, daß unser überblieben vier.

Thust Du das nicht allgleich,
so wird Dir ein Badenstreich.

(Er löst sich von den Teufeln und geht zu den anderen Seelen.)

Pul.

Herr und Meister Lucifer,
Ihr seid ein Trüger immermehr!
Ihr steht als ein verderbter Gauch:
man sollt' Euch hängen in den Rauch.
Ihr möget wohl gehn mit den Schafen
und lernen Milch außs neue lasen.¹
Was hat genommen Euch die Kraft,
daß Ihr Euch Friede nicht geschafft?
Ich habe doch gehört und ist auch recht:
Der edle Herr bezwingt den Eigenknecht.

Lucifer.

Weh uns nun und immermehr,
wie gewaltig ist dieser Herr!
Er nimmt was wir hatten eingezogen:
ward jemals so ein Mann betrogen?
Wie hat er das zu Wege gebracht?
Traun, wir sollten's haben bedacht,
da eine Jungfrau ihn gebär,
was früher niemals üblich war.
Nun laßt's! Geschehen ist geschehn:
wir wollen künftig daß zusehn.
Die Schar war mit Unrecht gewonnen,
also ist sie uns wieder entronnen.

(Jesus befehlt nun dem Michael, die befreiten Seelen für jetzt in das Paradies zu führen. Michael verspricht das zu thun. Sie gehen hierauf ab.)

Fünfter Auftritt.

Vor dem Thore des Paradieses, in welches den Eintritt ein davor gehängtes scharfes Schwert wehret, empfangen Enoch, Elias und der Räuber (der am Kreuz belehrt), die erlösten Seelen. Auf Tuncens Betragen nennen sich Enoch und Elias und verkünden, weshalb sie mit lebendigem Leibe im Paradiese seien. Vett bewahrt sie auf, bis zu des Antichrists Ankunft, da sie als echte Propheten

¹ Lappen, ledern.

auf die Erde zurückkehren, von diesem aber getödtet werden sollen. Auf gleiche Weise gibt sich der Räuber dem fragenden David kund, worauf alle zusammen in das Paradies eintreten.

Vierte Handlung. Erster Auftritt.

Das Grab. Der Wächter auf dem Thurme singt sein Lied, darauf singt er:

Es thauet an der Aue.

Ritter stolz, brich deine Ruhe!

Wenn ein Ritter läge warm

in Herzelieb's Arm;

so wollt' ich nicht es rügen,

wenn sie länger lägen.

Nun lieget Ihr in Sorgen:

Steht auf, es ist schon Morgen!

(Er bläset dreimal das Horn, dann spricht er:)

Waffen! Waffen!

Wollt Ihr den ganzen Tag schlafen?

Die Sonne mag Euch in den Sattel scheinen.

Unser Bürger Mägde haben bereits gelockt ihren Schweinen.

Ich darf Euch nicht pfeifen mit dem Horne,

man mag Euch wohl läuten die Kloden auf dem Thurme.

(Er bläset wieder sein Horn.)

Der erste Ritter.

Wohl auf, Ritter und Knappen!

Hier ist allzu lang geschlafen.

Es ist uns lästerlich ergangen,

Jesus der ist auferstanden.

Es war eine verfluchte Stunde,

da wir zu wachen gelobten mit dem Munde.

Hier ist verloren Gut und Ehre,

des mögen wir uns wohl schämen sehr.

Der andere Ritter.

Waffen! mir träumte also schwer,

ich weiß nicht, — wo lam's wohl her?

ja, ich weiß nicht, was ich sage:

ein groß Erdbeben lam vor Tage,

zu Leide sollt es uns ergehn:

ich mochte sitzen nicht noch stehn.

Ja, das sagt' ich wohl zuver,
 doch verstopft war Euer Ohr.
 Seine Jünger sind gekommen
 und haben uns den Mann genommen.

Der dritte Ritter.

O weh des Schlafes, den wir schliefen,
 daß wir den Wächter an nicht riefen!
 Wir wollten aber sein zu klug;
 im Buche deutlich steht's genug:
 man soll keins Dinges zu weise sein:
 das bringen auch wir an Tages Schein.
 Spricht doch nun: mit welchen Ehren
 mögen zu unserm Herrn wir lehren?

Der vierte Ritter.

Da wir um Jesum sind beßhört,
 nun wohl hin, was auch Ihr hört!
 Vernehmt: mocht' auch es übel hier ergehn,
 wir wollen auf unsrer Unschuld fest bestehn.
 Was sollten wir aus dem Lande weichen?
 wir wollen das Ding schon aus noch gleichen;
 wir wollen flugs zu Kaiphas gehn
 und lassen ihn das Ding verzeichen.

(Sie gehn zur Schule der Juden.)

Zweiter Auftritt.

Der erste Ritter.

Genade, Herre Bischof!

Kaiphas.

Nun, Ihr Helden, sprecht auf!
 Wie ist's ergangen Euch die Nacht?
 habt Ihr wohl das Grab bewacht?

Der andere Ritter.

Mögen wir sprechen sonder Fähr?

Kaiphas.

Jürwahr ja wehl! ja wohl sürwahr!
 Spricht was Euch wißlich sei.

Der andere Ritter.

Herr und Ihr Juden, so red' ich frei:

wahrlich, in der vergangnen Nacht
wurden wir in Angst und Noth gebracht.
Es noch es begann zu tagen
wurden zu Boden wir geschlagen
von einer Erderbebung groß:
die gab uns einen solchen Stoß,
daß wir verlieren unsre Sinne.

Kaiphäs.

Weg mit Euch! Fort, fort! von hinnen!
Seht mir doch! Ihr großen Reden,
konntet Ihr denn nicht uns wecken?
Hättet Ihr uns das gesagt,
wir hätten noch mehr Volk zum Grabe gelegt.
Konnte nicht einer den andern trösten?
Man sollte fürwahr das Rest Euch trösten! ¹

Der dritte Ritter.

Kaiphäs, nun höre mich:
Hätt' es selbst betroffen Dich,
Du liegest wohl Dein Schelten.
Nun sollst Du mir's entgelten!
Nimm denn, Kaiphäs, den Bericht:
Jesus ist im Grabe nicht,
er ist auferstanden, ja,
er gieng nach Galilea.

Annas.

Höre mir Einer diesen Affen!
Was beginnt er doch zu klaffen?
Wie sollt' ein Mensch vom Tod erstehn
oder aus dem Grabe gehn?
Das Grab haben wir wohl bewahrt —
den Ausgang sich da Jeder spart:
Unser Siegel hängten wir dran,
Ausgang nimmer er gewann
ohne Rammes Hülfe.
Ja traun, Ihr rechten Uelke, ²

¹ Das Vette zum gläubenden Kesse machen. ² Tölpel, Besessene.

man sieht Euch wahrlich schlecht bestehn:
Ihr möget wohl für Ritter gehn!

Der vierte Ritter.

Annas, Du gar dummer Mann,
noch andres ich Dir sagen kann,
Du liehest besser Dein Geplerr:
Jesus ist ein großer Herr.
Ich sah selber es fürwahr,
ein Engel aus dem Himmel klar
mit einem großen Scheine kam.
Die Frauen er zu sich nahm
an das Grab und sprach also:
Jesus von Nazaret, seid froh,
der ist auferstanden da
und gieng nach Galilea.¹
Euer Spott prallt von uns ab.
Geht doch selber an das Grab,
Ihr findet es ungestört, allein
ein Engel hub darab den Stein.
Es lieget offen auf der Hand:
des Todes Pein Gott überwand.

Hierauf treten die Juden zur Berathung zusammen. Trauf spricht Kaiphas.)

Ihr Ritter und Ihr kühnen Helden,
wir danken Euch für Euer Melken.
Nehmt dieses Geld, verschweigt jedoch,
was Ihr vernahmt am Grabe noch.
Fragt wer, wohin der Leichnam kam,
so sagt nur lechlich, sonder Schaam,
die Jünger haben ihn gestolen;
so bleibt die Sache schon verholten.

Der erste Ritter.

Ja, wir schweigen traun wohl still;
doch wenn's Pilatus wissen will,
so müssen wir auf sein Begehr
vom Anfang zum End' es sagen her.

¹ Diese in anderen Spielen vorkommende Scene fehlt in unserem.

Annaß.

Wir machen Euch von Pilatus frei,
 doch laßt nur euer laut Geschrei
 unterm Velle; vor Ungeduld
 würd' es nimmermehr uns hold.
 Darum, Ihr lieben Ritter, tragt
 die neue Mähre heimlich, sagt
 kein Wörtlein je, schweigt alle gleich,
 wir wollen traun Euch machen reich.

Der andre Ritter.

Du kannst uns dazu leicht bewegen;
 wir schweigen lieber als wir reden.
 Es steh darum nun wie es steh, ja,
 viel Leute wissens in Galilea.

(Die Ritter ziehn wieder zum Grabe. Annaß und Kaiphas gehn in die Schule.)

Dritter Auftritt.

Pilatus Hans.

Pilatus.

Anäbelein, Anäbelein!

Anabe.

Was wollt Ihr, lieber Herrre mein?

Pilatus.

Anäbelein geh an das Grab,
 bring mir Botschaft darab
 und sage den Rittern dort
 daß sie kommen zu mir sofort.

Anabe.

Herr, das soll sogleich geschehn,
 Ihr sollt sie flugs hier vor Euch sehn.

(Er geht zum Grabe.)

Vierter Auftritt.

Das Grab, die vier Ritter.

Anabe.

Ihr Ritter, Gott grüß' Euch alle vier!
 Ihr sollt kommen stracks und schier

zu Pilatus eurem Herren,
er mag Euer nicht entbehren.
Ihr kommt geschwind laßt Ihr Euch raten,
so wird Euch ein Stück vom Paschabraten.

Der dritte Ritter.

Wir kommen, Anäbelein, wir kommen.

(Zu den anderen.)

Wir werden, ich fürcht', in's Gebet genommen.

Der vierte Ritter.

Liebe Gesellen, laßt zu uns sehn;
was geschehn soll wird geschehn.

(Sie gehn zu Pilatus.)

Fünfter Auftritt.

Der vierte Ritter.

Gnade, Herr und König, Heil!

Pilatus.

Laßt, Ihr Ritter, mich vernehmen,
sagt, wie gieng es dort am Grabe?
sind geschehn Wunderdinge?
spricht, was habt Ihr dort erblickt?

Der erste Ritter.

O Pilatus o Herr König,
seltsam Ding ist uns begegnet
nie gesehenes, unerhörtes:
Jesus, welchen deine Mannen
hüten sollten, ist erstanden,
aus dem Grab ist er hinweg.

Pilatus.

Ja, das wußt' ich im Voraus schon,
daß Ihr ihn verlieren würdet.

Der andre Ritter.

Ja, wir haben ihn verloren.
leider, Herr, es ist nicht anders;
unstroß des die Juden sind.

Pilatus.

Aber sagt, Ihr Ritter, sagt doch,
wie das zugegangen ist.

Der andre Ritter.

Nun Pilatus, aus dem Himmel
kamen lichtumstrahlte Engel
und die nahmen uns den Mann.
Sehr sind wir darob erschrocken;
ich weiß nicht, wie mir geschehen,
weder sehn noch hören konnt' ich.
Glaub' es, wenn du willst, doch unser
war ja nicht, o Herr, die Schuld.
Als wir dicht am Grabe lagen,
selbst das haben wir gesehen,
kamen Engel, lichte, weiße,
schöngestaltete, machtbegabte,
die benahmen Wiß und Sinn uns
und versenkten uns in Schlummer.
Zu dem Grabe dann sie traten,
nahmen Jesum aus der Gruft.
Zwischen sich mit großer Freude
führten lebend sie von dannen
ihn, — im Schlafe sah ich es.

Pilatus.

Schließet Ihr, wie konntet solches
sehen Ihr? Das reimt sich nimmer!
Sahet aber Ihr's, dann schließt Ihr
nicht: erdacht habt unter Euch Ihr's.
Seid Ihr Schlafes satt nun? sagt doch!
Traun, ein Fingerbad¹ man sollte
machen Euch, weil an dem Grab Ihr
schließet, ladet Euch mit Hanse.
Ihr seid wahrlich wackre Ritter!
Ei wo blieb doch Eure Mannheit?
Schmach, nicht Ehr' Ihr Euch erwarbet,

¹ Schläge mit Striden auf die Finger, daß sie bluten, daß gleiche was:
mit Hanse laden.

ist es wahr, was Ihr da saget.
 Seid Ihr wirklich kühne Helden?
 An den Tag nun ist's gekommen,
 Ihr seid Helden, gilt's zu streiten!
 Nicht ein Hellerbrot verdient Ihr!
 Wo man fliehn soll, seid Ihr Helden:
 Seht, laßt Euch den Daumen ziehn!¹

Der dritte Ritter.

Seht, das haben davon nun wir,
 daß wir schliefen an dem Grabe
 als wir Wache halten sollten.
 Wohl vergolten ward der Schlaf uns
 mit den Schelten, die wir hören
 mußten. Hätten wir doch lieber
 Schlafes uns enthalten, nimmer
 dürften solches dann wir hören,
 litten weder Schimpf noch Spott.
 Nun verloren Gut und Ehre
 wir, man hält uns nur für Narren;
 wo man andre Ritter rühmet,
 man mit Fingern auf uns zeigt.

Pilatus.

Jesus, dünkt mich, hat geschändet
 Euch und all das Volk der Juden.
 Aber was hilft länger Säumen:
 trollet Euch aus meinem Hof!
 (Die Ritter gehn zur Schule der Juden.)

Sechster Auftritt.

Der vierte Ritter (zu Kaiphas).
 Pilatus hat uns hart bescholten,
 aus seinem Hofe wir weichen sollten.
 Sorget dafür, daß wie zuvor
 wir kommen an des Herren Thor.
 Wißt, geschieht das nicht sofort
 werd' ich und meine Gesellen dort

¹ Ebenfalls eine Strafe.

allem Volke es machen kund,
wie Jesus aus dem Grab erstund.

Raiphäs.

Laßt Euren Zorn, Ihr Ritter, doch
Wir gelobten Euch, Ihr wißt es noch,
von jeder Straf Euch zu befreien.
Pilatus, hoff' ich, willigt ein.

Anna s.

Ist Euch Pilati Huld so lieb,
so nehmt, Ihr Herren, diesen Brief;
bittet ihn, daß er ihn lasse lesen,
gebt Acht, sein Zorn ist kurz gewesen.
Welbet ihm, ihm sei bereit
unser Dienst und Freundlichkeit.

(Die Ritter gehn zu Pilatus zurück.)

Stehender Austritt.

Der vierte Ritter.

Lieber Herr, der Juden Bischof
Dienst und Ehre Dir entbietet.
Diesen Brief hier, den er sendet,
daß Du flugs ihn lassest lesen
bittet und begehret er.

Pilatus.

Wohl! Herr Schreiber, lest das Schreiben!

Der Schreiber.

Also steht allhier geschrieben:
Sei Du froh, Pilatus! Raiphäs,
der jetzt ist der Juden Bischof,
und der früher war es, Anna s,
und die Juden, hier versammelt,
Frieden Dir und Dienst entbieten;
und sie bitten sehr Dich alle,
daß Du die vier Ritter wollest
nehmen wieder auf in Deinen
Frieden und zu Deinen Hulden;
gern verschulden wollen sie's.

Pilate.

Nach der Juden Wilt, Ihr Ritter,
 nehm' ich Euch in meinen Frieden.
 Seid denn meine treuen Mannen
 und besiget fürderhin denn
 euer Gut und euer Land. —
 Recht geschändet aber, dünkt mich,
 sind die Juden und sie mögen
 hin und her die Sache wenden:
 Wahrheit find' ich nicht in ihnen.
 Wenn die Sache recht ich fasse,
 haben thöricht sie gehandelt,
 daß sie Jesum tödten ließen.
 Leid nur haben sie erworben,
 Jesus, der von Gott gesandt war,
 ist erstanden von dem Tode.
 Gern das wollten sie verdecken,
 traun, sie müssen all' es büßen.
 Selbst ja haben sie gewollt es,
 drum mit Recht an ihnen wird es
 nun gerochen. Gerne hätt' ich
 ihn gerettet und ich sagte,
 daß ich wollt' an seinem Blute
 Schuld nicht haben, doch da riefen
 alle Juden lauten Schalles:
 „über uns und unsre Kinder
 komm' sein Blut!“ Nun, also mag es
 wohl denn kommen, ihnen allen
 zum Verderben immerdar

Er seht mir doch, rief jetzt der Herzog aus, da haben wir
 ja ein vollständiges geistliches Lustspiel.

Allerdings, antwortete ihm Baron Wilmar, sind in diesem
 Spiele alle Handelnden mehr oder minder befähigt Lachen zu er-
 regen, alle bis auf Jesus, der aber sehr zurücktritt und fast Neben-
 person ist. Die Seelen in der Vorhalle sind sämmtlich nur redend,

nicht handelnd; nur Johannes der Täufer wird auch handelnd, aber dadurch zugleich auch Lachen erregend. Verkehrtheiten, die denen, welche sie haben, nicht Untergang und Verderben bringen, sind stets lächerlich, im entgegengesetzten Falle rufen sie Mitleid hervor. Sie können also ebenso wohl komisch sein als tragisch, wie die Hellenen es nannten.

Ich verstehe das nicht ganz, sagte Huno. Was ist z. B. in Schillers Wallenstein oder in Shakespeares König Lear das Verkehrte?

Im Wallenstein ist das Verkehrte, daß dieser das Unmögliche für möglich hält und darnach handelt. Ein ganzes Heer zum Feinde hinüber zu führen ist immer unmöglich; denn wenn auch vielleicht die große Menge, Dank dem angewöhnten blinden Gehorsam, verlockt werden könnte, so sind doch gewiß niemals sämtliche Führer der einzelnen Heerabtheilungen zu gewinnen, da sie sicher diese oder jene Gründe abhalten. Den wird die Ehre fesseln, jener wird Gewinn und Verlust abwägen, den dritten werden andere Gründe bestimmen. Nur wenn die Sache, für die gekämpft werden soll, allen gleich unhaltbar erscheint, oder der, für den man kämpfen soll, allen gleich verhaßt ist, kann die Hinüberführung etwa gelingen. Bei Lear liegt die Verkehrtheit ebenso auf der Hand. Er entäußert sich thöricht aller Macht und giebt sich in die Gewalt von Töchtern, die durchaus keine Gewähr für die Sittlichkeit ihrer Gesinnung bieten.

So antwortete Haspinger dem Grafen Huno, und man fand seine Ansicht richtig. In dem Spiele, das wir so eben hörten, nahm jetzt Irmgard das Wort, finde ich aber doch einen bemerkenswerthen Fortschritt in der dramatischen Kunst. Wir haben hier einmal überall Handlung, wenn auch plump angelegte, und dann wenigstens Anfänge dessen, was man mit einem griechischen Worte Charakteristik nennt. Die Nebenenden unterscheiden sich von einander sehr merktlich durch die Art und Weise, wie sie reden. Und dadurch unterscheidet sich dieß alte Spiel sehr vorthellhaft vor vielen der neueren und neuesten, in denen die Rede der Einzelnen nur selten individuelle Färbung trägt.

Nichtig bemerkt, liebe Nichte, sagte der alte Graf. Schon Horatius verlangt ja:

Intersit aliquid, Davusne loquatur an hernus.

Freilich wird dieses Gebot oft wenig beachtet, obwohl in neuerer Zeit Lessing und besonders Lichtenberg¹ auf die Nothwendigkeit desselben hingewiesen haben. Nur Shakespeare, der freilich immer und überall der größte ist und bleibt, hat stets dieß Gebot gründlich befolgt.

Auch Schiller, zumal in den drei Theilen des Wallenstein und in Kabale und Liebe, wie Goethe im Götz und Faust, unterbrach ihn Graf Huno. Die meisten anderen Dichter haben hierin gefehlt. Schwer bleibt es freilich immer, aber durchaus nothwendig ist es zu vermeiden, daß die individuelle Redeweise der Einzelnen nicht die Würde des Ganzen beeinträchtigt.

Es ist keine Frage, ergriff jetzt Wilmar wieder das Wort, aus geistlichen Spielen dieser Art entfaltete sich bei uns zuerst das Fastnachtspiel, und aus diesem später das Lustspiel. Der politischen Komödie freilich ermangeln wir gänzlich; denn was wir in neuester Zeit darin erhielten, von Platen und dann von Prutz, das sind alles nur Nachahmungen des Aristophanes und schon deshalb dem Volke unverständlich und folglich wirkungslos. Allerdings waren wir im 16. Jahrhundert nahe daran, ein eigenthümliches politisches Lustspiel zu erhalten, als nämlich die religiösen Reibungen für das Schauspiel benützt wurden; allein die Dichter des 17. Jahrhunderts, sämtlich steifnachahmende Gelehrten, verließen wie bekannt den bereits angebahnten Weg und wandten sich dem sogenannten klassischen Schauspiele der Franzosen und dem der Alten, zumal der Römer zu. — Ich trage Ihnen nun das zu dem angehörten Schauspiele gehörende Teufelspiel vor, jedoch nur im Auszuge; denn manches, was damals unbedenklich gesagt ward, läßt sich jetzt nicht wohl sagen. Uebrigens hat es auch Breiten, mit denen Sie besser verschont bleiben. Die Art und Weise des Ganzen

¹ Vermischte Schriften III, S. 308 ff.

soll Ihnen nichts desto weniger durch meinen Auszug erkennbar werden. Man kann es in mehr als einer Hinsicht mit dem Satyr-drama der Hellenen vergleichen, welches, wie Sie wissen, zu jeder Trilogie gehörte. Freilich haben davon die geistlichen Schauspiel-dichter nichts gewußt. Aber sicher giengen unserm Spiele von der Auferstehung ursprünglich zwei, jetzt verlorene, Spiele voraus: I. Geburt und Jugend Christi; II. sein späteres Leben und sein Tod.¹ Daran schloß sich denn als III. das erhaltene von der Auferstehung, und hintendrein folgte nun das Teufelspiel, so daß vier Tage zur Aufführung erforderlich waren. Hören Sie denn!

Erster Austritt.

Die Verböller. Die Teufel bringen den mit Ketten gebundenen Lucifer aus der Hölle getragen und setzen ihn in ein Faß, die Hütte des Höllenhundes. Er spricht:

Ich dank' Euch, meine lieben Knechte, daß Ihr mir dienet all' nach Rechte;
Was ich Euch heiße, das laßt Ihr nicht: das zu rühmen ist mir Pflicht.
Auch hab' ich wohl von Euch vernommen, Ihr trachtet alle nach meinem
Frommen,

denn ich bin Euer rechter Herr: das soll Euch reuen nimmermehr,
denen wer mir kann zu Danke strehnen, den will ich also wohl belohnen,
jedwede Bitt' ich ihm gewähre: er soll mir danken immermehr.
Nun habt Ihr alle wohl vernommen, daß großer Schad' uns zugekommen:
der Hölle Thor hier uns zur Schmach Jesus, der gewaltige Gott, zerbrach.
Ach! es ist uns sehr mißglückt: Er hat uns all die Seelen entrückt,
denn länger als fünf tausend Jahr wir hier bürsten Haut und Haar.
Patriarchen und Propheten, kurz alle, die den Staub betraten,
sie waren sündig oder nicht, die nahmen wir in unsre Pflicht.
Die sind uns allzumal entschwunden, denn Jesus hat sie nun entbunden,
gebracht in seines Vaters Reich, woraus wir Armen alle gleich
mit Schanden wurden fort geschlagen: nun müssen wir in der Höl' uns
plagen,
wo ich in Ketten bin geschlossen. Doch seien wir nur unverdrossen:

¹ Spiele dieses Inhaltes sind wohl erhalten, aber nicht die zu unserem dritten ursprünglich gehörenden.

da uns die Heiligen nun entschleichen, wollen wir nach den Sündern
leichen;

an den müssen wir uns genügen lassen, und uns darnach fügen,
daß wir sie fördern in solchen Dingen, wodurch wir sie zur Hölle bringen.
Hierum denn dien' ein jeder treu und sehe, daß ihm sein Schade reu';
er bethöre die lauten und die stillen, daß wir die Hölle wieder füllen.

(Er schweigt eine Weile, dann fährt er fort.)

Ihr sollt Euch schnell von hinnen heben, nach meinen Geboten immer
streben;

die Leute sollt Ihr also lehren, daß sie von Gott ab sich lehren,
beide, die Laien und die Pfaffen, die Herren, die Ritter und die Knappen;
in allen Landen nehmt des wahr, heimlich so wie offenbar,
sie seien gut, sie seien schwach: das Aergste lehrt sie ausgemach.
Von keinem je sollt ab Ihr stehn, sie laufen, reiten oder gehn;
den Krüpel, Lahmen und den Blinden, Ihr sollt sie alle zusammen binden,
daß sie nicht in dem Reiche leben, dessen wir uns mühen begeben. —
Satan, Du mein treuer Knecht, hörtest Du mein Wort wohl recht?
Da Du der Klügste von ihnen bist, so gieb ihnen allen deine List,
daß sie vor allem darnach ringen, daß sie uns was zur Rüche bringen!

Satan.

Herre Lucifer, lieber Herr, der Weg soll uns nicht sein zu fern,
jedweden Sünder, traue mir, den wir fassen, bringen wir Dir;
doch mußt Du klar es kund uns geben, bevor wir uns von hinnen heben,
ob Dir es auch zu Danke sei, wir bringen wen wir bringen herbei.

Lucifer.

Aber Satan, wie magst Du fragen? So müsse Dich der Büttel schlagen!
Kann man nichts Dir bringen bei? Glaubst Du, daß ich wendisch sei? ¹
Gar Niemand lasset Euch entweichen, weder entspringen noch entschleichen!
Biel Aeden ist nicht meine Sache: Ihr sollt Euch schnell von hinnen
machen.

(Sie laufen alle hinweg. Lucifer sitzt eine Weile schweigend, dann ruft er mit
lauter Stimme.)

Osten, Süden, Norden, Westen, wohl her, wohl her aus allen Festen!
Herbei, herbei! heran, heran! Engel Du und Satan!
Alle, die meine Knechte sein, die hören auf die Stimme mein

¹ Daß ich nicht deutsch reden könne? Zwischen den deutschen und wendischen
Hansastädten gab es oft Redereien.

und kommen vor meines Thrones Stufen!

(Er wartet ein Weilchen; da die Teufel nicht kommen, ruft er wieder.)

Ich mag mir das kranke Haupt zerrufen!

Herbei, herbei, heran, heran! mein lieber Knecht Satan,
mache Dich eilig her zu mir, das soll heute frommen Dir.

Zweiter Austritt.

Satan.

Was hast Du vernommen, lieber Herr, daß Du rufest also sehr?
Nun bin ich kommen her zu Dir; sag' an, was willst Du von mir?

Lucifer.

Sieh doch, lieber Satan, wie? Das vermuthete doch ich von Dir nie,
daß Deine Antwort so unfreundlich wäre. Mein Gemüth trägt große

Schwere,

daß du nicht sofort auch lachest, da Du meinen Ruf vernahmest,
denn ich fürchtete, wider Verhoffen hätte Dich ein Unfall betroffen.

Satan.

Lucifer Herr, all sonder Trug, glaube mir, es ist kein Lug,
darum nur ich nicht Dir kam, als ich Deinen Ruf vernahm:
Ich war, bedacht auf unsern Frommen, gerad' in eine Stadt gekommen:
dort lag erkrankt ein Aldermann,¹ der all sein Leben lang drauf sann,
daß er durch Bucher würde reich: da traf ihn nun des Todes Streich,
daß er nicht länger mochte leben. Zu diesem hin that ich mich heben:
denn sicher, sobald als er starb, ich seine Seel' auch uns erwarb.
Doch als Deine Stimme noch einmal rief, wie schnell ich da von

dannen lief

aus großer Furcht vor Deinem Zorne, das schwör' ich Dir bei Deinem
Horne.

Lucifer.

Dank habe, mein viel lieber Knecht! Ja, Du thust Deinem Dinge recht,
da Du nach meinem Willen stehst und nach unserm Nutzen gehst.
Der Andern mancher nicht es thut; darum zweifelt sehr mein Muth,
ich weiß nicht, was ich sagen soll; sieh, Deine Genossen sind ganz toll,
sie bleiben aus und kommen nicht. Sage mir, hast Du Bericht,
wo sie denn nur mögen bleiben, oder was sie doch betreiben,
daß sie nicht zurücke kamen, da ich sie alle rief bei Namen?

¹ Gemeindevorstand.

Satan.

Ich sag' es, lieber Herr, Dir gern: Deine Knechte sind nicht fern, sie stehn zusammen in einer Schaar, sie fürchten Deinen Zorn fürwahr, weil außen blieben sie so lange und weder mit Güte noch mit Zwange Jemand dazu konnten bringen, daß er wollte nach ihrer Weise springen. Das kommt daher, daß allgemein die Leute, beide groß und klein, sich nun leider haben berichtet und mit Gotte sich verpflichtet und verschmähen unsre Lehre; deshalb fürchten sie sich sehr und wagen sich nicht zu Dir heran.

Lucifer.

Sieh doch, lieber Knecht Satan!

Sie dürfen darum nicht mehr bangen: mein Zorn ist bereits vergangen; laß deshalb zu ihnen schnelle, sage ihnen auf der Stelle, daß sie doch ja ihre Ehre bewahren und alle zusammen hieher fahren, wenn sie hören meine Stimm' erklingen; denn ich will ernstlich darnach ringen,

daß ich die Schlaueit ihnen lehre, womit sie mögen alle verkehren, die unsre Lehre einst bekannten, nun aber von uns ab sich wandten.

Satan.

Gern, lieber Lucifer, fürwahr! Mögen sie kommen ohne Gefahr, so will ich flugs hinüber springen und alle Dir zur Stelle bringen. Sobald Dein Ruf erklinget dort, sollen sie alle kommen sofort.

(Er läuft hinweg. Lucifer sitzt eine Weile still, dann ruft er laut. Alle Teufel kommen.)

Dritter Auftritt.

Lucifer.

Seid willkommen, lieben Knechte! Nun thut Ihr nach Eurem alten Rechte, daß Ihr kommet allzuhand, wenn mein Ruf Euch wird bekannt.

Daß doch thatet Ihr vorher nicht: so will ich denn von Euch Bericht, was es war, daß Ihr nicht kamet, als Ihr meinen Ruf vernahmet?

(Aharot antwortet darauf, daß sie die ganze Welt wohl hundertmal in der Nichte und in der Aräume durchlaufen seien, um nach denen sich umzusehen, die sie durch List gewonnen hätten. Alle hätten jedoch von ihnen sich abgewandt. So wären sie ohne Erwerb gewesen und deshalb nicht heimgekommen, obgleich ihnen ein Tag eines Jahres lang gedauert hätte; auch hätten sie seinen Zorn gefürchtet. Darauf sagt Lucifer:)

Ja wahrlich, Ihr seid wohl ausgewesen, es ist gut, daß Ihr seid genesen
und wieder gekommen seid mit Liebe. Man sollte Euch hängen wie die
Diebe;

Ihr seid zu mir in die Schule gegangen und habt meine Lehre wohl
verstanden!

Ich meint' Ihr wäret Tausendkünstler: nun muß ich Euch noch
wohl anders lehren,
wie man lehrt die jungen Kinder, die da stumpf sind wie die Rinder;
doch will ich's Euch diesmal noch vergeben, wollt Ihr mir besser zu
Danke leben.

(Alle Teufel verheißn dieß, und Lucifer fährt fort:)

Nun, so sei denn dieß vergessen, doch sollt Ihr es auf's Neue wissen:
nimmermehr sollt ab Ihr lassen, alle Seelen sollt Ihr fassen.
Auf! befolgt denn meinen Rath, eilt nach Lübeck in die Stadt;
dort wollen die Leut' in Häusen sterben: da könnt Ihr Seelen genug
erwerben.

Haltet sie alle bei dem Sterze und fasset Euch ein gutes Herze;
bringet sie mir her mit Schalle, wenn ich rufe, so kommet alle!

Marot.

Ja Herr, das soll denn geschehn, und sollten wir uns in Röthen sehn.
Will's uns ein wenig nur gelingen, so wollen wir was zur Küche bringen.
(Die Teufel springen alle hinweg. Lucifer sitzt eine Weile schweigend, dann
ruft er, die Teufel kommen darauf einer nach dem andern, jeder mit einer
Seele.)

Vierter Austritt.

Pfau (als Anmelder).

Lucifer, Herr, ich heiße Pfau, ich zieh' meinen Rücken durch manchen
Strauch,

darum laß Dich nicht belangen: wir haben der Seelen viel gefangen;
die wollen wir alle bringen herbei: sieh zu, daß die Hölle dichte sei!

Lucifer.

Du sprachst mir da ein liebes Wort; geh hin, hilf' ihnen treiben fort,
seid mir nur folgsam, schlau und klug, so geb' ich Lobes Euch genug.
Macht Geln einer Seele Mißbehagen, die müßt Ihr auf dem Rücken
tragen.

(Die Teufel stellen sich mit ihren Seelen ringsum auf)

Astarot.

Sieh, Herr, diesen schönen Kei! Du möchtest uns geben ein gebraten Ei,
und dazu was von Deinem Schinken, daß wir doch ja nicht nüchtern
trinken.

Lucifer.

Ja, Knechte, nun habt Ihr wohl gethan, des sollt Ihr auch mein Lob
empfehn:

Ja, dafür habet immer Dank! — Ach, die Zeit wird mir so lang! —
Laßt eine! nach der andern kommen, daß, was sie thaten, sei vernommen;
so mag ich dann Euch deutlich sagen, womit Ihr sie fortan sollt plagen.
(Nun werden von den Teufeln die Seelen einzeln vor Lucifer hingestellt; sie
bekennen, von ihm höhnisch aufgefordert, ihre Sünden, und er bestimmt darauf
ihnen die Strafe. Es sind: ein Räder, Schuhmacher, Schneider, Gastwirth,
Weber, Bratwurster, Krämer, Räuber. Nur ein Teufel kam deutelos heim,
Funkeleune, der bei seinem Lauern auf Seelen eingeschlafen war. Lucifer
schitt ihn gröblichst aus und jagt ihn fort aus der Hölle. Jetzt erst wird der
Fürst der Hölle gewahr, daß sein Lieblich, Satan, noch nicht zurück ist; er
schreiet erschrocken:)

Zu Hülfe her! o Angst, o Graus! Satan ist doch zu lange aus!
D zöge doch Jemand Nachricht ein, ob er etwa krank mag sein,
oder gar an der Seuche liegt! Mehr er mir als alle wiegt.
Möcht' ihm doch Einer das Glas² beschn! O weh, o weh! was soll
geschehn?

Hätt' er nicht sich übernommen, er wäre mit den ersten gekommen.
Ich ängste mich sehr, und hoffe doch er bring' uns einen Braten noch.
An Künsten war er stets der beste, nun ist der lezt' er hier zum Jeste.
Er wollte der Seelen zu viel erzagen, ich fürchte, er ist todt geschlagen.
Aber ich will doch ab nicht lassen, wo nun er steht, in allen Straßen,
vernimmt er meinen lauten Schrei, so hoff' ich doch, er mache sich frei.
Satan! Satan, treues Blut! O weh, ich fürchte er sei todt!
(Satan kommt, von Lucifer ungesehen, einen Pfaffen nach sich ziehend, der nicht
gehen will, sondern im Platter tieft.)

Satan.

Wohl auf, wohl auf, Herr Domine, ich fürchte, mein Herr schelte mehr.
Macht was kürzer Cure Sache, was hilft es, daß ich hier lange wache?
Euer Leben wäg' ich nur für Späne: mir müßt Ihr nun folgen, wie
ich wähne.

¹ Seele nämlich. ² Harnglas.

Ihr wisst munter mit dem Munde, doch war, wie ich merkte, zu
keiner Stunde
Euer Herze je dabei: wohl auf, Herr Plattner, folgt mir frei!

Pfaffe.

Nun segne mich der heilige Christ! Ich beschwöre Dich, sage mir, wer
Du bist!

Laß mich in Ruhe sonder Streiten, und laß mich lesen meine Zeiten.¹
Ich bin bewahrt mit heiligen Dingen: Gott läßt nimmer Dir's gelingen,
daß Du nach Deiner falschen Lust mir irgend etwas arges thust.

Satan.

Seht doch! was hilft Dir all Dein Sperren? Du mußt mit mir vor
meinen Herren.

Du willst Dich allzu heilig machen: ich weiß noch wohl von andern
Sachen.

Ich weiß nicht viel, was Du lachst, Deine Zeiten Du gar oft vergahest;
Du willst nur in der Hölle leben und Dich nicht aus den Schenken heben;
wie Wasser trinkst Du das Bier: geh fort, Du rechtes Olfenthier!²

Pfaffe.

Ich glaube, so mir helfe Gott, Du treibst mit mir nur Deinen Spott.
Wahrlich Du magst Dich vor mir wahren: anders muß ich hier verfahren.
Schnalze, Lämmel, schnalze, schnalz! Hätt' ich Weihwasser, geweihtes Salz,
ich wollte Dir den Rigel vertreiben: Du solltest mir wohl ferne bleiben.

Satan.

Pfu, pfu! Herr Kannezuder, pfu! Sieh doch, sieh doch! was nennest Du?
Du kannst so viele Worte bringen, wahrlich Du möchtest mich bezwingen.
Ich lasse Dich nicht länger quaken, Du machst mir allzu viele Schnaken.

Lucifer.

Ach, mein Herz vor Lust will springen: ich höre Satans Stimm' erklingen;
er singet! ja! jezt sag' ich frei: ich hoffe, daß er noch lebend sei.
Möcht' er mit dem Leben kommen, ich fragte nicht, was er mitgenommen.
Das möchte erbarmen harten Steinen: kommt er, so muß ich vor Freude
weinen.

(Satan bringt den Pfaffen vor Lucifer.)

Satan.

Hier bring' ich Dir, Herr, den besten im Lande, einen Mann von geist-
lichem Stande.

¹ Die canonicchen Zeiten. ² Kameel.

Ich bringe Dir hier einen Pfaffen, der hat so manche Messe verschlafen wenn es Meßzeit mochte sein, so sollt' er noch lesen die Zeiten sein; so macht' er auch Mahlzeit: damit war er von der Vesper befreit. Er trinkt auch viel mehr als genug: zur Nachtsangzeit sitzt er in dem Krug, der Becher sei grade oder krumm, er spricht stets: „dir wird todtum!“¹ so spricht der andere: „Gott bewahr's, ich trinke lieber mittel pars.“² Sonach ist das der Wille mein, daß wir nicht sonder Pfaffen sein.

Lucifer.

Ach! wie mocht' ihm das geschehn? Lassen sich hier auch Pfaffen sehn? Ich hoffe, Du sollst uns nicht entlaufen, und trankst Du auch Weichwassers ganze Hausen.

Ihr Pfaffen viele Leute belehret; mich dünkt jedoch, daß Ihr sie verlehret, ist es, wie ich's habe vernommen. Ihr prediget nicht zu unserm Frommen. Die Leute tanzen nach Eurem Pfeifen, so können wir leider Niemand greifen. —

Doch höret mich, Herr Pfaffe dort, ich will Euch sagen ein kurzes Wort: steht ein wenig daß bei Seiten: ich lasse mir Pfaffen so nah nicht schreiten.

Pfaffe.

Was ward gesagt da? hört' ich recht? Stehst Du doch hier und auch Dein Anecht!

Mit mir ist hier Niemand mehr, dennoch graut mir nicht allzusehr. Willst Du mich haben in der Hölle, so muß ich Dir näher gehn zur Stelle.

(Er geht ihm näher.)

Lucifer.

Ach Satan, daß Du werdest gehängt, der Pfaffe hat mir das Haar versengt.

Das thut er nur mit schlichten Worten. Kam' er ein durch unsre Pforten, so dürften wir nicht lange säumen, wir müßten ihm die Hölle räumen. Ich weiß nicht wo wir bleiben sollten und in welch Loch wir fahren sollten. Hierum seht Ihr nun überall, das beste Schaf macht in den Stall.³ Ich wähnte, Du wärst von klugen Sinnen: nun lässest Du Dich einen Pfaffen verwinnen.⁴

¹ Das ganze Glas zugetrunken. ² Die Hälfte. ³ Auch der Klügste kann einen Fehler begehn, wie Satan, der sich verleiten ließ, den Pfaffen herzubringen. ⁴ Ueberwinden.

Pfaffe.

Glaubst Du's, lieber Lucifer? Wenn ich also übericht wär,
daß ich mich nicht könnte bewahren, und müßte in die Hölle fahren,
so wär' ich übel zur Schule gegangen, sollten mich die Teufel fangen.
Die Hölle ist nicht mein Gefug: ¹ noch giebt's der Laien ja genug,
die für mich wohl in die Hölle fahren, daß meinen Leib ich noch mag
sparen.

Lucifer.

Satan, laß den Pfaffen gehn: ich kann vor Hitze nicht mehr stehn!
Wäre heilig gar der Pfaffe? Er trägt Weihwasser an der Lasse
und den Weihrauch an dem Raden. Heiß das Krummbein ² fort sich
paden!

Er hat so viele Psalter geleien, er schidt sich nicht in unser Wesen,
er mag uns doch nicht zu Ruße stehn. Willst Du ihn noch nicht
lassen gehn?

Läßt Du nicht ihn gehn? Nun auf mein Wort: Gleich Junkeldunen
jag' Dich ich fort.

Du kannst mir dienen zum Verdruß: ich gebe darum keine taube Ruß.
Dein Amt, willst Du mir widersprechen, das will ich einem andern geben.
Du führst den Pfaffen mir zu Leibe, daß er mein spotte zum Zeitvertreibe.
Könntest Du so lange pochen, bis uns noch einmal würde zerbrochen
die Hölle, wir wollten uns des besleihen und wollten Dir den Pelz
zerreißen;

ich wollte Dir die Haube begießen, es sollte künstlig Dich verdrücken
einen uns hieher zu bringen ungeheissen, von freien Dingen.

Satan.

Sieh, Männchen, sieh, hier ist Dein Psalter, warte, Du rechter Nenn-
um-den-Alter!

Geh! so müßest Du nimmer leben! Ich habe mir viele Mühe gegeben
um Dich und meines Herren Huld darum verloren durch Deine Schuld.
So müße der Büttel Dich bewahren!

Pfaffe.

Ich geh' schon; das Schelten kannst Du sparen.
Ich gebe, ja, ja! Jorn und Fluch die bind zusammen in ein Tuch;
wenn Du's wieder auf bindest, so sieh, was Du darinne findest.

¹ Ziemt mir nicht. ² Mit Bezug auf die häufigen Anbeugungen der
Geistlichen.

Sieh doch, daß Du Dich nicht entziehst, ¹ daß Du Vlassen zur Hölle ziehst! Wie magst Du doch so böse sein? Du fängst fürwahr die Vlassen ein! Jetzt hör', ich gebe Dir wahren Bericht: die Vlassen gehn zur Hölle nicht, wollten Du mit Gewalt sie schleppen, Du müßtest die Arme anders reden. Höre: ich gebe Dir meinen Rath: Du sollst fahren in's wilde Bruch, ² wo Du keinem Schaden magst: da sieh denn, wie Du Dir behagst! Willst Du nicht in Ruhe leben, ich will Dir noch andern Segen geben.

Satan.

Ah, mir beben all meine Knochen! Ich wolt' ich hatt' ein Bein gebrochen, als ich schlich nach diesem Vlassen: er macht mich, traun, zu seinem Affen. Schon früher hab' ich ihn geschmeckt: doch hat er noch einmal mich gegerkt! Ich war jüngst mit Haut und Haaren einer in den Leib gefahren, wahrlich da hatt' ich es allzu gut! Da trieb er seinen Hochmuth und hat mir auf das Haupt gesprochen, ich wär' in eine Ruchsel gestochen. Da ließ er mich doch noch in dem Lande: nun sagt er mit zu größter Schande,

ich soll' in den wilden Sumpfwald fahren: wie will ich da Vogelnester bewahren!

Lucifer.

Höre mich, Satan, heut Dein Obr: ich glaub', ich sei nicht allein ein Thor; hättest Du den Vlassen heißen gehn, Du dürftest so beschämt nicht sehn. Du hörtest nicht Deines Herren Wort: so treibe Dich der Büttel fort. Der Vlasse D!h jage wohin er will, dazu will ich schweigen still: kann er Dich in einen Hüden jagen, ich will kein Wörtlein darnach fragen:

Du wolltest Dich nicht bei Zeiten wahren: so magst Du denn zu Walde fahren!

Du wardest immer zum Worte schnell: man höre der alten Hunde Gebell! ³ Nun mußt fort Du aus dem Lande: unsrer ganzen Gesellschaft machst Du Schande. —

Herr Vlasse, habt mit ihm Euren Willen: sprech ich darwider, man soll mich fällen; ⁴

ich will ihn hier nicht länger wissen: Seht, wie steht der Aertl be
Nun muß ich sehn, wie ich's bestelle, daß ich andern Vogt krieg' in die Hölle.

¹ Sich entziehen, sich fürchten. ² Sumpfwald. ³ Auf der Erfahrenen Warnung. ⁴ Das Fell abziehen, schinden.

Der Stümper konnte sich nicht bewahren: so mag er in ein Rülbtroß¹
fahren!

Psaffe.

Lucifer, laß Dir ja genügen, ich will Dir anders auch was fügen:
Kommt Jesus noch einmal vor die Hölle, dann bleibt kein Stein an
seiner Stelle.

Ein Ding weiß ich zu jeder Frist: daß Gott gewaltiger denn der Teufel ist.
(Er geht ab: Lucifer sieht ihm nach.)

Lucifer.

Ihr Psaffen habet späßige Sitte: Ihr geht uns gerne grobe Tritte;
Jesus hat anders wohl zu laufen,² als jeden Tag hieher zu laufen.
Bei meiner Treue, es hilft Euch nicht, und wären Eure Worte noch
einmal so schlicht,

Ihr seid nun Psaffen oder Laien, Ihr sollt mit uns zur Hölle reien,
wenn Ihr in Sünden wollt bestehn: ich will sehn, ob Ihr uns sollt
entgehn.

Jesus hat uns Seelen genommen, doch sind sie nicht all' entkommen.
noch ist es nicht allzu lang, da kriegt' ich wohl zwanzig ohn' Euren Dank.
Meine Anechte, legt Euch nur auf's Lügen: ich hoffe, wir wollen noch
mehr betrügen. —

Durch meinen Hochmuth bin ich verloren: o weh, daß ich je ward
gebeten!

Reihe über mich viel Armen, wer soll sich über mich erbarmen.

Wollte gern zu Buße stehn, wollte Neue gern angehn,

Alles wollt' ich gerne leiden jetzt und zu allen Zeiten.

Hier sollte stehn ein hoher Baum, gewachsen an des Himmels Saum,
vom Abgrund aus hinauf geleitet, mit Scheermessern rings umkleidet,
die sollten schneiden zu beiden Seiten: den wollt' ich auf und nieder reiten
immer bis an den jüngsten Tag. Daß mir das geschehn nicht mag,
des muß ich schreien ach und weh: das schafft der Hochmuth, weh
mir, weh!

Der Mensch ist zu den Freuden erkoren, die wir Teufel haben verloren;
doch wollen wir ihn zu uns wenden, wenn er sich will mit Sünden
schänden.

Sein sie Laien, sein sie Psaffen, wir wollen alle zusammen raffen,

¹ Das die Mohnmühle in Bewegung setzende Keß, das geplagteste Thier.

² Zu thun.

die bei Sünden wir ertappen, Fürsten, Ritter, so wie Anapppen,
Bischof, Pabst und Cardinal, unser sind sie allzumal:
Möosternonnen oder Begginen, ¹ häßlich oder schön von Mienen,
sobald sie in Sünden stehn, sollen sie zur Hölle gehn.
Herbei, meine lieben Knechte, Ihr dient ja doch mir stets nach Rechte:
was wollen wir thun zur ledigen Zeit, da wir nicht haben solchen Streit?
Mich dünket gut, Ihr treuen Schaaren, daß wir hinab in die Hölle
fahren

und dort all' die Seelen laben, die da mußten hinunter traben. —
O Knechte, mein Jammer ist sonder Wank, durch Kummer bin ich
worden krank:
wollt Ihr mich zur Hölle tragen?

Koyter.

Ja, Herr, wir wollen Dir's nicht versagen.

Lucifer.

O Knechte, thut mir doch nicht weh!

Koyter.

Wir tragen Dich sanft, o Herr, wie eh,
und wärst Du so schwer wie ein Mühlensack, wir tragen schon Dich
Hudebad,
und haßt Du das Mühlroß auch im Wagen, wir wollen Dich schon
zur Hölle tragen.

Liebe Gesellen, bewahrt die Gleiche, daß sein Haupt ihm nicht entschleiche.
(Sie tragen ihn hinweg, indem sie singen:)

Trag weg den alten fornicator.

Hierauf besetzt der Nachredner das Faß, bittet um Entschuldigung, wenn das
aufgeführte Spiel unvollkommen erscheinen sollte, verspricht für die Zukunft ein
besseres und mahnt schließlich die Zuschauer, alles Gehörte zu beherzigen und
den Sünden zu entsagen: dann möge man sich

— freuen in allen Landen
und singen: Christ ist auferstanden.

¹ Ursprünglich Nonnen im Stifte der Begga, Tochter Pipins von Landen;
im 15. Jahrhundert Jungfrauen, die nonnenartig lebten, ohne einem anerkannten
Orden anzugehören.

Ein merkwürdiges Spiel, nach Anlage und Ausführung, sagte jetzt Kaspinger. Alle Auftritte sind wohlbewogen und schließen sich gut an einander, wodurch ein rascher Fortschritt der Handlung erzeugt wird. Nirgends hört man sich breitmachende Moralisation. Auch die mit kräftiger Hand gezeichneten Charaktere sind anzuerkennen. Wie trefflich geben sich nicht die Grabwächter als Prahlhähne der gemeinen Gattung. Es sind Kriegsknechte, die für ihre Lohnung andere todtschlagen, sobald es ihnen befohlen wird. Für das Geld entäußern sie sich des ersten Vorzugs vernünftiger Wesen, der freien Selbstbestimmung. „Das Geld macht den Helden springen,“ äußert sich der Eine ungeschmeut. Daß sie pflichtwidrig schließen, macht ihnen nichts aus; ebenso bleibt bei ihnen wirkungslos, was sie erleben, und sie wollen es für Geld verschweigen; doch unerträglich ist es ihnen, fortgejagt zu werden.

Aber, sagte Verta, Nemer sind diese Wächter nicht.

Nein, erwiderte Huno, ihre Namen beweisen das schon; nach diesen sind sie Juden, die als Soldner in römischen Diensten stehn. Freilich nimmt es sich nun sonderbar aus, daß der eine sein Schwert Niming, der andere Klinge, der dritte sich selbst Hauden-Schild nennt; aber die Dichter des Mittelalters schildern immer nur Leute, wie sie sie vor Augen haben. Die römischen Soldner reden also wie deutsche Landsknechte. Nicht minder trefflich ist Pilatus gezeichnet. Er handelt, ohne Rücksicht auf seine Ehre, unbedenklich gegen seine Ueberzeugung, sofern ihn Gründe der Staatsklugheit bestimmen, und hat des nicht einmal Gehl. Nur durch das letztere unterscheidet er sich von den modernen Diplomaten. Ueber Kaiphas, Annas und die Juden überhaupt ist nichts zu sagen; sie sind auf das Zuwarten angewiesen, da ihr Zweck vorläufig erreicht ist. Besser freilich wäre es, wenn die Verathung der Priester auf die Nachricht von der Auferstehung nicht stillschweigend vor sich gieng; aber diese Gelegenheit, den Kaiphas und Annas thätig in die Handlung eingreifen zu lassen und dadurch beide bestimmt zu charakterisiren, ward verschmäht. Die Seelen in der Vorhölle, von Adam und Eva an bis auf Jesajas und David, entbehren ebenfalls einer individuellen Charakterisirung.

sie sind rein typisch gehalten, nur Johann der Täufer macht einen Versuch, individuelle Färbung anzunehmen. Eben so sind auch Christus und die Engel die herkömmlichen typischen Gestalten. Von den Teufeln endlich verdienen nur Lucifer und Satan eine kurze Bemerkung, alle übrigen sind nur Ausfällsel.

Lucifer ist der unumschränkte König der Hölle. In dem Kampfe mit der anderen, ebenfalls unumschränkten aber größeren Macht unterliegt er auch jetzt, wie er derselben schon früher unterlegen ist. Ja, die frühere Niederlage wirkt jetzt noch nach, denn er wagt nicht einmal einen wirklichen Kampf für seine vom Gegner angegriffene Burg. Früher war er stolz, hochfahrend, und scheute selbst den Angriff nicht; jetzt ist er verzagt, hündisch und wird auch von dem Sieger wie ein Hund behandelt. Er ist völlig entwürdigt. In der altorientalischen dualistischen Religion steht er als das Böse dem Guten als gleichstarke, gleichberechtigte Macht gegenüber, und ihr Kampf dauert so lange es ein Gutes und ein Böses giebt. In der monotheistischen Religion hat er eigentlich keinen Raum, denn wo nur ein Gott gilt, da giebt es keinen zweiten. Aus einem ursprünglich Gleichen ward er also zu einem ungehörigen, sich ansehnenden Diener gemacht, da dieses die für ihn einzig mögliche Stellung im Monotheismus ist. Aber hieraus folgt auch, daß Alles, was er thut, dem Endzweck des Herrn entsprechen muß; denn was diesem widerstrebt, hat in der Weltordnung des Monotheismus keinen Raum. Es giebt also im Monotheismus nichts wirklich, absolut Böses, sondern nur ein scheinbar, relativ Böses; denn sonst müßte Gott zugleich gut und böse sein können, was anzunehmen ungereimt wäre.

Ei, so hat ja schon Goethe den Teufel in seinem Faust gesagt, sagte Irmgard.

Allerdings, erwiderte ihr Huno; und wenn die christliche, sich monotheistisch nennende Geistlichkeit den Teufel anders sagt, so geht sie in das Lager des Dualismus über.

So ist es, sagte Hapfinger. Allein bis zu dieser Ansicht hat sich der Verfasser unsers Schauspiels kaum hinauf geschwungen. Lucifer ist ihm nur der abgefallene, seiner Unmacht sich von vorn

herein kerkusste Diener. Er läßt ihn sogar Meue über seinen Abfall empfinden, da doch der echte Teufel, bei dem das Böse Natur-
 notwendigkeit ist, schon deshalb niemals Meue fühlen kann. Lucifer
 ist hier ein dürftiger Kleinmeister, ein armer Schlucker. Ganz
 anders, viel großartiger hat ihn der Angelsachse Caedmon geschildert.¹ Vergleichen Sie nur einmal da des Teufels Rede an seine
 Anhänger nach ihrer Vertreibung aus dem Himmel. Wäre die
 Nacht nicht zu weit vorgeschritten, würde ich sie mittheilen.

Großartig ist Lucifer freilich nicht gehalten, nahm der alte
 Graf das Wort, dagegen hat er einen gewissen Humor, eine an-
 scheinende Gutmüthigkeit. Er ist ein herabgekommener Beurgeois,
 darum auch mit Schustern, Schneidern, Bädern, Fleischern in
 seiner Hölle zufrieden. Wenn er dann sagt, er wolle auch Kaiser
 und Könige, Päpste und Cardinäle haben, so ist das nicht ernst
 gemeint; denn schon ein einfältiger Neßprießter bringt ihn in die
 größte Angst, und er ist froh, daß der ihm zu mächtige wieder fort
 geht. Satan endlich ist, was das deutsche Volk einen „dummen
 Teufel“ nennt. Er gilt und hält sich für den klügsten und macht
 doch in seiner Klugheit die dümlichsten Streiche, wodurch er endlich
 sein Amt und seine Würde als ViceDominus und Vogt der Hölle
 verliert. Eigentlich sind Lucifer und Satan nur ein Wesen; hier
 aber haben sich aus den beiden Namen zwei Wesen entwickelt.

Aber es ist spät geworden, sagte Wilmar; das nächste Mal
 das weltliche Schauspiel.

¹ Uebersetzt in das Deutsche von Grein und Bonnermet.

Dreizehnte Nacht.

Das weltliche Schauspiel, begann Baron Wilmar, ist vor Hans Sachs so unvollkommen und roh, daß ich mit Zug davon absehe. Die Litteraturgeschichte freilich darf auch die rohesten Anfänge nicht unbeachtet lassen; wir jedoch wollen uns hier nur an wirklich Schönerem oder doch irgendwie Bedeutsamen erfreuen.

Hans Sachs, geb. zu Nürnberg 1494, Nov. 5., gestorben daselbst 1576, Jan. 20., war unbestritten der bedeutendste und fruchtbarste Dichter des 16. Jahrhunderts. Die von ihm selbst für eine Gesamtausgabe ausgewählten Gedichte füllen fünf dicke Folio-bände¹ und gehören allen vier Gattungen der Dichtkunst an. Schauspiele dichtete er nach seiner eigenen Angabe in Allem 208,² und die meisten sind aufgeführt worden; in vielen hat er selbst mitgespielt; doch hat er nicht alle in die Gesamtausgabe seiner Werke aufgenommen.

Aber Hans Sachs galt ja bei allen gelehrten Dichtern des 17. und vielen des 18. Jahrhunderts für das Muster eines „schlechten Poeten,“ unterbrach ihn Berta. Die Menge seiner Gedichte ist noch kein Beweis für die Güte derselben. Ich weiß es wohl, daß besonders Göthe wieder auf ihn hingewiesen, ja ihn nachgeahmt hat; allein Göthe liebte es, zuweilen ein Urtheil auszusprechen, das dem aller Andern entgegengesetzt war. Bei Schiller z. B. finde ich nirgends eine Hindeutung auf den alten Nürnberger Schuhmacher.

¹ Drei Bände erschienen bei seinen Lebzeiten, zwei nach seinem Tode.

² Er theilt sie in geistliche, weltliche und Fastnachtspiele. Bereits 1536 hatte er mehr als 5000 Gedichte verschiedener Art gedichtet. Die Gesamtzahl aller seiner Gedichte giebt er als: „etwas mehr denn sechs Tausend“ an.

Freilich, erwiderte ihr Haupinger, konnten die gelehrten Dichter des 17. Jahrhunderts, die durch die Glätte und Formvollendung der französischen Poeten jener Zeit eingenommen und geblendet nichts höheres als deren Erzeugnisse kannten und demnach auch sie nachzuahmen suchten gleich den niederländischen und den englischen Dichtern, für Hans Sachs und seine Art keinen Geschmack haben, so wenig die Angeln damals für ihren Shakespeare Geschmack hatten. Ihre Geistesrichtung berechtigte sie zu ihrem Urtheile; jedoch da diese eine falsche war, so mußte das durch sie bedingte Urtheil ebenfalls falsch sein. Uebrigens war Göthe keineswegs der erste, der auf Hans Sachs hinwies, Gottsched, der doch von dem Wirbel bis zu den Zehen in der Nachahmung der Franzosen steckte, hatte es bereits gethan. Freilich that es Gottsched als Litterarhistoriker, Gothe jedoch als Aesthetiker und Dichter, und das ist ein Unterschied. Der durch und durch ideale Schiller konnte sich aber unmöglich zu dem derben, durch und durch realen Hans Sachs hingezogen fühlen. Tragisches Pathos und hoher Schwung kühner Phantasie ist bei dem alten Nürnberger nirgends zu finden. Sachs und Schiller hatten nur Eines gemeinsam: die Tüchtigkeit der Gefinnung; beide waren Kämpfer für Gesittigung und Freiheit, aber jeder in seiner Art und im Geiste seiner Zeit.

Was Sie da sagen, ist richtig, nahm Wilmar wieder das Wort. Weder Schillers Stillschweigen noch der bekannte Hohnspruch des 17. Jahrhunderts: „Hans Sachs war ein Schuh — Macher und Poet dazu“ dürfen und können uns irren. Das Urtheil Gödke's über Hans Sachs ist treffend. Ich könnte bei gleicher Kürze und Gebrängtheit Ihnen nichts besseres bieten, und so erlaube ich mir Ihnen dasselbe vorzulesen:

„Hans Sachs, sagt Gödke, war der reichste Dichter der Reformationszeit und ein wirklicher Dichter, dem man Unrecht thut, wenn man ihn mit den Späteren mißt und dann glaubt entschuldigen zu müssen. Will man ihn mit anderem als dem in ihm selbst liegenden Maße messen, so kann es nur von seinen Land- und Zeitgenossen hergenommen werden. Er übertrifft alle

an Fülle und Umfang des Stoffes, an Mannigfaltigkeit der Erfindungen und Formen, an sittlicher Tiefe und glücklicher Gestaltung. Alles was die Dichtung jener Zeit auszeichnet, findet sich bei ihm gereinigter und geläuterter wieder. Keine Form war ihm widerspenstig; kaum irgend ein Gegenstand, der dem Wissen jener Zeit gehörte, war ihm fremd; er beherrschte Geschichte und Sage mit gleicher Meisterschaft und Sicherheit; seine Betrachtungen sind immer glücklich und anschaulich eingeleidet; durch die mislichsten Verhältnisse weiß er seine Erfindungen, namentlich die aus dem Leben seiner Zeit, mit leichter Wendung zu reinen und beruhigenden Ausblicken zu führen. Mit vollem Rechte durfte er, der die volle Verbetheit seiner Zeit unbefangen abschilderte, von seinen Gedichten rühmen, daß alles, was Sitte und Zucht zuwiderlaufe, ausgeschlossen sei; was bei ihm steht, war den guten Sitten jener Zeit gemäß. Seine Schwänke sind von keinem Dichter der Welt übertroffen; seine Fastnachtspiele sind so vollkommen den besten unter den kleinen Spielen alter und neuer Zeit in Erfindung, dramatischer Gestaltung, Verwicklung, Angemessenheit der Sprache ebenbürtig, daß jeder, der sie verstanden hat, immer wieder lieber zu ihnen als zu fremden zurückkehrt. Seine größten Schauspiele, von denen er diejenigen, in denen gekämpft wird, Tragödien, die übrigen Komödien nannte, sind in dem epischen Stile, wie die Schauspiele jener Zeit überhaupt, gedichtet und machen keinen anderen Anspruch als den: die Stoffe in Handlung vor den Augen der Zuschauer zu verwandeln. An Austiefung der Charaktere, an dramatische Verwicklung oder gar an Lösung von Problemen dachte weder die Zeit des Dichters noch er selbst. Er rang nicht Jahre lang mit seinen Stoffen, er schrieb sie vielmehr mit klarer Leichtigkeit hin, wie sie ihm rasch aufgegangen waren. Im Studium des Hans Sachs und der Verhältnisse, unter denen seine Dramen durch Deutschland vom Volke aufgeführt wurden, könnte die Gegenwart lernen, was kein Studium fremder Kunstpoesie sie lehrt: **Die Ausfüllung der Lust zwischen Dichter und Volk.**"

Das ist schön gesagt, ergriff jetzt Irmgard das Wort. Wir

werden demnach wohl das uns zumeist Ansprechende in den Fastnachtspielen suchen und finden; dennoch möcht' ich auch wenigstens eine seiner Tragödien oder Komödien kennen lernen. Doch vorher noch, ich bitte, etwas Näheres über des Dichters Leben.

Von Oftern 1501 bis 1508 besuchte Hans Sachs die lateinische Schule, trat darauf bei einem Schuhmacher in die Lehre, begab sich 1510 auf die Wandererschaft, besuchte Regensburg, Passau, Salzburg, Hall im Innthal und Braunau. Zu Innsbruck, am Hofe des Kaisers Maximilian, ward er Waidmann und hier entschloß er sich denn 1513 dem Meistergefang sich zu widmen. Sofort gieng er nach München, wo ihm der Leinweber Leonhard Nonnenbed den nöthigen Unterricht in der „holzeligen Kunst“ erteilte. Seine Wandererschaft führte ihn über Landsbut, Dettingen, Burghausen, Würzburg nach Frankfurt, wo er die erste Singschule abhielt. Ueber Coblenz, Aachen, Esenabrück, Lübeck, Leipzig und Erfurt kehrte er nach Nürnberg zurück, ward Meister und vereblichte sich mit Kunigund Kreuzer aus Wendelsheim 1519. Bald schloß er sich der Reformation mit größter Entschiedenheit an und seine dichterische Thätigkeit war bis 1536 Staunen erregend. In den späteren Jahren gab er fast nur neue Bearbeitungen bereits früher behandelter Stoffe. Im Jahr 1544 nahm er Theil am Zuge nach Frankreich und 1560 verlor er durch den Tod seine Gattin, die ihm sieben Kinder geboren hatte, welche er ebenfalls sämmtlich überlebte. Das Jahr darauf vermählte er sich zum zweiten Male, und auch diese Ehe war eine glückliche, wenn nämlich aus der Fülle heiterer Dichtungen, die ihm bis zu seines Lebens Ende glückten, solches zu schließen ist. Er starb 1576, Jan. 20.

So hat er also auch die große Pein erlebt, die zu Nürnberg im Jahr 1562 in kurzer Zeit 9256 Menschen hinraffte, sagte Hum.

Allerdings, antwortete Wilmar, und sie trieb ihn zur Abfassung einer großen Zahl geistlicher, überhaupt ernster Gedichte.

Jetzt wissen wir von seinem Leben was uns zu wissen nöthig ist; gieb uns denn eine seiner Tragödien, sagte Trmgard.

Da komm' ich in Verlegenheit, entgegnete Wilmar. Hans Sachs war viel mehr befähigt für das Fastnachtspiel als für das

ernste Schauspiel, mochte er dazu nun geistliche (biblische) oder weltliche Stoffe wählen. Er weiß weder eine dramatische Handlung zu gestalten noch tragische Charaktere zu bilden. Er hält sich streng an die Ueberlieferung und begnügt sich damit, das was erzählt wird in Handlung umzugestalten. Will ich das zur Anschauung bringen, so muß ich eine Tragödie wählen, deren Gegenstand bereits Allen bekannt ist. Wähl' ich eine andere, etwa die Melusine, Magelone, den König Dagobert, den Hug Schapler (Hugo Capet), die Königin Mosamunda u. s. w., so kann ich zwar auf den Reiz der Neuheit rechnen, da Sie diese Geschichten wohl nicht kennen; aber sie sind ungeeignet, sofern Sie aus ihnen die Fähigkeit des Dichters, eine Handlung dramatisch zu gestalten, erkennen möchten. Gliederte sich der überlieferte Stoff von selbst dramatisch, nun so hat er diesen Vorzug; war der Stoff widerippenstig, so entbehrt er sein. Eben so verhält es sich hinsichtlich der Charaktere. Nun wohl! ich wähle den „hörnen Sigfrid;“ Sie kennen alle den Gegenstand und können demnach hieran am besten des Dichters Fähigkeit erkennen lernen. Er folgt treu dem alten Gedichte,¹ nur daß er damit noch die Sage von den Kämpfen im Rosengarten² verband, freilich aber den Zwölfkampf in einen Zweikampf zusammenzog.

Bei Hans Sachs beginnt jede Tragödie oder Komödie der Ehrenhold (Herold), der Prologos der Alten. Er erzählt kurz, schlicht und einfach, was nachher behandelt wird. Ebenso beschließt er auch die Spiele, indem er die Lehren vorträgt, die daraus gezogen werden. Hier und da tritt er auch innerhalb des Spieles in der Rolle eines Dieners auf. Diesen Prologos und Epilogos lasse ich weg, da wir sein entzathen können.

Die Handelnden sind: König Sigmund in niederland; der hörnen Seifrid, sein son; Dietlib und Hertlieb, zween Fürsten, seine rätthe; König Sibich zu Wurms am Rhein; Grimbold, seine tochter; Herr Dietrich von Vern; Hiltbrand sein wappenmeister; König Englein, der zwerg; Ruperan, der

¹ E. Bd. II, Z. 42—67. ² E. Bd. II, Z. 68—83.

rife; der feuerreiend Trach; Günter, Gerner, Hagen,
drei brüder; der Schmid; der Schmidknecht. Zeit der
abfassung: 1557.

Actus I.

König Sigmund

(geht ein mit zweien rathen, setzt sich traurig nieder; spricht:)

Ir lieben getreuen, gebet rath,
gott mir ein Son bescheret hat,
welcher nach mir regieren sol,
der sich darzu nit schidet wol;
ist gar unadelicher art,
hält zucht und tugend widerpart,
ist frech, verwegen und mutwillig,
stark, rüdisch¹ und handelt unbillig:
gar kein höflichkeit wil er lern,
es stet all sein gmut und begern
allein zu groben bäurischen dingen,
zu schlagen, laufen und zu ringen
und von eim lande zu dem andern
ebengleich eim landfarer wandern.
Auf solch grob sach legt er sein sin.

Dietlieb:

So laßt ein zeit in ziehen hin,
die land hin und wider beschauen,
das elend² versuchen und bauen,
dietwil er ist noch jung an jaren,
ungenietet³ und unerfaren;
laßt in in der fremd etwas nieten,
die fremd lert gut tugend und siten
und hält die jugend in dem zaum,
läßt in nit all zu weiten raum,
und thut auch oft die jugend ziehen,
daß sie unart und laster fliehen
daß denn wenn sie daheime wärn.

¹ Wie ein Rude. roh. ² Die Fremde. ³ Unversucht.

Hertlieb:

Ja, weil Seifrid das thut begern,
 euer königlich majestat sun,
 solt ir in dem im folge thun,
 in etwan schiden in Frankreich
 oder in Hispania dergleich,
 da er auch sieht anders hofhalten,
 wie man ist der höflichkeit walten
 mit rennen, flecken und turnieren,
 mit jagen, heßen und hofieren
 von den rittern und edlen allen:
 das wird im denn auch wol gefallen.
 Dadurch von grobheit er erwacht,
 wird denn artig und geschlaecht,
 als denn gebürt eins königs sun.

Sigmund:

Nun eurem rath wil ich folg' thun,
 wil in nauf schiden gen Wurms am Rein,
 an könig Gibichs hof gemein;
 daselb hab wir in an der hand
 bei unserm Hof im Riederland;
 da wollen wir in schiden zu:
 Ernholt, Seifrid mein sun bring du!
 (Der Ernholt neigt sich, geht ab, bringt Seifrid.)

Sigmund:

Seifrid, mein allerliebster sun,
 wir wollen dich jetzt schiden thun
 hinauf gen Wurms an den Rein
 zu könig Gibich, da dich allein
 begleiten solln auf hundert man,
 alle von adel wolgethan.
 Dazu gib ich dir kleint, geld,
 daß du zu hof dort obgemeldet
 magst adelich und höflich leben,
 andern königsen gleich und eken. —
 Zu der reit' schid dich, lieber sun!

Seisrid:

Herr vater, das wil ich bald thun.
 Dazu darf ich kein gut noch geld,
 wie du jehunder haß gemeldet.
 Ich bin stark und darzu noch jung,
 wil mit der Hand mir gwinnen gnung:
 so darf ich auch nach dem bescheid
 kein hofgesind das mich beleit;
 möcht wol sehen drei freidig man,
 die mich nur dörfen greifen an.
 Alde! ich zeuch allein dahin
 wo mich hin trägt mein thummer sinn.

Sigmund:

Das gleit wöll wir dir geben nauch
 für das königliche Hofhaus.

(Sie gehn alle ab.)

(Der schmid und sein knecht gehn ein.)

Schmid:

Wir sind heut zu spat aufgestanden.
 Was wöll' wir nemen unterhanden?
 Wöllen wir heut von erst dem wagen
 die räder mit schineisen bschlagen?
 oder wöll wir hufeisen schmiden
 dem mülner für sein esel niden?
 oder was wöll wir erstlich machen?

Schmidknecht:

Meister, so rath' ich zu den sachen,
 wir wöllen erstlich eisen schroten.
 Unser pfleger hat rauh entboten,
 wir müßen seine roß beschlagen
 auf heut, so bald es nur sei tagen.¹

Schmid:

Nun so blas' auf und halt bald ein. —

(Seisrid klopft an.)

Schau wer klopft, wil zu uns herein!

¹ = tagend.

Schmidnecht:

Ich wil laufen und im aufsthan. —
 Meister, es ist ein junger man.

(Seifrid geht ein.)

Seifrid:

Glück zu, meister, versteh mich recht:
 darfst du nit hie noch ein schmidnecht?
 sag an, wilt du mir arbeit geben?

Schmid:

Ja, du kommst mir recht und eben,
 wenn du wolst weiblich schlagen drein
 und nit fürläßig noch faul sein:
 ich wil ein tag versuchen dich.

Seifrid:

Gib her ein hamer, versuch mich:
 bin ich faul, so thu mich ausjagen.

(Schmid gibt im ein hamer.)

Schmid:

Nim den hamer, thu mir aufschlagen,
 so wollen wir die eisen zeinen.¹

Seifrid:

Ei warumb gibst mir so ein kleinen
 hamer? ein größern wil ich führen.
 (Der schmid gibt im ein größern hamer.)

Seifrid:

Ja, der thut meiner stärl' gebüren!
 (Seifrid thut einen grausamen schlag auf den ambeß.)

Schmid:

Ei das aufschlagen taug gar nicht.

Seifrid:

Ei, habst ir mich vor unterricht,
 sol nit faul sein, weiblich drauf schlagen:
 das hab' ich than; was thust denn klagen?

Schmidnecht:

Nich trücker, du seist nit wol bei sinnen.

¹ Zu Stangen schmieden.

Seifrid:

Halt, halt! das solt du werden innen.
(Er schlägt mit dem Hammerfil meißter und knecht hinaus.)
(Die zwen kommen wider.)

Schmid:

Wie wöll wir dieses Knechts ablomen?
Er hat uns schier das leben gnomen:
er ist warlich des teufels Knecht.

Schmidknecht:

Meister, ich wil euch rathen recht:
schickt den Knecht in den wald hinauß,
spricht: darinn halt' ein löler haus;
gebt im ein korb und laßt in holn
ein korb vol guter eichen korn.
Bald¹ er denn hinein komt in wald,
so wird in denn erschmeden bald
der Trach, der in der hölen leit,²
wird in angreifen zu der zeit
und in mit seinem schwanß verstriden,
würgen und in sein rachen schliden.
So kom wir fein mit eren ab.

Schmid:

Gleich das ich auch besunnen hab.
(Er ruft laut)

Seifrid, kom rein, mein lieber Knecht!
(Seifrid tritt ein.)

Seifrid:

Was wilt du mein? das sag mir schlecht.

Schmid

(gibt im den korb und spricht:)

Nim diesen korb und thu uns holen
dort im wald bei dem löler kolen,
der wonet dort in dem gesträuß³
unter dem birg in seim gehäus.
Kom auf das baldest wider schier,
auf daß denn suppen essen wir.

¹ Sobald. ² Kiegt. ³ Hebüsche.

Seifrid:

Ja wenn ich hätt' abler's gesider,
so wolt' ich gar schnell kommen wider.

(Er nimmt den korb und geht ab.)

Schmid:

Ob gott wil, wirst nicht wider komen,
es wird dein leben dir genommen
in dem wald von dem gisting¹ trachen.

SchmidInecht:

Meister, wir wölln uns außhin machen
und gar von fernn sehen zu,
wie in der trach verschliden thu,
daß wir denn vor im haben rhu.

(Sie gehen beide ab.)

Actus II.

Seifrid komt mit dem korb und geht hin und wider.

Seifrid:

Ich sih' im wald hin unde her,
doch sih' und find' ich kein koler;
ich sih' in dem gesträuß dort wol
ein finster tief steinernes hol;
villeicht der koler wont darin,
zu dem ich her geschicket bin.

(Er geht zu dem hol, schaut hinein, der trach scheußt heraus auf in. Er schüßt
sich mit dem korb, darnach mit dem schwert; schlagen einander; der trach gibt
die flucht; laufen beid ab; Seifrid macht danßen ein rauch sam verbrenn' er
den trachen, geht darnach wider ein und spricht:)

Seifrid:

Sol ich von großem glück nit sagen?
ich hab' den großen wurm erschlagen,
nachdem mit ästen in verbrennt:
da ist zerschmolzen an dem end
sein horn und zusamm gerunnen,
gleich wie ein bächlein aus eim brunnen.

¹ Gistingen.

Des wundert' mich im herzen mein,
 und dunkel' einen finger drein,
 und als der ist erkaltet wor'n,
 da ward mein finger lauter horn.
 Des freut' ich mich und zog zuhand
 von meinem leib all mein gewand,
 und also mutternadet mich
 mit diesem warmen horn bestrich;
 des bin ich gleich hinten und vorn
 an meiner haut ganz hörnen wor'n,
 darauf kein schwert nit haften kann:
 des gleicht mir jetzt auf erd kein man.
 Des mag ich fürbaß weiter nit
 mein leben füren bei dem Schmid,
 wil mich abthun meiner groben weis,
 hofzucht lernen mit allem fleiß;
 ich wil den nächsten auf Burms fragen
 an's königs hof, wann¹ ich hör sagen,
 er hab' ein tochter schön und zart,
 Grimhilt ganz holdseliger art;
 ob ich dieselb' erwerben kund',
 das erfreut' mir meins herzen grund.

(Er geht ab.)

(König Gibich geht ein mit dem Ernhold und setzt sich nieder.)

Gibich:

Ernhold, geh in's frauozimmer nein
 und sag der liebsten tochter mein,
 Grimhilden, daß sie kom' hieher,
 zu sehen jetzt ich sie beger'.

(Der Ernhold geht ab. Zeisrid komt und neigt sich.)

Zeisrid:

Großmächtiger könig, euren hof
 hört' preisen ich, so weit ich lof²
 in dem land weit hin und her;
 derhalb von herzen ich beger,
 bei eur lönglich maiestat hofdiensst.

¹ Denn. ² Vief.

Gibich:

Denselbigen du bei mir findest.
Was hofweis bist du unterrichtet?

Seifrid:

Herr könig, ich kann anders nicht,
denn in dem krieg reisen und reiten;
mit würmen und mit leuten streiten;
da muß alle ghar sein gewagt
kün vertwegen und unverzagt.

Gibich:

Sag, bist du auch von edlem stamm?

Seifrid:

Der hörnen Seifrid ist mein nam',
wiewol ich auch am stamm und adel
hab weder mangel ober zadel,¹
allhie aber noch unbekant.

Gibich:

Nun so gib mir darauf dein hand,
daß du mir dienen wilt mit treuen;
dein dienst' sollen dich nit gereuen.

Seifrid (beat ihm sein hand):

Mein dienst, so vil ich kann und mag,
in höchster treu ich euch zusag'.

(Der Engheld bringt Grimhilt.)

Grimhilt:

Herzliebster herr und vater mein,
warumb berüßt du mich herein?
Was ist dein will' und dein beger?

Gibich:

Mein tochter seh' zu mir dich her.
Ich hab' zu freud' und wollust dir
angeschlagen einen turnir
mit allem adel an dem Rein,
da wolt' ich selber auch bei sein
unden auf unser grün hofwiesen,
daran der Rein hart thut hin stießen:

¹ Mangel.

du aber bleib in dem schloß hinnen
und schau zu oberst an der zinnen,
wie der adel turniren thu;
und du, Seifrid, rüst dich auch zu,
thu mit anderm adel turnieren
in allen ritterlichen zieren
meiner lieben tochter zu er'n,
ir freud und frölichkeit zu mer'n.

Seifrid:

Herr König, das wil ich willig than,
doch ich keinen turnierzeug han;
schafft mir roß, harnisch und glennen¹
zum turnieren, stechen und rennen.

Gibich:

Kom, mein Seifrid, auf dein beger
schaff ich dir roß, harnisch und sper.
(Er geht mit Seifride ab.)

Grimhilt:

Das ist ein junger künere held,
der meinen augen wol gefällt;
gott geb' im glück in dem turnier,
daß er in seiner ritterzier
thu er' einlegen für ander all,
daß ihm der höchst dank heim gefall'.
Da wil ich sten in stiller rhu,
dem turnier allein schauen zu.

(In dem flucht der trach daher; Grimhilt sieht in und spricht):

Herr Gott! wie ein grausamer wurm
flucht da her mit erschredling furm,²
so groß, schredlich und ungeheuer!
Aus seinem rachen speit er feuer,
er läßt sich herab auß dem lufst
und schwingt sich zu der erden glufst,³
zu des schloß's zinnen, eilt auf mich:
hilf mir herr gott, des bit' ich dich!

(Der trach komt, nimt sie bei der hand, lauft eilend mit ir ab, sie schreit):

Vater und mutter, gleg'n euch gott!

¹ Spieße. ² Wurm. ³ Lufst? oder: rasch, schnell?

ich far' hin zu dem bittern tod;
 lebend secht ir mich nimmermer!
 Gott gleg'n dich, freud, reichthum und er',
 eur aller ich beraubet bin:
 ich far' und weiß doch nit wohin.

(Der trach füret die jungfrau ab; der könig Ghibich komt mit dem hörnen Eiscide
 und dem Ernholt gelofen, schlägt sein hand ob dem kopf zusamm und spricht):

Ghibich:

Ach we mir immer, ach und we!
 nun wird' ich frölich nimmerme,
 weil ich mein tochter hab' verlorn:
 auf erd' ist mir nichts liebers wor'n.
 Jetzt ist's mir hingfürt durch den trachen,
 der wird sie schlinden in sein rachen.
 Als ich's im lust hinfüren sach,
 ir kläglich stimm' mein hertz durchbrach,
 jedoch ich ir nit helfen kund,
 bis der trach gar mit ir verschwund:
 nun sib' ich's lebend nimmermer.

Der Ernholt:

Durchleuchtiger könig, bei meiner er',
 ich glaub', ir geschach nichts am leben,
 der trach der fürt sie wol und eben;
 sitlich, ganz höflich und gemach
 flog durch den Luft der grausam trach;
 hinaufwärts gegen orient
 einer grohen wüsten er zu lendt.¹
 So glaub' ich warhast wol, darinnen
 werd man sie frisch und gesund finnen
 samt dem trachen, wer das dörfst wagen.

Ghibich:

Mein Ernholt, thu bald anjagen
 zu hof: welcher sich untetwind'
 zu suchen das königlich kind,
 und wer sie von diefem trachen
 lebend und gfund kann lebig machen,

¹ Zu landet, sich zuwendet.

des sol die liebste tochter mein
darnach elich gemahel sein.

Seifrid:

Herr könig, laßt nicht weiter fragen,
mein leib und leben wil ich wagen
und selb gegen orient reiten
in die wüsteni und da streiten
mit dem trachen, dem gisting bösen,
und die jungfrau von im erlösen,
erretten sie von dem verderben,
oder selb willig darob sterben.
Ich weiß die gelegenheit wol,
da ich den trachen suchen sol,
wann er in seinem flug zu zoch
in der wüst' einem gebirge hoch.
Demselben wil ich eilen zu
on' alle rast, freid oder rhu;
ich hoff, gott werd' mir halten rüd'.¹

Gibich:

Gott geb' dir darzu heil und glück,
daß du den trachen legest nider
und du mit freuden komest wider
mit meiner tochter from und bider.

Actus III.

Der trach fñrt die jungfrau auf; sie sitzt, weint und windt ir henn' und spricht:

Gott, dir sei es im himmel klagt,
daß ich, ein königliche magd,
sol nun all meine jungen tage,
mein junges lebn, mit wein'n und klagen
allhie auf dem gebirg verzer'n
on' alle wollust, freud und er'n
mit dem vergiften trachen schndb'
in dieser traurigen eindb',
da ich sih' weder vich noch leut'.
Ach we mir immer und auch heut'!

¹ Werde mich beschützen (mir den Rücken bewahren).

Westen mich denn die brüder mein,
 ein jeder wagt' das leben sein
 und macht' mich ledig von dem trachen.
 Ich red' von königlichen sachen,
 daß ich nit bin mit tod verschiden,
 so lög' ich in mein grab mit friden;
 muß so in forcht und sorgen sein
 all augenblick des lebens mein.

Trache:

Ede jungfrau, gehabt euch wol,
 kein leid euch widerfaren sol,
 denn daß 'r müßt gefangen sein
 ein kurze zeit auf diesem stein;
 doch wil ich euch vor allen dingen
 gnug zu essen und trincken bringen,
 bis daß verlossen sind fünf jar
 und ein tag, als denn ich fürwar
 werd' wider zu ein jüngeling
 verwandelt werden gar jähling,
 wie ich auch vorhin war mit nam
 geboren aus königlichem stamm
 in Griechenland und bin durch zorn
 von einer kulschaft verzaubert wor'n,
 verflucht mit teuflischem geysenß
 zum trachen, wie du mich jezt kennst.
 Drum, mein Grimhilt, laß dein unmut
 biß diese zeit verlaufen thut;
 alsdenn wil ich dich alls ergeben,
 in gwalt und königlich herrschaft sehen.

Grimhilt:

Ach! so biß ich durch got allein,
 für' mich heim zu dem vater mein,
 biß dein bestimmte zeit verlauf',
 alsdenn wil ich wider herauf
 zu dir, des schwer' ich dir ein eid.

Trache:

Nein, nein! von dir ich mich nit scheid.
 Du solt kein mensch auf erden sehen

biß daß sich die fünf jar her nähén:
so werd' ich sein der erste man,
den du auf erd' wirst schawen an.
Darumb schleuf in die hól hinein,
wann du mußt mein gefangner sein.

(Er fúrt sie ab.)

(Eisfrid komt gewapnet, redt mit im selb' und spricht:)

Nun bin ich je vier nacht und tag
gangen, daß ich nie ruhens pflag,
hab' auch mit gehen noch getrunken.
In meinem sinn laß' ich mich dunken,
wie sich der trach darein war schwingen
auf das gebirg durch diße klingen¹
mit des königes tochter jart.
Gott wöll mir beistahn auf der fart.
Das birg ist gar unmenshlich hoch,
und siß hinauf kein wege doch.
Dort komet her ein kleiner zwerg,
der muß mich weisen auf den berg.
Er träget auf ein reiche kron'²
und hat köstliche kleidung on,²
mit gold thut vil der kleinod tragen:
ich wil zu im, den weg in fragen.

(Eugelein der zwerg komt und spricht:)

Sei gott willkun, hörner Eisfrid,
der all sein tag vil unrats lit.

Eisfrid:

Sag', weil du mich bei namen nennst,
von wannen her du mich erkennst?

Eugelein:

Eisfrid, du bist mir wol bekannt,
eins königs son auß niderland.
Dein vater heist könig Sigmund,
deiner mutter nam ist mir auch kund:
Siglinga heist dein mutter schon.
Du mein Eisfrid, sag mir doch on,

¹ Epalte, Rinnal eines Bachs. ² an.

was suchst du hie in dieser wild',
 darinn ich vor nie menschenbild
 in dreißig jaren hab' gesehen?
 Ich rath', thu dem gebirg nit nähen,
 wilt du nit leiden ungemach,
 wann darauf wont ein großer trach.
 Du bist des todes, bald¹ er dich spürt.
 Er hat ein jungfrau hingefürt,
 eins königs tochter an dem Rein,
 die wont hoch oben auf dem stein:
 der hüt' er tag und nacht so fer,
 die wird erlöset nimmermer.
 Von herzen so erbarmt mich die.

Seifrid:

Von irentwegen bin ich hie,
 die jungfrau ich erlösen wil.

Eugelein:

Du werdest held, der wort schweig still!
 fleuch! du bist sonst des todes eigen.

Seifrid:

Ich bir', thu mir den weg anzeigen,
 der auf den trachenstein thut gan,
 ob ich der jungfrau hülff darvan.

Eugelein:

O künner held, da ist umbfunst
 dein dummer mut und sechsenstunst!
 Der jungfrau auf dem trachenstein
 kann niemand helfen denn gott allein.
 Darumb weich bald, rat' ich in treuen,
 es müß' dein junger leib mich reuen:
 dein kämpfen wär' ein kinderpil.

Seifrid

(ergreift den zwerger heim hart, greift in's Schwert):

Zeig mir den weg, oder ich wil
 dir abhauen das haubet dein,
 das sol dir zugesaget sein.

¹ Sobald.

Eugelein:

Mein herr Seifrid, still deinen zorn,
 du künert helde außerfor'n;
 ich wil dich weisen auf das sperr,¹
 doch mußt den Schlüssel holen fere
 bei eim rifen, heißt Ruperan,
 ein großer ungefüger mann;
 mit dem aber mußt du auch kempfen,
 sein kraft und macht im vorhin dempfen,
 eh er den schlüssel gibet dir.
 In treuen rat' ich, folg' du mir,
 ler umb und rett' dein junges leben.

Seifrid:

Den schlüssel muß er mir wol geben,
 er sei so unfüg als er woll',
 mit streichen ich in nöten sol,
 daß er sich mir auf gnad' muß geben.

Eugelein:

Ob du gesigst am rifen eben,
 mußt du erst kempfen mit dem trachen,
 der verschlindt dich in seinen rachen.
 Ich sah nie kein schrecklichern wurm,
 geflügelt mit grausamer furm,
 mit einem giftig langen schwanz;
 sein zäne die sind eisern ganz,
 auch thut er hellisch feuer speien.
 Vor im so magst du dich nit freien,
 du mühest vor im ligen tot.

Seifrid:

Zu hülff so wil ich nemen gott,
 zu überwinden disen trachen,
 die schön jungfrau lebzig zu machen;
 wann ich hab' vor bei jungen tagen
 auch einen trachen tod geschlagen;
 hab' auch zwen lebendig gefangen,
 bei'n schwänzen über d' maur gehangen.

¹ Wesperr?

Verhalb weis' mich nur zu dem risen,
 da wil mein leben ich verliesen, ¹
 oder erlangen sig und heil.
 Wird die jungfrau mir zu theil,
 so sol sie mein gemahel sein,
 dieweil ich hab' das leben mein.

Eugelein:

Seisfrid, du held und junger mann,
 dasselbig wil ich gerne than;
 doch wölest mir verargen nit,
 daß ich dir solichs widerriet,
 wann ich thet es in guten treuen.

Seisfrid:

Ich hoff', es sol mich nit gereuen;
 für' mich nur zu des risen hol,
 ich wil in darzu bringen wol,
 daß er mir d' tür auffschließen sol.

(Sie gen beide ab.)

Actus IV.

Der rise Kuperon tragt einen großen schlüssel, sieht über sich gen himmel
 und spricht:

Es ist ein großer nebel heut,
 was er halt wunderlich bedeut'.
 Der trach ist geweest ungestüm,
 er scheußt umb das gebirg herumb
 und thut alle winkel beschauen
 zu hut und wach seiner jungfrauen,
 darzu ich doch den schlüssel hab',
 den mir sol niemand nöten ab.
 Der trach der hat mich dise nacht
 unruhig und munter gemacht;
 wil gehn, mich wider legen schlafen
 dieweil ich sonst nichts hab' zu schaffen.

(Er geht ab.)

¹ Vertieren.

(Seifrid und Eugelein kommen. Seifrid klopft mit seiner Streitaxt an. Der Zwerg weicht. Ruperan spricht):

Wer klopft an meiner hōlen an?
Harr', harr'! ich wil bald zu dir gan.

(Der rīe springt herauß mit seiner hāhlen hangen und spricht):

Hör' zu, du junger, thu mir sagen,
wer hat dich in die wildbuß tragen?
Darumb klopft an meinem gmach?
Ich mein', du gehest streichen nach:
die solln dir werden bald von mir.

Seifrid:

Schlagens begehrt' ich nit von dir,
sonder wolst mir den schlüssel geben,
daß ich von dem hartseling leben
die zarte jungfrau mag erlösen
von dem trachen, dem überbösen,
der sie wider recht hält gefangen
nun etwas bei vier jar¹ vergangen,
da er s' löng Ghibich hat genommen.
Schau, ris', darumb bin ich her komen,
die jungfrau wider heim zu bringen.

Ruperan:

Du junger hach,² schweig von den dingen!
Wilst du dich solichs untersten?
Deiner hundert müßen zu boden gen
eh du komst auf den trachenstein.
Zeuch ab! mit treuen ich dich mein';
mich erbarmet dein junges blut,
das sein unglück nachsuchen thut:
fleuch! oder ich weiß' dir die straß'.

Seifrid:

Hör', ris', von dir ich nicht ablaß',
biß du hergibst den schlüssel mir.

¹ Hans Sachs vergaß hier, daß er Seifriden gleich nach dem Raube der Jungfrau zu ihrer Befreiung ausziehen ließ und er erst vier Tage unterwegs ist. Wahrscheinlich stammen die vier Jahre aus des Dichters Vorlage.

² Bengel, Lämmel.

Ruperan:

Beit', beit'!¹ ich will in gehen dir,
den schlüssel, daß das rote blut
dir über dein haupt laufen thut.

(Der rife schlägt mit der fangen nach im. Seifrid springt im auf dem streiche,
zeucht sein schwert: sie kämpfen mit einander; dem rifen entfällt die fange;
er kniet sich, im wird ein streich; der rife lauft Seifrid wider an und spricht:)

Du junger helde, du mußt sterben,
von meiner hand elend verderben.

Seifrid:

Ich hoff', gott werd' mir bei gesten,
daß du selb mußt zu trümmern gen.

(Seifrid trifft den rifen wider; der läßt die fangen fallen, lauft davon.)

Seifrid:

Nun komm herauf und wer' dich mein,
oder bring mir den schlüssel dein,
daß ich kom' zu der jungfrau schon,
so wil ich dir kein leid mer thun.

(Der rife komt wider mit schwert, helm und schild, spricht:)

Ruperan:

Harr', ich wil dir den schlüssel geben:
du mußt enden dein junges leben.
Ich wil dich selb lebendig fangen
und dich an einen baumen hangen
dir zu ewigem hon und spott.

Seifrid:

Vor dir woll' mich behüten gott!
mit des hüll' hoff' ich noch mit erten
mich dein, des teufels knecht, zu weren,
der du beschloffen hast die magd:
derhalb so sei dir wider sagt.

(Sie schlagen einander, biß der rife widerfällt; er reißt beide händ auf und spricht:)

Ruperan:

O held, verschon' dem leben mein,
so wil ich dein gefangner sein,
wil geben dir mein schild und ichwert,

¹ Warte, warte!

die sind wol eines landes wert;
ich wil sein dein leibeigner mann.

Seifrid:

Ja ris', das wil ich gerne than,
doch schleuß mir auf die pfort' am stein,
daß ich die jungfrau zart und rein
dem gisting trachen ungefüg
mit dem kampf abgewinnen müg'.

Ruperan:

Das wil ich thun. Verbind mich eh:
dein wunden thun mir also weh.
Darnach so wil ich mit dir gan.
Was einer dem andern hat than,
das sol nun alls verzißen sein.

(Seifrid verbindet im die wunden mit ein facilet¹ und spricht darnach:)

Seifrid:

Ja, das ist auch der wille mein.

(Sie bieten die händ' einander. Der rise zeigt im ein ort und spricht):

Ruperan:

Schau! Siehst du diese stauden dorten?
daselb ist des gebirges pforten,
darein geht ein stiege warlich
wol acht tief klasten unter sich.
Erst kom' wir zu der pforten groß,
davor ein stark eiseren schloß,
das wil ich denn auffperren dir.
Ich folg' dir, geh du hin vor mir.

Seifrid:

Erst thu ich mich von herzen freuen;
mich sol kein müß noch arbeit reuen,
daß ich nur die zarte jungfrauen,
mit meinen augen soll anschauen.

(Seifrid geht voran, der rise nach, zude sein schwert, schlägt Seifriden nider;
das zwergelein wirft sein nebelappen auf in; der rise wil in erstechen, kann in
aber nit sehen; sieht umbher, spricht:)

¹ Schweifstuch.

Ruperan:

Wie ist mir dieser held verschwunden?
ich thät in überhart verwunden,
daß er mir für die süß' thät fallen.
Das ist mir ein wunder ob allen,
daß ich in nirgend sehen kann:
ich wolt' in gerne gar abthan.¹

(Der rife sucht in hin und wider. Der zwerg richtet Seisriden auf; der wirft die nebellappen von im, lauft den rifen an; sie kämpfen biß der rife niedergeschlagen wird.)

Seisrid:

Du treulofer mann, nun mußt sterben,
kein mensch sol dir genad' erwerben!
(Ruperan redt beide händ' auf, spricht:)

Ruperan:

Schon' meins lebens, du künner degel!
Würgst mich, so mußt du dich vertwegen²
der schönen jungfrau, glaube mir:
on mich so kann kein mensch zu ir.

Seisrid:

Der jungfrau lieb die zwinget mich,
daß ich muß lassen leben dich.
Bald geh voran und sperr' uns auf
den trachenstein, daß wir hinauf
komen zu der jungfrau zart,
so darauf ligt gefangen hart.

Ruperan:

Du tugendhafter junger mann,
das wil ich willig gerne than.
Ich met', du bist von edlem stamm,
nun wollen wir gehn beidesamm
und aufschließen den trachenstein,
daß du, ich und das zwerglein klein
zu der jungfrauen gehen doch
etwas auf tausend stäffel³ hoch
in dem helen fels hin und wider,

¹ Tödten. ² Entschlagen. ³ Stufen, Tritte.

hiß wir die erenreichen bider
 erreichen auf des berges spitz,
 da sie in großem unmut siß
 und wartet des grausamen trachen,
 der sich bald zum gebirg wird machen,
 der jungfrauen zufürt mit fleiß
 in seinen kloppern ¹ trank und speiß'.

Seifrid:

Nun geh' voran mit wenig worten
 und entschleuß uns des birges pforten,
 daß wir bald komen zu der garten,
 die ist auf ir erlösung warten,
 daß sie kom' zu irn eltern schier:
 des wil ich sein behüßlich ir,
 darzu wöll Gott auch helfen mir.

(Sie gehn alle drei ab.)

Actus V.

Grimhilt geht ein, setzt sich traurig und spricht:

Ei wil sich gott denn nit erbarmen
 über mich gar elenden armen?
 muß ich in diser wildnuß bleiben,
 mein junge tag in leid vertreiben
 bei dem greulich grausamen trachen,
 der mein hüt' tag und nacht mit trachen,
 von dem ich abend und den morgen
 auch meines lebens muß besorgen? —
 Wen hör' ich herauf gehn allein
 in des gebirges wendelstein, ²
 daran doch kam kein mensch furtvar
 von jezt an bis ins vierte jar. ³

(Der rife Ruperan geht ein mit Seifrid und dem zwerz; die jungfrau gesegne
 sich und spricht):

Ach Seifrid, wer bringt euch hieher?
 Euer leben steht in gefär
 vor dem greulichen großen trachen:

¹ Kraßen. ² Wendeltreppe. ³ Vgl. oben E.

der wird sich gar bald zu her machen.
 Die sonn steht auf dem mittaggrat:
 darumb flieht bald, das ist mein rat.
 Solli' Euch widerfaren ein leid,
 das reute mich meins lebens zeit;
 drumb flieht, sagt vater und mutter mein,
 ich mühe ewig gefangen sein,
 das man sich mein vertwegen¹ sol.

Seifrid:

Königliche magd, gehabt Euch wol!
 ich wil Euch von dem grohen trachen
 mit gottes hülff frei ledig machen
 oder wil darob willig sterben.

Ruperan

(zeigt im ein schwert an der erden):

Wenn du hie wilt den preis erwerben,
 so mußt du nemen jenes schwert,
 wann lein wafen auf ganzer erd'
 mag diesen trachen machen wund
 denn jenes schwert, thu ich dir kund.

(Seifrid bucht sich das schwert aufzuziehen; Ruperan schlägt wider auf ihn;

Seifrid ergreift das schwert, spricht):

Ach du meineidig treulos mann,
 kannst du deiner untreu nit lan?
 Nun mußt du sterben, es ist zeit:
 dreimal hast du brochen dein eid.

(Die jungfrau weint, windt ir händ; sie schlagen auf einander biß der risse
 fällt. Seifrid wirft in überas bei einem hein, spricht):

Seifrid:

Nun fall über des birges joch
 auf etlich hundert klasten hoch
 und zerfall dich in tausend stück
 und hab' dir alles ungelüd!
 (Er lert sich zu der jungfrauen und spricht):
 Ach jungfrau nun seist wolgemut,
 ich hoff', es werd' nun alles gut.

¹ Entschlagen.

Von wegen meiner lieb' ich wag',
ungehen biß an vierten tag.¹

(Der zwerg geht ab.)

Grimhilt:

Ach euer zukunft ich mich freu',
ich dank' Euch aller lieb' und treu',
daß Ir um meintwillen komt her
und gebt Euch in todes gefär.
Nun, hilft mir gott durch Euch darvon
heim zu land, so wil ich Euch hon
für meinen elichen gemahel,
mein treu Euch halten fest wie stahel.

(Der zwerg kommt, bringt ein güldene schalen vol confect.)

Eugelein:

O strenger held, ich kann ermessen,
weil Ir so lang nichts habet gessen,
wird Euch nun gehn an kräften ab;
derhalb ich Euch hieher bracht hab'
kräftig confect, thut Euch mit laben.
Ir werdt nit lang zu ruhen haben,
werdt kämpfen müssen mit dem trachen,
der sich bald wird dem gebirg zu machen.
(Seitrid isst ein wenig; die jungfrau schreit.)

Grimhilt:

O ich hör' den trachen weit draußen
hoch in den lüften einher sausen,
her ungestüm und ungeheur,
und speit auß seinem rachen feur:
darumb flieht, werder helde, set
oder stellet Euch zur wer.

(Der zwerg nimt die schalen und spricht):

Eugelein:

O, komt der trach' so bleib' ich nicht,
der angstschweiß mir ob im außbricht.
Ich bin im vil zu schwach und klein,
wil bhalten mich in hollen stein.

¹ Ich wage den kampf, obgleich ich seit drei tagen nichts gegessen habe.

Grimhilt:

Mein held Seifrid, nun fliehst auch
vor des trachen feuer und rauch
und verdeckst Euch auch mit mir,
biß sich der giftig rauch verlier'.

(Sie fliehen alle drei. Der trache komt, speit feur, lauft hin und her: wenn er verschauht¹ lauft in Seifrid an. Der trache reißt im den schilt vom hals, stößt in umb, lauft überhin. Seifrid sät wider auf, schlägt auf den trachen bis der fällt; den wirft er auch hinab. Seifrid fällt vor onmacht umb. Die jungfrau komt, legt sein kopf auf ir schoß, spricht kläglich):

Grimhilt:

Nun muß es gott gellaget sein,
ist abgeschiden die sele dein
vor müde und großer onmacht:
mein lieb dich in den unfall bracht'.

(Das zwerglein komt und schauet zu Seifride und spricht):

Eugelein:

Ach jungfrau, der held ist nit tot,
er ligt in onmacht großer not;
gebt im nur diser wurzel ein,
so komt er zu im selben sein.

(Die jungfrau gibt im die wurzel ein.)

Seifrid (steht auf und spricht):

Wo bin ich, und wie ist mir geschehen?
ich kann schier weder hör'n noch sehen.

Grimhilt (halst und küßt in, spricht):

Mein Seifrid seid led und getröst,
ich bin durch euer hand erlöst,
des habet ewig dank und preis!

Eugelein.

Auch habt erlöst ir gleicher weis
mich und mein hofgind' in dem berg.
Ich bin ein löng über tausend zwerg,
uns bezwang der rîf Ruperan,
daß wir im muß'n sein unterthan;
nun sind wir auch ledig und frei:
Gott und Euch preis und ere sei!

¹ Feuer zu speien nachläßt.

Seifrid

(steht auf und spricht):

Wol auf! so wölle wir auf sein,
eilen gen Wurms an den Rhein
zu eurem herrn vater Gibich,
der wird sich freuen herzlich.

Eugelein:

Seifrid ich wil das gleit' Euch geben
und Euch die strafen weisen eben
aus diser großen wüstenei,
dieweil sie gar untwegsam sei;
wil darnach fürfar'n¹ in tweng tagen,
lông Gibich euer zukunft sagen.

Seifrid:

Run walt' sein gott, so wöll' wir frei
mit freud' heimreiten alle drei.
Dieweil du hast des gstirnes kunst
so sag' du mir auß treu und gunst,
wie's mir gehn sol, übl oder wol,
und wie lang ich auch leben sol
und wie ich nemen werd' ein end'?

(Der zwerg schaut auf das gestirn und spricht):

Das firmament nichts guts erkennt. —
O künner held, du reuest mich:
das gstirne das zeigt auf dich.
Dir wird die jungfrau zum weib geben,
bei der wirst du nur acht jar leben,
nach dem wirst du im schlaf erstochen,
das doch auch endlich wird gerochen
an den untreuen mördern dein.

Seifrid:

Run, was gott wil, dasselb muß sein.
Wolauf! nit lenger wöll' wirreiten²
gen Wurms an den Rhein zu reiten.

(Sie gehn alle drei ab.)

¹ Voraus fahren. ² Harren, zögern.

König Gibich

(geht ein mit seinem herold, setzt sich traurig und spricht):

Ach gott, erst bin ich elend gar,
weil ich bis an das vierte jar
mein tochter Grimhilt hab' verlor'n,
die von ein wurm hin geführt ist wor'n,
die ich vielleicht sih' nimmermer;
das kummert' mein gnahel so ser,
daß sie auch starb vor herzeleid:
also hab' ich s' verloren beid'.

Eugelein (komi, spricht):

Herr könig, nun seid doch getrost:
eur tochter ist vom trach'n erlöst
durch Seifriden vor kurzer stund:
die komet jezt frisch und gesund.

Gibich:

Du bist die allerliebsten mâr',
der ich nie hab' gehört, seither
mein liebe tochter war gebor'n.
Lang' mir her küßel und die spor'n,
daß ich mein tochter entgegen reit'.

Eugelein:

Herr könig, ungemühet seid,
sie sind schon zunächst vor dem schloß
beid' abgestanden von dem roß:
sie komen gleich beide zumal
herauf in den könglichen sal.

(Seifrid führt Grimhilt ein; der könig umschäht sein tochter.)

Gibich:

Bis mir willkom, o tochter mein!
wie unaussprechlich große pein
hat seit mein herz umb dich erliden,¹
daß auch dein mutter ist verschiden.

(Er deut Seifride die hand und spricht):
Seifrid, du treuer helde mein,
fürbaß solt du mein eidem sein,

¹ Gelitten.

wie ich dir denn verheißen hab,
als du zu Burmes schiedest ab.
Sag', wie und wo du habest gefunden
mein' tochter, und auch überwunden
den trachen, du mein lieber eiden? ¹

Seifrid:

Des wil ich Euch ordnlich ² bescheiden,
daß Ir solt hören groÙe wunder;
jetzt aber sind wir müd' besunder,
müßen aufruhn; nach wenig tagen
wil ich von stück zu stück Euch sagen,
mit was gefär ich hab' gestritten.
Auch was eur tochter hab' erlitten
in den vier jaren bei dem trachen,
wird sie Euch alles kundbar machen.

Gibich:

Nun ist es gut: heint ³ habet rhu,
morgen wöll' wir ratschlagen, wu ⁴
und wenn wir hochzeit wöllen halten
und wunniglicher freuden walten
mit allem adel an dem Rein,
mit frauen und jungfrauelein:
Nun lomet zum nachtmal herein.

(Sie gehen alle ab.)

Actus VI.

Seifrid geht ein mit Grimhiltten seinem gemahel; sitzen zusammen.

Grimhilt:

Seifrid, herzlíeber gmahel mein,
nun bist du mein, so bin ich dein,
nun schreidt uns nieman denn der tod.
Lob sei dem allmächtigen gott,
der dir gab solche macht und krafft,
und daß du tourdest sigehaft
am groÙen rísen Ruperan:
den mußt zum vierten mal bestan;

¹ Eiden. ² Ordentlich. ³ Dienacht. ⁴ Wo.

auch daß du überwundst den trachen,
 dadurch du mich thäist ledig machen
 von meiner elenden gfangnuß,
 greulichen hartseligen zwängnuß;
 sag' wannen dir kam stärk' und lünheit?

Seifrid:

Mein Grimhilt, wiß' mein' heimlichkeit,
 daß ich hab' wol zwölz mannes stärk'
 angeborner art, darnach merk':
 In meiner jugend sich zutrug,
 daß ich auch ein' trachen erschlug,
 den ich hernach verbrannt' mit feur;
 von diesem trachen ungeheur
 zerichmolz das horn, floß wie ein bach,
 mit dem schmirt' ich mein' leib hernach;
 darvon mein haut ist hart wie horn,
 derhalb ich also lün bin wor'n
 gegen risen, helben, würmen
 mit kriegem, kämpfen und mit stürmen,
 daß meines gleichen nit lebt auf erb'.

Grimhilt:

Sagt man doch von eim helben wert,
 der won' zu Beren in Wälschland,
 derselb herr Dietrich sei genannt,
 hab' auch erschlagen viel der leden,
 den könig Jasolt und den Eden
 die Rüp' und auch ris' Eigenot.

Seifrid:

Ja das ist war, doch wollte gott,
 daß herlām' Dieterich von Bern:
 an dem wolt' ich mein kraft bewär'n;
 hoff, es wär' mein' eren on schaden.

Grimhilt:

Wilt du, so wil ich lassen laden
 hieher gen Burmes an den Rein
 den Berner und den meister sein,

nämlich den alten Hildebrand
 der listig ist mit mund und hand;
 der gibt dem Berner weiß¹ und ler'
 daß er mit kampff einleget eer'.

Seifrid:

Ja, lad' in her in Rosengarten,
 da wil ich sein mit kampfe warten;
 schreib im, so wird er nit außbleiben,
 lünheit und hochmut thut in treiben,
 daß er sich oft in seinem leben
 in groß gefärlichkeit hat geben.

Grimhilt:

Nun, so wil ich schiden zuhand
 zu im den herzog auß Braband,
 der wird den handel aufrichten wol.

Seifrid:

Mitler zeit man zurüsten sol
 den obernannten Rosengarten;
 mit höflichkeit nach allen arten
 sol man kleiden das hofgesind',
 daß der Berner geschmücket sind'
 all' ding' nach königlicher art.

Grimhilt:

Nun kom, so schid' wir auf der fart
 mein' vettern, herzog auß Braband,
 hin gen Bern in wälsche land,
 zu bringen disen lünen held,
 den du zu kampff hast außertwält.

(Sie gehen beide ab. König Wibich geht ein, setzt sich nider.)

Wibich:

Die tochter und der Widem¹ mein
 haben geschriben an den Rein
 herrn Dietrich von Bern zu komen,
 weiß nit, ob es im reich'² zu fromen.
 Nun, ich muß es lassen geschehen
 und darzu durch die finger sehen.

¹ Widam. ² Gereiche.

Die sach sich mich nit an für gut,
weil nichts guts komt auß übermut.

(Er geht ab. Dietrich von Bern geht ein mit seinem wappenmeister, dem alten Hiltbrand.)

Dietrich:

Hör' zu, mein wappenmeister Hiltbrand,
Grimhilt die Königin hat gesandt
von Brabant den herzogen her
in botschaft und ist ir beger,
daß ich gen Wurms kom' an den Rhein,
und sol alda kämpfen allein
mit Seifride, der wöll' mein warten,
irm gmahele, in dem Rosengarten:
wie rätst du? sol ich dahin reiten?

Hiltbrand:

Ei, habt Ir doch zu allen zeiten
gesochten nur nach preis und eren,
euren rhum und preis zu meren;
warumb wolt Ir's jetzt unterlassen?
Macht Euch fürderlich auf die strassen;
ich wil selber auch reiten mit.

Dietrich:

Rätst du's, so wil ich's lassen nit.
so laß uns satlen bald zwei pferd,
nim schilt, helm, harnisch und das schwert,
so wöllen wir noch heut auf sein,
reiten gen Wurms an den Rhein.

(Sie gehn beide ab. Grimhilt geht ein mit Seifride irem herren.)

Grimhilt:

Als ding verordnet ist außs best',
kamen nur bald die werten gäst',
wann ich der zeit kaum kann erwarten,
wie ir beid' in dem Rosengarten
so ritterlichen werdet kämpfen.
Thust du mit kampfe den Berner dämpfen,
so wird dein lob erhöhet werden
über all' held' auf ganzer erden.

Seisfrid:

Ja, ich hoff' solichs auch zu enden,
doch steht es alls in gottes händen;
derhalb der sig steht auf der wal:
ich wil gehn in den innern sal.

(Er geht ab.)

(Der Berner komt mit Hiltibrande: sieht im nach; tert sich zu Grimhilt.)

Dietrich:

Frau löngin, Ir habt mir geschriben,
von Bern mich her gen Wurmes triben
und mir ein kampf geboten an
mit könig Seisfrid eurem mann,
den ich jehund kom' zu vollenden
mit heldenreichen künen händen.

Grimhilt (heut im die hand, spricht):

Ja, mein edler Dietrich von Bern,
durch disen kampf wil ich bewär'n,
ob Ir oder mein gemahel wert
der künest held seib auf der erd':
demselben von mir werden muß
ein umbefang und süher kuff
und auch ein rosenkränzelein.

Dietrich:

Der kampf sol zugesaget sein,
sagt in nur eurem herren an.

Grimhilt:

Ja, künere held, das wil ich than.

(Sie geht ab.)

Dietrich (zu Hiltibrande):

Jehund thut mich, bei meinen treuen,
des kampfs zusage heimlich reuen,
dieweil Seisfrid ganz hörnen ist,
das ich vorthin nicht hab' gewist;
darumb wolt' ich von herzen gern,
ich wär' wider daheim zu Bern.

Hiltibrand:

Ei wie ein schändlich verzagt mann,
der Seisfriden nit wolt' bestan!

Wo man das saget, in dem land',
des hätt' Ir groß laster und schand'.
Wolt' gott, ich hätt' Euch nie gesehen.

Dietrich:

Wie darfst du mich so schändlich schmähen?
Weil du mir sprichst solch spot und hon,
so gib' ich dir auch deinen lon.

(Der Berner zeucht von leder, schlägt Hildebranden nider und geht zornig ab.)

Hildebrand (steht auf, spricht):

Wein' herren ich erzürnet hab',
der ein' so harten streich mir gab;
ich hab's nit on ursach gethan,
den kampf er dardurch gewinnen kann.

(Er geht ab. Grimhilt komt, setzt sich.)

Grimhilt:

Ich wil mich setzen in die rosen,
dem kampf da zusehen und losen. ¹

Seifrid

(komt gewappnet, geht auf und nider und spricht):

Wie lang muß ich im Rosengarten
auf den Dietrich von Berne warten?
Ich mein' er sei worden verzagt,
der vor manchen kampf hat gewagt.

Dietrich (komt gewappnet, spricht):

Ich wil dir komen noch zu fru,
darumb, Seifrid, rüß' dich dazzu!
Nich hat veracht auch Hildebrand,
hat wol empfunden meiner hand,
daß er vor mir gestreckt lag:
das dir auch wol begegnen mag.

Seifrid:

Bist du so lün, irit zu mir her,
laß schauen wer den andern scher'!

(Sie kämpfen mit einander; Seifrid treibt den Berner umb; Hildebrand sieht heimlich zu, spricht gemach):

Ernholt, geh, bring das botenkrot, ²
Berner hab' mich geschlagen tot.

¹ Lauschen. ² Eigentlich: Lohn des Boten für erfreuliche Kunde; hier Vortisch.

Ernhold (tritt auf den plan und schreit):

Ir herren, laßt den kampf mit ru,
bis ich ein wort verkünden thu:
Hiltbrand der alte der ist todt,
seiner seel wöll genaden gott;
den sein eigner herr hat erschlagen,
den wil man jezt zu grabe tragen.

Dietrich:

Ist todt der wappenmeister mein,
den ich erschlug von wegen dein,
sol es dir auch nicht daß ergan:
wer' dich mein, erst bin ich ein mann
und ergrimmet in meinem zorn:

Du mußt sterben, wärst lauter horn!

(Sie schlagen wider einander; Eilfrid weicht hinter sich, der königin in ir
schuß: die wirft ein tüchlein über in, spricht:)

Grimhilt:

Dietrich, bist ein tugenthafter mann,
so wirst du heut genießen lan
meinen herren der freiheit groß,¹
weil er mir ligt in meiner schuß.
Verschon' seins lebens im allein,
er sol nun dein gefangner sein.

Dietrich:

O nein, das thu ich nicht, bei gott!
weil mein meister Hiltbrand ist todt,
so laß' ich in auch leben nit;
darfür hilst weder fleh' noch bit.

(Er zudet das schwert in zu erstechen; der alte Hiltbrand komt, fährt unter
das schwert.)

Hiltbrand:

Mein herr Dietrich laßt euren zorn,
ich bin wider lebendig wor'n;
hab mein' tod dir kund lassen than,
darmit dein zorn² zündet an,

¹ Nehulich heißt es in der Sage vom Wartburgkriege: Heinrich von Osterreich habe sich unter den Mantel der Landgräfin geflüchtet und dadurch sein verwirktes Leben gerettet. ² Zorn.

daß von dir gieng' feuer und dampf,
dardurch du oblägst in dem kampf.

Dietrich

(wendet sich und spricht):

Nun sei gott lob zu dieser stund,
daß du noch lebst frisch und gesund.
Frid sei und jedermann vergigen,¹
weil ich thät ritterlich gesigen
und den preis hie ersochten han.
(Er deut Seifride die hand, richt in auf.)

Seifrid:

Dietrich, du tugenthaster mann,
hab' dank, daß du mir schenkst mein leben!
Dein kraft hab' ich ersaren eben.
hab' nun erkennet auch dein treu:
deiner freundschaft ich mich hoch erfreu.

Erimhilt

(deut dem Berner die hand; spricht):

Herr Dietrich, lieber herre mein,
nemt hin das rosenkränzelein,
dazu mein umbefang und luff.

(Sie setzt im den trang auf, umsäht in, gibt im ein' luff.)

Dietrich:

Erst mich mein kampf nit reuen muß!
in Frauendienst so bin ich gern.
Nun wöll' wir widerumb gen Bern
reiten: Gott geb' Euch seinen segn
jehund, forthin und alle wegen
und laß' Euch gott mit freuden leben.

Seifrid:

Wir wölln Euch das gleit nauß geben
und uns weiter zwischen uns beden
mit einander freundlich bereben,
was wir mit kampf unfer tag erleben.²

(Sie geben alle ab.)

¹ Vergichen. ² Erlitten.

Actus VII.

Günter, Werner und Hagen, Grimmbilden brüder, gehn ein.

Günter:

Hört zu, ir lieben brüder mein,
wir sind verachtet gar allein
von unserm schwager dem Seifrid,
er achtet unser aller nit.
Unser schwester hat in erwält,
mit schmeichelei er sich auf hält
zu Gibich unserm vater alt,
uns sön verbringt mit gewalt.
Als was er thut ist wol gethan,
uns läßt man wie die narren gan,
als ob wir wär'n nit königs sün.

Werner:

Ir brüder, sein wir nit so lün,
daß wir diesen Seifrid austreiben,
lassen also zu hof in bleiben
mit solchem gewaltigen anhang? —
Es sei gleich kurz oder lang,
stirbt unser vater in den mår'n,¹
so wird er gewiß könig wer'n,
wann er hat schon in seiner hend
wol halb das küniglich regiment:
rat't, wie man dem für komen sol?

Hagen:

Er ist nit außzutreiben wol,
dieweil er unser schwester hat;
ob im hält küniglich majestat.
Wie? wenn unser eint an der stet
z' einem kampf in auffordern thät,
und daß sich denn das glück zutrüg'
daß einer in mit kampf erschlug'? —
so kām' wir sein mit eeren ab.

¹ Unter diesen sandkundigen Umständen.

Günter.

Darauf ich wol gesonnen hab'.
 Welcher wil aber mit im kämpfen,
 der in wiß' in dem kampf zu dämpfen,
 dieweil sein' haut ist lauter horn,
 unden und oben, hinten und vorn?
 Allein zwischen dem schulterblatt
 zweir spannen breit bloß fleisch er hat:
 daselb ist er allein zu gewinnen.

Gerner:

Lang hab' ich dem auch nach thun sinnen.
 Ir brüder, es ist gwiß die sag',
 daß Seifrid allmal umb mittag
 hinauß spazieret in den wald,
 legt sich zu einem brunnen kalt
 in's gras und wolßschmedende blumen
 thut daria ein weng schlafn und schlumen:¹
 da möcht' man in heimlich erstechen
 und denn zu hof mit ceren sprechen,
 es hätten's die mörder gethan.

Hagen:

Bruder, dein' fürschlag nehm' wir an.
 Wir wollen fleißig auf in sehen
 und bei dem brunnen auß in spehen;
 dabei wil ich in selb erstechen
 und uns drei brüder an im rechen.

Günter:

Da wollen wir samm schwern ein' eid,
 ich und darzu ir alle beid',
 Gerner und du bruder Hagen.

(Sie legen die finger auf sein bloß schwert.)

Hagen:

Run dise that die wil ich wagen,
 doch schweiget darzu alle still:
 heut ich die sach' noch enden wil.

(Sie gehen alle drei ab.)

¹ Schlummern.

Eisfrid

(Kommt in königlichem Gewande, legt sich schlafen, spricht):

Ich wil mich legen zu dem brunnen
 hic an den schatten vor der sunnen
 unter die linden an den rangen,¹
 den schmach der guten würl' empfangen
 und ligen da in stiller thu:
 wie sanft gehn mir die augen zu!

(Die drei krüder kumen; die zween deuten auf Eisfriden, Hagen schleicht hinzu, sieht im den dolchen zwischen sein schultern, wirft den dolch hin; Eisfrid jabet ein wenig, ligt darauf still.)

Hagen:

Nun hat ein end' auch dein hochmut,
 der uns fort nit mer irren thut.
 Nun wollen wir zu hof anlagen,
 wie Eisfrid mordlich sei erschlagen
 von den mördern bei dem brunnen:
 da hab' in ein jäger gefunden.

(Sie deden in mit reißsch zu, gehn ab. Grimhilt geht ein mit dem ernhoff und einem jäger.)

Grimhilt:

Man hat zu hof gesaget an,
 wie daz mein lieber herr und mann
 todt lig' bei diesem brunnen kalt;
 ich hoff es hab' nicht die gefalt.

(Sie decket die reißer von im ab, schlägt ir händ ob dem haupt zusammen, spricht:)

Da ligt mein lieber herr, ist todt:
 das sei dir klagt, o treuer gott!

(Sie sinlet auf in nider, haltet und luffet in, spricht:)

Ach du herzlischer gmael mein,
 der du auß treu das leben dein
 für mich gewagt hast in den tod,
 daz du mich lösest auß der not —
 verfluchet sein der mörder händ',
 die dich ermordten an dem end',

¹ An den Main, Abhang; vgl. Nant.

die dich im schlafe hab'n erstochen:
 teil gott, es bleib' nit ungetroffen.
 (Sie ersieht den todt, hebt den auf, beschüt in und spricht):
 Der dolsche noch da ligen thut,
 der ist getödt mit seinem blut;
 er ist hagen, des bruders mein:
 der wird meins gnahels mörder sein
 samt sein' brüdern, die im on maß
 haben tragen groß Reid und haß
 von wegen tugend und redlichkeit,
 der er sich flüß zu aller zeit;
 hielt auch die straß' sauber und rein,¹
 strafet das unrecht groß und klein.
 Dich merr wil ich vor meinem end
 rechen mit meiner eigen händ'
 an mein brüdern, solt' ich drum sterven
 so müßen s' auch am schwert verderben. --
 Nun tragt den todtten leib hinab,
 daß man in küniglich begrab;
 nun wil ich fort einig allein
 leid tragen und ein wiffrun sein
 dickweil ich hab' das leben mein.

(Sie tragen den todtten ab; die künigin geht traurig nach.)

Varen Wilmar schwieg. In der That, nahm Irmgard das Wort, dieß Schauspiel zeigt uns deutlich, wie wenig Hans Sachs eine handlung dramatisch zu gestalten und Leidenschaft zu schildern wußte. Er hat keine Ahnung davon, daß es das Schauspiel vor allem mit den inneren Beweggründen zu einer handlung zu thun hat, und so begnügt er sich denn, die Erzählung des Helden- gedichtes in Gespräch umzusetzen.

Tu hast ohne Zweifel recht, liebe Irmgard, sagte darauf Graf Hune. Im epischen Heldenliede ist es genügend, wenn einfach gesagt wird, die Brüder der Grimphild ermordeten Sigfriden,

¹ Den Wegelagerern (von denen Rürnberg früher viel zu leiden hatte).

weil sie mit Haß und Neid auf die Gewalt hinklickten, die er sich in ihrem Erblande durch seine Tüchtigkeit erworben hatte, und weil sie fürchteten von ihm einst ganz verdrängt zu werden. Der Schauspieldichter jedoch mußte uns Sigfriden in seinem Walten als Herrscher, da wo er zu herrschen kein Recht hatte, zeigen, und dieses Walten mußte zugleich so sein, daß es den Haß und den Argwohn der Schwäger scheinbar berechtigte. Gern würden wir dafür die ganz zwecklose und rein willkürliche Herbeiziehung Dietrichs von Bern dem Dichter geschenkt haben. Sie hat keinen Grund weiter, als weil das Sigfridslied dem Dichter nicht hinreichenden Stoff für ein Schauspiel darzubieten schien. Und auch hier unterließ er dennoch wieder die doch so nahe liegende Begründung der Herbeirufung Dietrichs: er durfte die Grimhild ja nur einen Zweifel äußern lassen, ob Sigfrid ungeachtet seiner Stärke es wagen dürfte sich mit diesem zu messen, so wäre die Befendung Dietrichs begründet gewesen.

Besonders schwach erscheint mir der Schluß des Schauspiels, nahm jetzt Berta das Wort. Grimhild ist beim Anblick ihres todtten Gemahles so kalt und ruhig, so ganz und gar schmerzlos, daß ich ihre Drohung, seinen Tod an den Mördern zu rächen, unbegreiflich finde; sie hätte ebensogut sagen können: er sei nun leider einmal todt, und sie wolle sich darüber durch ein tüchtiges Abendbrot zu trösten suchen. Und doch ist dieser letzte Auftritt ganz und gar Eigenthum unsers Dichters; denn das Sigfridslied erwähnt der Ermordung Sigfrids als eines noch bevorstehenden Ereignisses. Auch unser Nibelungenlied hat ihn nicht geleitet; das ist außer Zweifel, denn darin ist bekanntlich alles ganz anders.

Allerdings, erwiderte ihr Haspinger, das Nibelungenlied hat Hans Sachs hierbei nicht benutzt; er hat es wohl kaum gekannt; aber auch das Sigfridslied wie das Volksbuch läßt Sigfriden im Denwalde erschlagen werden, nicht in unmittelbarer Nähe von Worms. Dennoch könnte es im 16. Jahrhunderte neben unserm Sigfridsliede noch ein anderes, jetzt verlorenes, gegeben haben, was den Tod Sigfrids so erzählte, wie Hans Sachs ihn darstellt. Sie haben gewiß auch beachtet, daß er mit keinem einzigen Worte

des Hortes der Nibelunge erwähnt, obgleich unser Sigfridslieb den Hört von Sigfrid selbst in den Rhein versenken läßt, folglich ihn kennt; ferner daß er Sigfriden in Worms anwesend sein läßt, als der Trache die Grimhild raubte, die zu befreien er nun auszieht, während unser Sigfridslieb davon nichts weiß und ihn zufällig zum Trachenstein kommen läßt. Hans Sachs hat also entweder vieles willkürlich geändert, oder er folgte einer andern jetzt verlorenen Sigfridsage. Nun wissen wir, daß es im 15. Jahrhunderte eine Bearbeitung der Nibelungen Sage gab, die im 7. 8. und 9. Abenteuer ausführlich erzählte, wie Sigfrid mit dem Trachen kämpfte, der die Grimhild entführt hatte.¹ Hans Sachs kann also recht wohl aus einer jetzt für uns verlorenen Quelle geschöpft haben.

Nicht minder, nahm der alte Graf jetzt das Wort, stimmt bei Hans Sachs die vierjährige Haft der Grimhild auf dem Trachenstein schlecht dazu, daß Sigfrid sofort nach ihrer Entführung auszieht sie zu befreien. Denn als er zu ihr gelangt, sagt er kein Wort davon, daß er sie länger als drei Jahre gesucht habe; er sagt nur, er habe seit drei Tagen nichts mehr gegessen. Er fand sie demnach am vierten Tage seiner Fahrt, und die vier Jahre der Haft sind aus einer anderen Gestalt der Sage ungeschickt herüber genommen, bloß um das Mitleid mit der Geraulten zu steigern.

Allerdings, schloß Baron Wilmar die Sitzung, läßt Hans Sachs in seinen ernsten Schauspielen so manches zu wünschen übrig; er war bei weitem mehr befähigt für das heitere Schauspiel, was anzuerkennen auch Sie freudig geneigt sein werden, sobald Sie ihn werden als Lustnachtspielschreiber kennen gelernt haben. Damit für heute genug.

¹ Haupt's Zeitschrift N. 144 findet man die einzig erhaltene größere Hälfte des Inhaltsverzeichnisses der verlorenen Handschrift.

Vierzehnte Nacht.

Die heidnische Feier der Jultage (joladagar, vom 23. bis 30. December), eröffnete Baron Wilmar die Sitzung, wobei Gelage und Nummereien stattfanden, ward im späteren christlichen Deutschland durch die oft nicht minder ausgelassene Feier der Fastnacht ersetzt. Auch dabei fanden Gelage und Nummereien statt, und früh schon mögen damit mimische Darstellungen burlesker Scenen verbunden worden sein, obgleich die ältesten Fastnachtspiele, die wir besitzen, nicht weit über die Mitte des 15. Jahrhunderts hinaufreichen. Die ganze Einrichtung der früheren Fastnachtspiele sowohl als auch der späteren zeigt uns, daß sie nicht zu öffentlicher Aufführung bestimmt waren, sondern zur Aufführung in Häusern, wo sich Gesellschaften zum Fastnachtshause versammelt hatten. Die Aufführungen fanden durch junge Bürger statt, und man sah wohl meist von allen scenischen Vorbereitungen ab. Nur solche wurden etwa getroffen, die sofort beim Eintritte der oft wohl unvermuthet eintretenden Spieler angeordnet werden konnten. Nürnberg war die deutsche Stadt, wo diese Spiele den meisten Anhang und demnach auch die meiste Pflege fanden. Dahin gehörten wenigstens die ältesten wie die bedeutendsten Fastnachtspieldichter, ein Hans Resenblüt, Hans Holz, Hans Sachs, Jacob Ayrer. Den Inhalt der Fastnachtspiele bilden Schwänke, Possen, Ebezwitte, Hanswutte, Prellereien, Liebeshändel, wie sie im täglichen Leben zumal der Bürger und Bauern vorzukommen pflegen. Nach der Kirchenverbesserung wurden diese Spiele wohl auch zur Beschädigung der katholischen Geistlichkeit und ihrer Mißbräuche verwendet. Daß viele derselben in jeder Beziehung roh und gemein

sind, braucht nicht erst gesagt zu werden; man nahm im 15., 16. Jahrhunderte an sehr vielen Dingen, die unsere heutige Bildung nicht mehr erträgt, auch nicht den geringsten Anstand. Man war ohne Zweifel innerlich reiner, daher unbefangener und hörte mit gutmüthigem Lachen Aeußerungen, die so viele jetzt verlegen. Worte der Art müssen Sie demnach mit in den Kauf nehmen; aber die unsaubersten sind reiner als die Lüsternheiten der französischen Romane, die sich so oft auf den Tischen unserer Frauen finden.

Ich gebe zuerst Das Bildbad, Fastnachtspiel von Hans Sachs. Die Handelnden sind: ein Edelmann (Strauchjunker), seine zween Knechte; der Abt von Klingon und sein Knecht.

Der Edelmann tritt mit seinen Knechten ein, spricht zu ihnen:

Ir reuter, wie wöll' wir uns erner'n?
wir haben schier nit mer zu jer'n,
wir müssen mager suppen eßen,
das künt ir wol darbei ermeßen.
Wir haben lang lein wilßprät gfangen,
der kaufmann ist uns auch entgangen,
das thut mir noch im herzen zorn.
Meiner anschlag' sind so vil verlör'n:
derhalb können wir uns mit eeren
mit unserm reiten schier nit mer neren;
ich glaub', wir müssen erst lernen felen.

Knecht Schrammfröh:

Junkherr, an uns thut's je nit felen,
lein' jagen ich unter uns weiß,
wir dienen willig alle reis'
in hiß' in kelt in regen und wind
Ir uns allmal ganz willig findt.
Ich bin oft dauken in dem halt¹
so übel erfroren und erfalt,
daß mir's hertz oft im leid hat zittert.
Wie oft hat es auch naß gewittert,
daß wir anb'hielten lein' trocken fassen²

¹ Unterhalt, wie Reife, hier: Raubzug. ² Jaser.

dazu auch oft so hungrig wasen; ¹
das litt' wir alles mit gedult.

Knecht Wursthanß:

Ja freilich ist's nit unser schuld,
ob wir gleich sahen jezt nit vögel.
Nun sein wir je kün, frech und gögel, ²
wagen uns, wie frommen reutern gebürt,
bis uns der schöp an galgen rürt;
wie es uns denn in jener woche
nahe am Keller ³ hin hat gstoche:
hätten uns die stadtölner erdappet,
der rabenstein hätt' nach uns geschnappet.
Wie uns vil begegnen der stüd':
noch wag' wir's immer hin auf glüd',
biß uns einmal ein schanz gerat'.

Edelmann:

Ir reuter, mir ist verkundtschaftt syat,
heut werd' für ⁴ far'n der abt von Mingen;
wenn wir den in's neß könten bringen,
das wär' ein guter seister reiger, ⁵
wär' uns gar vil nützer und weiger, ⁶
denn gar ein' seiste Mertinsgans.
Reinst nit, es sei war, mein Wursthanß?

Wursthanß:

Hätt' wir'n, wir wolt'n im d'tuten schütteln,
und etlich gülden herauß rütteln;
die wär'n gut für uns reißig knecht'.

Schrammfriz:

Ja, sie kämen uns nit unrecht;
die armut hat uns lang geheit. ⁷
Mein Junker, komt zu dieser zeit
der Abt? Hat die kundtschaft ein' grund?

Edelmann:

Ja, er sol noch eh wann zwo stund'
bei uns für faren dise straß'.

¹ Waren. ² Unverschämte. ³ Kragen. ⁴ Vorüber. ⁵ Reiser. ⁶ Reiser.

⁷ Geplagt.

Habt Ir auch bei Euch alles das,
darmit man säht solch' gemsenböck',
als strid', bremsen und daumenstöck'?
Sind euer büchsen auch geladen?
Erdapp' wir in, ist's Euch on' schaden,
Ir habt auch dabei euren teil.

Wursthans:

Wir sind g'rüß, des wals' glück und heil!
Komt uns der frist fisch in die reußen,
ob er sich gleich wolt' gen uns spreußen,
mitsamt den andern psaffenknechten,
nit lang wird wer'n ir gegenfechten;
ich wil mit meiner büchsen schlagen
den münch von seinem hobelwagen,¹
im bleuen seinen feisten bachen.²

Edelmann:

Rein, so grob wölln wir's nit machen,
weil er auch einer ist vom adel,
von gutem stamm on' allen tabel;
wir wöll'n in ungeschlagen lassen,
halt im nur d' büchsen für die nasen,
er wird sich stellen nit zu wer,
er hat bei im ein' knecht, nit mer.
Schaut nur, daß ir in thut umringen,
er wird bald unser liebein fingen.

Schrammfriz:

Seht, herr, dort lomen zwen zu fuß;
vom wagen er ab sein gstanden muß.
Der weg ist tief,³ so ist er schwer.

Edelmann:

Doß Belin! er zeucht gleich daher.
Verstoßt Euch abwegß in die hecken
neben der straß', thut Euch verstecken,
daß er Euch nit seh' und werd' scheuch,
mach' ein gschrei und entrinne Euch.

¹ = Fuhelwagen, d. i. Krämerwagen. ² Sped. ³ Sehr ausgefahre,

oder: gruntes?

Weil jezt zu selb arbeiten d' bauren,
zum gschrei so ließen zu die lauren;
damit der vogel uns entflüg'.

Wursthans:

Da steh ich auf der hinterbüß,¹
daß er uns nit entrinn' zurück.

Schrammreiß:

Er zeucht daher: nun walt' sein glüd!
(Die knecht verbergen sich.)

Abt

(Kommt und spricht zu Heinz seinem knechte):
Heinz, mich dünkt, 's halten reuter dort?

Heinz:

O, es ist sicher an dem ort.
Und ob uns etwer wolt' angreifen,
ich wolt' in schlagen auf sein pfeifen,
daß er ein jar an mich gedäch'.

Abt:

Du sagst wol, Heinz, mein lieber knecht.
Du bist ein sechster hinter'm ofen,
da die würst' und die hering trofen,²
und bei der feisten klostertuppen;
drauf du möchtest dem fläschlein luppen.³
Ich fürcht' mich auch vor jem raubschloß.
Säß ich dahinden auf mein roß,
und wär' auf zwo meil wegs darvon!
Nicht an't⁴ nichts gut: Nun, laß uns gon.

(Der Edelmaß plapt⁵ in an und spricht:)

Wo ist dein gleit, du bösewicht?
Du bist gefangen, hast du's nicht,
oder du mußt dein leben laßen.

Abt:

Ich hab' gleit auf allen straßen,
wann ich bin ein gweihlte person.

¹ Hintere Diegung des W. ges. ² Trausen, triesen. ³ Wohl für luppen, beuten, denn luppen (vergessen) paßt nicht. ⁴ Nirr abnut. ⁵ Häut.

Ir seid auch all' in schwerem bann,
wo ir wolt rechtfertigen¹ mich.

Edelmann:

Wer bist du denn? So nenne dich.

Abt:

So wißt, ich bin der Abt von Klingen:
mein' adel kann ich auch beibringen.

Edelmann:

So seid Ir ein gefürster abt:
froh bin ich, hab' ich Euch erdappt.
Wo wil da hin Euer Genad'?

Abt:

Da wil ich hin in ein Wildbad,
ob mir drinn möcht' geholfen werden.

Edelmann:

Was habt Ir am leib für beschwerden?
Habt Ir etwann ein' offenen schaden?

Abt:

Mein ich, zwar, von gottes gnaden.

Edelmann:

Was hat Euch für ein krankheit beschen?

Abt:

Mein herr, ich mag schier nimmer eßen.
Mir ist umb mein' brust also eng,
auch so zeuch ich den atem streng,
als ob ich immer wöll' ersicken:
ich hoff, das bad sol mich erquiden.
Es macht je ander leut' sein lustig
zu eßen und zu trinken rüstig:
Ich wolt je auch darinn erckwißen.
Jetzt lomt mein wagen, ich wil drauf sitzen
und vollens in das Wildbad faren.
Mein Junkherr, gott wöll' Euch bewaren!

Edelmann:

Mein herr, der heilg' heist nit also.²

¹ Eigentlich: zu Rechenschaft ziehen. ² Ihr ruft den falschen Heiligen an;
Eure Bitte hilft Euch nichts.

Kert um! Ir müßt mit mir also
heimfaren jetzt auf mein berghaus:
da wil ich Euch wol baden aus,
da sol man Euch wol irag'n und reiben,
den kurzen alem Euch vertreiben,
daß Ir werdt wider lustig z' ehen.
Der erznei wil ich mich vernehmen,
Euch bei mir halten d' aderlaß.

Abt:

Junkherr, laßt mich faren mein straß:
ich wil den knechten ein trintgeld schenken.

Edelmann:

Bald wendt Euch on' alls nachgebenken,
oder es wird ein ramatus¹ wer'n.

Heinz:

Laßt mir zusiden meinen herrn,
oder Ir komt in schweren bann.

Burshans

(gibt im ein deuderling² und spricht):

So wölle wir in d' erbeis gan:³
Gib her den weissher!⁴ er ist nicht dein!

Edelmann:

Komt mit: es mag nit anders sein!

Abt:

So gib' ich mich in euer gnab'.

Edelmann:

Ja, komt zu mir in mein Wildbad:
Solt Ir ein' monat bei mir bleiben,
wil Euch den schmerbauch wol vertreiben:
dann müßt Ir mir das badgeld geben.

Abt:

Laßt mich gar ungebadet ehen;
wil sonst gern sein des badgelds zaler,
Euch geben ein paar duzet taler,
und laßt mich meinen weg hin reisen.

¹ Ein Gerammel. ramatten, zu Grunde richten. ² Schlag. ³ In die
Erbsen (an den Rand) gehn. ⁴ Weisstaube.

Edelmann:

Herr, das badgeld wird noch daß heißen.
Wol auf! das bad ist schon geheijt:
was hilfst es, daß Jr Euch lang spreijt?

(Sie füren die zwen gefangen hinauß.)

(Der Edelmann komt mit Wursthans wider.)

Edelmann:

Wursthans, da nim die schnitten brot,
bring sie dem abt, es thut im not, *
er ist seit nächten ungehen bliben:
sie ist gar wol mit salz geriben,
auf daß im darauf schmed' ein trunt:
des brunnenwassers gib im gnung,
doch nur so vil brots gib im 'nein,
auf daß im sein schmerbauch werd' klein,
und er werd' wider lustig z' ehen.

Wursthans:

Junkherr, ich wil im gnau gnug messen.
Ein' schnitt brots gib' ich im all tag fru,
stelt's nit, so eß' er halt bonen zu;
der lig'n vil in der finstern kammer,
darinn er badt in angst und jammer.
Ich glaub' wol, daß er darinn schwiß'.

Edelmann:

Geh! ich wil 'nauf in die Turnih¹
und 'nauß schauen auf alle straß',
ob ich nit seh' für uns etwas.

(Sie gehn beide auß. Heinz des abtes knecht komt.)

Heinz:

Wie-!omen wir in die urthu?
's geht wie auf einer hundschoßzeit zu:
wenig zu strecken, vil zu laufen,
und hab' nichts denn wasser zu saufen.
Im kloster aber aß ich wol,
da war ich schier all nacht stutvol: ²
das muß ich in dem Wildbad deuen. ³

¹ Thurm. ² Ganz voll. ³ Pößen (verdaunen).

Ich wolt', daß man schier thät' abtreuen,¹
 daß nur das bad hätt' gar ein end':
 daß dich roßhoden schend' und blend'!²
 Hat uns der teufel tragen 'rein?
 Im Kloster war doch besser sein.

(Schrammfriz und Wurst hans lemen.)

Wurst hans:

Nun schau zu, mein wundgefell Fritz,
 es hat uns unser junkherr ih
 des abtes wertschger ab genomen,
 uns ist kein pfenning drauß zukomen.
 Er wird im 's geld behalten alls,
 wie er uns auch hat than vormals.
 Er hält nichts, thut uns vil zusagen,
 und wir soln leib und leben wagen
 in sein dienst, so 's unglück zutrüg':
 ich wolt', daß sancti Beltin drein schlug!
 Ich wil mir such'n ein' andern herr'n.

Schrammfriz:

Er macht uns gar vil wirr'n und verr'n,
 wir bringen laum hauchfüll' darven,
 er gibt uns gar ein' schönen lon,
 darzu kleidet er uns gar gering
 und bricht uns ab vil ander ding'.
 Ich wolt', sam mir St. Quirin!³ nit bleiben,
 hätt' ich mich nit jung thun verweiben.
 Die er mir, jecht drei jar, anhangen
 thät, hat mich gleich darmit gefangen;
 muß mich leiden wider reuters recht,
 als ob ich sei ein bauernknecht.
 Ich dörfst' wol einmals darvon schmeißen,⁴
 mein weib und kinder lassen sizen.

Wurst hans:

Ich weiß ein' ort, da sind edelleut,

¹ Entlassen. ² Eine bei H. Sachs hie und da vorkommende Verwünschung, wie ich nicht zu erklären vermag. ³ So mir St. Quirin helfe! Ebenso unten: so mir Gott (= Gottes) körper! ⁴ Ranzen.

die geben irt knechten halbe beut',
da kann's einr' best' tapfrer wagen.

Schrammfriz:

Wo ist dasselb? thu mir's ansagen:
ich wil, sam mir boß körper! mit dir.

Wursthans:

Der junkherr komt, nun schweigen wir.

Edelmann (komt):

Ir reuter, ich siß ein' dort von weiten
in einem silbmantel herreiten;
er reitt ein' guten gaul dahet,
sei kaufmann oder ein burger.

Rüst euch und nemt von im bescheid,
und hat er nicht ein fürstlich gleit',
so nemt in gfangen; hängt er's maul,
so schlägt in herab neben gaul
und bringt in zu mir her geladen,
so muß er mit dem münich baden:
da woll' wir in auch neßen und scher'n,
daß er fein lieber möcht' entber'n.
Ach, cilet flugs, ir reutersleut'.

(Er geht ab.)

Wursthans:

Schrammfriz, gerät uns dise beut,
wir wolln des kaufmanns beutel sträl'n,
dem junkherrn muß einmal auch sel'n;
eh und er in von uns empfachet,
hab' wir ein' handschuch drauß gemacht,
im außgerupfet die schwingeliedern.

Schrammfriz:

Kom, eil' und laß uns nit lang schwedern,¹
eh uns der haß lom' auß den augen,
sonst muß wir abr an klauen saugen.

(Sie gehn auß.)

Edelmann (komt):

Ich hab' her willig reißig knecht,

¹ Schwagen.

kald ¹ ich hab' etwas außgespecht,
sind s' drauß wie ein ar auf der hennen.
Dort thut des ables knecht her rennen.

(Der knecht geht ein.)

Mein Heinz, wie geht's beim herren ih?
sag', ob er auch im Wildbad schwiß',
ob er auch frölich sei und sing'?

Heinz:

Wie künd' mein herr sein guter ding',
weil er sitzt in eint finstern lammer,
versperrt, gefangen, in trübsal, jammer?
Glaub' wol, daß er vor ängsten schweiß,
weil er in disen notfall sitzt.

Der hunger thut im täglich wecken,
die schnitte brots wil gar nit fleden
ein' tag: er muß darzu gewonen
der herten ungesotten bonen,
der in der lammer ligt ein haufen.
Darüber thut er täglich laufen,
er hat der wol ein meßen geßen:
ich glaub', er würd' iht lustig eßen,
wann er säß' ob eim guten mal.

Edelmann:

Was schade's, ob man dein herrn bezal'
mit gleicher münz? Er zeigt uns an,
er wolt' uns alle thun in bann:
so ist er selb in d' bonen ² lomen
und hat sie gar in sich genomen
nun mer jecht fast ein' monat lang:
ich glaub' wol, im sei nummer bang.
So nim den schlüssel, sperr' auf schier
und bring dein' herren her zu mir,
daß ich im glegne nun das bad.

Heinz:

Ja, ich wil holen sein Genad'.
Ich glaub', ich werd' im lomen eben,

¹ Sebald. ² Wortspiel mit Pann und Pohnen.

er werd' mir ein gut botenbrot geben;
und wann ich sol auf mein' eid jehen, ¹
so ist im nit fast unrecht gschehen,
wann er hat auch ein' bösen laun,
straft oft ein' münch in die prisau,
der dreimal frömmter ist denn er.
Nun, ich wil gehn, in bringen her.

(Er geht hin; die reißigen knechte kommen.)

Edelmann:

Wie steht's? wo bleibt ir mit dem hasen?

Wursthans:

Er ist hin, hat uns hie gelassen.

Er hatt' im busen ein fledermaus,

darmit schlug uns das armbrust auß. ²

(Der knecht bringt den abt.)

Edelmann:

Ach mein herr abt, gott gsegn' eur Gnad'

ein' monat lang das gut Wildbad:

dünkt Euch jekunder, Ir möcht' ehen?

Abt:

Ja, wär' ich in ein Wildbad gsehen

und hätt' geschwipet hinden und vorn,

ich wär' kaum so gereinigt wor'n.

Mein atem zeu ich samst übrall:

säß' ich jekt ob ein guten mal,

mich dünkt, ich wolt' wol eh'n mein' teil.

Edelmann:

Weil euer Gnad' ist worden heil,

nemt wider hin eurn weisager eben

und thut auch mir mein badgeld geben;

dann wollen wir zu tisch uns setzen

und als unsers unmutz ergehen.

(Der abt nimt auß dem weisager ein sacklein, gibe's im.)

Abt:

Da habt Ir hundert taler j' lon

¹ Sagen. ² Verjagte uns die Armbrust. Es scheint ein Aberglaube jener Zeit hier verwendet.

für bad und lost, die nemet on;
ich bitt' Euch, habt hiemit für gut.

Edelmann:

Ja, jedoch mir vor urschd thut, ¹
solch Bildbad nit eisern ² noch rechen.

Abt:

Ja, das wil ich Euch auch versprechen. —
Ir reissigen knecht, habt Euch die acht
taler, daß Ir mir 1' ehen bracht.

Schrammfriz:

Deo gratias! Mein herr, habt eer':
wenn Ir wolt, mögt Ir baden mer.

Edelmann:

Mein herr, nun komt herein zum mal.

Abt:

Ja! Heinz, du geh 'nab in den stall,
rüß' zu den wagen, daß wir in gheim
nach dem mal faren wider heim.

Ich hab' mir eben recht gnug gebadt,
es hat mir villeicht gar nit gschadt:
ich bin daheim im kloster gseßen
und hab' nur gute bislein geseen;
wär' ich in's bad nit komen her,
im schmer ich noch ersidet wär'.

(Abt, Edelmann und Wursihans gehnd auß.)

Schrammfriz:

Ach hätten wir der badleur' mer,
wir wolten erlangen gut und eer;
wir wolten sie gar fleißig frauen,
daß eim möcht' vor dem bad wol grauen;
wir wolten im wol das bad erhizen,
daß er vor angst darinn müß' schwißen.

Wursihans

(komt und spricht):

Kom, lieber, und schau doch nur zu,
wie hurtig der münch schliden thu

¹ Eitliche Versicherung, sich nicht rächen zu wollen. ² Rinden.
Grimm'sche, Herbstabende und Winterächte. III.

groß broden, wie ein leders¹ hund!
 Ich mein', er eß' lustig und gesund;
 es hat forthin umb in kein not.

Schrammfröh:

Ei laß in ehen, gsegn' im's gott!
 Er hat das glach² gar wol bezalt,
 uns unser müß' auch wol vergalt;
 näm' noch vier taler, wär' mir on' schaden,
 und hülß noch ein' ein' monat baden.

Edelmann

(kومت und beschleußt):

Gehet, rüfset Euch in harnisch beid'
 daß man den abt hinaus beleit',
 daß nit die schnapphan³ äbr in kometen
 und daß im würb' das sein' genommen.
 Er ist ein guter fromer mann,
 seins bads wir nit entgolten han. —
 Ir herrn, ob einer hinnen wär',
 der auch jög' seinen atem schwer,
 auch nimmer lustig wär' zu ehen,
 demselben wolt' ich mich vermesen,
 mit mein wilddad im helfen wolt',
 daß er widr eßend werden solt'
 in eim monat, wär' mein beger,
 der mag sich zu mir machen her
 und geb' ein par taler daran;
 wenn er wil, so mag er einstan,
 eh im sein krankheit größer wachß'
 und überhand nem', spricht Hans Sachs.

(1550, Dec. 17.)

Allerdings, nahm jetzt Irngard das Wort, befriedigt das
 Fastnachtspiel mehr als das Trauerspiel, obgleich auch hier von
 Austiefung der Charaktere keine Rede ist. Offenbar bearbeitete
 Hans Sachs eine Begebenheit seiner Zeit, die als Anekdote im

1 Werbers. 2 Belag. 3 Wegelagerer.

Landes herumgieng. Eigene That ist ohne Zweifel nur die gegen den Edelmann selbst gewandte Raublust der Knechte.

Auffallend ist, sagte Verta, daß kein Weib im Spiele auftritt, obgleich der Dichter durch die eingeführte Frau des Edelmannes oder durch Mägde desselben neue und anderweitige Verwickelung gewinnen konnte. Er beschränkt sich auf das ihm Ueberlieferte. Aber ich möchte doch wissen, wie er mit den Frauen in den Fastnachtspielen verfährt.

Das kann man sich nun wohl denken, antwortete ihr Baron Wilmar; um jedoch Ihre Wißbegierde zu stillen, will ich aus dem Fastnachtspiele „der todte Mann“ einiges mittheilen. Die handelnden Personen sind der Mann, die Frau, der Nachbar und die Nachbarin. So hören Sie denn

Die Frau:

Mein lieber mann, ich hätt' ein bitt
an dich, wölst mir's versagen nit,
du wölst mir offenbarn on' scherzen,
wie lieb du mich hast in dem herzen:
ich wolts auf mein treu wißen gern.

Der Mann:

Der bitt' kann ich dich nicht gewern,
weil dein thun zwisaltig erseint:
hab' dich oft lieb, bin dir oft feind:
drumb dir kein gwiße antwort gib'.

Die Frau:

Mein lieber mann, wann hast mich lieb?
sag' mir den grund, daß ich's auch weiß.

Der Mann:

Wann du thust alle, was ich dich heiß',
underthänig ghorfam und willig,
so hab' ich dich lieb, und das billig,
theil dir mein saure arbeit mit
und laß dir keinen mangel nit
an kleidung, kleind, trank und speis',
und alle, was ich kann und weiß,
das thu ich dir zu wolgefallen.

Wann du dergleichen thätst in allen,
 so gebär' ein' liebe die ander
 und hätten beide lieb einander,
 und würd' unser lieb' täglich neu
 in rechter warer gunst und treu.
 Daß aber mein lieb' oft wird schel,
 da ist allein an dir der schel,
 wie das täglich an dir erscheint.

Die Frau:

Mein mann, wann wirst du mir denn feind?
 sag' mir des auch den rechten grund,
 ob ich mich dafür hüten kund',
 auf daß du mich stets hättest lieb.

Der Mann:

Daß ich dir kurze antwort gib':
 wann du thust wider meinen willen
 öffentlich oder in der stillen,
 schau, so sächst sich mein feindschaft an.

Die Frau:

Ach, so sag' mir, herzlieber mann,
 was thu ich denn, daß dir nit gfalt?

Der Mann:

O, die ding sind gar ungegalt
 mit worten werken über tag:
 des leid' ich von dir harte plag'.

Die Frau:

Ach lieber mann, sag' an, womit?

Der Mann:

Ei laust du das vernemen nit?
 Du bist in dem haushalten träg',
 und hältst mich unehrlich und läg';¹
 bist jornig, beschästiger art
 hältst du mir allzeit widerpart
 und wilt allzeit der sach' recht han,
 sam sei ich frau und du der mann.
 Schau, solch dein großer unverstand

¹ Schlecht.

und unbill thut mir auf dich and';¹
damit thußt du mein lieb zertrümmern.

Die Frau:

Mein mann, läßt du dich denn belümmern
solch schlechte ding', so hat dein lieb'
gegen mir gar ein' schwachen trieb.
Hätst mich so lieb, als ich dich hab',
dein lieb näm' nit so leichtlich ab,
sonder blib' täglich stark und fest.

Der Mann:

Dein lieb' ich ja auch gerne weis',
ob du mir auch bei meinen tagen
etwann auch hätst ein' lieb' getragen.

Die Frau:

Ei, mein lieber mann, warumb nit?

Der Mann:

Mein liebes weib, sag' an, womit?
Ich hab' deiner lieb' nie empfunden.

Die Frau:

Mein mann, weist nit: zu allen stunden
so heiß' ich dich oft lieber Hans:
merkst denn mein lieb nit, allermanns?²

Der Mann:

Solch lieb get nur in worten hin,
im weis ich ir nit prüfend bin,
sonder täglich das widerspil.

Die Frau:

Mein lieber mann, nun schau, ich wil
dir mein heimlich lieb' offenbar'n:
ich hab' dich so lieb in den jar'n,
und wärst todtraut, so woltte ich
gern für dich sterben williglich;
und stürbst vor mir, so merke eben,
so möcht' ich nit mer on' dich leben,
wolt' auch kein andern mann mer haben,
wolt' ehlich laßen dich begraben

¹ Macht mich auf dich zornig. ² Mann aller Männer.

in meinem röthleintoten roth
als meinen lieben hellerstod, ¹
daß jedermann mir müßt' verzeihen, ²
sie hätten kein größter lieb' gesehen.
Des hab' dir auch mein' treu zu pfand'.

Der Mann:

Und wo dein lieb' hätt' ein bestand,
wie du hie angeigest allein,
so ist sie größer dann die mein';
erst thu ich deiner lieb' mich freuen.

Die Frau geht jetzt hinaus, um zu waschen; der Mann aber, daß er sich von der Wahrheit ihrer Versicherung überzeuge, beschließt sich todt zu stellen. Als die Frau zurückkommt, findet sie den Mann ausgestreckt bewegungslos im Zimmer liegen. Sie rüttelt ihn und spricht:

Ei, ei, er ist todt, merck' ich wol;
weiß ich je nicht was ich thun sol:
sol ich vor wein'n oder vor ehen?
O ich kann bei mir wol ermessen,
wo ich weint' und macht' ein geschrei,
so kämen all nachbaur'n herbei,
und müßt' ich dann vil weinens treiben
und den abend ungehen bleiben.
Bin auch von der wäsch' also naß:
ich wil mich trücken anlegen baß,
wil mir fünf eier in schmalz schlagen,
so mag ich des baß wein'n und klagen,
und wil darnach in keller nein,
mir raus tragen ein gut maß wein,
mich in dem großen herzleid laben,
dann wir ein altes sprichwort haben:
Nüchter tanzen und nüchter weinen
ist wol bekoumen gar nie keinen.

Damit geht sie singend hinaus. Der Mann, obgleich nun von der Liebe seiner Frau überzeugt, spielt dennoch seine Rolle fort. Die Nachbarin kommt und sucht die nun klagende zu trösten. Da kein trostwort zu haften scheint, sagt sie endlich:

¹ Stod vor der Küche, worin die frommen Gaden gelegt wurden, hier so viel als Ernährer. ² Zugesehn.

Si so greifet wider zu ehr'n
und neimt euch einen andern mann,
derick wird euch das beste than,
euch nähren wie der nachbaur mein.

Die Frau:

Ja, das kann aber izt nit sein,
denn morgen so ist die fastnacht;
Nun haben's die lausing paffen gmacht,
daß man izt nicht, wie bei den alten,
darf in der fasten hochzeit halten.
O Nachbaurin, wie muß ich than,
ich hab' nit dacht, daß on' ein mann
so schwerlich sei zu halten haus!

Der Nachbar k. mmt. Es wird über die Beerdigung verhandelt. Wie die geschehen soll, ergibt sich aus dem folgenden. Schließlich will die Frau über ihren Verlust ein Klagelied anstimmen; drauf tritt sie zu dem Manne, weint und spricht:

O mein mann, wie sol mir geschehen,
sol ich dich nimmer lebend sehen?
o Hans, mein herzelieber mann,
was sol ich doch nur ichund than?

Der Mann richtet sich auf und spricht:

Hör weib, das wil ich dir wol sagen:
du hast fünf eir in's schmalz geschlagen,
bist in der kuchen drüber gesehen
und hast sie alle raus gefressen;
hast darnach ein maß wein rauf tragen,
die hast gesoffen in dein tragen:
so geh hin und leg' dich drauf nider,
daß du ein wen'g werbst nüchtern wider.
Ist das dein grobe lieb' und treu,
der du dich rümpst on' alle schen?
Du unverstand, grober holzbod,
du sprachest, deinen rothen rod
wollst nemen, mich darin begraben:
mocht jekt von dir kein leilach haben;
wollst mich in d' sauhaut laßen näh'n.
wen'g treu hab' ich ghört noch gesehn

von dir ichund an disen orten
 weder mit werken noch mit worten.
 Dein lieb und treu ist gen mir eben
 im tod, wie sie vor war im leben.
 Dein lieb die reicht nicht weiter mer
 denn soweit ich dich kleid' und ner';
 sonst sächst mich durch ein jaun nit an.

Die Frau:

Boß leichnam angst! mein lieber mann,
 ich hab' nur also dein gepott;
 ich weist' wol, daß du nit warst todt
 sonder steltest so tödlich dich,
 zu schaum, wie ich wolt' stellen mich,
 wann du stürbest, drumb, solt du wißen,
 hab' ich dir disen hosen grißen.
 Stürbst, ich würd' mich wol anders stell'n:
 versuch's, frag danach ~~den~~ gutsell'n,
 wie kläglich ich mich stellen wil.

Der Nachbar:

Nein, nein! Nachbar, du laß das spil!
 dein weib steckt gar voll hinterlist,
 daß sie nit auszulernen ist;
 dann bald sie auf die erden sicht,
 so hat s' schon außerb' ir erdicht.
 Mein weib braucht gleich solch hinterlist:
 ein weib gleich wie das ander ist.
 Drumb wöln wir weib weib laßen sein
 und mit einander gehn zum wein,
 der weibslieb uns nit la'n ansechten,
 sie laßen bleib'n bei'n alten rechten,
 daß uns kein grau haar drauß erwachs
 dise fastnacht; das wünscht Hans Sachs.

Herr Varen, Sie sind ein — Kurz, ich weiß Ihnen wenig
 Dank, daß Sie solch einen weiblichen Charakter uns vorgeführt
 haben. So rügte Berta, und sie schloß ihre Müge mit der Frage:

Kennen Sie uns nicht zum wenigsten ein Weib von einigem Gemüth und Gefühl zeigen?

Gemüthliche oder gar empfindsame Weiblichkeit, antwortete ihr Baron Wilmar, findet in den alten Hasinachtspielen keine Gelegenheit sich zu äußern. Derb und etwas grobkörnig sind da allerdings auch die weiblichen Charaktere, aber daneben sind sie doch gesund und naturwüchsig. Vergessen Sie nur nicht, daß das Hasinachtspiel seine Stoffe in den untersten Schichten der Gesellschaft suchte und fand, und diese waren in dem sechzehnten Jahrhunderte was wir jetzt ziemlich roh nennen.

Ich begreife das, sagte jetzt Irmgard, und das Spiel vom todtten Manne hat mich auch nicht beleidigt. Aber zum Schluß der heutigen Nacht: Wir haben noch kein Wort über die eigentliche Lehrdichtung vernommen; sollte sie zur Zeit der Blüthe aller Dichtarten allein stumm geblieben sein? Das ist kaum glaublich.

Es ist kein Mangel an Lehrgedichten im 13., 14., 15. und 16. Jahrhunderte, erwiderte ihr Häpinger, jedoch wenige haben dichterischen Werth. Ihr anderweitiger soll ihnen unbenommen bleiben. Das Beste sind wohl die Bispell oder die Fabeln. Wir haben mehrere Sammlungen, hochdeutsche und niederdeutsche. Unter den ersten ist „die Welt“ von Etlicher, „der Edelstein“ von Bonerius und die vier Bücher Fabeln von Burtfart Waldis hervorzuheben. Jene Sammlung gehört dem 13., diese dem 14., Waldis aber dem 16. Jahrhunderte an. Eigentliche Lehrgedichte sind: der Winkbeke, die Winkbeke, der König Tyrold von Schotten. Diese drei in strophischer Form; alle anderen Gedichte sind in den kurzen Reimpaaren der höfischen Epiker abgefaßt. Von wirklichem Werthe ist nur das erste, in welchem ein ritterlicher Vater seinem Sohne Lehren giebt. Das zweite ist eine leichte Nachahmung, worin eine adelige Mutter ihre Tochter belehrt. Das dritte ist noch unbedeutender; in ihm ertheilt ein König seinem Sohne allerhand Lehren. Erwähne ich noch die Spruchgedichte Eriks Helblings und des Teichners (Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts), so ist das Nützlichste angeführt.

Einzufügen möchte ich noch die „Bescheidenheit“ (Bescheidenheit)

von Freidank, den „Wälschen Gast“ von Thomasin von Zerkläre (Thomasino della Chiara), zwei Sammlungen von Sprichwörtern und Sentenzen, beide aus dem 13. Jahrhunderte, und die umfangreichen Sammelwerke, der Renner (weil das Buch durch die Länder rennen soll) von Hug von Trimberg, und das Schachzabelbuch von Konrad von Ammenhausen, beide aus dem 14. Jahrhunderte. Der zweite Dichter verkommt schon sehr in der Allegorie. So sprach Graf Huno. Wohl! sagte darauf Berta; aber was besagt Schachzabelbuch?

Konrad benannte sein Gedicht so, weil er die Figuren des Schachspiels als Grundlage seines Werkes benutzte, antwortete ihr Huno. So hatte er Anlaß sich über die verschiedenen Stände der Menschen zu verbreiten. Er durchflucht übrigens seine Betrachtungen mit allerhand Geschichten und Begebenheiten ernstler und heiterer Gattung.

Aber wie sieht es mit der Satyre, fragte Irmgard, hat das Mittelalter keine hervorgebracht?

Erst gegen das Ende desselben tritt sie auf, antwortete ihr Haspinger, nämlich als eigene Gattung. Das Narrenschiff Sebastian Brands und dann die verschiedenen Gedichte Wurners gehören hieher. Alle diese Werke sind jedoch mehr durch Tüchtigkeit der Gesinnung als durch dichterische Vorzüge ausgezeichnet. Brand gehört dem 15., Wurner dem 16. Jahrhunderte an, und hiemit können wir von den Dichtern und Dichtungen des Mittelalters Abschied nehmen. Die übrigen Dichter des 16. Jahrhunderts, und es giebt noch einige sehr bedeutende, wie z. B. Fischart, schließen sich nur durch die äußere Form ihrer Gedichte, die kurzen Reimpaare, an ihre Vorgänger an; in allem übrigen stehen sie den gelehrten Dichtern des 17. Jahrhunderts bei weitem näher, wie sie denn auch sämtlich Gelehrte waren, durch griechische, noch mehr aber römische Litteratur gebildet, und diese ihre gelehrte Bildung in ihren Werken auch mehr oder weniger widerspiegelt. Nicht mehr für das Volk, sondern für die Gelehrtegebildeten waren ihre Dichtungen berechnet. Seit der Zeit drang das Fremde immer mehr und mehr in die deutsche Dichtung ein, und mit der Nach-

ahmung des Fremden Unfreiheit in jeder Bewegung. Erst durch Lessing und Herder gewann die deutsche Dichtung Freiheit und Selbstständigkeit wieder, indem vor allen anderen durch diese beiden Männer, die als Dichter bekanntlich keineswegs zu den größten gehören, darauf hingewiesen ward, daß man nie die Werke der Griechen und Römer unfrei nachzuahmen, vielmehr nur die ewig geltenden Gesetze der Schönheit, die von beider Völker Dichtern beobachtet wurden, bei allem dichterischen Schaffen zu beobachten habe.

Damit ward die Eizung aufgehoben.

Vertagung der abendlichen Zusammenkünfte auf den nächsten Herbst und Trennung der Gesellschaft.

Da man nun die gesammte deutsche Dichtung des Mittelalters in allen ihren Gattungen und Arten überblidte und die hervorragenden Werke näher kennen gelernt hatte, die die Dichtkunst vom achten bis fast zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts in Deutschland hervorzubringen vermocht hatte; so drängte sich Allen ganz begreiflich die Frage auf: ob man sich sofort zu der gelehrten Poesie des siebenzehnten und ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, die man nicht mit Unrecht *Perrückenpoesie* genannt hat, wenden solle, oder ob man nicht besser die Abendversammlungen für einige Zeit ausseze. Thue man dieß, so gewinne man Zeit das Erkannte nochmals zu betrachten und so in sich zu besessigen, und man verliere nichts, da fortan eine neue Richtung eintrete und zwischen der Poesie des siebenzehnten und der Dichtung der früheren Jahrhunderte ohnehin kein Zusammenhang sei.

Man würde sich vielleicht nicht so bald für dieß oder jenes entschieden haben, obgleich der Frühling bereits seine Boten in das Land sandte, wenn es sich nicht als durchaus nothwendig herausgestellt hätte, daß Baron Wilmar eine längere Zeit hindurch auf seinen Gütern anwesend sei. Dieß war nicht abzuwenden, Irmgard aber wollte sich von ihrem Gemahle auch nicht trennen,

zumal da es auch für sie dort so mancherlei zu schaffen und einzurichten gab.

So würden schon zwei der Haupttheilnehmer gefehlt haben, hätte man dennoch die Abendunterhaltungen nicht aufgeben gewollt. Nun kam aber noch dazu, daß man den Herzog in die Hauptstadt zurück berief, denn staatliche Verhältnisse verschiedener Art machten seine Anwesenheit dort durchaus nothwendig. Da nun ihm nicht nur der geheime Oberseisenstopfer (der Würde des Zopfbewahrers war er längst enthoben worden, da der Herzog seit der neuen Ordnung der Dinge im Staate keinen Zopf mehr trug), sondern auch Graf Huno als Staatsdiener ihm folgen mußte; so war und blieb die Gesellschaft für jetzt gesprengt. Man fügte sich also in das Unvermeidliche und beschloß die Auflösung der Gesellschaft, jedoch mit dem allseitigen Versprechen, daß man sich nächsten Herbst bei dem Baron Wilmar treffen, den Winter sodann aber im Schlosse des Herzogs zubringen wolle. Da wolle man dann mit frischen Kräften zu der liebgewordenen Beschäftigung zurückkehren. Auf dieses Gelübde hin trennte sich die Gesellschaft jetzt auf's Friede; die einen zogen nach Süden, die andern nach Norden, nachdem sie sich auf freundliches Wiedersehen hin freundlichst beurlaubt hatten. Haben auch andere Leute an den Unterhaltungen auf's Friede Wohlgefallen gefunden, so werden wir uns nicht entbrehen, ihnen die Gespräche und Ereignisse, die im nächsten Herbst zu Hausen und im Winter darauf im herzoglichen Schlosse stattfanden, nach Gebühr zur Kenntniß zu bringen.